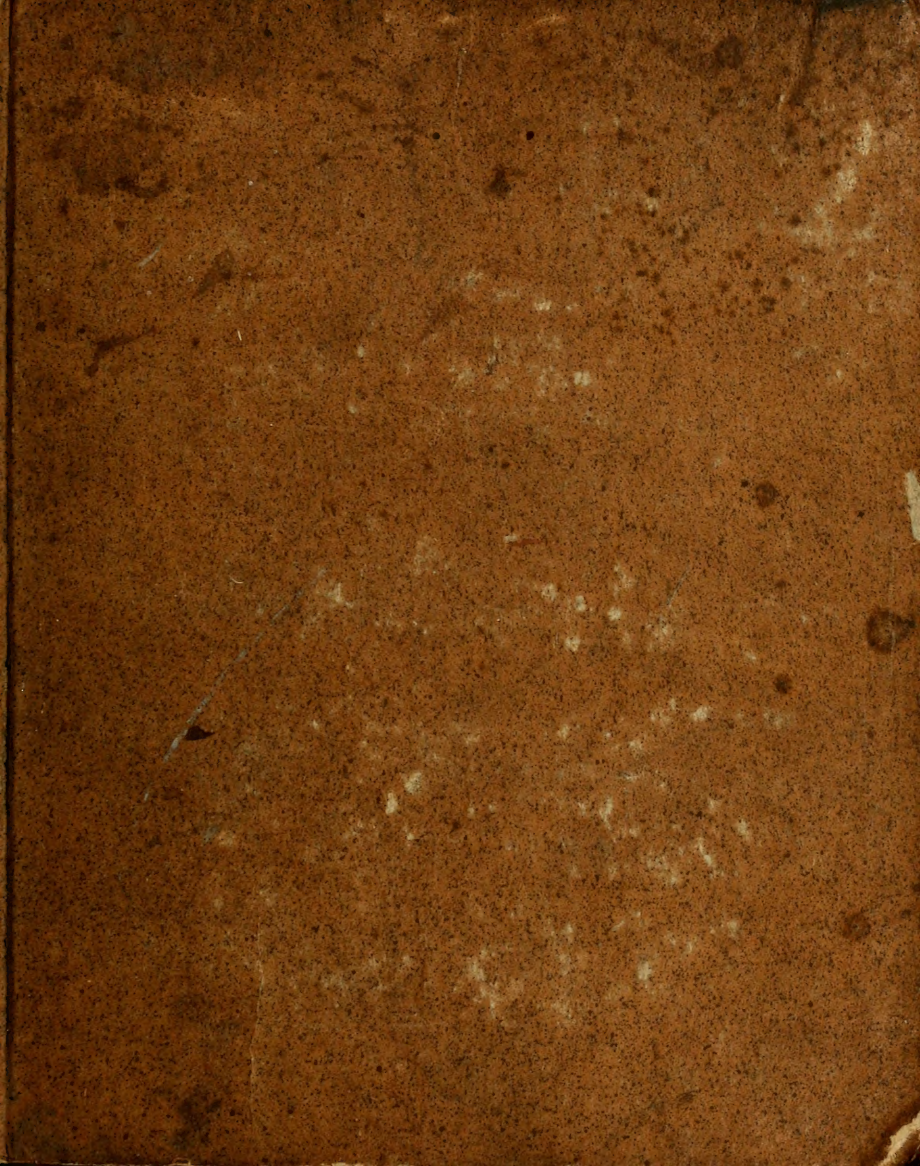
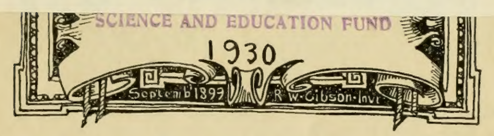
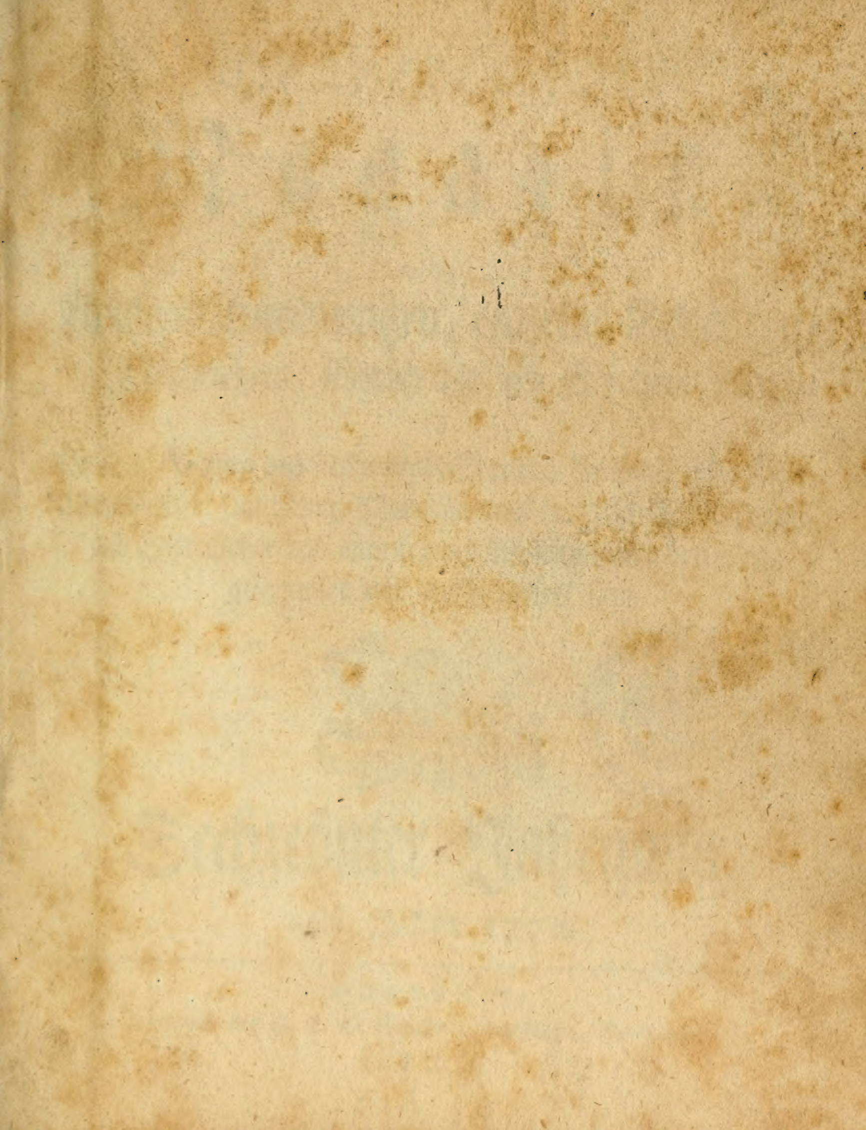



SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1899
R W Gibson Invt





Hannoverisches
Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken,
Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,
so
die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen,
gesammlet und aufbewahret sind.



Sechzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1778.

Hannover,
gedruckt bey H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1779.

Nachricht für den Buchbinder.

Zum 22ten und 102ten Stück des Magazins gehört zu jedem ein Kupferstich.

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1778.

II.

99.

Zweytes Register,

nach alphabetischer Ordnung.

Vom Jahre 1778.

A.

II.

Klärich,

N.

O.

P.

R.

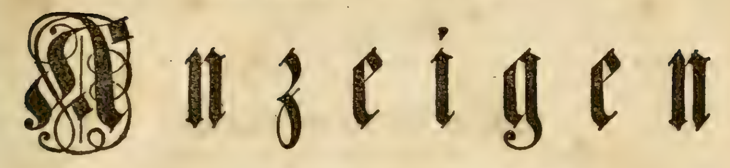
S.

Z.





Hannoverische



Anzeigen

von allerhand Sachen, deren Bekantmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich.

Vom Jahre 1778.

Hannover, 1779.

Nachricht für den Buchbinder.

Zu Nr. 5. der Anzeigen gehört eine Nachricht von der Tontine der Stadt Stade.

— — 12. — — — eine Nachricht für diejenigen, welche etwas durch diese Anzeigen kund machen wollen.

— — 32. — — — das 24ste Avertissement von der Calenbergischen Wittwencasse.

— — 87. — — — das 25ste Avertissement davon.

Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Freytag, den 2ten Januar 1778.

Die kleine Welt, mitten in der großen.

Kein einziger aufmerksamer Blick auf die Natur läßt den denkenden Forscher ganz unbelohnt. Herz und Verstand findet dabey allemal seine Nahrung; es sey nun, daß er daraus Anlaß zur Erweiterung seiner Einsichten, oder Gelegenheit zur Bewunderung des Schöpfers, oder Stoff zu vernünftigen und weisen Entschließungen, oder alles zugleich, hernimmt. Auch das kriechende glänzende Würmchen in der Felsritze; auch das zerbrochene Stückchen Muschelschale in einem zerspalteten Steine; auch der zarte Keim einer Pflanze, erfüllt den philosophischen Verehrer der Wahrheit mit lehrreichen Gedanken, die freylich nicht in das Herz des niedrigen Hirten kommen, der an den Bergen weidet, und mit der Natur zwar weit bekannter seyn könnte, doch aber nicht eher staunt, als bis Blitz und Donner durch die Lüfte tönen. In einem schattigen Hayne, der aber erleuchtet genug war, zur Wahrnehmung von tausend Wundern der Natur, erblickte ich von ohngefähr ein Blatt, auf welchem ein kleiner Minirwurm seine krummen Schlangenlinien in merkwürdigen Figuren herumgezogen hatte. Ich brach das Blatt ab, hielt es gegen den hellen Himmel, und sah noch den kleinen Einsiedler darinnen arbeiten; unbekümmert, ob er in Händen war, deren geringster Druck seine ganze Wohnung, nebst ihm selbst, hätte zerstören können. So ist denn das, dachte ich, deine kleine Welt, in welcher du gebohren bist, in welcher du lebst, in welcher du dich nährst und deinen Naturtrieben nachgehest, bis die Zeit deiner Verwandlung kommt. Ists möglich, daß zween Häute eines dünnen Blattes, einen Reichthum für eine Creatur in sich fassen können, die gleichwohl, wer weiß, wie viel, bewundernswürdige Organen hat? einen Reichthum, von dem sie kaum den funfzigsten Theil braucht, ihr Daseyn auf verschiedene Tage zu erhalten? Ich will dich nicht wegwerfen, unbeträchtliches Thierchen! Wenn mir irgend einmal ein Unzufriedener aufstößt; dann will ich dich hervorholen, und seinem mürrischen Herzen dem Gebäude vorhalten. Vielleicht ist ein un-

unmerkliches Würmchen im Stande, den zu beschämen, den erhabnere Lehren oft nicht rühren können.

Aber bey dem allen, wie viel kleine Welten mögen nicht in der großen seyn? Nur dieser Busch, funfzig Schritt im Umkreise genommen, was für eine abwechselnde Mannigfaltigkeit von Geschöpfen, was für eine Ordnung und Zusammenhang bey dieser Mannigfaltigkeit, was für eine Menge von Mitteln, Zwecken und Absichten, was für ein Bezirk voll Wunder des Herrn! Von dieser Eiche, die ihr Haupt so stolz empor hebt, bis herunter zu dem zartesten Kräutchen, das unter ihrem Schatten wächst, welche Zahl von Gewächsen! Und alle diese Gewächse wieder bevölkert mit so mancherley lebendigen Geschöpfen, unter welchen vielleicht einigen die Weite einer Handbreit, wie uns Meilenlange Entfernungen vorkommen. Wie viel Republiken von Thierchen mögen in diesem Gebüsche wohnen und daselbst den Zirkel ihrer Bestimmung durchleben! Ihr gefiederten Sänger des Waldes, seyd ihr Fremdlinge oder seyd ihr Bürger dieses Hayns? Bürger seyd ihr; denn eben dieser Busch, der das Nest eurer Jungen überschattet, war auch der Ort eurer Geburt; hier die hohe Schule, auf welcher ihr angelehrt wurdet zu allen euren Kenntnissen; auf diesen Zweigen locktet ihr eure Gatten, und in diesem moosigten Baum hieltet ihr euer Nachtlager; an diesem Bache stilletet ihr euren Durst, und von diesen herabfallenden Saamen euren Hunger – bis endlich vielleicht nach drey Sommern und zween Wintern ein mächtiger Jäger, oder ein krummschnablichter Geyer eurem unschuldigen Leben ein Ende, und eben dadurch wieder euren Nachkommen Platz macht. Wie viel große Revolutionen in euren Staaten, ihr Erdbewohner im eigentlichen Verstande, die ihr unter meinen Füßen herumkriecht! Ein Ameisenhaufe mag noch so künstlich eingerichtet seyn, ein schlauer Vogel kann bald eine schreckliche Verwüstung in demselben anrichten, oder die Hand, die eure Cocons aufsucht, um die schlagende Nachtigall in dem vergoldeten Käfig jener vornehmen Dame zu futtern. Gott, was sind in deinen Augen die mächtigsten menschlichen Staaten dieser Welt anders als Ameisenhaufen, wenn sie es noch sind! Freylich höher geachtet; edler bereitet; herrlicher bestimmt; aber in der Größe – nur wie ein Bienenschwarm mit seinen Zellen. Und der kriechende Wurm will sich doch oft brüsten gegen seinen Schöpfer, und stolz seyn auf sein bischen Chaos, das seine Hände nicht einmal bereitet haben.

Ich kam in meinen Garten und fand eine buntfärbige Schnecke. Ich suchte weiter und traf in einem Umfange von wenig Schritten noch zehn andere an. Ich untersuchte einige Maulwurfshügel, und fand in denselben drey bis vier ganz kleine Gehäuse von eben dieser Art Schaalenthieren. Ich verglich die Größe dieses Platzes mit der ganzen Größe meines Gartens, und das

Re-

Resultat dieser Vergleichung war, daß mehr als etliche tausend Schnecken allein in diesem Bezirke wohnten. Nun ward ich aufmerksam auf die übrigen lebendigen Geschöpfe, die sich in diesem unmerklichen Raume des Erdbodens aufhielten. Ich traf auf einem Zwergapfelbaume vier Arten Raupen an. Wie leicht würde ich noch zwanzig andere Gattungen haben können zusammen finden, wenn ich alle Bäume genau zu untersuchen, wäre im Stande gewesen. Merkwürdige Creaturen! Bücher können von euch wunderbaren Insekten, von eurer ganzen Oekonomie, von euren Farben, euren Organen, eurer Lebensart, euren Gespinnsten, euren Schmetterlingen – geschrieben werden, und sind auch davon geschrieben. Ich gieng weiter, und einämsiger Goldkäfer begegnete mir, der eine kleine Beute nach seiner Wohnung trug. Ich spürte in der Erde seinem Aufenthalte weiter nach; allein ich fand ihn nicht, wohl aber die Larve eines Maykäfers. Ich fand Erdspinnen von einer blendenden rothen Farbe; ich fand kleine Würmer, deren wunderbarer Bau mein Auge in Erstaunen setzte. Gott! wie voll mag dieser Erdboden von den Geschöpfen deiner Hände seyn! Ich brach einen Zweig von einem Rosenstrauche und erblickte eine ganze Republik Blattläuse, deren Erzeugungsgeschäfft eine so wichtige Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln der Natur macht. Ich spionirte in den Ritzen der Baumrinden, und zählte in einer allein fünf besondere Arten Würmer. Ich haschte einen Schmetterling, der eben auf einer Blume im Grase seine Flügel entfaltete, und hundert Bienen, die ihre nicht weit von hier gelegenen Stöcke verlassen hatten, summten um den blühenden Bäumen herum. Mücken schwärmten in Schaaren mir zur Seite; Wespen und Hornissen, Fliegen und Ichneumons, und wer weiß, was noch mehr, belebte die Lüfte. Ich kam vor einer grünen Hecke vorbey, und fand in derselben ein Nest eines kleinen Vogels, und die Mutter noch auf den Eyern sitzend. – O welch eine unerforschliche Menge von lebendigen Wesen, von großen und kleinen, von schönen und häßlichen, fliegenden und kriechenden, schädlichen und unschädlichen Geschöpfen allein in diesem Garten! Welche Veränderung in ihren Gestalten; welcher Unterschied in ihren Farben; welche Abwechslung in ihren Nahrungsmitteln. Was für Trägheit bey diesen und Schnelligkeit bey jenen! Was für besondere Naturtriebe! Was für Arbeitsamkeit! Was für unaufhörliche Bewegung! Kunst in ihren Arbeiten; Verschlagenheit und Vorsicht gegen ihre Feinde. Hier herrschten Kriege unter einzelnen Individuis; dort unter ganzen Nationen. Hier Freybeuter, die manchen Unschuldigen überlistigten; dort Starke, die den Wehrlosen überwältigten. Ein Reich gränzte immer an das andere, und was war denn der ganze Garten anders, als eine kleine Welt in der großen?

Man sagt, der **Mensch** selbst sey **eine kleine Welt**, und der hatte nicht **Unrecht**, der diesen Gedanken zuerst erzeugte. Lauter mikrokosmische Auftritte in der Natur, in den Handlungen, in den Verhältnissen eines jeden einzelnen Menschen. Tag und Nacht, Licht und Finsterniß wechselt in seinen Schicksalen ab, wie in der großen Welt, und geschicht's nicht allemal mit einer solchen periodischen Richtigkeit, als gewöhnlich; giebts doch auch Länder, die länger Tag oder länger Nacht, als andere, haben. Ebbe und Fluth in allen Unternehmungen der Sterblichen. In ihrem Verstande – zuweilen welche Seichtigkeit; zuweilen welcher Schwung, der höher noch als H.... fliegt. In ihren Leidenschaften, – dann sanfte Stille; dann brausender Sturm. In ihren Lebensgeistern – heute ein langsamer schwacher Puls; morgen eine Fieberhitze, die bis zum Rasen steigt. Königreiche erheben sich und gehen wieder unter, und eben so wechselt die Herrschaft menschlicher Wünsche und Begierden. In der blühenden Jugend regiert Lust, Freude, Jauchzen und Wohlleben. Das Alter stürzt dies Reich und setzt finstere Sorgen, Unmuth und Unzufriedenheit auf den Thron. So wie sich das System ganzer Völkerschaften ändert; so ändert sich auch das System einzelner Menschen. **Deutschland** war zu der **Barden** und **Druiden** Zeiten noch wild genug um barbarisch genannt zu werden; jetzt ist es ein glänzender Edelstein in der Krone von **Europa**. So brillirt oft ein Mensch in seinem funfzigsten Jahre, der in seinem zwanzigsten noch wenig Hoffnung von sich gab. In **Newtons** Kopfe war es in seinem 14. oder 15ten Jahre doch nur noch Dämmerung, was in seinem vierzigsten ein blendendes Licht wurde. Und so wie hochgestiegene Staaten wieder fallen; so kann der nemliche kluge Geist im achtzigsten Jahre wieder kindisch werden, der jetzt so viel Licht von sich strahlt. Sage ich unrecht, daß ein jeder **Mensch** eine kleine **Welt** voll guter und böser Auftritte, voll glücklicher und unglücklicher Abwechselungen sey, bis der Kreislauf zu Ende geht, und das Uhrwerk stille steht. Armer Gedanke! Was soll's denn nun, wenn ich mich auch als eine kleine Welt betrachte? Nein, reichhaltiger Gedanke. Stoff genug zu wichtigen Ueberlegungen. Kann die Welt bestehen, wenn sie nicht gehörig regiert wird? Kann ein Schiff seine Fahrt glücklich fortsetzen, wenn es keinen geschickten Steuermann, keinen Compaß, keinen klugen Befehlshaber hat? Kann sich ein Reich erhalten, wenn es keine oder schlechte Gesetze, keine oder übel besetzte Festungen, keine oder unweise Regenten hat? Abstrahire dir hieraus selbst die Regeln, Mensch, wenn deine Monarchie soll gut regiert werden. **Ariadne's** Faden in dein Labyrinth; einen **Lycurgus** in dein Conseil; einen geschickten Steuermann an dein Ruder; einen weisen, tapfern, und doch moderaten Cunctator auf deinen Thron, wenn deine Staaten bestehen sollen.

Aber

Aber die mikroskopische Welt, mit welcher sich die neuern Naturforscher so viel beschäfftigen, – nun das ist wohl eine recht kleine, mitten in der großen; eine Welt, die unsern Vätern beynahe ganz verborgen war, bis man in Süden und Norden, und selbst im Herzen von Deutschland, durch ein ganz kleines Linsenglas unermeßliche Wunder Gottes entdeckte. Ich gieng vor einem Teiche vorüber. Was der gegen den Ocean! und doch eine Welt mit tausend lebendigen Geschöpfen angefüllt, die in diesem nassen Elemente ihre Nahrung suchen, ihren Naturtrieben folgen, sich begatten und fortpflanzen, Krieg führen und Friede machen, krank und wieder gesund werden. – Ich schöpfte ein Glas voll Wasser aus diesem Teiche. Was das gegen die ganze Wasserversammlung! und doch eine Welt mit, wer weiß, wie vielen wunderbaren Geschöpfen. Ich sah Wasserflöhe und Wasserkäfer, Wasserwanzen und Wassermücken, Larven zu künftigen geflügelten Insekten, und Würmer in Gehäusen, die sie mit sich herumschleppten. Sie lebten in diesem Glase so frey, so zufrieden, als ob es eine ganze Welt für sie gewesen wäre. Ich nahm einen Tropfen von diesem Wasser und hin unter's Vergrößerungsglas. Was war ein Tropfen gegen das ganze Gefäß! und doch eine kleine Welt voll Creaturen. Ich will es den Kennern überlassen, sie alle zu nennen, die Thierchen, die oft in einem Tropfen, wie in einem Meere, herumschwimmen. Vorticellen und Kugelthiere, und wie sie sonst noch heißen mögen. Nur das einzige will ich sagen: Unmerkbare Punkte wurden, unter diesem Glase, Thiere mit seltsamen Organen, und neben ihnen passirten doch zuweilen wieder so kleine vorbey, daß die ersten gegen dieselben Riesen zu seyn schienen. Unermeßlicher Schöpfer, wie ist deine Welt so unbegrenzt, so wohl die große, als auch die kleinste unter den kleinen! Wüßten wir weiter nichts von deinen Werken, als die sonderbare Oekonomie der kleinsten Thierchen, die Reaumüre und Bonnet, Lyonet und Trembley, und mehr andere erforscht und beschrieben haben, müßten wir nicht schon alsdann erstaunen über deine Größe im Kleinen. Aber noch weiter von einer Grenze zur andern; von dem fast unsichtbaren Polypen bis zu dem Kracken; von dem Wasserfloh bis zum Wallfisch; von der Milbe bis zum Elephanten; von der Venus bis zum Saturnus; von dem Standpunkte, wo ich jetzt stehe, bis zum äussersten Fixsterne, – o wie schwindelt der Verstand, wenn er es wagt, diese Sphäre zu überdenken.

Denn in der That ist diese ganze Erde, mit allen ihren Gebirgen und Hügeln, Meeren und Flüssen, Wäldern und Ebenen, großen und kleinen Reichen, Landarmeen und schwimmenden Flotten, Städten und Dörfern, Pallästen und Hütten, Diamanten und Backsteinen, nur eine sehr, sehr kleine Welt gegen die große, die das ganze Universum ausmacht. Wie viel

solcher Erden müssen zusammengesetzt werden, ehe nur eine Sonne daraus wird? Es ist wahr, sechs große Planeten, unter denen gleichwohl unsere, so viele Cubikmeilen große Tellus, nur ein mittlerer Bruder ist, drehen sich um die Sonne; zehn bekannte, und wer weiß, ob nicht noch unbekannte, kleinere Kugeln drehen sich wieder um diese großen; alle voll Creaturen, alle voll Wunder der Natur! Erstaunend der Umfang dieses einzigen Sonnensystems! Und doch, wenn ich an der Stelle des nächsten Fixsterns stünde, was würde ich von dem allen gewahr werden? – Ein Sternchen, vielleicht nur von der zwoten Größe. Was ist nun dieser nächste Fixstern? – wieder eine solche Welt. Und der darauf folgende? – wieder eine solche Welt. Und der tausendste? – wieder eine solche Welt. Und die Milchstraße? – Unzähliche solche Welten. Und jenseits der Milchstraße? Weiter hinaus, wo ich auch unsere Sonne und den nächsten Fixstern nicht mehr erblicke? – Ich weiß es nicht. Nur das weiß ich, daß unsere große Welt, wie wir sie uns einbilden, gegen diese so viel größere verschwindet, und daß eine Ewigkeit kaum hinlänglich seyn wird, alles das zu lernen, zu fassen, und näher zu studiren, was dies allgemeine Ganze in sich enthält. Staub vom Staube! Stolzer, der du dich in deiner Einbildung oft so sehr vergrößerst! Vergleiche nun deine Größe mit dieser, und lege dann diesen Spiegel nicht ohne anbetende Demüthigung aus den Händen.

* * *
* * * * * *

Moralische Bemerkungen.

Stax schreyet über die böse Welt. Der Tod kommt, und will ihn noch in der nemlichen Stunde daraus erlösen. Was thut Stax? Fußfällig bittet er noch um einige Jahre.

Man will bemerkt haben, daß die Ausübung der Tugend immer mit widrigen Schicksalen verbunden sey. Ich denke, es geht hier, wie mit dem schlechten Wetter auf Jahrmärkten. Man achtet nur alsdann darauf, wenn es regnet, und zählt die Tage nicht mit, da die Sonne scheint.

Wenn kein Böses in der Welt wäre; so würden wir vielleicht von der wunderbarsten Hälfte der göttlichen Regierung keine Erfahrung haben.

Was hilft die Waage in der Hand der Gerechtigkeit; wenn das Gewicht nicht nach der Wahrheit adjustirt ist.

Es ist schlimm, wenn den Armen Gesetze geprediget werden, daß der Reiche nicht daran denkt, er habe auch dergleichen, und wieder umgekehrt.

Die wahre Horizontallinie ist doch bogenförmig: So hat der beste und geradeste Mensch doch auch seine Krümmungen.

Wer das Kleine nicht achtet, wird auch das Große nicht erlangen. Alles

les Große ist aus Kleinen zusammengesetzt. Hat nicht der Gelehrte auch müssen das A, B, C, lernen.

Die Ueberreste der verweseten Leiber der Menschen in den Beinhäusern können uns nicht lehren, ob diese Knochen in das Gerippe eines Weisen oder Thoren gehört haben. Aber die Ueberreste ihres Geistes in ihren Schriften thun das Gegentheil.

Fröhlichkeit ist eine sanfte Stille; ausgelassene Freude ist Sturm.

Von der Ausübung der Tugend sich auch durch solche Hindernisse nicht abhalten lassen, die einen Schein der Pflicht haben, ist mehr als gewöhnliche Tugend.

Schädliche Täuschungen! Der Mensch bildet sich ein, das zu seyn, was er nicht ist, und das nicht zu seyn, was er doch ist.

Der beste Selbst- und Menschenkenner kann doch weder seinen eignen, noch andrer Menschen wahren Werth oder Unwerth, ganz zuverläßig bestimmen. Nützlicher Wink für gute und schlechte.

Einem jedweden gehört seine angemessene Speise. Wie abgeschmackt, wenn jemand Leibnitzens Monadologie in einer Dorfschenke erklären wollte.

Auf eine kluge Wahl kommt oft alles an. Hat man einmal schlecht gewählt; so kostet es unsägliche Mühe, den Fehler wieder zu verbessern.

Die Wahrheit liegt verborgen; aber nicht ohne Spuren. Helle Augen, rege Triebe und geschäfftige Kräfte können sie finden. – Bald? – Nicht allemal.

* * * * * * * * *

Anekdoten.

Ein Mensch, den viele Schulden drückten, bat einen Fürsten um tausend Thaler. Das ist zu viel, sprach dieser, das kann ich nicht. So bitte ich denn nur um Einen, fuhr er fort. Das ist zu wenig, war die Antwort, das würde mir zu schimpflich seyn, und so mußte er ohne Geld fortgehen. Es ist auch Klugheit, in seinen Bitten die rechte Wahl treffen.

* * *

Nach Stundenlanger Plauderey, womit ein Geck den großen Aristoteles unterhalten hatte, sprach er endlich: Ich fürchte, daß ich dir mit meinen Reden bin beschwerlich gefallen. Nicht eben viel, antwortete der Philosoph, ich habe in der That nicht Achtung gegeben.

* * *

Ein Feldhauptmann unter Alexanders Heere, hatte sich in das Haus einer reichen Frau einquartiert, unter dem Versprechen, sie vor aller Gewaltthätigkeit in Sicherheit zu sezzen. Doch wozu kann nicht den Men-

Menschen die Trunkenheit verleiten. Halb berauscht, vergaß er alle seine heiligen Versprechen. Er that ihr nicht nur selbst Gewalt an, sondern erlaubte auch seinen Soldaten übermäßige Freyheiten in ihrem Hause, und forderte zuletzt mit Ungestüm, ihm ihre Schätze auszuliefern. Die Verzweiflung denkt auf eine geschwinde Rache. Held, sagte sie mit einer verstellten Schüchternheit, meine Kleinodien, mein Silbergeschirr, alle mein Geld habe ich in einem Brunnen im Garten verborgen. Komm, dir allein will ich es zeigen, – und froh folgte der Benebelte ihren Schritten. Hier ist es, sagte sie, was deine Wünsche befriedigen kann, indem sie den Brunnen öffnete: als er aber hinein sah, stürzte sie ihn hinab, tief in die Grube, und warf ihn mit Steinen vollends zu Tode.

*

* *

Ein Cardinal, über den sich Clemens VII. zuweilen viel Freyheiten erlaubte, sollte auf sein Geheiß, von der Menge Bedienten, die er hatte, einige abschaffen, weil er so vieler nicht bedürfe. Nein, antwortete dieser, bedarf ich ihrer nicht; so bedürfen sie meiner: Darum will ich sie behalten.

*

* *

Ein griechischer Kaiser hatte durch unmäßige Abgaben, Schatzungen und Auflagen, seine Provinzen in die äußerste Noth gestürzt, und dadurch insonderheit zu einer außerordentlichen Theurung der Früchte Gelegenheit gegeben. Da er nun in diesen Umständen zugleich frische Soldaten anwerben ließ, meldete sich dazu auch ein alter eisgrauer Mann. Guter Alter, sagte der Kaiser, hast du auch noch Stärke genug, Wehr und Waffen zu tragen. Herr, antwortete dieser, ich bin durch Eure Vorsicht jetzt viel stärker als in meiner Jugend. Vor vierzig Jahren konnte ich kaum für ein Goldstück Getreide von der Erde aufheben. Jetzt kann ich für vier solche Goldstücke auf einmal mit leichter Mühe forttragen.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Montag, den 5ten Januar 1778.

Vom Baumöl, zur Beantwortung der Aufgabe im 85ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahre.

Das Baumöl ist von einem allgemeinen Nutzen, und die wohlthätige Natur hat durch die Hervorbringung des Baums, dessen Früchte solches liefern, auf die ausnehmendste Weise für das menschliche Geschlecht gesorgt. Wer kann dabey die Weisheit und Güte des Schöpfers verkennen? Dieser Baum, der Olivenbaum genannt, wächst in allen Ländern, deren Himmelsstrich gelinde genug ist, ihn zu treiben, und seine Früchte zu zeitigen. Man hat zwo Hauptgattungen des Olivenbaums, eine zahme, und eine wilde, so wie man diese zwey Hauptarten bey vielen andern Bäumen, als Kastanien- Zimmetbaum und andern antrifft. Von dem zahmen Oliven- oder Oelbaume zählt man wieder auf achtzehn Arten, die sich in Ansehung ihrer Früchte von einander unterscheiden.

Es scheint aber der Olivenbaum in Asiens warmen Ländern, so wie der Pomeranzen- Citronen- Feigen- Granatenbaum und andere ursprünglich zu Hause zu gehören, und von da aus nach Griechenland und seinen Inseln, und von hier nach dem übrigen südlichen Europa und selbst nach Afrika verpflanzt geworden zu seyn. Daß er im Orient einheimisch sey, davon zeugt das Oelblatt, welches die zweyte Taube, die Noah nach der Sündfluth aus der Arche ließ, im Schnabel zurückbrachte, woraus der Erzvater den Schluß machte, daß die Erde mit dem Himmel wieder ausgesöhnt sey, und daß die Wasser angefangen hätten, sich zu verlaufen. In der Profangeschichte gedenkt schon die älteste Zeit, der Fabel des Olivenbaums und seines allgemeinen Nutzens. Nach diesen Träumereyen des Heidenthums zankten sich *Neptun* und *Minerva*, wer der von ihnen in Attica gegründeten Stadt den Namen geben sollte. Der Ausspruch der übrigen Götter fiel dahin aus, daß dem diese Ehre zukommen sollte, welcher von beyden dem menschlichen Geschlechte das nützlichste Geschenk machen würde. *Neptun* erschütterte mit seinem Dreyzack das Ufer, auf welchem die Stadt stand,

und ließ ein Roß zum Vorschein kommen. Minerva pflanzte ihren Spieß auf den Marktplatz, und er wurde zum Oelbaume. Der vorzügliche Nutze dieses Geschenks wurde sogleich erkannt, und dieser Göttinn der Sieg zugesprochen, welche die neue Stadt nach ihrem Namen Athen nannte. Doch wir wollen uns bey dieser Fabel nicht aufhalten, die auch schon ein Diodor von Sicilien l. 6. nicht glaubte, und die Minerva nicht für die Schöpferinn des Oelbaums, sondern für die Lehrerinn des Gebrauchs und Nutzens seiner Früchte hielt.

Aristoteles führt an, daß die Fechter, welche in den Wettspielen den Sieg davon getragen, mit Zweigen von denjenigen Oelbäumen, welche Herkules zu diesem Gebrauch zuerst auf den Berg Olymp in Thessalien gepflanzt gehabt, bekränzt worden. Sein Schüler Theophrast gedenkt in seiner Geschichte der Pflanzen des Oelbaums sehr oft, aber fast nie, ohne ihn wegen der Schönheit seines Holzes, und wegen der Vortrefflichkeit und Nutzens seiner Frucht zu preisen; Und Athenäus l. 2. c. 8. führt einen athenienſiſchen Arzt Diphilus Siphius, der zu Alexanders des Großen Zeiten lebte, den Aristophanes und andere griechische Dichter an, welche den Werth dieses Baums erhoben haben. Nach dem Cicero, Justin, Plinius und andern, hat ein Athenienser, Aristäus, den sie für einen Sohn des Apollo halten, die Kunst gelehrt, aus den Oliven Oel zu pressen. Aber auch dies gehört mit zur Fabel, diese Kunst war im Orient viele Jahrhundert vorher, und ehe noch ein Athen in der Welt war, bekannt. Jacob goß schon Oel, und was sollte es sonst für Oel, als Baumöl gewesen seyn? auf die beyden Steine, welche er dem Herrn zu Bethel aufrichtete, und die Menge des Oels, das zu den Lampen der Stiftshütte und des Levitischen Gottesdienstes erforderlich war, ist ein sicherer Beweis, daß die Verfertigung des Baumöls im Orient schon längst vor Moses Zeiten kein Geheimniß mehr gewesen. Und warum sollte das Auspressen der Oliven einen neuern Ursprung, als das Keltern der Traube, warum nicht beyde Künste Einen Erfinder, den Noah haben, da beydes Oel und Wein der Saft von Früchten sind, welcher fast auf gleiche Art erhalten wird.

Griechenland kann sich also wohl nicht rühmen, daß es den ersten Olivenbaum hervorgebracht und das erste Baumöl gehabt habe, es scheint aber doch glaublich, daß dieser Baum aus dem Orient eher dahin, als nach dem übrigen Europa und Afrika, sey verpflanzt worden, wenigstens hatten ihn die Griechen früher als die Lateiner. Italien kannte ihn unter Tarquinius Priscus, etwa 160 Jahr nach Roms Erbauung, noch nicht. Im J. 502 dieser Zeitrechnung, kostete das Pfund Baumöl zu Rom 12 Asses, oder 12 Pfunde gemünztes Erz. Als Marcus Sejus im J. 680 Aedilis war, versorgte er Rom so reichlich damit,

daß

daß man für ein Pfund dergleichen Münze 20 Pfund Baumöl kaufte, und bald darauf war Italien so reich an Olivenbäumen, daß es die benachbarten Länder damit bepflanzen konnte, und von daher hat Frankreich und Spanien, vermuthlich auch die nördliche Küste von Afrika diese Bäume erhalten. Unter den Römern ist **Cato** der erste, welcher vom Olivenbaume, und zwar zu der Zeit, da er in Italien noch sehr selten war, geschrieben hat. **Varro** und **Columella** haben in ihren Landwirthschaftsbüchern Vorschriften von der Wartung dieses Baums, von der Zeit seine Früchte zu brechen, sie einzumachen, oder das Oel daraus zu erhalten, gegeben. Der Unterricht, den **Plinius** davon giebt, ist noch umständlicher.

Der zahme Olivenbaum wächst zu einer mittelmäßigen Dicke und Höhe. Sein Stamm ist nicht glatt, sondern voller Knoten, welche das Landvolk in Toscana Oliveneyer nennt. Die Blätter sind schmal und länglich, wie Weidenblätter, aber nicht gekerbt, dicke, hart, oben dunkelgrün, unten grau, oder weißlich, fast ohne Stiel, und fallen im Winter nicht ab. In wenigern warmen Ländern, als die vorhin genannten sind, wird der Olivenbaum nur zur Zierrath bisweilen in den Gärten gezogen, er kommt aber entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr selten zur Blüte, und nie bis zum Fruchttragen. Man muß ihm einen warmen, sonnenreichen Platz, einen sandigen Boden, mit altem Mist und Asche vermengtes Erdreich geben, und ihn im Herbst ins Gewächshaus bringen. Die Botaniker nennen die Olivenblüte: florem infundibiliformem quadrifidum. Sie besteht aus vier weißlichen Blättern, sie wächst Büschelweise, kommt erst im Julius hervor, und auf sie folgt die Frucht, welche Oliven genannt werden. Die Fortpflanzung des Baums geschieht durch Einsenkung junger Zweige, durch Nebenschößlinge aus der Wurzel, und durch den Kern von reifen Oliven. Mit der ersten Art geht es etwas langsam von Statten, die beyden andern erfordern nicht so viel Zeit. Es ist lächerlich, wenn einige dem Oelbaum eine große Freundschaft mit dem Feigenbaume zuschreiben, in dessen Gesellschaft er, wie sie sagen, gern und lustig wachsen soll, oder wenn andere gerade das Gegentheil behaupten, daß der Feigenbaum neben einem Oelbaume verdorre, ferner daß zwischen dem Oelbaum und der Eiche eine so große Antipathie sey, daß, wenn man jenen an die Stelle, wo eine Eiche gestanden, pflanze, er sogleich absterbe. Ein gleicher Untergang soll dem Oelbaume bevorstehen, wenn eine Ziege nur den kleinsten seiner Zweige benagt, oder auch den Stamm nur mit der Zunge, und ohne ihn zu verletzen, berührt.

Von dem wilden Oelbaum, Oleaster, welchen die griechische Fabel dem **Apollo** aus der Ursache weihete, weil er zwischen einem Oliven- und einem Palmbaume zur Welt gekommen wäre, hat eine Art, steife Blätter, und

wird der deutsche Oelbaum, zum Unterschiede einer zweyten Art mit weichen Blättern, welche der böhmische Oelbaum heißt, genannt. Er ist größer als der zahme, breit von Aesten, hat eine glatte aschenfarbige oder weißliche Rinde, lange, schmale, mit einer weißlichen Wolle überzogene Blätter, an deren Stielen silberfarbene wohlriechende Blumen und längliche weißliche Beeren, inwendig mit einem gestreiften Steine zum Vorschein kommen, welche zu nichts Nutze sind. Zu dem wilden Oelbaum rechnen einige den äthiopischen Oelbaum, welcher ein Gummi oder Harz hervorbringt, das Elemi genannt wird, wie auch den sogenannten Keuschbaum und die Lorbeerrose. Beyde sowohl der zahme, als wilde Oelbaum, haben einen geraden Stamm, ein festes, dauerhaftes, weder dem Wurmstich, noch der Fäulniß unterworfenes, mit schönen Adern versehenes Holz, das, besonders aber seine Wurzel, wegen ihrer schönen Masern zu zierlicher Tischler- und Drechslerarbeit gebraucht, und deswegen ein starker Handel damit getrieben wird.

Ist es erlaubt, aus der Fabel und dem Alterthum noch etwas vom Oelbaume anzuführen, so soll es folgende Erzählung des Herodotus seyn: Das Orakel zu Delphi befahl den Epidauriern, dem Damias und Auxisius Bildsäulen zu errichten. Sie frugen dasselbe, ob sie von Stein oder Erz seyn sollten, und erhielten zur Antwort, solche von Olivenholze zu machen. Damals waren in ganz Griechenland noch nirgend dergleichen Bäume, als nur in dem Gebiet der Athenienser, die nur allein von dem Gebrauch seiner Früchte Kenntniß hatten. Die Epidaurier schickten also nach Athen, und erbaten sich die Erlaubniß, in ihrem Lande die nöthigen Oelbäume zu den anbefohlnen Statüen zu hauen. Es wurde ihnen verstattet, und zur Erkenntlichkeit sandten sie alle Jahr ein Opfer nach Athen. Eine ausführlichere Nachricht vom Olivenbaume findet man in dem Traité de la Police par *Delamare*, Tome IV. p. 539. Amsterd. 1729. in Chomels Oeconomischen und Physicalischen Lexico, Artik. Oelbaum, in den physicalischen Belustigungen B. 3. S. 1359. und Locks Anmerkungen über den Wein- Oliven- und Seidenbau im ersten Bande des neuen Bremischen Magazins.

Weil der Oelbaum ein so festes Holz hat, so circulirt der Saft in ihm nicht so geschwind, als in weichem Holze, und eben deswegen kommt er spät, erst im Julius, zur Blüte, und seine Früchte, die Oliven, werden erst im November und December zeitig. Diese sind länglich rund, Anfangs grün, dann blaßgelb, und wenn sie reif sind, schwarzbraun, und beschließen in einer fleischigten Substanz einen rauhen harten Kern. Man macht von diesen Früchten einen doppelten Gebrauch. Wenn sie halb reif sind, werden sie eingemacht, und gegessen, wenn man sie aber zur völligen Reife kommen

men läßt, so werden sie unter die Presse gebracht, und das Oel daraus gesammelt. Will man jenen Gebrauch davon machen, so bricht man sie, wie gesagt, ehe sie ihre grüne Farbe verändern, ab, man nimmt zu 24 Pfund Oliven 6 Pfund Kalch, löscht ihn in Wasser, gießt 12 Pfund Pottasche und nach Proportion Wasser dazu. In dieser Lauge läßt man die Oliven 8 bis 10 Tage beizen, nimmt sie alsdann wieder heraus, wäscht sie wohl, und läßt sie darauf wieder 8 bis 9 Tage in reinem Wasser, das man oft mit frischem Wasser abwechselt, liegen. Hierauf brühet man einige Stengel Fenchel in Wasser, nimmt das Kraut wieder heraus, thut so viel Salz zu diesem Wasser, daß es ein Ey tragen kann, läßt es kalt werden, thut die Oliven hinein, und bewahrt sie in Fässern oder Krügen, andere schütten noch eine Essenz von Näglein, Zimmt, Coriander und andern Gewürzen des Wohlschmacks wegen hinzu. Die grünen Oliven können, so wie sie vom Baume kommen, wegen ihres widrigen Geschmacks gar nicht genossen werden. Die Lauge muß ihnen den herben und bittern Saft nehmen, und das Salzwasser mit den Zuthaten einen lieblichern Geschmack wieder geben. Die ganze Kunst, die Oliven einzumachen, kommt also auf diese Beize und auf die Zuthaten an, und wird deswegen so geheim gehalten.

Es giebt dieser eingemachten Oliven in Ansehung ihrer Größe, und der Länder, wo sie gewachsen, verschiedene Sorten. Sind sie von der großen Art, so werden sie auch wohl zerdrückt, damit sie die Brühe desto besser annehmen, und man thut verschiedene wohlriechende Kräuter dazu. So bereitete man sie zu Plinius Zeiten in der Mark von Ancona. Die Oliven von Verona sind auch groß, aber doch werden sie ganz, und sehr gut eingemacht, verfahren. Sie riechen etwas nach Rosen, vielleicht braucht man da Rosenblätter, statt Fenchel, beym Einmachen. Die aus Spanien und Portugall sind die größten, wie Taubeneyer, und von Farbe blaßgrün. Die aus Provence sind von verschiedener Größe, doch mehrentheils mittelmäßig, und von gutem Geschmack. Die italiänischen sind die kleinsten, sie übertreffen aber an Lieblichkeit des Geschmacks alle übrigen. Weil die meisten so klein sind, so nennt der Italiäner sie Piccolini, man darf aber nicht glauben, daß alle, welche unter diesem Namen verkauft werden, italiänische Oliven sind, weil auch viele aus der Provence unter solchem Namen versandt werden.

Auch die italiänischen Oliven sind nicht von einerley Güte. Mathioli, ein Toscaner, rühmt die aus seinem Vaterlande, und zieht die Oliven vom wilden Oelbaume denen vom zahmen vor. Er behauptet, daß die von wilden zwar das auch mit andern Früchten wilder Bäume gemein haben, daß sie kleiner, als die von guten Bäumen sind, aber doch einen angenehmen Geschmack haben, und führt, seine Meynung zu bestärken, an, daß die Krammetsvögel,

metsvögel, Droßeln, Staaren ꝛc. welche diese Frucht sehr lieben, nur bloß und zwar mit solcher Begierde auf die wilden Olivenbäume fallen, daß die Leute beständig Wache dabey halten müssen. Es gehen viele von diesen Oliven nach Dalmatien, nach den griechischen Inseln, und selbst nach Frankreich. Die Florentiner haben vier verschiedene Sorten eingemachter Oliven. Die erste, Olivellæ genannt, sind klein und rund; die zwote, Raggiariæ, sind etwas größer und länglicht; die dritte, Regiæ, sind groß und sehr fleischig; die vierte, Colymbades, deren Fleisch sich vom Kern wohl ablöst. Sonst werden die Veronesischen für die besten gehalten, deren man drey Sorten hat, die großen, deren ich schon erwähnt habe, die mittlern und die ganz kleinen. Den nächsten Platz nach diesen haben die Oliven von Lucca, es gilt aber von beyden auch eben das, was ich oben von den Piccolini bemerkt habe, daß nicht alle Oliven, welche für veronesische und luckische ausgegeben werden, von diesen beyden Orten sind. Die Genueser halten die ihrigen für die besten, aber die, welche um den Comer See im Mayländischen wachsen, sind die geringsten.

Die Oliven geben sehr wenig Nahrung, sie sind also eine Speise, die in den Ländern, wo sie nicht zu Hause gehören, leicht zu entbehren stehen. Ihr Einmachen ist eine Erfindung des Wollüstlings und Schlemmers, wie Noni de re cibaria l. 1. c. 36. mit Recht anführt, um den Appetit dadurch zu vermehren, und zum Trinken zu reizen, indem, was dies letzte betrifft, das Herbe, was die Oliven bey sich führen, den Wohlgeschmack des Weins erhebt. Will man die unreifen Oliven, ohne jene Art einzumachen, lange frisch erhalten, so legt man sie, wenn sie abgebrochen, in einen leichten Wein (Piquette), oder auch bloß in Salzwasser, doch in Wein ist besser als in Wasser. Denn außer, daß sie im letztern einen unangenehmen Geschmack annehmen, so fangen sie auch oft darin an, faul zu werden, welches im Wein nicht geschieht. *Delamare* versichert in dem angeführten Werke dergleichen in Wein conservirte Oliven von vortrefflichem Geschmacke zu Lucca gegessen zu haben.

Die Römer setzten gleich beym Anfange der Mahlzeit und am Ende derselben beym Desert Oliven vor. *Martial* sagt davon l. 13. Epigramm.

> Hæc quæ Picenis venit subducta trapetis,
> Inchoat, atque eadem finit Oliva dapes.

d. i. Mit dieser picenischen der Kelter entzogenen Olive wird die Mahlzeit angefangen und auch geendiget. Der Ager Picenus war die jetzige Mark Ancona, deren Oliven, wie ich bereits angeführt habe, **Plinius** zu seiner Zeit für die besten hielt. Trapetum heißt die Mühle, worauf die Oliven zur Erhaltung des Oels geschlagen wurden. Jetzo werden die Oliven weder zuerst, noch beym Desert, sondern bloß zum Gebratenen, an Statt des

Sal=

Sallats gegeben. Sie sind schwer zu verdauen, daher man weder zu oft, noch zu viel davon essen soll. Allein mäßig genossen, ziehen sie den Magen zusammen und stärken ihn. Dies ist aber nur von denen zu verstehen, welche noch frisch und weißlich sind, so bald sie aber ranzig und schwärzlich werden, sind sie dem Magen schädlich, den Augen zuwider, und verursachen bey vielen Kopfschmerzen. In Ober-Deutschland hat man am meisten italiänische Oliven, die über Triest, durch Tyrol, oder die Schweiz dahin gehen; in Nieder-Deutschland sind die spanischen und portugisischen die gemeinsten. Ueber Bourdeaux kommen auch einige aus Languedoc und der Provence. Die spanischen und portugisischen kommen in Fässern und Krügen zu uns. Die in Krügen sind gemeiniglich der Matrosen ihr Handel, wenn sie von der Reise zurück kommen. Bey dem Einkaufe muß man dahin sehen, daß sie noch frisch sind, und so viel Lake haben, daß sie darin schwimmen. Im Ganzen werden sie nach Fässern und Krügen, im Kleinen, Maaß- Nößel- und Pfundweise verkauft.

Die Oliven, welche man, zum Oel daraus zu pressen bestimmt hat, läßt man zu ihrer völligen Reife, bis in November und December, kommen. Man bricht ihrer, so viel man in einem Tage zu pressen gedenkt, an einem trockenen Morgen, bringt sie unters Dach, und läßt sie einige Zeit liegen, daß sie sich von einem Theil ihrer wässerigen Feuchtigkeit reinigen. Darauf bringt man sie in kleinen Körben (Cabats) von geflochtenen Binsen oder Weidenreisern, die man einen über den andern setzt, unter die Mühle oder Presse, welche auf einem gepflasterten und etwas abhängigen Estriche steht, darin das ausgepreßte Oel in den darin gemachten kleinen Gängen desto besser ablaufen möge. Der Ort aber, wo die Presse steht, muß warm seyn, damit das Oel desto besser fließe, und nicht erkalte. Der erste Druck, welcher geschieht, giebt das feinste Oel, welches man Jungfernöl (Huile de Vierge) nennt. Anstatt dieses ersten Pressens treten einige Oelschläger die Oliven nur mit Füßen, und geben vor, daß das ausgetretene Oel noch besser, wie jenes sey. Weil aber das Treten beschwerlicher, auch langsamer als das Pressen von Statten geht, so ist es nicht sehr in Gebrauch. Hierauf gießt man zu den vorigen Oliven heißes Wasser, preßt sie stärker, als vorhin, und erhält eine zwote Sorte Oel, die auch noch gut ist, aber doch besonders aufgefaßt wird, dann gießt man zum zweyten mal heiß Wasser hinzu, giebt ihnen die dritte und zwar noch stärkere Presse, und erhält das geringste mit Oeldrüsen oder Hefen versehene Oel. Weil das Oel über dem Wasser schwimmt, so ist es leicht davon zu scheiden. Das von der letzten Sorte wird zum Brennen in den Lampen und zum Schmieren gebraucht. Die neuen Oelfässer werden allezeit wohl gepicht, und mit Harz wohl versehen, die alten aber mit Laugen

gen sauber ausgewaschen, und in solche, vier Wochen nach dem Pressen, wenn sich die Oeldrüsen, oder das Grobe und Unreine gesetzt hat, das neue Oel gefaßt, und in kalten Kellern verwahrt. Hat das Oel etwa über den Drüsen gestanden, so wird etwas geröstetes Salz oder Zucker darunter geschüttet, wodurch es sich von dem Unrath scheidet. Will man es ferner bewahren, daß es nicht ranzig oder garstig werde, so nimmt man Wachs und Oel in gleicher Schwere, zerläßt es am Feuer, thut geröstet Salz und Anis darunter, und wirft es zusammen in die Oeltonne. Trübes oder unsaubers Baumöl wird an der Sonne oder am Feuer lauter gemacht, auch wohl kochend Wasser in das Oelfaß geschüttet. Noch schlimmer ist, wenn das Oel stinkend wird, dann nimmt man Brosamen von Gerstenbrodt, mischt Salz darunter und thut es zum Oele. Steinkleeblüte, auch klein gestoßene grüne Oliven, sollen eben die Dienste thun. Will das Oel faul werden, so muß man es auf ein frisches Faß füllen, oder eine Handvoll Corianderkraut in die Tonne hängen. Zu Oneglia wird das Baumöl erst im Januar, Februar, auch wohl im März gemacht, und je später es geschieht, desto bester ist das Oel. Wer wohlriechend Oel verlangt, der thut gestoßene Lorbeeren, Violenwurzeln und andere wohlriechende Dinge, nebst etwas kleingestoßenem Salze dazu, läßt es 14 Tage an der Sonne stehen, und seigt es durch.

Der Oelbaum ist nach dem Plinius ein eben so wohlthätiges Geschenk für das menschliche Geschlecht, als der Weinstock, und sein Oel dient uns nicht nur zur Nahrung und zum Brennen, sondern auch zur Gesundheit und sehr vielen Fabriken, Künsten und Handthierungen. Nur zur Mahlerey wird es nicht genommen, weil es nicht trocknet. Die Alten bedienten sich des Baumöls nicht nur zur Speise, sondern auch zu verschiedenẽ Salbungen, weil sie glaubten, das Oel verschließe die Schweißlöcher, verwehre dadurch der natürlichen Wärme des Körpers den Ausgang, und vermehre also dessen Stärke. Dies war die Ursache, daß ihre Fechter sich über den ganzen Körper salbten. Pollio war von dieser Tugend des Oels ebenfalls überzeugt, wie man aus seiner Antwort, welche er, wie Plinius l. 22. c. 24. erzählt, dem August gab, schließen kann, Der Kaiser wollte von ihm wissen, was man im Alter thun müsse, um seine Kräfte benzubehalten. Intus mulso, foris oleo, antwortete er, das ist, man muß zum Getränke Meth wählen, und seinen Körper mit Oel schmieren. Die Orientaler brauchten das Baumöl häufig beym Baden, sie waren aber nicht damit zufrieden, wie es die Presse giebt, sondern machten es durch ihre Balsame, Narden und Specereyen köstlich und wohlriechend, und salbten damit nicht nur ihr eigenes Haupthaar, sondern erzeigten diese Ehre auch ihren Gästen und Freunden. Die Römer folgten ihnen hierin nach, und dies war ein Stück der Verschwendung, welche sie aus ihren asiatischen Feldzügen mit nach Europa brachten.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Freytag, den 9ten Januar 1778.

Schluß der Abhandlung vom Baumöl zur Beantwortung der Aufgabe im 85ten St. dieses Magazins vom vor. Jahre.

Dem Baumöle wird eine große Kraft in der Medicin beygelegt, davon wir aber die Beurtheilung einzig und allein den Aerzten überlassen wollen. Innerlich gebraucht, soll es den verstopften Leib erweichen und eröffnen, das Reißen in den Gedärmen, das vom Durchlauf entstanden, stillen, und die rothe Ruhr heilen, den Engbrüstigen und die eine dürre Brust haben, gute Dienste thun, die verstopften Harngänge öffnen, und den Stein ausführen; dem Gifte die Kraft benehmen, und die dadurch verletzten Eingeweide heilen, auch die Würme tödten, wenn es mit Citronensaft genommen wird. Aeußerlich wird es wider alle Brandschäden gebraucht. Bey Verhaltung des Urins soll es, wenn man sich darin badet, das Uebel heben. Ferner wird behauptet, daß es alte harte Geschwülste erweiche, zeitige oder zertheile, erkaltete Nerven und Gelenke erwärme und stärke, die eingewurzelten Geschwüre reinige, die Flechten im Gesichte benehme, auch jeden unheilsamen Grind und Räude heile. Auch die Olivenblätter sollen wegen ihrer kühlenden, trocknenden und anziehenden Kraft wider die Rose, Carbunkel und um sich fressende Schäden seyn, und, mit Honig vermischt, Entzündungen und Geschwüre heilen. In den Apotheken werden alle gekochte Oele vermittelst des Baumöls bereitet, und nach den Dispensatoriis Pharmaceuticis ist es ein Ingrediens zu den mehresten Salben, als zu der Apostelsalbe, Basilikensalbe, Alantsalbe, Nervensalbe, Braunesalbe rc.

Der Gebrauch des Baumöls zur Speise ist in den Ländern, deren Produkt es ist, allgemein, und die heißen Länder, welche wenige Weide für Hornvieh haben, als Spanien und Portugall, würden übel daran seyn, wenn sie den Mangel der Butter nicht durchs Baumöl ersetzen könnten. Bey uns wird es mehr von Reichen und Wohlhabenden, als vom gemeinen Manne gebraucht. Dieser letzte ersetzt die Stelle des Baumöls, besonders jetzt, da jenes so hoch im Preise ist,

ist, durch Rübeöl, Mohn- und Buchöl. Das Rübeöl hat zwar einen etwas bittern Geschmack, solcher wird ihm aber genommen, wenn man es vor dem Gebrauch in einer Pfanne heiß macht, und ein wenig Brodt darin röstet.

Die feinsten Jungfernöle sind die von Grasse, von Aramont, von Aix, von Oneglia, von Nizza ꝛc. Doch ist man nicht sicher, daß man immer bloß das Gewächs dieser Oerter bekomme, indem man besorgen muß, daß dortige Gewinnsüchtige Oelverkäufer dessen um geringen Preis in entfernten Gegenden aufkaufen, und es für ihr eigen Gewächs ausgeben. Die meisten Lyonner Kaufleute, die mit Oel handeln, gehen deswegen selbst nach diesen Oertern, ihren Einkauf zu machen, oder schicken zur Zeit des Oelschlagens jemand hin, der ein Paar Monate an Ort und Stelle bleibt, und für den Einkauf and Versendung des ächten Gewächses sorgt. Das Provencer Oel wird zum Theil in Schläuche von Bocksfellen, an welchen die Haare einwärts gekehrt sind, gefaßt, und durch Maulesel nach Lyon und Geneve gebracht. Was davon nach Deutschland bestimmt ist, wird am letztern Orte in Fässer gestürzt, und so weiter verfahren. Leute von feiner Zunge aber glauben, daß diese Häute dem Oele einen widrigen Geruch mittheilen. Eine andere Parthie des Oels aus Provence und Italien geht in Pipen und Fässern, oder auch in irdenen wohl verglasurten Krügen zu Wasser nach Antibes und die Rhone hinauf, oder auch über das mittelländische Meer bey Gibraltar vorbey nach Bourdeaux, Rouen, Havre de Grace.

Die Portugiesen und Spanier fassen ihr Oel auch auf große Pipen, die Bootsleute bringen aber von daher auch etwas in glasurten Krügen, wenn sie etwa keine ganze Pipe bezahlen können, oder nicht mit sich führen dürfen. Das Verfahren des Oels ist alsdann am gefährlichsten, wenn es noch dick ist, weil es sich alsdann unterweges läutert und ausläuft. Die Güte des Oels wird am besten aus seinem Geschmacke erkannt, indem ihm die Farbe, die weiß oder grün ist, gegeben werden kann. Man kann sich daher nicht genug für dessen Verfälschung hüten, doch wollen wir auch allen und höchst ekelhaften Erzählungen, was für einen Gebrauch einige Italiäner mit dem Oele, ehe sie es verkaufen, bisweilen machen sollen, keinen Glauben beymessen. Ueberhaupt aber kann die Handlung mit Oel nicht vorsichtig genug getrieben werden, insonderheit die, so im Ganzen geschieht, sowohl wegen der Betrügereyen, die mit dieser Waare geschehen können, als auch wegen der Gefahr, welche man bey dem Tara leiden kann. Der Verlust am letztern fällt in Holland und England weg, wo alles Oel gemessen wird.

Der Bär.

Der Bär zeichnet sich durch seinen plumpen Körper und durch sein ungestaltes Ansehen von allen übrigen Thiergeschlechten aus. Ohnerachtet er aber in dem nördlichen Europa nie selten gewesen ist, so hat man ihn doch weniger als andere und noch seltenere Thiere gekannt, und es giebt keines bey welchem die Verfasser der Thiergeschichten in ihren Erzählungen so verschieden wären. Das Unzuverläßige, das sie darin vorbringen, und so gar ihre Widersprüche über die Natur und Lebensart dieses Thiers, rühren hauptsächlich davon her, daß sie die Gattungen nicht unterschieden, und der einen bisweilen etwas zugeschrieben haben, was der andern eigenthümlich ist. Am meisten hat sich aber das Bärengeschlecht über das Unrecht, das es so lange erdulden müssen, zu beklagen, daß man es ohne Ausnahme für fleischfressend gehalten, und es in die Classe der Raubthiere gesetzt hat, da doch solches, wie wir bald sehen werden, nicht von allen seinen Gattungen gilt.

Zuerst muß man den Landbären von dem Seebären wohl unterscheiden. Dieser letzte wird gemeiniglich der weiße Bär, oder der Bär des Eismeers genannt. Es sind zwey verschiedene Thiere, sowohl in der Bildung des Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften. Der Landbär kommt nie vom festen Lande; der Seebär dauert auf dem Eismeere aus, lebt von Fischen und andern Seegewächsen, und wird bisweilen auf Eisschollen nach Norwegen verschlagen. Von Landbären giebt es zwo Gattungen, die erste ist der braune Bär, wohin auch die rothfahlen und röthlichen zu rechnen. Die zweyte Gattung macht der schwarze Bär, welcher auch die schwärzlichen unter sich begreift. Diese zwey Gattungen des Landbären haben weder einerley Neigungen, noch die nemlichen Naturtriebe. Sie sind daher nicht als Abfälle von einer einzigen und derselben Art, sondern als zwo verschiedene Gattungen anzusehen.

Außer diesen braunen und schwarzen Bären, giebt es auch noch weiße Landbären, welche, ohnerachtet der Aehnlichkeit der Farbe, die sie mit dem Seebären gemein haben, von demselben eben so sehr, wie die andern Bären, in allen Stücken unterschieden sind. Diese weißen Landbären werden in der großen Tartarey, in Rußland und in andern nördlichen Ländern gefunden. Es ist aber nicht die Kälte, welche ihr Haar, wie an den Hermelinen und Haasen, weiß färbt, sondern sie werden so geboren, und haben dies weiße Kleid Winter und Sommer. Man würde sie daher als eine vierte Gattung ansehen müssen, wenn es nicht auch Bären mit einem braun und weiß gemischten Haar gäbe. Diese sind eine Abart zwischen dem weißen Landbären und dem braunen oder schwarzen Bären, daher folglich der

weiße Landbär eine Abart von der einen oder andern Gattung ist. Aristoteles redet nur von dem weißen Landbär, und sieht die Verschiedenheit der Farben als Zufälle an, die von einem Fehler in der Zeugung herrühren sollen.

Herr Klein hat in seiner Geschichte der vierfüßigen Thiere drey Gattungen des pohlnischen Bären, als: 1) den großen schwärzlichen Ameisenbären, 2) den kleinen von dunkler Farbe, und 3) den Silberbär an den Grenzen von Reußen und Moscau, dieser sey der kleinste, und seine Haare hätten eine schwarze mit Silbergrau vermischte Farbe. Worm, welcher den norwegischen Bär beschreibt, vertheilt sie in seinem Musäo in drey Arten, die er von dem Unterschiede ihrer Größe hernimmt, ohnerachtet solche bey keinem Thiere einen eigentlichen Unterschied in den Gattungen macht. Zu der ersten Art zählt er die großen Bären, sie wären nicht völlig schwarz, sondern braun, auch nicht so schädlich, wie die übrigen, weil sie sich von Kräutern und Blättern nährten. Die zweyte Art sey klein, auch schwärzer und fleischfressend; sie fallen Pferde und andere Thiere besonders im Herbste an. Seine dritte Art begreift die kleinsten Bären, welche aber eben so gefährlich und schädlich wären. Diese drey Arten sollen sich, seiner Meynung nach, vermischen, und Mittelgattungen zeugen; und die, welche Fleisch fressen, sollen auch Baumfrüchte genießen, und am meisten zu fürchten seyn, wenn die Vogelbeeren reif wären. Denn hieran fräßen sie sich die Zähne so stumpf, daß Blut und Fleisch sie allein wieder scharf machen könne. Er begeht aber in dieser Beschreibung mehr als Einen Fehler. Denn erstlich ist es wider alle Erfahrung, daß Thiere, welche so verschiedene Nahrung haben, als Fleisch und Kräuter, sich vermischen, und diese Vermischung eine neue sich fortpflanzende Gattung hervorbringen sollte. Ferner irret Worm darin, daß die schwarzen Bären von Fleische und die braunen von Früchten leben sollen. Es ist gerade umgekehrt.

Es ist heutiges Tages ausgemacht, daß nicht beyde Gattungen des Landbärengeschlechts, sondern nur die braunen Bären grimmig, raubbegierig und fleischfressend, die schwarzen Bären aber bloß wild sind, sich vom Pflanzenreiche nähren, und einen beständigen Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches zeigen. Schon la Hontan führt in seiner Beschreibung von Canada an, daß die dasigen Bären ungemein schwarz, aber nicht gefährlich wären, auch niemals einen Menschen anfielen, wenn man nicht auf sie schösse, oder sie verwunde. Das noch neuere Zeugniß das Herrn du Pratz in seiner Beschreibung von Louisiana a), setzt es ganz außer Zweifel, daß die schwarzen Bären kein Fleisch fressen. Er sagt: der Bär läßt sich des Winters in Louisiana sehen, da der Schnee, der alsdann die nördlichen Länder deckt, ihn

a) In des Herrn von Buffon Naturgeschichte Th. 3.

ihn an der Nahrung hindert. Er lebt von Baumfrüchten, Eicheln und Wurzeln. Seine köstlichsten Gerichte sind Honig und Milch. Wenn er dergleichen antrifft, würde er sich eher tödten lassen, als seinen Fund aufgeben. Ohnerachtet des Vorurtheils, daß der Bär ein fleischfressend Thier sey, behaupte ich mit allen Einwohnern dieser und der benachbarten Provinzen, daß er es ganz und gar nicht ist. Man hat niemals gesehen, daß sie Menschen gefressen, ohnerachtet ihrer Menge und ihres Hungers, von dem sie bisweilen gequält werden, indem sie in diesem Falle nicht einmal das Fleisch auf den Schlachtbänken fressen, wenn ihr Weg sie dahin führt. Zu der Zeit, wie ich mich zu Natches aufhielt, war ein so harter Winter in Norden, daß sie in großer Menge von den Bergen kamen. Der große Hunger treibt sie aus ihrem Gehölze nach dem Ufer des Flusses. Man sah sie des Nachts in den Colonien herumlaufen, und in die Höfe einbrechen, wenn sie nicht fest verwahrt waren. Sie fanden daselbst Fleisch in der Luft hangen, berührten es aber nicht, sondern fraßen das Getreide, wenn sie dazu kommen konnten. Sie würden bey solcher Gelegenheit aus Hunger Fleisch gefressen haben. Sie haben niemals Thiere umgebracht, um sie zu verzehren, und wenn sie fleischfressend wären, so würden sie die beschneyeten Gegenden, wo sie Menschen und Thiere finden würden, nicht verlassen, und Früchte und Wurzeln, für deren Fraß andere fleischfressende Thiere einen Abscheu haben, gesucht haben. Herr du Pratz fügt bey einer neuern Ausgabe in einer Anmerkung hinzu, er habe seitdem mit Gewißheit erfahren, daß es in den Gebürgen von Savoyen zweyerley Art Bären gäbe, schwarze, wie in Louisiana, die kein Fleisch fressen, und rothe, welche eben so raubgierig, als Wölfe wären.

Der Bär gehört in kalten und warmen Ländern zu Hause. Ein kalter Himmelsstrich scheint aber seinem Körper angemessener, als ein warmer zu seyn, weil ihn eine doppelte Decke, sein Fett und sein dickes zottiges Fell, sattsam gegen die Kälte sichert. Er ist daher häufig in allen nördlichen Ländern von Europa, Asien und Amerika. Doch wohnt er nur in Einöden und Wildnissen, die von Menschen nicht leicht betreten werden, und kommt nicht in offene stark angebauete Länder, als England, Frankreich, Deutschland. In den ältesten Zeiten aber, als Deutschland noch halb Wildniß war, fehlte es darin auch nicht an Bären, deren Häute unsern Vorfahren zu Betten dienten, auf welchen sie, nach dem Tacitus, wenn Krieg oder Jagd sie nicht beschäfftigte, so gern faullenzten. Nachdem es aber mehr angebaut worden, haben sie sich daraus, auf der einen Seite nach Pohlen und Preußen, auf der andern in die Alpengebürge zurückgezogen. In Griechenland waren sie häufig, in Italien seltener. In Palästina zerrissen zwey Bären, die aus dem Walde kamen, zwey und vierzig

zig muthwillige Knaben, welche des Propheten Elisa wegen seines kahlen Kopfes spotteten, und die neuern Reisenden haben auch in den übrigen warmen Ländern Asiens, als in Arabien, in Persien, und selbst in der Insel Java, Bären angetroffen. In den Wüsten von Afrika giebt es dieser Thiere gleichfalls, und von daher bekamen sie die Römer zu ihren Thiergefechten. **Plinius** glaubt zwar, dies Land sey zu heiß, um Bären zu zeugen, daher will **Lipsius** alle die Stellen der Alten, worin der Libyschen und Numidischen Bären gedacht wird, von Löwen verstehen. Sie irren aber gewiß beyde, und Solin sagt ausdrücklich, daß die numidischen Bären allen übrigen vorgehen, und ein zottigers Fell haben.

Die Fabel hat dem Bären ebenfalls die Ehre erzeigt, ihm einen Platz am Himmel zu geben. Wie man aber dem Löwen wegen seiner hitzigen Natur, und weil er die warmen Länder liebt, ein Revier im Thierkreise, den die Sonne nie verläßt, angewiesen, so hat man dem Bären, welchem die Kälte kein Ungemach verursacht, die äußerste Stelle in Norden gegeben. Hier führen zwey Sternbilder den Namen des Bären. Der kleine Bär, weiblichen Geschlechts, dessen Schwanz jetzo zunächst am Pole ist, und der Stern darin für den Polar- oder Nordstern gilt, war, ehe er zum Gestirn wurde, eine von den Nymphen des Bergs Ida auf der Insel Creta, welche den für seinen Vater Saturn daselbst versteckten Jupiter groß gefüttert. Der große Bär, ein zweytes Sternbild in der Nachbarschaft des vorigen, ebenfalls weiblichen Geschlechts, war eine arcadische Prinzessinn, mit Namen Calliste gewesen, und wurde von der eifersüchtigen Juno, wegen der Liebeshändel, welche ihr Gemahl Jupiter mit ihr trieb, in eine Bärinn verwandelt, aber vom Jupiter, wie jene idäische Nymphe, ans Firmament versetzt. Obgleich der Nordpol, und ein Theil des Firmaments um ihn, mit den in diesem Theile befindlichen Sternen nie aus dem Horizonte unsers Erdstriches kommen, so hat die Fabel doch eine andere Ursache erdacht, warum der große Bär niemals untergeht. Sie ist folgende: Die Ehre welche Jupiter der Calliste, die aus dem schönsten Frauenzimmer, denn das ist die Bedeutung ihres Namens, zum ungestaltesten Thiere geworden war, durch die Versetzung an den Himmel, erzeigte, vermehrte den Haß der Juno. Nach der Dichtersprache, steigen die Sterne beym Untergange, wenn sie sich aus dem Horizont verlieren, in das abendländische Meer hinab, sich zu baden, abzukühlen, und von ihrer großen Tagesreise einige Stunden auszuruhen. Diese Erquickung wollte Juno der verwandelten und zum Gestirn gewordenen Calliste nicht gönnen, und brachte es bey der Thetis, der Beherrscherinn der Meere, dahin, daß sie nie gestatte, daß der große Bär sich in ihren Wassern baden dürfe, sondern immer am Firmament bleiben müsse.

Der Bär hat, wie ich Anfangs bemerkt habe, ein plumpes unförmliches Ansehen, aber dazu trägt sein langes Haar, in welchem der ganze Körper, nur die Schnauze und die Krallen an den Füßen ausgenommen, verdeckt liegt, sehr vieles bey. Zieht man ihm das Fell ab, dergleichen Abbildung man in der Buffonschen Naturgeschichte antrifft, so haben seine Gliedmaßen mehr Ebenmaaß. Doch hat er einen dicken Leib und kurze Füße, indem die Vorderfüße bis an das Faustgelenke und die Hinterfüße bis an die Mitte der Fußsohlen auf der Erde ruhen. Sein Kopf hat mit dem Wolfe einige Aehnlichkeit in der Bildung, und in der schiefen Lage der Augen, die aber kleiner, als bey dem Wolfe sind. Die Nase ist breiter, die Ohren kürzer und mehr gerundet, die Schnauze vorne aufgeworfen, wie am Schweine, die Nasenlöcher größer, und ihre Oeffnungen ganz anders, indem ihr äußerer Rand durch einen Einschnitt eingekerbt ist. Vom Halse ist wenig zu sehen, und das oberste Rückengelenk scheint sehr hervorzuragen, weil es mit einem langen struppigten Haar besetzt ist. Das Kreuz läuft hinten niedrig zu, und der Schwanz ist so kurz, daß er kaum zu sehen. Beine und Arme sind sehr fleischig, wie beym Menschen. Seine Tatzen haben fünf Finger, welche dick und kurz, und mit Krallen von schwarzer Farbe und harter Substanz besetzt sind. Er schlägt mit seinen Fäusten, wie ein Mensch, aber so nachdrücklich, daß er auch wohl einen Ochsen zu Boden schlagen kann, wie er denn in seinen Armen die größte Stärke hat. Im Gegentheil ist Kopf und Nase desto schwächer, und man hat Exempel, daß ihn ein derber Schlag mit geballter Faust auf den Kopf zu Boden gestreckt hat. Unten sind seine Füße etwas aufgequollen, und wenn man sie in der Gegend abhauet, so träufelt aus ihrem drüsigten Wesen ein Saft wie Milch heraus. Hierin liegt die Ursache, daß die Bären des Winters in ihren Höhlen an ihren Tatzen saugen, und den Mangel an Nahrung durch diesen Milchsaft ersetzen.

Das Maul des Bären ist mit 38 Zähnen, nemlich mit zwölf Schneide- und vier Hundezähnen, in der obern Kinnbacke mit zehn, und in der untern mit zwölf Backenzähnen versehen. Die Zunge ist glatt, und nicht rauch, wie sie der Löwe hat. Das Fell ist auf dem Rücken ausnehmend dick. Die langen Haare sind glänzend und straubig, aber das wolligte kurze Haar, das dazwischen ist, ist ziemlich weich. Die Größe des Bären ist verschieden. Die mittelmäßigen sind von der Schnauze bis zum Hintern vier Fuß und darüber, ihre Höhe bis auf den Rücken ist drittehalb Fuß, und der Umfang des Körpers an seinem dicksten Orte viertehalb Fuß. Nach Danzig kommen, wie Klein anführt, Bärenfälle von acht

Schuh.

Schuh. Die Haut eines getödteten Bären in der Woywodschaft Chelm lasse sich auf sechs Ellen ausbreiten, eine andere in Braclau sey eben so breit, und eine dritte in Pomerellen habe fünf Ellen in der Breite. Der weiße Bär hat einen langen Kopf, der, wie bey einem Hunde, gestaltet, der Leib ist geschlanker, und seine Bewegung geschwinder, sein Haar ist länger und weicher, Maul und Füße schwarz, aber der Kopf weit härter wie bey andern Bären. Seine Augen sind aschfärbig, und werden blau, wenn er ergrimmet.

Der Bär ist aber nicht allein wild, sondern auch einsiedlerisch. Die Entfernung von aller Gesellschaft, auch selbst von seines gleichen, ist ihm natürlich, und man hat es als was besonders angemerkt, daß man ihrer 1721 in der Woywodschaft Brzesc auf achtzig Stück bey einander angetroffen. Eine Höhle, in unersteiglichen Felsen, ein alter hohler Baum, ist seine gewöhnliche Wohnung. Findet er keine Höhle, so bricht er Holz ab, oder sammelt es, macht sich einen Kessel, und überlegt ihn so lange mit Laube und Kräutern, bis kein Wasser durchdringen kann. In solchen Wohnungen bringt er einsam einen Theil des Winters ohne Nahrung zu. Allein er ist diese Zeit über nicht erstarret, und ohne Empfindung, wie das Murmelthier oder die Schwalbe, sondern die Menge des Fetts, das er im Sommer und Herbst angesetzt, der Mangel an Bewegung, das Saugen an seinen Tatzen, und daß er solche Zeit über die mehrste Zeit schläft, macht, daß er unterdessen andrer Nahrung entbehren kann. Nach vierzig Tagen, etwa um Lichtmessen, verläßt der Bär diese seine Winterwohnung, die Bärinn aber soll vier Monat darin aushalten, und Junge werfen, woran aber um desto mehr zu zweifeln, da es nicht glaublich, daß sie so lange der Nahrung für sich und ihre Jungen entbehren könne, zumal der Bär selbst, auch nach so kurzer Zeit, mager und ausgehungert wieder zum Vorschein kommt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Montag, den 12ten Januar 1778.

Schluß der Abhandlung der Bär.

Die Brunstzeit des Bären ist im Herbst, ehe er sich in seine Höhle verkriecht. Aristoteles setzt die Zeit des Trächtiggehens nur auf dreyßig Tage, aber man kann ihm hierin unmöglich Beyfall geben, weil, je größer die Thiere sind, und je langsamer ihr Wachsthum ist, sie desto länger trächtig zu gehen pflegen. Die jungen Bären wachsen aber sehr langsam, sie folgen der Mutter, und können ihres Beystandes in den ersten zwey Jahren nicht entbehren. Die Bärinn macht für ihre Jungen an dem Boden ihrer Höhle ein Bett von Moos und Kräutern. Sie wirft zwey, drey, vier Junge, und säugt sie so lange, bis sie mit ihr auf andere Nahrung ausgehen können. Es ist ganz falsch, daß sie ungestalt und als ein rohes Stück Fleisch an das Tageslicht kommen. Sie kommen vollkommen gebildet auf die Welt, man hat sie aber deswegen für ungestalt gehalten, weil auch die Alten ungestalt sind, und weil bey allen Thieren die Jungen, wenn sie erst geboren sind, mehr Unförmlichkeit in der Bildung, als erwachsene Thiere, haben. Sie kommen aber sehr klein, etwa wie eine Ratze, aus Mutterleibe. Die Ursach davon soll seyn, daß sich das Schloß in der Geburt nicht so sehr, wie bey andern Thieren öffne. Allein eigentlich sollte man es umkehren, und die kleinen Körper der Frucht zur Ursach der kleinern Oeffnung machen.

Die jungen Bären kommen blind zur Welt, und lernen erst nach fünf oder sechs Tagen sehen. Die von der braunen Gattung, werden mit einem weißen Ringe um den Hals geboren, welcher nach und nach immer dunkler wird, bis er nach vier oder fünf Jahren, da der Bär völlig ausgewachsen ist, nicht mehr zu sehen ist. Wenn man sie jung fängt, können sie zahm gemacht, und gelehrt werden, aufrecht zu gehen, zu tanzen und Männerchen zu machen. Ob sie aber gleich gegen ihren Herrn sanftmüthig, und sogar gehorsam scheinen, so ist ihnen doch nicht zu trauen, sondern man muß vorsichtig mit ihnen umgehen, und sie niemals auf die Spitze der Nase schlagen, als welches sie ganz wüthend macht. Ein alter Bär wird

niemals zahm. Die Stimme des Bären ist ein Gebrumme, das bisweilen mit Zahnknirschen verknüpft ist. Die Nahrung ist, nach Unterschied der Gattungen, Thiere, Baumfrüchte, Nüsse, Beeren, Weintrauben, Getreide, Ameisen, Honig 2c. Sie saufen nicht, wie andere Thiere, sondern fressen gleichsam bissenweise aus dem Wasser.

Die Spur des Bären gleicht den Fußtapfen eines barfuß gehenden Menschen, die Vorderspur ist aber nicht, wie bey andern Thieren, größer, sondern kleiner, als die hintere. Man giebt vor, daß er eine besondere Antipathie gegen den Löwen, das Pferd und den Esel habe. Er ist von Natur unerschrocken, und gegen Gefahren gleichgültig. Er geht nicht aus dem Wege, und fliehet nicht, wenn er einen Menschen erblickt; doch sagt man, daß er durch den Schall des Pfeifens aufmerksam werde, stille stehe, sich aufrichte, und daß alsdann die rechte Zeit sey, ihn zu schießen. Wird er aber nur verwundet, so fällt er den Schützen wüthend an, umklemmet ihn mit den Vordertatzen, und erdrückt ihn. Die Sinne des Gesichts, Gehörs und Gefühls, sind bey dem Bären sehr vollkommen, ohnerachtet er kleine Augen, kurze Ohren, und ein dickes Fell hat. An Stärke des Geruchs übertrifft er vielleicht andere Thiere. So plump auch sein Körper ist, so soll er doch allerhand Arten von Unternehmungen auf das geschickteste auszuführen wissen, und an Verschlagenheit selbst keinem Fuchse nachgeben.

Das Nützlichste am Bären ist sein Fett und seine Haut. Ihre Jagd ist verschieden. Die am wenigsten gefährliche Art sie zu fangen, soll seyn, daß man sie durch Honig, mit Brantewein vermischt, trunken macht. Sie werden auch mit englischen Hunden und Bullenbeißern gejagt, und von Jägern mit Jagdspießen erlegt. Er fällt den ersten Jäger, der ihn verwundet, an, dann muß ihm der zweyte Jäger einen Fang geben; fällt er auch dann noch nicht, so macht sich der erste wieder an ihn, bis der Bär endlich ermattet und verblutet niederfällt. Die Wilden in Amerika unternehmen nichts mit größerer Feyerlichkeit, als die Bärenjagd, und das Bündniß mit einem berühmten Bärenfänger der mehrere in Einem Tage getödtet, wird weit eifriger gesucht, als das mit einem berühmten Krieger. In Canada und Louisiana sucht man sie des Winters in den hohlen Bäumen auf, und legt Feuer darin an. Denn sie haben ihr Lager nicht unten an der Erde, sondern dreyßig bis vierzig Fuß hoch in dem Baume hinauf. Ist es eine Alte mit den Jungen, so steigt die Alte zuerst herab, und wird getödtet, ehe sie zur Erde kommt. Das Herabsteigen vom Baume geschieht rückwärts, mit den Hinterfüßen voran; die Jungen folgen nach, und werden mit Stricken gefangen. Sie sollen ein niedliches und gutes Essen geben, das Fleisch der Alten aber fast bis zum Ekel süß, und zu sehr mit Oel durchdrungen seyn. Der Kopf und die Tatzen haben so viel Oel oder Fett nicht, sondern ein

derberes Fleisch, und sollen ein delicates Essen seyn. Die virginischen Bären, welche nicht sonderlich groß und kühn sind, klettern, wenn sie mit Hunden gejagt werden, die Bäume hinan, von welchen sie ohne Gefahr herunter geschossen werden können. Der Bär läßt sich auch in Gruben fangen, aber solches ist, weil es etwas kostbar ist, nur für große Herren. Solche Gruben werden in Wildnissen auf einem freyen Platze, wo Bärenspur ist, sieben bis acht Ellen ins Gevierte, und acht Ellen tief gegraben, und mit eichenen glatt gehobelten Bohlen so, daß der Bär mit den Klauen nicht daran haften und wieder heraus klettern kann, ausgespündet, oben mit Stangen, Reisern und Buschwerk belegt, und ein Topf mit Honig mitten darauf gesetzt. Der Geruch des Honigs wird den Bären bald herbeylocken, und derselbe mit dem Topfe in die Grube hinabstürzen. Soll er lebendig heraus gefangen werden, so muß an der Seite der Grube ein viereckigtes Loch, anderthalb Ellen ins Gevierte, vorher unten durchgehauen seyn, daß ein Bär durchkriechen kann, welche Röhre drey Ellen lang fest geschalet seyn muß. Davor gehört inwendig und auswendig eine Fallthür von starken Pfosten mit Eisenblech beschlagen. Sobald der Kasten, worin er eingefangen und weggefahren werden soll, mit Ketten an diese Röhre fest angemacht ist, und die inwendige Fallthür in die Höhe gehoben wird, daß der Bär das Loch sieht, so stößt man ihn von oben herab mit einer Stange, da er denn in die Röhre hineinkriecht. Alsdann macht man die Fallthür hinter ihm zu, daß er nicht zurück kann, sondern bis in den Kasten fortgeht, welcher darauf ebenfalls zugemacht und weggefahren wird.

Die Menge der wilden Baumfrüchte in den Waldungen und Wildnissen von Canada und Louisiana macht, daß die dasigen Bären im Herbste so fett werden, daß sie kaum gehen, und nicht so geschwind als ein Mensch laufen können. Oft haben sie daselbst zehn Finger dick Fett auf den Seiten und den Lenden. Die Menge des Fetts macht ihnen das Schwimmen leicht. Nach des du Mont Memoires sur la Louisiane, wo die Farbe des Bären ein schönes Schwarz ist, schwimmen sie durch jeden Fluß, er mag groß, oder klein seyn. Sie sind auf die Frucht der Plaqueminiers sehr erpicht, sie steigen auf die Bäume, setzen sich auf einen Zweig, als wenn sie ritten, halten sich mit einer Tatze daran fest, und beugen mit der andern die übrigen Zweige mit den Früchten zum Maule. Oftmals kommen sie aus den Wäldern nach den Colonien, und lassen sich die Kartoffeln und den Mays gut schmecken.

Die Wilden kochen das Fett und Fleisch der getödteten Bären, worauf sich das Fett absondert. Wenn es recht im Sieden ist, so wirft man ein gutes Maaß Salz hinein und sprützt Wasser dazu, darauf sprudelt es in die Höhe, und es steigt ein dicker Dampf auf, der den üblen Geruch des Fettes mit wegnimmt. Wenn der Dampf aufgehört

hat, und das Fett noch laulig ist, so gießt man es in Töpfe, und läßt es so acht Tage stehen. Dann schwimmt ein klares Oel oben, das man mit einem Löffel abnimmt, und das dem besten Baumöle nichts nachgiebt, auch an dessen Stelle gebraucht wird. Unten ist das Schmalz. Es soll süßer und wohlschmeckender als Schweineschmalz, aber etwas weicher seyn. Es wird in der Küche gebraucht, und wird auch auf Brodt gegessen. Von Einem Bären sollen oft über 120 dergleichen Töpfe voll kommen. Es ist blendend weiß, schön und gut, und es wurde sonst ein großer Verkehr zwischen den Franzosen in Neu-Orleans und den Wilden an dem Flusse St. Franciscus damit getrieben.

Die Materialisten in Frankreich haben kein Bärenöl zu Kaufe, sie lassen aber das noch ungeläuterte Fett aus Savoyen, der Schweiz, und ehedem aus Canada kommen. Es wird äußerlich bey Brüchen und Flußkrankheiten gebraucht. Es soll, wie das Bärenfett, wärmen, zertheilen und erweichen, in Ohrenweh und Ohrengeschwüren nutzen, und das Ausfallen der Haare verhindern. Die Galle soll innerlich wider die fallende Sucht, äußerlich bey krebsartigen Geschwüren gut seyn.

Die Haut des Bären ist unter dem groben Pelzwerke das theuerste. In Pohlen und Moscau muß sie, wie bey unsern alten Vorfahren, Statt der Betten dienen. In alten Zeiten mag sie auch selbst Königen zum Mantel gedient haben. Denn **Virgil** läßt den **Alcest** von Sicilien mit einer afrikanischen Bärenhaut umgeben, dem *Aeneas*, als er ihn, sich mit seiner Flotte der Insel nähernd, erblickt, ans Ufer entgegen laufen, und eben dieser irrende Ritter von Troja trifft bey dem alten **Evander** in Italien, als er eben am Herculesfeste zu ihm kam, die Sitze bey der Tafel mit Bärenfellen aus Lybien belegt, an.

H = = e.

Geschichte der Bianca.

Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts hielt sich ein junger Florentiner, **Thomas Buonaventuri**, der von guter Familie, aber arm war, bey einem Kaufmann in Venedig, seinem Landsmann auf. Dem Hause, wo dieser wohnte, gegen über war die Hinterthür der Wohnung eines Venedigers vom Adel, **Bartolomeo Capello**. In diesem Hause war ein junges Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Namens **Bianca**. Sie wurde zwar strenge bewacht; dennoch entdeckte sie Buonaventuri bald, denn sie stand manchmal am Fenster. Zu einem nähern Zutritt durfte er sich nun zwar keine Hoffnung machen; indessen that er alles was er konnte, ihr Vergnügen zu machen, und seine Neigung an den Tag zu legen. Er war jung und liebenswürdig; es dauerte nicht lange, so war er ihr nicht mehr gleichgültig; und kurz, nach manchen Unterhandlungen, fanden die beyden Lie-

Liebenden endlich Mittel, ihre Wünsche zu erfüllen. Bianca ermangelte nicht, alle Abend spät, wenn jedermann zu Bette war, vermittelst der kleinen Hinterthür ihres Hauses, die sie auf der Klinke stehen ließ, nach Buonaventuri's Zimmer in dem Kaufmannshause zu schleichen; und gieng dann, ohne von einer Seele bemerkt zu werden, allemal vor Tage wieder zurück.

Nachdem sie dieses Spiel schon eine ziemliche Zeit getrieben hatte, wurde sie, wie es zu gehen pflegt, durch Gewohnheit dreister, und da sie einstens länger wie gewöhnlich bey ihrem Liebhaber verweilt hatte; so trug sichs ungefähr zu, daß ein Beckerjunge, der den Teig aus dem Nachbarhause holen wollte, bemerkte, daß die kleine Hinterthür offen stand. Weil er nun nicht anders meynte, als daß solches aus Versehen geschehen sey; so schloß er sie zu.

Kurz darauf kam die junge Dame und fand die Thür verschlossen! Eilte in großer Bestürzung nach dem Hause zurück, woher sie gekommen war; klopfte leise an, ward von ihrem Liebhaber eingelassen, und erzählte ihm den ganzen häßlichen Vorfall. Erkenntlichkeit sowohl als Liebe bewogen diesen zu einem schnellen Entschluß; ihrer Sicherheit mußte alles aufgeopfert werden. Er verließ auf der Stelle das Haus; miethete sich, mit der Bianca, bey einem andern Florentiner ein, und hielt sich nach Möglichkeit verborgen; bis sich eine gute Gelegenheit zeigte, nach Florenz zu entweichen.

In Florenz hatte er ein kleines Haus, an der *Via larga* bey S. Marco, einem Nonnenkloster gegen über. Hier hielten sie sich wiederum eine Zeitlang sehr verborgen, aus Furcht einiger Nachjagden von Venedig aus.

Der damalige Großherzog von Toscana war *Franz Maria*, Cosmus des I. Sohn; Vater der Marie von Medicis. Er hatte zur Gemahlinn **Johanna von Oesterreich**, Kaiser Ferdinands Tochter, verwittwete Königinn von Ungarn: eine sehr würdige Prinzessinn; die aber schon ihre Jahre hatte. Daher geschah es denn nicht selten, daß der Großherzog manchmal anderes Frauenzimmer ihr vorzog. Einer seiner Hofleute, der eine Gemahlinn hatte, die sich eben so dienstfertig zu machen wußte, wie er, pflegte gewöhnlich in dergleichen Liebeshändeln seines Herrn, den Vertrauten zu spielen.

Bianca mochte sich verborgen halten, wie sie wollte; so hörte man doch bald in Florenz von der schönen Venetianerinn reden, die neulich angekommen; und das Gerücht von ihren Abentheuren sowohl, als von ihrer Schönheit, wozu noch ihre geflissentliche Eingezogenheit kam; alles das reizte den Großherzog sehr, sie zu sehen. Alle Tage gieng er mit Fleiß vor ihrem Fenster vorbey; und weil doch ihr einziger lieber Zeitvertreib war, im Fenster zu stehen; so währte es nicht lange, daß seine Neugier befriediget wurde. Sie war halb verschleyert; aber der Großherzog hatte genug gesehen, um sterblich in sie verliebt zu werden.

Der Vertraute, welcher seines Herrn

unüberwindliche Leidenschaft bald gemerkt hatte, sann nun mit demselben in die Wette, auf Mittel, sie zu befriedigen. Seine ähnlichdenkende Gemahlinn wurde gebührlich zu Rathe gezogen. Das bisherige harte Schicksal der Bianca, und ihre trüben Aussichten für die Zukunft, gaben der würdigen Dame die schönste Gelegenheit, der Bianca unter der Hand merken zu lassen, man habe ihr wichtige Dinge zu entdecken; und sie deswegen zu Gaste zu bitten. Buonaventuri hatte einen langen Kampf mit sich selber auszustehen, ob er zugeben sollte, daß Bianca die Einladung annähme? Doch, der hohe Rang der Hofdame, und dann seine eigenen hülfsbedürftigen Umstände, halfen endlich alle seine Bedenklichkeiten besiegen. Bianca gieng, und ward mit der schmeichelhaftesten Höflichkeit, bis zur Zärtlichkeit, aufgenommen. Man ließ sich ihre Geschichte erzählen: man hörte sie mit der innigsten Rührung, wenigstens dem Schein nach, an: man that ihr die liebreichsten Anerbietungen: man überhäufte sie mit Gunstbezeugungen: Geschenke wurden ihr geboten; beynahe aufgedrungen.

Sehr zufrieden mit diesem ersten Versuche, schmeichelte sich der Großherzog schon, bey einem zweyten Besuche selbst gegenwärtig seyn zu dürfen. Bald lud also die Hofdame Bianca abermal ein: man begegnete ihr wiederum mit der größten Hochachtung und Zärtlichkeit: und nach wiederholten Bezeugungen des Mitleidens und vielen Lobsprüchen auf ihre Schönheit, fragte man sie, ob sie nicht wünschte, dem Großherzog ihre Aufwartung zu machen? Er für seine Person, trüge großes Verlangen, in ihre Bekanntschaft zu kommen, seitdem er schon Gelegenheit gefunden, sie zu sehen und zu bewundern. Bianca hatte entweder nicht Standhaftigkeit, oder nicht Tugend genug, dieser neuen Anerbietung auszuweichen. Sie suchte zwar anfangs dieselbe abzulehnen; aber sie that es mit Augen – wie ihre schlaue Verführerinn bald merkte – die nur wünschten, weiter genöthigt zu werden. Denselben Augenblick mußte denn also der Großherzog selbst verabredetermaaßen ins Zimmer treten, wie von ungefähr. Bianca fand sich von seiner Person, von seinen feurigen Lobsprüchen, von seinen freygebigen Anerbietungen ausnehmend eingenommen. Die Visiten wurden wiederholt, man wurde unvermerkt mit einander vertraut: einige Geschenke, die sie nicht ausschlagen durfte, da sie von ihres Herrn Händen kamen, halfen dem Großherzog sich den Weg bahnen; und ihr Mann – hielt es am Ende auch nicht rathsam, eine Verbindung zu stören, die allemal vortheilhaft war, und vielleicht unschuldig seyn konnte. – Der Großherzog war nun gar nicht der Mann darnach, auf so gutem Wege stehen zu bleiben: Beförderungen des Ehemanns mußten ihm behülflich seyn, der Bianca Gunst zu gewinnen; und daß ich's kurz mache, er erreichte endlich das Ziel seiner Wünsche, zu so vollkommner allerseitiger Zufriedenheit der verschiedenen Partheyen, daß Er und Bianca, und Buonaven-

turi

turi zuletzt so vollkommen in einander schlessen, wie ein gleichseitiges Dreyeck. Der Ehemann wußte sich gar bald in seine neue Situation zum Erstaunen schön zu finden: er miethete sich nebst seinem schönen Weibe in ein besseres Haus; und machte alle Tage neue vornehme Bekanntschaften, bey Hofe und unter dem Adel. Aber eben dieses schnelle Glück war größer, als es der Ladendiener ertragen konnte: er wurde, wie gewöhnlich, übermüthig; fieng an gegen die Vornehmsten, und sogar gegen den Großherzog selbst, sich trotzig aufzuführen; und machte sich dadurch so viel Feinde, daß man ihn endlich einstens auf der Straße anfiel (es ist in Italien) und ermordete.

Wer war froher als der Großherzog und Bianca? Diese legte nun vollends ihre noch übrigen kleinen Reste von Sittsamkeit und Eingezogenheit gänzlich ab, und zeigte sich schon öffentlich in glänzender Pracht.

Johanna, die rechtmäßige Gemahlinn des Großherzogs, suchte zwar äußerlich ihren gerechten Gram über ihres Gemahls Betragen, und ihre Eifersucht gegen die Nebenbuhlerinn, möglichst zu verbergen; aber sie konnte doch nicht umhin, sich es zu Gemüthe zu ziehen; sie ärgerte sich innerlich, legte sich hin und starb.

Der Tod der Herzoginn eröffnete der stolzen Bianca neue glänzende Aussichten. Des Großherzogs Herz war einmal in ihrer Hand: er mußte thun was sie wollte; und nun bot sie alle ihre Künste auf, ihn dahin zu bringen, daß er sich förmlich mit ihr vermählte. Vergebens legte sich des Großherzogs Bruder, Cardinal Ferdinand von Medicis, der in Ermanglungsfall männlicher Descendenz, nächster Erbfolger war, ihr in den Weg; es glückte ihr dennoch, ihre Absicht zu erreichen; und Bianca ward in kurzer Zeit Großherzoginn von Toscana.

Es währte nicht lange, so wünschte sie doch auch, ihren Gemahl nunmehr mit einem Prinzen erfreuen zu können, der dereinst sein Thronfolger würde. Sie ließ in den Kirchen für sich bitten: ließ Messe lesen; ließ Zeichendeuter und Segensprecher holen; Alles umsonst! Sie beschloß also endlich, damit sie doch ihren Willen hätte, sich schwanger zu stellen, und dann ein fremdes Kind unterzuschieben. So, dachte sie, hätte sie doch wenigstens die Ehre davon. Ein Baarfüßermönch aus dem Kloster von Ogni Santi wurde durch Bestechung leicht bewogen, die Ausführung über sich zu nehmen. Nun fieng die Großherzoginn an, unpäßlich zu werden: sie hatte unbeschreibliche Gelüste: sie klagte über Zahnweh, Uebelkeiten, Ekel, Magendrücken, u. s. f. Sie hütete das Zimmer, und endlich das Bett: sie nahm die Cour deshalben an, und Niemand war froher darüber, als der Großherzog selbst.

Als nun, ihrer Rechnung nach, die Zeit ihrer Entbindung da seyn mußte, machte sie einstens zu Mitternacht plötzlich Lärm; weckte ihre Bedienten; klagte über die ersten Wehen; und befahl mit größter Ungedult, ihren Beichtvater (jenen Baarfüßer) zu rufen.

Der

Der Cardinal, dem seiner Schwiegerinn Arglist nicht unbekannt war, hatte sie längstens so scharf bewachen lassen, daß er ihren ganzen Anschlag wohl wußte. Sobald er demnach erfuhr, daß nach dem Beichtvater geschickt sey, verfügte er sich in das Vorzimmer der Großherzoginn; gieng daselbst auf und nieder, und las sein Brevier. Kaum hörte ihn die Großherzoginn, so ließ sie ihm heraussagen: sie bäte ihn um Gottes willen, sich zu entfernen; indem es ihr unausstehlich wäre, daß eine Mannsperson in ihren gegenwärtigen Umständen daselbst zugegen sey. Der Cardinal versetzte ganz trokken: Laßt Ihre Hoheit sich um ihre Sachen bekümmern; ich bekümmere mich um **meine**, und las ungestört in seinem Brevier fort. Nun kam abgeredetermaaßen auch der Beichtvater. Sobald er erschien, flog der Cardinal mit offnen Armen ihm entgegen: Willkommen, willkommen, Ehrwürdiger lieber Vater! Die Großherzoginn hat Wehen, und ist Ihres Beystandes sehr benöthigt. Mit diesen Worten schloß er ihn fest in seine Arme, und ward dadurch eines kleinen, artigen, frischgebornen, Kindes gewahr, welches der gute Pater in seinem Busen versteckt hatte. Er nahm es ihm weg, und rief aus, so laut, daß es selbst die Großherzoginn in dem anstoßenden Zimmer hören konnte: Gott sey gedankt! Die Großherzoginn ist glücklich von einem wohlgestalten Prinzen entbunden; und zeigte sodann den Kleinen allen Umstehenden.

Die, durch diesen schlimmen Streich bis zur Raserey erbitterte Großherzoginn beschloß, sich an dem Cardinal auf die grausamste Weise, es möchte kosten was es wollte, zu rächen. Und bald mußte ihr der Großherzog selbst, dessen Neigung gegen sie dennoch immer dieselbe blieb, Gelegenheit dazu geben.

Sie machten einst, alle drey, eine Lustreise nach **Poggio a Caino**, und speiseten zusammen. Nun aß der Cardinal nichts lieber als Mandelsuppe: die Großherzoginn ließ also eine Mandelsuppe für ihn machen, die vergiftet war; und solche zur Tafel bringen. Der Cardinal hatte allenthalben seine Spionen, so daß er auch diesen Anschlag schon vorher wußte, ehe die Mandelsuppe kam. Er setzte sich gleichwohl ordentlich zu Tische; wollte aber von der Mandelsuppe, so sehr ihn auch die Großherzoginn mit aller Höflichkeit dazu nöthigte, nichts nehmen. Nun, sagte der Großherzog, wenn denn der Cardinal gar nicht davon essen will, so will ich. Und nahm sofort etwas auf seinen Teller (Hier wird man sich die Situation der Großherzoginn so ungefähr denken können!). Diese, die nun nicht mehr verhindern konnte, daß er aß, ohne ihren schwarzen Anschlag ganz zu verrathen, sah vor Augen, daß sie doch verloren sey; nahm also, um der Rache ihres Schwagers gewiß zu entgehen, das übrige von der vergifteten Mandelsuppe alle zu sich. Sie und Er, starben darauf, beyde an **einem** Tage, nemlich den 21ten October 1587. Der Cardinal aber succedirte, unter dem Namen **Ferdinand** I., und hat bis 1608 regiert.

* * *

Diese Erzählung, die aus einem Manuscript genommen seyn soll, stimmt zwar nicht völlig mit der Historie überein; denn **Moreri** sagt, **Franciscus Maria** habe allerdings einen rechtmäßigen Sohn aus der zweyten Ehe gehabt, mit Namen **Antonius von Medicis**, welcher bis 1621 gelebt.

Indessen ist doch wiederum gewiß, und für diese Erzählung dieses: daß wirklich kein Sohn des Großherzogs **Franz Maria**; sondern Niemand anders als eben dieser Cardinal **Ferdinand**, zur Succeßion gekommen ist; welches doch kaum begreiflich, wenn wirklich ein legitimer Prinz da gewesen wäre. Ferner stimmt auch der Umstand ein, daß nach demselben Schriftsteller, beyde an **einem** Tage, nemlich den 9ten October, gestorben seyn sollen.

C.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Freytag, den 16ten Januar 1778.

Schreiben an einen Freund zwischen Braunschweig und dem Harze, über die Einrichtung des Ackerbaues.

Werthester Freund,

Denken Sie nicht, daß ich meine Zusage ins Vergessen gestellt, nach welcher ich Ihnen eine Anleitung zu der Einrichtung Ihres Ackerbaues, so weit ich selbst ihn verstehe, geben wollte. Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich es, daß ich Ihnen damit einen angenehmen Dienst leiste, und daß Sie dadurch das Lehrgeld ersparen, welches ich, bey dem ehemaligen gänzlichen Mangel der Kenntniß von der Landwirthschaft auf dem Felde, in der Scheure und auf dem Boden habe geben müssen, und das sich auf ein Ansehnliches belaufen würde, wenn ich es zusammen rechnen wollte. Und eben in der Lage stelle ich mir Ihren Zustand vor, als der meinige war, da ich vor neunzehn Jahren aus der Stadt aufs Land kam. Sehr oft habe ich damals gewünscht, daß auf Universitäten eine practische Anweisung zu der Landwirthschaft gegeben würde, welche ohnstreitig manche andere Kenntnisse, die von akademischen Lehrern vorgetragen werden, an mehr ausgebreitetem Nutzen übertreffen würde, und seit einigen Jahren ist dieser für meine Nachkommenschaft herzlich gut gemeynte Wunsch zum Theil in Erfüllung gegangen. Sie, mein Werthester, haben einen solchen Unterricht auch nicht erlangen können, und den soll ich Ihnen nun ertheilen. Mit wahrem Vergnügen soll es geschehen. Allein erinnern Sie sich jedesmal, was eigentlich der Inhalt Ihrer Fragen war, und was nun auch die Absicht meines Schreibens seyn muß. Sie wollen vorjetzo noch nicht wissen, was der vortreffliche **Hausvater** sich zur Untersuchung nahm: **Wie verbessere ich mein Gut?** Ihre Frage ist vorläufig nur die: **Wie nutze ich mein Gut?** Sie wollen wissen, was sie zu einer jeden Zeit und auf die beste Art bey Ihrem Ackerbau zu besorgen haben, damit er Ihnen so viele Früchte liefere, als nach der Beschaffenheit des Landes und anderer Umstände möglich ist. Wenn nun Ihr philosophischer Geist sich allenthalben nach Gründen umhersieht, die ich

ich nicht allzeit anführen werde; so muß ich Sie bitten, daß Sie Ihrer Untersuchungsbegierde einen kleinen Zwang anthun, und nur das befolgen wollen, wovon ich Ihnen Nachricht gebe, bis Ihnen das Geschäfft etwas geläufig ist; so werden sie den vortrefflichen Hausvater und viele andere zu der Aufnahme des Ackerbaues abzielende Schriften selbst lesen, die Ursachen von diesen und jenen Wirkungen durch ihre schöne Erkenntniß von der Natur selbst finden, meinen wenigen Unterricht zur Seite legen, und andern wiederum Anleitung geben können.

Und nun ist zwar im Felde alles unthätig und der Acker ruhet; allein mein Brief wird deshalb doch nicht zur Unzeit kommen; denn ich werde Sie mit einigen kleinen Regeln und Nachrichten unterhalten, die Ihnen zu wissen und zu beobachten nöthig sind, und die hernach zu spät an Sie kommen würden, wenn alles erst wieder in Bewegung ist, und die Ackerarbeit vor die Hand genommen wird.

Das eine belieben Sie also vorjetzo erst zu bemerken, worauf ich mich hernach mehrmals beziehen werde: Sie **haben drey Felder**, in denen die Saat und die Ernte und alle Arbeit, die da vorher geht, dazwischen kömmt und hernach folgt, verrichtet werden muß, und die Ihnen vorerst genug zu schaffen machen werden. „Nur drey „Felder? Wie ist das?„ Es ist nicht anders: Nicht mehr als drey Felder. In der Hochstift Hildesheimischen Policeyordnung ist dieses ausdrücklich verordnet, daß die ganze Flur eines jeden Ortes, oder eine Feldmark in drey Felder, in das Winter- Sommer- und Brachfeld eingetheilt werden soll a); und bey Ihnen ist es auch so. Warum es aber so ist, davon will ich Ihnen jetzo die Ursachen nicht angeben, weil ich nicht gern ins Weitläuftige gerathen wollte. Das Winterfeld hat ohne Zweifel seinen Namen daher, weil es im Herbst bestellt wird, und durch den Winter mit seinen Früchten grünet; und die Früchte welche in dieses Feld kommen, sind Rocken, Weizen und Wintersaat, aus welcher das Rübeöl geschlagen wird. Das Sommerfeld wird mit dem Anfange des Sommers mit Gerste und Haber bestellt, und ehe noch der Sommer verflossen; so ist es wenigstens in Ihrer Gegend ganz abgeerntet. Das Brachfeld hat daher seine Benennung, weil es durch den Sommer gebrochen, oder gepflügt, und zur Vorbereitung auf die Winterbestellung unbestellt liegen bleibt. Allein in unsern Gegenden kann es wirklich vortrefflich genutzt werden, ohne daß der Ertrag desselben an dem Rocken und Weizen, den es nachher tragen soll, sonderlich vermindert wird. Denn es trägt allhier Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken, Rüben, weißen Kohl, Sommersaat zu dem Rübeöl, und Flachs, welches letztere für diese Gegenden ein vorzügliches Geschenk des Himmels ist, indem sich viele tausend Hände mit demselben beschäfftigen, und einen

a) Fürstl. Stift Hildesh. Policeyordnung. Hildesh. 1665. §. 96.

einen großen Theil ihres Unterhalts daraus gewinnen. Nicht aller Orten in unserm Vaterlande ist der Acker so ergiebig; ob es gleich bekannt ist, daß anderswo manches Erdreich bey viel weniger Mühe und Wartung die Frucht in größerer Menge bringt, als dasjenige, welches wir bauen. In einer kleinen Entfernung von Ihnen, z. E. in der Gegend um Gebensleben im Fürstlichen Braunschweigischen Amte Jerxheim, wachsen gar keine Erbsen, und die Einwohner müssen das, was sie davon zu ihrer Speise gebrauchen, von andern Orten herholen. In vielen andern Gegenden kann das Brachfeld gar nicht bestellt werden, wenn man das folgende Jahr Rocken und Weizen davon ziehen will; sondern es bleibt unbebauet liegen, außer daß es im Sommer etliche mal gepflügt, oder wie man es an etlichen Orten nennt, gebrochen wird. Hernach will ich Ihnen schon mehr davon melden. Mit diesen drey Feldern die ich jetzt beschrieben habe, hat es nun die Bewandtniß, daß sie alle Jahr nach der Ordnung mit einander abwechseln, so daß der Acker, der jetzund und den künftigen Sommer Winterfeld ist, und welcher jetzo schon mit Rocken und Weizen bestellt ist, das folgende Jahr Sommerfeld, und das Jahr darauf Brachfeld wird. Sie gehen z. E. im künftigen Frühlinge spatzieren; so wird die eine Gegend um ihren Ort sich Ihren Augen in einem prächtigen Grün vorstellen, diese Flur wollen wir das Feld A. nennen. An der andern Seite werden Sie im Maymonate den Landmann wahrnehmen, wie er in einen fein bearbeiteten Acker die Gerste und den Haber einsäet, dieses ist sodann auf das Jahr Sommerfeld und soll B. heißen. Die Gegend zwischen diesen beyden wird schon früher und manchmal mit Ende des Februarius zum Theil unter den Pflug genommen, zum Theil wird sie mit Dünger befahren, zum Theil bleibt sie noch ungepflügt eine Zeitlang liegen. Dieses ist das Brachfeld und heißt C. Nun wechseln diese Felder jährlich also ab:

1778.	1779.	1780.	1781.
A. Winterfeld.	Sommerfeld.	Brach.	wie
B. Sommerfeld.	Brach.	Winterfeld.	Anno
C. Brach.	Winterfeld.	Sommerfeld.	1778.

Eine solche bestimmte und festgesetzte Ordnung in den Feldern ist auf dem platten Lande unentbehrlich, und es würde nicht allein die größte Unbequemlichkeit, sondern auch ein mannigfaltiger Schaden daraus entstehen, wenn es eines jeden Willkühr überlassen würde, aus seinen Aeckern drey oder vier Felder zu machen, und etwa nach der abgeernteten Gerste noch einmal Sommerfrucht, als Haber, auf eben das Stück Land zu säen. Denn da die Aecker der Landleute hiesiger Orten nicht in Kampen, oder so dicht

an einander belegen sind, daß ganze Breiten Einem Eigenthümer zugehören, sondern hin und wieder unter der Andern ihrem Lande zerstreuet liegen, so würde die schädlichste Unordnung daraus erwachsen, und unzählige Hindernisse am Ackerbau, wenn diese Eintheilung nicht durch landesherrliche Gesetze festgestellt wäre. Die weidenden Heerden, so wohl Schaafe als Kühe, würden offenbar darunter leiden; weil sie das Kraut, welches auf einem gemäheten Acker stehen bleibt, und welches eine vorzügliche Nahrung für sie ausmacht, größtentheils entbehren müßten. Wie würden sie auf alle abgeernteten Rocken- und Weizenäcker hinkommen können, wenn dieselben von andern mit Gersten, Haber, Flachs und dergleichen bewachsenen Stücken Landes umgeben wären? Eben diese Aecker, welche auf diese Art vor den Zähnen der Thiere gedeckt wären, würden darunter leiden, wenn ihnen das Unkraut, das ihnen die Frucht entzieht, nicht genommen würde, und durch das Unterpflügen würde dasselbe nicht getilgt werden, sondern zum größten Nachtheil der Saat fortwachsen. Bey dem Umpflügen würden die anliegenden und bereits bewachsenen Ländereyen auf zwo Seiten nothwendig beschädigt werden müssen; da nemlich wo der Pflug umgewendet wird: auch der Ernte- und Mistwagen würde auf manche Ländereyen entweder gar nicht kommen können, oder durch ein oder anderes wachsendes Feld zum Nachtheil des Besitzers fahren müssen. Mit den Aeckern, die um die Städte liegen und den Bürgern zugehören, wird dieses so genau nicht genommen; jedoch das ist nur bloß Toleranz. Erlauben Sie mir nun, mein Werthester, daß ich diese Eintheilung der Feldmarken auf Ihre Ländereyen anwende. Sie sagten mir, daß Sie vier und funfzig Morgen in eigener Cultur behalten wollen, und so würden Sie nach dieser gesetzmäßigen Eintheilung in jedem Felde achtzehn Morgen haben. Wenn auch diese Zahl nicht aufs genaueste zuträfe, und in dem einen Felde etwa sechszehn Morgen befindlich wären; so würden Sie in beyden andern Feldern entweder neunzehn, oder in dem einen zwanzig Morgen haben. Nach diesem Umstande und wo Ihre Ländereyen liegen, darnach belieben Sie Sich bey Ihren Nachbaren zu erkundigen. Die Bauern wissen das fast alle sehr genau; denn das ist ein großer Theil ihrer ganzen Kenntnisse, und die Abwechselung der drey Felder macht bey ihnen die Epochen, so wie sie ehedem bey den Griechen die Olympischen Spiele machten; nach denselben und nicht eben nach der Jahrszahl berechnen sie ihre Hochzeiten, Sterbefälle und alle ihnen merkwürdige Begebenheiten. Nächstdem wollte ich wohl anrathen, daß Sie ein Buch etwa von vier und zwanzig Bogen in Folio binden ließen, und zu Ihrer Nachricht ein Verzeichniß der sämmtlichen Ländereyen, nicht allein nach ihrer Lage in den drey Fel-

Feldern und in Ansehung der Nachbarn, sondern auch in Absicht der Unkosten an Einsaat, des Düngers, des Pfluglohns, des Abbringens, und dann auch des Ertrages an Korn und Stroh, verfertigten. Nach meinem Vorschlage würde ein solches Verzeichniß diese Einrichtung haben: Auf zweyen gegen einander liegenden Blättern würde ein jedes Feld auf einen jeden Sommer also verzeichnet seyn, daß erstlich die neben einander liegenden Morgen, in der zweyten Columne die Lage derselben, in der dritten der Pflugmann, dem Sie die Bestellung dieser Morgen aufgetragen, in der vierten die Himtenzahl der Einsaat, nebst dem Preise, wofür das Saatkorn angeschafft worden, oder so viel es in der Bestellungszeit gekostet, angeschrieben würden; in der fünften würden die Kosten, welche das Abmähen und Aufbinden erfodern, und in der sechsten die Anzahl der Stiege und Garben, die auf dem Acker gewachsen, zu stehen kommen. Der Nutzen und das Vergnügen, das Sie davon genießen, wenn Sie Ihr ganzes Feld mit allen daran gewendeten Unkosten auf Ihrer Stube in Einem Blicke übersehen können, wird Ihnen die Mühe, welche das Aufschreiben erfodert, reichlich ersetzen. In meinem nächsten Briefe habe ich das Vergnügen, Ihnen ein solches Schema zu übersenden: vorjetzo können Sie es noch etwas entbehren, weil Sie an Ihrem Acker noch nichts arbeiten lassen können. Für dessen Pflege können Sie indessen schon Sorge tragen, ich meyne dadurch, daß Sie für die Zubereitung des Düngers bedacht sind, und dies ist es, was ich Ihnen jetzund empfehle. Denn dieses macht einen wichtigen Artikel in der Landwirthschaft aus, und so mal propre es auch immer lauten mag, wenn man viel davon redet, so muß ich Sie doch ein wenig davon unterhalten. Wie die Mistgruben angelegt werden müssen, dazu haben wir ganz brauchbare Anweisungen; allein sie können nicht auf allen Höfen angewendet werden, weil wir uns gemeiniglich nach dem Raume und nach der Lage der Ställe und Häuser richten müssen. Ist es Ihnen aber möglich, den Ort wo der Dünger auf dem Hofe gesammelt wird, nach Ihrem Gefallen zu verlegen; so lassen Sie denselben von dem Wohnhause so weit entfernt als möglich ist; weil die davon aufsteigenden faulen Dünste in die Oeffnungen des Hauses hineinziehen, und der Gesundheit ganz sicher schaden. Die Gegend des Hofes aber, die im Sommer den Sonnenstrahlen und dem Ostwinde am wenigsten ausgesetzt ist, wo aber doch auch ein Wagen bequem hin und herfahren kann, die ist zu der Mistsätte am bequemsten. Der ganze Platz, wo der Dünger aus den Ställen hingeworfen werden und wo er rotten soll, wird, wenn Raum genug vorhanden ist, zwey Fuß tief ausgegraben, so daß die Grube aller Orten von gleicher Tiefe ist, damit sich so

viel Wasser in derselben sammeln kann, als genug ist den Dünger unten in beständiger Feuchtigkeit zu erhalten, wodurch sein Rotten befördert wird. Jedoch wollte ich nicht gern, daß das auf dem Hofe sich sammelnde und davon abzuleitende Wasser durch die Mistgrube geführt würde, weil bey starkem Regen mit demselben die Fettigkeit aus der Mistgrube zum Theil mit wegfließen würde. Bey starken Regengüssen wird auch kein Abzug aus der Grube gemacht; sondern wenn sie überfließen will, so mag sie es da thun, wo sie einen Abfluß findet; so wird nur das Wasser oben abfließen und das eigentliche Fette auf dem Grunde bleiben. Wenn indeß bey anhaltender trockener Witterung Wasser in dieselbe geleitet werden kann; so wird dieses zu der Zubereitung des Düngers sehr viel beytragen. In diese Grube nun wird der Dünger aus den Ställen der Pferde, Kühe, Schaafe und Schweine geworfen, und darin ordentlich vertheilt, daß er zwey Fuß hoch zu liegen kommt. Der letztere ist zwar der schlechteste und vor sich allein fast gar nicht zu gebrauchen; wenn er aber über den andern hergelegt, und auf solche Weise mit demselben vermengt wird, so giebt er noch immer einen guten Dünger ab. Wenn das Stroh im Preise steigt; so erlauben Sie mir eine kleine Warnung, daß Sie nemlich sich den hohen Preis, und wenn er auch noch so hoch ansteigen sollte, nicht gefallen lassen und etwas von Ihrem Stroh abstehen wollen. Kein Hauswirth muß, nach der Regel, Stroh verkaufen, wenn er nicht mehr davon in seine Scheuren einbringen läßt, als was auf seinem Lande gewachsen. Dieses muß alles dem Lande im Dünger wieder gegeben werden. Unsere Aecker verlangen durchaus den Dünger, und wenn wir ihnen den entziehen, so rächen sie sich und entziehen uns die Früchte, die wir von ihnen hofften. Vielleicht habe ich noch einmal Gelegenheit, Sie von dieser Sache zu unterhalten. Ehe ich aber schließe, so führe ich nur noch dieses an, daß Sie, wenn der Frost anhalten sollte, auf ihre Aecker im Brachfelde, die am weitesten von Ihrem Orte abgelegen sind, den Dünger hinaus fahren und ihn in den kleinen Haufen, wie er von dem Wagen abgehaket wird, nur wollen liegen lassen, weil diese entfernten Felder bey der aufthauenden Erde, wo die Feldwege oft schlecht werden, sonsten leicht ins Vergessen kommen.

Ich bin mit aller Hochachtung
Ihr

G.
Im Januar 1778.

ergebenster Diener
F.

Nach-

Nachrichten von den zu Moringen marktgängigen Preisen des Rockens und Habers vom Jahre 1610 bis 1737.

Von den Fruchtpreisen und deren Einflusse in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, haben schon verschiedene wohldenkende Männer ihre Gedanken, so wohl in besondern gelehrten Schriften, als auch durch kleine Abhandlungen in dem so sehr beliebten Hannoverischen Magazin überzeugend vorgetragen, und ihre gesammelte Nachrichten dem Publico bekannt gemacht. Diese Vorgänger haben mich zur Nachfolge veranlaßt, dergleichen Nachrichten auch von hiesiger Stadt zu sammeln und hierdurch öffentlich bekannt zu machen.

Es konnte dieses nicht zuverläßiger, als durch einen Auszug aus den in hiesiger rathhäuslichen Registratur befindlichen Rechnungen der Stadtkirche zu Moringen geschehen.

Wobey ich zu dessen mehrerer Beglaubigung anführen muß, daß die Fruchtzinsen von der Kirchenländerey in jedem Jahre aus dem Winterfelde mit Rocken, aus dem Sommerfelde aber mit Haber an die Kirche entrichtet, und diese Früchte allezeit nach marktgängigen und zugleich von den jedesmaligen Kirchen-Commissarien genehmigten Preisen gewöhnlicherweise gleich nach Martini verkauft, und in die Einnahme des Registers berechnet worden.

Ich will demnach ohne weitere Umstände diese Rocken- und Haberpreise aus den vorangeführten Quellen mittheilen, und sind solche folgendermaaßen bemerkt:

	Rocken Mgr.	Haber Mgr.
Vom Jahr 1610 der Ht.	18	6
1611 – –	18	6
1612 – –	15	8
1613 – –	15	6
1614 – –	15	6
1615 – –	15	6
1616 – –	15	6
1617 – –	15	6
1618 – –	12	6
1619 – –	14	7
1620 – –	18	9
1621 – –	12	6
1622 – –	12	6
1623 – –	18	6
In den Kriegesjahren von 1624 bis 1629 ist wenig im Felde bestellt, und auch diese wenige Früchte sind durch die Kriegsvölker verheeret worden, so daß die Pächter keine Zinsen entrichten können.		
Vom Jahr 1630 der Ht.	12	6
1631 – –	12	6
In den Jahren von 1632 bis 1634, wie vorhin von 1624 bis 1629.		
Vom Jahr 1635 der Ht.	12	6
1636 – –	12	6
1637 – –	12	6
1638 – –	15	9

Vom

	Rocken	Haber
	Mgr.	Mgr.
Vom Jahr 1639 der Ht.	18	9
1640 – –	18	9
Von 1641 bis 1646 wie vorhin von 1624 bis 1629.		
Vom Jahr 1647 der Ht.	12	5
1648 – –	12	5
1649 – –	12	5
1650 – –	18	6
1651 – –	24	9
1652 – –	18	6
1653 – –	15	8
Von den Jahren 1654 bis 1712 sind die Kirchenrechnungen abhanden gekommen.		
Vom Jahr 1713 der Ht.	18	8
1714 – –	18	7
1715 – –	16	7½
1716 – –	16	7½
1717 – –	16	7½
1718 – –	16	12
1719 – –	18	8
Vom Jahr 1720 der Ht.	18	7½
1721 – –	16	7
1722 – –	16	7½
1723 – –	18	7½
1724 – –	16	7½
1725 – –	15	7½
1726 – –	16	8
1727 – –	14	7½
1728 – –	14	7
1729 – –	14	8
1730 – –	14	7
1731 – –	14	6
1732 – –	15	7
1733 – –	15	6½
1734 – –	15	7
1735 – –	18	8
1736 – –	18	8
1737 – –	18	7½
Hier hören die Kornrechnungen auf, und sind solche von dieser Zeit an in Geldrechnungen verwandelt worden.		

Moringen. J. G. Domeier.

Anfrage.

Den Hunden wird bekanntlich der Tollwurm genommen, welches die Wirkung haben soll, daß sie entweder gar nicht toll werden, oder die Krankheit doch nicht in eine durch Beißen des Menschen und Viehes sich äußernde Wuth ausbricht. Beruhet dieses auf bloße Erfahrung, oder läßt es sich auch theoretisch aus der Beschaffenheit des Theilchens, welchen man den Wurm nennt, und dem Verhältnisse desselben gegen die übrige thierische Einrichtung des Hundes erklären? Desgleichen: ist davon etwas durch den Druck bekannt gemacht, und in welchen Büchern ist es zu finden?

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Montag, den 19ten Januar 1778.

Preisaufgaben der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen.

In der November-Versammlung machte die königliche Societät der Wissenschaften ihre neuen Preisaufgaben bekannt. Zuerst für die Hauptpreise:

Auf den November 1778 ist bereits im Jahre 1776 (S. Götting. Anz. 1776. 150tes Stück S. 1292.) eine Preisfrage in der physischen Classe aufgegeben worden:

Hat das Athemholen nicht noch irgend einen, noch nicht genug erwiesenen Nutzen? zieht es eine Säure, oder eine electrische Materie, oder etwas anders zum Leben wichtiges aus der Luft an?

Suntne respirationis utilitates quædam præter vulgo cognitas aliæ parum adhuc cognitæ? num electrica materia, vel acidum, vel aliud quid ad vitam necessarium, ejus ope ex äëre haustum trahitur?

Diesmal ward auch auf das nächstfolgende Jahr 1779 auf den November, in der mathematischen Classe eine Aufgabe bekannt gemacht:

Definire leges, quas sequatur, lucis prope corpora solida transeuntis, inflexio, & quæ, dum inflectitur lux, nascuntur fasciæ coloratæ.

Die Gesetze anzugeben, nach denen sich die Beugung des Lichts, das bey festen Körpern vorbey geht, und die dabey entstehenden farbichten Streifen richten.

Man setzt als bekannt zum voraus, was nach Grimaldi und Newton hierinnen vom de l'Isle und wenig andern geleistet worden ist, die man in Priestley's Geschichte der Optik genannt findet. Wo diese Naturforscher ihre Bemühungen selbst für unvollständig erklären, wird Ergänzung gewünscht, besonders was zu Abmessungen der Erscheinungen und ihrer Wirkungen gehört, z. E. bey der Gegenstände scheinbaren Größen.

So rühmlich es auch seyn würde, Ursachen dieser Begebenheiten glücklicher anzugeben als bisher geschehen ist, so versteht sich doch, daß erdichtete Hypothesen nicht verlangt werden.

Auf jede der beyden Fragen ist eine Schaumünze von funfzig Ducaten gesetzt; die Preisschriften müssen auf dem gewöhnlichen bekannten Fuße, und vor Ablauf des Septembers jedes Jahrs, eingeschickt seyn.

Auch zwey neue ökonomische Preisaufgaben wurden in der Societätsversammlung im November bekannt gemacht. Zwar für den Julius des Jahrs 1778 war schon vorhin der Preis von zwölf Ducaten derjenigen Abhandlung bestimmt,

> welche für den Landmann den gründlichsten Unterricht geben wird, wie er sich bey den verschiedenen Wetterschäden in Absicht seiner Getreidefelder zu allen Jahrszeiten zu verhalten habe.

Nunmehr sind fernerweit folgende Preisfragen ausgesetzt worden: Auf den November 1778 wird verlangt:

> Der gründlichste, vollständigste und deutlichste Unterricht vom landwirthschaftlichen Handel; oder Unterricht, wie die Landwirthe bey dem Verkaufe ihrer gewonnenen Producte, und beym Einkaufe der zur Landwirthschaft nöthigen Waaren, am vernünftigsten und vortheilhaftesten zu verfahren haben.

Weiter aber auf den Julius 1779 ist die Preisfrage aufgesetzt:

> Eine genaue Beschreibung derjenigen Insekten, welche die Gewächse in den Treibhäusern und Mistbeeten, (insonderheit auf den Melonenbeeten,) heimsuchen, und Anzeige derjenigen Mittel, welche sie, ohne Verletzung der Gewächse selbst, abhalten und vertilgen.

Da zu vermuthen steht, daß die Vorgesetzten öffentlicher Treibhäuser, besonders bey botanischen Gärten, die Gattungen dieser Insekten, ihren vornehmsten Kennzeichen und Eigenschaften nach, kennen: so wünscht die Societät nicht so sehr, solche Kennzeichen und Eigenschaften in den Beantwortungen angegeben zu finden, welche schon in mehrern Insektenbüchern angemerkt worden sind, als diejenigen, welche von andern übersehen worden, und deren Kenntniß auf den praktischen Nutzen einen besondern Einfluß hat. Sie schließt auch nicht die Betrachtung solcher Insekten aus, welche die Gewächse in den Treibhäusern mit andern außerhalb denselben gemein haben, als die Blattläuse (Aphides) und Kellereseln (Millepedes), die gemeiniglich unter den Blumentöpfen sich verstecken. In den Treibhäusern merkt man ferner, daß gewisse Gewächse mehr als andere, selbst nach verschiedenen Weltgegenden, wo sie her sind, angegriffen werden; in so fern ist auch die Specification solcher Gewächse nöthig. Vorzüglich aber möchte die königliche Societät wissen, wie man gegen den Coccus aonidum L. und den Acarus telarius L. Rath schaffen könne. Die an-

anzugebenden Mittel müssen nach den besondern Arten dieser Insekten bestimmt werden, indem die Erfahrung lehrt, daß allgemeine Maaßregeln hier nicht hinlänglich sind. Oefters wird durch eine einzige zugeschickte Pflanze, besonders vermittelst des fürchterlichen Coccus aonidum, ein ganzes Gewächshaus unvermerkt angesteckt: daher frägt sichs auch, ob nicht zur größern Sicherheit sich mit neuankommenden Gewächsen ein Versuch anstellen ließe, durch welchen das etwa versteckte Insekt getödtet werden könnte. Auch verlangt die Societät zu erfahren, wie man Gewächshäuser, in welchen schon die Ritzen oder Vertiefungen des Gebälkes und der Bretter von dem erwähnten Coccus besetzt sind, davon reinigen könne. – Da verschiedene dieser Insekten sich ebenfalls in den Mistbeeten zum ökonomischen Gebrauch, insonderheit in Melonenbeeten, in welchen man vorzüglich große Verwüstungen, die sie anrichten, zu erfahren pflegt, und den Wohnzimmern, worin man vor den Fenstern wohlriechende und bunte Gewächse hinstellt, einfinden: so wird die Gemeinnützigkeit dieser Anfrage um so viel deutlicher in die Augen fallen. – Ueberhaupt aber erwartet die königliche Societät nur solche Mittel und Maaßregeln empfohlen zu lesen, welche von Vorgesetzten großer Gewächshäuser schon wirklich versucht und bewährt gefunden sind.

Der Preis ist auf jede der Fragen eine Schaumünze zu zwölf Ducaten; die Schriften müssen auf die gewöhnliche Weise längstens vor dem Junius, oder vor dem October, jedesmal eingesandt werden.

Außerordentliches Beyspiel von Mutterliebe bey einem wilden Thier, wovon verschiedene Herren und Seeleute der Fregatte, das Todtengerippe (the Carcass) genannt, die vor einigen Jahren nach dem Nordpol segelte, um Entdeckungen zu machen, Augenzeugen waren.

(Aus dem Annual-Register von 1775.)

Als die Fregatte eingefroren war, meldete der Wächter auf dem Mast an einem Morgen, daß drey Bären hastig über den gefrornen Ocean liefen, und dem Schiff zueilten. Sie waren ohne Zweifel durch den Thrangeruch von einem Seepferd eingeladen worden, welches das Schiffsvolk einige Tage vorher getödtet hatte, und eben auf dem Eise verbrannte. Es zeigte sich gleich, daß es eine Bärinn mit zwey Jungen war, die aber fast so groß waren, wie ihre Mutter. Sie rannen dem Feuer zu, rissen Stücke Fleisch heraus, welche unverbrannt geblieben waren und fraßen sie

gierig auf. Das Schiffsvolk warf ihnen noch mehr Klumpen Seepferdfleisch hin, welche sie auf dem Eise hatten liegen lassen. Die alte Bärinn holte einen nach dem andern, legte ihn, so wie sie ihn brachte, vor die Jungen hin, zertheilte ihn, gab jedem ein großes Stück, und behielt für sich nur ein kleines. Wie sie den letzten holte, feuerte man auf die Jungen, schoß sie nieder, und verwundete die Mutter, auf ihrem Rückwege, obgleich nicht tödtlich. Hier würde es auch der rauhesten Seele Empfindungen des Mitleids ausgepreßt haben, wenn sie die liebevolle Kümmerniß gesehen hätte, welche das arme Thier bey dem Sterben ihrer Jungen ausdruckte. Ob sie gleich schwer verwundet war, und kaum zu dem Platze, wo sie lagen, krabeln konnte, so schleppte sie doch das Stück Fleisch mit, welches sie zuletzt hatte, zertheilte es wie die vorigen, und legte es vor sie nieder. Und wie sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Tatzen erst auf den einen, und dann auf den andern, und wollte sie gern aufrichten. Erbärmlich war die ganze Zeit über ihr Aechzen anzuhören. Wie sie fand, daß sie ihre Jungen nicht aufrichten konnte, kroch sie eine kleine Strecke von ihnen weg, sah zurück und ächzte. Wie dieses Hinweglocken nicht helfen wollte, kehrte sie zurück, roch um sie herum, und hub an ihre Wunden zu lecken. Sie kroch darauf noch einmal einige Schritte weg, sah wieder zurück, und stund einige Augenblicke still und ächzend. Aber ihre Jungen konnten ihr nicht folgen. Sie kroch wieder zu ihnen, gieng mit den Zeichen der unausdruckbaren Liebe um sie herum, sie betastend und ächzend. Endlich, wie sie fand, daß sie todt, und ohne Leben waren, hub sie ihr Haupt in die Höhe, sah nach dem Schiff, und brummte den Mördern einen Fluch zu, den diese mit einer Musketensalve beantworteten. Sie fiel hierauf zwischen ihren Jungen nieder, und starb ihre Wunden leckend.

Etwas von dem Gymnotus electricus, oder elektrischen Aal, aus einem Briefe aus Charlestown in Südcarolina.

(Aus den Philosophical Transactions.)

Ein Schiffer hatte fünf solche Fische aus Surinam mitgebracht. Der größte darunter war drey englische Fuß und acht Zoll lang, wenn er sich am stärksten ausdehnte, und mochte an dem dicksten Theil des Leibes ohngefähr zehn bis vierzehn Zoll im Umfang haben. Der Kopf ist groß, breit, flach, glatt, und hie und da, haupsächlich aber an den Seiten mit eingedrückten Löchern versehen, als wenn sie mit einer groben Nadel wären durchstochen worden. Das rostrum ist stumpf und rund. Die obern und untern Kiefern sind von gleicher Länge, und die Oeffnung ist weit. Nasenlöcher hat er auf jeder Seite zwey, ein weites, das wie eine Röhre geformt, und über die Ober:

fläche

fläche erhaben ist; und ein kleines, welches mit der Haut, die sich gleich hinter dem rostrum befindet, parallel ist. Beyde stehen Einen Zoll von einander. Die Augen sind klein, etwas platt und von bläulicher Farbe. Sie stehen ohngefähr drey Viertel Zoll hinter den Nasenlöchern, mehr gegen die Seiten des Kopfs. Der Leib ist groß, dick, und etwas rund in einer ziemlichen Strecke vom Kopf; dann wird er nach und nach schmäler, und zugleich tiefer, oder wie ein Säbel gestaltet, bis zu dem Schwanz, der mehr stumpf ist. Auf dem Rücken und an den Seiten des Leibes befinden sich viele hellfarbigte Flecken, in beträchtlichen Distanzen und ungleichen Linien, die aber gegen den Schwanz zu zahlreicher und deutlicher werden. Der ganze Leib scheint ohngefähr vier Zoll vom Kopfe weg in vier verschiedene länglichte Theile abgetheilt zu seyn. Der obere Theil oder Rücken ist etwas rund, von dunkler Farbe, und von den übrigen Theilen auf jeder Seite durch Seitenlinien abgesondert. Diese fangen an dem äußersten Ende des Kopfes an, gerade über den Brustflossfedern, laufen an den Seiten hinunter nach dem Schwanz, und vereinigen sich, so wie der Fisch schmaler wird; sie bilden dabey in ihrem Laufe eine so sichtliche Furche, daß man diesen ersten Theil von dem zweyten, welcher eigentlich der Leib müßte genennt werden, und der muskulöseste Theil des Fisches zu seyn scheint, ganz deutlich unterscheiden kann. Dieser zweyte Theil ist von einer mehr hellen und klaren Bläue als der Rückentheil, und scheint auf jeder Seite ein wenig außer der Furche zu gehen, doch lenkt er gegen den untern Theil wieder ein, und wird in dem dritten Theil, oder der Carina (Absatz) wie eine Schneide gebildet. Diese Carina ist von den beyden ersten Theilen sehr leicht zu unterscheiden wegen ihrer Dünnheit, ihrer anscheinenden Schlaffheit, und der netzförmigen Haut, von einer mehr grauen und lichten Farbe, womit sie überzogen ist. Wenn das Thier in sehr tiefem Wasser langsam schwimmt, kann man das rautenförmige Netzwerk der Haut dieser Carina ganz leicht erkennen; ist hingegen das Wasser seichte, oder das unterste der Carina zusammengezogen, so erscheint dieses Netzwerk als ein Haufen unordentlicher länglichter Falten. Die Carina fängt ohngefähr sechs bis sieben Zoll hinter dem Aeußersten des Kopfes an, wird, so wie sie weiter geht, stuffenweise länger, und reicht bis an den Schwanz, wo sie am dünnsten ist. Sie scheint von einer starken muskulösen Natur zu seyn. Da wo sie anfängt, scheint sie einen oder anderthalb Zoll dick zu seyn, und wird nach und nach zu einer dünnen Schneide geschärft, wo sich der vierte Theil befindet. Dieser besteht aus einer langen, breiten, weichen und wellenförmigen Floßfeder, welche aufs höchste drey bis vier Zoll unter dem Kopf anhebt, die Länge der Schneide der Carina durchläuft bis an das Aeußerste des Schwanzes.

Sie ist von einer weichen biegsamen Consistenz, und erscheint viel länger als der Leib. Die Lage des anus ist bey diesem Fisch ganz sonderbar, denn er befindet sich ganz unten, einen Zoll weiter vorwärts als die Brustfloßfedern, und folglich dem rostrum näher. Er besteht aus einer langen Spalte, dem Anschein nach, allein die Oeffnung muß dem ohngeachtet sehr klein seyn, denn die Excremente sind nicht dicker, als der Federkiel eines gemeinen Vogels. Auf jeder Seite, gerade hinter dem Kopf und über den Luftgängen befindet sich eine Brustfloßfeder, welche klein, und mit einer schlaffen Haut überzogen ist. Gegen die übrige Gestalt des Fisches sind diese beyde Floßfedern sehr klein, kaum einen Zoll lang, von einer dünnen zarten Consistenz und kreisförmiger Gestalt. Sie scheinen hauptsächlich dazu zu dienen, den Kopf des Fisches zu tragen und zu heben, wann er Athem holen muß, welches er alle vier bis fünf Minuten thut, indem er das Maul aus dem Wasser hebt. Dieses zeigt, daß er Lungen hat, und auch in der Luft leben kann. — Auf der Haut des Leibes befindet sich eine Anzahl von kreuzförmigen Bändern, geringelten Abtheilungen, oder vielmehr Runzeln. Sie gehen auf jeder Seite kreuzweise über den Leib hinunter bis zu der Carina. Dieses giebt dem Fisch das Ansehen eines Wurms, und in der That scheint er auch einige Eigenschaften von diesem Thiergeschlecht an sich zu haben, denn er hat die Kraft seinen Leib nach eignem Antrieb bis zu einem gewissen Grad auszudehnen und wieder zusammenzuziehen. Der Verfasser des Briefs sah es selbst, daß sich dieser Fisch von drey Fuß und acht Zollen bis zu drey Fuß und zwey Zoll zusammenzog. Außer diesem kann er auch vorwärts und rücklings schwimmen, welches eine andere Eigenschaft des Wurmgeschlechts ist. Wann er vorwärts schwimmt, fängt die wellenförmige Bewegung der Floßfeder und Carina von dem obern Theil an, und geht hinunter. Schwimmt er aber rücklings und der Schwanz geht zuerst, so hebt die nemliche Bewegung bey diesem an, und läuft successive zu dem obern Theil des Leibes. In beyden Fällen schwimmt er gleich geschwind. Bisweilen legt sich der Fisch auf Eine Seite, gleichsam um zu ruhen, und dann kann man die vier oben beschriebenen Theile am deutlichsten sehen; nemlich, die zwey obern wurmgestalteten Theile, das Netzwerk der Carina, und die dunkelfarbige Floßfeder. — Der Eigenthümer dieser Thiere nannte sie elektrische Fische. Die Kraft, welche sie besitzen, einer, oder mehrere Personen, die sich an den Händen halten, und wovon nur die letzte den Fisch berührt, einen elektrischen Stoß zu geben, ist in der That auch ihre sonderbarste und am meisten erstaunende Eigenschaft. Sie theilen diesen Stoß mit theils durch unmittelbares Anrühren mit der Hand, theils vermittelst eines metallenen Draths. Die Person, die den Stoß empfangen soll, muß den Fisch mit beyden Händen anrühren, doch in einer ziemlichen Distanz, damit sich

die

die Communication bilden kann. Der Verfasser des Briefs fand aber niemals, daß der Fisch einen elektrischen Stoß gab, wann man ihn mit Einer Hand berührte. Er bemerkte auch, daß der Fisch, wenn man ihn mit Einer Hand anrührte, und die andere im Wasser über seinen Leib hielt ohne ihn anzurühren, gleichfalls einen schmerzhaften Stoß mittheilte. So fand er auch, wann sich ein Kreis von Personen um den Fisch herumstellte, und die eine äußerste Person den Fisch anrührte, und die andere die Hände im Wasser über seinen Leib hielt, daß der ganze Kreis schmerzhafte Stöße empfand. Hierin unterscheidet sich dieser Fisch von dem Krampffisch. Nach des Schiffers Bericht hält er sich bloß in süßem Wasser auf, denn er fieng ihn weit oben im Surinamfluß, wo das Salzwasser aufhört. Man ißt ihn, und einige Völker machen eine Delicatesse daraus. – Sie leben von Fischen, Würmern, oder anderm Thierfutter, wenn's so klein geschnitten wird, daß sie es verschlucken können. Wenn man kleine lebende Fische ins Wasser wirft, geben sie ihnen gleich einen Stoß, der sie starr macht, damit sie sie ohne Mühe hinunterschlucken können. Holt man einen von diesen kleinen Fischen nach dem Stoß wieder aus dem Wasser, so lebt er gleich wieder auf. Wirft man einen größern Fisch, als sie verschlucken können, 'ns Wasser, zu einer Zeit, wo sie sehr hungrig sind, so geben sie ihm etliche heftige Stöße, bis er dem Anschein nach todt ist, und dann versuchen sie, ob er zu verschlingen ist; finden sie das Gegentheil, so lassen sie ihn liegen. Zähne konnte der Verfasser bey der sorgfältigsten Besichtigung nicht gewahr werden. Wenn sie hungert, sind sie äußerst dringend nach Speise, dagegen sind sie aber auch gleich gesättigt, indem sie nicht viel auf einmal bey sich behalten können. Ein elektrischer Fisch von drey und mehrern Fußen kann keinen kleinen Fisch über drey oder höchstens viertehalb Zoll lang verschlingen. – Den Surinamstrom hinauf soll man ihrer zu zwanzig Fuß lang gefunden haben, deren Stoß die Person, welche er unglücklicher Weise traf, gleich tödtete. R.

Nachricht.

Herr D. Bahrdt in Heidesheim hat, sehr unbefugter Weise, angefangen, die theologischen Recensionen der allgemeinen deutschen Bibliothek, nachdrucken zu lassen. Es kann mir dieses Unternehmen nichts weniger als gleichgültig seyn. Ich habe über die allgemeine deutsche Bibliothek ein Kaiserl. allergnädigstes Privilegium erhalten, und ich hoffe, wenn anders noch Recht und Gerechtigkeit gilt, es werde die Fortsetzung dieses Bahrdtischen Nachdrucks gänzlich gehemmt werden: wozu ich auch noch mehrere Maaßregeln genommen habe. Ich habe zu dem Publicum das Vertrauen, es werde eine sol-

solche schändliche Unternehmung nicht begünstigen, die, wenn sie völligen Fortgang hätte, den Erfolg haben würde, daß die allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, welches unsägliche Mühe und Kosten erfordert, ganz aufhören müßte. Der einzige scheinbare Vortheil, den D. Bahrdt dem Publicum anbietet, ist, daß sein Nachdruck, obgleich schlechter doch auch wohlfeiler ist. Ich will jeden ehrlichen Mann, der Kenntniß vom Drucke der Bücher hat, urtheilen lassen, ob die allgemeine deutsche Bibliothek, wozu so große Kosten des Drucks, der Anschaffung der Bücher, der Correspondenz mit mehr als achtzig Verfassern und vielen andern Personen, der Versendung u. a. m. erfordert werden, theuer verkauft werde, und ob der Bahrdtische verstümmelte und schmutzige Nachdruck, mit der ächten Ausgabe verglichen werden könne. Indessen will ich, damit aller Vorwand wegfalle, daß der Bahrdtische Nachdruck eine Begünstigung verdiene, dem Publicum Gelegenheit geben, sich die allgemeine deutsche Bibliothek für einen sehr wohlfeilen Preis anzuschaffen oder sie zu completiren.

Die ersten vier und zwanzig Bände, nebst den dazu gehörigen beyden Anhängen, welche, in gewöhnlichem Preise, drey und vierzig Thaler kosten, will ich von jetzt bis zum 1ten Brachmonat 1778, für zwanzig Thaler gegen baare Bezahlung in alten Louis d'or zu 5 Rthlr. lassen, wer aber in andern Münzsorten zahlt, muß das Agio nach dem Course vergüten. Jedes einzelne Stück, (den 1ten und 6ten Band ausgenommen, welche ich nicht vereinzeln kann) wird während der gedachten Zeit für eilf gute Groschen, der erste Anhang für 1 Rthlr. 18 Ggr. und der zweyte für 3 Rthlr., wenn man aber 25 und mehrere einzelne Stücke nimmt, jedes Stück für zehn gute Groschen, der erste Anhang für 1 Rthlr. 12 Ggr., und der zweyte für 2 Rthlr. 12 Ggr. gegen baare Bezahlung in eben der Münzsorte, gegeben.

Wenn jemand vier oder mehrere complete Exemplare der gedachten Bände sammelt, so kann er an der Zahlung zehn Procent, für seine Bemühung abziehen. Wer aber an einzelnen Stücken achtzig und mehrere Stücke sammelt (den ersten Anhang für vier Stücke und den zweyten Anhang für sechs Stücke gerechnet,) zieht sechs Procent ab. Die Exemplare werden in Berlin und in Leipzig postfrey abgeliefert. Die Bestellung und die Einsendung der Gelder, werden auch postfrey erbeten. Ohne baare Bezahlung wird nichts verabfolgt. Die auswärtigen Liebhaber werden am besten, ihre Bestellungen nebst dem Gelde in der Leipziger Ostermesse 1778 an mich einsenden, und mir, zur Versendung die Addresse an einen die Messe besuchenden Kaufmann ihres Orts, geben können.

Nach Ablaufe der obengedachten Zeit, werden die obenbenannten Bände, wieder in gewöhnlichem Preise verkauft. Der 25te und die folgenden Bände, bleiben auch jetzt in dem gewöhnlichen Preise.

* * *

Ich mache zugleich bekannt, daß der Druck des von mir auf Pränumeration angekündigten Lebens Johann Bunkels, wirklich angefangen ist, und daß dieses Werk, in vier Bänden mit Kupfern von D. Chodowiecki geziert, in der Ostermesse 1778 gewiß erscheinen wird. Ich ersuche alle Pränumeranten, welche die ersten Abdrücke von den Kupferstichen verlangen, ihre Pränumerationsgelder, ungesäumt postfrey einzusenden. Sonst wird die Pränumeration noch, bis zu der Leipziger Ostermesse 1778. inclusive oder bis zu Ende des Mays 1778, angenommen. Die Namen der Pränumeranten, welche dem Werke vorgedruckt werden sollen, müssen längstens zu Anfang des Märzes postfrey eingesendet werden, indem der Druck im März geendigt seyn wird. Berlin, den 6ten des Wintermonats 1777.

Friedrich Nicolai.

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Freytag, den 23ten Januar 1778.

Schreiben eines neuverpflanzten Großstädters an seinen zurückgelassenen lieben Kleinstädter.

Urbem quam dicunt magnam, dilecte, putavi
Stultus ego huic nostræ similem, qua pluribus annis
Duximus ambiguæ jucunda oblivia vitæ.

Sie haben ein vollkommenes Recht, liebster Freund, die versprochene umständliche Nachricht von meiner Verwandlung einzumahnen, so wie ich auf meiner Seite nicht Unrecht hatte, sie bis jetzt zurückzuhalten. Mit allem Grunde muß ich besorgen, Ihnen statt eines treuen Gemähldes Carricatur, und statt der Wahrheit, die wir beyde lieben und suchen, schiefe und halbwahre Urtheile aus unvollendeten Beobachtungen zu geben. Gut Ding will Weile haben, sonderlich gute Beobachtungen, die sich, wie ich glaube, nirgends besser als in großen Städten machen lassen, wo man sich zu allen Dingen Zeit genug nimmt und nicht leicht in irgend einer Sache übereilt.

Anfänglich, ich gestehe es offenherzig, wollte mir alles nicht recht gefallen, und die hohe Idee, welche ich mir von dem Aufenthalt in einer ansehnlichen Stadt gemacht hatte, sank bis zur platten Erde herunter. Die Luft selbst schien mir fade und abgenutzt, das Wasser gegen die klaren Bäche, welche ich einst mit Ihnen trank, trübe und geschmacklos; und die einförmige Nacktheit meiner neuen Gegend, mit Ihrem lachenden Thal und mahlerischen Aussichten verglichen, ihrer berühmten Fruchtbarkeit ohnerachtet, eine traurige Einöde. Kein Berg, so weit das Auge reichte, einige kahle Hügel ausgenommen, welche mehr entstellen als verschönern! Die Natur kam mir hier als ein Verschwender vor, welcher reichlich aber schlecht giebt. Selbst der ansehnliche schiffbare Strom, welcher unsere Mauren vorbeyfließt, konnte mir nur auf kurze Zeit Genugthuung verschaffen. Das erste mal füllte mich sein prächtiger

Anblick ganz aus, und noch einige mal gewährte er mir beynahe dasselbe Vergnügen. Nach und nach, und zwar in nicht langen Zwischenräumen, sank es bis zur Gleichgültigkeit herab, zu meinem eignen Befremden, weil ich mir keine genugthuende Rechenschaft über meine unwillkührliche Erkaltung geben konnte; bis ich endlich fand, der Gegenstand sey mehr groß als schön, mehr frappant als anziehend, und in dieser Hinsicht weit unter dem reizenden Flüßchen, der Ihr Thal mit seinen mäandrischen Krümmungen verschönert, und dessen Ufer wir unzählige mal ohne Ueberdruß besuchten. – Mit der Stadt selbst ergieng mir es nicht besser. Häuser und Gassen, welche in Vergleich unserer dunkelstädtischen Leimhütten prächtig sind, und mir als eine Sammlung von Pallästen vorkommen mußten, zogen den neugierigen Blick gewaltig auf sich, und ergötzten das Auge durch den ungewohnten Anblick. Aber nicht lange! wie denn die architectonischen Schönheiten, gleich allen Schönheiten der Kunst, wenn man seinen Geschmack noch nicht großstädtisch gebildet hat, sich nicht lange halten, sondern durch das Gewohnte am ersten verlieren. Es fiel mir ein, daß in diesen schönen Häusern lauter für mich gleichgültige Menschen, keiner meiner werthen Freunde, – und auch, wie mir die ärgerliche Chronik früh genug sagte, eine beträchtliche Collection von Schurken mit unter wohnten. Das war genug sie mir zu verleiden, und in schöne Steinhaufen zu verwandeln. Das Inwendige derselben, worauf ihre Bewohner hauptsächlich stolz zu seyn schienen, erregte bey mir vom ersten Augenblick an mehr Unwillen als Freude. Sie kennen meine ehedem etwas archäischen Begriffe vom Luxus, und können sich also die Augen leicht vorstellen, womit ich den prächtigen Hausrath betrachtete, welcher sich mir, wo ich nur hin sah, darbot. Ein rechter Grimm lief mir durch die Adern, als ich zuerst das Haus eines Handwerksmannes wenigstens drey mal so gut meublirt sah, als die Wohnung Ihres regierenden Herrn Burgermeisters. Da waren großmächtige Spiegel, schöne Wand- und Stützuhren, ein Flügel, Sopha, und dergleichen, nebst förmlichen Toiletten für die gemadamte Frau Meisterinn, oder gemamsellten Jungfern Töchter. Mehr als Ein Porcellainservice füllete zierlich gearbeitete und vergoldete Kaffeetische. – Himmel! seufzte ich heimlich, und steckte die Hände in die Taschen, um sie nicht im exclamatorischen Affect zusammen zu schlagen, wie wird das einer solchen Stadt gehen? Sie muß in kurzem wie Sodom und Gomorra versinken, nicht im asphaltitischen Meer, sondern im weichen Schlamme des Luxus, in der Kaffeekanne und Punschnapf! Der Ton worauf ich den Umgang gestimmt fand, war mir ebenfalls eine starke Dissonanz. Hin und wieder noch mit unter ziemlich viel Bocksbeutel und steifes Ceremoniel,

viel, oder wo das nicht war, dessen Surrogat, eine frostige Zurückhaltung und entfernende Höflichkeit. Die meisten Verbindungen so ich antraf, waren convictorische oder manducatorische, denn sie schienen mir keinen weitern Zweck zu haben als einander periodisch zu beschmausen. – Freundschaft, so wie ich sie mit Ihnen und unserm lieben – – unterhalten hatte, sah ich gar nicht. Im Ideal schien man sie zu kennen, gestand aber zugleich, daß sie hier nicht gänge, sondern höchstens in der Verbalität anzutreffen, und nicht sowohl Zweck als Mittel sey. Ueberhaupt schienen mir Sitten und Gesinnungen nichts weiter, als eine wohl polirte Oberfläche von einer schlechten Masse. Hiezu kam, daß ich meinen Tausch und Lage nicht so vortheilhaft fand, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Man verbessert sich nur sehr mittelmäßig, wenn man bey einer größern Einnahme auch einen unvermeidlichen stärkern Aufwand bekommt. Setzen Sie noch den Tumult hinzu der in großen Städten durchgängig ist, mir aber, der ich Zurückgezogenheit und Stille gewohnt war, und so sehr wie Freund Horaz liebte, sehr fremd und beschwerlich vorkam; so werden Sie Sich nicht wundern, wenn ich wie ein Schweizer mehr als Einmal das Heimweh bekam, und gern nach meinem lieben guten Dunkelstadt zurückgekehrt wäre, wenn ich es nur hätte möglich machen können.

Würde ich Ihnen nicht schönes Zeug geschrieben haben, wenn ich mich in diesem hypochondrischen Trübsinn hingesetzt hätte, die versprochene Nachricht zu geben. Jetzt würde ich mich dieser Widersinnigkeiten schämen, und sie durch einen förmlichen Wiederruf zurücknehmen müssen. Wie gut ist es, daß ich glücklicherweise klug genug war die böse Laune verdampfen, und mich von der Zeit, die uns immer am besten belehrt, zurechtweisen zu lassen. Nun ist es auf einmal wie Schuppen von meinen Augen gefallen. Der Gesichtsbetrug ist verschwunden, und ich sehe die Sachen in einem ganz andern Lichte.

Das erste wovon ich mich losmachte, war der Geschmack an ländlichen Scenen und an den Schönheiten der großen und ungekünstelten Natur. Es war Zeit, daß ichs that, denn man fieng bereits an mich als einen arcadischen Schäfer anzusehen, und mit meinem rüstiken Gout herumzunehmen. Ich erwachte wie vom Traum, und wundere mich jetzt, daß ich nicht früher davon erwacht bin. Das hätte ich mir doch längst selbst sagen können, daß die rohe Natur der bey weitem nicht gleich geschätzt werden kann, welche durch Hülfe der Kunst verschönert ist. Sie ist höchstens, ehe diese die bildende Hand daran gelegt hat, ein ungeschliffener Diamant, oder ein Klumpen Erz, wie es aus dem Schacht kommt. – Ich nehme die erstere Vergleichung zurück, weil sie der Sache zu viel giebt, und die letztere ihr ungleich angemessener ist. Gründlich und ohne kleinstädtische oder ländliche

Vorurtheile von der Sache zu sprechen, was sind diese Berge, Thäler, Wälder und Wiesen, welche uns so sehr anzogen, und von uns so sehr als Naturschönheiten bewundert und über alles erhoben wurden? – Erdhöcker und unförmliche Ungleichheiten, – eine Menge unordentlich durch einander stehender wilder Bäume, Eichen, Büchen, Birken, u. d. gl. die gut zum Verkauf oder Verbrennen sind, auch allenfalls ein Stück Wild zu Tische liefern; – Gräsereyen, die in der Menge und gut verpachtet eine artige Revenüe machen. So, liebster Freund, betrachtet das philosophische Auge des scharfsichtigen Großstädters die Sachen in ihrer wahren Gestalt, und sein solides Urtheil giebt ihnen nach vorgängiger Entkleidung vom enthusiastischen Schimmer ihren eigentlichen Werth und Bestimmung. Das ist darum nicht so gemeynt, als wenn wir alles was ländlich heißt ganz verachteten oder verabscheueten; nein, wir machen ganz gern einmal eine Lustreise aufs Land, leben da einige Tage ungenirt, und lassen uns eine gute Bewirthung gefallen. Aber wir kehren mit neuer Ueberzeugung von unsern unendlichen Vorzügen in unsere Mauern zurück, und sagen unterweges, – es ist ganz gut auf dem Lande auf einige Tage, aber beständig da zu seyn, das wäre nicht auszustehen. Den Winter muß es ganz was schreckliches seyn, da anders als gemahlt zu wohnen. Die kleinen Städte kommen nicht viel besser, und oft noch schlimmer weg, wenn uns unser Stern oder Unstern zuweilen dahin führt. Sonderlich finden wir es sehr impertinent, wenn es die guten Leute sich einfallen lassen, es uns gleich oder gar zuvorzuthun. – Es hat doch die rechte Art nicht. Die lieben Leutchen wollten gern mit machen, aber man sieht wohl, sie verstehen es nicht; sie hätten das nicht nöthig, sie könnten näher zukommen. – Das pflegt so der Extract unsrer ohnmaßgeblichen Urtheile zu seyn, wenn wir uns gehorsamst empfohlen, und für die genossene Güte bedankt haben. Es ist das keinesweges der Ton des Undanks und der Tadelsucht, sondern bloß die Stimme der Wahrheit, zu deren Steuer wir allein sagen was an der Sache ist; und die Wahrheit kann man doch wohl sagen.

Daß ich indessen von meinem Hange zum ländlichen noch nicht gründlich geheilt, wenigstens noch nicht für einen Rückfall sicher bin, davon habe ich vor kurzem eine Erfahrung gemacht, die ich Ihnen, jedoch unter uns, mittheilen will, denn ich möchte um Vieles nicht, daß sie bekannt würde. Gewisse Verrichtungen nöthigten mich vor kurzem zu einer Reise, die mich Ihrer Gegend so nahe brachte, daß ich den blauen Rücken der Berge deutlich am Horizont sehen konnte, welche sie umgeben. Ein starker Paroxysmus vom Heimweh überfiel mich hier plötzlich, die ich nicht ohne Mühe verbiß, und nicht eher ganz los ward, als bis ich unsere Thurmspitzen wieder erblickte,

wo er, wie ein Nebel beym Aufgang der Sonne, verschwand.

Damit Sie aber nicht auf den Gedanken gerathen, als ob wir alles was ländlich heißt verachteten, so muß ich Ihnen sagen, daß dieses so wenig ist, daß wir vielmehr die ländlichen Vergnügungen sehr schätzen und suchen; aber als ein untergeordnetes Mittel zum höheren Zweck. Wir besuchen schöne Gärten, wir fahren auch wohl nach nahe gelegenen Gehölzen, aber nicht anders als in Gesellschaft. Die Gesellschaft bleibt die Hauptsache, ohne welche uns ein Tempe sehr unschmackhaft und langweilig seyn würde. Und zwar je größer je besser. Das erhöhet die Schönheit der Natur, und giebt ihren todten Reizen das Leben. Eine Gesellschaft, wie vordem die unsrige, da wir träumend und enthusiasmirt von der leblosen Natur, mit unserm Horaz in der Tasche, stumm dahin schlichen, oder unter einen Baum geworfen, zu halben Stunden kein Wort sprachen, – das ist keine Gesellschaft, sondern Einsamkeit, die man hier als ein Uebel aufs möglichste meidet, und nur duldet, wenn man es nicht besser haben kann. Was will ein schöner Sommerabend, was will eine reizende Gegend sagen, wenn man sich davon nicht in einer noch schönern Gesellschaft unterhalten und sagen kann, das ist schön, das ist reizend! Gesellschaft und Umgang ist die charakteristische Prärogative großer Städte, und wer daran keinen Geschmack findet, und sie nicht allen übrigen vorzieht, der verdient es nicht ein Großstädter zu seyn.

So viel ist indessen nicht zu läugnen, daß etwas Zeit und Application erfordert wird sich diesen Geschmack eigen zu machen, so gut als beym haut gout einiger anfangs sehr widerstehenden ausländischen Gerichte, wenn uns die Natur nicht dazu geformt, und mit einer günstigen Anlage versehen hat. Daß man aber auch ohne diese Hülfe, selbst bey einer etwas stiefmütterlichen Aussteuer, es durch anhaltenden Fleiß mit der Zeit hierin zu etwas bringen könne, davon giebt mein Beyspiel ein sehr redendes Zeugniß. Sie wissen, liebster Freund, wie sauer es mir sonst würde in solchen Gesellschaften auszudauern, welche bloß aus Essen, Schwatzen und Spielen bestanden, und welche tödtende Langeweile ich darin auszustehen hatte. Auch hat es mir hier manchen Tropfen Angstschweiß und unterdrückten Seufzer gekostet, ehe ich das Ding recht gewöhnen konnte. Endlich aber habe ich glücklich über meine widerspenstige Natur gesiegt. Ich kann so gut, wie der beste Großstädter von Kindesbeinen an, meine drey oder vier Stunden am Tisch oder beym Spiel sitzen, eben so lange von nichts sprechen und über nichts lachen, ohne zu schwitzen. Das Aergerlichste ist nur das verwünschte Gähnen, welches mich noch oft und nicht selten sehr zur Unzeit überfällt, so daß ich mich des Lachens mit aller Gewalt enthalten muß, aus Furcht meiner Gesellschaft statt der Zähne den

geöffneten Schlund zu zeigen. Ich glaube so, daß es eine Art von Krankheit ist, wie mich denn mein Arzt versichert, daß es ein status præternaturalis & convulsivus in den musculis maxillaribus, sonderlich in dem masseter sey, welcher sich mit der Zeit und durch fleißige Bewegung der Kinnbacken schon geben würde. Das hoffe ich auch, wie ich denn wirklich gefunden habe, daß sich das Uebel merklich gemindert hat, seitdem ich den Kreis meines Umgangs erweitert und meine Gesellschaften verdoppelt habe.

In der That find ich es so uneben nicht mit solchen Gesellschaften, die wir beyde sonst so gründlich haßten. Selbst die großen Feten, worauf wir sonst so weidlich schimpften, haben ihr Gutes, wenn man nur erstlich mit ihnen vertrauter geworden ist. Der Hals befindet sich dabey sehr wohl, und der anfänglich sehr beschwerte Magen wird es gewohnt, und roborirt sich durch fleißige Uebung. Wenigstens gewinnen wir an unsrer Existenz; denn wenn wir nach einem alten scholastischen Sprichwort so viel Platz im Reiche des Wissens einnehmen, als wir mit unserm Gedächtniß umfassen a), so nehmen wir auch so viel im Reiche des Daseyns ein, als wir mit unsrer Peripherie beschreiben. Und daß hiezu kein probateres Mittel sey als die eßbaren großstädtischen Gesellschaften, das braucht hoffentlich keines Beweises. Sonst wäre der Beweis durch den Augenschein aus den respectabeln Halbkugeln kinderleicht, welche wir vor uns herumtragen.

Ich muß bey dieser Gelegenheit eine Chorde berühren, die uns sonst so widerwärtig klang, jetzt aber für mein Ohr einen ganz wohllautenden Ton hat. Dies ist der Luxus, welcher unsere beyderseitigen Gallenblasen so oft erschöpft hat. Jetzt sehe ich mich genöthigt die Batterie zu verändern, und die ganze Kriegsbaukunst meiner Dialectik für den Luxus anzuwenden, den ich sonst mit der ganzen Gewalt meiner Rhetorik bestürmte, und das kraft meiner neuen Ueberzeugung von seinem Werth und Nutzen, die ich durch die großstädtische Erleuchtung seit kurzem erlangt habe, wodurch alle vormals gehegten Vorurtheile völlig gehoben und zerstreuet sind. Sie können es sich kaum vorstellen, o Freund! wie sehr sich unsere Ein- und Aussichten mit unserm veränderten Standpunkt verändern. Als Kleinstädter war ich berechtigt auf den Luxus zu schimpfen, denn er drückte mich und meinen gesellschaftlichen Zirkel; und als Großstädter muß ich ihn lobpreisen, denn er thut mir sanft und meinem Publicum wohl. Ich kann nicht anders als sagen, daß er die Industrie belebt, den Wachsthum vieler Nahrungszweige, und sonderlich den Kreislauf des Geldes befördert; wenn ich sehe wie die Friseurs truppweise durch die Gassen gallopiren, Schneider und Putzmacher trottiren, die Galanterie- und

a) Tantum scimus quantum quisque memoria tenemus.

und Delicatessenhändler sich in dem erwünschtesten Wohlstande befinden, und das Geld so schnell davon eilt, daß man gar nicht weiß wo es bleibt. – Und wenn ich mir überhaupt vorstelle, was wir seyn, und was für eine elende Figur wir machen würden, wenn wir zur Simplicität und Frugalität unserer Vorfahren zurückkehren sollten; so ist es mir mehr als apodictisch erwiesen, daß große Städte, und folglich die Welt, wovon sie den interessantesten Theil ausmachen, schlechterdings ohne Luxus nicht bestehen können. Der grundstürzende Nachtheil, welchen er dem Staate bringen soll, und worüber man so viel geschrieen und gelärmt hat, ist ohnstreitig übertrieben, wo er nicht gar bloße Vision und Gesichtsbetrug ist. Ich dächte, man könnte diesen Schreyern nicht besser als mit der Allegorie des weisen Agrippa begegnen, wodurch er dem aufrührischen Pöbel begreiflich machte, der hochweise Rath und die hochwohlgeborne Patricierclasse überhaupt, welche das entwichene Volk wegen Unterdrückung und Unthätigkeit bey den Lasten der Republik anklagte, sey der Magen des Staats, welcher so gut wie der im menschlichen Körper zwar alles verzehrte, aber bey seiner anscheinenden Unwirksamkeit für die übrigen Glieder unentbehrlich wäre, welche deshalb ohne Murren für ihn nach besten Kräften arbeiten müßten. – Große Städte sind der Magen des Staats, welche ihm, und also auch seinen arbeitsamen Extremitäten, durch Consumtion und Verdauung bestmöglich dienen; wobey der Luxus die Dienste des Magensafts thut, ohne welche die Verdauung nicht gehörig vor sich gehen kann.

Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin eine kleine Apologie für unser ökonomisches Verdienst anzuhängen, wovon sie nach dem vorhin angeführten eben nicht die vortheilhafteste Meynung hegen möchten. Sie wissen, daß ich in Ihrer Gegend für einen guten Wirth galt, der nach seinen Umständen ohne Schmutz und Verschwendung lebte, und bey seiner mäßigen Einnahme gut zurecht kam. Hier fand ich, zu meiner nicht geringen Befremdung, daß ich in der Kunst zu wirthschaften nichts mehr als ein Anfänger sey; denn ich sah überall nicht wenige, die um die Hälfte schlechter als ich standen, und doch durchgängig besser lebten; ob ich gleich nach der schärfsten Calculation finde, daß ich nach meiner Lage keinen größern Aufwand machen darf, ohne am Ende zu kurz zu rechnen. Wie das zugeht, kann ich nicht sagen. Das seh ich wohl, die Leute müssen mehr können als ich. Bis jetzt habe ich Ihnen alles Grübelns und Kopfbrechens ohnerachtet nicht hinter die Künste kommen können. Aber ich will nicht nachlassen bis ich es finde, und wenn es keine Hexerey ist, so werde ich mit der Zeit schon sehen wo es steckt.

Daß hier mehr Divertissements herrschen, und mehr zu sehen und zu hören ist, brauch ich kaum zu erwähnen,

nen, denn das ist gerade der wesentlichste Vorzug großer Städte. Bälle, Assembleen, Kränzchen, Pickenicks, Concerte, auch mit unter Schauspiele, drängen einander. Wandernde Virtuosen und Künstler, von allerhand Gattungen, finden sich hier häufiger ein, als bey Ihnen die Prager Studenten und Marktschreyer. Daß unsere Stadtneuigkeiten reichhaltig und beynahe unerschöpflich seyn müssen, können Sie leicht ermessen, wenn Sie bedenken, wie viel Leute hier heyrathen, geboren werden, und sterben, und wie viel Liebesbegebenheiten, dumme Streiche und dergleichen mit unterlaufen, welche unsere Kaffee- und andere Gesellschaften so reichlich versorgen, daß sie selten Mangel an Neuigkeiten leiden und sich genöthiget sehen, ihre Zuflucht zum Wetter, Zeitungen oder der Chronik der vorigen Woche zu nehmen. Im Vorbeygehen; unsere Chronik ist nicht nur viel stärker, sondern auch viel leidlicher als die Ihrige. In Dunkelstadt darf kein Mensch die geringste Sottise begehen, sie wird aufgezeichnet und Monate lang durch alle Prädicamente glossiret. Kleinigkeiten werden hier übersehen, dazu sind wir zu groß; und wenn unsere Glosse gleich kräftig und mit Salz und Pfeffer gewürzt ist, so hat sie doch keine lange Brühe. Die Sache wird kurz abgethan. In drey oder vier Tagen ist alles zu Ende. Man hört den Vorfall nicht weiter erwähnen, außer etwa als ein Parallelcitatum, und wenn sich Der oder Die ein wenig zu hoch macht. Denn wird ihm sein Folium aufgeschlagen und vorgewiesen, auf daß er sich nicht überhebe – und dann wieder das Buch zu. – Hier hört man mehr Carossen rollen, als bey Ihnen Schiebekarren knarren, und sieht alltäglich auf den Gassen mehr Menschen, als bey Ihnen im Jahrmarkt. Wird uns ja einmal wider Vermuthen die Zeit lang, so dürfen wir nur den Kopf aus dem Fenster stecken. Ein Mittel, welches viele, sonderlich vom schönen Geschlecht, mit Nutzen gebrauchen, das aber in kleinen Städten ohne alle Wirkung ist, weil man da nichts als kothige leere Gassen, und sehr uninteressante oder gar ekle Objecte zu sehen bekommt.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Wann Jemand aus der Erfahrung weiß, wie die Hülsenstaude in den Oertern, wo sie dem übrigen Holze zum Schaden stehet, am leichtesten auszurotten ist, der wird ersucht, dasselbe in diesen Blättern bekannt zu machen.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Montag, den 26ten Januar 1778.

Schluß des Schreibens eines neuverpflanzten Großstädters an seinen zurückgelassenen lieben Kleinstädter.

Ein nicht wenig erheblicher Vorzug großer Städte ist die Weltkenntniß, welche man da zu erlangen Gelegenheit findet, und um so viel besser findet, je größer sie sind. Es hat zwar das Ansehen, daß man hiezu überall durch gute Beobachtungen genugsame Veranlassung habe, weil sich die Kenntniß der Welt doch ursprünglich auf die Kenntniß der Menschen gründet, welche, Verkleidung und Grimasse abgerechnet, überall dieselben zu seyn scheinen. Aber das scheint nur so; und wenn es auch in der Speculation mehrentheils wahr wäre, so ist es doch in der Execution ganz anders. Man muß sehr Philosoph seyn, wenn man sich durch keine Maske irre machen läßt, sondern den Menschen im Gewirre der Welt wieder findet, den man sich aus richtigen Datis in der Studierstube abstrahirt hatte. Zu geschweigen, daß eine zusammengepreßte Masse von vielen Tausenden, der menschlichen Natur eine fremde und oft sehr anomalische Figur giebt, welche anfangs stark auffällt, ob sie gleich bey einer nähern Beleuchtung sich gar füglich erklären, und aus den unveränderlichen Bestandtheilen nach ihrer verschiedenen Richtung deduciren läßt. – Und kurz, man sage mir, was man will, so bleibt es dennoch wahr, die Kenntniß der Welt läßt sich nicht anders als in der Welt, und zwar in der großen, lernen. Da sind hundert Sachen, die sich nicht anders als intuitiv und durch Uebung begreifen lassen. Da ist z. B. das Modestudium, welches sich täglich erweitert, und in kurzem eine eigene Wissenschaft ausmachen wird; welches sich schlechterdings nicht bloß theoretisch fassen läßt, und doch schlechterdings für einen Mann von Welt unentbehrlich ist. Da ist ferner die Kunst wichtig mit guter Art zu thun (denn auf eine schlechte Art kann es auch der steifste Pedant), die Kunst sich das gehörige Air zu geben, und mehr dergleichen, die in keinen Büchern gelehrt werden, auch sich da nicht recht ausnehmen würden, zur feinen Lebensart aber nothwendig gehören, und

ohne welche wir in der Welt eine ziemlich schlechte Figur machen. Ich habe mehr als Ein Beyspiel gesehen, welches das letztere sehr auffallend bewies, wo Leute, die sich in ihren vier Pfählen sehr weise dünkten, in brillanten Gesellschaften der großen Welt eben so einfältig aus- und in alle vier Ecken umher sahen, wie ein junges Mädchen, das in einer ehrbaren Versammlung von Onkels, Tanten und Großtanten das Jawort von sich geben soll.

Noch eine sonderbare und sehr schäzzenswürdige Prärogative ist es, daß die großstädtischen Leute länger jung bleiben als anderswo. Da sie gemeiniglich etwas rasch zu leben pflegen, so sollte man das Gegentheil vermuthen. Aber es ist so, und wer ungläubig ist, kann sich durch den Augenschein überzeugen. Täglich sieht man junge Herren von funfzig Jahren und drüber, welche in der Tracht und Gesinnung von dreyßig einhergehen; und junge Schönen von beynahe eben so viel, die noch völlig das Herz und die Mode von zwanzig haben. Ob das von dem Vergnügen herrührt in einer großen und lüstern Stadt zu wohnen, oder ob Hebe, die Göttinn der Jugend, uns das Alter aus einer speciellen Gnade um zehn Jahr länger vom Leibe hält, kann ich nicht sagen. Genug, die Sache hat ihre Richtigkeit. Die Leute in großen Städten bleiben wenigstens eine volle Decade länger jung als auf dem Lande und in kleinen Städten, wie ein Jeder sehen kann, der Augen zu sehen hat. Ob ich indessen mich dieses Vorrechts zu erfreuen haben werde, daran zweifle ich sehr, weil ich ein Neuling, und zwar ein etwas spät verpflanzter bin, und, wie ich höre, allein die gebornen oder früh eingepfropften Großstädter dieses Privilegium genießen.

Was man von der großstädtischen Faulheit sagt, ist grobe Calumnie. Die Commodität lieben wir wohl ein wenig, aber darum sind wir nicht faul. Wir arbeiten nach unsrer Art, und selbst unsere Damen beschäfftigen sich bey ihren Kaffeevisiten mit Stricken, welches ein gar erbauliches Exempel der Industrie ist, wenn auch gleich nicht viel geschafft, und die ganze Sache nur eigentlich als ein Subsidialmittel gegen den abreißenden Discours und die einreißende Langeweile anzusehen ist. Landmäßig zu arbeiten brauchen wir nicht, auch haben wir dazu keine Gelegenheit. Das Vergnügen z. B. ein selbst gezogenes Gemüse zu essen, kann ich nicht wie vordem haben. Aber ich bin auch nicht mehr in die Nothwendigkeit gesetzt es mir verschaffen zu müssen. Für Geld kann man hier alles haben was man wünscht; und wer wird sich unnöthig bemühen? Warum sollten wir früh aufstehen, als um uns die Zeit lang währen zu lassen, da wir nichts vorzunehmen wissen. So lange man schläft, sündiget man nicht und verzehrt auch nichts. Es ist also das unschuldigste und wohlfeilste Vergnügen so man sich machen kann; und überhaupt ist die Commodität das halbe Leben: wer das einmal

mal geschmeckt hat, wird sich schwerlich entschließen es wieder fahren zu lassen.

Eben so ungegründet und ungerecht ist das Großthun, welches man uns gewöhnlich zur Last legt. Seine Würde fühlen, und ein derselben gemäßes Air annehmen, heißt nicht großthun, sondern sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Dazu sind wir verpflichtet, und zwar in mehr als Einer Hinsicht. Die wenigsten haben Lust oder Gelegenheit uns von innen zu kennen, sondern beurtheilen uns bloß nach unserm äußerlichen Ansehen. Sind wir also nicht schuldig dieses gehörig auszustaffiren, und uns ein respectmachendes Ansehen zu geben, damit andere eine vortheilhafte Meynung von uns fassen müssen? Etwas Zwangsmittel sind nöthig, weil die Welt selten so billig ist uns von selbst Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. – Auch läuft bey der Sache sehr viel Irrthum mit unter. Die wichtige Mine unsrer Herren ist keine Wirkung des Stolzes, wie man ihnen Schuld giebt, sondern bloß der tiefsinnigen Gedanken, womit ihre Köpfe angefüllt sind, welche, wie man weiß, sehr venerable Muskelnbewegungen verursachen. Und was unsere Damen anlangt, denen man aus dem Kopfwackeln ein Verbrechen macht, das ist noch ein viel gröberer Irrthum. Die hohen und schweren Frisuren machen die ganze Sache, welche eine eigene Balancirkunst mit dem Kopfe erfordern.

Den näheren Umgang mit unsern Gelehrten vom Handwerk und Namen, welchen Sie mir so sehr beneiden, rechne ich nicht so hoch an. Einen oder zwey ausgenommen, trete ich sie für ein Billiges ab. Ich wußte es schon zum Theil aus Erfahrung, daß die Herren meistens gut fernen, aber sich von Angesicht zu Angesicht ziemlich schlecht nehmen. Unter allen Arten des Stolzes ist der gelehrte ohnstreitig der schiefste und unleidlichste. Wie das zugeht, kann ich nicht sagen. Ob die Idee von einsichtsvollen Leuten mit den närrischen Einbildungen in unsern Köpfen zu stark contrastiret, oder ob der gelehrte Stolz in seiner seltsamen Mischung vom Modernen und Antiken, von Welt und Pedanterie einen so barocken Aufzug macht, oder ob wir glauben es mache kein eminentes Verdienst eine Menge Bücher gelesen, und einige Buch Papier daraus vollgeschrieben zu haben, oder ob sich etwas Stolz und Neid von unsrer Seite mit einmischt und die beleidigte Eigenliebe aufhetzt, – oder was sonst noch für **Oder** und **Vielleicht** zum Grunde liegen mögen, das weiß ich nicht. Genug, daß ichs sehr unterscheidend fühle, daß der litterarische Stolz, wenigstens mir, der ekelhafteste ist, und ich mich durch gelehrten Umgang, worin er stark hervorsticht, sehr wenig beseliget finde. Kommen und sehen Sie: oder vielmehr hören Sie, so lange Sie können; denn da ich Ihre sehr empfindliche Trommelhaut kenne, so bin ich gewiß, daß Sie es nicht

lange ausdauren werden. Der steife Docirton des einen, der sich selbst so sehr gefällt als er andern mißfällt, der Widerspruchsgeist des andern, der mit Fleiß affectirt queerköpfig zu seyn, die seichte Kritik des dritten, der seiner Natur zum Trotz den geschmackvollen Kenner macht, und die kräftigen Lungen von vier andern, welche der besten Kaffeegesellschaft Ehre machen könnten, würden sie bald verscheuchen, und mit einem zwischen den Zähnen gemurmelten, O te, Bollane, cerebri &c. b) nöthigen das Schlachtfeld zu räumen.

Den Fragen über die hiesigen Gesinnungen in Ansehung der Freundschaft muß ich vorerst noch ausweichen. Ich muß mir mehr Licht hierüber zu verschaffen suchen, ehe ich ein bestimmtes Urtheil wage. Was mich betrifft, so bin ich in diesem für mich äußerst wichtigen Artikel bis jetzt noch schlecht gesetzt, und sehr wenig entschädiget. Noch such ich den Mann vergeblich, der mir Ihren Verlust ersezzen soll; und wünsche mehr als ichs hoffe ihn zu finden. Es ist wahr, die Freundschaften knüpfen sich nicht so leicht mehr in der Höhe des Lebens; aber hier, dünkt mich, wird der Knote doppelt schwer. Nach dem Anschein zu urtheilen, rechnet man die Freundschaft unter die Entbehrlichkeiten, und begnügt sich am bloßen Umgange, dem man den Namen der Freundschaft beylegt. Es kann seyn, daß man nach den verfeinerten Einsichten der großen Welt die Entdeckung gemacht hat, daß eine genaue und theilnehmende Verbindung manches lästige und Unangenehme bey sich führt, dessen wir bey den bloßen Conversationsfreundschaften überhoben seyn können, wo wir nur an den angenehmen Vorfällen unsrer Freunde Theil nehmen, oder wenn es recht ernstlich gemeynt ist, sie zu unsern Absichten brauchen. – Das wäre nun freylich so uneben nicht, und für uns ganz klüglich ausgedacht, wenn wir nur selbst gesichert wären nie in traurige Lagen zu gerathen, wo man Freunde von ganz andrer Art zu seiner Unterstützung braucht. Doch vielleicht macht unsere scharfsinnige Welt in der Folge ein Mittel ausfindig, das dieser Inconvenienz vorbeugt, ohne daß sie durch die Freundschaft nach unserm Ideal zu sehr genirt wird. Das bisher gebrauchte hat meinen Beyfall nicht. Es besteht darin, daß man sich entweder beredet nicht leicht in diesen Fall zu gerathen, wo wir uns selbst nicht helfen können, oder wenn er sich wider alles Vermuthen ereignet, gleich den Murmelthieren, in sich selbst und in seine Höhle zurückzieht, und schmachtend auf den Uebergang der traurigen Winterzeit wartet. Kurz, die superficiellen Freundschaften sind nicht meine Sache, und wenn ich auch keinen wahren Freund nach unserm Begriff brauche, so braucht ihn mein Herz. Dieser Artikel ist mir sehr fundamentell, und es wird meiner Welt schwer werden mich darin irre und zu ihrem Proselyten zu machen.

Die,

b) Hor. Sat. lib. I. 9.

Dieses Ausfalls ohngeachtet, der zwar ein wichtiges, aber doch immer nur Ein Stück betrifft, bleibt der Aufenthalt in großen Städten ein vorzügliches und eminentes Glück, welches so weit über den in kleinen Städten hervorragt, als unsere Kirchthüme über die Ihrigen. Kurz es ist gar kein Vergleich. Ich kann Ihnen das alles so nicht sagen, denn unsere Herrlichkeiten lassen sich wie ein delicates Gericht, besser schmecken als beschreiben. Kommen und schmecken Sie – oder vielmehr machen Sie, daß Sie selbst bald ein Großstädter werden, denn auf kurze Zeit kommt man nicht recht in Geschmack. Ich weiß Ihnen nichts bessers zu Ihrer Glückseligkeit und Vervollkommnung zu rathen; und so wie es der beste Segenswunsch ist, den ein Vater in Spanien für sein Kind zu thun weiß: – Gott lasse dich in Madrit wohnen! so ist es auch der höchste Wunsch den ich aus der Fülle meines warmen Herzens für Sie thun kann: – Der Himmel mache Sie bald zu einem Großstädter! Und zwar wenn es möglich ist, hier, denn das würde mein Glück aufs höchste bringen, und die Lücke in dem Bau desselben ausfüllen, worüber ich vorhin geklagt habe rc.

Einige die Gesundheit betreffende Anmerkungen.

Weil ein jeder Mensch krank werden kann, so ist dasjenige, was zu Bewahrung der Gesundheit desselben bekannt gemacht wird, wohl ohne Zweifel gemeinnützig, und solches um desto mehr, weil ein jeder, der Kranke gesehen hat und die Krankheiten kennt, weiß, daß es bey deren Besserung oder Verschlimmerung nicht selten auf einen kleinen Umstand ankommt, der oft bey der Krankheit nicht einmal wesentlich ist. Der empfindsame und beobachtende Arzt sieht ihn, und da er für das Wohl aller seiner Kranken uneigennützig denkt, so nutzt er jede Beobachtung die zu seinem Zwecke dient. Er wird zwar dadurch oft genöthigt auch schädliche Gewohnheiten mit Eifer abzuschaffen zu suchen, und dabey seine guten Absichten verkannt oder gemißdeutet zu sehen: aber er ist es schon gewohnt, daß angenehme Empfindungen in seiner Seele den unangenehmern Platz machen, und hört nicht auf nach seinem schweren aber unerkannten Amte, und als Menschenfreund, sorgfältig alles beyzutragen, was zur Erhaltung der Gesundheit seines Nebenmenschen dienen kann.

Da der Arzt für einen jeden der ihn sucht Arzt seyn muß, so habe ich auch unter mancherley Ständen die Beobachtungen gesammelt, von welchen ich hier einige, wie sie mir vorkommen, mittheilen will.

Wenn der Arzt so glücklich wäre, daß er mit lauter solchen Personen zu thun hätte, die selbst so viele Vernunft haben, daß sie vernünftige Gründe an-

hören wollen, und verstehen können: so würde er nur selten Gelegenheit haben über die, doch noch oft gut gemeynte, Einfalt dererjenigen zu lächeln, die das Krankenbette entweder für gewöhnlich umgeben, oder nur deswegen kommen, um sich ihrer weisen Einfälle oder auf Erfahrungen gegründet seyn sollenden Beyrathes zu entledigen. Unter welchen folgender einer der vornehmsten ist; nemlich: **daß man dem Kranken**, um vor der Gefahr des Durchliegens sicher zu seyn, **ein Gefäß mit kaltem Wasser unter das Bett** setzt. Wenn ich aber solches als so offenbar unwirksam verwerfe, daß es nicht einmal eines physikalischen Arztes bedarf um solches einzusehen; sondern daß es einem gesunden Menschenverstande schon einleuchtend ist; so möchte man sagen: „wenn es denn nun nichts hilft, so kann es doch auch nicht so sehr schaden.„ Ich muß aber sagen, daß es allerdings von übeln Folgen ist. Man begeht eine Unterlassungssünde. Denn unter der Zeit wird dem Arzte nichts davon gesagt, und daher keine präservirende Mittel angewandt; der Kranke liegt sich wirklich durch, und hat dann einen Schaden, dessen Wichtigkeit allen denen bekannt ist, welche kranke Personen, die an einer gefährlichen oder langwierigen Krankheit zu Bette liegen, daran zu behandeln haben. Daran ist aber theils das beschwerliche Herumdrehen des Patienten, wenn darnach gesehen werden soll, theils die schwere Heilung Schuld; weil dieselbe Ursache die den Schaden machte, immer auf den leidenden Ort fortwirkt und verursacht, daß diese Theile gar zu leicht brandig werden. —

Eine **Ohnmacht**, dieses so deutliche und unerwartete Bild unsers allgemeinen Todes, verursacht, daß jeder Anwesende sich eilig bemüht Hülfe zu schaffen. Das ist sehr lobenswerth: aber Schade ists, daß sowohl die Eilfertigkeit, als der Mangel an nöthiger Einsicht, nur selten zulassen, daß **wirksame** Mittel gebraucht werden. Wenn die Ohnmacht vollkommen da ist, so hat der Kranke weder Seelen- noch Leibeskräfte zu seinem Gebrauche; folglich ist er ohne Besinnen und Haltung, und sinkt zur Erde. Man pflegt ihn dann gewöhnlich gleich aufzurichten, und bestreicht ihm die Schläfe und den Puls mit ungarischem Wasser und dergleichen. Das letzte aber ist unwirksam, und das erste ist schädlich. Man lasse ihn nur platt liegen, oder lege ihn der Länge nach auf ein Bett, mit dem Kopfe niedrig, so wird sich die Ohnmacht bald endigen, vorzüglich wenn man auch zugleich durch die am **rechten** Orte angebrachten Mittel zu Hülfe kommt. Aber freylich haben nicht **alle** Ohnmachten einerley Ursprung, und können also auch nicht auf einerley Weise gehoben werden. —

Weil ein jeder weiß, daß das Leben seine Fortdauer vorzüglich dem Schlage des Herzens mit zu danken habe, und aus dem Gefühle ganz richtig urtheilt, daß das Schlagen der Pulsadern mit dem Schlage des Herzens Ge-

Gemeinschaft haben müsse; so hat man, ich weiß nicht aus was für einem Grunde, geglaubt, daß dasjenige was man von aussen auf die Pulsader brächte, seine Wirkung auch zugleich im Herzen haben müsse. Bey zu schwachen Kräften, und einem kaum fühlbaren Pulse, bestreicht man also, in der eben angeführten Ohnmacht, die Schlagader mit spirituösen Dingen. Im entgegengesetzten Falle will man die gar zu große Hitze des Blutes dämpfen, wenn man Hauslauch darauf bindet. Da dieses Hauslauch ein sehr saftiges Kraut ist, folglich mehr Masse hat als viele andere Kräuter; so drückt es zwar der äußeren Haut die Empfindung einer Kälte auf einige Minuten ein, aber länger dauert dies Gefühl nicht, und erstreckt sich auch nicht weiter. —

Wenn der Magen der jungen Kinder voll saurer Milch, und die Gedärme voll überflüßiger Luft sind, so nennt man das: das Herzgespann; den klugen Weibern aber, die die Kunst des Streichens verstehen, müssen solche Kinder angewachsen heißen. Das Streichen, wovon ich sagte, ist die Curmethode, die diese weisen Matronen gegen dieses Uebel in Gebrauch ziehen. Nun ist es zwar allerdings an sich selbst nicht unrecht, und ich habe oft selbst dasselbe sogar Erwachsenen vorgeschlagen; aber es muß sich auf anatomische Kenntniß der Lage der Gedärme gründen, wenn man nicht will, daß die Kinder, wie ich davon oft Exempel gesehen habe, zu Convulsionen und Jammer gebracht werden sollen, wenn nemlich, wie es gemeiniglich geschieht, die Luft von beyden Seiten der kurzen Rippen in der Mitte zusammengestrichen und dadurch verursacht wird, daß die nunmehro doppelt angehäufte Luft die Nerven in den Gedärmchen, mit diesen zugleich, erschrecklich ausdehnt, und zu convulsivischen Bewegungen reizt. —

Unter die sogenannten Hausmittel, womit die Gesunden den Krankliegenden sogleich beyspringen zu müssen glauben, gehören die **heißen Deckel**, die man bey allen schmerzhaften Zufällen im Unterleibe ohne Unterschied auflegt. Man hat sogar dazu bereitete Steine, die den Namen der Coliksteine führen, weil die Coliken die gewöhnlichsten Ursachen von den Leibschmerzen sind. Kämen nun diese immer von Verkältung her, so würde der Gebrauch dieser Steine nicht nur nicht schädlich, sondern sogar nützlich seyn: aber nicht immer ist das der Fall. Der Coliken sind mehr Arten, und fast bey allen den andern sind sie sehr nachtheilig. Diejenige z. E. die von Blähungen entsteht, wird dadurch verschlimmert; weil die Luft die an einem oder dem andern Orte in den Gedärmen eingeschlossen ist, und sie da ausdehnt, noch mehr verdünnet wird, folglich sie noch mehr ausdehnen und den Schmerz vermehren muß. – Ist, wie bey der Hämorrhoidalcolik, das Blut Schuld daran, so wird

man durch die heißen Coliksteine machen, daß auch dieses die Gefäße noch mehr aus einander treibt, die Nerven spannt, und den Schmerz vergrößert. Schaden sie bey andern Arten, deren Grund in einer Schärfe liegt, nicht; so helfen sie doch auch nicht, und man versäumt unter der Zeit bessere Mittel, die man überhaupt aber, in dem Falle wovon hier die Rede ist, bey dem Arzte, und nicht bey der Gevatterinn oder sonstigen guten Freundinn, suchen muß, wenn man sich nicht in Gefahr stürzen will. —

Aus einem **starken Blutverlusse** nimmt jedermann ein Zeichen, daß sein Leben in Gefahr gerathe. Man sucht also dem fernern Blutsturze zu wehren, und ruft alles, was man von solchen Mitteln die dazu dienen gehört hat, zu Hülfe. Blutstillungen, die man allenthalben haben, und jeden Augenblick anwenden kann, verdienen also gewiß eben die Achtung die diejenigen haben, die die Kunst vorschlägt, wenn diese nemlich nicht zur Hand sind, da man jener andern gleich habhaft werden kann. Diese bestehen sowohl als jene aus mechanischen, oder physicalischen, und medicinischen. Von diesen letztern will ich jetzt nichts sagen, und von den andern nur eins berühren, in wiefern nemlich dasselbige durch verworrene Begriffe unnützlich geworden, und durch Berichtigung dieser Ideen wieder zu seiner vorigen Brauchbarkeit gebracht werden kann.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Man wünscht in diesen Blättern eine zuverläßige Nachricht von der **Nachtigall**, und ihrer Haushaltung zu lesen. Ist dieser Vogel ein wahrer Zugvogel oder nicht? Was ist die eigentliche Ursache seines so reizenden Singens? und dann seines Aufhörens um Johannis? Wann fängt das Junge zuerst an zu singen? Wie alt wird er wohl? Sieht man hier zu Lande keinen einzigen im Winter? Wo bleiben sie denn? u. s. f.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Freytag, den 30ten Januar 1778.

Schluß der im vorigen Stücke abgebrochenen die Gesundheit betreffenden Anmerkungen.

Die meisten Blutflüsse die von selbst kommen, entstehen vom Ueberflusse des Blutes. Von den dadurch schon über die Maaße ausgedehnten Gefäßen werden einige endlich zersprengt, und andere, die zum Ausführen bestimmt sind, so sehr erweitert, daß sie dem gewaltigen Triebe des Herzens nachgeben, und die erweiterten Oeffnungen an ihren Endgen einen starken Ausfluß zulassen müssen. Wenn man also ein geschwindes Mittel hätte, das diesen starken Trieb des Herzens, (der zwar schon durch die Entledigung von dem meisten Widerstande, der die Kraft desselben vermehrt hatte, vermindert, aber noch nicht hinlänglich geschwächt worden,) vollends höbe, und wenn es auch nur so lange wäre, daß die offenen Gefäße Zeit hätten zusammenzufallen, und, wo nicht zugeheilt, doch wenigstens durch das gerinnende Blut zugekleistert oder verstopft zu werden; so sieht man wohl, daß das schon eine große Beyhülfe zur Cur seyn müsse. Durch eins von solchen hilft sich die Natur gemeiniglich selbst; nemlich durch eine Ohnmacht. Es würde aber bey manchen Personen und bey einigen Arten von Blutstürzungen vielleicht zu gefährlich seyn auf diese Wirkung der Natur zu warten, und darum tritt die Kunst an ihre Stelle, und vermindert bald anfangs, und wenn der Kranke noch nicht erschöpft ist, an einem von dem leidenden Orte entfernten Theile, durch eine hinlängliche Aderlässe, die Menge des Blutes auf einmal, daß also das Herz nicht mehr so stark zur Anwendung seiner großen Kraft gereizt wird; oder sie hält einen Theil von diesem Blute von seinem Einflusse ins Herz ab. Wenn man diesen Endzweck erreichen will, so bindet man die größern Glieder, als Arme und Beine, so nahe an dem Stamme des Körpers, als es geschehen kann. Damit man nun die eigentliche Absicht hiervon ersehen könne, so habe ich müssen in Voranschickung des obigen etwas weitläuftig seyn; denn sie wird ganz verkannt, wenn man, statt vieles Blut in so großen

Gliedern vom Rückflusse abzuhalten zu suchen, seine Gedanken nur auf das bloße Binden richtet. Das thut man aber gemeiniglich. Man bindet nemlich einen rothen Faden, – roth muß er seyn, ist doch das Blut roth, – um den kleinen Finger einer Hand, auch wohl beyder Hände. Bisweilen stillet sich das Blut wenn solches geschieht, dann ist aber das Binden nicht die wirkende Ursache. Denn weil man ein gar zu großes Vertrauen auf die Unfehlbarkeit dieses Hülfsmittels setzt; so greift man nicht eher dazu, als bis man vorher erfahren hat, daß eine Menge anderer nichts helfen will. Unter der Zeit aber, daß jene gebraucht sind, ist immer mehr Blut weggeflossen, und nun hat die Natur der Kunst gar nicht mehr nöthig. Hier fehlt man also in der unrecht oder gar nicht verstandenen Absicht. Diejenige, die ich hier mitgetheilt habe, ist die wahre; durch die lasse man sich leiten, verbessere seine Begriffe, wende das Mittel recht an, und erwarte dann auch sicherere Hülfe davon.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch eines Mittels für diesen Zufall Erwähnung zu thun, welches, wenn es ja hilft, nicht, wie es von einigen wohl geschehen könnte, als zur längst verworfenen Sympathie gehörig angesehen werden muß. Es wirkt ganz natürlich, und darum gönne ich der Erklärung davon auch hier den Platz; denn das Ungereimte der durch die Sympathie (ein Wort womit fast alle die es brauchen keinen Begriff verbinden) geschehen seyn sollenden Curen, zu zeigen, wird sich wohl Niemand mehr die Mühe nehmen. Der Abscheu für den größern Insekten und vorzüglich für den Kröten, wird uns von Jugend auf eingeimpft, und man sieht sie so wie alles Ungezieser für giftig an. Henkt man nun eine gedörrete Kröte dem, der an einem Blutflusse krank ist, an den Hals, auf die bloße Haut, so wirkt der Abscheu dafür ein Zusammenziehen der Nerven und Gefäße, und das Blut kann dadurch wohl dann und wann in seinem Laufe aus den Aederchen aufgehalten werden. Bey Leuten also deren Vernunft nicht von Furcht umnebelt ist, wird dies Mittel nicht untrüglich seyn, ja gar keine Wirkung äußern. Diese würden sich vielleicht durch kluge Erfindungen helfen können, das können aber jene anderen nicht, und sie mögen also immerhin, auch ohne die Erklärung davon zu wissen, sich eines alsdann brauchbaren Mittels bedienen, das, indem es die Schwäche ihres Verstandes beweist, zugleich ein Mittel für die Schwäche des Körpers ist.

Zu den Krankheiten, die die Geduld des Kranken und seines Arztes zugleich prüfen, gehört vorzüglich das Podagra. Wenn sich Jemand findet der Mitleid mit uns Menschen hat wenn wir leiden, so tröstet uns das, und erleichtert, wenigstens dem Schein nach, unsern Schmerz. Ein Podagrist, der den traurigen Vorzug hat durch das Gefühl den schwächern Grad dieser Krankheit von dem stärkeren

keren unterscheiden zu können, bedarf, wenn sein Schmerz wüthet, wahrlich vieles Trostes, gesetzt auch, daß es keiner wäre, wenn es ihm nur einer zu seyn scheint. Ein solcher ist der, daß man sagt: es sey der übrigen Gesundheit zuträglich podagrische Schmerzen zu haben, weil während derselben der Körper nicht leicht von einer andern Krankheit angegriffen werde. Den Grund von dieser Meynung zu untersuchen würde zu weitläuftig fallen, und gehört hier auch nicht her. Der Podagrikus mag sich also immer damit etwas aufrichten; indeß, ob es gleich gut wäre, wenn man schon eine Krankheit hat, sicher zu seyn, daß man keine andere zugleich befürchten dürfe: so halte ichs doch für noch besser auch von der ersten befreyet, und ganz gesund zu seyn. Eben das behauptet man von den Hämorrhoiden, und ich dehne meinen Ausspruch auch auf diese aus. —

Eine feuchte Luft ist dem Körper überhaupt schädlich, und noch mehr ist sie es, wenn sie zugleich kalt ist. Ich brauche wohl nicht darzuthun, daß sie am allermeisten Leuten die eben krank sind, oder solchen, die eben gesund geworden, nachtheilig sey. Man verbietet also, wo es des Ortes Gelegenheit oder die Geschäffte der Person mit sich bringen, Personen die jetzt das Fieber haben, oder die erst vor kurzem davon befreyet sind, über **Wasser zu gehen.** Der eigentliche Verstand dieses Verbotes ist der, daß die Patienten nicht zur See oder über Meer gehen, oder sich lange an oder auf einem Flusse aufhalten sollen. Wenn es aber mit halben Ohren gehört wird; so meynt man, man dürfe über gar kein Wasser, auch nicht queer über einen Fluß gehen; vermeidet also sehr vorsichtig einen solchen Uebergang, und reist dafür lieber desto länger an einem solchen Wasser hinunter, oder hält sich in der Nähe eines solchen, in der Hoffnung, daß man erst recht stark werden wolle, um den Uebergang sicher wagen zu können, desto länger auf; verfehlt aber dadurch des Zwecks, und schafft sich die Krankheit die man verhüten wollte. —

Ein Mann, den vielleicht bloß seine Vernunft geleitet hat, mag einmal einem Erhitzten und Durstigen gerathen haben: nicht **sogleich**, und **kalt**, zu trinken, sondern erst ein Stück Brodt zu essen. Er hat damit den Endzweck zu erreichen gesucht, daß während der Zeit dieses Brodtessens, die Hitze des Körpers sich vermindern, und also der kalte Trunk nicht schaden sollte. Der Rath ist durch die Mittheilung allgemein geworden, und nun wird die Absicht des ersten Rathgebers nicht mehr in Erwägung gezogen; sondern man bindet sich bloß an den Buchstaben der Regel, und ißt, nach einer Bewegung die den Körper erhitzt hat, sehr gewissenhaft erst ein Stück Brodt ehe man trinkt. Die Begierde aber nach dem Getränke macht, daß dieses in einem bloßen Bissen besteht, und man glaubt nun wer weiß was für eine medicinische Ursache zu diesem

Rathe suchen zu müssen, und stellt sich vor, daß das Brodt etwa eine besondere Kraft habe die Schädlichkeit des kalten Trinkens abzuwenden. Das geht so weit, daß sogar Leute die sonst keinen Bissen Brodt ohne recht viele Butter essen, in diesem Falle einmal die Zärtlichkeit ihres Geschmacks verläugnen, und den Bissen Brodt auf Glauben eitel essen. Aber freylich wird er von diesen noch kleiner zugeschnitten; wodurch denn der Absicht die man eigentlich dabey haben sollte, um desto weniger ein Genüge gethan wird, und das kalte Getränk in einem noch eben so heißen Schlunde hinunterläuft, in einen noch eben so heißen Magen, durch eine noch eben so erhizte Brust, kommt, und zu Seitenstechen und andern Brustkrankheiten, oder wenigstens zur krampfhaften Engbrüstigkeit, und dem sogenannten Dampfe, die bequemste Gelegenheit giebt. Auf eben dieselbige Weise sündigen diejenigen, die statt des Brodtes einen Schluck Brannteweinnehmen. –

Eben so unbemerkt, aber von nicht minder häufigen schädlichen Folgen, weil die Gelegenheit dazu noch öftrer da ist, ist **das Niederschlucken der Luft beym Trinken.** Man kan es am deutlichsten bey derjenigen Art des Trinkens wahrnehmen, die man Schlurfen nennt. Wenn man so trinken will, so haben sich alle Werkzeuge des Niederschluckens in die Lage gesetzt die dazu erfodert wird, folglich nimmt die Speiseröhre alles, was ihr in der Absicht gebracht wird, ein. Nun wird aber bey diesem Trinken nicht nur die Flüßigkeit die wir zu uns nehmen, sondern auch viele Luft in den Mund und so weiter in den Schlund gebracht, ohne daß man darauf Acht hat. Sie wird mit niedergeschluckt, und bleibt nun im Körper; sie ist aber da überflüßig: denn so viel Luft, als wir in den Gedärmen haben müssen, steckt in den Speisen und dem Getränke an sich schon, und geht, bey der Auflösung derselben, die selbst mit Beyhülfe dieser Luft geschieht, indem sie ihre kleinen Behältnisse zersprengt, heraus. Man muß sich also dieses Uebermaaß der fremden, unnöthigen, und dadurch schädlich werdenden Luft, verhüten, und das kann man, wenn man die Oberlippe so tief mit in die zu genießende Feuchtigkeit bringt, daß zwischen ihr und der Feuchtigkeit kein Raum für die mit einzudringen suchende äußere Luft, übrig bleibt.

Man hat fast täglich Gelegenheit ein Vorurtheil zu bestreiten, das aus einer guten Gesinnung entspringt, und denenjenigen eigen ist, die es über sich nehmen, aus Liebe oder aus Schuldigkeit des Kranken zu warten. Sie glauben nemlich, daß sie ihm außer der allgemeinen Pflege, auch eine besondere, im Essen und Trinken, schuldig sind, damit er, wie sie sich ausdrücken, **Kräfte bekomme die Krankheit auszuhalten.** Es kostet Mühe sie zu überreden, daß man eben dadurch nicht dem Patienten, sondern der Krankheit Nahrung gebe, und nur das einzige kann sie überzeugen: daß

der

der schwache Magen nicht im Stande sey solche Speisen zu verdauen. Aber wenn der Arzt das einzige Verwahrungsmittel wider den Gebrauch anderer Arzeneyen hinter seinem Rücken und den Misbrauch der Nahrungsmittel, aus den Händen gegeben, und die Krankheit mit ihrem Namen genannt hat, und solches ist noch dazu eine Auszehrung oder eine eigentliche Schwindsucht; so mag er nur gewiß seyn, daß man ohne sein Wissen, doch zum wenigsten durch angebotenen Wein, die Kräfte des Kranken aufzurichten suchen, zugleich aber dadurch seine Arznenen unkräftig machen, und den Kranken desto früher zur Grube bringen wird. Denn da das Fieber zuletzt immerwährend ist, der Kranke sich leicht selbst, und also noch leichter die Umstehenden, überredet, daß er gar nicht so krank sey als ihn sein Medicus machen wolle, und er auch bey voller Vernunft mit gesundem, und, wie es zu geschehen pflegt, wohl gar vergrößertem Verstande, spricht; so glauben sie solches um desto eher, und da sie also meynen, daß ihm nichts fehle als Kräfte, zu deren Ersatze aber kein geschwinderes und besseres Mittel wissen als den Wein: so geben sie solchen; sagen aber dem Arzte sehr weislich nichts davon, weil er ihnen sonst was keifen möchte. Dadurch werden denn nun die noch übrigen wenigen Kräfte gereizt und in Bewegung gesetzt und desto schneller zerstreuet, aber neue kommen nicht hinzu, und es geht so zu, (wie sich ein würdiger Arzt, wenn er von dieser Materie zu reden kam, des sehr passenden Ausdrucks zu bedienen pflegte,) als wenn man einem kraftlosen Pferde die Spornen giebt, da es denn durch die Schmerzen angereizt wird seine letzten Kräfte zu sammeln und stärker zu laufen, aber auch alsdann verloren geht; da es hingegen, wenn man ihm ein gutes Futter gegeben hätte, wesentliche Kräfte bekommen haben würde. Hier brauchts weiter nichts um den widrigen Vergleich aufzuheben, als daß man sich statt des unedeln Thieres, des Pferdes, ein edles, den Menschen, gedenkt.

Weil ich eben von dem Weine gehandelt habe, in sofern derselbe dafür gehalten wird, daß er ein sehr gutes Nahrungsmittel sey; so kann ich bequem zu einem andern übergehen das wirklich eins ist, und von welchem ich nur das sagen will, daß dasselbe oft zur Unzeit ein solches ist. Wenn jemand krank geworden ist, und seine guten Freunde, oder Gönner erfahren es; so treibt sie ihre Gutmüthigkeit, zum Theil aber auch, besonders beym Frauenzimmer, die vorsichtige Ueberlegung, daß die Angehörigen des Patienten sich nicht so viel möchten abmüßigen können für seinen Unterhalt hinlänglich Sorge zu tragen, an, denselben diesen Mangel zu ersetzen, und ihm Speisen zuzuschicken, die, weil sie ein Kranker und Matter haben soll, um desto stärker gemacht, und mit Gewürze wohl versehen zu seyn pflegen. Dieses geschieht in den ersten Tagen, wo

wo sie der Kranke schlechterdings nicht genießen kann, und wo sie ihm, wenn er sie äße, Gift seyn würden. Diese Fürsorge ist also ganz umsonst angewandt. Ist die Krankheit im Abnehmen, und es wäre nun Zeit nährende Speisen zu nehmen, so bleiben die schönen Suppen aus, entweder, weil man glaubt, daß nun schon so viele Zeit über seyn werde, daß die Anverwandten selbst für den Kranken sorgen könnten, oder weil die Krankheit nun nichts neues mehr, und die Gefahr vorüber ist, oder – wenn eine Muthmaßung von der Art nicht zu gewagt ist, weil dem menschlichen Herzen dergleichen bittere Wahrheiten nicht gut eingehen, – weil der erste Stoß, der durch seine Erschütterung die Eitelkeit rege machte, das Lob davon tragen zu wollen, daß man sich den kranken Mitbruder so sehr angelegen seyn lasse, weil dieser, sage ich, vorüber ist. Man würde mir sehr Unrecht thun, und mich gar nicht verstehen, wenn man meynte, daß ich durch das, was ich hier gesagt habe, gutthätige Handlungen zu verkleinern, einzuschränken, oder wohl gar abzuweisen, suchen wollte. Ich trage vielmehr gern alles dazu bey, daß gute Seelen Gelegenheit haben ihre Empfindungen sichtbar werden zu lassen, und sich über den Erfolg ihrer Mildthätigkeit zu freuen, wenn der arme Mitmensch, dem, den Gott mit größerm Vermögen gesegnet hat, für die geleistete Beyhülfe, in seiner Thräne den Dank giebt. Ich weise ihrer Gütigkeit nur die rechte Zeit und den rechten Ort an, und bitte, sie erst dann wirksam seyn zu lassen, wann sie recht nutzen kann, das ist, in diesem Falle, wann der Kranke nun anfängt wieder besser zu werden, und solcher Stärkung zu bedürfen.

Wolfenbüttel. J. J. H. Bücking, Med. Doct.

Die Verfertigung eines Lackes, dessen sich die Engländer zu ihrer lackirten Arbeit bedienen.

Die feinen lackirten Sachen die man uns unter der Benennung im Feuer lackirt aus England zuschickt, hat der sonst fruchtbare Nachahmungseifer der Deutschen bis jetzt noch nicht verdrängen können. Man hat sich zwar an verschiedenen Orten Deutschlandes viele Mühe gegeben diese Sachen nachzumachen, noch zur Zeit aber kommt diese Waare mit der in England verfertigten, in keine Vergleichung. Der Vorzug derselben besteht in einem ausnehmend starken Glanze und einer besondern Härte des Lackes, die aber ohne Sprödigkeit ist, auch Nässe und abwechselnde Hitze und Kälte vertragen kann, ohne merklich an seiner Schönheit zu verlieren; wie auch daß dem

dem Zinn und dem Kupfer der ihm eigene Geruch benommen wird. Die Engländer haben die Verfertigung dieses Lackes sehr geheim gehalten, ich finde aber davon eine Vorschrift in dem dritten Theil der Art du Menuisier Ebeniste, damit ich Versuche angestellt, die auch dem erwarteten Erfolge entsprochen haben, daher ich die Beschreibung der Verfertigung dieses Lacks unsern deutschen Künstlern in ihrer Muttersprache liefere.

Dieser Lack besteht aus in hoch rectificirtem Weingeist aufgelöstem Bernstein (succinum) und Gummilack; die Bereitung desselben aber ist etwas umständlich und geschieht folgendermaaßen.

Ein Loth des reinesten Bernsteins wird zu einem feinen Pulver gestoßen, und in eine trockene Bouteille gethan, die etwa vierzig Unzen Wasser enthalten kann, dazu gießt man zehn Unzen hochrectificirten Weingeist, und verwahrt die Oeffnung der Flasche mit einem Stücke nasser Blase, die man darum so fest als möglich bindet, in deren Mitte steckt man eine Knopfnadel, die man darin läßt, um der Luft einen freyen Abzug zu verschaffen. Diese Flasche setzt man in einen geräumigen Kessel, auf dessen Boden man Heu legt, damit der untere Theil der Flasche den Boden des Kessels nicht berühre, als wodurch sie zersprengt werden möchte, man gießt sodann so viel kalt Wasser in den Kessel, daß die Flasche, deren Oeffnung ausgenommen, davon ganz umgeben sey; damit sich nun die Flasche nicht umkehren könne, so bindet man an deren Halse einen Stab, den man queer über den Kessel legt. Man macht sodann Feuer unter dem Kessel, so daß das in selbigem befindliche Wasser in einer starken Hitze erhalten werde, jedoch daß es nicht kocht; so wie dieses nach und nach warm wird, muß man die Nadel von Zeit zu Zeit heraus ziehen, damit durch den in sehr elastische Dämpfe verwandelt werdenden Weingeist die Flasche nicht zersprengt werde. Alle halbe Stunden nimmt man die Flasche aus dem Kessel heraus und schwenkt sie um, wobey man sie immer in der Nachbarschaft des Feuers erhalten muß, weil selbige widrigenfalls durch das plötzliche Erkalten zum Springen gebracht werden würde, auch darf man bey dem Umschwenken die Nadel herauszuziehen nicht versäumen. Dieses Verfahren beobachtet man bis fünf Stunden lang; nach deren Verlauf nimmt man das Feuer unter dem Kessel weg, damit das Wasser, mithin auch die Bouteille, nach und nach erkalte. Wann die Flasche erkaltet ist, so setzt man zu der Bernstein-Auflösung ein und ein halb Loth reinen und in Pulver verwandelten Gummilack, man verbindet die Bouteille wieder wie obbemeldet, und setzt sie unter Beobachtung der vorgedachtermaaßen zu gebrauchenden Vorsichten in den erkalteten Kessel, den man ferner zwey Stunden in einer gleich-

gleichförmigen Hitze erhält, darauf erkalten läßt, und sodann ist der Firniß zum Gebrauch fertig. Soll dieser nun einen Goldglanz erhalten, so setzt man etwas Saffran und Drachenblut hinzu.

Mit dem Lackiren selbst verfährt man wie folget: Das zu lackirende Stück muß zuvor sauber polirt und von aller Fettigkeit, durch Abreibung mit Weingeist angefeuchteten Haarpuders befreyt werden.

Man erwärmt nachher das Stück, wobey man darauf zu achten, daß alle Stellen gleich warm werden, und zwar in einem solchen Grade, daß man es mit der bloßen Hand nicht wohl anrühren kann, man gießt hierauf von dem Firniß in ein klein Gefäß, in welches man einen weichen Haarpinsel taucht, und damit das Stück leicht überfährt, welches man auf eine solche geschickte Art thun muß, daß man weder Doppelstriche noch bloße Stellen auf dem lackirten Stücke sieht. Wenn nun ja dergleichen Fehler vorkommen, so muß man suchen sie sogleich, wo nicht ganz, doch zum Theil zu verbessern, welches geschieht, wenn man die fehlerhaften Stellen erwärmt, und nochmals mit dem Pinsel ganz leicht überfährt.

Will man aber solche Stücke lakkiren, die theils wegen ihrer Gestalt, theils anderer Ursachen wegen vorher nicht erwärmt werden können, so muß man sie kalt mit dem Firniß überstreichen, darauf aber doch sogleich zum Feuer halten, daß sie so erwärmt werden, daß der Lack fast kochen kann, denn dadurch muß das Stück den Glanz und ein besseres Ansehen erhalten.

Wenn nun dergleichen lackirte Sachen schmutzig werden, oder sonst durch langen Gebrauch ihr Ansehen verlieren; so muß man sie mit lauem Wasser waschen, und mit einem feinen reinen Tuch abreiben, niemals aber dazu sich der Kreide, des Tripels u. d. gl. bedienen, darauf das Stück erwärmen, und mit dem Lack überfahren.

Einbeck. G. H. C. List.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Montag, den 2ten Februar 1778.

Von der großen Heilkraft des Guajacbaums in verschiedenen hartnäckigen chronischen Krankheiten.

In dem 96ten Stücke dieses Magazins, vom Jahre 1777, wird ein zusammengesetztes Arzeneymittel, das aus dem in einem geistigen Getränke, der Taffia, aufgelösten Guajac-Gummi besteht, als ein sehr bewährtes Medicament wider das Podagra, Chiragra, Hüftweh, und andere gichtische Beschwerden, sehr empfohlen. Ich würde ungerecht handeln, wenn ich dieser Empfehlung meinen Beyfall versagen wollte. Vielmehr kann ich aus vielen Schriften beweisen, daß dieses Gummi sowohl, als das Holz und die Rinde des Guajacbaums, von vielen Aerzten bereits seit ein Paar Jahrhunderten, nicht allein in den eben erwähnten Uebeln, sondern auch in verschiedenen andern sehr hartnäckigen Krankheiten, mit Nutzen gebraucht worden ist. — Und es scheint daher der Mühe allerdings werth zu seyn, das Publicum mit diesem Arzeneymittel bekannter zu machen.

Dieses Gummi, oder vielmehr Gummi-Resine, fließt aus einem Baume, den wir erst seit der Entdekkung von Amerika unter dem amerikanischen Namen Guajuacan, Hoaxacum, oder Guajacum kennen, und der in verschiedenen, besonders in den mittägigen Gegenden dieses Welttheils, als in Mexico, in den Inseln St. Domingo, Jamaica, Sarva, Catharina, Nicaragoa, und den mehrsten andern Antillischen Inseln, einheimisch ist, und daselbst so häufig wächst, daß er zu Brennholz verbraucht wird.

Eine botanische Beschreibung von diesem Baume herzusetzen, würde für Kräuterkenner überflüßig seyn, und andere möchten mich wegen der dabey zu gebrauchenden Kunstwörter, doch nicht ganz verstehen, und meine Beschreibung vielleicht ungelesen bey Seite legen. Es sollen demnach nur ein Paar der bekanntesten Namen seyn, die ich von diesem Baume hier anführen will. Der Herr Ritter von Linné legt selbigem in seinen Speciebus plantarum den Namen *Guajacum* foliis bijugis obtusis, *officinale* bey; und

Plümier führt ihn in seinem Catalogo plantar. americanar. unter der Benennung *Guajacum* flore cœruleo, fructu subrotundo an. Die gemeinsten diesem Baume beygelegten Namen, sind: Lignum vitæ, Lignum indicum, Hoaxacum s. sanctum *Hernandez*, Lignum benedictum, L. gallicum; Franzosenholz, Pockenholz und Heiligholz. Ausführlicher kann man darüber nachlesen des *Cavenarii* Commentat. de ligno sancto, und des *Ferrus* Buch de Medicina multiplici Ligni sancti. Mehrerer davon geschriebener Abhandlungen nicht einmal zu gedenken.

Dieser Baum gelangt in seinem Vaterlande zu der Höhe eines Wallnußbaums. Seine Rinde ist glatt, etwas harzigt glänzend, dicht, aus kleinen über einander gelegten Blättchen zusammengesetzt, und schließt sich, so lange der Baum noch grün ist, so fest an das Holz desselben an, daß sie ohne große Mühe sich nicht davon trennen läßt. Ihre Farbe ist äußerlich vermischt aschgrau, grünlich und schwärzlich, inwendig aber blaß und weiß. Das Holz ist sehr hart, dicht, und so schwer, daß es eben so wie Ebenholz im Wasser zu Boden sinkt. Von Farbe ist es unter der Rinde blaßgeblich, je mehr es sich aber dem Kerne nähert, je bräunlicher und schwarzgrünlicher wird es. Der Geschmack von der Rinde und dem Holze ist scharf, bitter, gewürzhaft, und dabey etwas ekelhaft. Beyde besitzen viele brennbare Theile, und riechen, wenn sie angezündet werden, durchdringend stark, aber eben nicht unangenehm.

Aus diesem Baume fließt, wenn die Rinde entweder von selbst aufreißt, oder durch Einschnitte geöffnet wird, ein scharfer harzigter Saft, der in der freyen Luft bald gerinnt und brüchig wird. Dieser harzigte Saft ist bräunlich, röthlich und grünlich, inwendig aber weiß, dabey klar und durchsichtig, und wird unter dem Namen Gummi guajacum gesammelt und aufbewahrt. In Ansehung des Geruchs und Geschmacks, weicht diese Gummi-Resine von dem Holze und der Rinde eben nicht sehr merklich ab.

Von diesem Guajacbaume wird das Holz am mehrsten, die Rinde und das Gummi aber, ob sie gleich nach der Erfahrung in den Kräften mit erstern sehr übereinstimmend sind, und ich dem Gummi noch den Vorzug geben würde, seltener gebraucht. Es werden von diesem Holze große Stämme, von einem bis sechs Centner schwer, nach Europa transportirt, und wegen seiner Dauer und ungemeinen Festigkeit, von den Tisch- und Drechslern zu allerhand Arbeiten angewendet. In den Apotheken findet man selbiges oft schon geraspelt, unter dem Namen Rasura ligni guajaci vorräthig, und diese höchst beschwerliche Arbeit, das Raspeln dieses Holzes, macht in vielen Zuchthäusern einen Theil der Hauptbeschäfftigung aus.

Man hat es zwar mehr als einmal versucht, diesen in allem Betrachte nutzbaren Baum auch in Europa fort-

zupflanzer aber bald wahrgenommen, daß alsdenn weder das Holz desselben so kräftig ist, noch ein Gummi daraus hervorkommt.

Die medicinischen Kräfte dieses Baums, wurden den Europäern etwa um das Jahr 1517 von einem Amerikaner bekannt gemacht. Selbiger curirte mit dem aus diesem Holze mit Wasser bereiteten Decocte, einen an der Liebesseuche schwer darnieder liegenden Spanier. – Und dieser breitete darauf die an ihm glücklich vollzogene Cur, nach seiner Rückkehr, bald in seinem Vaterlande weiter aus. Nach der gewöhnlichsten Methode, bediente man sich zu diesem Decocte hauptsächlich des Holzes. Hiervon wurde eine gewisse Quantität, z. E. zwölf Unzen oder 24 Loth, in vier Quartier Wasser einen Tag lang eingeweicht, darauf langsam abgekocht, bis die Hälfte überblieb, alsdenn wenn es erkaltet, filtrirt oder abgeklärt, in wohlzugestopften Gefäßen aufbewahrt, und dem Kranken, wenn er vorher purgirt, oder nach Beschaffenheit einen Aderlaß vorgenommen, davon täglich zwey Weingläser voll zu nehmen verordnet. Diese erste Abkochung wurde das **starke Decoct** genannt, und selbiges erweckte einen starken Schweiß. Man goß demnächst auf dieses Holz nochmals acht Quartier Wasser, ließ es damit von neuem aufkochen, und klärte es ab, und dieses **schwache Decoct**, wurde alsdenn dem Kranken zum gewöhnlichen Getränke gereicht.

Nach den übereinstimmenden Beobachtungen und Erfahrungen aller Aerzte, die entweder das Holz, die Rinde, oder das Gummi dieses Baums, jemals bey ihren Kranken angewandt haben, besitzt selbiger eine incidirende, zertheilende und auflösende Kraft, wodurch er die in den Säften unsers Körpers vorhandenen scharfen, zähen, stockenden Unreinigkeiten angreift, auflöst, wieder in Bewegung setzt, und alsdenn theils durch einen gelinden Schweiß, theils durch den Urin, oder auch wohl durch einen erregten Speichelfluß ausführt.

Anfänglich, ehe man noch an dem Quecksilber ein specifisches Mittel wider die Liebesseuche entdeckte, bediente man sich, wie ich schon oben kürzlich angeführt habe, dieses Holztranks mit größtem Nutzen, in allen Arten dieser Krankheit. – Und es versichert Nicol. Poll in seinem Buche de curatione morbi gallici per lignum guajacum, daß, da zu einer Zeit über dreytausend Menschen an der Liebesseuche so schwer darnieder lagen, daß man gänzlich an ihrem Aufkommen zweifelte, kein anderes Medicament sich so wirksam erwiesen, als eben dieser Holztrank, und daß alle diese Kranken dadurch wieder zu ihrer Gesundheit gelangt wären. In eben dieser Art von Krankheiten gebrauchte dasselbe außer vielen andern Aerzten, auch der berühmte französische Arzt Astrüc mit Nutzen (s. dessen Buch de morbo venereo). Nach genauerer Untersuchung entdeckte man aber, daß dieses Mittel sich vorzüglich in der Art von vene-

venerischen Krankheiten am heilsamsten erwiese, die mit einem scorbutischen, scrophulösen Zustande verbunden wäre. Besonders zeigen sich diese Tränke auch in dem Falle, wenn das zu Heilung der Liebesseuche angewandte Queckfilber, durch einen zu häufigen Gebrauch, oder durch ein unregelmäßiges Verhalten, im Körper zurückgeblieben ist, und die Gicht oder andere Beschwerden verursacht, mit Milch oder Molke genossen, ganz vortrefflich wirksam.

Auch selbst der große Boerhave erwähnt unter andern in der Vorrede zu Louisini verbesserten Ausgabe, daß dieser Holztrank in den schlimmesten Zufällen der Liebesseuche, dergleichen die Knoten, Geschwüre und der Beinfraß sind, sich sehr wirksam bezeige.

Die Aerzte fiengen bald darauf an, die Wirkung dieses Mittels auch in andern Arten von Uebeln zu versuchen, und da entdeckten sie, daß selbiges wegen seiner eingreifenden, zertheilenden und Blut reinigenden Kraft, alle die Krankheiten hebe, welche aus zähen, scharfen, stockenden Säften ihren Ursprung zu nehmen pflegen. Namentlich leistete es die vortrefflichsten und auffallendsten Dienste in allen Arten von gichtischen Beschwerden, als dem Rheumatismus, Chiragra, Hüftweh, Podagra, in krätzigten Ausschlägen des Kopfs und der Haut, und in dem Scorbut. Ferner fand man an selbigem, wenn es mit Süßholz abgekocht wird, ein bewährtes Mittel wider die aufgeschwollenen Drüsen der Kinder, (S. Büchlers Dissertat. de glandulis puerorum tumefactis,) wider die eingewurzelten Verstopfungen der Leber, Milz, des Gekröses, und der aus diesen Quellen oft herrührenden Gelb- und Hautwassersucht: wider welches leztere Uebel selbiges unter andern auch der berühmte Heister gebrauchte. Marcellus Donatus führt sogar einige Fälle an, daß diese Arzeney in der Schwindsucht, die schon tief eingewurzelt war, die vortrefflichste Wirkung geleistet habe. (S. dessen Buch, de Medicina historiæ memorabiles. L. III. Cap. X.). Und beym Philip Ingrassias, und andern mehr, findet man ebenfalls einige hiermit übereinstimmende Beobachtungen aufgezeichnet. Jedoch würde ich es hauptsächlich in der eben nicht selten vorkommenden Gattung von Schwindsucht, die von einer in den Lungen sich festgesetzten Catarrhalmaterie ihren Ursprung genommen, und bey den Aerzten unter dem Namen Phthisis catarrhalis bekannt genug ist, alsdenn, wenn noch kein beständiges Fieber vorhanden, am liebsten gebrauchen und empfehlen. Auch zeigt es sich beym Dumpfen wirksam. Nicht weniger machten Monavius und andere die Entdeckung, daß dieses Mittel im Zittern der Glieder, in der Lähmung, besonders der Zunge, und in allen Arten von Nervenzufällen, die von einer auf das Nervensystem sich geworfenen zähen, scharfen Ma-

Materie herrühren, und diese Theile lähmen, ja sogar, wie man beym Hoffmann liest (S. dessen Medic. Systemat. Tom. IV. p. 3. p. 21.), in der Epilepsie (wenn sie nemlich aus eben gedachtem Grunde entsteht,) mit großem Nutzen angewendet sey. Endlich ist dieses Medicament auch in veralteten, hartnäckigen bösartigen Geschwüren des Körpers sehr wirksam, befördert deren Abtrocknen, und bringt sie zur Heilung. Und Schreiber bediente sich daher desselben wider den Krebs. (S. dessen Anweisung zur Cur und Erkenntniß der vornehmsten Krankheiten, S. 68.). In der Vieharzeneykunst kann man selbiges mit reellem Nutzen bey einer verstopften Druse gebrauchen. Andere minder beträchtliche Uebel, denen man dieses Arzeneymittel entgegen gesetzt hat, z. E. den fluorem album, die Erschlaffung des Zapfens im Halse, die Halsentzündung, die Mutter- und Milzbeschwerden, übergehe ich, weil man darwider einestheils andere wirksame Arzeneyen hat, anderntheils aber die oben angeführten Krankheiten völlig zureichen, selbigem einen ansehnlichen Rang unter den bekannten Arzeneymitteln einzuräumen.

So große und vortreffliche Dienste man aber auch von den Mitteln aus dem Guajacbaume erwarten kann, so darf ich doch aber auch einige bey deren Gebrauche zu beobachtende Vorschriften nicht aus der Acht lassen. Aus langwieriger Erfahrung weiß man, daß diese Arzeney phlegmatischen, mit vielem zähen Schleime angefüllten Körpern, am besten bekommt; hingegen trockenen, magern, ausgezehrten Personen, zumal wenn sie ein cholerisches oder sanguinisches Temperament haben, nicht so vortheilhaft ist; worauf man denn also bey deren Verordnung billig zu sehen hat. Zweytens muß man sich bey deren Gebrauche besonders für Verkältungen hüten, sonst läuft man Gefahr, daß die losgemachte zähe, scharfe Materie, die hauptsächlich durch einen abzuwartenden gelinden Schweiß aus dem Körper geschafft werden sollte, in den Gefäßen der Haut stehen bleibt, und allerhand Arten von Ausschlägen und Geschwüren, ja die Gelbsucht und den Staar, wie Heinrich ab Heers beobachtet hat, und andere Uebel veranlaßt. In warmen Ländern, wo man diese Inconvenienz wenig oder gar nicht zu befürchten hat, pflegt sich daher dieses Medicament wirksamer, als in den kältern Gegenden, wo ohnedem die Ausdünstung schwächer ist, zu bezeigen. Drittens rathe ich an, sich dabey eines dünnen Getränks häufig zu bedienen, damit die zähen Säfte dadurch um so mehr verdünnt, und zum Ausführen desto geschickter gemacht werden. Viertens ist es erforderlich, daß man im Essen sich überhaupt mäßig verhalte, und besonders keine harte, stark gesalzene, oder wohl gar eingepöckelte, blähende, zähe Speisen genieße. Endlich muß ich noch zu Erhaltung des guten Rufs dieser Arzeney, alle meine Leser

recht sehr bitten, daß sie sich selbiger nicht auf ein bloßes Gerathewohl, ohne Direction eines Arztes, in allen ihnen zustoßenden Uebeln, die einige Aehnlichkeit mit den oben angegebenen haben, gebrauchen, sonst möchte selbige das Schicksal treffen, das so viele andere vortreffliche Medicamente, zur Unzeit gebraucht, von jeher gehabt haben, daß man sie nicht allein für unnütz erklärt, sondern sie wohl gar für gefährlich ausschreyet. Wer erinnert sich hierbey nicht gleich an die Schicksale, die die **peruvianische Fieberrinde**, das **Spießglas**, und viele andere wirksame Arzeneyen mehr, betroffen haben, und die nach viel tausend guten Erfahrungen, dennoch von einigen aus einem einmal gefaßten widrigen Vorurtheile, für höchst verdächtig gehalten werden! Was etwa weiter bey dem Gebrauche dieser Arzeney zu beobachten seyn möchte, und wie selbige klüglich in diesem oder jenem Falle mit andern Heilmitteln zu verbinden sey, kann ich hier unmöglich speciell bestimmen, sondern muß es der Einsicht und Beurtheilung eines jeden Arztes überlassen.

In dem oben angeführten Aufsatze des Herrn G. J. zu Göttingen, wird angezeigt, daß man das gepülverte Guajac-Gummi zu zwey Unzen, in drey Pinten (Quartier) *Taffia* bey mäßiger Wärme auflösen, filtriren oder abklären, und von dieser Tinctur alle Morgen nüchtern den mit dem **Podagra**, **Hüftweh** und andern **gichtischen Beschwerden** behafteten Kranken, einen Eßlöffel voll trinken lasse. Hier werden nun freylich diejenigen Leser, welche ein größer Vertrauen zu dieser geistigen Tinctur, als zu dem aus Guajacholze mit Wasser bereiteten Decocte haben, wegen Herbeyschaffung der *Taffia* verlegen seyn. Eine unbestimmte Summe dafür nach Frankreich an unbekannte Personen zu schicken, ist nicht Jedermanns Sache. – Und vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich behaupte, daß die Mehresten lieber ihr Uebel und Geld zugleich behalten wollen, als daß sie letzteres ohne hinlängliche Sicherheit aus den Händen geben sollten. Aber auch dieser anscheinenden Schwierigkeit hoffe ich durch eine Anzeige und nähere Bekanntmachung dieses geistigen Getränks, abzuhelfen. Die *Taffia* ist ein aus Zuckerrohr bereiteter Branntewein, der sich auch in unserm Lande längst, wiewohl nur unter einem andern Namen, das Bürgerrecht erworben hat. Sie ist nichts anders, als der bekannte *Rum*. Vielleicht kommt dieses einigen unwahrscheinlich vor, da man hier nie den *Rum* mit der amerikanischen Benennung *Taffia* belegen hört. Ich sage hier aber gar nichts neues, und könnte meine Anzeige aus vielen Schriften erweisen, wenn ich nicht glaubte, daß deren zwo bereits völlig hinreichend wären, diese Synonymie außer allem Zweifel zu setzen. Man sehe des *Ludovici* Kaufmannslexicon, 5 Th. S. 471. nur nach. Daselbst heißt es: „*Taffia* „nennen die Schwarzen auf den Antillischen

„tillischen Inseln den aus Zucker„schaum und schwarzem Syrup ge„machten Branntewein, den die Fran„zosen Guildine oder Guildive, und „die Engelländer und Holländer Rum „oder Drum nennen. Dieser Brann„tewein ist eins von denjenigen Ge„tränken, die sowohl auf den Antilli„schen Inseln, als auf dem festen „Lande von Amerika, von den Wil„den, Negers, auch von Pflanzern „und Handwerksleuten am meisten „getrunken wird. Er geht auch stark „nach dem spanischen Amerika, sowohl „in dem südlichen als nördlichen Ame„rika, wo man zwischen demselben „und dem aus Wein gemachten Brann„tewein, keinen Unterscheid macht, „wenn er nur in englischen, wohlge„machten, und mit einem Eisendrathe „zugebundenen gläsernen Flaschen, „oder auch in holländischen Flaschen„futtern, von zehn oder zwölf Flaschen, „dahin gebracht wird, wie denn auch „die Engelländer solchen stark trinken.„

In dem Dictionnaire universel de Commerce, d'Histoire naturelle & des Arts & Metiers de Savary. Tom. IV. S. 880. liest man unter dem Artikel **Taffia**, eine mit der vorhergehenden fast wörtlich übereinstimmende Beschreibung. Die eigenen Worte des Verfassers sind folgende: „*Taffia* Eau „de vie de Cannes de Sucre. Cette „eau de vie est une de boissons des plus „en usage dans les Isles & le Conti„nent de l'Amerique. Aux Isles les Sau„vages, les Negres, les petits habitans, „& les gens de Metier, n'en cherchent „pas d'autres, il suffit pour eux qu'elle „soit forte, violente & a bon marché, „& il ne se mettent pas en peine „qu'elle soit rude & desagréable. On „en porte quantité aux Espagnols de la „Côte de Caraque, de Cartagéne, des „Honduras & des grandes Isles, ou l'on„ne met guere de difference entr'el„les & l'eau de vie de vin, pourvû „qu'elle soit pour ainsi dire marquée, „& qu'elle soit dans des bouteilles de „verre d'Angleterre, bien bouchées „& liées avec un fil d'archal, ou dans „des Cannevettes de Hollande de dix „ou douze Flacons. Les Anglois en „consument aussi beaucoup, & ne „sont guére plus délicats que les „Espagnols. Voyés *Guildive* & *Rum*.„ Schlägt man nach der Anweisung, die Artikel **Guildive** und **Rum** nach, so findet man ganz deutlich, daß selbige mit der **Taffia** ein und eben dasselbe Getränke sind.

Ob es aber, wie Herr **Emerigon** in seinen Briefen glaubt, zur Auflösung dieses Gummi einmal schlechterdings nöthig sey, die **Taffia** oder den Rum zu gebrauchen, daran zweifle ich aus guten Gründen recht sehr; denn es kann die geringe reinigende, und auflösende Kraft, welche dieses geistige Getränk etwa von dem Zucker noch beybehalten haben möchte, gar nicht in Anschlag kommen. Unser **rectificirter Weingeist** leistet gewiß einen eben so großen Nutzen, und der Karaibe würde, wenn er diesen statt seiner ihm allein bekannten **Taffia**, gekauft hätte, ihn ohne Bedenken eben so gut angewandt habē.

Northeim. D. Jo. Ph. Küling, Stadt-Physicus.

Ursprung des Schleyers.

Ungefähr dreyßig Stadien (ein Paar Stunden Weges) von Sparta, steht eine Säule der Modestia, welche Ikarius bey folgender Veranlassung daselbst aufgerichtet haben soll.

Ikarius, als er seine Tochter an den Ulysses vermählt hatte, suchte seinen neuen Schwiegersohn zu bewegen, daß er beständig zu Sparta bleiben und wohnen möchte; aber alle sein Bitten war vergeblich. Als er sah, daß er nichts ausrichtete, wandte er sich an seine Tochter, und bat sie inständig ihren Vater nicht zu verlassen. Als endlich die Stunde der Abreise nach Ithaka da war, verdoppelte er seine Bitten: sie reiseten dennoch ab, und Ikarius begleitete sie eine ziemliche Strecke. Ulyß, welchem zuletzt über des Vaters ungestümen Anhalten die Geduld vergieng, sagte seiner jungen Gemahlinn: Er wolle ihr die Entscheidung überlassen; sie solle, zwischen ihrem Vater und ihrem Manne freye Wahl haben: es solle nun auf ihren freyen Willen ankommen, ob sie jetzt mit ihm nach Ithaka ziehen, oder mit ihrem Vater zurück nach Sparta kehren wolle? Die schöne Penelope, erzählt man, wurde bey diesen Worten roth; und, statt aller Antwort, warf sie einen Schleyer über. Ikarius, der diese Antwort ganz vollkommen verstand, gab ihr nun die gewünschte Erlaubniß, mit ihrem Manne zu reisen. Indessen war er von der allerliebsten Verlegenheit, worin er seine Tochter bey dieser Frage gesehen hatte, so gerührt worden, daß er auf derselben Stelle, wo Penelope den Schleyer über ihre erröthenden Wangen geworfen hatte, zum ewigen Andenken eine Statue der weiblichen Sittsamkeit (Modestie) errichten ließ, damit, nach ihrem Exempel, das ganze weibliche Geschlecht Schleyer trüge.

So erzählt Pausanias. In jenen alten Zeiten mag dergleichen bey dem Frauenzimmer Mode gewesen seyn; heut zu Tage bey der feinern Welt, längst nicht mehr! Eine Prinzeßinn, wie ihr sprecht, die da spann und wirkete, wie ein Bauerweib, die mag in solchem Fall, den Schleyer überzuwerfen, nöthig gefunden haben; eine jetzige Dame würde doch wahrhaftig eine lächerliche Figur machen, wenn sie in dergleichen Fällen roth werden wollte. Nein. Entweder ist es bey ähnlichen Vorfallenheiten längst nicht mehr Sitte, zu erröthen; oder, im Fall uns ein Chapeau wirklich etwas sagt, wobey wir nicht wissen, wo wir hinsehen sollen; so haben wir den Fächer.

C.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Freytag, den 6ten Februar 1778.

Etwas in Sachen des Buchstaben C. Nebst unmaßgeblichem Vorschlag, und unterthäniger Bitte, an ein ehrsames deutsches Publicum (alias Publikum.).

Dem obgedachten Buchstaben ist die unverdiente Ehre wiederfahren, daß in gegenwärtigen seinen bedenklichen Umständen, ein unbekannter Gönner sich desselben großmüthig angenommen hat, und unlängst in diesen Blättern als sein Vertheidiger aufgetreten ist a). Er bezeuget nemlich sein lautes Mißfallen über die heut zu Tage in unserm lieben Vaterlande gewaltig einreißende, neueste Mode der Orthographie, nach welcher man nicht mehr Concert, Collegium, Construction, schicken, u. s. f. schreibt; sondern Konzert, Kollegium, Konstrukzion, schikken: kurz, nach welcher es nicht undeutlich darauf abgesehen zu seyn scheinet, diesen unschuldigen Buchstaben gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen. Er untersucht sodann sorgfältig die angeblichen Gründe für solches Verfahren: setzt ihnen andere, und zwar nicht wenige, zur Vertheidigung desselben entgegen; und macht denn, weil letztere das Uebergewicht hätten, den Schluß, daß derselbe beyzubehalten sey. Nun wird zwar mehrgedachter Buchstab die gütige Bemühung dieses edelmüthigen Fürsprechers nicht anders als mit dem wärmsten Dank erkennen, den er auch hiemit öffentlich bezeugt; im übrigen aber wird Herr Cäcilius Cacadu ihm nicht verübeln, wenn er behaupten zu können glaubt, daß außer den, dort vorgetragenen Gründen, die er auf ihrem Werth beruhen läßt, auch sein einmal erhaltenes deutsches Bürgerrecht, noch zur Zeit so fest stehe, daß ihm auch gar nicht einmal der Gedanke kommen könne, es jemals zu verlieren. Und selbst jene seine Feinde, wenn man sie so nennen will, die ihn dadurch zu verdrängen denken, daß sie bald K, bald Z, an seine Stelle setzen, können, seiner Meynung nach, kaum ein Paar Zeilen schreiben, ohne ihn.

a) Rettung des deutschen Buchstaben C. von Cäcilius Cacadu, Hannov. Magazin 1777. März 24. St. 24. S. 371 - 382.

Was man da sagt, wird man zu behaupten wissen. Das Bürgerrecht dieses Buchstaben gründet sich auf seiner Herkunft. Da diese nun so ziemlich alt ist; so muß man den Leser zuvor um gute Geduld bitten, eine kleine Lustreise durch eine lange Reihe, zum Theil sehr finsterer Jahrhunderte mit uns zu wagen.

Es war einst eine Zeit, wo gedachter Buchstab beständig ohne alle Ausnahme wie k gesprochen wurde. Denn er ist, wie jedermann wissen wird, kein Deutscher von Geburt, sondern ein Römer. Ehe Christen in der Welt waren, und ehe man Deutsche auch nur kannte, ist er vorhanden gewesen; ist geschrieben, ist gesprochen worden, und zwar allemal als k: eine Zeit von tausend und mehr Jahren hindurch in der ganzen Welt wie k gesprochen worden. Dico, dicis, dicit sprachen die Römer diko, dikis, dikit aus; und nicht wie wir jetzt dizis, dizit b). Hundert hieß Kentum; und nicht Zentum, oder Tschentum, oder Ssentům, oder Ssentom: ein Bürger hieß Kiwis; und nicht Zifis, Tschiwis, Ssiwis, Sseiwis, und wie die Verdrehungen der Aussprache alle heißen, die wir von den nördlichen Barbaren, unsern Vorfahren, geerbt haben. Cicero, wenn er jetzt vom Grabe aufstünde, und seinen werthen Namen in unsern Schulen erschallen hörte; würde lächeln und den Kopf schütteln. Ich heiße Kikero, würde er sagen, und nicht Zizero. O ignorantiam! Nominis *nostri* immortalitas scilicet! Doch es ist unbillig, zu verlangen, daß man mir dieses bloß auf mein ehrliches Gesicht glaube. Wer im geringsten daran zweifelt, überzeuge sich selbst, und gebe sich die geringe Mühe, die Sprache der alten Römer ein wenig mit den gleichzeitigen oder ältern zu vergleichen. Man nehme Namen von Personen, Ländern, Städten (Nomina propria) der griechischen, oder auch der hebräischen Sprache, und sehe zu, wie der Lateiner dieselben Namen mit seinen Buchstaben schreibt; man nehme lateinische Namen, und verfahre umgekehrt. Die schlimme Fee, die dem Ulyß so viel zu schaffen gemacht hat, hieß nicht Zirze, sondern Kirke (lateinisch geschrieben, Circe,); und der große Circus zu Rom, heißt griechisch Kirkos: der erste athenienische König hieß Kekrops, (Cecrops) der feine Spötter Luzianus, wie wir sprechen, hieß Lukianos; und der in der Geschichte glänzende Cyrus kann den Beweis aus mehr denn einer Sprache geben, daß er Kůros, Kores u. s. f. aber nicht Zůrus u. s. f. hieß. Und, gesetzt einmal das Gegentheil; warum hätten denn die Römer den griechischen Donnergott nicht, entweder Ceus oder Seus? den Stifter der stoischen Sekte Ceno oder Seno oder Tseno, geschrieben? Sie müßten es unfehlbar; wenn die jetzige Aussprache die richtige wäre.

Demzufolge wäre das lateinische c (denn

b) Allg. deutsche Bibliothek, Anhang zu dem 13 bis 24. B. Abtheil. 3. S. 1339.

(denn nur von dem *lateinischen* ist noch zur Zeit allein die Rede,) ursprünglich nichts anders gewesen, als ein gutes ehrliches deutsches K. Könnten wir doch, wird man denken, diese gute alte Mode wieder aufbringen! Unsere kleinen Enkel und Enkelinnen würden noch, mit der Fibel unter dem Arm kommen, und es uns Dank wissen, daß wir sie von der Marter befreyet, ca, ce, ci, co, cu zu buchstabiren: ka, ze, zi, ko, ku; und nicht (wie ihnen so natürlich ist, und worüber sie jetzt wohl gar Schläge bekommen,) ka, ke, ki s. f. Aber hievon hernach.

So weit wäre nun alles so ziemlich klar. So lange die Sprache der alten Römer noch lebende Sprache war, so sprach man gewiß: Käsar Augustus, Sikilien, Kilikien u. s. f. Aber wie nun weiter? Hier möchte man wünschen, daß das C sprechen könnte. Dann wollten wir es recht fragen, und es sollte uns selbst erzählen: durch welche Schicksale, durch welche unbemerkte Abstufungen von verdorbener Aussprache, es endlich, einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten hindurch, dazu gekommen, daß es in unsern Tagen so verkehrt und so verschiedentlich ausgesprochen wird. Es würde uns vielleicht die ersten Anfänger dieser Abweichungen, die verborgenen Urheber dieser Verdrehungen, zu nennen wissen: es würde uns erzählen, wie eine Menge verschiedener Ursachen, nach und nach, unvermerkt, so zusammengewirkt hätten, daß endlich dieser Erfolg, dieser und kein anderer, daraus entstehen müssen. Es würde vielleicht zu unserm Troste uns das Exempel mancher andern Buchstaben eben derselben Sprache anführen, die ein gleiches Schicksal erlitten: auch wohl das Exempel andrer alten Sprachen, denen es in diesem Stück noch ärger ergangen. Statt alles dessen müssen wir uns mit Rathen und Vermuthen begnügen. Die lateinische Sprache hörte auf, eine lebendige Sprache zu seyn, ungefähr im siebenden, oder gewisser im achten, Jahrhundert nach Christo: d. h um die genannte Zeit sprach der gemeine Mann, in Italien und selbst in Rom, schon nicht mehr Latein. Die nördlichen Barbaren, die damals diesen schönsten Theil Europens überschwemmt hatten, Völker von ganz wildfremden Zungen, verdrängten jene Sprache. Heruler, Gothen, Longobarden, und wie sie weiter hießen, sonderlich diese letzten, nachdem sie ihr Zelt hier aufgeschlagen; Jahrhunderte hindurch Italien beherrscht hatten; zum Theil auch christlich geworden waren; sich mit den alten Bewohnern tief verflochten hatten, mußten natürlicherweise endlich ein Gemisch der alten lateinischen, mit ihrer vaterländischen Sprache hervorbringen, welches nunmehr als Landessprache Italiens, an die Stelle der alten lateinischen trat; und wovon die Spuren noch in dem heutigen Italienischen übrig sind. Nicht anders ergieng es ohne Zweifel bey den nachfolgenden Einfällen und Niederlassungen

der **Franken**, und andrer mitternächtlichen Ausländer in Italien. Mittlerweile war bey allen diesen Veränderungen die alte lateinische Sprache keinesweges zu Grunde gegangen. Es ist wahr, sie hörte auf, Muttersprache, Landessprache, Sprache des gemeinen Mannes zu seyn, und in sofern war sie freylich *ausgestorben*; aber gesprochen wurde sie doch noch, und zwar von vielen Tausenden, und das viele Jahrhunderte hindurch. Sie erhielt sich durch das Christenthum; durch die lateinische Bibelübersetzung; durch die kluge Politik der Päbste, nach welcher der Gottesdienst in der ganzen abendländischen Kirche in **lateinischer Sprache** gehalten werden mußte; sie erhielt sich weiterhin, zumal in Deutschland, durch Karls des Großen Verdienste, in den Klöstern, bey Mönchen, bey Scholastikern, bey den Gelehrten: kurz, sie erhielt sich, **als Sprache der Kirche, der Schulen, und der Gelehrsamkeit**, noch beständig, wohl sieben bis acht hundert Jahr, in der ganzen abendländischen Kirche, d. i. beynahe in ganz Europa; bis zu jener herrlichen Morgenröthe der wieder erweckten Wissenschaften, die vor der Reformation Lutheri hergieng. Und in sofern kann man sagen, daß sie immer noch eine **lebende** Sprache blieb.

Nun, in diesem langen und finstern Zeitraum, vom achten ungefähr bis zum dreyzehnten Jahrhundert, scheint beydes: **Verfälschung der alten ächten Aussprache des Lateins, und Grundlage und erste Bildung der jetzigen europäischen Sprachen**, geschehen zu seyn; und zwar beydes zugleich stuffenweise, und beydes mit immerwährendem wechselseitigen Einfluß in einander. Die Geistlichen, die Mönche, die Scholastiker, die Gelehrten, meyne ich, sprachen (so weit sich durch den Nebel dieser dunkeln Zeiten hindurchschauen läßt,) zwar immer noch Latein; aber je länger je mehr verlor sich die alte ächte Aussprache, und trat an deren Stelle eine verfälschte neuere. Die jetztlebenden Europäischen Sprachen hingegen, fiengen je länger je mehr an, sich zu bilden, indem man eben jene alte Sprache zum Grunde legte; wenigstens in sofern, daß man die **Buchstaben** aus dieser nahm, um jene **schriftlich** auszudrücken. Man fieng an, italiänisch, französisch, spanisch, deutsch, englisch u. s. f. mit **lateinischen Buchstaben zu schreiben**.

Hier in dieser Gegend; oder man müßte sich sehr irren, muß irgendwo die Quelle seyn. – Wie kam es nun, daß man ce, ci (lateinisch vorerst) nicht mehr, wie sich gebührte; ke, ki; sondern – kurz, falsch aussprach? Weil es hier doch einmal aufs Rathen ankommt; so sind hier zwey oder drey Hypothesen, worunter der geliebte Leser wählen mag.

Entweder war es die Schuld der Lehrer. Vielleicht war es ein bloßer Aufsatz der Grammatiker, daß man *einige* Consonanten, wenn sie vor e und i stünden, (denn bald werden

den wir sehen, daß es nicht dem c allein so ergangen,) zischend aussprechen müsse: Vielleicht war es bloße Affectation, vielleicht vermeynte Zierlichkeit. Es ist nun freylich bey grammatischen und etymologischen Schwierigkeiten, immer das leichteste Mittel, sich aus dem Spiel zu ziehen, wenn man sagt: das ist ein Aufsatz der Grammatiker: Eine Angabe, die denkende Köpfe nicht immer befriedigen, noch allemal Stich halten wird. Hier in diesem Fall indessen möchte es sich schon hören lassen, wenn man so spräche. Denn, diese Lehrer der lateinischen Sprache, wer waren sie? Klosterleute, Mönche, größtentheils Dummköpfe; allemal wenigstens solche, die diese Sprache, zusammt derselben Pronunciation, lediglich aus Ueberlieferung hatten; daneben aber übrigens höchst unwissend, nachläßig, und gewiß ohne alle Kritik, waren. Unter solchen Lehrern wird ohne Zweifel weiterhin leicht irgend ein grammatischer Dictator aufgestanden seyn, dessen Machtsprüche als reine Wahrheit; ein Närrchen auch wohl, dessen seltsame Einfälle, als Evanzelia angenommen, geglaubt, und in der Folge fortgepflanzt wurden. In den Klöstern war es, wo man Latein lernte.

Oder zweytens, war es die Schuld der Schüler. Wer waren denn diese ersten Schüler? Barbaren, wie die Römer sie zu nennen beliebten, lauter Barbaren. Völker, deren Ohr ganz unrömisch! deren Zunge und Sprachwerkzeuge ganz unlateinisch waren! Nationen, die in ihren allerseitigen Muttersprachen gewiß Töne hatten, die die lateinische Sprache zum Theil gar nicht kannte, (dieses ließe sich wohl scharf beweisen); und denen hinwiederum manche Buchstaben und Sylben dieser ältern Sprache, die sie nun lernen sollten, ganz unerhört, ganz unerreichbar für ihren Mund, vorkommen mochten! Gesetzt, daß ein Theil dieser Lehrlinge seine Zunge mit aller Macht nicht hat gewöhnen können: ce, ci auszusprechen ke, ki; gesetzt, (denn wir wissen es nicht,) daß ein Theil in seiner Muttersprache diese Töne gar nicht einmal gehabt habe. Was war da natürlicher, als daß sie sie falsch aussprachen? Hier scheinen nun alle, oder doch der größte Theil, darauf verfallen zu seyn, diese ihnen unerreichbare Sylbe zischend auszusprechen; vielleicht durch eine natürliche Organisation ihrer Sprachwerkzeuge. Diese Behauptung läßt sich zwar nicht gerade zu beweisen; aber sie läßt sich als höchst wahrscheinlich darthun, indem man aus der dermaligen Pronunciation der neueren europäischen Sprachen (jetzt nachdem sie sich ausgebildet haben,) zurückschließt auf ihren ursprünglichen Zustand. Das verzweifelte lateinische ce, ci sprach die eine Nation sse, ssi; die andere tse, tsi (d. i. ze, zi) die dritte gar tsche, tschi; dsche, dschi; sche, schi u. s. f. aus c); alle ohne Zweifel unrichtig; aber doch alle zischend.

c) Solches erhellt aus der jetzigen Pronunciation der vornehmsten europäischen Sprachen.

schend. Das ist sonderbar! Dieses zu erklären, wird man nothwendig eins von beyden annehmen müssen: Entweder man muß sagen, so viele verschiedene Nationen hätten sich, da sie irreten, gleichsam mit einander verabredet, auf eine und eben dieselbe Weise zu irren. – Oder man wird annehmen müssen, daß in der Natur der Sprachorgane dieser ungesitteten Völker selbst (sie waren doch alle von deutscher, oder wenigstens nördlicher Herkunft) irgend ein Grund gelegen habe, warum sie alle so **einstimmig** irrten; alle **zischeten**. Ersteres streitet mit Natur und Erfahrung; also bleibt das letztere, als das wahrscheinlichere.

Oder drittens, die Schuld lag an beyden zugleich, an den Lehrern sowohl als an den Lernenden, durch Affectation einer **geschwinden, leichten, und nachläßigen Aussprache** des Lateins. An den Lehrern; indem sie sich von dem Strom des größten Haufens endlich hinreißen ließen. Und freylich, weil sie ja selbst von Herkunft auch **Gothen**, oder **Longobarden**, oder **Hunnen, Vandalen, Franken, Angeln** u. s. f. waren: weil sie selbst ebenfalls mit der Muttermilch ganz andere Töne eingesogen; selbst auch durch ihre Muttersprache den Mund längst zu römischen Sylben verdorben hatten. – An den Lehrlingen? Denn diese wollten ja nun wohl das gelernte Latein recht geläufig, recht fertig, recht geschwind aussprechen. Vielleicht affectirten sie; vielleicht suchten sie eine Ehre darin, es geschwind zu sprechen. Nun versuche, wer da will, irgend eine **todte** Sprache geschwind zu sprechen; und sehe dann, was für Verdrehung, was für eine unleidliche Aussprache daraus erwächst! Ganz anders ist der Fall mit einer **lebenden** Sprache. – Vielleicht hatte das Uebel zuerst seinen Ursprung bey denjenigen Worten der lateinischen Sprache, die auf cius, ceus, cea, ceos u. s. f. sich endigen; (deren doch viele sind,) man dehnte es aber vielleicht darnach auf alles ce und ci **vor** einem gleichfolgenden Vocal; endlich wohl, auf alles ce und ci ohne Unterschied, aus. Es entstand vielleicht zuerst in den Kirchen, und in den höhern Schulen, wo man diese Sprache als heilige und als gelehrte Sprache redete; von hier aus, kam es in die niedern Schulen, in den ersten Unterricht, in die Elementarbücher. Und, nachdem erst einmal diese Verfälschung durchgängig eingeführt war; sollte es da nicht irgendwo in den folgenden Zeiten einen oder den andern Dummkopf von Grammatiker gegeben haben, der uns nun eine **Regel**, ein Sprachgesetz, eine Zierlichkeit vielleicht gar daraus machte? Geschichte und Erfahrung beynahe aller Sprachen, bestätigen es. Wie manche grammaticalische

chen. Cicero, diese sechs lateinischen Buchstaben, so wie sie da stehen, spricht der Italiäner Tschitschero aus; der Deutsche Zizero, der Franzose Sissero, der Engländer Sseissero u. s. f. Wer hat Recht? Doch wohl nicht alle? Jeder auf seine Art, wie des Herrn Bürgermeisters von Bremenfeld seine Partheyen?

ticalische Regel ist ursprünglich aus wahren Sprachfehlern entstanden? Aber aus Sprachfehlern, die der allgemeine Gebrauch einer noch **lebenden** Sprache autorisirte! Und so sind sie nicht mehr Fehler, sondern recht. Es ist da ein großer Unterschied unter einer lebenden, und unter einer todten Sprache.

Zur Erläuterung mag noch folgendes dienen. **Einmal**, waren diese sogenannten Barbaren, größtentheils gleiches Ursprungs, gleicher Herkunft, gleicher Sitten und Sprache: alle aus **Deutschland** nemlich, unsere ältesten Vorfahren; aus dem nördlichen Europa gewiß. Nun wird es desto begreiflicher, wie sie, da sie einmal in der Aussprache des Lateins irreten, so sehr **einstimmig** irren konnten; nicht anders als hätten sie sich mit einander abgeredet. Sie **zischeten** alle, (und ohne Zweifel deswegen, weil ihre Muttersprache viele zischende Mitlauter hatte, die bekanntlich in der Sprache der alten Römer gar nicht vorhanden sind, z. E. unser Sch.). Aber **zweytens** auch: nicht das lateinische c allein, so oft es **vor** e und i stand; sondern noch **einige andere** Consonanten derselben Sprache, wenn sie in demselben Fall waren, traf das Schicksal, daß sie ebenfalls falsch, und wieder — **zischend** ausgesprochen wurden. Ich meyne das g, und das t. Der Beweis leuchtet abermal aus der dermaligen Pronunciation der europäischen Landessprachen hervor d). Von dem lateinischen t insbesondere, erinnern wir uns ohne Zweifel alle noch seit der Fibel her, wie sauer es uns wurde, ti, wenn unmittelbar darauf ein Vocal folgte, immer zu lesen **Zi**, und nicht **Ti**. Was lernten wir da anders, als einen wahren Fehler? als Irrthum? als verfälschte Aussprache? was anders als einen puren **Aufsatz der Grammatiker**, die beliebet hatten, ihre Irrthümer uns als Regeln aufzudringen e). Welche ungeheure Menge von Sylben: tia, tie, tii, tio, tiu hat aber die lateinische Sprache? In affectirter,

d) Ge und gi spricht der Italiäner dsche und dschi; der Engländer, bis auf wenige Ausnahmen, eben so; und der Franzose, ein wenig sanfter, wie sche, und schi, aus.

e) Die alten Römer haben *Tia, tie* s. f. gewiß, nicht **Zia, zie** s. f. sondern ordentlich durch T, ausgesprochen. Wer sich davon überzeugen will, der sehe nur solche lateinische Worte, worin tia, tie s. f. vorkommt, im Griechischen nach. Galatia, **Laertios**, **Leontium**, **Latium**, mit griechischen Buchstaben geschrieben, sprechen wir alle, wie sich gebührt, mit einem T, aus. Und hingegen, lateinisch geschrieben, dieselben Worte: **Galazia, Laerzius** s. f. Wie wunderlich! Scheint es nicht fast, als wenn wir erst späterhin (durch unsere ersten Lehrer im Griechischen, die morgenländischen Flüchtlinge im vierzehnten und folgenden Jahrhundert, vielleicht) klüger zu werden angefangen haben? Denn eben solche Sylben in griechischen Worten, sprechen wir richtig aus: als **Miltiades, Tiara**; nicht **Milziades, Ziara** s. f. Aufsätze der Grammatiker!

fectirter, geschwinder Aussprache verdrehete man wohl leicht diese, alle Minuten vorkommenden, Sylben; aber alle wieder zischend. Der Uebergang von der ächten zur falschen Aussprache in diesem Fall, scheint uns indessen noch bis auf diese Stunde, wenn wir geschwind sprechen, außerordentlich leicht und natürlich, z. E. **Christian**, und (französisch oder englisch gelesen) *Constitution*. Ein stiller Beweis unsrer alten Abstammung. Und endlich **drittens**, was das ge und gi besonders betrifft, so weiß ich nicht, ob der Ursprung nicht vielleicht anderswo zu suchen ist. Die **Araber**, das ist gewiß, thaten sich in dem zehnten und eilften Jahrhundert durch Gelehrsamkeit so sehr hervor, daß sie sogar Lehrer eines großen Theils von Europa, auch von Deutschland, wurden. Nun aber haben diese Araber in ihrem Alphabet einen Buchstaben (Giin), der zwar wirklich ihr G ist; auch da steht, wo der Hebräer ein Gimel hat: der aber übrigens **beständig** zischend gesprochen wird, gerade wie das französische G vor e und i. Wer weiß, ob nicht manche Europäer solche Aussprache von ihren arabischen Lehrern angenommen? und demnächst, wie: wohl verkehrter weise und mit Unrecht, in die lateinische Sprache hinüber getragen haben?

Nachdem nun diese verfälschte Aussprache des Lateins einmal zur Mode geworden war: nachdem der allgemeine Gebrauch der ganzen abendländischen Kirche (das heißt von ganz Europa,) sie durchgängig eingeführt, gleichsam geheiliget, hatte; **nach** dieser Zeit erst, nahm man die **Buchstaben des lateinischen Alphabets**, und versuchte, mit ihnen die Töne der Landessprachen, hie und da in Europa, auszudrücken. Man fieng an, die, damals noch ungebildeten, **Europäischen Sprachen** zu schreiben, und zwar mit **lateinischen Lettern**. Es ist wahr, dieses ist, genau zu reden, nichts anders als eine Hypothese; aber sie ist wahrscheinlich. Der Beweis würde uns zu weit abführen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Montag, den 9ten Februar 1778.

Etwas in Sachen des Buchstaben C. Nebst unmaßgeblichem Vorschlag, und unterthäniger Bitte, an ein ehrsames deutsches Publicum (alias Publikum).

(Schluß des im vorigen Stücke abgebrochenen Artikels.)

Nehmen wir denn diese Voraussetzung einmal an; sie wird uns zu manchen Erscheinungen, die jetzt am Tage liegen, den Aufschluß geben. In den damaligen Muttersprachen der Europäer, waren doch ohne Zweifel die Töne ke und ki vorhanden? in großer Menge vielleicht? Sylben, die durch jene Aussprache, aus der lateinischen Sprache gänzlich verbannt waren! Wie war es nun anzufangen, sie dennoch durch diese allgemeine Schriftsprache auszudrücken? Hier ist es eine Lust zu sehen, was für verschiedene Anschläge man gemacht hat. Der eine Theil, der vielleicht aus dem Griechischen oder Lateinischen gelernt hatte, daß, wenn man anzeigen wolle, ein Buchstab solle stärker oder rauher ausgesprochen werden, man ein h hinzufügte, hieng nun an sein c erst ein h, bevor er das e und i beyfügte: schrieb also che, chi; und las es ke, ki a). Ein andrer Theil, der ohne Zweifel mit mehrerm Recht, sich auf das eigene Exempel der Römer berief, welche schon manche Worte, bald mit c, bald mit qu, schrieben b), nahm dafür Qu; schrieb also que, qui, und sprach es aus ke, ki c). So wie denn diese im Lateinischen Hülfe gesucht hatten; so suchten sie noch andere im Griechischen. Das griechische Alphabet bot ihnen ja einen Buchstaben dar, der hier recht wie gerufen kam! Das Kappa nemlich. Einen Buchstaben, der beständig, er mochte stehen wo er wollte, auch vor e und i, so gesprochen wurde, wie das c nur vor a, o, u. s. f.

Nun hatten denn alle einen Consonanten, der beständig; nicht, wie

M das

a) So spricht man noch heut zu Tage jenseits der Alpen: Che? was? chi? wer?

b) Z. B. Loquutus, oder locutus; sequutus, oder secutus; quum, oder cum; concutio von quatio; Quirinus, griechisch Kyrenios, (Cyrenius, Uebersetzung aus Uebersetzung,) Luc. 2, v. 2.

c) So thun noch jetzt unsere Nachbaren jenseits des Rheins.

das wankelmüthige c, nur zuweilen; sondern allemal, auch vor e und i, gesprochen wurde wie k. Aber! eine neue Noth, die ihnen dieser schlimme Buchstab machte! oder besser, die sie sich selbst durch ihre wunderliche Aussprache desselben, gemacht hatten! C, wenn es unmittelbar vor e und i zu stehen kam, sprachen sie nun zwar aus, wie Ts (um uns der Kürze wegen nur auf die Deutschen einzuschränken,) aber doch nicht so, in allen übrigen, das heißt in den meisten Fällen. Ein neues Bedürfniß! Sie mußten einen Buchstaben haben, der **durchgängig**, er möchte nun stehen wo er wollte, auch vor a, o, u, und am Ende, gesprochen würde Ts. (Und daß ihre Landessprache eine recht große Menge solcher Töne hatte, wird ja einen jeden Deutschen noch jetzt sein eigner Mund lehren,). Hier giengen denn die deutschen Gelehrten abermals bey den Griechen zu Borge. Sie holten sich aus dem griechischen Alphabet einen Buchstaben, das *Zeta*; unser deutsches Z. Ich weiß es wohl, daß die reine Aussprache des nur gedachten griechischen Mitlauters **ds** ist, (gerade wie im Französischen das Z.) und nicht **ts**, oder ein deutsches z. Aber genug, sie suchten einen solchen, der ihnen wenigstens der ähnlichste schien, und fanden, nach dem Gesetz der Approximation, keinen bessern als ihn. Nun befanden sie sich weit besser dabey. Sie hatten einmal, einen Buchstaben, der **beständig** so klang, wie c nur vor e und i allein; und **zweytens** einen, der auch **beständig** so lautete, wie c sonst nur in allen übrigen Fällen. So scheint k und z, nach dem älteren (deutschen) c, in das deutsche Alphabet gekommen zu seyn.

Wenn man Worte seiner Muttersprache mit Buchstaben einer ausländischen; oder umgekehrt, ausländische Worte in dem Alphabet seiner Landessprache, ausdrücken: kurz, so oft man eine Sprache nicht mit ihren **eignen** Buchstaben schreiben soll; so ist und bleibt es allemal ein wunderlicher Handel. Das macht, jede Sprache unter der Sonne hat **einige** Töne, sollten es auch nur wenige seyn, die ihr gewissermaaßen **eigenthümlich** sind, und wozu vollkommen gleichgeltende Schreibzeichen in der andern Sprache sich nicht finden. **Jede Sprache** hat also auch in diesem Verstande, **ihr eignes Alphabet**. Wenn denn aber doch nun in einem fremden Alphabet soll geschrieben werden, wie zieht man sich aus dem Handel? oder was geschieht denn allemal? Man sucht, den ausländischen Ton, wenigstens so gut man kann, auszudrücken. Man nähert sich, so weit man kann. Wer es selbst versuchen will, der schreibe morgenländische, oder auch nur französische Worte mit deutschen Buchstaben; oder umgekehrt, deutsche Worte (z. E. dieses **deutsche** selbst,) mit französischen, mit arabischen, mit hebräischen Buchstaben u. s. f. Durch Approximation, durch Annäherung nur, wird sich es thun lassen; anders nicht. Sollte denn dieses, das allenthalben

halben unter der Sonne so geschieht, auch nach der Natur der Dinge nicht anders kommen kann, nicht auch in jener Zeit eben so der Fall gewesen seyn, von der wir reden? Zu der Zeit, da man anfieng, deutsche Worte mit lateinischen Buchstaben (d. i. mit Buchstaben einer ganz ausländischen Sprache) zu schreiben? Zu einer Zeit, da man im Grund eben dasselbe that, was wir jetzt thun, wenn wir deutsch mit arabischen; oder etwa französisch mit hebräischen Buchstaben schreiben? Das ist denn, wenn ich nicht sehr irre, der Ursprung unsers Ch, und unsers Sch. Die Clerici, unsere ersten schreibenden Geschöpfe, fanden in dieser deutschen Sprache, die sie mit lateinischen Buchstaben, ihrer allgemeinen Schrift, ausdrücken wollten, eine Menge Sylben, worin der Laut Ch vorkam: als ich, dich, Buch u. s. f. Das lateinische Alphabet kennt diesen Ton eigentlich gar nicht. Was war also natürlicher, als daß man wiederum bey den Griechen zu Borge gieng, wo gerade ein solcher Consonant ist, nemlich das Chi? Und zwar dasmal, desto leichter, nach dem Vorgang der Lateiner. Man folgte nur dem Exempel der Römer, die diesen griechischen Buchstaben Chi, deswegen durch Ch ausgedrückt hatten, weil er so viel war, als Kappa mit Adspiration, d. i. c mit einem folgenden h verbunden. Wiederum nach Approximation, und nach Analogie des Ph und Th d).

Und der Uebergang vom Ch zum Sch? – Dieser zischende Ton sch! war nun gewiß vollends ein ganz unlateinischer Laut! ein Greuel in eines Römers Ohre! Die Barbaren sprachen so: – Die lateinische Sprache kennt ihn gar nicht, diesen Ton. Die griechische eben so wenig e). Was war also zu thun? Man verfuhr nach obgedachtem Gesetz der Annäherung, d. i. man machte es, so gut man konnte. Man hatte vielleicht bemerkt, daß da, wo der eine deutsche Dialekt ein Sh hat, der andere Sk, oder Sg oder Sgh spricht, (z. E. ein Westphälisgher Sginken, und Fisk und Tisk; und, im Dänischen, verglichen mit dem Deutschen, beständig, z. E. Tilskuer.). Man schloß also hieraus, das obersächsische sch sey ein, aus s, und k oder g mit Adspiration, zu:

d) Mit gleichem Recht hätten sie Kh schreiben mögen. Besser wär es, sie hätten uns einen neuen Buchstaben erdacht. Aber nachahmen und nachfolgen, ist leichter, als erfinden.

e) Zum Beweis sehe man die Menge Namen der hebräischen Sprache, in der lateinischen und griechischen Bibelübersetzung, nach! Warum mögen wir Deutsche wohl nicht schreiben und sprechen Moscheh, Meschiah, Schmuehl, Shimschohn u. s. f.? sondern, durch Ueberlieferung solcher Nationen, deren Sprachen kein Sch haben, verdrehet und verstellet: Moses, Messias, Samuel, Simson! Daß das griechische Sigmachi unserm Sch gleich sey, ist ein ziemlich allgemeiner; aber sehr übler verführerischer Irthum. Es muß ganz Westphälisch gesprochen werden: z. E. Sghola u. s. f.

zusammengesetzter Laut. K oder g mit einem Hauch aber, schrieb man lateinisch ch; folglich ward daraus *sch*. Die geschwinde und nachläßige Aussprache that denn wieder das ihrige dabey. Wenn man Schola, Schisma s. f. geschwind aussprach, so lautete es Schola, Schisma; und nicht, wie es billig sollte Sghola, Sghisma. Also hielten sie sich berechtigt, es durch solchen Umschweif auszudrükken f). – So mag es ungefähr mit der Einführung des C, und des Ch, und endlich des Sch, zugegangen seyn.

Dieses vorausgesetzt, frägt sich nun: **Wär es nicht besser, wenn wir das C ganz aus dem deutschen Alphabet hinausstießen, und dafür bald k, bald z, schrieben?** – – Freylich wär es, überhaupt davon zu reden, besser; gleichwie jede Vermeidung des Ueberflüßigen allemal besser ist. Aber, setze ich hinzu, wenn das seyn soll; so laßt uns zuvor jene falsche Aussprache des lateinischen c verbessern, und es gebührlich allemal wie k aussprechen. Dann wird es sich von selbst geben. Allein, das steht wohl vor der Hand noch nicht zu hoffen. Ohnerachtet wir jetzt in sehr reformationssüchtigen Zeiten schweben; so zweifle doch noch sehr, ob wir es erleben werden, daß man auch hier reformire. Denn diese Mode ist ein wenig zu tief eingewurzelt, sie ist längst verjährt, sie ist durch den allgemeinen Gebrauch des ganzen gesitteten Europens autorisirt. Würde auch, im Herzen von Europa, diese Verbesserung angefangen; fiengen auch wir Deutschen, meyne ich, wirklich an, das lateinische c beständig wie k zu sprechen; was würde es helfen, so lange noch unsere sämmtliche Nachbaren um uns herum in dem alten katholischen Irrthum beharrten? Und das um desto schlimmer, weil bey ihnen das Latein mit eben denselben Buchstaben geschrieben wird, als ihre Landessprachen! welches nicht gänzlich so bey uns ist. Doch wer weiß, was noch geschieht? Eine Verbesserung, in einer ganz andern und ungleich wichtigern Sache, fieng ja, vor drittehalb hundert Jahren, auch ein Deutscher an. Und sie hat sich glücklich ausgebreitet; nicht durch unser Vaterland allein; sondern durch ganz Europa!

f) Und hier möchte man wiederum wünschen: Hätten doch diese alten Clercs, unsere ersten Schreiber, uns dafür lieber einen neuen Buchstaben erfunden; wenn sie was gekonnt hätten! Da sie weder im Lateinischen, noch im Griechischen Trost fanden; so hätten sie können bey den Morgenländern Hülfe suchen. Sie hätten von ihren Lehrern, den Arabern; sie hätten von den Hebräern, einen Buchstaben entlehnen können, der gerade unser Sch ausdrückt! Einen einfachen noch dazu, so wie der Laut in der Natur einfach ist. Aber so weit verstiegen sie sich wohl nicht. Und überhaupt ist es mit dem Erfinden bey Buchstaben, ein eigenes Ding. Es scheint, seit Kadmus Zeiten schon, aus der Mode gekommen zu seyn. Aber zu wünschen wär es, wir thäten es noch jetzt. Einen einfachen Ton mit drey Consonanten hinter einander, auszudrücken!

„ Gesetzt aber auch sogar, daß dieses geschähe; gesetzt daß wir durchgängig die Aussprache des C änderten; so steht dennoch unser einmal in das deütsche Alphabet eingeführtes C vor der Hand gewiß noch so ziemlich fest. Es stehet fest, durch das Ch, und durch das Sch. Erfinde uns jemand erst ein neues Schreibzeichen, wodurch wir den Mitlauter Ch ausdrücken mögen! Schlage uns jemand einen neuen Buchstaben anstatt des Sch vor! Und zwar, wenn ich bitten darf, einfache Zeichen, einzelne Buchstaben; so wie der Griechen Chi, und der Hebräer oder Morgenländer Schin; keine zusammengesetzte; denn der Ton selbst ist, nicht zusammengesetzt; sondern einfach. Wie viel natürlicher wäre das? Wie viel bequemer? Welch eine Erleichterung für Anfänger in dieser Sprache, zumal für Ausländer! Dann werden wir diesem lateinischen Fremdling gänzlich den Abschied geben können! Das werden wir nun wohl nicht erleben. Aber wer weiß, was noch geschieht?

Ehe nun so etwas geschieht, und so wie die Sachen einstweilen stehen; wäre wohl unmaßgeblich der beste Rath, wir ließen es vor der Hand bey der guten Mode bewenden, die schon seit Gottscheds Zeiten so ziemlich allgemein eingeführt ist: Alle Wörter, die griechischen, hebräischen und deutschen Ursprungs sind, mit K zu schreiben; in den übrigen allen aber, das C beyzubehalten. Denn, so lange alle übrige Europäer bey der einmal verjährten Aussprache ihres C (und zwar nicht allein, wenn sie Latein; sondern auch, wenn sie jeder seine Muttersprache, schreiben,) noch verharren werden, – und, wer weiß? das thun sie wohl bis ans Ende der Zeiten, – so würden wir, bey der großen Menge Wörter, die wir, nicht nur aus dem Lateinischen; sondern auch eben aus diesen neuern Sprachen angenommen haben, und immer mehr und mehr annehmen, die Sache ja nur noch verwirreter machen, und uns selbst erschweren, wenn wir hier alles, entweder mit K oder mit Z schreiben wollten, z. E. Konzipiren, Konfus, Dezember, u. s. f.

So lange demnach die, einmal durchgängig eingeführte, Aussprache des lateinischen C noch immer geltend bleibt; so lange werden wir am klügsten thun, diesen Buchstaben in allen den Worten beyzubehalten, die aus dem Latein und aus den neueren Sprachen herstammen. Und so lange man uns keinen neuen Buchstaben, anstatt des Ch und Sch, erfindet; so lange werden wir – nicht, am klügsten thun, – sondern schlechterdings gezwungen seyn, ihn beyzubehalten, wir mögen wollen, oder nicht. Ist es uns doch unmöglich; nur ein Paar Worte zu sprechen oder zu schreiben, ohne Ch und Sch (z. E. hier gleich: sprechen und schreiben,)! Darum steht, wie im Anfang gesagt worden, das deutsche Bürgerrecht dieses Buchstaben vorerst noch ganz fest.

Und, wenn dieses wahr ist, so wird nicht mehr die Frage seyn können, was von andern Gründen, die man zur Vertheidigung oftgedachten Buchstabens hat anführen wollen, zu halten sey. Man müsse ihn beybehalten, hat man unter andern gesagt; denn in der Aussprache sey ein wirklicher Unterschied zwischen Ka und Ca, zwischen Ceci und Zezi; welcher unter andern in Zirkel und Cirkel sehr auffallend sey g): zum wenigsten müsse man sich bestreben, solchen Unterschied im Sprechen gehörig auszudrücken: man müsse überhaupt mehr Verfeinerung, Zierlichkeit, Delicatesse in die deutsche Pronunciation hineinzubringen suchen, und sich von andern europäischen Nationen in diesem Stück nicht übertreffen lassen: Warum wir nicht eben so feine Organe als andere, haben sollten, Ci und Zi zu unterscheiden? Ursprünglich wenigstens sey wohl unstreitig ein Unterschied darunter gewesen; denn sonst wäre nicht abzusehen, warum man das C aufgenommen hätte. – Hier gesteht der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes gern, daß ihm, für seine Person, von solchem Unterschied gar nichts bewußt sey? Sollte jenes nicht ein kleines Vorurtheil aus der beliebten französischen Sprache seyn? Eine Nachahmungssucht, deren wir nunmehr uns anfangen sollten zu schämen. Man hat ferner gegen die Abschaffung dieses Buchstaben eingewandt: Den Anfängern würde dadurch das Lesen, nicht erleichtert, wie man dachte; sondern nur erschwert werden. (Und das ist sehr wahr). Ferner: in Gerichten und Collegiis, wo die Fächer der Geschäffte (Departements) nach dem Alphabet vertheilt zu werden pflegen, in Diplomen, Documenten, Obligationen, und kurz, in allen gerichtlichen Beweisen, Schriften und Verhandlungen, wo man bekanntlich bey Unterschriften so streng orthographisch seyn müsse; allenthalben würde man lauter Verwirrung anrichten. – Mit aller geziemenden Hochachtung gegen diese rechtsgelehrten Gründe, wird der angefochtene Buchstab, sie zwar mit allem Dank erkennen; übrigens aber gestehen, daß er noch zur Zeit derselben zu seiner Rettung gar nicht benöthigt zu seyn glaubt; indem er, wie gesagt, aus andern Ursachen, seines deutschen Bürgerrechts, selbst auf der Zunge und unter der Feder seiner vermeynten Feinde und Verbanner, vor der Hand, völlig sicher seyn und bleiben könne.

C.

g) Nemlich in der obgedachten Rettung des deutschen Buchstaben C. S. 375.

Vor-

Vorschlag zu einer Krankencasse, und andern Mitteln, die Kranken zu unterstützen und zu erhalten.

Ein gesunder Bettler ist glücklicher, als ein kranker König, und Krankheit ist unter allen Uebeln des menschlichen Lebens das wahrhaftigste und größte. Mangel, Verachtung, Unglücksfälle kann sich ein Mensch aus dem Sinne schlagen, wenn er sehr leichtsinnig oder ein großer Philosoph ist, er tröstet sich mit einem Gut, wenn ihm das andere fehlt, zum wenigsten verschläft er manche betrübte Stunde. Aber selbst der Schlaf des Kranken, der ihm doch gemeiniglich auch fehlt, ist ängstlich und unruhig. Die Krankheit liegt auf ihm, als eine Last, die ihn zu Boden drückt, und seine Sinne betäubet, so daß er unempfindlich wird gegen andere Güter des Lebens. Die größten Reichthümer, die ausgesuchtesten Speisen, der köstlichste Wein, die prächtigsten Kleider, alle Vergnügungen und Ergötzlichkeiten des Lebens, werden ihm unnütz, weil er sie zu nichts brauchen kann; er ist der Welt gekreuziget und ihm die Welt; und der körperliche Schmerz streicht alle Freuden aus, aus dem Buche seines Lebens. Nichts bleibt ihm übrig als der Trost der Religion, und die Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit, die er doch oft auch sehr schwach empfindet, wenn es ihm an Stärke des Geistes fehlt, den großen Gedanken einer ewigen Seligkeit zu umfassen. Wer hört nicht einen Gellert mit Mitleid klagen, der andern so viel Vergnügen machte, und selbst so viel Schmerz empfand. Ulrich Zwingel, der vom frühsten Morgen bis in die späteste Nacht studirte, und nur eine Stunde des Tages zu seiner Erholung aussetzte, bekam zuletzt so viel Krankheiten an sich, daß sie ein ganzes Lazareth hätten ausfüllen können, wenn sie unter einzelnen Personen vertheilt gewesen wären. Dies hat mich gewissermaaßen vom Studiren abgeschreckt, und ich will lieber etwas weniger gelehrt, reich und berühmt, und etwas mehr gesund seyn.

Kommt nun Mangel und Armuth zur Krankheit hinzu, so wird das Elend des Menschrn vollkommen: sein ganzes Leben wird Plage, und alle seine Empfindungen werden Schmerz. Da fehlt Arzeney, Labsal, Wärme, Licht, Aufwartung, und alles was ihm sein Leiden einigermaaßen erträglich machen und ihn davon befreyen könnte. Ist der Kranke ein Mann, der sich von seiner Arbeit ernähren muß, und nicht mehr erwirbt als er verzehrt, so wird er arm, so bald er krank wird, seine Nahrung bleibt liegen, die Seinigen fangen an zu darben, und diese Sorge frißt ihm sein Herz, und vermehrt seine Bekümmernisse.

Ein gewisser Tuchmacher, in einer kleinen Stadt, der lange Zeit Soldat gewesen war, aber im Kriege nichts erworben hatte, fieng sich an von seinem Handwerk zu nähren, nachdem er seinen Abschied bekommen hatte. Er

hatte drey unerzogene Kinder und eine Frau welche schwanger war. Eine auszehrende Krankheit griff ihn an, er wurde bettlägerig, und mußte zu arbeiten aufhören. Seine Frau und Kinder gewonnen noch etwas weniges mit Wolle spinnen, aber das reichte zu ihrem Unterhalt nicht zu, und sie nährten sich den Herbst hindurch größtentheils ohne Brodt, von Kartoffeln und Gemüsen, welches sie auf einem kleinen Fleck Landes geerntet hatten, dabey sie bleich und elend aussahen. Der Kranke suchte sich mit Hausmitteln zu helfen, weil es ihm an Gelde fehlte. Er hatte ein kleines Häuschen, darauf 50 Rthlr. Schulden waren, und glaubte, daß er noch nicht arm genug sey, an die Armencasse Anforderungen zu machen. Darüber wurde seine Krankheit unheilbar, und die Füße fiengen ihm an zu schwellen. Ein Freund, der ihn kennen lernte, gab ihm täglich eine Mahlzeit, und veranstaltete, daß ihn der Arzt besuchte, und er Arzeney bekam. Aber es war zu spät, und er wurde täglich elender. Indeß kam die Zeit der Niederkunft seiner Frau, sie kreißte an die vierzehn Tage, und gerieth in Gefahr ihres Lebens. Nun lag alle Arbeit im Hause darnieder, und damit auch alle Einnahme. Der Kranke im Bette stand Todesangst aus: das Kind kam endlich zur Welt, lebte und wollte Nahrung haben, verschrumpfte aber ganz und wurde Haut und Knochen, weil die Mutter nichts zu leben hatte, und es ihr an der Milch fehlte. Man kann sich nichts jämmerlichers vorstellen, als das Gesicht der Mutter, wenn das hungrige Kind an ihrer welken Brust unter dem kläglichsten Geschrey zog, und sie ihm nichts geben konnte. Der Mann gestand, daß er nichts mehr habe als einen halben Scheffel Kartoffeln, und wenn die aufgezehrt wären, müßten seine Kinder verschmachten. Der Freund, welcher ihn bisher besucht und unterstützt hatte, fühlte sich nun zu schwach, seinen zunehmenden Bedürfnissen abzuhelfen. Er zeigte seinen Zustand der Obrigkeit an: diese verwilligte ihm ein wöchentliches Allmosen von 12 ggr. aus der Cämmerey- und Armencasse. Die Wöchnerinn fieng an sich mit Mehlsuppe zu pflegen: ihr Kind wurde lebendig und gesund, weil es nun Nahrung von ihr hatte: der Kranke erhielt von dem Allmosen einige Erquickung, und die Kinder einen Bissen Brodt: man fieng wieder an zu arbeiten: Fleisch und Farbe kam wieder in die Gesichter, und Leben in die Glieder. Der Kranke starb endlich, nachdem er doch vor seinem Ende noch einigermaaßen war getröstet worden. Die ganze Familie würde umgekommen seyn, wenn sie verlassen wäre.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Freytag, den 13ten Februar 1778.

Schluß des Vorschlags zu einer Krankencasse und andern Mitteln, die Kranken zu unterstützen und zu erhalten.

Die Frau eines Tagelöhners, die drey unerzogene Kinder hatte, kam mit dem vierten nieder. Der Mann hatte viel Unglücksfälle erfahren; er war darüber muthlos und träge worden, und in die größte Armuth gerathen. Die Wöchnerinn litt Mangel an nöthiger Pflege und Nahrungsmitteln, von schlechten Speisen bekam sie eine üble Mischung des Bluts, und wurde cachectisch. Sie fieng an zu schwellen, die Milch wurde zu Wasser, das Kind verwelkte, wie eine aufgegangene Blume, und schrie unaufhörlich vor Hunger. Die Großmutter, welche auch eine arme Frau war, nahm dasselbe zu sich mit einem andern, welches zwey Jahr alt und auch krank war, und fieng an die Kinder mit Semmel und Milch zu futtern, welche davon wieder auflebten. Der Mann arbeitete und verdiente täglich 3 ggr. 6 pf., aber damit konnte er sich selbst, eine kranke Frau, vier Kinder und die Großmutter, welche bey der Pflege zwey kleiner Kinder auch nicht arbeiten konnte, nicht ernähren, absonderlich, da er durch die Pflege der Kranken öfters abgehalten wurde. Die Arzeney fehlte ihr gänzlich, ihr Zustand wurde täglich schlimmer, und artete völlig in die Wassersucht aus. In diesem Hause war lauter Jammer und Elend, bleiche Gesichter, Wehklage und Geschrey der Kinder, Uneinigkeit und Vorwürfe der Alten, und eine gänzliche Hülflosigkeit. Ein Freund kam darzu, und wurde gerührt durch den Anblick so vieler Nothleidenden. Er versöhnte sie unter einander und stiftete Frieden, durch sein Ansehen und Ueberredungen, damit die Leute sich nicht selbst die Last noch schwerer machten. Er suchte der Kranken zu helfen, ließ den Arzt kommen, und verschaffte ihr Arzeneyen; allein es war zu spät, und sie starb nach einigen Wochen an der Wassersucht, nach einer christlichen Todesbereitung. Die Kinder erhielten einen wöchentlichen Beytrag von 6 ggr., und blieben, weil sie einige Nahrung bekamen, beym Leben.

Kann ein Menschenfreund, der Gelegenheit hat, solche Leiden seiner Mitgeschöpfe oftmals vor sich zu sehen, sol-

che ohne Mitleid und Erbarmen betrachten, und sollte ihm nicht natürlicherweise der Gedanke beygehen: wie ist ihnen zu helfen? Der Fall ist so gar selten nicht, und wer in die Häuser und unter die Leute kommt, und sich nach seinem Nächsten in der Welt umsieht, wird solche Exempel häufig finden, sonderlich in Städten, wo nicht die besten Einrichtungen des Armenwesens sind, und die Nahrung der Bürger darnieder liegt. Wie theuer soll uns das Leben eines Menschen seyn, sonderlich dererjenigen, die nicht allein für sich, sondern auch für andere leben müssen, eines Vaters, einer Mutter, eines Ehegatten? Ein jeder Staat muß seine Bürger, als seine eigentlichen Bestandtheile, hoch schätzen, und zu erhalten suchen. Es kann aber ein Mensch dahin sterben und verloren gehen, der mit einigen Groschen zu retten wäre, und er kommt um, weil er sie nicht hat. Wer also helfen kann, der helfe, und wer eine Stimme hat, die in einigem Umfange um ihn her gehört wird, der lasse es nicht dabey bewenden, selbst hier und da geholfen zu haben, sondern er rufe auch zu Hülfe, welche er erreichen kann.

Der Anblick der Leiden des menschlichen Lebens, und die Vorstellung, daß sie einem jeden begegnen können, hat vorsichtige und verständige Leute bewogen, sich dagegen zu verwahren, und andern darin Beystand zu leisten, um solchen von ihnen wiederum zu erhalten. Daher sind die Armen- Todten- Wittwen- und Feuercassen entstanden, welche von gewissen Gesellschaften zusammen gebracht werden, die sich unter einander vereinigt haben, sich einander in der Armuth, bey Todesfällen, und in dem Wittwen- und Waisenstande der Ihrigen, und bey Feuerschaden zu unterstützen. Und wie weise und wohlthätig sind dieselben? indem ein Mensch also, im Glück, und wenn er es hat, und es ihm nicht schwer fällt, etwas beylegt und aufhebt, das ihm hernach im Unglück, und wenn er es braucht, mit Wucher wieder gegeben wird, und wohl zu statten kommt. Wer die Zukunft in Betrachtung zieht, und sich auf alles was ihm in der Zeit und Ewigkeit begegnen kann zuvorbereitet, der führt ein viel ruhigers Leben, als wer in den Tag hinein lebt, und nicht eher für eine Noth sorgt, als bis sie da ist.

Sollte es nicht möglich seyn auch zum Vortheil der Kranken eine solche Anstalt zu machen, und eine Krankencasse aufzurichten, daraus diejenigen, die es bedürften, und dazu beytrügen, im Fall der Noth, sowohl ihren Unterhalt und Pflege, als auch die nöthigen Arzeneyen zur Erhaltung ihres Lebens erhielten, bis sie entweder gesund würden, oder stürben? Man hat in großen Städten Hospitäler und Krankenhäuser, in welche die Kranken, welche zugleich arm sind, aufgenommen, und bis zu ihrer Wiederherstellung oder zu ihrem Tode verpflegt werden.

In dem Hospital der Barmherzigen Brüder zu Wien, hat ein jeder, auch der Fremde, der Krankheit fühlt, die Erlaubniß sich zu melden. Er findet in

in geräumlichen Sälen ein reinlich Bette, die guten Mönche bedienen ihn, er erhält die nöthige Kost, die Aerzte besuchen ihn, wenn er gesund wird hat er nichts weiter nöthig, als sich zu bedanken, stirbt er aber, so muß er sich allenfalls gefallen lassen, secirt zu werden, wenn sich die Aerzte von seiner Krankheit unterrichten wollen, welches ihm nicht mehr wehe thut, und dadurch er auch noch nach seinem Tode der Welt einen Dienst erzeigen kann. Dies ist eine vortreffliche Schule für angehende Aerzte, welche unter der Begleitung eines Professors die Kranken besuchen, examiniren, ihn darüber raisoniren hören, und selbst mit guten Rath geben, Arzeneyen verordnen, und die Wirkung derselben beobachten, Operationen vornehmen, und die Handgriffe dabey lernen. An einem solchen Orte kann ein angehender Arzt in Einem Jahr mehr Erfahrung und Uebung erlangen, als ein anderer in zehn Jahren, und bald vollkommen werden.

Allein es sind nicht an allen Orten solche Anstalten, und die wenigsten können sie erreichen. Es weicht auch nicht gern ein jeder Kranker, wenn er einen Anfall eines Uebels fühlt, aus seinem Hause, und verläßt die Seinigen, deren Gegenwart ihm zum Troste dient, und diese lassen ihn auch, wenn sie einige Liebe zu ihm haben, nicht gern von sich. Hospitäler sind mehr für Fremde, Einsame und Verlassene, als für solche die Familien haben, wenn sie sich darin aufhalten sollen. Die Beyhülfe aus den Armencassen, hat etwas Erniedrigendes an sich, daher sie ein Mensch von Ehre nicht anders, als in der äußersten Noth sucht und annimmt. Es wird auch ein gewisser Grad der Armuth erfodert, sich dazu zu qualificiren, und man kann nicht ohne Unterschied, einem jeden, der es bedarf, mittheilen. Indessen giebt es im menschlichen Leben gewisse Perioden des Leidens, der Krankheit, der Armuth und Traurigkeit, da auch derjenige, dem es sonst wohl geht, sich sehr elend fühlt, und Hülfe so sehr nöthig hat, als ein andrer, der ganz von der Barmherzigkeit seiner Nebenmenschen leben muß. Dieser schämt sich zu betteln, leidet stillschweigend und im Verborgenen, braucht entweder gar keine, oder so schlechte Hausmittel, die keine Wirkung thun, bloß darum, weil sie wohlfeil sind und nichts kosten. Er braucht Bader, Dorfärzte, und wohl gar Hirten und Scharfrichter, und da heißt es denn mit Wahrheit, wie Gellert sagt:

> Ja siech zu seyn das ist ein Unglück auf der Welt,
> Noch siecher machen ihn die Aerzte für sein Geld.

Er läßt sein Uebel überhand nehmen und unheilbar werden, kann die Diät eines Kranken, weder in Speise und Trank noch in der Wärme halten, wird durch den beständigen Anblick seiner darbenden Familie gemartert, stirbt endlich, und macht seine Frau zur Witwe, und seine Kinder zu Waisen. Verkauft der Arme in Krankheiten seine Kleider und Geräthschaften, so

so muß er sie hernach mit Schaden wieder kaufen. Macht er Schulden, und er soll sie hernach von seiner Handarbeit, davon er kaum leben kann, wenn er gesund wird, wieder bezahlen, so ergreift ihn der Hunger, wenn ihn der Tod laufen läßt, und quält ihn beynahe so arg als die Krankheit. Der declarirte Bettler ist so schlimm nicht daran, als der Mann von Ehre, der zum Allmosen noch nicht arm genug, und doch auch nicht hinlänglich versorgt ist zu seinem Unterhalt, wenn ihm unerwartete Unglücksfälle begegnen. Ich bin hundert mal in meinem Leben ein Zeuge des Elendes solcher Personen gewesen, und dadurch bewogen worden, etwas zu ihrer Rettung zu versuchen.

Aus der Armencasse erhalten alte, gebrechliche, zur Arbeit untüchtige Leute, Wittwen, unerzogene Kinder, Findlinge und dergleichen Leute, die das gemeine Wesen erhalten muß, ihre ordentliche Pension, es werden daraus Reisende und Verunglückte begabt, und für arme Kinder Schulgeld bezahlt. Man könnte auch Kranke daraus verpflegen, so wie man auch Todte daraus begraben läßt, und Wittwen versorgt. Es müssen das aber notorisch Arme seyn, die zur Armencasse qualificirt sind, dafür sich nicht gern ein jeder erklärt, und was sein Vermögen im Ganzen betrifft erklären kann, ob er gleich zu manchen Zeiten arm genug ist, sonderlich wenn er krank ist. Gleichwie man aber noch besondere Wittwen- und Todtencassen hat, daraus jene verpflegt und diese begraben werden, wenn man sie auch gleich nicht zu den Armen im höchsten Grade rechnen kann, so könnte auch eine Krankencasse für Leute von mittlerm Vermögen, die bisweilen Beyhülfe brauchen, errichtet werden. Diese müßte nicht inferioris notæ famam haben, sondern noch gewissermaaßen honorabel seyn, wie die Todtencasse, so daß sich Leute von Ehre nicht schämen dürften, den Beystand derselben zu suchen. Man müßte den Leuten die Hülfe aus derselben nicht gar zu schwer machen, keine gar zu genaue Untersuchung ihres Vermögens dabey anstellen, die Krankheit nicht auf den höchsten Grad kommen lassen, ehe man Hülfe leistete. Die Einrichtung derselben müßte durch eine öffentliche Schrift bekannt gemacht, den Leuten die Erlaubniß gegeben werden, sich bey Krankheiten der Ihrigen, darin sie Hülfe nöthig hätten, bey der Obrigkeit zu melden, diese würde dem Stadt- oder Landphysicus auftragen, sich nach dem Kranken zu erkundigen, und wo möglich ihn selbst zu sehen, und Bericht zu erstatten, ob demselben zu helfen sey, und mit wahrscheinlicher Erwartung eines guten Erfolgs Arzeney gebraucht werden könne? Denn bey unheilbaren Krankheiten, hoch gestiegener Schwind- und Wassersucht, ist ein Labsal mit Essen und Trinken eine größere Wohlthat, als vergebliche Arzeney? Ist aber das Leben eines Menschen noch zu retten, so müßten die Arzeneymittel nicht gespart werden.

den. Moliere und andere seines Gelichters, mögen der Arzeneykunst spotten wie sie wollen, so ist sie doch in der That vortrefflich, und thut Wunder, wenn sie wohl verstanden und gebraucht wird. Ich habe die augenscheinlichsten Wirkungen davon gesehen, und glaube gewiß, daß weniger Menschen in der Welt an Krankheiten sterben würden, wenn sie allezeit geschickten Aerzten in die Hände kämen, ob ich gleich auch dafür halte, daß man besser thue, eines natürlichen Todes zu sterben, als sich durch einen ungeschickten Arzt umbringen zu lassen. Wenn der Stadt- und Landphysicus gut besoldet ist, so wird er die Vorsorge für die Armen, welche krank sind, ohnentgeltlich übernehmen, und solche als ein gutes Werk betrachten, darauf eine besondere göttliche Belohnung wartet. Könnte man mit dem Apotheker einen Accord überhaupt wegen der Arzeneyen für Arme schließen, so wäre der Plan des Werks desto sicherer zu machen. Die kräftigsten Arzeneyen, und die geschickteste Curart ist vergeblich, wenn der Kranke nicht die gehörige Diät in Speise und Getränk halten kann, sonderlich wenn es sich mit ihm bessert, und der Appetit zum Essen wieder kommt, oder wenn er nicht in einer gemäßigten Wärme erhalten wird. Es müßte also den Kranken auch etwas Geld zur Pflege bezahlt werden. Der Prediger, welcher oft zu den Kranken gerufen wird, müßte den Auftrag haben, es den Vorgesetzten dieser Anstalt anzuzeigen, wenn er Kranke fände, die einer Beyhülfe benöthigt wären.

Die Krankencasse kann eine zwiefache Gestalt haben. Einmal kann ein gewisses Geld dazu ausgesetzt werden, welches der Bestand derselben ist, und daraus die Arzeney- und Pflegungskosten für Kranke bezahlt werden. Heil dem Fürsten und Landesherrn! der jährlich zu diesem Behuf eine Summe anwenden, und an seine Cammer anweisen würde. Er könnte dadurch manchen guten Unterthan erhalten, und sich die Liebe und Dankbarkeit seines Landes erwerben. Die Hospitäler sind eigentlich den Schwachen und Kranken gewidmet, und ihre Einkünfte wären nicht übel angewandt, wenn sie nicht nur in ihren Mauren die Dürftigen verpflegten, sondern auch außer denselben ihre Wohlthätigkeit verbreiteten, und einen Zuschuß zur Krankencasse thäten. Man hat an manchen Orten Spenden, die in Kleinigkeiten an Semmeln, Fleisch, Heringen, u. d. gl. ausgetheilt werden, und im Ganzen wenig Trost und Hülfe schaffen. Man bäckt an einem gewissen Orte jährlich für 53 Rthlr. Semmeln, die in sechs malen ausgetheilt werden. Da läuft alles zusammen, was Semmeln zu essen Lust hat, sonderlich Kinder, und jeder bekommt zwey bis drey, bisweilen auch nur eine. Diese verzehrt er, ohne sich dafür weder am Mittags- noch Abendbrodt etwas abziehen zu lassen. Mittlerweile wird doch darin ein großes Geld verthan, welches gewiß besser an-

angewandt würde, einer armen Familie den Vater oder die Mutter zu erhalten. Nur Schade, daß der Pöbel zu sehr auf den alten Einsetzungen besteht, und mehr auf die äußerliche Gestalt derselben, als auf die Absicht des Stifters sieht. Aber die Obrigkeit kann dabey mit Recht durchgreifen, und hat mehr auf das gemeine Beste zu sehen, als nach dem gemeinen Geschrey zu hören. Die Armencasse müßte natürlicherweise der Krankencasse jährlich etwas gewisses abgeben, weil der Mensch alsdenn am ärmsten ist, wenn er krank ist. Die Prediger müßten diese Anstalt ihren Gemeinden empfehlen, das Elend der Kranken lebhaft abschildern, ihre Zuhörer durch ihre Beredtsamkeit gleichsam in die Situation derselben zu sezzen suchen, sie daran erinnern: was sie wohl wollten, daß ihnen dann die Leute thun sollten? und sie ermahnen, solches ihnen auch zu thun. Anstatt so vieler theoretischen und speculativischen Materien die bisweilen auf die Kanzel kommen, thäte man besser die näher bestimmten Pflichten der Menschenliebe gegen Arme, Kranke, Wittwen, Waisen, u. d. gl. zu predigen. Denn je näher die Moral angewandt wird, und je genauer die besondern Fälle angezeigt werden, in welchen die Pflichten derselben ausgeübt werden können, desto lehrreicher und fruchtbarer ist dieselbe. Man könnte jährlich oder vierteljährig eine Collecte für die Kranken sammeln, und zuvor zum milden Beytrage ermahnen. Auch könnte eine Büchse an das Hospital oder in die Kirche aufgehangen werden, darin diejenigen die für die Kranken etwas beytragen wollten, ihre Gaben legen könnten, und man könnte diejenigen, die von seiner Krankheit genesen wären, daran erinnern, daß es ein Gott wohlgefälliges Opfer seyn würde, wenn sie nun zum Trost derjenigen, die gleiches Leidens theilhaftig wären, etwas beytrügen. Wer von seinen Gütern eine Schenkung oder Vermächtniß zu diesem Behuf machen wollte, der könnte versichert seyn, daß er ein gutes Werk gethan hätte.

Zum andern so könnten auch die Kosten der Cur und Verpflegung hülfsbedürftiger Kranken, in Städten und Dörfern, von gewissen Gesellschaften, die sich dazu vereinigten, so viel deren jedes Jahr vonnöthen wären, gleich wie die Todten- und Feuercassengelder zusammen gebracht werden. Dies wäre sonderlich eine Sache für Leute von mittlerm Vermögen, denen es schwer fällt die Kosten harter und lang anhaltender Krankheiten zu ertragen: Reiche und vornehme Leute brauchen bisweilen mehr Arzeneyen als nöthig ist, nach ihrem Gefallen, und werden sich hierauf nicht einlassen. Bey einer solchen Societät aber müßte der Arzt erkennen, wenn ehe und wie viel Arzney nöthig ist, um die eingebildeten Kranken abzuhalten. Das Vertrauen auf die Medicin ist durch die vielen Pfuscher in derselben bisher sehr vermindert worden, und es verlassen sich in Krankheiten viele Menschen, bloß allein auf ihre Na-

Natur und Gottes Barmherzigkeit, und brauchen nichts oder schlechte Hausmittel, damit sie aber Unrecht thun, und Gott den Herrn versuchen. Dieses Vorurtheil müßte man ihnen ausreden, und sie von der Pflicht der Erhaltung des Lebens in Krankheiten überzeugen, um sie zu dem Beytritt zu dieser löblichen Einrichtung zu bewegen. Die Ausgaben für die Arzeney und Verpflegung der Kranken müßten am Ende des Jahrs auf die Mitglieder der Gesellschaft repartirt und von derselben zusammen gebracht werden. Weil aber das eine Alter des Menschen den Krankheiten mehr als das andere ausgesetzt, und die Kindheit und das hohe Alter denselben am meisten unterworfen ist, so müßten Beobachtungen über die Krankheiten angestellt, und das Verhältniß der Gefahr derselben gegen die Lebensjahre des Menschen näher bestimmt werden, dazu die jährlichen Todtenlisten, die in den Preußischen Landen von den Predigern aufgesetzt werden müssen, behülflich seyn können. Nach Maaßgebung dieser Grundsätze könnte nun der Beytrag zu der Krankencasse bestimmt werden, und ein Mensch von mittlern Jahren müßte etwa halb so viel als ein Kind oder ein Alter beytragen. Sicher ist keiner für Krankheiten, und er thut wohl sich mit Rettungsmitteln zu versehen. Die Gesellschaft könnte entweder einen gewissen Arzt annehmen, und eine Besoldung für den Besuch und Verordnung der Arzeneyen accordiren, oder man könnte einem jeden die Freyheit lassen, sich an einen Mann von bewährter Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit zu wenden, aber nicht an einen Pfuscher, welcher die Krankheit nur verzögert und ärger macht.

Die Krankencasse könnte außer diesen Beyträgen einer Gesellschaft, noch einen gewissen Fond haben, der auf die erste vorbeschriebene Art zusammengebracht würde, und aus demselben könnten die Verpflegungskosten für diejenigen, die sie bedürften und verlangten, genommen werden, so daß die Glieder der Societät einander nur die Cur und Arzeneymittel gewährten.

Ich habe von diesen Vorschlägen nur einen rohen Entwurf gemacht, und überlasse es weisen und wohlthätigen Menschenfreunden von Würde und Ansehen, sie zu prüfen, und wenn sie solchen nicht verwerflich finden, nach Maaßgebung der Umstände eines jeden Orts davon Gebrauch zu machen. Mir wird es ein beruhigender Gedanke seyn, auf diese Art zur Verminderung des menschlichen Elendes und zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit manches Menschen etwas beygetragen, und Jemanden zu guten Werken Rath und Gelegenheit gegeben zu haben.

Ehe aber eine solche löbliche Anstalt zu Stande kommt, und wenn solches auch geschehen sollte, so will ich die Herren Prediger angelegentlich gebeten haben Wohlthäter der Kranken zu werden, und sich nicht nur ihres Seelenheils, sondern auch ihres Lebens und Gesundheit anzunehmen. O meine Herren, wie reich an guten Werken können Sie werden, und welchen Schatz im Himmel

mel können Sie sich sammeln, wenn Sie nach dem Exempel Christi, des größten Menschenfreundes, der umher gegangen ist, und wohl gethan und gesund gemacht hat, bey den Krankenbetten ihrer Zuhörer thun, nicht nur was Ihnen ihre Pflicht, sondern auch was Ihnen die Liebe eingeben wird. Suchen Sie doch die Liebe und das Vertrauen ihrer Zuhörer zu gewinnen, daß sie zu Ihnen ihre Zuflucht in dieser Art des Leidens nehmen, und Ihnen das Verdienst gönnen, etwas zu ihrem Trost und Errettung beygetragen zu haben. Ein geistvoller und liebreicher Prediger erscheint einem Kranken, wie die Brüder der Helene einem Schiffer im Sturm: er gießt Ruhe und Trost in seine Seele, und erheitert die finstere Nacht, damit er umgeben ist, durch das Licht der Religion und den Glanz einer seligen Unsterblichkeit. Und wenn er nun über dieses ein Erhalter seines Lebens, sein Rathgeber, sein Fürsprecher, und sein Pflegevater wird, der ihn erquickt, und ein Labsal bey seinen Schmerzen bringt, so hat er sein Verdienst voll gemacht, und sein Lohn wird groß seyn. Warten Sie nicht imer, bis Sie zu einem Kranken gerufen werden, sondern besuchen ihn als ein Freund, wie Sie denn auch seyn müssen, wenn Sie wahre Seelsorger seyn wollen, damit Sie nicht etwa zu spät zur Hülfe für seinen Leib und seine Seele kommen. Ziehen Sie nicht nur seine geistlichen, sondern auch seine leiblichen Umstände in Betrachtung. Erkundigen Sie sich nach seiner Krankheit, schärfen Sie ihm die Pflicht ein für die Wiederherstellung seiner Gesundheit, und die Erhaltung seines Lebens zu sorgen: geben Sie ihm guten Rath dazu, so viel Sie wissen, befangen sich aber nicht mit der eigentlichen Cur, und mit Vorschrift und Austheilung der Arzeneyen, sonderlich in gefährlichen Krankheiten, weil das nicht eigentlich ihres Amts und dabey eine große Verantwortung ist. Warnen Sie die Kranken vor Afterärzten, und weisen ihnen redliche und geschickte Leute zu, durch welche sie ihre Gesundheit wieder erlangen können. Kommen Ihnen Leute vor, die von allen Mitteln sich zu helfen entblößt sind, so nehmen Sie sich ihrer an. Sparen Sie einen Groschen Geld nicht zu ihrer Erquickung, empfehlen Sie den Kranken ihrer Wirthinn, ihm mit Speise und Trank zu versorgen. Könen Sie ihn nicht allein erhalten, so machen Sie andern mitleidigen Seelen seine Noth bekannt, sprechen und gehen Sie für ihn, daß er Beystand erhalte. Predigen Sie ihren Zuhörern oft die Pflicht gegen Kranke, und suchen es dahin zu bringen, daß sich eine jede Nachbarschaft, alsbald des Kranken der unter ihr ist, mit Pflege, Labsal und Erquickung annehme. Entdecken Sie den Vorgesetzten ihres Orts das Anliegen des Armen und Kranken, damit Anstalten zu seiner Cur und Versorgung gemacht werden. Verbergen Sie ihm die Gefahr des Todes nicht, suchen ihm aber auch die Furcht desselben zu benehmen, und ihn in eine ruhige und Gott ergebene Fassung zu setzen. Denken Sie an die Worte Christi: ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht. So werden Sie ein Werkzeug der leiblichen und geistlichen Errettung eines Menschen werden, und mit den Gesegneten des Vaters, das Reich ererben, das ihnen von Anbeginn der Welt bereitet ist.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Montag, den 16ten Februar 1778.

Etwas über die Pockenepidemie zu Göttingen 1777, und über die Inoculation der Pocken.

Unsers hiesigen Herrn Professors Schlözers aufmerksame Anmerkung, und wohl gewählter Zweifel, den Er als Vater und Patriot, über die im Monat May v. J. hier an etlichen und dreyßig Kindern von verschiedenen Aerzten vorgenommene Inoculation der Pocken, seines Briefwechsels, Heft 11. Th. 2. S. 274. 3. Artic. Göttingen, im Jun. 1777 macht, und in dem Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten Nr. 142. eingerückt steht, hat mich veranlaßt, über diese Begebenheit meine freymüthigen Gedanken dem Publico mitzutheilen, und die Beurtheilung selbst Kennern die hinlängliche Einsicht und Erfahrung besitzen, zu überlassen.

Es wird nicht überflüßig seyn, wenn ich des Herrn Professors Schlözers eigene Worte hieher setze. Er sagt am angeführten Orte also:

„Im vorigen April zeigten sich die „Pocken ganz nahe um Göttingen, „und zu Ende des Monats in der Stadt „selbst. Im May also fieng man hier „an zu inoculiren. Unter etlichen und „dreyßig Kindern, die inoculirt wur„den, haftete das Gift, zum Theil nach „wiederholter Einpfropfung, nur bey „27, und von diesen 27 Kindern star„ben während der Cur drey.

„Da die Inoculation 1) nicht von „alten Weibern nach alten Vorurthei„len, sondern von Göttingischen Aerz„ten nach der sogenannten neuen Me„thode, verrichtet worden; da 2) un„ser Ort wohl keine Local-Ursache zur „größern Tödtlichkeit inoculirter Pok„ken enthalten kann; da endlich 3) „überhaupt bisher über das Inoculi„ren pro und contra viel declamirt „und noch wenig calculirt worden „ist: so entsteht die gegründete Ver„muthung, daß sich dergleichen Tödt„lichkeit auch anderswo bereits geäu„ßert habe, aus Gefälligkeit für das „System aber entweder übersehen, oder „verschwiegen worden sey.„

„Wir Layen, denen an dem Leben „eines Kindes mehr wie am ganzen „System gelegen ist, wünschten herz„lich, hierüber von andern Orten her

„durch Zahlen belehrt zu werden, „ehe wir den Schluß fassen, künftig „unser siebentes Kind lieber der **Na-** „**tur** als unser neuntes der **Kunst**, „auf den Altar zu bringen.„

I. Der Herr Professor **Schlözer** sagt, daß die Inoculation nach der sogenannten neuen Methode geschehen sey. Wenn der Herr Professor hiedurch versteht, daß zwischen dem Daumen und Zeigefinger mit der Gattischen Nadel, und frischem Blattereiter die Inoculation verrichtet worden; so muß ich mit Seiner Erlaubniß ihm widersprechen. Denn ich habe alle meine siebenzehn inoculirte durch gemachte Einschnitte an den Armen, und eingelegte Blatterfäden eingepfropft, und so viel mir bekannt ist, haben die übrigen Herren Aerzte auch auf eben diese Art inoculirt; ein Paar Kinder ausgenommen, welche man mit frischem Pockeneiter eingeimpft hat.

II. Bin ich hingegen vollkommen des Hrn. Prof. Schlözers Meynung, daß unsere Stadt wohl keine Localursache zur größern Tödtlichkeit inoculirter Pocken enthalte. Denn wenn das wäre; so deucht mir, müßte nach allen Gründen der Wahrscheinlichkeit, von meinen Eingeimpften, weil die Anzahl derselben über die Hälfte der hier sämmtlich inoculirten ausmacht, wenigstens auch einer gestorben seyn, welches doch aber Gottlob! nicht geschehen ist, sondern alle diese von mir inoculirten genießen bis auf diesen Tag einer vollkomenen Gesundheit. Der Grund der großen Sterblichkeit muß also wohl in ganz andern Ursachen zu suchen seyn. Und da die Sache von Wichtigkeit ist, so verdient solche allerdings sehr reiflich erwogen zu werden.

III. Die Tödtlichkeit, daß nemlich 3 von 27 inoculirten in der Cur an den Pocken gestorben sind, gestehe ich, ist so erschrecklich auffallend, und unerhört, daß dadurch viele Aeltern den bereits gefaßten Entschluß ihren Kindern die Pocken inoculiren zu lassen, gänzlich aufgegeben haben. Allein da sich zum Glücke der Inoculation, wohl schwerlich mehr dergleichen traurige Beyspiele von andern Orten werden beybringen lassen; so ist zum Besten des menschlichen Geschlechts zu wünschen und zu hoffen, daß diese Göttingischen Vorfälle der Inoculation im Ganzen keinen Nachtheil bringen möge. Denn nicht jeder Zufall ist gerade eine Wirkung der Krankheit, sondern es können oft gelegentliche und entfernte Ursachen, als Nebenfolgen, an einem unglücklichen Ausgange einer Krankheit, sehr wohl Schuld seyn. Daher ist die richtige Entdeckung solcher Ursachen in der Medicin äußerst wichtig. Obgleich nicht zu leugnen, daß solche, auch bey der genausten und sorgfältigsten Untersuchung oft noch vielen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Daß aber die Inoculation der Pocken dem Staate viele Mitglieder gewiß gerettet hat, welche ohne dieselbe von natürlichen Pocken würden getödtet worden seyn, bestätigt eine lange geprüfte Erfahrung. Es haben sich daher auch von Zeit zu Zeit viele Aerzte ge-

gefunden, welche vom Geiste der Menschlichkeit belebt, Mittel und Methoden zu erfinden bemüht gewesen, wodurch sie gesucht der Inoculation noch größere Vorzüge zu verschaffen, als im Anfange ihrer Entstehung. Ich habe auch, ohne mich von Theorien oder Methoden fesseln zu lassen, nach meinem Gutdünken, von einigen bey den Inoculationen, so lange Gebrauch gemacht, bis ich nach und nach selbst verschiedene Vortheile entdeckt, die ich bey Gelegenheit angewandt, und von solchem Nutzen gefunden, daß ich mir solche nunmehro zu meinem beständigen Leitfaden gewählt, und wodurch ich noch bis hieher meinen Endzweck immer erreicht habe. Denn ich habe ohne eitlen Ruhm zu melden, das Glück gehabt von meinen überhaupt etlichen und funfzig inoculirten noch keinen zu verlieren. Diese geringe Anzahl macht mir zwar als einem alten Practico eben keine große Ehre: allein ich muß auch zugleich sagen, daß ich viel mehr hätte inoculiren können, wenn ich die muthlosen Aeltern entweder dazu hätte überreden, oder mich zu diesem Geschäffte anbieten, oder gar zudringen wollen. Da ich aber das leztere für einem rechtschaffnen Arzte unanständig halte, so habe ich ohne stolz zu seyn, schlechterdings alsdann nur inoculirt, wenn man es ausdrücklich von mir verlangt hat; damit ich bey mislichen, oder gar tödtlichen Fällen von weinenden Müttern und seufzenden Vätern keine bittere Klagen über die Inoculation anhören dürfte.

Ich halte es von Erheblichkeit, und der Mühe werth, einige Betrachtungen und Cautelen, welche in das Inoculationsgeschäffte einen großen Einfluß haben, hieher zu setzen. Sie enthalten zwar eben nicht ganz etwas neues, aber sie können doch für die Inoculation und den Arzt nichts weniger als gleichgültig seyn. Und ich sollte glauben, daß nach Behandlung dieses Plans die Anzahl der Märtyrer der Inoculation vielleicht um einen Theil verringert werden könnte. Denn meine sorgfältig wiederholten Beobachtungen und Erfahrungen bey der Inoculation, haben mich von der nützlichen Anwendung und dem wahren Werthe derselben so vollkommen überzeugt, daß ich solche nunmehr fast für ganz unentbehrlich halte; wenn die Inoculation nicht schwankend, sondern erwünscht ausfallen soll. Die Versuche werden einen jeden überführen, daß ich nicht zu viel behaupte.

Erstlich ist es ein gar sehr beträchtlicher Umstand, den ich aber bey allen Aerzten, die von der Inoculation der Pocken geschrieben, und von mir gelesen sind, doch vermisse, daß nemlich der Medicus oder Chirurgus, welcher sich mit dem Inoculationsgeschäffte abgeben will, keinen an natürlichen Pocken Kranken besuchen muß; damit nicht auf solche Weise dem zu inoculirenden die Pocken, und vielleicht wohl gar eine böse Art zugebracht werden. Denn daß kein Gift nächst der Pest so sehr ansteckt, als das Blatterngift, ist eine bekannte Wahrheit. Es ist

daher meinem Bedünken nach Aeltern nicht zu verdenken, wenn sie von demjenigen, welcher ihrem Kinde die Pokken inoculiren soll, ausdrücklich verlangen, sich der Besuche natürlich Blatternder, wenigstens so lange zu enthalten, bis die eingeimpften Pocken erst wirklich zum Vorschein kommen. Ich habe es mir daher zu einem Gesetze gemacht, keinen an natürlichen Pocken Kranken, in der Zeit da ich inoculire, zu besuchen, sondern ich trage diese Kranken alsdann einem meiner Herren Collegen zur gütigen Besorgung auf, und zwar demjenigen der keine Inoculation verrichtet. Andere zweckmäßige Vorsichten, welche ich wegen Abwendung einer gelegentlichen Ansteckung bey den von mir selbst inoculirten, in Ansehung der Ordnung in den Besuchen, Verwechslung der Kleidung u. d. gl. noch beobachte, muß ich zurücklassen, wegen der mir hier vorgesetzten Kürze.

Zweytens, pfropfe ich niemals einem kranken, ungesunden, oder schwächlichen Menschen, die Pocken ein; weil ich dafür halte, daß ich ihn gleichsam zwischen zwey Feuer setze. Ich halte es demnach mit Tissot, welcher den Kranken erst gesund macht, und nachmals inoculirt. Ich weiß zwar wohl, daß viele berühmte Aerzte hierauf ganz und gar keine Rücksicht nehmen, sondern ohne alle Auswahl und allen Unterschied Kränklichen so gut als Gesunden die Pocken inoculiren; allein ich habe mich zu dieser Kühnheit und Unbesorgniß noch nicht entschließen können und mögen; ob ich mich gleich nicht zu den gar zu furchtsamen Aerzten zähle. Ich will hier ein Exempel anführen, welches meine Behutsamkeit rechtfertigen mag, und wo mir mein Verfahren nicht gereuet, sondern vielmehr zu meiner wahren Zufriedenheit und großen Beruhigung gereicht hat: Ein hiesiger Herr Professor trug mir in dieser letztern Pockenepidemie auf, seinen vier Töchtern die Pocken zu inoculiren; bey den drey ältesten Kindern verrichtete ich diese Operation ohne alle Bedenklichkeit: da mir aber das vierte, als jüngste Kind, nicht gesund genug schien, so inoculirte ich desfalls solches nicht. Dieses Kind wurde nach einer kurzen Zeit durch seine drey inoculirten Schwestern von den Pocken angesteckt, und starb in der Cur am neunten Tage der Krankheit. Nun frage ich einen jeden unpartheyisch denkenden: wenn ich also diesem ungesunden Kinde die Pocken auch herzhaft inoculirt hätte; ob nicht dieses Kind nach dem allgemeinen lauten Tone und Urtheile der ganzen Stadt, ohne allen Zweifel und alle Widerrede, auf Rechnung der Inoculation, und gar nicht aus andern innerlichen Ursachen gestorben seyn müssen? Dieses Beyspiel beweist nach meiner Meynung sattsam, daß der Arzt in der Wahl der zu inoculirenden nicht behutsam und vorsichtig genug seyn könne; damit sich derselbe bey unglücklichen Vorfällen keinen Vorwurf zu machen Ursache habe; und die unschuldige Inoculation auf solche Weise, und zwar mit Unrecht, in einen bösen Ruf bringe.

Drit-

Drittens geschieht es nicht selten, daß bey der Operation der Inoculation, wenn solche nemlich mit der Lanzette verrichtet wird, und welche man nicht allemal vollkommen in seiner Gewalt hat, der Einschnitt alsdann etwas tiefer eindringt, als man gewollt hat, und daher wohl mehr als einige Tropfen Blut aus der gemachten Wunde fließen. Dieser einzige Umstand verursacht oft, daß zur zwoten Inoculation muß geschritten werden, weil das Blut in der Wunde den eingelegten Blatternfaden gleichsam umhüllt, und dadurch verhindert wird, daß das Blattergift nicht gehörig eindringen, und die Ansteckung, wie es eigentlich geschehen sollte, bewirken kann. Um nun den zu Inoculirenden keiner zwoten Inoculation auszusetzen, so mache ich schon seit einigen Jahren die Einschnitte bey der Inoculation nicht mehr mit einer Lanzette, wie vorhin, sondern ich bediene mich an statt derer jetzo des Hostyschen Instruments. Dieses Instrument hat gewiß wahre Vorzüge vor der Lanzette, und ist so vortheilhaft und bequem eingerichtet, daß man das kleine Schneideeisen, womit die Einschnitte geschehen, vermittelst einer Schraube nach Gefallen so flach stellen kann, wie man will, damit ich wegen des Blutens der gemachten Wunde nicht nur sicher bin, sondern es wird auch sogar der Einschnitt selbst nicht einmal gefühlt.

Viertens, wird gewöhnlicher Weise nur auf Einem Arme inoculirt. Diese Art einzupfropfen führt auch bisweilen das Unangenehme mit sich, daß man die Inoculation wiederholen muß. Denn wenn z. E. bey unruhigen Kindern durch das öftere Umwenden im Bette, oder durch die Wäsche, Kleidungen, und dergleichen Zufälle, der eingelegte Blatternfaden aus der Wunde verschoben wird, welches mir mehr als einmal wiederfahren, so muß dieses ja unumgänglich die geschehene Inoculation vereiteln. Ich pfropfe daher beständig auf beyden Armen ein, damit wenn ja ein Faden aus der einen Wunde weicht, der andere doch seine Wirkung verrichten könne.

Fünftens, werden insgemein die eingelegten Blatternfäden nach 24 Stunden schon aus den Wunden genommen. Ich bin auch in diesem Punkte, da ich anfieng mich mit der Inoculation zu beschäfftigen, den Vorschriften der Aerzte getreulich gefolgt; allein da mich meine Erfahrung gelehrt hat, daß nicht bey allen eingepfropften das Blattergift in 24 Stunden allemal ohnfehlbar, (auch durch die besten Blatternfäden) ansteckt: so bin ich aus diesem Grunde bewogen worden, nunmehr die Fäden länger, nemlich 48 Stunden, in den Wunden liegen zu lassen. Und diese kleine Berichtigung ist mir auch nach wiederholten Erfahrungen gut zu Statten gekommen und hat meiner Hoffnung entsprochen. Denn auf diese Art habe ich einige mal eine zwote Inoculation glücklich abgewandt. Hieraus erhellt also klar, daß ein Arzt nicht nur ein

bloßer Nachahmer der Vorgänger ihrer gegebenen Lehren seyn müsse, sondern daß er solche auch zugleich genau prüfe.

Sechstens, kommt es höchst nothwendig darauf an, wenn man mit Blatternfäden inoculirt, daß solche 1) nicht zu alt sind, 2) von recht gutartigen und vollkommen reifen Blattern genommen worden, und 3) daß die Fäden auch zugleich vorzüglich wohl getränkt seyn müssen. Dieses leztere aber kann nicht füglich anders geschehen, als wenn man die Fäden durch recht volle und noch gar nicht von sich selbst geplazte Pocken sehr oft zieht; damit die auf solche Art gemachte Blatternfäden, an allen Stellen des Fadens hinlänglich und gleich stark Pockeneiter in sich enthalten. Diese vollkommen gut gemachte Blatternfäden, werden auch dadurch leicht kenntlich, daß sie, nachdem sie trocken geworden, gleichsam so steif als eine feine Darmsaite sind. Wenn aber die Fäden diese Eigenschaft nicht an sich haben, oder nur durch die bereits von sich selbst geöffneten und fast trocknen Blattern sind gezogen worden; so brauche ich solche Fäden nimmer. Denn ich halte dergleichen Fäden zum Einpfropfen für untauglich und betrüglich. Und es muß der gehoffte Endzweck wohl gewiß dadurch verfehlt werden. Hievon könnte ich einige merkwürdige Exempel anführen, welche vor einigen Jahren in hiesigen Gegenden ein großes Aufsehen verursachten; da nemlich mit eben gedachten unvollkommnen Blatternfäden, welche zuvor nicht sorgfältig genug geprüft, und mit Bedacht gewählt waren, verschiedene Kinder inoculirt wurden. Bey etlichen kamen zwar, nach einige male wiederholter Einlegung anderer Blatternfäden, endlich Pocken zum Vorschein, bey andern aber hingegen gar nicht. Einige Zeit und Jahre hernach mußte man mit Verwunderung und großem Misvergnügen erfahren, daß diese gedachten inoculirten Kinder insgesammt, welche zuvor Pocken bekommen hatten, oder nicht, durch eine Pockenepidemie an ihren Orten angesteckt wurden, und allda die vollkommen natürlichen Pokken ausstehen mußten. Man kann also diesen Punkt als einen der wichtigsten bey der Inoculation gewiß mit ansehen. Wenn ich daher nicht selbst mit recht tauglichen Blatternfäden zum Einpfropfen versehen bin, so wende ich mich desfalls an auswärtige Aerzte selbst, und zwar an solche Männer, von deren preiswürdigen Eigenschaften und menschenliebendem Charakter ich vollkommen überzeugt bin; damit ich brauchbare und vollkommen gute Fäden erhalte. Meine in der leztern hiesigen Pockenepidemie mit allen Vortheilen genuzte Blatternfäden, habe ich durch die Güte des Hrn. Hofrath Sulzers in Gotha, und unsers Herrn Leibmedicus von Leyser in Zelle, zu erhalten das Glück gehabt.

So viel habe ich geglaubt zur Beruhigung des Publicums und Aufrechthaltug der Inoculation schuldig

zu

zu seyn. Und ich wünsche herzlich, daß die von andern Orten an den Hrn. Professor Schlözer einlaufenden Nachrichten, wegen der geringern Sterblichkeit der inoculirten, so ausfallen mögen, daß derselbe dadurch bewogen werde, künftig der Inoculation minder ungünstig zu seyn. Ich will hiemit aber gar nicht gesagt haben, als wenn der Herr Professor Schlözer wider die Inoculation wäre, nein! Denn Er hat selbst in dieser letztern Pockenepidemie zwey von seinen Kindern die Pocken inoculiren lassen, und um so viel mehr denkt derselbe von dieser Sache unpartheyisch.

Zuletzt muß ich, da nunmehro die Pockenepidemie in unsrer Stadt völlig aufgehört hat, noch anzeigen, daß keiner von den hier studirenden Herren, weder durch die inoculirten, noch natürlichen Pocken gestorben ist, oder an der Gesundheit Schaden genommen hat.

Göttingen. D. Friedr. Wilh. Klärich.

Bitte an die Herren Artillerie-Officiers, und an andere Gelehrte, die zur Aufnahme der Artillerie-Wissenschaft etwas beytragen können.

Kenner in der Artillerie-Wissenschaft, auch die, welche die dahin brauchbaren Künste und Wissenschaften verstehen, ersuche ich hierdurch, mich in meinem Vorhaben, eine vollständige Abhandlung der Artillerie zu liefern, mit Ihren Beyträgen zu unterstützen.

Insonderheit bitte ich die Herren Chefs der Artillerie in jedem deutschen Staate, unterthänig, die in ihren Ihnen anvertrauten Zeughäusern habende Inventions, in einer Beschreibung mir gütigst zufließen zu lassen. Durch diesen anmerklichen Zuwachs, würde ich meinem Werke mehrern Werth geben können, als die beste artilleristische Reise nicht haben würde.

Zunächst bitte ich die Herren Artillerie- und Ingenieur-Officiers, gehorsamst und ergebenst, mich mit Ihren privativen Erfindungen, Beobachtungen, und Erfahrungen über alles das, was zur nähern Aufklärung der Bahn der Bombe, der Mechanik des Geschützes, und der Entzündung des Pulvers dienen kann, zu beehren.

Auch die übrigen gelehrten Herren Naturkündiger, Metallurgisten, Chymisten, Mechanici, ersuche ich um gütige Beyträge. Um eine Hauptsache zu nennen, wünschte ich von der Untersuchung der Kohlen, was nemlich durch den Brand davon getrennt wird, und was es ist, das die Entzündung der Kohlen bewirkt, folglich, in wiefern sie zum Pulver unumgänglich nöthig sind, einige Aufsätze zu erhalten.

Diejenigen Herren Gelehrte denen Archive anvertraut sind, ersuche ich, mich über den ersten Gebrauch des Geschützes in Ihrem Staate, mit zweck-

zweckmäßigen Auszügen zu beehren. Die Liebe, Kenntnisse ausbreiten zu helfen, vermag die gewiß, die Muße dazu haben, mir dieserhalb die sichersten Nachrichten zukommen zu lassen.

Alles was mir eingesandt wird, wird mit Benennung der Namen, wenn die Verschweigung derselben nicht ausdrücklich verlangt wird, bekannt gemacht werden. Nur das, was ganz keiner Bekanntmachung werth scheinen möchte, wird bloß mit Verschweigung des Namens widerlegt. Ich ersuche alles franco einzusenden. Bis März 1779, werde ich die gütigen Bemühungen meiner gelehrten Gönner erwarten.

Ob es gleich manchem überflüßig scheinen möchte, wenn ich hier sage, daß mein Verleger mir auf keinerley Weise für mein Werk bezahlen soll, so sage ich es dem ohngeachtet jetzt, um jedermann einen Beweis zu geben, daß mein Eigennutz hier nicht mit im Spiel ist, sondern daß mir es nur um Ehre, und um Gründlichkeit des Werks zu thun ist, mindestens nehme ichs so.

Ich gestehe, ich kenne kein besseres Mittel, eine Wissenschaft zu vervollkommnen, das auch alle Absichten besser befriedigte, wenn meine Bitten erfüllt werden, und das hoffe ich, wenn es wahr ist, daß unsere Zeiten die erleuchteten sind; wer sieht aber nicht, daß sie der Nachwelt dämmernd seyn werden, wenn wir nicht wollen, – arbeiten, – streben. – In wiefern diese Bitten erhört sind, werde ich ausdrücklich bekannt machen, und Auszüge aller meiner Briefe, nebst den darauf erfolgten Antworten, einrücken.

Bremen, den 20ten Dec. 1777.

Joh. Heinr. Lissenhoff,
Artillerie-Officier.

Wie die Kellerschnecken zu vertreiben.

Die weißliche Kellerschnecke die man auch Wasserschnecke zu nennen pflegt, hatte ich lange Jahre in einem Keller wo viel Wein lag; ich versuchte alles sie zu vertreiben, es wollte aber alles nicht helfen, bis mir endlich ein guter Freund ein Mittel an die Hand gab. Ich nahm, (weil der Keller ziemlich groß war,) Einen Himten frisch gebrannten Gips und $1\frac{1}{2}$ Himten Kalkasche, oder ungelöschten klein gemachten Kalk und mischte beydes wohl unter einander. Hierauf ließ ich den Keller recht rein auskehren, so daß nicht mehr viel Feuchtigkeit auf dem Boden war; sodann streuete ich dieses Mengsel von Kalkasche und Gips wo ich nur hinkommen konnte in dem Keller herum, so daß ich, als ich des andern Tages in den Keller kam, alle Schnecken zusammengeschrumpft und verbrannt liegen fand. Dieses wiederholte ich in acht Tagen zweymal mit einem solchen Effect, daß sich seitdem keine Schnecke mehr in meinem Keller fand.

Westerhof. Joh. Albr. Mayer.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Freytag, den 20ten Februar 1778.

Von der neuesten Thronfolge im Königreiche Portugal, nach Maaßgabe der Lamegischen Gesetze.

Nach dem im Hornung des vorigen J. 1777 erfolgten Ableben König Josephs von Portugal, folgte ihm als regierende Königinn auf dem Portugiesischen Throne seine älteste Tochter, die bisherige Prinzessinn von Brasilien, Maria Francisca Isabella, und sie ward den 13ten May v. J. mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zur Königinn proclamirt und ihr gehuldiget, welche Ceremonie in Portugal statt der Krönung üblich ist. Der verstorbene König hatte einen leiblichen Bruder, nemlich den Infanten Don Pedro, welcher mit seiner erstgedachten ältesten Tochter, der Prinzessinn von Brasilien, und jetzigen Königinn, schon seit dem J. 1760 vermählt war, und mit ihr einige Kinder beyderley Geschlechts erzeugt hatte. Da nun in Portugal die männliche Thronfolge hergebracht ist, und die Portugiesische Geschichte schon einige Beyspiele aufzuweisen hat, daß ein Bruder dem andern auf dem Throne gefolgt ist; so mag es manchem wunderbar vorgekommen seyn, warum diesmal die Tochter des verstorbenen Königs, dessen leiblichem Bruder in der Thronfolge sey vorgezogen worden. Dieses nun auf nachstehenden Seiten zu erläutern, wird einigen meiner Leser, die in der Statistik nicht zu stark bewandert sind, eine nicht unangenehme Beschäfftigung seyn.

Die Reichsfolge in Portugal gründet sich auf die berühmten Lamegischen Gesetze, welche in diesem Königreiche noch bis auf diese Stunde, wegen der Erbfolge, als ein Grundgesetz beobachtet, und in allen streitigen Fällen zum Grunde gelegt werden. Insgemein wird zwar die Zeit des von dem ersten Portugiesischen König, Alfonsus dem I. Henriquez, zu Lamego gehaltenen Reichstages in das Jahr 1181 gesetzt; allein es ist solches Jahr nicht nach der gemeinen christlichen Zeitrechnung, sondern nach der *Aera Hispanica* zu verstehen, welche 38 Jahr vor Christi Geburt ihren Anfang nimmt; mithin das J. 1181 der *Aeræ Hispanicæ* in das J. 1143 nach Christi

sti Geburt fällt. Der Zusammenhang der ganzen Geschichte bestärkt auch die Richtigkeit dieser Meynung.

Der erst erwähnte Alfonsus Henriquez, ein Sohn des ersten Grafen von Portugal, Heinrichs, eines Prinzen aus dem Herzoglich=Burgundischen Hause, und der Theresia, einer Tochter K. Alfonsus des VI. von Castilien und Leon von der Vimena Nunnez von Guzmann, war, kurz vor dem, im J. 1139, bey Ourique erfochtenen merkwürdigen Siege über die verbundenen fünf Maurischen Könige, von seiner Armee, auf ein vorgegebenes göttliches Gesicht, zum König ausgerufen worden. Darüber erhob sich der alte Streit mit dem damaligen König von Castilien und Leon, Alfonsus dem VII. Ramo, welcher vermuthlich aus dem ehemals mit unserm Alfonsus Henriquez, vor Guimaranes getroffenen Vergleiche, eine Unterwürfigkeit der Grafschaft Portugal gegen die Krone von Castilien ansprach. Es konnte ihm also das neu entstandene Portugiesische Königreich und der vom Alfonsus angenommene Königliche Titel unmöglich gleichgültig seyn. Allein zu des neuen Königes Glücke hatte Alfonsus Ramo just damals mehrere Feinde auf dem Halse, deswegen er sich mit dem Alfonsus Henriquez dahin verglich, daß sie die Hauptentscheidung dieses Handels dem Ausspruche des allgemeinen Vaters zu Rom, des Pabstes überlassen wollten.

Damals saß Innocentius der II. auf dem päbstlichen Stuhle, bey welchem der scheinheilige Abt Bernhard von Clairvaux vieles vermochte, der auch von unserm Alfonsus Henquez ein besonderer guter Freund war. Er ersuchte ihn also um sein Vorwort bey dem Römischen Stuhle, trug im J. 1142 sein Land, unter einem jährlichen Zinse von vier Unzen Goldes dem heiligen Peter und der heiligen Römischen Kirche auf, und bekannte sich zum Lehenträger des heiligen Apostels Petrus und des Römischen Pabstes. Das Vorwort des Abts Bernhard und die schöne und einträgliche Gelegenheit, das Recht, Könige zu setzen und zu ordnen, in Uebung zu bringen, wirkten auch bey dem Pabst Innocentius dem II. so viel, daß er noch in diesem Jahr, dieses Erbieten des Alfonsus Henriquez, in einer besondern Bulle, dergestalt annahm, daß der jährliche Zins von Portugal aus zwey Mark Goldes bestehen, und dem Alfonsus dagegen und seinen Erben, die Königliche Würde, wie solche Königen gebührte, verliehen seyn sollte. Auch der Abt Bernhard gieng für seine Bemühungen nicht leer aus, indem K. Alfonsus Henriquez, das Jahr darauf 1143, in einer besondern Verschreibung, sich, sein Reich, sein Volk und alle seine Nachfolger, in der heiligen Maria zu Clairvaux Schutz und Schirm übergab, und dagegen an die Kirche U. L. F. zu Clairvaux, Cistercienserordens, für sich und seine Nachkommen im Reiche, eine jährliche,

am

am Feste der Verkündigung Mariä fällige Abgift von funfzig Maravedos an Golde zu entrichten versprach. Nach des Spanischen Geschichtschreibers **Mariana** und des Portugiesischen Antonius de Sousa de **Macedo** Berichte, haben nachher P. **Eugenius** der III. im J. 1153, ferner P. **Alexander** der III. im J. 1179, und auch dessen Nachfolger, als **Clemens** der III., **Innocentius** der III., und **Honorius** der III., dergleichen Bestätigungen des Königlichen Titels von Portugal ertheilt.

Da die **Bulle** P. **Alexanders** des III. vom J. 1179 die bekannteste unter diesen **päbstlichen Bullen** ist, und in den **Lamegischen Gesetzen** der *bonarum Literarum Domini Papæ*, (einer **päbstlichen Bulle**,) gedacht wird; so mag dieses den meisten Geschichtschreibern zu dem Irrthume Anlaß gegeben haben, daß sie den Reichstag von **Lamego** erst in das J. 1181 gesetzt haben. Allein selbst die Ueberschrift der **Lamegischen Urkunde** hätte sie zu rechte weisen können, als welche bey dem angeführten Sousa lautet: *Prima Congregatio* Regis *Alphonsi* &c. &c., und also anzeigt, daß diese Gesetze in der ersten Reichsversammlung des K. Alfonsus seyn gemacht worden. Es ist nemlich gar nicht glaublich, daß der König, seit seinem angenommenen Königlichen Titel, oder seit dem J. 1139 bis zum J. 1181, seine Reichsstände noch niemals solle zusammen berufen haben. Es läßt sich ferner nicht gedenken, daß Alfonsus die Bestätigung seines Reiches, die Festsetzung der Thronfolge, und die förmliche Krönung, wozu die päbstliche Einwilligung vorhanden war, bis auf einige Jahre vor seinem Tode werde verschoben haben. Und es zeigen auch alle Worte der Urkunde bey Erzählung dieser Handlung, daß sie nicht lange nach der Schlacht bey **Ourique** sey vorgenommen worden.

Die Uebersetzung davon lautet folgendergestalt: „Und ist der König gesessen auf dem königlichen Throne, „aber ohne königliche Zierde, und ist „des Königs Anwald, **Lorenz Venegas**, aufgestanden, und hat gesprochen, der K. Alfonsus hat euch zusammen berufen, den ihr im Felde „von **Ourique** selbst dazu gemacht, „damit ihr sehet die guten Briefe unsers Herrn, des **Pabstes**, und ihr „nun saget, ob ihr wollet, daß er König sey. Darauf haben sie alle gesagt: wir wollen, daß er König sey; „worauf der Anwald erwiedert: wie „soll er König seyn? Er und seine „Söhne, oder Er allein? Und sie haben alle geantwortet: Er, so lange „er leben wird, und seine Söhne, „wenn er nicht mehr leben wird. Abermals hat der Anwald gesagt: wenn „ihr so wollet, so gebet ihm das Zeichen der königlichen Würde, und sie „haben alle geantwortet: wir wollen „es ihm geben in dem Namen Gottes. Und damit ist der Erzbischof „von **Braga** aufgestanden, und hat „aus den Händen des Abts von „**Laurbanum** eine große goldene mit

„vielen Perlen gezierte Krone genom„men, die der Gothischen Könige ge„wesen, und von diesen dem Kloster „gegeben worden, und sie dem König „aufgesetzt. Hierauf hat der König „mit dem bloßen Schwerte in der „Hand, mit dem er in der Schlacht „gegangen war, so gesprochen: Gott „sey gebenedeyet, der mir geholfen. „Mit diesem Schwerte hab ich euch „befreyt, und unsere Feinde überwun„den, und ihr habt mich zu eurem „König und zu eurem Genossen ge„macht. Da ihr mich nun dazu ge„macht habt; so laßt uns gute Gesetze „ordnen, mittelst deren Friede und „Ruhe sey in unserm Lande.„

Diese Worte zeigen, wie ich schon gedacht habe, nicht undeutlich, daß die **Lamegische Constitution** nicht lange nach der Schlacht bey **Ourique** sey verfertigt worden; denn es redet ja darin Alfonsus diejenigen an, die ihn im Felde von **Ourique** zum König gemacht, und mit ihm wider die **Mauren** gestritten hätten, von denen im J. 1181, und also nach 42 Jahren wenige mehr möchten übrig gewesen seyn. Es erhärtet solches aber noch eine andere Stelle dieser Constitution, in der es heißt: „Omnes illi, „qui fuerunt in *Lide magna de campo* „*d'Auriquio*, sint *tanquam Nobiles* & „nominentur *mei Vasalli* per totas „generationes;„ d. i. „alle diejenige, „welche in der großen Schlacht im „Felde bey **Ourique** mit gewesen, „sollen gleichsam Edle seyn, und meine „Vasallen genannt werden, in allen „ihren Nachkommen.„ Es ist nemlich gar nicht glaublich, daß der König die Belohnungen der tapfern Männer, die mit ihm bey Ourique gefochten, über vierzig Jahre, und fast bis an das Ende seines Lebens aufgeschoben habe. Weit glaublicher hingegen ist es, daß er solches, um seiner Gunst mehrere Kraft zu geben, nur so lange verspart habe, bis er ein bestätigter und gekrönter König gewesen ist.

Wir nehmen also für richtig an, daß dieser erste Reichstag des ersten Portugiesischen Königs, Alfonsus **Henriquez**, zu **Lamego**, einer alten bischöflichen Stadt in der Provinz **Beira**, unweit des **Duero** und nicht weit von den Gränzen der Provinz **Tra los Montes**, im J. 1143 sey gehalten worden, wo der König, in der Kirche **U. L. F. Almacave**, seine Geistlichkeit, seine Hofbedienten und die Abgeordneten der ihm damals unterwürfigen Städte versammelt hat, daß sie sein Reich nochmals bestätigen und mit ihm neue gute Gesetze für das neue Königreich machen sollten. Diese Gesetze sind in zwey und zwanzig Artikeln verfaßt, und noch jetzo das Hauptgrundgesetz des Reichs. Sie betreffen: 1) den Königlichen Titel, (Artic. II.) wovon ich allererst schon das Nöthige angeführt habe; 2) die Erbfolge im Reiche, (Art. III. - IX.); 3) den Adelstand, (Artic. X. - XIII.); 4) das Gerichtswesen, (Artic. XIV. - XXI.); und 5) die Souverainität von Portugal, (Artic. XXII.). Die drey letzten Punkte übergehen wir, weil

weil sie nicht zu unserm Vorwurfe gehören. Bey dem zweyten aber, nemlich der Festsetzung der Thronfolge, wollen wir uns desto umständlicher aufhalten. Es mag aber wiederum das Gesetz selbst reden, und ich will dessen Worte, zum Dienste der meisten Leser dieser gemeinnützigen Blätter, in deutscher Sprache hersetzen, die hingegen solche lieber in der lateinischen Ursprache lesen wollen, auf einige der zu Ende angeführten Bücher verweisen, wo die **Lamegische Constitution** in lateinischer Srache zu finden ist.

Im Deutschen lautet es folgendermaaßen; „Die Stände haben unter „sich gesagt: Laßt uns zuerst Gesetze „machen von der Erbfolge des Reichs, „und sie haben folgende gemacht:„

III. Artikel: „Es lebe unser Herr, „der König Alfonsus, und besitze das „Reich. Sollte er Kinder haben „männlichen Geschlechtes, sollen auch „diese leben, und das Reich haben, „also daß es nicht nöthig ist, sie von „neuem zu Königen zu machen. Sie „werden aber einander auf diese Weise „folgen. Wenn der Vater das Reich „gehabt hat, als er gestorben ist, so „soll es der Sohn haben, hernach der „Enkel, hernach des Enkels Sohn, „und hernach aller Söhne Söhne auf „ewige Zeiten für immer.„

„IV. Artikel: Wenn der erste Sohn, „bey Lebzeiten des Königes, seines „Vaters sollte gestorben seyn, soll der „zweyte (Sohn) König seyn; wenn „auch der zweyte gestorben wäre, soll „der dritte, wenn dieser, der vierte „König seyn, und hernach alle auf „diese Weise.„

„V. Artikel: Falls ein König ohne „Söhne, (sine filiis,) verstorben wäre, „und er hätte einen Bruder; so soll „derselbe König seyn sein Lebelang. „Und wenn er aber wird verstorben „seyn, so soll sein Sohn nicht König „seyn, wenn nicht die Bischöfe, die „Abgeordneten der Städte, und die „edlen Hofbedienten des Königs, ihn „dazu machen; haben sie ihn dazu gemacht, wird er König seyn, wenn sie „ihn aber nicht dazu gemacht haben, „so wird er nicht König seyn.„

„VI. Artikel: Hierauf hat der Anwald des Königs, **Lorenz Venegas**, zu den Abgeordneten gesprochen: der König hat gesagt: ob ihr „wollet, daß auch seine Töchter in die „Erbfolge eintreten, und ob ihr wollt „auch für dieselben Gesetze machen? „Und nachdem sie viele Stunden darüber gestritten, haben sie endlich gesagt: auch die Töchter unsers Herrn, „des Königs, kommen aus seinen Lenden, und wir wollen, daß sie an dem „Reiche Theil haben, und daß darüber Gesetze gemacht werden; worauf die Bischöfe und Edlen die Gesetze auf diese Weise gefaßt haben.„

„VII. Artikel: Wenn der König „von Portugal keinen Sohn, wohl „aber eine Tochter haben sollte; so soll „dieselbe, wenn der König wird gestorben seyn, Königinn seyn auf diese „Weise: Sie soll keinen Mann nehmen, als einen Edlen aus Portugal,

„und derselbe soll nicht König heißen, „bis daß er von der Königinn einen „Sohn hat; und wenn der Mann der „Königinn in der Versammlung seyn „wird, soll er ihr zur linken Hand ge„hen, auch die Krone des Reichs nicht „auf sein Haupt setzen.„

„VIII. Artikel: Das soll ein ewi„ges Gesetz seyn, daß die erste Toch„ter des Königs einen Mann aus „Portugal nehme, damit das Reich „nicht an Ausländer komme. Und „wenn sie sich an einen ausländischen „Fürsten vermählen sollte; so soll sie „nicht Königinn seyn, weil wir wollen, „daß unser Reich niemals aus der „Hand der Portugiesen komme, wel„che uns durch ihre Tapferkeit zu Kö„nigen gemacht haben, ohne auswär„tige Hülfe, durch ihre Tapferkeit, „und mit ihrem Blute.„

„IX. Artikel: Dieses sind die Ge„setze von der Erbfolge des Reichs, „und es hat sie Albrecht der Canzler „des Königs allen vorgelesen, und sie „haben alle gesagt: die Gesetze sind „gut und gerecht, wir wollen sie für uns, „und für unsern Saamen nach uns.„

Vermöge dieser Gesetze also sollen: 1) so lange ein König Söhne hinterläßt, dieselben einander im Reiche folgen, und der Erstgeborne die Nachgebornen ausschließen; 2) wofern ein König keine Söhne, sondern nur einen Bruder hinterließe, sollte dieser zwar König seyn, des Bruders Kinder aber nicht anders, als mit Einwilligung und mittelst neuer Wahl der Stände; wenn hingegen 3) der König keine männliche Leibeserben, wohl aber eine Tochter hinterließe, so soll dieselbe dem Vater im Reiche nachfolgen, vor des Vaters Bruder, wenn sie nicht außer Landes verheyrathet worden. Daß wider dieses ausdrückliche Gesetze K. Philip der II. von Spanien, ein Sohn einer an einen auswärtigen Prinzen vermählten Portugiesischen Infantinn, nach dem Tode des Königs und Cardinals Heinrichs von Portugal, zur Erbfolge in diesem Königreiche gekommen ist, geschah mehr durch Gewalt und Kunstgriffe, als aus Rechtsgründen. Und obgleich diese Clausel des über die Erbfolge gemachten Lamegischen Grundgesetzes, nach welcher eine außerhalb des Reiches vermählte Erbprinzessinn ihres Erbrechtes verlustig wird, auf einem im J. 1680, gehaltenen öffentlichen Reichstage, zu Gunsten des jungen Herzogs von Savoyen, Victors Amadeus, der sich an des K. Peters des I. und seiner ersten Gemahlinn einige Tochter Isabella, vermählen sollte, aufgehoben worden; so bin ich doch der Meynung, daß dieses ein ganz besonderer Fall, und nicht sowohl eine wirkliche Aufhebung des Gesetzes, als vielmehr nur eine Dispensation oder Ausnahme von demselben gewesen; daher ich billig zweifle, daß solches künftig und in andern Fällen gültig seyn werde, oder man sich darauf werde berufen können.

Uebrigens muß ich meinen Lesern noch einen Zweifel benehmen, der ihnen bey Durchlesung der angeführten Artikel der Lamegischen Constitution

tion beygehen könnte. Dem ersten Anscheine nach möchte man nach den Worten des fünften Artikels dafür halten, daß allerdings ein Bruder eines Königes, dessen Tochter in der Erbfolge vorgezogen werden müsse, weil daselbst nur überhaupt von einem NB. ohne Söhne, (sine Filiis,) verstorbenen König die Rede ist, in welchem Falle dessen Bruder im Reiche nachfolgen solle, welches dann auch der jetzige Fall zu seyn scheint, da nemlich K. **Joseph** von Portugal ohne Hinterlassung eines Sohnes gestorben, aber einen Bruder hatte, der ein Sohn eines wirklich gewesenen Königes war. Allein die Sache ist, meines Erachtens, so zu nehmen, daß, nachdem in der **Lamegischen Constitution** erst das Nöthige wegen der Erbfolge des männlichen Geschlechtes, festgesetzt worden, und hierauf der K. **Alfonsus Henriquez** auch seiner weiblichen Nachkommenschaft, wegen der Thronfolge, gerathen wissen wollte, welche die Reichsstände ihm auch, unter der bemerkten Clausul, im siebenten und achten Artikel bewilligten, dadurch eine Einschränkung des im fünften Artikel verordneten Erbfolgerechtes der Brüder eines Königes gemacht worden, die nemlich erst alsdann Statt finden solle, wenn der König überall keine Kinder oder Nachkommen hinterläßt. Wenigstens weiß ich diesen anscheinenden Widerspruch des fünften und siebenten Artikels der **Lamegischen Gesetze**, und den mir darüber selbst aufgestiegenen Zweifel nicht anders zu heben. Denn seit Errichtung dieser Gesetze hat sich noch kein ähnlicher Fall in der Portugiesischen Geschichte ereignet, sondern der jetzige ist der erste, der sich zugetragen hat.

Die bey dieser Abhandlung gebrauchten Schriftsteller sind: 1) *Jo. Caramuel Lobkowiz* Philippus prudens, *Caroli* V. Imp. filius, Lusitaniæ, Algarbiæ, Indiæ, Brasiliæ legitimus Rex demonstratus, Antwerpiæ 1639. in Fol. 2) *Antonii* de *Sousa* de *Macedo* Lusitania liberata ab injusto Castellanorum dominio, restituta legitimo Principi, Sereniss. *Joanni* IV. Lusitaniæ &c. &c. Regi, demonstrata summo Pontifici, Imperio, Regibus, Rebuspublicis cæterisque Orbis christiani Principibus, Londini 1645. in Folio. 3) *Henrici Cocceji* Diss. de Justitia Belli & Pacis in statu Regni Portugallici fundata, Heidelbergæ 1687. 4. recusa Francofurti cis Viadrum 1693. 4. & in *Ejusdem* Exercitationum curiosarum Vol. I. (Lemgoviæ 1722. 4.) Disp. LXVI. p. 882-932. 4) **Johann Jacob Schmaussens** neuester Staat des Königreichs Portugal, 2 Theile, Halle 1714. 8. und 5) **Georg Christian Gebauers** Portugiesische Geschichte, Leipzig 1759. 4. Die *Leges Lamecenses* de *Regni Lusitanici successione & juribus* stehen bey den vier ersten der angeführten Schriftsteller, imgleichen in **Johann Jacob Schmaussens** Corpore Juris Gentium Academico, (Leipzig 1730. 8.) P. I. n. IV. p. 4-7.

H.

Die

Die mitleidige Gräfinn.

Die Großen dieser Welt kennen in der That das Elend der niedrigsten Stände manchmal nur zu wenig. Erzogen im Schooße des Ueberflusses, des beständigen Wohllebens und der Eitelkeit, wissen sie sich keine rechte Begriffe von wahrer Noth zu machen; bis sie etwa einmal durch unmittelbare sinnliche Eindrücke von ihrem süßen Schlummer aufgeweckt werden. So gieng es einer jungen vornehmen Dame, der man einst eine Beschreibung von der allgemeinen Noth machte, die die Theurung um die Jahre 1771 und 1772 auch in unsern Gegenden verursachte. Als man ihr aufrichtig versichert hatte, man könne hier mehrere, vormals in guten Umständen sich befindende, Familien zählen, die nunmehr, im eigentlichen Verstande des Worts, **kein Brodt** hätten; so konnte sie auf keine Weise sich eine rechte Vorstellung davon machen: konnte sich gar nicht darin finden, daß jemand nicht so **viel Geld haben sollte, sich Brodt dafür zu kaufen!** Was würde sie nicht gethan haben, wenn sie sich in dem Fall der Gräfinn **von Mansfeld** befunden hätte!

Eine gewisse Gräfinn von Mansfeld, geborne Gräfinn von Lüchow, reisete um das J. 1322 nach Lüchow, die Ihrigen zu besuchen. Auf ihrem Wege durch die Lüneburger Heide, als sie sich bald am Ende eines gewissen Waldes befand, hörte sie ein jämmerliches Geschrey eines um Hülfe rufenden Menschen. Sie stutzte; und befahl einem ihrer Bedienten, hin zu laufen und nachzufragen. Aber sie war zu mitleidig, zu warten, bis der Bediente wiederkäme; und ließ den Kutscher gerade auf den Ort zu fahren, wo das Geschrey herkam. Mit großem Erstaunen erblickte sie da einen alten, alten Greis, dem die Hände gebunden waren, und der jämmerlich, daß es einen Stein erbarmen möchte! um sein Leben bat: neben demselben aber, sah sie einen andern Menschen, der dabey stand, und beschäfftigt war, eine Gruft in der Erde zu machen. Erschrocken über diesen seltsamen Anblick, verlangte die gute Gräfinn von dem jüngern Kerl zu wissen, was er mit dem alten Mann vorzunehmē Willens sey? Der Bauer ließ sich durch die Ankunft der Reisenden in seiner Verrichtung nicht sonderlich stören; grub fort, und antwortete: Der Alte da, sey sein Vater: sey aber nun steinalt, und kümmerlich, und gänzlich unvermögend geworden, sich länger sein Brodt selbst zu verdienen: deswegen sey er Willens, denselben, weil er doch eine unnütze Last der Erde sey, unter die Erde zu bringen, von der er gekommen sey.—Die Gräfinn entsetzte sich, wie leicht zu erachten, über diesen unmenschlichen Worten: stellte ihm seine gottlose That in ihrem ganzen Umfange vor: belehrte ihn, wie sie dem Worte Gottes gerade zuwider sey, als welches uns so nachdrücklich verböte, irgend eines Menschen Leben zu verkürzen; geschweige denn Vater und Mutter, die wir lieben und ehren sollten, zu tödten! Zur Antwort sah der Bauer ihr starr in die Augen: Ja, gnädige Frau, das ist alles wahr! Aber, was soll ich machen? Ich habe das ganze Haus voll Kinder, und muß sauer, sauer arbeiten, diese zu erhalten, und kaum bin ichs mit aller Macht vermögend. Nun! kann ich denn meinen kleinen Wichtern (er wollte weinen) das Brodt vor dem Munde wegnehmen, und sie verhungern lassen, damit ichs diesem Alten gebe, dessen längeres Leben doch nun, weder uns noch ihm selbst, mehr nütze ist. - Die Gräfinn seufzte. Da sehet ihr, sagte sie, indem sie sich zu ihren Leuten wandte, da sehet ihr das Elend dieser armen Bauersleute! Welch eine Noth; welch ein Jammer! Sie müssen ihre eignen Aeltern umbringen, um nur ihren Kindern das Leben zu fristen. Aber die Großen und Reichen thun Sünde, wenn sie ihr Herz vor dem Elend ihrer armen Unterthanen verschließen; und, anstatt ihnen mildthätig zu helfen, ihnen ihre Noth durch Tyranney, Bedrückungen, und unerschwingliche Auflagen von Tage zu Tage nur noch unerträglicher machen. Mit diesen Worten grif sie in die Tasche, und gab dem Menschen ein artiges Geld, mit dem nachdrücklichen Bedeuten, seines alten Vaters Leben zu schonen. Der Bauer dankte, und versprach deutsch und ehrlich, ihn so lange zu erhalten, als das Geld reichen würde. Man wird schon denken, daß die Gräfinn einen Nachschuß zu geben versprach, so bald es nöthig seyn würde.

C.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Montag, den 23ten Februar 1778.

Einige Nachrichten von dem berühmten Didaktikus des vorigen Jahrhunderts Wolfgang Ratichius, und seinen Schicksalen in den Fürstlich-Anhaltischen Landen.

Meine Absicht ist nicht eine umständliche Beschreibung des Lebens und der Schicksale des Wolfgang Ratichius und seiner neuen Lehrart, die im vorigen Jahrhundert ein eben so großes Aufsehen gemacht, als gewisse Institute zu unsern Zeiten, meinen Lesern mitzutheilen, als wozu es mir an der nöthigen Zeit und Hülfsmitteln fehlt. Sondern ich will von ihm nur überhaupt einige Umstände anführen, und mich hauptsächlich auf dasjenige einschränken, was sich mit ihm in den Fürstlich Anhaltischen Landen zugetragen hat. Um aber dieses desto besser einzusehen und zu beurtheilen, muß ich einiges von seinem vorhergegangenen Leben und Handlungen kürzlich berühren.

Wolfgang Ratichius ward den 18ten October 1571 in der kleinen Stadt Wilster im Herzogthum Holstein geboren, und legte sich anfangs auf dem Gymnasium zu Hamburg und auf der Universität zu Rostock auf die Gottesgelahrtheit, ließ aber dieses Studium nachher fahren, weil er sich wegen seiner schweren Aussprache, zu einem Prediger nicht für geschickt hielt. Dagegen entschloß er sich, alle seine Bemühungen auf die Erfindung einer leichten und bequemen neuen Lehrart in Sprachen und Künsten zu wenden; zu dem Ende suchte er sich im Hebräischen recht feste zu setzen, und gieng, um eine gründliche Einsicht in der Mathematik zu erlangen, nach Engelland und Holland, hielt sich auch deswegen in Amsterdam acht ganzer Jahre auf, wo er zugleich von einem gebornen Araber die arabische Sprache lernte. Als er glaubte mit seiner neuen Lehrart so weit gekommen zu seyn, daß er damit öffentlich hervortreten könnte; so bot er seine Dienste zu allererst dem Prinzen Moritz von Oranien an, der ihm ein ansehnliches jährliches Gehalt versprach, wenn er seine Bemühungen bloß allein auf die lateinische Sprache wenden wollte. Allein Ratichius wollte sich nicht in so enge Gränzen einschließen lassen, und schlug daher

die ihm angebotene Pension aus, gieng aber nach Straßburg und Basel, wo er, wie auch noch bey andern Städten und Höfen, seinen Vorschlag bekannt machte, und hier und da nicht ungeneigtes Gehör fand. Im J. 1612 kam er nach Frankfurt am Mayn auf den damals daselbst gehaltenen Kaiserlichen Wahltag, wo er der anwesenden zahlreichen Versammlung von Churfürsten und Fürsten ein Memorial überreichte, welches so viel fruchtete, daß der Pfalzgraf **Wolfgang Wilhelm** von **Neuburg** ihm, zu Beförderung seines Werks, 500 Gulden verehrte, der Landgraf **Ludewig** der V. von Hessen-Darmstadt aber den beyden Professoren zu Gießen, **Christian Helwich** und **Joachim Jungen** befahl, ihr Gutachten über des **Ratichius** Vorschläge zu ertheilen. Nachdem sich nun **Helwich** und **Jung** vorher schriftlich reversirt hatten, daß sie die Handgriffe und Vortheile dieser neuen Didaktik Niemanden entdekken wollten; so unterrichtete sie **Ratichius** selbst darin, worauf sie zu Jena im J. 1614, einen sogenannten kurzen Bericht von der Didactica oder Lehrkunst des **Wolfgang Ratichius** im Drucke ausgehen ließen.

Der Ruf seiner Erfindung breitete sich nun immer weiter aus, und kam auch an den Sächsisch Weymarischen Hof, da dann die verwittwete Herzoginn **Dorothea Maria**, eine geborne Prinzessinn von Anhalt, die eine große Liebhaberinn und Beförderinn der Wissenschaften und Gelehrsamkeit war, nicht nur eine Zusammenkunft verschiedener Gelehrten zu Erfurt im Jahre 1613 veranlaßte, um die Sache in genauere Erwägung zu ziehen, sondern auch mit einigen andern berühmten Männern darüber Briefe wechselte, wovon die Professoren zu Jena, **Grawer**, **Brendel**, **Walther** und **Wolf** im J. 1614 ihr schriftliches Bedenken, unter dem Titel: Bericht von der Didactica oder Lehrkunst des **Wolfgangs Ratichius**, drucken ließen, wobey der vorhin gedachte kurze Bericht der Gießenschen Professoren mit angedruckt ist. Hierauf ließ die gedachte Herzoginn **Dorothea Maria** den **Ratichius** zu sich nach Weymar kommen, und sich nebst ihrer jüngern Schwester **Anna Sophia**, vermählten Gräfinn von Schwarzburg-Rudolstadt, in der lateinischen Sprache unterrichten, vermachte ihm auch, bey ihrem im J. 1617 erfolgten Absterben, zu Beförderung seines Instituts 2000 Gulden, ob er gleich damals sich nicht mehr zu Weymar befand, sondern nach Frankfurt, und ferner nach Augspurg gegangen war, um allda seine Erfindungen an Mann zu bringen. Nach der Herzoginn Absterben nahm sich ihr ältester Sohn, Herzog **Johann Ernst** seiner an, und empfahl ihn seinem Oheim, dem gelehrten Fürsten **Ludewig** von Anhalt-Cöthen, welchem er auch schon von seiner verstorbenen Frau Schwester, der Herzoginn **Dorothea Maria**, war empfohlen worden.

Fürst **Ludewig**, der nicht nur al-

lerhand

lerhand Künste und Wissenschaften sehr liebte, sondern auch deren Aufnehmen beförderte, kam daher auf die Gedanken sich dieses Mannes zu bedienen, und zu dem Ende ein eigenes Collegium anzulegen, damit die Jugend, so wohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, in unterschiedenen Classen, ihren Fähigkeiten nach, sollte unterwiesen, und an besondern Tischen hin und wieder in der Stadt gespeiset werden, deswegen auch **Ratichius**, mit Genehmhaltung des **H. Johann Ernsts**, von Weymar nach Cöthen kam, weil Fürst **Ludewig** sich vorgenommen hatte, die Sache weiter fortzusetzen. Indessen zog er darüber auch seinen Bruder, den Fürsten **Christian** zu Anhalt-Bernburg in Rath, dessen Meynung, in seinem Antwortschreiben an den Fürsten **Ludewig** vom 31ten May 1618 dahin gieng, daß zwar die Absicht und der Endzweck dieses Werks hoch zu loben wäre, weil aber das Werk den Meister loben müßte, so würde es auf den Erfolg und das Ende ankommen. Dabey rieth Fürst **Christian**, daß man den damaligen berühmten Rector des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Zerbst **Marx Friedrich Wendelin**, erfodern sollte, um sich mit dem **Ratichius** zu unterreden, und seine Meynung ferner zu vernehmen, indem es bey der Jugend nicht allein um die Sprachen, sondern hauptsächlich um die Künste und Wissenschaften zu thun wäre: ob nemlich dergleichen Methode auch bey den Wissenschaften und freyen Künsten, in welchen die Jugend vornemlich anzuweisen wäre, sich practiciren und ins Werk richten lassen wollte. Wenn nun, fährt Fürst **Christian** in seinem Schreiben fort, solche Artifices, quorum est judicare de artibus, hiezu einstimmten, und die Hand mit anlegen wollten; so sollte es an seinem brüderlichen guten Willen, Zuneigung und Beförderung, auch das Seinige dabey in der That zu leisten, mit Verleihung göttlicher Hülfe nicht ermangeln.

Es scheint nicht, daß dieser vorsichtige und wohlgemeynte Rath des Fürsten **Christian** sey befolgt worden; vielmehr findet man, daß Fürst **Ludewig**, mittelst eines Rescripts vom 12ten May 1619, der ganzen Bürgerschaft der Alt- und Neustadt Cöthen, in Beyseyn der beyden damaligen Rathscollegien, durch hiezu verordnete Fürstliche Commissarien, vortragen lassen: 1) daß nunmehro Ihro Fürstlichen Gnaden, mit Verleihung göttlicher Gnaden, gänzlich entschlossen sey, des mit gutem Bedacht vorgenommenen Schulwerks der neuen Didactica oder Lehrart Herrn **Wolfgangs Ratichius** einen Anfang zu machen, und dieselbe erstlich in deutscher, lateinischer und griechischer, und hernach auch, wo jemand Lust dazu hätte, in mehrern Sprachen unterwiesen zu seyn, in hebräischer und französischer Sprache zu eröffnen. Damit aber 2) Niemand, der aus Unwissenheit und Unterricht anders von solchem Werke, als es sich an ihm selbst verhält,

hält, halten oder vermeynen möchte, als ob jemand dazu sollte gezwungen seyn; so sollte der Bürgerschaft hievon noch ferner die Andeutung geschehen: a) daß J. F. G. diejenigen, welche zu ihrer leichtern Unterweisung die neue Lehrkunst anzunehmen gewillt wären, mit genugsamen Unterrichte in unterschiedenen Classen und Orten versehen lassen wollte. Daher b) ein jeder, er sey reich oder arm, alt oder jung, auf das längste innerhalb vierzehn Tagen bey dem Bürgermeister **Bramberg**, Rathskämmerer **Rauchen** und Rathmann **Vierthalern** anzeigen sollte, wie viel er von seinen Kindern, und in welcher Sprache, unterrichten lassen wollte. Da aber hoffentlich c) die ganze Bürgerschaft, in Betracht, daß hierunter ihre und ihrer Kinder und Nachkommen Nutzen und Wohlfahrt gesucht würde, sich zu der neuen Lehrkunst bequemen würde; so wäre J. F. G. gnädige Meynung, durch die jetzigen Präceptoren eine genugsame Information und Anweisung geben, und die Jugend sowohl in der Mägdlein- als Knabenschule unterweisen zu lassen. Und damit auch d) Niemand einigen Abscheu und desto weniger Bedenken hiebey tragen möchte, hatten sich J. F. G. gnädigst erklärt, daß sich hievon Niemand einer neuen Beschwerung zu befahren haben sollte. Bey so bewandten Umständen wären also 3) J. F. G. zu ihrer unterthänigen Bürgerschaft des gnädigen Vertrauens, daß sie hinwiederum gegen dieses Werk, weil es das allgemeine Beste betreffe, sich aller Billigkeit und dankbaren Gebühr befleißigen würde, wenn sie künftig einen gedeylichen Fortgang und Wirkung verspüren würde.

Nach diesem an die Bürgerschaft gethanen Vorhalte meldeten sich unterschiedene bey den verordneten Rathsdeputirten, welche ihre Kinder dem Unterrichte nach der neuen Lehrkunst übergeben wollten, und es ward hierauf ein Verzeichniß sowohl von den Knaben und Mädchen, als auch wegen der vorhandenen Stuben und anzurichtenden Tische eingereicht. Es fanden sich nemlich außer neun Personen zum Unterrichte, im Hallischen Stadtviertel von Cöthen 53 Knaben, 56 Mädchen, 18 Stuben und 7 Tische; im Magdeburgischen Viertel 57 Knaben, 54 Mädchen, 12 Stuben und 8 Tische; im Schalannischen Viertel 70 Knaben, 55 Mädchen, 17 Stuben und 5 Tische; im Neuenmarkt und Wilkendorf 27 Knaben, 22 Mädchen, und in der Neustadt Cöthen 24 Knaben, 15 Mädchen, 4 Stuben und 1 Tisch, welche den neuen Unterricht verlangten, daß also zu dem ganzen Institut 231 Knaben, 202 Mädchen, 51 Stuben und 21 Tische vorhanden waren. Es wurden auch neue Häuser aufgebauet, worin die Lehrstunden gegeben werden sollten. *Ratichius* schloß mit dem Fürsten **Ludewig** den 11ten Jun. 1619 zu Cöthen und mit dem Herzog **Joh. Ernst** den 7ten Sept. d. J., zu Weymar einen Vertrag über die Einrichtung seines Instituts. Fürst

Lu-

Ludewig legte eine vollständige Buchdruckerey zu sechs unterschiedenen Sprachen an, wozu er die Schriften, mit großen Kosten aus Holland kommen ließ. **Ratichius** bediente sich daher dieser Gelegenheit, und machte Anstalt, daß darin verschiedene Schriften, welche er zu seiner Lehrart gebrauchen wollte, gedruckt wurden; allein alle gute Hoffnungen verschwanden auf einmal, die gebaueten Lustschlösser fielen über einen Haufen, und die ganze Sache lief schlecht ab. Denn **Ratichius** hatte sich der gemachten Hoffnung nicht gemäß bezeigt, und sein Versprechen nicht erfüllen können, darüber kam er in Arrest, und mußte bey seiner Entlassung, in einem ausgestellten Reverse bekennen, daß er mehr versprochen, als halten können, auch die Fürstlichen Herrschaften zu Weymar und Cöthen um Verzeihung bitten, worauf man ihn laufen ließ. Ein sinnreicher Mann aber machte damals über diesen Vorfall folgendes Distichon:

Muribus Afcania decepta eft: Glire Cothena.
Rata recens ratio *Ratichiana* ruit.

Der Anhaltische Geschichtschreiber **Joh. Christoph Beckmann**, hat in seiner Historie des Fürstenthums Anhalt, P. V. L. III. Cap. 1. & 15. p. 484. sq., uns diese Umstände aufgezeichnet. Und da derselbe in seinen Acceffionibus Hiftoriæ Anhaltinæ, pag. 557. sq. den vom **Ratichius** ausgestellten, vorhin gedachten Revers, wegen der von ihm an den Hochfürstl. Sachsen-Weymarischen und Anhalt Cöthenschen Höfen angegebenen, aber schlecht ausgeführten Lehrkunst, aus einem alten Abdrucke vom J. 1622, eingerückt hat, dieser Abdruck aber sowohl, als auch das kostbare **Beckmannische Werk** in wenig Händen seyn wird; so hoffe ich, daß es den meisten meiner Leser angenehm seyn werde, diesen Revers nach seinem ganzen Inhalte hier einzurücken. Er lautet aber folgendergestalt.

„Ich **Wolfgangus Ratichius** vor „Menniglich hiemit thue kund, daß ich „an unterschiedlichen Orten, sonderlich „aber an Fürstl. Sächsischen und Anhaltischen Höfen zu Weymar und Cöthen, mich angegeben und unterthänig „erboten, eine neue Lehrart zu zeigen, „und ins Werk zu stellen, so Kirchen „und Schulen, der lieben Jugend, und „ganzen Christenheit zum Besten, und „Gott zu Ehren gereichen würde, also „daß ein Knabe nicht allein aufs längste „in einem Jahre, eine Sprache, es sey „hebräisch, griechisch, lateinisch, oder „eine andere, lernen und begreifen, sondern auch folgends in freyen Künsten „geschwind zu guten Profectibus gelangen sollte: darüber auch mit den „Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren, Herrn **Joh. Ernsten** dem Jüngern, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg rc. Landgrafen in Thüringen, Marggrafen zu „Meißen, Grafen zu der Mark und Ravenstein: Und Herrn **Ludwigen**, „Fürsten zu Anhalt, Grafen von Ascanien, Herrn zu Bernburg und Zerbst, „Gevettern, meinen gnädigen Fürsten „und Herren, Ich einen Schluß und „Vertrag untern Dato Cöthen den 11.

„Jun. Anno 1619., und Dato Wei„mar den 7ten Sept. eodem Anno, „gemacht und aufgerichtet.„

„Ob denn wohl J. J. F. F. G. G. „mir auf meine Betheurung, daß Ich „noch ein mehreres, dann sich vorhin „erwiesen, prästiren könnte, gnädig ge„trauet und geglaubet, viel tausend Gul„den darauf gewendet, und mir unter„schiedene Leute und Professoren, und „andere Gelehrte, die ich mehrentheils „benennet, fürgeschlagen, und allerseits „beliebet, zugeordnet, und von Basel, „Wittenberg und Jena, mit großen „Unkosten zur Stelle kommen lassen, „mit deren Geschicklichkeit, Rath und „Arbeit, ich wohl zufrieden gewesen, „auch dasjenige, was sie zu Papier ge„bracht, gerühmet, gelobet und zu mei„ner Lehrkunst dienlich erkennet, ja auch „für meine Arbeit an andern Orten aus„gegeben. Dieweil Ich aber ein meh„reres gelobet und versprochen, als Ich „verstanden und ins Werk richten kön„nen, und nicht allein JJ. FF. GG. „mit vergeblichen Worten aufgehalten, „und in große Unkosten geführet, son„dern auch gegen JJ. FF. GG. mich „undankbar erzeiget, und von JJ. „FF. GG. und andern Churfürsten „und Obrigkeiten schimpflich u. schmäh„lich geredet und geschrieben, sowohl „auch diejenigen, die mir in Gnaden „zugeordnet worden, fast sämptlich und „sonderlich übel angelassen, widerwär„tig und ungeduldig gemacht, und sie „nicht weniger, als auch beyderseits „Fürstliche Räthe, Hofprediger und „andere geist: und weltliche Personen, „die mich beleidiget, an Ehren heftig ge„scholten und angegriffen, so seyn JJ. „FF. GG. nicht unbillig zu Ungna„den und dahin bewogen worden, daß „Sie mich in einem Stüblein und leid„licher Hafft enthalten lassen.„

„Wiewohl Ich nun, wenn mit mir „nach Schärfe und Rechten verfahren „werden sollte, schwere Strafe verdie„net, nachdem aber JJ. FF. GG. „auf ehrlicher Leute unterthäniger Vor„bitte, Gnad vor Recht eingewendet, „und mich mit gewisser Maaßen und „Fürbehalt der Hafft wieder gnädig er„lassen; als nehme ich solches für eine „hohe Fürstliche Gnade mit unterthä„nigen Dank auf und an. Und wie „ich hiemit erkenne und bekenne, daß „Ich mit langen vergeblichen Uffent„halt und Verursachung großer Unko„sten, und dann mit erwehneter Ver„kleinerung der Obrigkeit, Afterreden, „Schmehlung und Verleumdung zu „viel und Unrecht gethan, auch dero„wegen um gnädige und günstige Ver„zeihung um Gottes willen bitte: also „reversire und verpflichte ich mich Kraft „dieses, mit Anrufung göttlichen Na„mens, und so wahr mir Gott helfe, „daß Ich meine wohl verschuldete, doch „leidliche Hafft weder an hochgedachten „JJ. FF. GG., deren Räthen, Pro„fessoren und Dienern, noch auch deren „Landen und Leuten, sonderlich denen, „so hierunter interessirt seyn, selbstthä„tig nicht eifern und rächen, noch an„dern dergleichen zu thun, sondern mir „an Gleich und Recht jederzeit genü„gen lassen, und von JJ. FF. GG., „deren

„deren Räthen, Professoren, Dienern „und Unterthanen, wie auch von an„dern Chur und Fürstlichen Potenta„ten, Herren und Obrigkeiten nichts „dann liebes und gutes reden, schreiben, „halten und nachsagen, und auch JJ. „FF. GG. Weimarschen und Cöthen„schen Landen und Gebieten nicht (viel„leicht: mich) äußern wolle.„

„Da ich auch deme also nicht nach„kommen, und im geringsten dawider „handeln würde, soll JJ. FF. GG., „und Dero Räthen, Amtleuten und „Gerichten, auch den beleidigten Per„sonen fürbehalten seyn, das Neue mit „dem Alten zu eifern und zu strafen, „oder strafen zu lassen und Exempel zu „statuiren, auch zu dem Ende schleuni„gen Proceß anzustellen, oder wie es „der Sachen Nothdurft und Gerichts„geb auch erfordert, nach Schärfe der „Rechte zu procediren, und wider die„sen Revers soll und will Ich mich kei„ner Exception und Ausflucht gebrau„chen, sondern habe mich der Exception, „gleich wäre ich justo metu durch die „Hafft dazu gezwungen, überredet, oder „mit mir sonst gewaltsam, unrechtmä„ßig und unrichtig verfahren worden, „wie auch andere Behelf und Ausrede „aller und jeden hiemit freywillig und „aus Ueberfluß vergeben und verziehen. „Wie ich dann gleiches Falls hiermit „bekenne, daß mirs alles deutlich fürge„lesen, und zu lesen übergeben, auch „dabey ausdrücklich freygestellet wor„den, diese Gnade anzunehmen, und „gegenwärtigen eidlichen Revers zu „volnziehen, oder da ich beschweret zu „seyn vermeynte, ferneres ungefehrten „Proceß und Rechtlichen Erkenntniß, „auch dessen Execution zu gewarten. „Zu welchem Proceß ich es nicht kom„men lassen wollen, und dafür unter„thänig und höchlich gebeten, und also „diesen Revers freywillig, wohlbedächt„lich, ungezwungen und ungedrungen „von mir gegeben. Treulich sonder Ge„fährde! Zu Urkunde und steter, fester, „unverbrüchlicher Haltung habe Ich „mein gewöhnlich Pittschaft hierunter „aufgedrucket, und mich mit eigenen „Händen unterschrieben.„ Geschehen zu Warmdorf, den 11ten Jun. 1620.

(L. S.) *Wolfgangus Ratichius,*
Didacticus.

Nach seiner Fortschaffung aus den Anhaltischen Landen, begab sich Ratichius nach Magdeburg, wo er es, durch Hülfe des Pastor Andreas Cramers und des Stadtsecretair Joh. Angelus Weidenhagens dahin brachte, daß der dasige Stadtrath seinetwegen im J. 1620, ein öffentliches Ausschreiben ergehen ließ, welches im folgenden Jahr auf 15 Bogen gedruckt herauskam. Weil er aber im J. 1622 mit dem dasigen Rector Sigmund Evenius unnütze Stretigkeiten anfieng, so wurde man seiner auch hier überdrüßig, und er mußte sein Glück von neuem an einem andern Orte suchen. Es bewog hierauf die vorhin gedachte Anhaltische Prinzessinn Anna Sophia, ihren Gemahl den Grafen Carl Günther zu Schwarzburg Rudolstadt, daß er den Ratichius an seinem Hofe versorgte, da sich dann dieselbe nunmehro seines Un-

Unterrichtes auch in der hebräischen Sprache bediente. Er fand aber immer mehrere Feinde, welche seine Unternehmungen für ungegründete Einfälle oder Betrügereyen erklärten, worunter auch der bekannte Chursächsische Ober-Hofprediger D. Höe von Höenegg war, der seine Didacticam im J. 1626, in einem Schreiben völlig verwarf, wie dann auch die beyden Brüder und Herzoge von Sachsen **Wilhelm** zu Weymar und **Ernst** zu Gotha mit ihm und seiner Lehrart ferner nichts zu schaffen haben wollten.

Allein die vorbesagte Fürstinn **Anna Sophia** kehrte sich an alles dieses nicht, sondern unterhielt ihn und seinen Mitarbeiter **Matthias Briccius**, sogar nach ihres Gemahls, im J. 1630 erfolgten Ableben noch immer, anfangs auf dem Schlosse Cranichfeld, und hernach zu Erfurt, bis sie endlich Gelegenheit bekam, ihn dem Schwedischen Reichscanzler, dem Grafen von **Oxenstierna**, auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Dieser befahl einigen Gelehrten zu Erfurt, dessen Didactica nochmals genau zu untersuchen, die hievon eine weitläuftige schriftliche Relation an ihn abstatteten. Indessen verhinderten nicht sowohl die damaligen Kriegsunruhen, als vielmehr die Schwachheit des **Ratichius**, daß die Sache nunmehro keinen weitern Fortgang gewann. Denn im J. 1633, ward er durch einen Schlagfluß sowohl an der rechten Hand, als auch an der Zunge gelähmt, daß er darüber sein Geheimniß nicht einmal dem D. **Meyfarten**, seinem besondern Freunde, weder mündlich noch schriftlich entdecken konnte, ob er gleich zu verstehen gab, daß er solches zu thun willig wäre; worauf er im J. 1635 nochmals vom Schlage gerührt wurde, und den 27ten April d. J. zu Erfurt mit Tode abgieng.

Seine Schriften, welche er in der Fürstl. Druckerey zu Cöthen herausgegeben, aber heutiges Tages alle sehr selten geworden, sind folgende: 1) *Encyclopædia pro Didactica Ratichii*; 2) *Grammatica universalis*; 3) *La Grammaire universelle*; 4) *Compendium Grammaticæ latinæ*; 5) *La Grammatica universale*; 6) **Griechische Sprachübung**; 7) *Compendium Logicæ*; und 8) **Kurzer Begriff der Verstandlehre zu der Lehrart.**

Auf des **Ratichius** Absterben hat sein kurz vorher erwähnter Freund D. **Meyfart**, ein Leichen-Programm geschrieben, und sein Leben steht auch im zweyten Theil von **Motschmanns** *Erfordia literata*, aus welchen, wie auch aus **Beckmanns** Anhaltischen Historie, ich die bisher angeführten Umstände genommen habe. Uebrigens wundere ich mich gar sehr, daß der so fleißige und genaue **Moller**, in seiner *Cimbria literata*, von unserm **Ratichius** keine Nachricht giebt, ob er gleich ein geborner Holsteiner gewesen ist.

H.

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Freytag, den 27ten Februar 1778.

Beantwortungen der im 94ten Stück des vorigjährigen Hannov. Magazins aufgeworfenen Frage: Welches ist die beste Art den Betrügereyen oder sogenannten Keimeleyen der Schäfer Einhalt zu thun? und wie ist die Besoldung derselben am vortheilhaftesten und dergestalt einzurichten, daß die Schäfer ihres eigenen Vortheils wegen angetrieben werden, mehr Augenmerk auf die Verbesserung der Schäferey im Ganzen zu richten?

I.

Die Betrügereyen der Schäfer sind vielfältig, und erstrecken sich bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Je größer aber ein Stamm Vieh ist, darüber diese zur Wartung bestellt sind; desto häufiger finden sie dabey Gelegenheit, ihre Herrschaften zu hintergehen. Diese Betrügereyen, deren die Schäfer selbst keinen Hehl haben, und Keimeleyen genennt zu werden pflegen, muß man ihnen zuvor abmerken, ehe man selbigen Einhalt thun kann.

Es werden solche aber unter andern verübt 1) mittelst des gewöhnlichen Ohrmahls. Dieses Ohrmahlen geschieht gewöhnlich ben Lämmern. Und wenn dieses gehörig geschehen, und den Lämmern noch darzu ein besonders Theerzeichen gegeben worden; so glauben verschiedene Haushälter, daß sie nunmehro für Umtauschung und Keimeleyen der Schäfer hinlänglich gesichert wären. Daß die Keimeler aber die Ohrmahle, auch bey altem Viehe, vortrefflich nachmachen können, ist eine ausgemachte Wahrheit, wovon ich zum Beweise ein Paar Fälle anzeigen kann, die mir selbst begegnet sind. Es lieferte nemlich mein Schafmeister bey Ablieferung der Felle ein Stück, welches der Angabe nach von einem alten Schafe seyn sollte, mithin drey Jahre wenigstens alt seyn mußte. Das Ohrmahl schien mir zu frisch zu seyn, indem die Haare auf dem Schnitte noch nicht durchgewachsen waren. Die Sache wurde gerichtlich untersucht, und die hierzu requirirten Schafverständigen konnten das

Ohrmahl nicht für ein solches erkennen, das vor drey Jahren gegeben worden; sondern erst kürzlich gemacht war. Zu einer andern Zeit beschlich ich einen Schäferknecht, der hinter einer ziemlich hoch gewachsenen Hecke, die das Feld von der Weide scheidete, beschäfftigt war, vermittelst eines scharfen gespitzten Federmessers einem Schafe von seinen eigenen, welches ungesund war, und nach einiger Zeit crepiren mußte, ein fremdes Ohrmahl zu geben, um alsdenn für dieses verfälschte Sterbfell ein gesundes Schaf zu nehmen. Nach vollbrachter Arbeit sagte er zu sich selbst: recht gut getroffen. Der Knecht mußte sogleich, bevor er sich erholen konnte, auf der Stelle eingestehen: daß er das so eben geohrmahlte Schaf willens gewesen, gegen ein bessers von solchem Ohrmahle auszutauschen, und mit dem Felle seines Schafes, das dem Anschein nach über kurz crepiren würde, dereinst zu bezahlen.

2) Die auf Schäfereyen zu verkaufende Felle, suchen die Schäfer, wenn sie anders dazu gelangen können, wieder an sich zu bringen, um solche der Herrschaft nochmals abliefern zu können; und dagegen derselben so viel der besten Schafe zu entwenden. Man wird fast durchgängig wahrgenommen haben, daß die Schafmeister ihre besondern Felle-Aufkäufer an sich locken, welche sie der Herrschaft oder Haushaltsbedienten bestens empfehlen. Von diesen kaufen sie die Felle zum Theil wieder an sich: darzu verstehen sie sich mit den Schäfern auf der Nachbarschaft recht gut, um das der Herrschaft gestohlene Vieh vice versa umsetzen zu können.

3) Die Lammzeit erfordert besondere Aufsicht. Fällt dem Schäfer ein Lamm, das ihm nicht anständig ist, so gewöhnt er solches an ein der Herrschaft zugehöriges Schaf, und stiehlt dagegen ein bessers an das seinige. Die Schafe, wovon der Herrschaft die Lämmer verunglücken, lassen die Schäfer niemals güste werden, sondern müssen ihre Lämmer durch tägliches Anhalten mitsäugen, damit ihre vor der Herrschaft Lämmern einen Vorzug erhalten. Welcher Vorzug in der Folge bey Absetzung der Lämmer dadurch merklich verbessert wird, daß sie den Herrnlämmern, die nicht so vollkommen sind, auf der Weide vorgehen können. Um diesen Zweck völlig zu erreichen, sind sie sorgfältig dahin bedacht, daß ihre Lämmer bey der ersten Absetzung, zumal wenn diese der Weide halber zwischen neuen und alten Maytag geschehen muß, nicht mit zum Absatz kommen, sondern verspahren sie zuletzt. Obangeführte Schafe aber, davon die Lämmer verunglückt und die sie sorgfältig bey ihren Lämmern in der Milch erhalten, pflegen sie alsdenn erst unter das milchende Vieh zu setzen, wogegen sie so viel und mehrere Schafe von den ihrigen güste werden lassen.

4) Die Spätlämmer, die auf der Weide erst zu fallen pflegen, sehen die Schäfer als ihr Eigenthum an, und schlagen sie gemeiniglich unter.

5) Auf

5) Auf der Weide wird den Lämmern der gesundeste und beste District, gewöhnlich das Brachfeld und die darin liegende Aenger angewiesen. Statt, daß dem Knechte bey dem Lämmerhausen erlaubt ist, ein Lockeschaf halten zu dürfen; setzen sie bey nicht genugsamer Wachsamkeit, ihre Jährlinge und Böcke völlig mit darunter. Da nun, wie §. 3. bereits angemerkt worden, der Schäfer Lämmer vor den übrigen, durch unerlaubte Keimeleyen, schon einen merklichen Vorzug erhalten haben; so laufen diese mit den darunter gesetzten Jährlingen und Böcken den herrschaftlichen Lämmern auf der Weide beständig vor, und fressen die besten Keime weg, wodurch denn diese an gutem Fortkommen gehindert werden, jene aber natürlicher Weise sich sichtlich bessern müssen. Diese Betrügereyen sind vor den übrigen, die nachtheiligsten und allerschädlichsten.

6) Die Stallfutterung erfodert gleiche Aufmerksamkeit. So bald diese eintritt, und die Schäferey in abgesonderte Stieße von einander sortirt worden; pflegt man den Lämmern durch vorzüglichers Futter im Vorwinter aufzuhelfen. Unter diese setzen die Schäfer von ihrem alten Viehe sofort einen Theil mit. Vor der Lämmezeit, da das übrige güste Vieh von den trächtigen Schafen separirt worden, und den letztern besseres Futter, als im Vorwinter zugetheilt wird; bringen sie ihr altes Vieh nebst Lämmern wieder unter diese, sie erdreisten sich dabey noch obenhin, einen Theil ihrer Schafe des Nachts in abgepfählten Stießen besonders zu futtern, damit ihr Vieh durchgängig einen Vorzug vor dem übrigen gewinnen möge.

Um nun die Absicht und den Endzweck zu erreichen, wodurch diesen und vielen andern Betrügereyen größtentheils Einhalt geschehen könne; ist meines Ermessens kein zweckdienlichers Mittel, als mit dem Schafmeister, von dem überhaupt Rechenschaft gefodert wird, zu setzen. Sie thun dieses ungern, und suchen Ausflüchte genug, sich davon, wo möglich, loszuhalftern. Die Besatzung ist zwar an allen Orten, wo sie bereits eingeführt, dem Verhältnisse nach, nicht völlig gleich, die gewöhnlichste aber ist folgende.

Wenn auf einer Schäferey 600 Stücke aufs Futter gebracht werden können, darunter dem Schafmeister 60 Stücke, und dem Winter-Schäferknechte etwa 40 Stücke, exclusive der Deputatfrüchte, statt baaren Geldlohns, ausgefuttert werden, mithin der Herrschaft noch 500 Stücke eigen bleiben; so würde der Schafmeister, wenn er diese 500 Stücke mit seinen 60 Stücken der Beschaffenheit des Viehes nach vergliche, und etwa Michaelis gehörig besetzte, den neunten Theil vom jährlichen Aufkommen der Schäferey, den Hürdeschlag ausschließlich, zu gewarten haben. Ist der Besatz regulirt; so wird man nach Verfließung weniger Jahre deutlich wahrnehmen, daß nicht nur die Keimeleyen

sich von selbst abgeschafft; sondern der Stamm Vieh ein ganz anders Ansehen gewonnen hat, zumal wenn

Ad §. 1. die eingeführten Ohrmahle auf allen Schäfereyen nach gerade völlig eingehen, und dagegen die Schäferknechts-Schafe, denen beyde Ohren zu coupiren, geohrmahlet werden möchten; so würden diese Keimeleyen dadurch gehoben, weil an ein coupirtes Ohr nichts sich anflicken ließe. Man wird angemerkt haben, daß die Schäfer durchgehends kein Ohrmahl bey ihrem Viehe anbringen, damit diese langohrigten Schafe, der Betrügereyen und Umtauschung halber, in der Folge zum Ohrmahlen tauglich bleiben. Die Unterthanen, die ihr Vieh auf fremde Schäfereyen bringen, müßten ihre besondern Mahlzeichen haben.

Ad §. 2. Man gestatte keinesweges dem Schafmeister, die Felle von crepirten Schafen, zu gewissen Zeiten abzuliefern, als etwa mit Ablauf jeden Monats, vielmehr lasse man sich die Felle vom crepirten Viehe naß liefern, und coupire sogleich die Ohren bis aufs Fell, nachdem vorher das Theerzeichen richtig befunden worden. Wird dieses jederzeit beobachtet, alsdenn ist bey dem Verkaufe derselben nichts zu befürchten. Der Schafmeister wird vielmehr bestmöglichst dafür sorgen, daß die Felle seines eigenen Interesse wegen gut angebracht werden.

Ad §. 3. Während der Lammezeit muß nicht verabsäumt werden, die gefallenen Knechts-Lämmer täglich ohrmahlen zu lassen. Das geohrmahlte Lamm lasse man sofort der Mutter vorhalten, damit man sehe, ob sie dieses willig annehme. Die übrigen in diesem und darauf folgenden §phis angeführten Keimeleyen verlieren sich, durch die Setzung mit dem Schafmeister von selbst. Und die Herrschaften werden dabey, nach meiner eigenen Erfahrung, im Ganzen den besten Erfolg zu erwarten haben.

Förste. J. A. Billeb.

* * *

II.

Jedem Wirthschafter ist der Zweig des Haushalts der in der Schäferey besteht, so wichtig, daß er hierauf besondere Aufmerksamkeit und die um so mehr richten wird, weil bey den mehrsten niedersächsischen Haushaltungen dieser Zweig sowohl in Ansehung des Viehes selbst, als auch der Wolle einer Verbesserung noch sehr bedarf. Wenn auch gleich Gegenstände obwalten, die uns schwerlich hoffen lassen, daß wir der sächsischen Wolle in der Güte es völlig gleich thun werden, so bleibt dennoch gewiß, daß wir selbiger um ein großes nahe kommen würden, wenn wir mehr Fleiß auf unser Schafvieh verwendeten, und hauptsächlich dem Schäfer Anleitung und solche gäben, die ihn antriebe, mehr Augenmerk auf Verbesserung der Schäferey im Ganzen zu richten. Unsere Wolle würde alsdenn besser und in höherm Preise seyn, und unser Schafvieh würde im Verkauf mehr gelten. Vortheile, welcher jeder Oekonom

nom sich wünschen wird. – Allein! wer nur einen Blick auf die mehrsten Schäfereyen wirft, und die Schäferlohns-Einrichtung in Betracht zieht, der wird gewiß den Schluß machen, daß bey solchen Verfassungen entweder eine Verbesserung unmöglich, oder aber doch mit solchen Umständen verbunden sey, welche solches ins Werk zu richten äußerst schwer machen.

Einem Schäfer kein Geld, sondern ein Viehlohn zu geben, ist zwar längst nöthig zu seyn befunden, denn der Schäfer würde nicht mit dem Fleiß hüten, nicht die, für die Gesundheit des Schafviehes so gefährlichen Weidestellen vermeiden, und nicht darauf achten, ob er früh oder spät die Hürden verließe oder betriebe, wenn ihn nicht sein eigner Vortheil, weil er Vieh zwischen der Heerde hat, bewöge, alles dasjenige zu beobachten, welches der Heerde am zuträglichsten ist. – Aber auf welche Art und Weise die Bestimmung des Schäfergehalts in Viehlohn geschehen muß, ist der Gegenstand der verdient in Ueberlegung zu kommen. Die Einrichtung, welche noch bey vielen Schäfereyen obwaltet, ist gerade die, durch welche den Schäfern Thür und Pforten geöffnet werden, das Interesse des Eigenthümers bey Seite zu setzen, und dagegen ihr eigenes desto besser zu befördern, welches in der Anfrage unter der sogenannten Keimeley verstanden wird. Diese Art Besoldung besteht darin, daß den Schäfern eine gewisse Anzahl Schafvieh, welche sie sich selbst anschaffen, von dem Besitzer der Schäferey frey durch den Winter gefuttert werden, und frey auf der Weide sind. Außer dem Hürdelager, Mist und der Milch hat der Schäfer alle Nutzung seines Viehes, mithin Wolle, Ausmerzen und Sterbefelle, und wird entweder frey gespeist, oder erhält dafür einen festgesetzten Deputat. Gewöhnlich wird das Vieh des Eigenthümers durch ein Zeichen am Ohr von dem Schäferlohnviehe unterschieden. Der Schäfer kann aber bey dieser Verfassung sein Vieh ungleich höher nutzen als der Herr der Schäferey. Der Oeconom welcher durch andere Sorgen und Aufsichten im Haushalt abgehalten wird, bey dem Futtern der Schafe stets gegenwärtig zu seyn, kann es nicht behindern, daß die Schäfer ihr Vieh besser als das herrschaftliche futtern, mithin besser und dauerhafter Vieh erhalten, welches so wohl mehr Wolle trägt, als auch im Verkauf mehr werth ist. Hingegen der Wirthschafter leidet. Weil dessen Viehe das gehörige Futter entzogen wird, wird solches nicht so groß als das Schäferlohn-Vieh, es trägt weniger und schlechtere Wolle, es ist weniger im Verkauf werth, und wird eher wegsterben. Noch mehr Uebeln ist diese Einrichtung ausgesetzt Es kann seyn, daß der Haushälter Einsicht genug hat, an Oertern wo die Schäferey in Ansehung der Hud und Weide nicht auf eine gewisse Stückzahl eingeschränkt, sondern willkührlich ist, zu bestimmen, wie viel Schafvieh vor einem Orte weiden können. Gesetzt,

daß dies auch ist, so wird dennoch der Schäfer allen Fleiß anwenden, und es dahin zu bringen suchen, daß der herrschaftliche Hause im Verhältniß der Hude klein sey, damit das Schäfervieh desto bessere und größere Weide habe. – Schon bey dem Lammen der Schafe die besten Lämmer zu kennen, die besten für sich zu wählen, und dem Haushälter die schlechten von seinen dagegen zu lassen, ist gewiß der Schäfer klug genug. Mit den Nachbaren umzusetzen, fremd Vieh zu hüten oder zu futtern, wird der Schäfer nicht unversucht lassen. Nur eine Aufsicht die eben so viel kostet, als sie einbringt, wird dies hemmen können. Wenn aber auch der Wirthschafter durch eine genaue Aufsicht vorstehendes alles verhüten könnte, welch eine Ursache sollte es für den Schäfer seyn, die ihn antriebe nur den Gedanken zu haben, die Schäferey zu verstärken, oder aber das herrschaftliche Schafvieh zu verbessern, da dies seinem Vortheil mehr schädlich als gut ist, und er vielmehr seine ganze Absicht und Ueberlegung bloß auf die Verbesserung seines eigenen Lohnviehes richtet, weil nur dieses ihm Nutzen bringt. – Ueberzeugend wahr ist es daher, daß eine Veränderung in Absicht dieser Verfassung dem Wirthschafter vortheilhaft und nothwendig sey. Schon längst haben zwar verschiedene dies Uebel dadurch heben wollen, daß der Schafmeister kein eigen, sondern das Vieh des Wirthschafters mit so vielem Schafvieh besetzen müssen, als ein Lohntheil ausgetragen, wogegen er den Nutzen nach diesem Verhältniß von der Wolle, dem Ausmerzen und den Fellen genossen hat. Es ist gewiß, daß hiedurch einigermaaßen, oder wenigstens mehr die Absicht der Schäfereyverbesserung und die Behinderung der sogenannten Keimeley erreicht wird, weil der Schafmeister sein Vieh nicht kennt, und es nun dessen Vortheil ist, wenn die ganze Schäferey gute Weiden hat und gut gefuttert wird.

Aber nicht alles ist hiedurch erreicht, weil die Schäferknechte noch ihr eigen Vieh haben. Die ganze Heerde hat deswegen nicht einerley Zeichen, mithin können weit eher fremde Schafe gefuttert oder geweidet werden, als wenn die ganze Heerde Ein Zeichen hätte; außer dem Satze kann also der Schafmeister Vieh haben; die Knechte können über ihre Lohnstückzahl weiden und futtern; bey Schäfereyen, wo das Vieh an mehr als einem Orte gefuttert wird, können die Knechte ihrem Vieh das beste geben; noch hat der Knecht nicht Ursache sich um Verbesserung des ganzes Bestandes zu bekümmern, weil ihm noch immer die Sorge für sein eigen Lohnvieh hinreichend ist.

Würde es daher in diesem Betracht dem Vortheil des Wirthschafters nicht weit gemäßer seyn, wenn er seine Schäferey dergestalt einrichtete, daß nicht allein der Schafmeister, sondern auch die Knechte kein eigenes Vieh hätten, sondern wie der Schafmeister setzen müßten? mithin ihr Vieh ebenfalls nicht kennten, und nach Maaßgabe ihres Lohntheils von der Wolle, dem Ausmerzen und Fellegelde befriedigt würden? Es könnte entweder dem Schafmeister der Knechte Theil mit übertragen werden, wogegen dieser selbige verschafte und besoldete, mithin der Wirthschafter mit diesen keine Berechnung hätte; oder aber wenn dies aus Gründen, entweder dem Eigenthümer oder dem Schafmeister nicht anstände, so könnte jeder Schäfer seinen Theil im Verhältniß seines Satzes von der ganzen Einnahme für Wolle, Ausmerzen und dem Fellegelde besonders erhalten. Wenn z. E. eine Schäferey 1200 Stück hielte, und hierauf außer dem Schafmeister welcher 100 Stück hätte, drey Knechte, wovon zweene jeder 60, und der dritte 40 Stück

zum

zum Lohntheile bekäme, so erhielte der Meister den 12ten, die beyden erstern Knechte jeder den 20ten, und der letztere Knecht den 30ten Theil jeder vom Ganzen der Einnahme für Wolle, Ausmerzen und Felle. Die ganze Heerde erhielte Ein Zeichen, welches so eingerichtet seyn müßte, daß die Schäfer solches nicht leicht nachmachen könnten. Jetzt wäre es dem Haushälter weit leichter zu sehen, ob fremd Vieh zwischen der Heerde sey.

Bey dem Abgange eines Schäfers, wenn der Meister den Gehalt der Knechte nicht mit übernommen hätte, würde die Schäferey in so viel, sich in der Güte gleiche Theile, getheilt, als der Theil des abgehenden beträgt, durch das Loos könnte alsdenn entschieden werden, welchen Haufen oder Theil der abgehende Schäfer haben sollte.

Nun erfoderte der Vortheil sowohl des Schafmeisters als der Knechte, daß sie eine andere Laufbahn als die bisherige wählten; unbekannt welches ihr Vieh ist, erhält die ganze Heerde gleiches Futter; ihr Nutzen ist es künftig, wenn die Schäferey aus vielem und aus gutem Vieh besteht, weil mit Verbesserung des Ganzen auch ihr Interesse gewinnt; sie werden alle Weiden sowohl der Schafmeister als die Knechte zu nutzen suchen, und dahin trachten, daß alles Vieh gute Wolle trägt; futtern selbige gut, so gewinnt der Wirthschafter jetzt mit, statt daß sonst dieser Vortheil bloß für den Schäfer war; und jetzt ist es dem Haushälter eher möglich den Schäfer auf den Gedanken der Schäfereyverbesserung zu leiten, weil sein Gewinn bloß aus dieser Quelle geleitet werden muß.

Daß dem Schafvieh bey dem Verkauf die Ohrzeichen abgeschnitten werden müssen, daß ein gleiches bey dem Fellverkauf nöthig ist, daß solches geschehen muß, wenn ein Schäfer abgeht, dies alles sind Vorsichten, die ein jeder Oekonom als bekannt annehmen wird, weil solches sonsten die besten Gelegenheiten zu sogenannten neuen Keimeleyen seyn würden.

Wenn aber ein Schäfer abgeht und ein anderer ankömmt, so wird letzterer, wenn er schlecht Vieh hat, das demjenigen nicht gleich ist, welches er besetzen soll, nicht allein den Eigenthümer der Schäferey, sondern auch die gebliebenen Schäfer dadurch in Schaden setzen, und wenn dies Wechseln öfters geschieht, so wird die Schäferey nie in völligen Stand kommen, sondern die Heerde wird immer schlechtes Vieh zwischen sich haben. Diese wichtigen Einwürfe können gehoben werden. Wenn man gute Knechte auf mehr als Ein Jahr annimmt, wenn man nur solche wählt, welche Vieh haben, das demjenigen gleich ist, welches besetzt werden soll, oder man macht dem Schäfer die Bedingung, daß er ein Jahr vorher seinen Dienst kündigen soll, alsdenn wird nur dasjenige Vieh abgeschafft, welches nicht durchwintert werden kann, der angehende Schäfer bezahlt seinen Setztheil mit Gelde und verkauft sein bisheriges Vieh; der abgehende leidet hiebey nicht; ist das Jahr hindurch wenig verkauft, so ist sein Theil bey dem Abgange desto größer. Ist ein Vorschlag dem Wirthschafter nicht annehmlich, so ist es vielleicht ein anderer.

Der Einwurf welcher etwa noch Statt hätte, daß, wenn die Schäfer willkührlich futtern dürften, der Eigenthümer dennoch Schaden hätte, weil dieser die Futterung stehen müßte, hebt sich; der Wirthschafter weiß, was die Schafe bisher verzehrt haben, er giebt künftig auf die nemliche Anzahl nicht mehr, als er bisher gegeben hat, mithin werden die Futterungskosten nicht größer als die sonstigen. Wenn der Wirthschafter der Futterung wegen noch sicherer gehen wollte, so könnte er die Schäfer an der ganzen Nutzung der Schäferey, und also auch an dem Hürdeläger, Milch und Mist Theil nehmen lassen, wogegen die Schäfer alle Kosten, auch die des Schäferdeputats und der Futterung mit stehen müßten, und nach dem Verhältniß ihres festgesetzten Lohntheils an der Schäferey, ihren Gehalt von dem wahren Ueberschusse erhielten. In diesem Fall entstünde eine jährliche allgemeine Berechnung aller Einnahme und Kosten, nach welcher der Ueberschuß getheilt würde. Weil die Schä-

Schäfer die Kosten mitbezahlten, so würden sie mit dem Futter rathsam umgehen, und durch ein Aushüten im Winter manches zu ersparen suchen. Nur die Berechnung ist einigen Schwierigkeiten in Ansehung der Taxirung des Mistes und des Futters unterworfen, welche indeß durch eine genaue Aufsicht zu heben wären, die aber um so nöthiger ist, weil sonsten die Schäfer sich Vortheile verschaffen könnten, die außer der Berechnung blieben, in welchem Fall bloß der Eigenthümer litte – Gewiß ist es, daß auf eine oder die andere Art jener Zweck der Behinderung der sogenannten Keimeley, und der Verbesserung der Schäferey im Ganzen erreicht würde.

Wrisbergholzen. H. L. Brackmañ.

* * *

Noch eine dritte Antwort auf die geschehene Anfrage ist eingelaufen, welche eben die Mittel, die der zweyte Aufsatz enthält, vorschlägt, und deren Anwendung auf eine kleine Schäferey zeigt. Es wird dieselbe dem haushaltsverständigen Leser, so wie sie eingeschickt ist, vorgelegt. Vielleicht werden erfahrne Landwirthe bewogen, auch mit ihren Kenntnissen das Publicum zu belehren, da es scheint, daß diese Materie noch bey weitem nicht erschöpft sey. Hier ist diese dritte Antwort:

III.

Wenn man unter den Betrügereyen oder sogenannten Keimeleyen der Schäfer die Bemühungen derselben versteht, ihre ihnen eigene, unter der Heerde seyende Schafe besser zu versorgen, als die, welche dem Herrn zugehören, womit nicht selten eine Gleichgültigkeit gegen des Brodtherrn Schafe und Versäumniß derselben verbunden ist, welche Betrügerey sich auch besonders darin äußert,

1) Daß der Schäfer ernstlichere Bemühungen darauf verwendet, seine Schafe fleißiger zu visitiren und vom Schorf durch Schmieren zu befreyen und davor zu sichern.

2) Daß der Schäfer die seinigen in dem gemeiniglich vom Dorfe etwas entfernten Stalle öfter allein futtert, oder doch unter die Lämmer setzt, die eines bessern Futters genießen.

3) Auch bey dem Erkranken der Schafe seine Bemühungen, sie zu retten, darnach einrichtet und bestimmt, ob sein Herr oder er das Eigenthum daran hat.

4) Auch wohl bey Nachtzeit die geringsten von seinen Schafen aus der Hürde setzt, damit sie durch Abfressung der dabey stehenden Saat seines Herrn auf die Beine kommen sollen:

So kann ein Schäfer zu gleicher Sorge für seine ganze Heerde wohl nicht besser angetrieben, und dazu am trifftigsten bewogen werden, seines eigenen Vortheils wegen mehr Augenmerk auf die Verbesserung der Schäferey im Ganzen zu richten, als wenn man folgenden Contract mit demselbem errichtet:

Daß der Herr und Schäfer, (welchem letztern zum Lohn 50 bis 60 Schafe pflegen ausgefuttert zu werden) dergestalt zusammen setzen, daß der Herr, wenn er 100 Schafe für sich haben will, und er seinem Schäfer 50 Schafe ausfuttert, dahin mit letzterm contrahirt, daß diese 150 Schafe durch ein und eben dasselbe Mahl gezeichnet werden, daß des Herrn und des Schäfers Schafe taxiret, und durch die Herausbezahlung von einem an den andern dergestalt egalisiret werden, daß der Herr zwey Drittel und der Schäfer ein Drittel an der Schäferey habe, daß sodann niemand sagen könne und dürfe, dies Schaf gehört mir oder dir zu, daß Gewinn und Verlust nach dem verschiedenen Antheil getheilt und gestanden, und daß bey etwaigem Abgehen des Schäfers nach vorheriger Vertheilung in drey gleiche Haufen, die durch Aestimation gleich gemacht werden können, die Auseinandersetzung durch Loose geschehe.

Unter vorherbenannten Bedingungen habe ich im vorigen Frühjahr eine Schäferey errichtet, und bin durch Erfahrung also schon belehrt worden, daß den Keimeleyen dadurch völlig Einhalt gethan, und der Schäfer, weil er immer Vortheile und Schaden mit mir zugleich hat, sich bewogen gefunden, vielleicht um sein selbst willen, auf die Verbesserung der Schäferey im Ganzen sein Augenmerk zu richten.

L. O. L. B.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Montag, den 2ten März 1778.

Schreiben über das vom Obercollegio medico in Berlin bekannt gemachte Hülfsmittel wider den tollen Hundesbiß.

Mein Herr,

Sie haben kürzlich in Ihrem Magazin a) das specifische Mittel gegen den tollen Hundesbiß eingerückt, welches das Obercollegium medicum in Berlin auf Befehl des Königs in den Zeitungs- und Intelligenzblättern bekannt gemacht hat. Verdient je eine Krankheit die Aufmerksamkeit der Landesväter und die Sorgfalt der Aerzte, so ist es gewiß diese die Menschheit erniedrigende Krankheit. Viele große Naturforscher und Aerzte haben sich über die wahren Eigenschaften des Giftes, welches durch den Biß von wüthenden Hunden und andern Thieren so mörderisch dem Menschen beygebracht wird, müde gedacht, und unendlich viele Erfahrungen angestellt, aber bis jetzo sind alle Resultate ihrer Erforschungen noch schwankend. Einzelne Fälle bestimmen noch nichts. So lange dem Arzte die wahre Natur dieses Gifts verdeckt bleibt, so lange wird seine Heilmethode nie sicher und bestimmt seyn, er wird bloß empyrisch verfahren. Alles, was er bey einer solchen kritischen Lage kann, ist dies, daß er mit Verstand beobachtet und liest, und mit Klugheit wählt; dann wird er gewiß bey vorkommenden Fällen unter dem Wust von so vielen gepriesenen Mitteln dasjenige wählen, was Männer von Observationsgeist und Wahrheitsliebe in dieser Sache bekannt gemacht haben.

Sollte dies wohl der Fall bey dem von dem schlesischen Landmann angerühmten Mittel seyn? Soll der vorsichtige, weise Arzt zuversichtlich und unbedingt, durch das Ansehen eines so hohen Collegiums unterstützt, wohl den Gang so dreiste gehn dürfen, als man ihn führen will? Der große Friedrich handelt immer groß und huldreich; Er versäumt nichts, was seine Unterthanen glücklich machen kann. Er hat auch auf das Elend einen Blick geworfen, welches der tolle Hundesbiß unter den Menschen so grausam verbreitet. Er hat mit königlichen Kosten ein vorgeblich geheimes Mittel erkauft, es

a) 1777. Stück 67.

Seinem Obercollegium medicum zur Prüfung übergeben, und dieses bezeugt in öffentlichen authentischen Blättern, daß es von reeller Wirksamkeit sey, und allen Anzeigen entspreche, die eine solche wüthende Krankheit erfordert.

Das Publicum, welches sich durch das Empyrisch-Geheimnißvolle leichter lenken läßt, als durch tausend auf Vernunft und sichere Erfahrung gegründete Versuche, wird bey jedem Fall dieses Mittel willig ergreifen; ob es aber der kluge gewissenhafte Arzt thun wird, daran zweifle ich. Dieser verlangt, wenn er ja nicht anders als empyrisch verfahren kann, mehr in einem solchen kritischen Falle, als die Krankheit des tollen Hundesbisses ist; er will historisch richtige Beweise von der Zuverläßigkeit dieses Mittels haben, ehe er sich zu eignen Versuchen entschließt, in einer Krankheit, wo der Verlust von einigen Stunden durch fehlgeschlagene Versuche tödtlich werden kann, und wo der Arzt bey Kenntniß anderer durch Erfahrung gesicherter Mittel nicht bloß probieren darf, was ein Pensionairchirurgus durch Zeugen sich hat an Eidesstatt versichern lassen, er will auch die Zeugen kennen, er will philosophisch gewiß seyn, ob sie auch alle das Gepräge von historischer Glaubwürdigkeit haben. Keinem ist der Unglaube anständiger und nutzbarer, als dem Arzte; denn Niemand wird mehr betrogen als er, und für Niemanden ist der Betrug interessanter, als für ihn. Das Berlinische Obercollegium medicum war verbunden, das Publicum dadurch sicher zu stellen, daß es die einzelnen Kranken namentlich aufführte, den Ort ihres Aufenthalts benannte, den Verlauf der Krankheiten bestimmt beschrieb, und die Krises bemerkte, durch welche dieses Specificum so wohlthätig gewirkt, ob es durch einen häufigen auch wohl blutigen Urin, oder starken Schweiß geschehen sey, und ob die Beobachter Idioten oder Aerzte gewesen seyn. Wer ist mir gut dafür, daß alle Bisse eines Hundes, auch Bisse eines tollen Hundes sind, wie kann man das Specifische dieses Mittels und dessen Wunderkraft, wenn es auch durch tausend Zeugen erhärtet wäre, als ohnfehlbar anpreisen? Sind die Beobachter von gleicher Güte, als der Austheiler des Specificums wahrscheinlicher Weise seyn mag, so werde ichs nie brauchen, und wenn es mit königlichen Kronen erkauft wäre, so lange ich noch sichere und durch Erfahrung bewährte Mittel kenne.

Untersucht man das Geheimnißvolle dieses Mittels, so befremdet es mich, wie ein ganzes hohes, würdiges Collegium selbiges als ein ganz besonderes Arcanum aufdringen kann: denn es geschieht wahrlich dem furchtsamen, leicht folgenden Aerzte, und dem blindlings nach allem Neuen gaffenden und greifenden Publicum Gewalt, wenn ein solches hohes autorisirtes Collegium dergleichen Mittel gewissermaaßen Befehlsweise empfiehlt.

Die Herrn Aerzte in Berlin irren, wenn sie dieses Specificum als bisher unbekannt, und als ein aus der Dunkelheit

heit mit vielen Kosten gerissenes Mittel dem Publicum anpreisen. Denn das müssen sie doch darunter verstehen, wenn sie schreiben, daß man den Maywurm nicht mit dem gemeinen Maykäfer verwechseln solle, welchē viele große Medici gegen den tollen Hundesbiß angerühmt hätten. Diese Herren setzen also voraus, daß sie selbst vor der Erkaufung des Specificums gegen den tollen Hundesbiß nichts gewußt, und daß sie dem Publicum damit ein ganz unerwartetes Geschenk machen. Aber hiervon, mein Herr, muß ich Ihnen das Gegentheil beweisen. Ich kann Sie beynahe zwey Jahrhunderte zurückführen, wo dieses Mittel bekannt war, und vor aller Welt noch gedruckt da liegt.

Schon **Schwenkfeld**, von Greifenberg gebürtig, und Stadtphysicus zu Görlitz, welcher zu Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts lebte, empfiehlt in seinem Theriotrophio Silesiæ. Lignitz 1603. 4. den Maywurm als ein vorzügliches sicheres Mittel im tollen Hundesbiß. Er nennt ihn Scarabæus unctuosus, Scarabæus majalis, Cantharis unctuosa, Κανθαρὸς στεατώδης. Ein Schmalzkäfer, Erdkäfer, Mayländer, Mayling, Maywurm.

Johann Coler, ein Prediger im Meklenburgischen und von Goldberg in Schlesien gebürtig, schreibt in seinem Calendario Oeconomico. S. 42. „In „diesem Monat soll man die Meyenwürme colligiren, (das ist ein schwarzes Insektum, nicht groß, und fein „eitel fettes, haben keine Flügel,) die „lege in Honig, so wird ein Oel daraus, das ist dem Vieh mächtig gut. „Man soll sie aber wie etliche wollen, „mit einem Baumblatt aufheben, und „darnach in eine Baumlade zu Hause „tragen. Denn wann man sie mit den „bloßen Händen angreift, so schmeißen „sie das beste hinweg, so wider die Gift „dient. Etliche nehmen dieser Würmer zwölfe, reißen ihnen die Köpfe „ab, und legen sie in ein Pfund Baumöl oder in Honig, und halten sie also „über das ganze Jahr. Dies ist ein „köstlich Recept wider allerley Gift, „sonderlich aber wider den tollen Hundesbiß, beydes Menschen und Vieh.„

Seite 68. „Ich habs gesehen, daß „die Meyenwürmer, Hunden und andern Viehe, so von thörichten Hunden gebissen waren, eingeben worden, „derwegen ich auch wohl glauben will, „daß es Menschen eben so wohl helfen „möcht, als die Hunde und andere Viehe, wie man mich denn glaubwürdig „berichtet hat, daß auch Menschen damit sollen curiret seyn, wenn sie von „tollen Hunden gebissen worden.

Eben dieser Coler schlägt in seiner œconomia rurali & domestica. Wittenberg 1614. Fol. S. 482. außer vielen sich schon wirksam bezeigten Arzneymitteln noch folgendes vor: „Wenn ein „Hund oder ander Vieh von einem tollen Hunde gebissen wird, so schneide „einen Meyenwurm entzwey, mache „ein Löchlein ins Brodt, stecke ihn hinein, kleibs oder schmier es oben mit „Brodt wieder zu, schmier Meyenbutter drüber her, laß aufessen. Dieses

„ist Anno 1591 zweymal probirt wor„den an den Hunden.„

Ferner S. 482. „Wenn ein Hund „nicht essen noch trinken will, und ihme „viel Speichel aus dem Munde und „aus der Nasen lauft, und mit den Au„gen gar heßlich und greulich aussieht, „auf dem Leibe gar stuppicht und strau„bicht ist, den Schwanz zwischen die „Beine härter hinunter stößt, denn er „zuvor gethan, und ohne Unterscheid „an bekannten und unbekannten Vieh „aufspringt, so ist er thöricht worden.„

„Wenn man aber dies im Anfang „an ihm bemerkt, so nehme man nur „balde Fettes aus der Mühlpfanne; fein „klein geschabet oder geschnitten Eben„holz, ungenützt geschabet Bley und „ein wenig Raute, dieses alles unter„einander gemischt, und dem Hund in „einem Bissen Brodt zu essen geben, „das hilft.„

Seite 775. 126 Kapitel. „Wie man „die Meyenwürmer einmachen und ge„brauchen soll. Man soll erstlich Ho„nig in ein Töpflein thun, darnach soll „man mit einem Scheerlein über dem „Töpflein das Haupt abschneiden, den „Kopf wegwerfen, und das andere alles „in den Topf fallen lassen. Ehe man „sie aber einmacht, soll man gar gelinde „mit ihnen umgehen; denn sie sonst die „Materien, so zur Arzeney dienstlich, „von ihnen gehen lassen, derer mögen „gar viel also zusammen in dasselbe „Honig eingemacht werden. Wenn „man sie darnach zur Arzeney gebrau„chen will, so soll man der Würme ei„nen nehmen mit dem Honige, darinnen „er gelegen, etwa einer Haselnuß groß, „und sonsten einen Löffel voll andern „Honig dazu thun, und dasselbe mit 5 „Blättern Odermeninge wohl zu rei„ben, und den Menschen in Wasser oder „rothen Wein eingeben, und in einer „Badstuben oder in einem Bette wohl „zugedeckt, treuge wohl schwitzen lassen.

Stahl schreibt in seinem Collegio casuali magno: „Weickardus in the„sauro suo pharmaceutico recommen„dirt ein besonders Mittel, und betheu„ret es mit vieler seiner eigenen Erfah„rung, nemlich die bruchos majales, „nicht die vermes majales, die man sca„rabæos majales nennt, und keine Flü„gel haben und herum fliegen, sondern „diejenige Maykäfer, die schwarz und „schmierigt sind. Diese heißt er lebendig „in Honig thun, daß sie darinnen ster„ben, und an die Sonne setzen, daß die „Feuchtigkeit exhalire, und das Honig „sie wohl durchziehe. Wann nun ein „solcher Patient sich meldete, bezeuget „er, daß 2 oder 3 Käfer, oder deren „ausgepreßter Saft die Raserey hebe.„

Geoffroy giebt uns im sechsten Theil seiner materiæ medicæ. S. 554. rc. eine ziemlich richtige Beschreibung dieses Maywurms oder Schmalzkäfers, er preist ihn als ein sehr wirksames Mittel gegen den tollen Hundesbiß an.

So haben auch schon **Borellus, Mouffetus** und **Wierus** die vortrefflichen Wirkungen dieser Maywürmer gekannt; und dergleichen könnte ich aus ältern und neuern Zeiten noch mehr anführen, um zu beweisen, daß dieses Mittel schon längst so wohl in den Hän-

den

den mehrerer vernünftigen Aerzte als auch vieler Afterärzte gewesen, und als ein Hausmittel schon wenigstens zwey Jahrhunderte hindurch gebraucht worden.

Was sagen Sie zu diesen Citaten? Sind sie nicht redende Beweise für das Alterthum des durch das Königliche Preußische Obercollegium medicum angerühmten Specificums? Unterdessen bestimmt das Alterthum oder die Neuheit niemalen den wahren Werth eines Medicaments. Der denkende und erfahrende Arzt läßt sich nicht so leicht täuschen, als der Pöbel durch den Charletan, durch seine Orakelsprüche von dem Dreyfuß herunter in seiner Bude betrogen wird. Das Berlinische Obercollegium that wohl, daß es die glücklichen Erfahrungen des Besitzers des Specificums durch einen Kunstverständigen prüfen, und sie eidlich erhärten ließ, und es verdiente den wärmsten Dank, daß es nach den gnädigsten Absichten des huldreichsten Fürsten selbige öffentlich bekannt machte. Mir deucht aber, dieses hätte mit einiger Einschränkung geschehen sollen, es sollte nicht den ganzen Galimathias, woraus doch in der That dieses Specificum besteht, so unbedingt und zweckmäßig angepriesen haben. Den Aerzten vor zwey Jahrhunderten war dergleichen buntscheckigte Zusammensetzung von Ingredienzien noch zu vergeben, aber nimmer zu dem jetzigen Zeitalter, wo dringende Kürze und Simplicität in den Medicamenten herrschen soll. Es muß einem jeden Arzte von seinem Geschmack für eine solche lose Speise ekeln, da er kraftvollere gewohnt ist.

Wir wollen einmal diesen Potpourri ausschütten, und sehen, was er enthält.

Den **Maywürmern** wollen wir ihre Wirksamkeit nicht absprechen, es soll nach dem eignen Ausdruck des Obercollegiums **das Haupt-Ingrediens des belobten Arcani** bleiben. Auch den **Theriac** wollen wir beybehalten, damit das caustische Salz der Maywürmer nicht so mächtig auf die Urinwege wirke, und einen gelinden Schweiß befördern helfe.

Wozu aber der übrige Schwall? Was sollen die 2 **Quentchen Ebenholz** fruchten? Kein vernünftiger Arzt trauet jetzt den thierischen Säften noch die Kraft zu, aus dieser steinartigen Holzmasse belebenden Stoff zur Wiederherstellung der zerrütteten thierischen Maschine zu ziehn; Er überläßt es jetzt lieber den Künstlern.

Das **Quentchen Virginianischer Schlangenwurzel** ist freylich ein antiseptisches Mittel; aber auch gegen das Gift eines tollen Hundes, und zwar in einer solchen unendlich kleinen Menge?

Das allerauffallendeste unter diesem Gemische ist dann **das gefeilte Bley, was in dem Kramladen zu bekommen.** Die Aerzte suchen alle Wege in dem thierischen Körper zu eröffnen, durch welche das tödtende Gift ausgeführt werde, und bey diesem Falle scheint es, daß sie es recht darauf anlegen, nicht nur dasselbige in ihm einzuschließen, sondern auch zugleich ein neues in ihn einzuführen, welches die

schrecklichsten Zerstörungen sonsten anzurichten pflegt. Soll dieses gefeilte Bley vermöge seiner mechanischen Schärfe oder Schwere wirken, so bleiben mir die Eigenschaften des Giftes des tollen Hundesbisses noch unerklärbarer; soll es aber von unsern Säften, oder den genossenen Speisen und Getränk aufgelöst wirken, warum giebt man nicht lieber den meuchelmörderischen Bleyzucker und ähnliche Mittel? aber unter allen Fällen, wehe dem armen Kranken! Er bekommt freylich zu einer Dosis wenig, aber er bekommt doch Gift, und zwar zu einer Zeit, wo er schon dem Grabe nahe ist. Und wenn tausend große Aerzte für den innerlichen Gebrauch des Bleyes Lobreden hielten, so würde ichs durch Erfahrung und Vernunft geleitet dennoch jederzeit als ein Gift verabscheuen.

Wozu endlich die 20 **Gran Ebereschenschwamm** dienen sollen, ist unbegreiflich. Seiner Natur nach ist er zusammenziehend und führt etwas Balsamisches mit sich. Sollen sie das Gift in dem Körper verschließen helfen, und dieses sollen sie in einer so unendlich kleinen Partikel thun?

Urtheilen Sie selbst, mein Herr, welchen Chaos von widersprechenden Ingredienzien diese Wunderarzeney enthält. Ich habe schon oben erinnert, daß ich den Maywürmern ihren Werth und wohlthätige Wirkungen in dem tollen Hundesbisse nicht absprechen; nur ists mir unbegreiflich, warum man selbige nicht allein, oder höchstens in Verbindung des Theriacs oder eines ähnlich verbessernden Mittels giebt.

Beleuchtet man nun vollends das Specifische dieses Mittels näher, so sieht man nichts Hervorstechendes vor andern schon bekannten. Soll es eine ganz besondere und von allen übrigen schon bewährt gefundenen Arzeneymitteln verschiedene Arzeney seyn, bey welcher keine allgemeine Wirkungskräfte Statt finden, sondern die eine das Gift des tollen Hundesbisses einzig und allein zerstörende Wirkung äußern, so wird man es mir nicht verargen, wenn ich anders denke. Besitzen die Mayenwürmer eine dem Gifte des tollen Hundesbisses vorzüglich widerstehende Kraft, so liegt diese, wenn ich nicht irre, in der urintreibenden Eigenschaft desselbigen, so wie dieses die in dieser Krankheit schon längst innerlich und äußerlich bewährt gefundenen spanischen Fliegen thun.

Der dritte Theil der Abhandlungen der Römisch-Kaiserlichen Akademie der Naturforscher S. 447. liefert uns folgende Wahrnehmung des Doctor **Rösler**: „Die Frau von Stange in „Wagnitz, gabe zween Knaben, welche „von einem wüthenden Hunde waren „gebissen worden, zween Maykäfer „ohne Kopf. Sie wurden aber hierauf so krank, daß man glaubte, sie „würden sterben. Doch als nachgehends Blut mit dem Urin von ihnen „gienge, kamen sie in wenig Stunden „wieder zu recht. Die Frau von „Domnig in Elgut, ließe einer Magd, „welche von Hunden stark gebissen worden ware, dergleichen Käfer mit erwünschter Wirkung einnehmen.„

Sen-

Sennert a) spricht schon von den eingemachten Maykäfern in Honig gegen die Wasserscheu, als von einem bekannten Mittel, welche das Gift durch die Urinwege abführten.

Avincenna b) rühmt die auf besondere Art zubereiteten Küchlein von spanischen Fliegen und setzt hinzu: **Wenn ein solcher Mensch Blut harnet, so verfällt er nicht in die Wasserscheu.**

Mithin scheint die ganze Wirkung des neuerlich bekannt gemachten Specificums darin zu bestehn, daß das Gift des tollen Hundes, ehe es sich auf edlere Eingeweide festgesetzt hat, vermittelst des Salzwassers des Blutes, welches durch die Urinwege abgeschieden wird, zugleich mit aus dem Körper ausgeführt werde; so wie auch ein Theil davon, durch den Zusatz des Theriacs, vermittelst des Schweißes ausgeworfen wird, welcher mit dem Urin ähnliche Eigenschaften hat.

Unterdessen sind die Wirkungen dieses Mittels doch immer gewaltsam, folglich so unsicher, daß es nur für starke Naturen angemessen zu seyn scheint; Kinder und Personen von schwachem Nervensystem würde ich gänzlich davon ausschließen, besonders da das Trinken auf zwölf Stunden bey dessen Gebrauch untersagt ist, wodurch das caustische Wesen der Maywürmer sehr gemildert, aber auch allerdings in seiner Wirkung sehr geschwächt werden würde.

a) Med. Pract. Lib. I. part. 2. cap. 16.
b) Lib. IV. fen. 6. tr. 4.

Billig hätte man von dem Berlinischen Obercollegium medicum eine vollständige Krankheitsgeschichte einzelner Fälle erwartet, und soll das Publicum beruhigt werden, und der Arzt mit Sicherheit handeln, so kann und muß man dieses würdige Collegium kühn auffordern, selbige noch zu liefern. Für das Leben seiner Mitbürger darf man offenherzig sprechen; und mit dem Brustschilde eines ehrlichen Mannes, der nicht als Empyriker, sondern als selbst denkender Arzt seinem Nächsten auf alle Weise nutzen will, darf er kühn vor den Thron treten, und um Gründe solcher Befehle bescheiden flehen, die das Wohl der Menschheit angehn. Bis er nicht auf eine solche Art von der unbezweifelten Richtigkeit der von dem Schlesischen Landmann gemachten Erfahrungen überzeugt wird, wird der vorsichtige Arzt in vorkommenden Fällen seinen, oder vielmehr den schon betretenen, ausgekundschafteten, sichern Weg gehen. Schmuckers Methode, durch spanisches Fliegenpulver in Salben und Pflaster auf die scarificirten Wunden gelegt, da die Krankheitsgeschichte vor den Augen des Publicums da liegen, wird bey ihm immer das Uebergewicht behalten, obgleich die Einreibung der Mercurialsalbe, der innere Gebrauch des Quecksilbers, des Camphers rc. in den historisch richtig bestätigten individuellen Fällen für deren Wirksamkeit Bürgschaft leisten.

Mir

Mir ist schon längst der Gedanke eingefallen, daß, weil doch das Gift des wüthenden Hundesbisses, durch den Urin will abgeführt seyn, man in öffentlichen Anstalten Versuche mit Urintreibenden Mitteln machte, die weniger Gefahr für die Gesundheit der Menschen mit sich führten. Die Meerzwiebel, der Meerstinz, die Dulcamara, die blaue Schwertelwurzel, Wacholderbeeren, Terpentin, Milepeden, u. s. w. mit Speisen von ähnlichen Kräften begleitet, würden vielleicht gleiche Wirkungen äußern, wenn man besonders auf die Besorgung der Wunde die nöthige Sorgfalt richtete. Dieses ist in der Behandlung des schlesischen Landmannes ein ziemlich gleichgültiger Umstand. Denn das Waschen der Wunde mit Essig und Salzwasser, das Verbinden derselbigen mit Basilikensalbe, oder ungesalzener Butter, und das öftere Bedupfen mit Maywürmeröl ist wahrscheinlich gar nicht hinreichend. Werden die Wunden nicht scarificirt, durch ein glühendes Eisen die zuerst angesteckten Theile destruirt, und wo es die Lage des Körpers erlaubt, zeitig genug durch das Messer weggenommen; so muß man befürchten, daß die durch die Zähne des wüthenden Hundes mehrere beygebrachten Wunden sich anfänglich schließen, und daß dadurch desto ohnfehlbarer das Gift in der übrigen Masse des Blutes und anderer Säfte ausgebreitet werde.

Sie sehen hier, mein Herr, meine freymüthige Gedanken über das angepriesene Specificum. Ich habe bloß das Publicum auf den Gebrauch dieses Mittels aufmerksamer und zugleich behutsam machen wollen. Weder Partheygeist noch Widerspruchssucht, sondern rechtschaffene Anhänglichkeit fürs Wahre und Gute fordert mich auf, Ihnen über diesen wichtigen und traurigen Gegenstand der Menschheit offenherzig meine Meynung zu schreiben. Glauben Sie selbige nutzen zu können, so machen Sie davon in Ihrem Magazin Gebrauch; wo nicht, so werfen Sie diese hingeworfene Gedanken ins Feuer, damit ich nicht schade, wo ich nicht bessern kann. Ich bin rc.

Ehrenfried.

Anfrage.

Einige Freunde der Landwirthschaft in der Gegend Wunstorf, wollen einen Versuch mit dem Tobacksbau machen. Da es ihnen nun an einer Anleitung dazu fehlt, so frägt man hierdurch an, ob dergleichen bereits gedruckt vorhanden? Oder ob nicht Jemand der solchen Bau versteht, dazu in diesen Blättern eine Anweisung in Form der so beliebten Lüderschen Gartenbriefe, zum Besten des Publici baldmöglichst bekannt zu machen, die Vaterlandesliebe haben will?

W. C. J. L.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Freytag, den 6ten März 1778.

Bemerkungen über den Zustand der Bevölkerung in Manchester und den umliegenden Gegenden. Von Dr. Percival. *)

(Aus dem 64ten Bande der philosophischen Transactionen.)

Nach einer im Jahre 1717 gemachten Berechnung, belief sich die Anzahl der Einwohner in Manchester, ob Salford damals mit dazu gerechnet wurde, weiß ich nicht, auf 8000. a).

Bey einer neuen Berechnung im J. 1757, fanden sich in Manchester und Salford 19839 Einwohner; und vom Jahr 1754 bis 1761 mit eingeschlossen stieg die Zahl der Todten auf 5769. Für jedes Jahr, die Presbyterianer abgerechnet, kommen also in dieser Periode 721 Todte in Rechnung. In der Folge wird es deutlich werden, daß diese Anzahl bis auf 771 würde gestiegen seyn, wenn die Gestorbenen der Presbyterianer mit in Anschlag gebracht wären. Um diese Zeit starben also jährlich von den Einwohnern zu Manchester 1 von 25, 7.

Eine neue Berechnung von Manchester vom Jahre 1773 hat folgende Tabelle gegeben, welche mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit gemacht ist.

Manchester		Salford.
3402	– Häuser –	866
5317	– Familien –	1099

T Man=

*) Abhandlungen wie diese sind gewiß von dem ausgebreitetsten Nutzen, den aber vielleicht nicht alle sogleich einsehen. Man erhält durch sie nicht nur eine genaue Angabe der Volksmenge, sondern auch richtige Mortalitätslisten. Durch jene lernt man den Zustand der Bevölkerung, der ein so wichtiges Stück in der Statistik eines Landes ausmacht, kennen. Philosophen und Menschenfreunde freuen sich, wenn er zu der Größe des Landes paßt, und denken auf Mittel ihn zu befördern, wenn er zu gering ist. Der Nutzen der Mortalitätslisten ist zu bekannt, als daß man hier davon zu reden brauchte. — Man klagt so sehr, daß die Statistik von Deutschland noch so wenig bearbeitet sey. Wäre es nicht nützlich, von einer jeden Stadt solche Listen zu machen? Gewiß in 10 Jahren würden unsere Kenntnisse größer seyn. Anm. des Uebers.

a) Manchester und Salford kann man, wie London und Westminster, als Eine Stadt ansehen, ob sie gleich verschiedene Namen haben. Ein Fluß trennt sie zwar, aber zwo Brücken vereinigen sie wieder.

Manchester		Salford
10548	– Männer –	2248
11933	– Weiber –	2517
7724	– Ehepaare –	1775
432	– Wittwer –	89
1064	– Wittwen –	149
7782	– Unter 15 J. –	1793
3252	– Ueber 50 J. –	640
342	– Hagestolze –	18
150	– Matronen –	13
44	– ledige Häuser –	26

In Manchester und Salford belaufen sich also die bewohnten Häuser auf 4268; die Familien auf 6416; die Einwohner auf 27246. Das Verhältniß der Personen zu einem Hause ist beynahe wie 1 : 6⅖; und zu einer Familie wie 1 : 4¼. Die Weiber übertreffen die Männer um 1654; die Wittwen übertreffen die Zahl der Wittwer über die Hälfte, und ⅐ der Einwohner hat das 50te Jahr erreicht.

Die folgende Tabelle, welche aus dem Kirchenbuche der Kirche zu Manchester genommen ist, zeigt für jedes Jahr die Anzahl der Gebornen und Gestorbenen im Durchschnitte.

	Gest.	Geb.
Von 1580 bis 1587 incl.	184	
– 1680 – 1687 –	286	
– 1720 – 1727 –	359	
– 1754 – 1760 –	736	769
– 1761 – 1765 –	731	843
– 1766 – 1770 –	870	970

Man muß aber bemerken, daß hierunter die Gebornen und Gestorbenen unter den Presbyterianern nicht mit begriffen sind. Jetzt werden sie aber mit in das Kirchenbuch getragen, und im letzten Jahre 1772 war die Zahl ihrer Gestorbenen 50, und der Gebornen 181. Wenn man nun diese mit zurechnet, so sind seit 1768 bis 1772 incl. jährlich im Durchschnitte 958 zu Manchester gestorben. Geboren sind dagegen jährlich in derselben Periode 1098, Presbyterianer mit gerechnet. Mithin ist jetzt das Verhältniß der jährlich Gestorbenen zu den Einwohnern fast wie 1 zu 28, 4; und der Gebornen zu den Einwohnern, beynahe wie 1 zu 25. Die Gebornen übersteigen also jährlich im Durchschnitte die Gestorbenen um 140.

Das schnelle Zunehmen von Manchester ist aus dem Vorhergehenden klar. Dennoch ist Leverpool in der nemlichen Zeit in einem weit größern Verhältnisse gewachsen. Dies sieht man aus der folgenden Tabelle, welche ich aus einem unterhaltenden Werke genommen habe, welches mein gelehrter Freund Herr Enfield, Professor der schönen Wissenschaften zu Warrington, vor kurzem herausgegeben hat b).

Jahr	Anzahl der Einwohner	Jährliche Zunahme
1700 –	5714 –	
1710 –	8168 –	245
1720 –	10446 –	227
1730 –	12074 –	162
1740 –	18086 –	601
1750 –	22099 –	401
1760 –	25787 –	368
1770 –	34004 –	822

Nach dieser Tabelle hat Leverpool jetzt

b) Geschichte von Leverpool S. 28. zweyte Ausgabe.

jeßt 6 mal mehr Einwohner, als es im Anfange dieses Jahrhunderts hatte.

So wie die Bevölkerung in Manchester zugenommen hat; so hat auch der Reichthum und die Handlung zugenommen. Denn ein ansehnlicher Theil der Manufakturen dieser blühenden Stadt hat sich auch bis auf die herumliegende Gegend verbreitet; welche dadurch viele Einwohner und Häuser erhalten hat. Die Gegenden um Manchester sind so volkreich, daß ein jedes Haus in dem Gebiete der Stadt so eingerichtet ist, daß 6 Personen darin wohnen können. Das Gebiet der Stadt ist nur sehr klein, und der größte Theil desselben wird wahrscheinlich in kurzer Zeit mit in Manchester eingeschlossen werden. Es sind darin 311 Häuser, 361 Familien, 947 Männer, 958 Frauenzimmer, 656 Ehepaare, 21 Wittwer, 42 Wittwen, 763 unter 15 Jahren, und 222 über 50 Jahre.

Man bemerkt mit Vergnügen, daß die Einwohner von Manchester, ob sie sich gleich vermehrt haben, länger leben, als sonst; denn das Verhältniß der Gestorbenen ist jeßt weit geringer, als im J. 1757.

Dies muß man, wie Dr. Price c) richtig bemerkt hat, den vielen neuen Einwohnern zuschreiben, welche vom Lande in die Stadt gezogen sind. Diese kommen gewöhnlich in der Blüte ihres Lebens, und machen das Verhältniß der Einwohner zu den Verstorbenen weit größer, als es sonst gewesen seyn würde. Auch diese Bemerkung bey Seite gesetzt, hat man sehr guten Grund zu glauben, daß Manchester jeßt gesünder ist, als es sonst war. Die neuen Straßen sind breit und geräumig, die Armen haben größere und bequemere Wohnungen, und der Wachsthum des Handels verschafft ihnen bessere Kleidung und Nahrung, als sie sonst hatten. Ich kann auch noch hinzuthun, daß die neuen Entdeckungen in der Arzeneykunde das Leben sehr verlängern. Die kühlenden Mittel in den Fiebern und den Blattern, der freye Zugang der Luft, die Aufsicht auf Reinlichkeit und der allgemeine Gebrauch der antiseptischen Mittel sind gewiß Ursachen, daß viele der gefährlichsten und bösesten Krankheiten nicht mehr so heftig und tödtlich sind, als sie sonst waren. Im Jahre 1770 herrschten hier die Geschwüre am Halse; aber dies ist auch die einzige Epidemie, welche sich seit langen Jahren in Manchester in einem hohen Grade gezeigt hat. Jeßt kommen Friesel sehr selten vor, da sie doch sonst sowohl in der Stadt als in den umliegenden Gegenden sehr häufig waren. Die natürlichen Blattern, denn das Einimpfen wird hier noch wenig gebraucht, raffen hier weit weniger Menschen weg, als man sonst gewöhnlich findet; dies kann ich aus meiner eigenen Erfahrung sagen. Die Krankheiten nach der Geburt nehmen jährlich bey uns ab, weil man das Frauenzimmer in dem Kindbette ver-

 nünftig

c) Treatise on reversionary payments. p. 188.

nünftig behandelt; und weil man in der Erziehung der Kinder der Natur mehr folgt, so kann man mit Recht glauben, daß ihre Gesundheit stärker und besser wird.

Doch muß man zugeben, daß große Städte der Bevölkerung schädlich sind; denn die Vortheile, welche ich erzählt habe, würden in Dörfern und Landgütern sich in ihrer vollen Stärke gezeigt haben, da sie in Manchester bloß verhindern, daß nicht so viele sterben, als sonst bey dem Anwachse der Einwohner gestorben seyn würden. In dem Walliser Lande, welches ein Theil des Canton Bern ist, und in einem Theile von Brandenburg, verhalten sich jährlich die Gestorbenen zu den Einwohnern wie 1 zu 45; und zu Damarell in Devonshire wie 1 zu 54; dagegen sterben in dieser Stadt jährlich 1 von 28; in Leverpool 1 von 27, und in London 1 von 21. Die Hälfte von den Kindern, die in Manchester geboren werden, stirbt, ehe sie 5 Jahre alt sind, und das Verhältniß der Gebornen zu den Einwohnern, welche das 80ste Jahr erreichen, ist wie 30 zu 1. Die meisten und bösesten Krankheiten sind hier im Januar, Februar, März, Julius, August und September. Die Sterblichkeit ist in diesen Monaten wie 11:8, und die der ersten 6 Monate des Jahrs, verglichen mit den letzten 6 Monaten, wie 7 zu 6.

Im April 1773 zählten verschiedene Männer aus Neugierde die Einwohner von Bolton, einer Stadt, die ohngefähr 12 Meilen von Manchester liegt. Häuser fanden sich 946, Mannspersonen 2159, Frauenzimmer 2392, und Personen, welche 70 Jahre oder darüber waren, 74. Hierzu müssen noch 17 gerechnet werden, welche aus einem Versehen unter keine Classe gebracht waren. Die Einwohner von Bolton belaufen sich also auf 4568; und die Zahl der Personen zu einem Hause ist wie 1:4,8; und der 60ste Theil der Einwohner hat 70 Jahre erreicht.

Klein Bolton, eine Vorstadt von Bolton, die Landgüter und die umliegende Gegend, so weit ihre Einwohner Abgaben an Bolton geben müssen, mit eingeschlossen, hat 232 Häuser, 771 Einwohner, 361 männliche und 410 weibliche, und 15 Personen sind 70 Jahre und darüber. Aus dieser Berechnung sieht man, daß die Zahl der Einwohner sich gegen die Häuser verhält wie 3,3 zu 1.; und daß 1 gegen 50. 70 Jahre erreicht haben. Der Unterschied in diesen Verhältnissen zwischen einer kleinen Stadt und einem Landgute, welches daran stößt, ist bemerkungswürdig.

Herr Fletcher hat mir die Zahl der Einwohner von Bury mitgetheilt, die er mit großer Sorgfalt herausgebracht hat. Die Stadt enthält 463 Häuser, 464 Familien, und 2090 Einwohner. Jedes Haus und jede Familie besteht also aus $4\frac{1}{2}$ Personen. Bury liegt 9 Meilen von Manchester, und wird durch eine Wollenmanufaktur reich.

Zu Altringham, einem Marktflek-

ken

ken in Cheshire, das keine Manufakturen hat, war die Anzahl der Häuser nach einer genauen Berechnung, die im Julius 1772 gemacht ist, 248; Einwohner waren 1029, oder $4\frac{1}{7}$ gegen ein Haus. Man hatte schon 20 Jahre vorher die Einwohner dieses Fleckens gezählt, und fand damals beynahe 1000.

Die folgende Tabelle zeigt eine Vergleichung des Zustandes der Bevölkerung, der Dauer des Lebens, und der Sterblichkeit in den verschiedenen Jahrszeiten in Eastham und Royton. Diese beyden Oerter liegen weit von einander, und ihr Clima, ihre Lage und das Gewerbe ihrer Einwohner ist sehr verschieden. Das Kirchspiel Eastham liegt in Wirral, und ist eins von den Hundert, worin Cheshire vertheilt ist. Es liegt längs dem Ufer des Flusses Mersey, wenig Meilen von dem Irländischen See. Die Einwohner sind meistens Ackerleute, einige Fischer, und einige besorgen die Fähre nach Leverpool.

Royton liegt 10 Meilen ostwärts von Manchester, unter der großen Kette von Gebirgen, welche Lancashire und Yorkshire von einander trennen. Die Einwohner desselben leben vorzüglich von den Baumwolle- und Leinenfabriken, wenige von ihnen sind Ackerleute; und einige, glaube ich, arbeiten in den Steinkohlengruben, welche man da im Ueberflusse findet.

Ich bin meinem gelehrten Freunde dem Herrn Travis, Prediger zu Eastham, sehr verbunden, daß er auf meine Bitte sein Kirchspiel durchgesehen hat. Ihm habe ich auch die Berechnung von Royton zu danken, welche von seinem würdigen und verehrungswerthigen Oheim gemacht ist.

Den 1ten Jenner 1772 war die Anzahl der Einwohner von Royton 1105;
von Eastham aber — — — — 912.
Die Anzahl der Personen in einem Hause war zu Royton etwas mehr, als $5\frac{1}{7}$.
Die Anzahl der Personen in einem Hause zu Eastham — 5.
Die Anzahl der Personen in einer Familie war zu Royton ohngefähr $4\frac{3}{4}$.
Die Zahl der Personen in einer Familie war zu Eastham etwas über $4\frac{1}{2}$.
Das Verhältniß der Mannspersonen zu dem Frauenzimmer in Royton beynahe — — — — — 53 zu 56.
Dasselbe Verhältniß in Eastham beynahe — $54\frac{1}{2}$ zu 56.
Das Verhältniß der Wittwen zu den Wittwern, in Royton 10 zu 3.
Dasselbe Verhältniß in Eastham — — 10 zu $8\frac{1}{3}$.
Die Zahl der Gebornen

Die Zahl der Gebornen		
in Royton im Durchschnitt von 3 Jahren —	42	Verhältniß zwischen Knaben und Mädchen wie — 13 zu 11.
— in Eastham —	34	Eben das Verhältniß — 13 zu $11\frac{5}{9}$.

NB. Folgende Verhältnisse sind im Durchschnitt von 7 Jahren.

Die Zahl der Gebornen in Royton verhält sich zu den Ehepaaren daselbst — beynahe — — — 1 zu 5.

Dasselbe Verhältniß in Eastham — etwas mehr als — 1 zu 4.

Die Zahl der Gebornen in Royton zu den sämmtlichen Einwohnern 1 zu $26\frac{1}{3}$.

Dasselbe Verhältniß in Eastham — — 1 zu $26\frac{4}{5}$.

Die Zahl der verheyratheten Personen in Royton zu der Zahl der unverheyratheten über 15 Jahre, — — 8 zu 5.

Eben das Verhältniß zu Eastham — — 6 zu 5.

Anzahl der Gestorbenen in Royton im Durchschnitte von 3 Jahren	21.	Verhältniß zwischen Mannspersonen und Frauenzimmer wie	13 zu 10.
— — zu Eastham —	26.	Eben das Verhältniß	13 zu $11\frac{1}{7}$.

Die Zahl der Gestorbenen in Royton zu den sämmtlichen Einwohnern 1 zu 52.

Dasselbe Verhältniß in Eastham — — 1 zu 35.

Die Anzahl der gestorbenen Kinder unter 3 Jahren zu der Anzahl der in Royton gebornen Kinder im Durchschnitte von 3 Jahren 1 zu 7.

Eben das Verhältniß zu Eastham — — 1 zu 17.

Lebende Personen unter 3 Jahr alt waren in Royton den 1. Jenner 1772. 129.

Dito in Eastham — — — — 100.

Gestorbene unter 3 Jahr alt, im Durchschnitte von 3 Jahren, 6; oder 1 von $21\frac{1}{2}$.

Dito in Eastham 2, oder — — — 1 von 50.

Lebende, die unter 15 Jahren sind, am 1ten Jenner 1772 in Royton 450.

Dito in Eastham — — — 329.

Gestorbene unter 15 Jahren, im Durchschnitte von 3 Jahren in Royton — — — 11 oder 1 von 41.

Dito in Eastham — — — 4 oder 1 von 82.

Lebende in Royton zwischen 15 und 30 Jahren den 1ten Jenner 1772. 333.

Dito in Eastham — — — 199.

Gestorben von diesen sind vor 1773 in Royton 5; oder 1 von $66\frac{1}{2}$.

Dito in Eastham — — 5; oder 1 von 40.

Lebende zwischen 30 und 40 Jahren in Royton — 96.

Dito in Eastham — — — 124.

Von diesen sind gestorben vor 1773 in Royton — 2; oder 1 von 48.

Dito in Eastham — — 4; oder 1 von 31.

Lebende zwischen 40 und 50 Jahren in Royton — 98.

Dito in Eastham — — — — 83.

Von diesen sind vor 1773 gestorben in Royton — 2; oder 1 von 49.

Dito in Eastham — — 3; oder 1 von 28.

Lebende zwischen 50 und 60 Jahren in Royton — 61.

Dito in Eastham — — — — 64.

Von

Von diesen sind vor 1773 gestorben in Royton	$1\frac{1}{3}$; oder 1 von 45.
Dito in Eastham — —	2; oder 1 von 32.
Lebende zwischen 60 und 70 Jahren in Royton	— 49.
Dito in Eastham — — — —	54.
Gestorben sind hiervon vor 1773 in Royton —	$1\frac{1}{3}$; oder 1 von 36.
Dito in Eastham — —	$1\frac{1}{3}$; oder 1 von 40.
Lebende zwischen 70 und 80 Jahren in Royton	— 10.
Lebende zwischen 80 und 90 Jahren in Royton	— 8.
Lebende zwischen 70 und 80 Jahren in Eastham	— 34.
Lebende zwischen 80 und 90 Jahren in Eastham	— 5.
Gestorben sind hievon vor 1773 in Royton —	1 von 18.
Dito in Eastham — — —	1 von 21. d).

Die Sterblichkeit nach den Jahrszeiten ist in den letzten 7 Jahren folgende gewesen:

	Rayton.	Eastham.
Januar, Februar, März,	39	56
April, May, Junius,	31	34
Julius, August, September,	31	45
October, November, December	18	53
	119	188

Von allen Monaten im Jahre, einzeln genommen, ist der October der schädlichste, und der April der gesundeste für Eastham. Die drey letzten Monate des Jahrs scheinen für Royton die gesundesten zu seyn, obs in dieser Jahrszeit gleich daselbst sehr häufig regnet. Die Winde kommen um diese Zeit gewöhnlich aus Westen, die Wolken werden aber von den hohen Bergen aufgehalten, und entledigen sich dann in häufigen und starken Regen. Zu Tawaley, welches unter der nemlichen Kette von Gebirgen, und nicht weit von Royton liegt, fallen jedes Jahr 42 Zolle Regen. Die Menge des Regens zu Manchester, welches von den Gebirgen entfernter liegt, ist gewöhnlich 33 Zolle. Ein sehr nützlicher Schriftsteller hat bemerkt, daß in den nassen Jahrszeiten lange so viele epidemische Krankheiten in Großbritannien und Irrland nicht herrschen, als in den trocknen; und daß die Stürme, welche die gewöhnlichen Begleiter des Regens sind, weit gesunder sind, als ruhiges Wetter, wahrscheinlich, weil sie die Dünste ver-

d) Es könnte scheinen, als wenn manche male die Durchschnitte zu gering angenommen wären; aber Herr Travis versichert mich, daß die Heyrathen, Geburten und Todesfälle zu Eastham seit 15 Jahren von der vorhergehenden Tabelle um nichts merkliches abgewichen wären.

vertreiben, welche Krankheiten verursachen könnten e). Ich kann zwar durch diese Beobachtungen nicht genau bestimmen, daß die drey letzten Monate im Jahre für Royton die gesundesten sind; aber sie werden gewiß das Vorurtheil vertreiben, welches man nur zu allgemein gegen das nasse Clima von Lancashire und anderer westlichen Gegenden Englands gefaßt hat. Denn die Wohlthaten der Vorsehung sind mit einer so gütigen als freygebigen Hand allerwärts vertheilt. Und wenn wir auf diesem Theile der Insel nicht so viel Sonnenschein haben, als unsere Nachbaren, so haben wir dagegen mildere Winter, und gemäßigtere Sommer mit erfrischendem Regen.

Herr Bolton, ein sehr würdiger presbyterianischer Geistlicher zu Monton, wenige Meilen von Manchester, hat auf meine Bitte, seine Gemeinde gezählt, und auf die Gebornen und Gestorbenen unter ihr während den letzten 10 Jahren gesehen. Seine Gemeinde besteht, Bediente mit eingerechnet, aus 196 Mannspersonen, 190 Frauenzimmern, 97 Familien, 60 Ehepaaren, 14 Wittwern, 13 Wittwen, 142 unter 15 Jahren, und 64 über 50. Gestorben sind während den 10 Jahren 57, und geboren 138. Hieraus erhellt, daß 1 von 6 das 50ste Jahr erreicht hat; daß der Gebornen über die Hälfte mehr sind, als der Gestorbenen, und daß bloß 1 von 68 jährlich stirbt. Der letzte Umstand ist etwas außerordentlich; aber um allen Zweifel zu heben, hat Herr Bolton sehr gütig ihn zwey male wiederholt. Er hat sich nicht allein aus dem Kirchenbuche unterrichtet, sondern auch aus den Privatnachrichten jeder Familie in seiner Gemeine. Die Lage von Monton scheint der Gesundheit nicht günstig zu seyn, weil ein breiter Sumpf in der Nähe liegt, aber die Einwohner desselben sind meist Landleute, die wegen ihres Fleißes und ihrer Mäßigkeit bemerkungswerth sind. Das lange Leben, welches sie genießen, giebt einen starken und angenehmen Beweis von den großen Vortheilen der Mäßigkeit; und bestätigt eine Bemerkung des Herrn Muret, welcher das Sterberegister in einer Stadt nachsah, um die herauszubringen, deren Tod man den Ausschweifungen zuschreiben könnte. Er fand die Anzahl von diesen so groß, daß er verleitet wurde zu glauben, Trunkenheit schade den Menschen mehr, als Pleuresie, Fieber und die bösesten Kranheiten.

e) Rutty's chronological history of Weather.

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Montag, den 9ten März 1778.

Versuch einer Beantwortung der zu Cassel von der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste ausgesetzten Preisfrage:

Welches sind die kürzesten, geschwindesten und besten Mittel, die in einem Lande weit unter dem wahren Werth heruntergefallenen Grundstücke, Häuser, Gärten, Ländereyen rc. wieder steigend zu machen? *)

Zur Beantwortung der den jetzigen Zeiten so sehr angemessenen Frage:

Durch welche Mittel die in einem Lande weit unter dem wahren Werthe heruntergefallene Grundstücke, am kürzesten, geschwindesten und besten wieder zum Steigen gebracht werden können?

wird man nur alsdann mit einiger Zuverläßigkeit gelangen, wenn man die Quellen untersucht, aus welchen die Verminderung des Preises der Grundstücke zunächst hergeflossen. Denn es ist immer weit mißlicher, Gebrechen des Staats, ohne Kenntniß der Entstehungsursachen heilen zu wollen, als ein körperliches Uebel zu heben, dessen Ursprung uns unbekannt geblieben.

U Bey

*) Dieser Versuch war an obengenannte Gesellschaft, nicht in der Erwartung eingesandt, den ausgelobten Preis davon zu tragen, sondern bloß um von ganz unpartheyischen Richtern zu erfahren, ob ihn der Verfasser einer weitern Bekanntmachung würdig halten dürfte. — Der Preis wurde dem Herrn Regierungsrath Schletwein zugesprochen. Das Accessit erhielt eine Abhandlung des Hrn. Professor Wagner zu Idstein. — Bey der Anzeige hievon ward aber der Wunsch geäußert, daß gegenwärtiger Aufsatz, nebst verschiedenen andern, im öffentlichen Drucke erscheinen möchte. Ich nehme solchen Ruf um so williger für Ernst an, als diejenigen Mittel, welche in den gekrönten Preisschriften zur Steigerung des Preises der Grundstücke vorgeschlagen worden, wenigstens in den Gegenden meines Aufenthalts, gar keiner Anwendung fähig sind. Je mehr Irrwege man kennen lernt, desto leichter ist es, hernach die rechte Straße zu finden. Sollte die Bekanntmachung dieses Versuchs auch sonst keinen Nutzen stiften; so will ich doch nicht daran verzweifeln, daß selbige wenigstens dazu dienen könne, andere dem verfehlten Ziele näher zu führen.

Bey der letztern wirkt oft Natur und Zufall, was der Geschicklichkeit des Arztes zugeschrieben wird. Die Wegräumung der ersteren, wenn sie anders schleunig erfolgen soll, hängt aber mehrentheils nur allein von der Kunst ab, und dann wird man in der Ungewißheit, woher der Fehler seinen Anfang genommen, gar leicht am unrechten Orte die Hülfe anwenden, deren Wirkung aber, in solchem sehr gewöhnlichen Falle, mit unsern Erwartungen unmöglich übereinstimmen können.

Dieses mag zur Rechtfertigung des Plans hinreichen, nach welchem ich mich bemühen werde, über obige Preisaufgabe meine Gedanken vorzutragen. Es geschieht solches nicht in der stolzen Hoffnung derselben völlig Gnüge zu thun. Zufrieden wenn der Wunsch nur nicht fehl schlägt, über jenen wichtigen Gegenstand wenigstens einiges Licht zu verbreiten, werde ich mich eben so gern übertroffen sehn, als andere übertreffen, da mir Vaterlandsliebe süßer als Eigenliebe ist, und fast kein Deutscher für sein Vaterland die Frage unwichtig halten darf, wie man den eingebildeten Werth des Vermögens der Unterthanen steigern, ihren Credit stärken, und sie dadurch in den Stand setzen könne, mit einer größern Consumtion oder Handelsunternehmung, mehrern Einwohnern Unterhalt zu verschaffen.

Einerley Uebel rührt sehr oft von verschiedenen Ursachen her, und so geht es auch mit dem gesunkenen Preise der liegenden Gründe. Ich will sie alle so viel möglich nahmhaft machen, jedoch nur derjenigen umständlich gedenken, die schleunig entfernt werden können.

Sämmtliche Ursachen lassen sich unter zwey Classen bringen, denen ich hernach wieder ihre besondere Abtheilungen geben will, damit das Auge bey ihrer großen Anzahl nicht verirre, und dann und wann einen Ruhepunkt finde, wo es jedes einzelne Object ohne Zerstreuung übersehn und beurtheilen könne.

Einige davon erstrecken sich auf ganze Länder und Provinzen und alle Arten von Grundstücken, andere aber trifft man hauptsächlich nur in eingeschränkten Gegenden und Oertern an, oder sie haben auch ihre Beziehung nur auf einzelne Gattungen von Grundstücken. Jene Ursachen nenne ich *allgemeine* und diese *besondere*.

Die Aufgabe scheint zwar hauptsächlich nur die erste Gattung zum Augenmerke genommen zu haben, doch werden bey dem genauen Zusammenhange der Materie, sich durch letztere noch oft Betrachtungen erläutern lassen, zu welchen erstere Gelegenheit gegeben, und ich besorge daher nicht, von dem vorgestellten Zwecke zu weit abzuweichen, wenn ich mich über beyde Arten von Ursachen ausdehne.

Zu den *allgemeinen* rechne ich

1) die Abnahme an Landeseinwohnern. Je mehr Menschen ein Staat enthält, desto häufiger werden Grundstücke gesucht, es fehlt ihnen nie an Käufern und einer treibt den andern auf.

auf. Die Grundstücke tragen überdem daselbst mehr ein, weil der Eigenthümer der Gebäude viele Miethsleute antrifft, und der Bebauer der Aecker, Wiesen und Gärten, leicht, geschwind und mit Zuverläßigkeit seine Früchte abzusetzen weiß, folglich kann man auch in volkreichen Staaten ein größeres Capital ohne Schaden an liegende Gründe wenden, als da wo wegen Mangels an Menschen die angeführten Vortheile fehlen, daher denn in jenen der leztern Betrachtung wegen ebenfalls mehr Zulauf an Käufern als in diesen zu seyn pflegt. Die Sache ist zu sehr bekannt, zu tief in ihrer Natur verwebt, zu oft durch Erfahrungen bestätigt worden, sie bedarf keines Beweises.

Eben so wenig aber findet sich hier ein schicklicher Plaz, wo die Mittel der Bevölkerung aufgestellt werden könnten. Nicht weil solche schon von so vielen großen Männern so vortrefflich abgehandelt sind, sondern weil alle Bevölkerung, sie mag noch so gut gelingen, doch immer langsame Schritte thut, und folglich durch selbige eine geschwinde Steigerung des Preises der Grundstücke nicht zu erhalten steht.

Die Menge der Einwohner bestimmt jedoch nicht allein den Werth der Grundstücke; ein stärkerer Vorrath an baarem Gelde, wird unter einer geringern Anzahl Menschen, die Grundstücke in weit höhern Preis bringen, als sie unter einer größern Menge haben die in Armuth und Dürftigkeit leben. Es gehört daher

2) der Mangel an baarem Gelde mit zu den allgemeinen Ursachen, welche das Fallen des Preises der Grundstücke veranlassen können.

Wo Ueberfluß an baarem Gelde ist, da legt der Capitalist selbst gerne seine Reichthümer an Grundstücke, weil der Zinsfuß dorten geringer zu seyn pflegt, als in solchen Ländern, wo das baare Geld mangelt. Andere leihen aus gleichem Grunde in jenem Lande, gerne fremde Gelder zum Ankaufe der Grundstücke, und da es nicht an Vermögenden fehlt, denen doch immer einiger Vorrath an baarem Gelde bleibt, so wird es ihnen nicht schwer, Vorschüsse zu erhalten. Endlich ist auch die Verzehrung in geldreichern Staaten, verhältnißmäßig größer, als in denen, wo man sich aus Mangel an Bezahlungsmitteln mit dem Nothdürftigsten, und dazu kärglich behilft. Wenn der französische Arbeiter seinen Tisch täglich mit einer Wassersuppe, einem Stücke Weißbrodt und einer kleinen Flasche Wein besezt; so trägt der Engländer ein halbes Viertel von Ochsen und das Bier in großen Krügen auf. Die größere Consumtion verbessert aber, wie schon oben gedacht worden, die Nuzung der Grundstücke. Folglich hebt der baare Geldvorrath, aus mehreren Ursachen den Preis derselben.

Dieses gäbe mir also Gelegenheit von den Vorkehrungen zu reden, wodurch man dem Mangel des baaren Geldes abhelfen, oder solchen ersetzen

kann. Mein Zweck leidet es indessen auch hier nicht, weitläuftig zu seyn. Denn theils erfordert schon die Vermehrung des Geldes oft viele Zeit und mancherley Operationen, und theils könnte es nach Beschaffenheit der Umstände sogar nachtheilig seyn, wenn man zu **geschwind** durch andere Mittel als solche, welche die Industrie reizen, den Mangel an Münze zu verringern suchte. Ein plötzlicher Zuwachs an baarem Gelde steigert wenigstens auf einige Zeit den Preis der Arbeiten und Manufakturwaare, und hindert dadurch deren auswärtigen Absatz.

Was könnte es ferner einem Lande nützen, welches unermeßliche Summen an fremde Prachtwaaren verschwendet, wenn man auf eine oder die andere Art den erschöpften Geldvorrath augenblicklich wieder anfüllte, um die Circulation der Baarschaften zu beleben, bevor nicht der Luxus erstickt wäre? Man würde ihn mit den erborgten Reichthümern nähren, und wie es mit einem vom Berge herablaufenden Schneeball ergeht, der je stärker sein Umfang wächst, desto mehr immer fortnimmt, und desto schneller herunter stürzt, so würde auch jener Reichthum den wenigen übrig gelassenen Vorrath, nur um desto geschwinder mit sich zum Lande hinaus führen.

Man darf daher nicht immer das baare Geld im Lande **schleunig** vermehren, um den Werth der liegenden Gründe zu erhöhen, und in diesem Betracht würde es der Absicht der aufgeworfenen Frage entgegen seyn, wenn ich hier alles erschöpfen wollte, was sich von Aufhebung des Geldmangels oder Verringerung des davon herrührenden Nachtheils sagen läßt.

Ich berühre bloß einige dahin einschlagende Mittel, um ihre Nutzbarkeit gegen einander vergleichen zu können. Die Aufnahme fremder Capitalien aus andern Staaten gehört nicht zu den vortheilhaftesten.

Selten werden Auswärtige ihr Geld ohne schwere Zinsen verleihen die den Schuldner drücken, dazu gehn die Zinsen wiederum außer Landes, und das hereingekommene Capital nimmt auf solche Weise von Jahren zu Jahren ab, mithin kann der Zweck einer solchen Anleihe nur immer sehr unvollkommen erreicht werden.

Eine Veränderung der Münze paßt auch nicht für alle Länder, und ist wenigstens da unbrauchbar, wo der Staat tief in alte Schulden verwickelt ist. Wollte er diese oder deren Zinsen, in der geringhaltigern Münzsorte abtragen, wer würde ihm dann in Nothfällen sein Geld anvertrauen, da man zu besorgen Ursach hätte, dereinst bloß an der Münzsorte einen Theil des Capitals zu verlieren?

Um den Schein seiner eigenen Ungerechtigkeit zu schwächen, müßte ohnehin ein solcher Staat, allen Privatschuldenern ein gleiches erlauben, und welch eine traurige Veränderung entstünde daraus mit dem Vermögen der Gläubiger! Der öffentliche Credit gienge mit dem Privatcredite gemeinschaftlich

schaftlich zur Grube, und von einer solchen Finanzoperation, könnte man wohl keine andere Wirkung als von schädlichem Gifte erwarten, das man als Arzeney gebrauchte.

Will nun aber auf der andern Seite, der Staat diesen gefährlichen Folgen ausweichen, und gegen seine Gläubiger nicht treulos werden; so ist er gezwungen zur Bezahlung der Landesschulden und davon fälligen Zinsen die öffentlichen Auflagen in eben der Maaße zu erhöhen, als der neue Münzfuß von dem vorherigen abweicht. Wäre z. B. die Schuld nach dem 20 Gulden Fuße gemacht, so würde bey Einführung des 24 Gulden Fußes, ein Staat der vorhin monatlich 20,000 Gulden aufgebracht, künftig 24,000 an Auflagen erlegen müssen. Der Contribuent würde diese neue Auflage bey dem Verkaufe seiner Produkte wieder zu gewinnen suchen, leztere, die ohnehin bey Veränderung der Münzsorte von selbst etwas steigen, dadurch so viel theurer werden, und einheimische Manufakturen und Fabriken desto weniger auswärts verkaufen können, da der erhöhete Lohn der Arbeiter durch eine Vergrößerung des Waarenpreises ersezt werden müßte.

Diese Vertheurung der Consumtibilien macht es weiter nothwendig, daß man den Truppen, so wie allen Civilbedienten, einen größern Gehalt bestimmen muß, und da der Militairetat gänzlich, nebst vielen aus dem Civilstande von den Landesauflagen ihre Besoldung genießen; so ist die obige Erhöhung der öffentlichen Lasten nicht einmal hinreichend, sondern ein zweyter Zusaz erforderlich, den die Contribuenten gleich den ersten mit den erzielten Produkten wieder zu gewinnen suchen.

Die Beybehaltung der guten Münzsorte mit der geringern kann jenem unvermeidlichen Uebel auch nicht abhelfen. Denn der Contribuent verlangt nach obigem Beyspiele für das was er bis jezt zu 20 Gulden verkauft hat, entweder noch eben so viel in der alten Münze, oder 24 Gulden in der neuen. Diese neuen 24 Gulden gelten daher nichts mehr als 20 Gulden alte Münze, indem ich für die eine Quantität nicht ein Loth Waare mehr, als für die andere einkaufen kann. Man vermehrt also bloß durch die lezte Operation die Münzsorten, nicht aber den wirklichen Reichthum des Landes an Baarschaften, wobey wohl nur der gewinnsüchtige Wucherer, zum Bedrucke vieler Unterthanen, seinen Vortheil finden möchte, da es gar zu gewöhnlich, daß derselbe die bessere Münze, so oft solche vorzüglich gesucht wird, an sich bringt, und andern gegen schweres Aufgeld wieder überläßt, wie man in den Ländern häufig sieht, wo der Leipziger Fuß sich noch aufrecht erhält, zugleich aber auch viele Zahlungen in $\frac{2}{3}$ geschehen.

Auf weit ersprießlichere Wirkungen dürfte man hingegen ganz sichere Rechnung machen, wenn man den Mangel an Geldvorrath durch eine Zettelbank ersezte. Sie verursacht keine Erhö-

hung der Auflagen, und vervielfältiget dennoch die Preiszeichen, sie befördert die Circulation, erleichtert den Handel, ermuntert zur Industrie, und giebt der Bevölkerung neues Leben. Der Herr Justizrath Möser hat zu ihrer Einrichtung hinlängliche Anweisung ertheilt a). Ich lasse daher in der Ausführung meines Plans keine Lücke, wenn ich mich bloß damit begnüge, den Ort wo solche anzutreffen, in Erinnerung gebracht zu haben.

Allein kurz und vergänglich würde diese Hülfe für den Staat seyn, der gleich einem Sandhügel, nichts von nahrhaften Bewässerungen an sich behält, sondern alles in geringer Zeit durchrinnen läßt, und dann bis zu einer neuen Erquickung wieder trocken steht, ich meyne einen Staat, dessen Einwohner nur Reichthümer für den Ausländer sammeln. Und wie viele Provinzen Deutschlands werden sich rühmen können, von diesem Fehler frey zu seyn? Nur in sehr wenigen würde bey dem Befehle, daß an Einem Tage alle Kleidungsstücke von undeutschen Zeugen vertilgt werden sollten, außer den Bauern noch Jemand zur Bedekkung seiner natürlichen Blöße etwas übrig behalten, oder gar Gesellschaftsmäßig auftreten können. Dennoch aber sind die Abgaben, welche Deutschland für seine Kleidung den auswärtigen Nationen jährlich entrichtet, vielleicht nicht einmal ganz so allgemein, wie die Mund- und Magensteuer, die fast ein jeder täglich für fremde Speisen und ausländischen Trank erlegt, welche noch dazu in ihrer höchsten Vollkommenheit zu uns kommen, und deshalb dem deutschen Arbeiter gar keinen Verdienst verschaffen. Wäre es möglich eine genaue Controlle von allen Geldausflüssen zu halten, welche wir fremden Nationen für entbehrliche Sachen zuwenden, man würde sich über den jetzigen Geldmangel in den mehrsten Provinzen Deutschlands nicht wundern, sondern erstaunen, daß der Vorrath noch von der gegenwärtigen Erheblichkeit geblieben. Man sollte sich daher nicht bloß dabey beruhigen, den baaren Geldvorrath auf die eine oder andere Weise vergrößert zu haben, vielmehr aber zugleich die jährliche Verringerung des einmal gewonnenen baaren Vermögens zu verhüten suchen, und zu dem Ende aufmerksam darauf seyn, wie der Geschmack an fremden Kleidern und Nahrungsmitteln gehemmt werde. Das Beyspiel des Fürsten und seines Hofes, könnten dabey ohnstreitig mehr als andere Anstalten wirken, da der Trieb jenem in allem zu gleichen so sehr allgemein ist.

Darf man aber dorten keinen Vorgang erwarten; so bleibt nichts übrig, als die Unterthanen durch Gesetze von dem Ekel für einheimische Waaren zurückzuführen. Das Verbot der fremden Prachtwaaren unter niedrigen Ständen, und Belegung derselben mit schweren Auflagen unter den höhern, wohin ich auch den eigentlichen Kaufmanns-

a) Im zweyten Theile der Patriotischen Phantasien. S. 461.

mannsstand rechne, würde hiezu vieles beytragen.

Die specielle Einrichtung solcher Gesetze, hat in jeder Provinz ihre besondern Regeln, die nur Kenner der innern Verfassung derselben anzugeben vermögen, wozu ich mich in Ansehung der Hessischen Lande nicht rechnen darf.

Wenn ich daher solche übergehen muß, so will ich dagegen eines Mittels zur Aufsicht über die Kleidungsstücke gedenken, das an allen Orten einer Anwendung fähig ist. Man führe nemlich die Controlle über Kleider, welche durch die Hände der Schneider oder anderer Handwerker gehn, bey diesen, lege zu dem Ende die Abgabe nicht auf die Waaren, sondern auf die Kleider selbst, verpflichte alsdann die Schneider unter einer ansehnlichen Strafe, jede neue Arbeit anzuzeigen, damit für selbige der Impost eingefordert und solche gestempelt werden könne. Um aber zu verhüten, daß die durch andere Personen oder auswärts verfertigte Kleidungsstücke nicht verschwiegen bleiben, so setze man auf diese Art Unterschleif eine vorzüglich große Strafe, und wende davon die Hälfte jedesmal dem Schneideramte zu. Die Schneider werden alsdann aus Eifersucht und des Gewinnstes wegen, mit sehr wachsamen Augen die Defraudanten beobachten, und fällt es auf der andern Seite eben so wenig schwer, über ihre eigene Werkstatt hinlängliche Aufsicht zu führen.

Von dieser kleinen Ausschweifung kehre ich zu den Ursachen zurück, welche an den niedrigen Preisen der liegenden Gründe Schuld seyn können, und komme

3. auf den Mangel an Privatcredit.

Der Capitalist hat nicht immer Neigung sich selbst mit liegenden Gründen abzugeben, und sein Vermögen ganz oder zum Theil an diese zu verwenden, er würde lieber andern die Mühe und Gefahr der Administration überlassen, und sich mit einer bequemen Zinseinnahme begnügen, wenn er nur für diese und für die nachherige Wiedererstattung des Capitals hinlängliche Sicherheit fände. Mangelt es aber hieran, so behält er entweder einen Theil seiner gesammelten Schätze in eigener Verwahrung, oder bringt dieselben auswärts gegen mehrere Sicherheit unter, und dann suchen solche vergeblich Vorschuß, die ohne diesen keine liegende Gründe ankaufen können, deren Anzahl wohl in jedem Staate diejenigen übertrifft, welche bloß aus eigenen Mitteln Grundstücke erstehn.

Daher rührt ohnstreitig in den mehrsten Provinzen Deutschlands ganz vorzüglich der Mangel an Käufern, deren größere oder geringere Anzahl so vielen Einfluß auf den Preis der Grundstücke hat, und wenn man diese Ursache hebt, werden verschiedene andere zugleich mit aus dem Wege geräumt.

Denn so bald der Gläubiger hinlängliche Gewißheit erlangt, daß er weder Capital noch Zinsen auf das Spiel setze; so sucht jeder Capitalist sein

sein Geld bey dem Verkauf liegender Gründe anzubringen, und sie bieten solches unter guter Bedingung in großen Summen aus. Die Leichtigkeit zum Vorschusse zu gelangen, vermehrt die Anzahl der Käufer, und eine Erhöhung des Preises folgt von selbst. Nicht nur der Landeseinwohner, sondern auch der Fremde läßt sich durch hinlängliche Sicherheit reizen, seinen Ueberfluß vorzuschießen, und in kurzer Zeit wird diese Operation sehr viel dazu mit behülflich seyn, daß der Staat seine Reichthümer, so wohl durch den erhöheten Werth der Grundstücke, als auch an baarem Gelde um ein Großes vermehre, der Geist der Unternehmungen, der Industrie und des Fleißes unter der Hülfe anderer Ermunterungen erwache, und sich dann gleichsam mit neuen Kräften wirksam zeige, den dürftigen Arbeiter beschäfftige, verlassenen Aeckern neue Bebauer gebe und dem verarmten Bürger verschlossene Nahrungswege eröffne.

Ich glaube daher nicht nach einem falschen Ziele zu sehen, wenn ich die Sicherheit solcher Gläubiger, die zum Ankauf liegender Gründe Geld herleihen, für das **kürzeste, geschwindeste und beste Mittel** halte, die in einem Lande, weit unter den wahren Werth herunter gefallene Grundstücke wieder steigend zu machen, und in dieser Voraussetzung will ich mich dann bemühen, die Frage umständlich aufzulösen, wie man die Sicherheit eines Gläubigers von obiger Art, am zweckmäßigsten befestigen könne?

Dazu scheint mir

a) eine behutsame Sorgfalt für die Glaubwürdigkeit der über dergleichen Darlehen ausgestellten Verschreibungen dienlich zu seyn, welche dadurch zu erreichen wäre, wenn nicht nur erfordert würde, daß der Schuldner die Obligation im Gerichte vollzöge, sondern auch der Verkäufer, in Gegenwart des Richters den Empfang der Kaufgelder unter der Obligation bescheinigen müßte, welche in ein besonders Hypothekenbuch einzutragen, und allenfalls in einer solchen Form auszufertigen wäre, daß man nach Art der Banknoten bey ihrer Zurücklieferung das wahre Original von einem falschen unterscheiden könnte.

b) Der Innhaber einer auf obige Art vollzogenen Obligation, müßte befugt seyn, wenn 6 Wochen nach Verfallzeit der jährlichen Zinsen, diese nicht entrichtet würden, das Capital selbst, ohne vorherige Kündigung einzuklagen, und zur Sicherheit der Zinsen, Beschlag auf die Einkünfte des Grundstücks zu legen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Freytag, den 13ten März 1778.

Schluß des Versuchs einer Beantwortung der zu Cassel von der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste ausgesetzten Preisfrage:

Welches sind die kürzesten, geschwindesten und besten Mittel, die in einem Lande weit unter dem wahren Werth heruntergefallenen Grundstücke, Häuser, Gärten, Ländereyen ꝛc. wieder steigend zu machen?

Dabey würde c) ganz summarisch verfahren, so daß bloß der Richter die Gültigkeit der Obligation für sich untersuchte, und dann dem Schuldner einen einzigen Termin von vier Wochen ansetzte, nach deren Verlauf aber das Grundstück zu dessen Ankauf das Geld vorgeschossen gewesen, ohne weitern Aufenthalt zum Verkauf anschlüge, wogegen überall keine Exceptionen, als solche zugelassen werden müßten, die die geschehene Tilgung der Schuld zum Gegenstande hätten, und unverzüglich zu erweisen stünden.

d) Den Anschlag wiederholte man von 14 Tagen zu 14 Tagen, innerhalb 6 Wochen dreymal.

e) Fände sich sodann ein Käufer, der $\frac{5}{6}$ von dem nach dem Ertrage des Grundstücks zu berechnenden wahren Werthe erlegen wollte; so müßte sogleich der Zuschlag geschehn.

f) Würde aber unter dem angeführten Preise geboten, welches der vorherige Eigenthümer jedesmal innerhalb acht Tagen nach dem geschehenen Zuschlage zu bescheinigen hätte, so gäbe man das Grundstück so lange in Administration, bis sich ein Käufer von obiger Art fände.

g) Die Administration überließe man dem Gläubiger selbst, wenn er dieselbe verlangte, und würden die Aufkünfte des Grundstücks, nach Abzug der darauf ruhenden öffentlichen Lasten, der unumgänglich nothwendigen Besserungen und der Administrationskosten, bloß zur Verzinsung der Behuf des Ankaufs vorgeschossenen Gelder verwandt.

h) Wäre hingegen der Verkauf zu Stande gekommen, so würde dem Gläubiger das Kaufgeld, so weit es zur Bezahlung des Capitals und einjähriger

jähriger Zinsen erforderlich, ohne Aufschub ausgehändigt, und dürfte nichts davon zurückbehalten werden, als die schuldig gebliebenen öffentlichen Abgiften des letztern Jahrs, die seit gedachter Zeit noch unbezahlten nothwendigen Verbesserungen und die Kosten des Anschlages, falls nemlich der Schuldner nichts weiter im Vermögen hätte, woraus jenes genommen werden könnte.

i) Wenn die Kaufgelder zur Tilgung der obigen Schuld unzulänglich seyn sollten; so wäre dem Gläubiger die Wahl anheim zu stellen, woher das übrige aufgebracht werden sollte.

k) Auf gleiche Art müßte verfahren werden, wenn es mit dem Vermögen des Schuldners zum Concurse käme, in welchem mehr erwähnter Gläubiger, gedachte Gelder jure separationis erhielte, ohne sich in den Concurs einlassen, noch zu dessen Kosten das mindeste beytragen zu dürfen.

l) Stünde aber in dem letztern Falle obige Befriedigung nicht völlig zu erreichen, so wäre er zwar genöthigt sich mit dem fehlenden an Capital und denen von weniger oder mehr als einem Jahre rückständigen Zinsen classificiren zu lassen, jedoch würde ihm seine Bezahlung nach dem Datum der Obligation in der ersten Classe angewiesen.

Um nun ferner zu verhüten, daß auch hierbey ein solcher Gläubiger nicht gefährdet werde, verordne man

m) bey allen Gerichten ordentliche Hypothekenbücher, worin der Eigenthümer liegender Gründe, mit diesen auf der einen Seite nebst dem Einkaufspreise, auf der andern hingegen, dessen sämtliche hypothekarische Schulden verzeichnet stehen; und damit von andern heimlichen Schulden nichts zu befürchten sey, so hebe man

n) alle sogenannte hypothecas tacitas und quasi publicas auf, und verfüge, daß Schulden, welche nicht in das Hypothekenbuch eingetragen worden, jedesmal als Briefschulden, in die letzte Classe verwiesen werden sollen. Ueberdem führe man

o) einen kurzen und wenig kostbaren Concursproceß ein, und endlich bestrafe man auch

p) jeden vorsetzlichen Betrüger, ohne Ansehn der Person, auf das allernachdrücklichste.

Mittel von der angeführten Art, werden den Capitalisten Muth genug machen, zum Ankaufe liegender Gründe ihr Geld herzuleihen, und man darf daher mit großer Zuverläßigkeit von ihrer Anwendung das Steigen des Preises derselben hoffen.

Vortheilhafte Gelegenheiten Grundstücke gut zu nutzen, sind gleichfalls, wie schon öfter bemerkt worden, zur Erhöhung ihres Werths sehr behülflich und im Gegentheil verursacht

4) der Mangel an solcher Gelegenheit, gar leicht eine Erniedrigung ihres Preises. Der Käufer mag mit eigenem oder fremdem Vermögen kaufen, so wirft er sich im ersten Falle die Frage auf: Kann ich mein Geld nicht auf andere Weise vortheilhafter anlegen? und im letztern; Behalte ich nach Abzug

der

der Zinsen für das geliehene Capital, von den Auskünften des Grundstücks, noch Ueberschuß genug, daß ich dagegen die Gefahr des Eigenthums mit Nutzen übernehmen kann? Nach der Auflösung dieser Fragen aber, richtet sich ganz ungemein die Zu- und Abnahme der Käufer. So lange man also die Steigerung der Preise der Grundstücke wünscht, muß man die Nutzung der Grundstücke nicht aus der Acht lassen. Es kann aber solche theils durch Aufmunterung zu einheimischen Gewerben, theils durch Anleitung zum Handel mit Fremden verbessert werden.

Um Beyspielsweise zu zeigen, wie die Verringerung der einen oder andern Art des einheimischen Gewerbes, die Grundstücke unter ihren ehemaligen Werth setzen könne, brauche ich nur die Braunahrung zu berühren.

In den mehrsten Städten Deutschlands, werden gegenwärtig die Brauhäuser nur halb so theuer als in vorherigen Zeiten bezahlt, weil man sich von dem Biere entwöhnt, folglich seltener gebrauet wird, und aus diesem Grunde, auch weniger damit zu verdienen steht.

Der alte Preis dieser Häuser würde aber sehr geschwind wieder hergestellt werden können, wenn es möglich wäre den Gebrauch des Biers häufiger zu machen. Doch wird dazu die Macht einzelner Staaten schwerlich hinreichen.

Eine allgemeine Verbindung mehrerer an einander gränzenden Provinzen, in welchen man solche Getränke, die den Geschmack an Biere verdrängen, mit völlig gleichen und sehr hohen Abgaben belegte, würde vielleicht das einzige Mittel seyn, wodurch der Deutsche bewogen werden könnte, die veraltete Neigung zu fremdem Getränke zu verleugnen, indem alsdann keine Möglichkeit zum Schleichhandel übrig bliebe. Denn von seinem Patriotismo darf man ein solches Opfer nicht fordern! Amerika entsagte allem Thee um seinem mütterlichen Lande keine neue Einkünfte zuzuwenden, unterdessen daß wir Deutschen recht geflissentlich uns bemühen, jährlich die Vortheile zu vermehren, welche ganz fremde Nationen durch den Absatz ihrer Waaren von uns ziehn.

Die Braunahrung ist jedoch nicht die einzige Art von Gewerbe, welche die Vorsorge des Staats in der Absicht verdient, damit durch sie die Steigerung der Grundstücke befördert werde. Der Nutze der Ländereyen hängt ebenfalls davon ab, daß die Produkte derselben leicht zu Gelde zu machen stehen.

Man suche daher vorzüglich solche Fabriken und Manufakturen in Gang zu bringen, welche sich mit Veredelung der einheimischen Erzeugnisse abgeben, und wenn diese mehr verarbeiten, als die Bedürfnisse des Landes erfordern, so verschaffe man zu dem Absatze an Fremde Gelegenheit.

Eine zu schwere Belastung der Grundstücke ist

5) dem Wachsthume ihres Preises gleichfalls sehr hinderlich. Der Käufer bringt die jährlichen Abgiften im-

mer mit in Anschlag, und betrachtet solche entweder als Zinsen eines zum Ankauf des Grundstücks mit verwendeten Capitals, oder als einen Abgang an dessen Nutzungen, und beydes bewegt ihn, mit seinem Gebote sich von dem eigentlichen Werthe zu entfernen. Ein freyes Grundstück findet immer ungleich mehr Käufer als ein belastetes.

Es ist desfalls einer genauen Nachfrage unstreitig werth, ob nicht eine zu schwere Belegung der Grundstücke, die Abnahme ihres Preises befördert habe. Und sollte man dieses bemerken, und es der übrigen Verfassung des Landes nicht entgegen seyn, so würde es unstreitig dem Preise der Grundstücke eine andere Bestimmung geben, wenn man die darauf haftenden Abgaben erleichterte. Zur Entschädigung der öffentlichen Cassen könnte man dagegen diejenigen Waaren, welche zum Luxus gehören, destomehr beschweren.

Denn obgleich von dieser Art Auflage so wenig als von den übrigen alle Unbequemlichkeiten getrennt werden können, und ich solche in einem Staate nie zu der ersten Auflage machen würde; so ist doch selbige, nach den Umständen der mehrsten Provinzen Deutschlands, wenn anders die Freyheit des einen oder andern Standes nicht darunter leidet, von allen wohl die vorzüglichste.

Ihre Last empfinden nur die Bemittelten und Reichen, sie entrichten die Abgabe unmerklich in kleinen Summen, und da die Größe der Consumtion mehrentheils von ihrer eigenen Willkühr abhängt; so können sie sich das Maaß der Abgabe, auch selbst leicht und schwer machen.

Außer den vorhin angeführten Mitteln könnte auch

6) eine Verminderung des Zinsfußes veranlassen, daß der Preis der liegenden Gründe in größern Werth käme.

Findet nemlich der Capitalist wegen eines gar zu geringen Zinsfußes seinen Vortheil, auf den er nur lediglich sieht, bey Verleihung seiner Gelder nicht so sehr, als wenn er dieselben an Grundstücke gewendet, so entschließt er sich zum Ankauf der letztern. Es entsteht alsdann eine größere Concurrenz der Käufer, und hieraus folgt die Erhöhung des Preises.

Der Hr. Hofsecretair Taube schreibt es der Einrichtung mit zu, nach welcher in den kaiserlichen Erblanden die Procente auf vier herunter gesetzt worden, daß in allen Vorstädten Wiens aus den leeren Plätzen fruchtbare Felder und Gärten entstanden, ja ganze Gegenden innerhalb den Linien neu bebauet wären a).

So sehr aber dieses Beyspiel eine Nachahmung zu empfehlen scheint, so möchte ich doch selbige in keinem andern Lande anrathen, als wo man es möglich findet, die Ausführung des Geldes eben so beschwerlich zu machen, wie dieselbe in genannten Provinzen ist. Denn kann man diese Vorkehrung nicht damit verbinden, und es giebt

a) Deutsches Museum vom Monat Jul. 1776. S. 643.

giebt der Nachbar höhere Zinsen als der Einwohner; so sucht ein jeder seine Capitalien auswärts zu verleihen, welches dann Mangel an Gelde, und folglich in Absicht des Preises der Grundstücke, ganz verkehrte Wirkungen nach sich ziehen würde.

Nicht immer trifft das Fallen des Preises der Grundstücke das ganze Land, oder alle Arten der darin befindlichen liegenden Gründe, zuweilen äußert sich solches nur in einzelnen Oertern und Gegenden, oder bey einer besondern Gattung von Grundstücken, und dieses führt mich

II) zur Betrachtung **der besondern** und *Localursachen*, welche gedachte Folgen verschulden können. Ich berühre jedoch solche hauptsächlich nur des Zusammenhangs wegen, und werde bey ihnen, da sie nicht in den Plan der aufgeworfenen Frage zu passen scheinen, desto kürzer verweilen.

Was von den allgemeinen Ursachen bereits angeführt worden, gehört zwar größtentheils auch in das Fach der besonderen. Indessen ist bey letztern zuweilen eine geschwindere Hülfe als bey jenen möglich, und daher werde ich hier unter gedachten Rubriken noch verschiedenes nachzuholen finden, was dorten nicht angebracht werden konnte.

Ich erwähne demnach

1) der Abnahme der Einwohner und des baaren Geldes an einem besondern Orte. Wie durch beydes eine Verminderung des Preises der liegenden Gründe entsteht, ist schon oben ausgeführt worden. Es werden also nur noch die Mittel nahmhaft zu machen übrig bleiben, wovon man an einzelnen Orten gute Wirkungen dagegen erwarten darf.

Man mache solche zu dem Sitze des einen oder andern Landescollegii, man lasse daselbst Garnisonen einrücken, oder vermehre die Besatzung, man lege in ihnen den Aufenthalt der Fabriken an, man gebe ihnen Märkte, man suche die Heer- und Poststraßen durch selbige zu lenken, und es werden sowohl Einwohner als Geld in geschwinder Zeit zunehmen, die Nutzung der Grundstücke wird sich verbessern, man wird sie häufiger als sonst zu eigenem Gebrauche oder zum Gewinne suchen, und ihr Preis seine jetzige Höhe gar bald übersteigen.

Des Mangels an Privatcredit muß

2) unter den Localursachen der Preisverminderung liegender Gründe, gleichfalls wieder besonders gedacht wurden. Nicht selten entspringt derselbe aus statutarischen Einrichtungen.

An einigen Orten ist es zum Beyspiel gewöhnlich, daß bey entstehendem Concurse die rückständigen Zinsen zur letzten Classe verwiesen werden, oder aber daß man in Einmahnung der öffentlichen Abgaben zu viele Nachsicht gewährt, und durch deren Anhäufung, an der Concursmasse einen großen Abgang verursacht. An andern Orten findet die Execution gegen den Schuldner langen Aufenthalt und große Schwierigkeiten, oder es dürfen die Grundstücke nur zu einem hohen Preise verkauft werden, und wenn sich zu diesen

sen Niemand anbietet, folgt entweder eine kostbare und die Aufkünfte verzehrende Verwaltung, oder der Hauptgläubiger ist gar verpflichtet, das Grundstück mit Schaden zu einer ihm beschwerlichen Taxe anzunehmen, und wohl gar den übrigen Gläubigern, noch etwas darauf herauszugeben.

Solche Gefahren und Unbequemlichkeiten vermeiden die Capitalisten mit der aufmerksamsten Sorgfalt, und an denen Orten, wo man der Furcht, darein verwickelt zu werden, nur die geringste Nahrung giebt, fallen die Grundstücke nicht selten bloß aus der Ursache im Preise, weil diejenigen, welche Käufer abzugeben geneigt wären, das erforderliche Geld nicht anzuleihen wissen.

Dieses pflegt auch alsdann der Erfolg zu seyn, wenn etwa der Bürger vor dem auswärtigen Gläubiger, im Fall beyde nicht befriedigt werden können, den Vorzug erhält. Bemittelte Bürger gewinnen zwar dabey, wenn Fremde, die Gelegenheit ihre Capitalien unterzubringen, nicht verringern. Aber was sagt dieser Gewinn einzelner Personen, gegen den Verlust des ganzen? Wo ist wohl jezt eine Stadt in Deutschland, die keines fremden Geldes bedürfte? Die reichste von allen, würde wenigstens sehr gegen ihren eigenen Vortheil handeln, wenn sie sich bloß mit ihren eigenen Baarschaften begnügen, und ihr Gewerbe nicht mit fremden Kräften noch weiter ausbreiten wollte. Fast immer läßt sich noch ein Zusatz geden-ken, die möglichste Höhe wird beynahe in keiner Sache erreicht. Ist es aber erst durch fremde Hülfe so weit gebracht, daß die gesunkenen Preise der Grundstücke an einem solchen Orte wieder wachsen, was entgeht alsdann dem Capitalisten in der Stadt dadurch? Wer ehedem für 1000 Rthlr. kaufte, wird vielleicht in dem angenommenen Falle 2000 Rthlr. bezahlen müssen, und wenn folglich gleich die Anzahl derer, welche ihre Capitalien anbieten, sich vermehren sollte, so nimmt auf der andern Seite, die Summe der Capitalien die gesucht werden wieder zu, mithin darf der reiche Bürger nicht besorgt seyn, daß man ihn desfalls weniger als sonst um sein Geld ansprechen werde. Wo sich hingegen obige Verfassungen eingeschlichen haben, da wird es ohne ihre Abstellung vergeblich seyn, den Preis der Grundstücke verändern zu wollen.

Diese Absicht ist

3) auch an solchen Orten schwer zu erreichen, wo man auf mehrere Jahre der Ungewißheit ausgesezt bleibt, ob nicht etwa ein Verwandter des Verkäufers, oder der Eigenthümer desjenigen Grundstücks, von welchem das verkaufte ehedem eine Zubehörde gewesen, den geschlossenen Verkauf ungültig mache.

Denn die Besorgniß aus einer Anlage verdrängt zu werden, deren Kosten man vielleicht noch nicht wieder gewonnen, oder nie ganz ersezt erhalten kann, verhindert unstreitig den Zulauf der Käufer, und stöhrt daher

her die Preissteigerung der Grundstücke.

In Ansehung der Häuser giebt ferner

4) der Mangel an guten Feuer- und Assecurationsanstalten Anlaß, daß dieselben nicht so, wie an andern Orten, wo man jene antrifft, im Preise stehn. In einer Stadt, wo große Feuersbrünste wegen Mangels an nöthigen Vorkehrungen häufig sind, wird sich Niemand, der es vermeiden kann, gerne ankaufen, und weit leichter wird derjenige zur Erwerbung eines Hauses Geld geliehen erhalten, dem es nicht an Gelegenheit fehlt, den Gläubiger gegen eine plötzliche Vernichtung der Hypothek in Sicherheit zu stellen, als ein anderer der diese nicht zu ertheilen weiß.

Eine starke Vermehrung der Gebäude an einem Orte, trägt

5) gleichfalls zu dem Falle ihres Preises bey, wenn nicht in der Maaße des neuen Anbaues, die Einwohner zunehmen. Will man daher ersteres vermeiden; so muß man auch bemüht seyn, die Bewohner eines solchen Orts zu verstärken.

Endlich hat auch zuweilen

6) ein ungleiches Verhältniß zwischen Ländereyen, Gärten und Wiesen Einfluß darauf, daß diese oder jene Art von den genannten Grundstücken ihren vorherigen Preis verliert.

Sollte diese Preisverringerung dem Staate nachtheilig werden, so ist es nöthig dahin zu arbeiten, daß ein richtiges Verhältniß zwischen den verschiedenen liegenden Gründen wieder eintrete, wozu Prämien oder vorzügliche Beschwerung derjenigen Gattung von Grundstücken, deren Ueberfluß zu groß geworden, und andere ähnliche Mittel, ihre Dienste nicht ganz zu versagen pflegen.

Viele von den angeführten Betrachtungen über die Mittel, wie der gefallene Preis der Grundstücke wieder zum Steigen zu bringen, mögen vielleicht zwar für die Hessischen Lande zu entbehren seyn. Da aber die aufgeworfene Frage aufs Allgemeine eingerichtet war; so hoffe ich auch durch deren allgemeine Beantwortung, ihrer vortrefflichen Absicht nicht entgegen gehandelt zu haben.

S. C.

Materialien zu der politischen Rechenkunst.

(Aus dem 4ten St. des beliebten Münchner Intelligenzblatts vom 31ten Jenner 1778.)

Man zählte in den, unter Kaiserlich. Königlicher Bothmäßigkeit stehenden Polnischen Provinzen, den Königreichen Gallizien und Lodomerien, die befindlichen Distrikte, Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Menschen, unter welchen auch die Welt- und Kloster-Geistlichen und Nonnen begriffen sind. Zugleich den jährlichen Anbau, das Dominicale, Pa-

Parochiale; und den Rusticalstand, was solches Rusticale nach Abschlag der Brachfelder auf ein Jahr abzuführen hätte. Nemlich

24 Districte.
669 Paraphien.
196 Städte.
137 Marktflecken.
6284 Dörfer.
471634 Häuser.

Christen
vom männlichen Geschlechte.

752850 ledige.
484536 verheyrathete Männer.
18891 Wittwer.

1256277 männlichen Geschlechts.

Vom weiblichen Geschlecht.

643136 ledige.
483285 verheyrathete Weiber.
101603 Wittwen.

1228024 weiblichen Geschlechts.
Ueberhaupt an christlichen Seelen 2484301.

Juden.

85889 männlichen Geschlechts.
85962 Weibspersonen.

171851 Juden.

Vom geistlichen Stande.

5248 Weltpriester.
2911 Klostergeistliche.
737 Klosterfrauen.

8896 Geistliche Personen.

Der jährliche Anbau beträgt laut Militair-Conscription 5195229 Nieder-Oesterreichische Metzen.

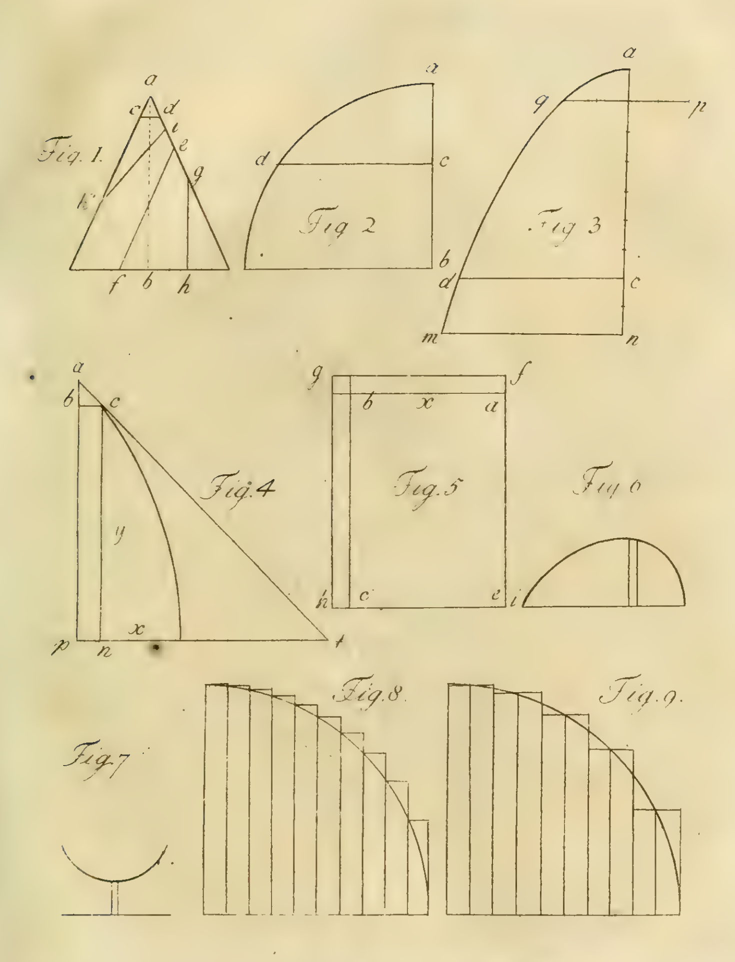
Dieser Anbau theilt sich in das Dominicale, Parochiale, und Rusticale.

Das Dominicale bauet 1601124 Nieder-Oesterreichische Metzen.
Das Parochiale — 138960 — — —
Das Rusticale — 3455145 — — —

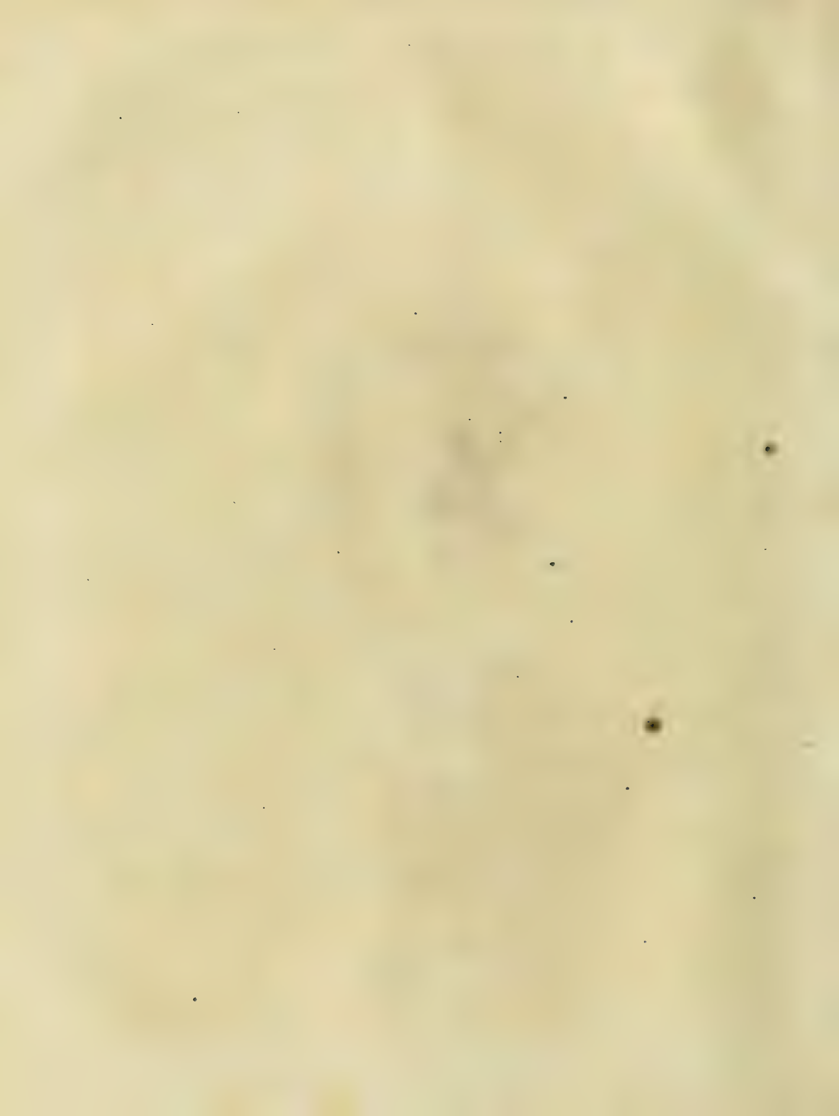
Die Summe macht 5195229 Nieder-Oesterreichische Metzen aus.

Der Rusticale Anbau auf Polnische Korez reduciret, giebt $1727572\frac{6}{12}$ Korez. Hievon wird abgeschlagen der dritte Theil wegen der Brach, nemlich $575857\frac{6}{12}$ Korez, verbleibt also an Rustical zur Besteurung 1151715 Korez. Der vierte Theil hievon beträgt 287928., und dieser vierte Theil in Gelde, den Korez zu 2 Gulden Rheinisch gerechnet, 575857 Gulden 30 Kreuzer.

Wenn man die ganze Mannschaft dieser neu acquirirten Provinz von Christen und Juden, Geistliche und Weltliche beyderlen Geschlechts zusammen nimmt, beträgt es eine Summe von 2665048 Seelen.



Hannoversch. Magaz. 22tes St. 1778



Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Montag, den 16ten März 1778.

Von der Differential- und Integralrechnung, oder von der Rechnung des Unendlichen.

(Mit einem Kupfer.)

Dies Blatt ist nicht bestimmt, den ganzen Umfang einer Wissenschaft, die Bände füllt, in sich zu fassen; oder den Leser in den Stand zu setzen, alles das leisten zu können, was durch sie geleistet werden kann. Es soll nur einen Begriff von einer so wichtigen, und dennoch so wenig bekannten Rechnungsart geben; die Gegenstände, welche durch sie bearbeitet werden, bekannt machen; und den Grund derselben, so viel geschehen kann, eröffnen.

Wenn irgend eine Wissenschaft ist, in welcher man arbeitet, ohne zu wissen warum man eben so, und nicht anders verfährt; so ist es gewiß diese: die Klagen über Dunkelheit, auch von solchen Personen, die nicht Fremdlinge in diesen Gefilden sind, sind allgemein. Und selbst algebraische Schriftsteller, finden nicht das Licht was sie wünschen. Wenn ich meinen Zweck erreicht habe, so ist dies Blatt auch einigen die hier nicht fremd sind nutzbar. Der Raum wird erspart, und die Deutlichkeit gewinnt, wenn die gebrauchten Beyspiele nur die leichtesten Fälle enthalten, und um einiger Leser willen, wird die Buchstabenrechnung nur da angewandt werden, wo sie ganz unentbehrlich ist.

Die Rechnung des Unendlichen, welche auch die höhere Algebra genannt wird, lehrt vornemlich die Eigenschaften krummer Linien, oder krummlinigter Flächen und Körper finden, aber auch geradlinigte Flächen und Körper gehören beyläufig in ihr Gebiet. Um in der Folge verständlich zu seyn, muß ich zuvor etwas von den krummen Linien sagen.

Es sind zwo Arten derselben. Algebraische, und Transcendentische Linien. Die Eigenschaften der erstern werden durch Gleichungen ausgedrückt, die aus lauter geraden Linien bestehen; da hingegen die letztern, in ihren Gleichungen auch Bogen, oder veränderliche Exponenten haben. Die vorzüglichsten der Algebraischen Linien

zeigen sich in den Durchschnitten eines geometrischen Kegels, Fig. 1. Wird ein Kegel mit der Grundfläche parallel durchschnitten; so zeigt sich im Abschnitte c d der **Zirkul**; im Umkreise des Abschnitts, ist die Peripherie; in der Fläche desselben, die Fläche des Zirkuls sichtbar. Ein Abschnitt e f der mit der Seite des Kegels parallel ist, zeigt die **Parabel**. Ein Abschnitt g h, welcher mit der Axe parallel vollführt wird, giebt die **Hyperbel**. Und endlich ein Abschnitt i k, der schräg durch den Kegel geht, ohne die Grundfläche desselben zu treffen, zeigt die **Ellipse**. Die Ellipse wird aber auch durch einen schrägen Durchschnitt eines Cylinders erzeugt. Jede schräg in die Höhe geworfene Kugel, durchläuft in ihrem Fluge eine Parabel, und so wohl die Laufbahn der Planeten, als auch ihrer Monden und der Cometen, sind Ellipsen. Eine halbe Ellipse stellt einen gedrückten Bogen dar.

In die Flächen dieser vier krummen Linien nun, kann man solche gerade Linien ziehen, durch welche die Eigenschaften derselben bestimmt werden können. Sie sind theils veränderlich, theils unveränderlich. Damit eine Verwirrung vermieden werde, bezeichnet man die veränderlichen mit den letzten, die unveränderlichen, mit den ersten Buchstaben des Alphabets.

Um die wichtigsten dieser Linien kenntlich zu machen, wollen wir die bekannteste Figur, den Zirkul wählen. Auf einer geraden Linie beschreibe man den Quadranten Fig. 2, die perpendicular Linie, aus dem Mittelpunkte bis an den Umkreis b a, heißt die **halbe Axe**, wo diese Axe den Kreis in a berührt, da ist der **Scheitel** der krummen Linie. Die größeste Länge einer Ellipse, heißt ihre große, die größeste Breite, ihre kleine Axe. Auf der Axe wähle man einen beliebigen Punkt c. Das Stück der Axe von c bis zum Scheitel a, ist die **Absciße** a c. Eine Linie aus dem gewählten Punkte mit dem Diameter parallel c d, heißt eine **Ordinate**. Im Zirkul sind die Ordinaten diejenigen Linien, welche in der Geometrie halbe Sehnen genannt werden. Des Zirkuls größeste Ordinate, ist der halbe Diameter, der Ellipse, die halbe kleine Axe. In der Parabel und Hyperbel findet keine größeste Ordinate Statt, weil diese Linien ohne Ende vollführt werden können. Man sieht leicht, daß eine Ordinate größer oder kleiner wird, nachdem die Absciße, größer oder kleiner angenommen worden, beyde sind also veränderliche Linien. x soll durchs ganze Blatt, die Größe einer Absciße, y die Größe einer Ordinate vorstellen. Diejenige doppelte Ordinate, welche durch den Brennpunkt geht, heißt der **Parameter**. Weil sich der Parameter mit der Absciße und Ordinate nicht verändert; so ist er eine unveränderliche Linie, seine Größe soll in der Folge durch a ausgedrückt werden. Der Brennpunkt aber ist ein Punkt in der Axe, der die besondere Eigenschaft hat, daß alle gerade Linien aus demselben, an die krumme Linie, Seiten solcher

Qua-

Quadrate sind, aus welchen sich die Quadratwurzel genau ziehen läßt a). Des Zirkuls Parameter, ist der ganze Diameter. Der Brennpunkt, ist der Mittelpunkt des Zirkuls. Der Parabel Brennpunkt, ist um den vierten Theil des Parameters vom Scheitel entfernt. In der halben Parabel Fig. 3. findet man dieselben Linien mit gleichen Buchstaben bezeichnet, nur daß hier der Parameter p p ist.

Sollen nun die Eigenschaften algebraischer Linien gefunden werden; so müssen algebraische Gleichungen da seyn, die das Wesentliche derselben in sich enthalten, und diese Gleichungen müssen in jedem Punkte der krummen Linie richtig seyn. Wir wollen eine solche Gleichung für den Zirkul suchen. Das in der Geometrie so bekannte Problem: wie zwischen zwo gegebenen Linien die mittlere Proportionallinie gefunden werde; leistet hier deswegen was es leisten soll, weil die Auflösung allgemein ist, und für alle Punkte des Zirkuls gilt. Die Ordinate sey $= y$; der Diameter $= a$; die durch die Ordinate abgeschnittenen Stücke des Diameters, x und $a - x$; so hat man $x : y = y : a - x$. Das Produkt der Mittelglieder, welches immer dem Produkte der äußern Glieder gleich ist, giebt in $yy = ax - xx$ eine Algebraische Gleichung, welche die Natur des Zirkuls erklärt. So findet man eine Gleichung für die Parabel, aus dem Satze: daß der Parameter die dritte Proportionallinie zu jeder Abscisse, und ihrer Ordinate ist. also $x : y = y : a$ oder $yy = ax$ stellt eine Parabel mit ihren Eigenschaften vor. Die Formel $yy = ax$ sagt: In der Parabel, ist das Quadrat jeder Ordinate immer dem Rectangel, das aus dem Parameter und der Abscisse besteht, gleich. $ayy = abx - bxx$ erklärt die Ellipse und $ayy = abx + bxx$ die Hyperbel, wenn b in der Ellipse

a) Man würde sich übereilen, wenn man behaupten wollte, jedes vollkommene Quadrat sey rational, freylich läßt sich aus einem jeden Quadrate, das aus seiner Wurzel erwachsen ist, genau die Wurzel wieder herstellen. Allein wie oft entstehen irrationale Quadrate, die nicht aus der Wurzel erwachsen? Hievon nur Ein Beyspiel: Nichts kann schärfer erwiesen werden, als der Pythagorische Lehrsatz, vermöge welches die Summe der Quadrate der Catheten eines rechtwinklichten Triangels, so groß, als das Quadrat der Hypotenuse ist. Nun sey ein Cathetus 2, der andere 3, so sind ihre Quadrate 4 und 9, die Summe 13 aber ist ein irrationales Quadrat. Es sind wenige Fälle, wo man aus der Summe der quadrirten Catheten, die Wurzel genau ziehen kann. Jede Linie aus dem Brennpunkte hingegen, ist eine Hypotenuse, dessen Catheten Quadrate liefern, deren Summe immer rational ist. Z. E. der Diameter eines Zirkuls sey 8, wählt man die Ordinate für die Abscisse 1, so ist das Quadrat dieser Ordinate 7, das Quadrat des andern Cathetus 9, die Summe von beyden 16 ist rational. Der Parameter einer Parabel sey 10, so ist das Quadrat der Ordinate für die Abscisse 3 = 30, das Quadrat des andern Catheten 0,25, aus der Summe 30,25 ist die Wurzel 5,5.

die große Axe, in der Hyperbel die Zwergaxe ist.

Diese Gleichungen nun sind hier von der größten Wichtigkeit. Sie haben einen ausgebreiteten Nutzen, der sich vornemlich erst in der Rechnung des Unendlichen zeigt. Man darf nur einen Buchstaben allein auf eine Seite bringen; so entdeckt die andere Hälfte, das Verhältniß seiner Linie zu den übrigen Linien. Bringt man z. E. in der Parabel x allein: so sagt die andere Hälfte: In der Parabel, ist die Abscisse die dritte Proportionallinie, zum Parameter und der Ordinate. Hiedurch werden schon in jeder der krummen Linien, so viele Eigenschaften bekannt, als ihre Gleichung besondere Buchstaben hat. Weil y in einer solchen Gleichung eine jede unbestimmte Ordinate vorstellt, und der Parameter a die bestimmte doppelte Ordinate ist, welche durch den Brennpunkt geht; so erhält man die Entfernung des Brennpunkts einer krummen Linie vom Scheitel, wenn man y durch den halben Parameter $\frac{a}{2}$ ausdrückt, und die Abscisse x entwickelt z. E. Statt der Parabel $yy = ax$ bekömmt man $\frac{aa}{4} = ax$. Beyde Hälften durch a dividirt; giebt $x = \frac{a}{4}$ oder: der Brennpunkt der Parabel ist um den vierten Theil des Parameters vom Scheitel entfernt. So findet man, daß der Mittelpunkt des Zirkuls sein Brennpunkt, folglich sein Diameter, sein Parameter sey. Auf ähnliche Art werden viele Eigenschaften der krummen Linien, durch ihre Gleichungen bekannt.

Haben aber die krummen Linien einen reellen Nutzen? Ein Paar Beyspiele werden diesen Nutzen schon hier außer Zweifel setzen. Weil eine schräg in die Höhe geworfene Kugel eine Parabel beschreibt; so ist man, wenn die Kraft, welche die Kugel treibt, und die Erhöhung eines Geschützes gegeben worden, vermögend, den Ort zu bestimmen, wo die Bombe niederfallen muß. Und soll sie in einer gegebenen Entfernung den Boden wieder erreichen; so kann mit geringer Mühe, der Winkel des Geschützes mit dem Horizonte bestimmt werden, in welchem die fallende Bombe, den gegebenen Ort trifft.

In den Boden eines Wasserbehälters, der 6 Fuß hoch ist, sey ein 10 Quadratfuß großes Loch; wie viel Pfund Wasser fließt in 50 Secunden aus diesem Loche; da ein Cubikfuß Wasser 70 Pfund wiegt, und der Behälter beständig voll gehalten wird? Weil das Wasser im Behälter, wie ein Strom, eine gleiche Höhe behält; so ist die Geschwindigkeit desselben in dem Loche sich beständig gleich. Nimmt man nun 60 für den Parameter $= a$ einer Parabel an, so ist die Wasserhöhe die Abscisse $= x$, ihre Ordinate y ist der Raum, den das auslaufende Wasser in jeder Secunde zurück legt. Man darf also nur aus der Formel der Parabel, den Werth von y suchen, um diesen Raum zu finden.

$yy = ax$ oder $yy = 60 . 6$ die Wurzel

aus 360 zeigt, daß das auslaufende Wasser, mit uniformer Geschwindigkeit in jeder Secunde 19 Fuß zurücklegt. Dies giebt in jeder Secunde eine Wasserseule die 19 Fuß hoch, und deren Grundfläche 10 Fuß ist, oder in jeder Secunde laufen 190 Cubikfuß, folglich in 50 Sec. 9500 Cubikfuß Wasser durch, diese wiegen 665000 Pfund. Eine Anwendung dieser fruchtbaren Materie, auf ein Mühlentreibendes Wasser, verstattet der Raum nicht.

Die Formeln welche die Algebraischen Linien erklären, sind deswegen unbestimmte Gleichungen, weil sie zwo veränderliche Größen x und y enthalten. Es ist aber unmöglich, den Werth von einer dieser Größen zu finden, so lange die andere noch unbekannt ist. Wird aber der Abscisse x eine beliebige Größe beygelegt; alsdenn nur kann man den Werth der Ordinate y erhalten. Eine jede unbestimmte Gleichung, läßt sich fast immer in einer krummen Linie darstellen. Denn eine unbestimmte Gleichung, kann als eine durch Buchstaben ausgedrückte Linie betrachtet werden. Aber auch die gerade Linie und ihre Lage, wird durch die Formel $y = ax$ bestimmt, wenn man x beliebige Werthe beylegt.

Will man also die Parabel, Hyperbel und Ellipse zeichnen; so kann dieses durch Hülfe ihrer Gleichung geschehen. Man darf nur y allein auf eine Seite bringen, und für x beliebige Zahlen setzen, die zwote Hälfte der Gleichung, welche den Werth von y ausmacht, wird alsdenn deutlich sagen, wie groß die Ordinate, in dem angenommenen Punkte der Abscisse, vom Maaßstabe genommen werden muß. Gesetzt: man wollte einen Zirkul, dessen Diameter 10 Fuß halten soll, ohne Mittelpunkt zeichnen; wie groß würde die Ordinate, oder die halbe Sehne des dritten Fußes seyn? Im Zirkul ist $yy = ax - xx$, in dem angenommenen Falle ist $a = 10$, $x = 3$ also ist y die Wurzel aus $30 - 9$ das ist: 4,58 Fuß. Giebt man x folgende Größen $\frac{1}{2}$, 1, 2, 3, 4, 5, und berechnet für jeden Fall, wie gezeigt, die Größe von y; so erhält man 2, 18; 3; 4; 4, 58; 4,99; 5 und die Enden dieser gefundenen Ordinaten geben die Grenzen an, welche aus freyer Hand zusammen gezogen, den Kreis darstellen. Auf gleiche Art kann man die Parabel, Hyperbel, Ellipse und andere krumme Linien zeichnen, wenn nemlich die Größe von a und b gegeben, die Größe von x angenommen, und die Größe für y berechnet wird. Wie diese Figuren geometrisch beschrieben werden, das gehört hieher nicht. Eine Ellipse wird auch beschrieben, wenn man um zween eingeschlagenen Stiften, einen mit den Enden zusammen gebundenen Faden legt, und in den angezogenen Faden herum reißet.

In den Gleichungen für die vier Hauptlinien ist xx oder yy die höchste Dignität, folglich ist hier 2 der größte Exponent. Wie, wenn man die Buchstaben und Zeichen dieser Formeln unverändert behielte, und nur die Expo-

 nenten

neuten erhöhete, was würden dies für Linien geben? Sie würden der Figur nach, sehr von den erstern verschieden seyn, und dennoch verschiedenes mit ihnen gemein haben. Eben dieses hat bey einigen Schriftstellern die Abtheilung der krummen Linien in Familien und Geschlechter veranlaßt. Alle Linien deren Gleichungen einerley Buchstaben und Zeichen haben, machen Eine Familie; verschiedene Exponenten hingegen, verschiedene Geschlechter aus. Daher besteht die Familie der Zirkul, der Parabeln, der Ellipsen aus einer unendlichen Anzahl Geschlechter. Ist der höchste Exponent einer Gleichung 2, so gehört ihre Linie zum ersten Geschlechte, ist er 3 oder 4, zum zweyten oder dritten Geschlechte, also sind alle Kegelschnitte Linien vom ersten Geschlechte. Die höhern Geschlechter sind von geringerer Erheblichkeit, als die, vom ersten. Ein Zirkul des zweyten Geschlechts, wäre $yyy = axx - xxx$, in ihm sind nicht alle Radii von gleicher Größe, seine größeste Ordinate fällt nicht auf die Mitte des Diameters, und nur allein der Zirkul des ersten Geschlechts findet einen Platz in der Geometrie, und in den übrigen Theilen der Mathematik.

Andere theilen die krummen Linien, in Linien der ersten, zweyten, dritten Ordnung, nachdem der höchste Exponent von x oder y in ihrer Gleichung 1, 2, 3 ist. Nach dieser Abtheilung wären die Kegelschnitte Linien der zweyten Ordnung.

Die erheblichsten der Transcendentischen Linien heißen, die **Spirallinie**, die **Conchoide**, die **Cissoide**, die **Quadratrix**, die **Cycloide** und die **Logarithmische Linie**. Wie diese erzeugt werden, das läßt sich hier nur von einigen sagen. Wenn man unten am Rade eines Wagens einen Punkt bezeichnet, und mit dem Wagen so weit fort fährt, bis der bezeichnete Punkt abermal den Boden berührt; so beschreibt dieser Punkt in der Luft eine Cycloide. Ein Pendul, dessen Linse eine Cycloide beschreibt, gebraucht um einen großen oder kleinen Bogen zu durchlaufen gleich viel Zeit. Diese Eigenschaft legt man zwar auch denen Penduln die in Zirkulbogen vibriren bey; allein diese Gleichheit ist hier nicht in so strengem Verstande wie dort zu nehmen. Eine logarithmische Linie entsteht, wenn man die Abscissen in Arithmetischer, und ihre Ordinaten in Geometrischer Proportion wachsen läßt. Da der unbestimmten Gleichungen unzählige sind; so hat man auch eine unzählbare Menge krummer nahmloser Linien, deren Eigenschaften von den Gleichungen, aus welchen sie entstehen, abhängen.

Weil man sich in der Differential- und Integralrechnung mit unendlich großen oder unendlich kleinen Größen beschäfftigt; so muß von diesen zuvor etwas gesagt werden. Das Wort, Unendlich, von welchem man sich keine Vorstellung machen kann, hat man hier nicht im eigentlichen Verstande zu nehmen. Eine unendlich kleine Größe, ist ein so geringer Theil von einer

einer endlichen Größe, daß dieser Theil, man mag ihn zu der Stammgröße addiren, oder von derselben subtrahiren, nicht die geringste Unrichtigkeit im Resultate einer Rechnung verursacht. Weil nun kein endlicher Theil, man mag sich solchen so klein gedenken, als man will und kann, diese Eigenschaft hat; so muß solcher Theil, unendlich oder unmerklich klein in Vergleichung der Stammgröße seyn. Ein Gran Ambra ist unendlich groß, in Vergleichung eines der Theile die den Geruch verursachen, und dieser Theil ist unendlich klein, gegen den Gran. Wenn man zu der Last einer Carthaune, ein kaum sichtbares Metallstäubgen legte, oder wenn man von der Länge der Stadt Hannover die Größe von der Dicke eines Haares hinweg nähme; so würde diese Zugabe oder Abnahme nicht die mindeste Unrichtigkeit in der Bestimmung des Gewichtes, und der Größe von Hannover verursachen. Daher wäre das Gewicht des Stäubchens, und die Dicke des Haares, in Vergleichung der Carthaune, und der Größe der Stadt, unendlich klein. Ob nun gleich das Stäubchen ein wahres Gewicht hat; so kann man doch nicht sagen, daß die Carthaune durch diese Zugabe schwerer geworden sey. Dies rechtfertigt den Satz: daß eine endliche Größe nichts gewinnt, oder verliert, ob man gleich eine unendlich kleine Größe hinzu thut, oder von ihr wegnimmt. Da aber dies Stäubchen in noch viel kleinere Theile zerlegt werden kann; da sich die Schwere der Carthaune zu dem Gewichte eines Berges, und dieses Gewicht zur Last der ganzen Erdkugel, wie das Stäubchen zur Carthaune verhalten kann; so finden unter unendlich kleinen und großen Größen, noch Verhältnisse und Potenzen Statt. In dieser Idee ist es also nicht ungereimt, wenn man sagt: eine unendlich kleine Größe sey unendliche mal kleiner, als eine andere unendlich kleine Größe. Dies läßt sich außerdem durch eine geometrische Figur beweisen. Wenn aber das ganze Stäubchen das Gewicht der Carthaune nicht vermehrt, wie viel weniger wird es ein höchst kleiner Theil von ihm thun? Man kann daher die Potenzen und Produkte unendlich kleiner Größen, ohne Bedenken aus der Acht lassen, und sie als nichts ansehen; denn sie sind Brüche von unendlichen Größen, die Produkte der Brüche aber, sind klein gegen ihre Factoren. Wäre $x = \frac{1}{1000}$, so wäre xx nur $\frac{1}{1000000}$ schon in diesem Falle, wird die zwote Potenz, ziemlich unbeträchtlich gegen den Factoren. Wenn daher x und y unendlich klein wären; so würde x, die wahre Summe von $x + xy + xxx$ seyn, und sollte man xy von x subtrahiren; so würde man x, ohne Fehler, als den Rest annehmen können. Denn bey unendlich kleinen Größen, verschwinden die Produkte und Potenzen, gegen den Factoren. Wäre hingegen x und y unendlich groß; so würde die wahre Summe aus obigen xxx seyn, weil in diesem Falle die Factoren gegen ihre Produkte ver-

verschwinden. Wird eine endliche Größe, durch eine unendlich kleine multiplicirt, so erfolgt ein unendlich kleines Produkt, denn es ist eine Multiplication mit einem höchst kleinen Bruche, der sich ins Nichts verliert; und jede endliche Größe, verhält sich zu einer unendlich kleinen wie 1 zu 0.

Vermittelst dieser unendlich kleinen Theile, welche **Differentialgrößen**, oder **Elemente** der endlichen Größen genannt werden, ist man durch die Differential- und Integralrechnung unter andern vermögend, diejenige Proportion zu bestimmen, welche einem Körper die kleinste Oberfläche, oder den größten körperlichen Inhalt giebt; die Subtangente t p und Tangente t a Fig. 4. einer krummen Linie zu finden; den Zirkul, die Parabel, Hyperbel, und Ellipse, auch viele andere krumme Linien zu quadriren, das ist: den Inhalt ihrer Flächen zu finden; die Kugel und andere krummlinigte Körper zu cubiren; die Größe ihrer Oberflächen anzugeben; die Länge einer krummen Linie zu bestimmen; und Eigenschaften zu entdecken, die in der Mathematik und Naturlehre wichtig sind.

Das Element ist also ein unendlich kleiner Theil einer Linie, einer Fläche; oder eines Körpers, welcher so beschaffen ist, daß die Summe einer unendlichen Menge dieser Theile, gerade diejenige Größe wieder darstellt, von welcher das Element ein Theil ist. Man sieht leicht, daß das Element eines Zirkuls anders, als das Element einer Parabel beschaffen sey, weil aus dem ersten der Zirkul, aus dem zweyten die Parabel erwächst. Die Differentialgröße wird immer durch den Buchstaben d angedeutet. d x, d y heißt ein höchst kleiner Theil der Abscisse und Ordinate. Dies d ist ein bloßes Zeichen, und macht kein Produkt. Das Verhältniß d y : d x ist nicht in allen Punkten einer krummen Linie gleich, immer aber verhält sich d y zu d x wie die Ordinate zur Subtangente. Denn weil in der vierten Figur c b mit t p parallel ist, so ist a b : b c = a p : p t.

Differentiiren heißt: das Element einer gegebenen Größe finden. **Integriren**: aus dem Elemente die ganze Größe, von welcher das Element ein Theil ist, herstellen. Es ist also Integriren nichts anders, als eine unendliche Reihe mit Vortheil addiren.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Freytag, den 20ten März 1778.

Fortsetzung des Aufsatzes von der Differential- und Integralrechnung, oder von der Rechnung des Unendlichen.

Im Differentiiren findet sich keine Schwierigkeit, man kann alle Formeln, welche veränderliche Größen enthalten, differentiiren. Veränderliche Größen aber müssen sie enthalten, weil nur diese allein ein Element haben. Denn wenn man z. E. die Ordinate einer krummen Linie im mindesten parallel verschiebt; so wird solche um ein weniges größer oder kleiner. Diese Zu- oder Abnahme ist das Element. Die unveränderlichen Größen hingegen lassen sich, wenn sie das bleiben sollen was sie sind, nicht verschieben. Soll man aber integriren, so zeigen sich oft schwer zu entwickelnde, und oft unauflösliche Knoten. Zuweilen wird das Integriren unmöglich scheinender Fälle möglich, wenn man eine zusammengesetzte Größe durch Einen Buchstaben ausdrückt, oder einen Quotienten wirklich dividirt, oder die Wurzel auszieht.

Wie aber findet man das Element einer Größe? Wie differentiirt man? Folgendes ist der Grund desselben: Wenn man zu der veränderlichen Größe einer gegebenen Formel, einen kleinen Theil addirt, das ist $x+dx$ für x, und $y+dy$ für y setzt; alsdenn mit diesen veränderten Größen die Formel abermal ausdrückt; so wird diese zwote Formel um ein weniges größer, als die erste; Subtrahirt man nun von ihr die erste gegebene Formel; so ist der Rest natürlicher Weise, das gesuchte Element der gegebenen Formel. Aus diesem aber verschwinden aus schon angezeigten Ursachen alle Glieder, welche Potenzen und Produkte unendlich kleiner Größen enthalten, und in den nun noch übrigen Gliedern zeigt sich das wahre Element der gegebenen Formel. Z. E. man soll das Rectangel xy differentiiren. Multiplicirt man $x+dx$ durch $y+dy$; so kömmt $xy+ydx+xdy+dxy$. Subtrahirt man hievon xy, und läßt das letzte Glied aus der Acht; so sind die zwo schmalen Streifen $ydx+xdy$ das wahre Element des gegebenen Rectangels. Die fünfte Figur macht dieses sinnlich. Das Rectangel $abce=xy$, $fghi$ ist das Rectangel mit der Zuga-

be. Subtrahirt man das erste vom letzten, und läßt $bg = dxy$ verschwinden; so bleibt in den unendlich schmalen Streifen $ydx + xdy$, das Element des gegebenen Rectangels. Man soll $yy = ax$ oder die Parabel differentiiren $(y + dy)(y + dy) = a(x + dx)$ dies giebt $yy + 2ydy + dyy = ax + adx$. Hievon die gegebene Gleichung subtrahirt, und dyy verschwinden lassen, giebt im Reste, das Element der Parabel, $2ydy = adx$.

So könnte und sollte man differentiiren, aber so differentiirt man deswegen nicht, weil die Arbeit bey nur etwas weitläuftigen Formeln zu beschwerlich wird. Daher hat man aus der angezeigten Methode Regeln gezogen, wie Produkte, Potenzen und Wurzeln mit minderer Arbeit differentiirt werden können. Aus diesen fließt nun weiter die Differentiirung der Quotienten. Wie man aber wirklich differentiirt, das wäre, ob es gleich leicht ist, für dies Blatt zu weitläuftig. Der Endzweck desselben wird ja schon erreicht, wenn der Leser den Grund dieser Rechnungsart, ihren Zusammenhang, und die Anwendung für schwer aufzulösende Aufgaben, einsieht.

Warum aber muß man zu den veränderlichen Größen, einen unendlich kleinen Theil von ihnen addiren? Warum muß man denn differentiiren? Behielte man die Gleichung einer krummen Linie unverändert; so würden ihre Ordinaten Linien seyn, die keine Breite haben, aus welchen also keine Fläche erwachsen könnte. Durchs Differentiiren hingegen entstehen höchst schmale Flächen, deren verschiedene Längen, in jedem Punkte der Axe, durch die Gleichung bestimmt wird, und deren Summe, der Fläche der krummen Linie gleich ist. Diese Zugabe aber muß unendlich klein seyn, weil eine merkliche Zugabe, die Größe der Fläche verändern würde, und man die Produkte und Potenzen, ohne Fehler, nicht aus der Acht lassen könnte. Man stelle sich in Fig. 4. die Ordinaten cn und ap unendlich nahe vor, so wäre $ab = dy$, $bc = dx$. Das Rectangel $bcpn$ oder ydx das allgemeine Element jeder algebraischen Linie. bac aber verschwindet. Zweytens. Es ist sehr oft nothwendig, das Wesentliche einer gewissen Linie, durch eine Formul auszudrücken. Diese Formel wird durch eine Proportion, die immer vier Glieder hat, gefunden, man würde aber nur das Verhältniß zweyer Glieder angeben können, wenn nicht die Elemente diesen Mangel ersetzten. Z. E. man will die allgemeine Formul für die Subtangente pt in Fig. 4. finden, so hat man $dy : dx = y : pt$ daher wird $pt = \frac{ydx}{dy}$. Soll nun diese Generalformul brauchbar werden, um die Subtangente einer gegebenen krummen Linie zu finden, so muß ihre Gleichung deswegen differentiirt werden, damit man eine Hälfte derselben in $\frac{ydx}{dy}$ regelmäßig verwandeln könne, alsdenn zeigt die andere Hälfte, das Verhältniß der Subtangente zu einer bekannten Linie.

Wo-

Wozu aber nutzt das Verhältniß $dy:dx$, da dies so kleine Größen sind, die sich durch keinen Bruch ausdrükken lassen, deren Verhältniß also nicht bestimmt ist? Diese unendlich kleinen Größen werden, wenn sie das ihrige geleistet haben, durch eine gleiche Division am Nenner und Zähler abgeschafft, oder sie verschwinden durchs Integriren. Hiedurch wird das Gesuchte durch endliche Größen bestimmt. Aber eben deswegen, weil obiges Verhältniß nicht durch Zahlen bestimmt werden kann; so liefert auch die Rechnung des Unendlichen, ihre Resultate nicht in bloßen Zahlen, sondern welches weit vorzüglicher ist, sie giebt durch Buchstaben ausgedrückte Regeln, wie ein gesuchter Endzweck erreicht werden könne. Z. E. Sucht man die Größe der Subtangente der Parabel, so erhält man am Ende $pt = 2x$ das ist: in der Parabel ist Subtangens immer doppelt so groß, als die Abscisse. Will man finden, wie der Inhalt einer Kugel zu berechnen sey; so sagt das gefundene Resultat, $\frac{pdd}{6}$ das ist: man soll das Quadrat des Diameters, durch die Peripherie multipliciren, das Produkt durch 6 dividiren.

Die Regeln wie Differentialformeln integrirt werden, oder wie man die Summe der unendlichen Reihe der Elemente bestimmt, findet man am besten, wenn man Größen von mancherley Art differentiirt. Da nun die Integral, immer derjenigen Größe gleich ist, welche differentiirt worden; so giebt die Vergleichung der Stammgröße mit ihrem Elemente, diejenigen Regeln an die Hand, welche hier gegeben werden können. Um zu probiren ob man recht differentiirt habe, muß man integriren, und die Richtigkeit der Integral, wird durch Differentiiren geprüft. Im ersten Falle erscheint die Stammgröße, im andern das Element wieder. Entstünden die Elemente immer durchs Differentiiren endlicher Größen; so würde die Integralrechnung, eine ganz unnütze Wissenschaft seyn, weil die Summe der Elemente, die gegebene Größe selbst ist. Diejenigen Elemente aber, welche das Integriren nothwendig machen, entstehen so wie sie da sind, nicht durch Differentiiren. Die Anwendung von dem bisher gesagten, wird sich in einigen Exempeln zeigen.

Die größte oder kleinste Ordinate einer krummen Linie ist da, wo die Linie mit der Axe, oder mit der Grundlinie parallel läuft, nur daselbst sind zwo höchst nahe zusammen gezogene Ordinaten von gleicher Größe, folglich findet nur da keine Differentialgröße der Ordinaten Statt, sie ist $= 0$, Und setzt man dy und die damit verbundenen Größen $= 0$, oder läßt die Glieder welche dy enthalten weg, und entwickelt x, so zeigt der Werth von x den Ort in der Abscisse an, über welchem die krumme Linie mit der Axe parallel ist, und aus welchem die Ordinate die größte oder kleinste ist. Fig. 6. zeigt den Ort der größten, Fig. 7. den Ort der kleinsten Ordinate.

Dies ist der Grund der Lehre vom Größten oder Kleinsten. Weil nun die Natur immer den kürzesten Weg geht; so wird der Leser schon vermuthen, daß diese Lehre einen Einfluß in die Naturlehre haben müsse. Die Regel, wie man hier verfährt, ist folgende: Man differentiire die Gleichung einer krummen Linie, lasse die Glieder welche dy enthalten weg, und entwickle x auf die gewöhnliche Art.

Z. E. Wo ist die größte Ordinate der Linie $y^4 = ax^3 - x^4$. Dies differentiirt giebt $4y^3 dy = 3ax^2 dx - 4x^3 dx$, läßt man die erste Hälfte weg, wirft die Größe mit - auf die andere Seite; so verschwindet dx durch Dividiren, und am Ende bleibt $x = \frac{3}{4}a$. Das ist: Die größte Ordinate fällt auf $\frac{3}{4}$ des Diameters. So verfährt man in jeder Linie die eine größte oder kleinste Ordinate hat, welche aber in der Parabel und Hyperbel nicht Statt findet.

Weil hier die Ordinaten nicht in Betracht kommen; so erstreckt sich diese Methode nicht bloß über krumme Linien, sondern auch über solche Gegenstände, die keine Ordinaten haben. Man drücke die gegebene Aufgabe in Buchstaben aus, setze den Ausdruck $= 0$; differentiire diese Formel, und entwickle x; der Werth von x beantwortet die Aufgabe. Hiervon ein Paar Beyspiele:

Eine Linie oder Zahl, deren Größe a seyn mag, so in zwey Theile zu schneiden, daß das Produkt aus dem Quadrate des einen Theils, in dem andern Theile das größeste sey, was auf solche Weise entstehen kann. Der eine Theil sey $= x$, so ist der andere $a - x$, das verlangte Produkt ist $axx - xxx = 0$. Dies differentiirt, und x entwickelt, giebt zur Antwort $x = \frac{2}{3}a$. Für a kann man eine beliebige Linie oder Zahl setzen.

Es wird die Summe des Diameters und der Höhe eines Cylinders gegeben, sie sey a oder 12 Zoll, in welcher Verhältniß muß der Diameter gegen die Höhe genommen werden, damit der Cylinder, die größte Schwere, oder den größten Inhalt bekomme? x sey der Diameter, so ist $a - x$ die Höhe. Weil sich nun Zirkelflächen wie die Quadrate ihrer Diameter verhalten, und ein Cylinder erzeugt wird, wenn man die Grundfläche mit der Höhe multiplicirt; so ist die Formel für die gegebene Aufgabe, $axx - xxx = 0$. Da diese Formel, der Formel der letzten Aufgabe gleich ist, so giebt sie, was jene gab, und man muß zum Diameter 8, zur Höhe 4 Zoll nehmen.

Man soll einen Himten von Blech machen, wie muß das Verhältniß des Diameters zur Höhe seyn, wenn man das wenigste Blech zu diesem Himten gebrauchen will? Oder welche Proportion giebt einem solchen Cylinder, die kleinste Oberfläche? Es sey x der Diameter des Bodens, h die Höhe, P, D, die Verhältnißzahlen der Peripherie zum Diameter, so ist der Ausdruck für den Boden $\frac{Pxx}{4D}$, für den

Rand,

Rand, $\frac{Phx}{D}$ also ist die ganze Oberfläche $\frac{Pxx}{4D} + \frac{Phx}{D} = 0$, wird diese differentiirt, so zeigt sich durch die Auflösung, daß $h = \frac{x}{2}$ sey. Das ist: Die Höhe muß dem halben Durchmesser gleich seyn. Man hätte auch hier, wie in der vorigen Aufgabe, statt des Cylinders, ein viereckters Gefäß, und dort um dasselbe zu erhalten, einen Cylinder wie hier wählen können.

Einem Manne wird ein Stück Land gegeben, dessen Länge und Breite zusammen 100 Ruthen seyn soll; was wird er für eine Proportion zwischen der Länge und Breite wählen, um die größte Fläche zu gewinnen? Die Breite sey x Ruthen, so ist die Länge $100 - x$ Ruthen, die Fläche $100x - xx = 0$. Der aus der Differentialgleichung entwickelte Werth von x, räth dem Manne, 50 Ruthen zur Breite, folglich auch 50 zur Länge zu nehmen.

Ein Rad ist bestimmt, Wasser auf eine Höhe zu bringen, um von dieser Höhe eine Stadt durch den Fall mit Wasser zu versorgen. Die Schaufeln des Rades bewegen sich mit $\frac{1}{6}$ der Geschwindigkeit des Stroms. Sie arbeiten zwar schnell, weil sie aber wenig Wasser heben, so gießt sich oben zu wenig aus. Man erweitert die zu hebende Wassersenle, nun bewegen sich die Schaufeln mit $\frac{1}{5}$ der Geschwindigkeit des Stroms. Sie heben zwar mehr Wasser, aber langsamer, dieser Verlust der Zeit vernichtet den Vortheil der größern Menge wieder. Wie schnell müssen sich die Schaufeln in Ansehung der Geschwindigkeit des Stroms bewegen, damit die möglichst größte Wirkung erfolge?

Es sey die Geschwindigkeit des Stroms $= a$, der Ueberschuß der Geschwindigkeit des Stroms, von den Schaufeln $= x$, so ist die Geschwindigkeit der Schaufeln $a - x$. Weil nun die Kraft des Stroms durchs Quadrat der Geschwindigkeit ausgedrückt wird; so ist $xx \cdot a - x$ oder $axx - xxx$ die Wirkung. Soll nun diese Wirkung die möglichst größte seyn; so setze man die Formel $= 0$, differentiire sie, und entwickle x. Das Resultat zeigt, daß sich die Schaufeln mit $\frac{1}{3}$ der Geschwindigkeit des Stroms bewegen müssen, wenn die größte Wirkung erfolgen soll. Nach dieser Verhältniß, die durch hinlängliche Erfahrung bestätigt ist, kann die Güte einer jeden, durch den Strom getriebenen Maschine beurtheilt werden.

Daß die Summe aller unendlichen Elemente einer Figur, der Fläche oder dem körperlichen Inhalte dieser Figur gleich sey, das ist bereits vorhin gesagt. Wie aber findet man das Element für jeden besondern Fall? Man drücke das Element einer Linie, Fläche, oder Körpers durch Buchstaben aus, so daß dieser Ausdruck nur überhaupt, für eine unbestimmte krumme Linie gilt. Dieser Ausdruck ist eine Generalformel. Aendert man nun die Gleichung einer bestimmten gegebenen Linie, durch Multipliciren oder Dividiren beyder

Hälften so ab, daß eine Hälfte der Generalformel gleich wird; so enthält die andere Hälfte, dasselbe für die gegebene Linie. Verschiedene Exempel werden dies deutlich machen.

Man soll die Parabel Fig. 3. quadriren. Das ist: man soll den Inhalt des Stücks a m n finden. Die Generalformel des Elements jeder unbestimmten krummlinigten Fläche, ist ydx. Denn dies Element ist das Rectangel c b n p Fig. 4., welches aus zwo unendlich nahen Ordinaten, und dem Elemente der Abscisse erwächst. Nun drückt $yy = ax$ die Parabel aus. Entwickelt man nun y, und multiplicirt beyde Hälften durch dx, oder auch, differentiirt man die Gleichung, entwickelt dx, und multiplicirt beyde Hälften durch y; so erhält man im ersten Falle $ydx =$ der Wurzel aus $(ax)\,dx$, im andern $ydx = \frac{2yydy}{a}$. In beyden Gleichungen enthält die erste Hälfte, das Generalelement einer krummlinigten Fläche, die zwote, das Element der parabolischen Fläche. Wird nun die zwote Hälfte integrirt; so verschwindet im ersten Falle dx, im andern dy, und die gesuchte Fläche ist gefunden, welche, wenn sie durch x, und y ausgedrückt wird, in beyden Fällen, $\frac{2}{3}xy$ zeigt. Das ist: die Parabel macht $\frac{2}{3}$ von dem um sie beschriebenen Rectangel aus. Eine jede Fläche ist quadrirt, wenn man ihr Verhältniß mit dem um ihr beschriebenen Rectangel gefunden. In Fig. 3. ist $a = 4$, $x = 9$, so ist $y = 6$. Also die Fläche der Parabel $\frac{2}{3}xy = 36$.

In der Quadratur krummlinigter Flächen, finden sich oft große Schwierigkeiten. Nicht immer ist man vermögend, ihr Element zu integriren. Der Inhalt der Hyperbel und des Zirkuls, ist bis jetzt noch nicht vollkommen genau bestimmt, und weil sich die Ellipse zum Zirkul ihrer großen Axe, wie die große Axe zur kleinen verhält; und der Inhalt der elliptischen Fläche, von der Zirkulfläche abhängt; so kann auch sie noch nicht höchst genau berechnet werden. Inzwischen kann man, durch Näherung, der Wahrheit so nahe kommen, als man will.

Wenn man aus der Gleichung einer krummen Linie y entwickelt; so giebt der Werth von y, die Länge der Ordinaten, für die angenommenen Werthe von x. In dem Generalelemente der Fläche ydx wollen wir einmal dx nicht unendlich klein, sondern als 1 annehmen, und hiemit den Werth von y multipliciren, so werden hiedurch die Ordinaten in Rectangeln verwandelt. Giebt man nun, nach Belieben, der Axe 10 Theile; so erhält man durch die Berechnung ihrer Ordinaten, 10 Rectangel Fig. 8. deren Summe, dem Inhalt der krummlinigten Fläche, einigermaaßen nahe kömmt. Die achte Fig. aber zeigt deutlich, daß diese Summe, wegen der überstehenden Ecken, größer als die Fläche sey. Es wird aber der Unterschied zwischen den Rectangeln und der krummen Fläche, um desto unbeträchtlicher, je mehr Theile man der Axe giebt, oder je kleiner die angenomme-

nen

nen Theile sind. Nimmt man diese Theile unendlich klein an, das ist: differentiirt man; so verschwindet der Unterschied, wenn man die unendlich vielen Elemente integriren kann, gänzlich, und der Inhalt der krummlinigten Fläche, ist in der Integrale vollkommen richtig bestimmt. Ist aber die Anzahl der Rectangeln endlich; so muß man sie, statt des Integrirens, wirklich addiren.

Zum Beyspiele mag der Zirkul, dessen Gleichung $yy = ax - xx$ ist, dienen. Aus der Gleichung folgt: daß y die Wurzel aus $ax - xx$ sey. Der ganze Diameter a sey 20, so hat der Radius, welcher den Quadranten bestimmt, 10 Theile, und die natürlichen Zahlen von 1 bis 10, machen die verschiedenen Werthe von x aus. Drückt man nun nach diesen Angaben die Größe der Wurzel von $ax - xx$ in Zahlen aus; so ist, wenn $x = 1$ ist, das kleinste Rectangel 4, 36; ist $x = 2$ so ist das zweyte Rectangel 6; $x = 3$ giebt fürs dritte Rectangel 7, 14 u. s. w. Die Summe aller 10 Rectangel giebt hier 82, 863 da der Quadrant nach geometrischer Berechnung 78,500 seyn sollte. Dieser Unterschied ist nun freylich beträchtlich genug, er würde aber weniger beträchtlich seyn, wenn man dem Diameter mehrere Theile gegeben hätte, aber alsdann müßte man auch mehrere Größen berechnen.

Sollte man jedoch nicht durch dieselbe Methode der Wahrheit viel näher kommen können? Ja dies kann man, und zwar mit dem Aufwande der halben Arbeit. Fig. 9. Man gebe je zween und zween Werthen von x gleiche Zahlen, und bestimme die Wurzel nur in Einer Decimalziffer. Hierdurch wird wechselsweise das folgende Rectangel, beynahe um so viel zu klein, als das vorhergehende zu groß war. In diesem Zirkul der neunten Figur, dessen Diameter 20 ist, und welcher zum Beyspiele dienen soll, hat man nur 5 Rectangel zu berechnen.

$x = 1 — 4, 3$
$x = 2 — 4, 3$
$x = 3 — 7, 1$
$x = 4 — 7, 1$
$x = 5 — 8, 6$
$x = 6 — 8, 6$
$x = 7 — 9, 5$
$x = 8 — 9, 5$
$x = 9 — 9, 9$
$x = 10 — 9, 9$

Der Quadrant, welcher in der Summe der Rectangel 78, 8 ist, sollte nach geometrischer Berechnung 78, 5 seyn. Diese Differenz verhält sich zum Quadranten wie 1 zu 261. Gäbe man dem Diameter 40 Theile; so würde der Unterschied noch weit unbeträchtlicher seyn, und man hätte nach jetzt gezeigter Methode, nur 10 Rectangel zu berechnen, welches in einer halben Stunde geschehen kann.

Die achte Figur zeigt noch einen andern Weg zur Quadratur krummlinigter Fächen. Man sieht in derselben deutlich, daß die Summe aller Rectangel dem Quadranten völlig gleich seyn würde, wenn nicht die überstehenden Ecken eine Differenz verursachten.

sachten. Diese Ecken kann man als rechtwinklichte Triangel, deren Catheten, die Linien außerhalb des Bogens, und deren Hypotenusen, die Stücke des Bogens sind, betrachten. Subtrahirt man daher die Summe der Triangel, von der Summe der Rectangel, so enthält der Rest die gesuchte krummlinigte Fläche. Man gebe also dem Diameter des Zirkuls, oder dem gegebenen Stücke der Axe einer andern krummen Linie beliebige Theile; berechne ihre Ordinaten; subtrahire jede Ordinate von der nächst größern, der Rest giebt für jeden Triangel Einen Catheten. Da nun der andere 1 ist; so braucht man nur die gefundenen Reste zu halbiren, um in der Summe dieser Hälften, die Summe aller Triangel zu haben, welche von der Summe der Rectangel subtrahirt, den Inhalt der krummen Fläche giebt.

Es diene abermal der Zirkul Fig. 8. zum Exempel: Die Summe der 10 Rectangel ist, wie oben gezeigt, 82,863, die Summe der 10 Triangelflächen 5,002. Der Rest, oder die Fläche des Quadranten ist 77,861, da sie nach geometrischer Berechnung 78,500 seyn sollte. Diese Differenz, welche sich zum Quadranten wie 1 zu 122 verhält, rührt von der Krümmung der Hypotenuse her. Giebt man dem Diameter 30 Theile, so verhält sich die geometrische Fläche zu der gefundenen wie 162 zu 161.

Wie groß ist die parabolische Fläche der dritten Figur? In ihr ist der Parameter $a=4$, $x=9$, so ist $y=6$, $dx=1$. Verfährt man nach der ersten Methode, so ist die Summe der neun Rectangel gerade 36, welches diesmal mit dem oben gefundenen Inhalte genau überein kömmt. Zieht man nach der zweyten Methode die Triangel von der gefundenen Summe ab; so zeigt sich die Fläche 35,66 da sie 36,00 seyn sollte. Hier verhält sich die wahre Fläche zur gefundenen, wie 106 zu 105.

So viel ich weiß, sind diese Methoden, krummlinigte Figuren zu quadriren, noch unbekannt; sie zeigen sehr sinnlich, wie aus einer unendlichen Menge unendlich schmaler Rectangel, die krummlinigten Flächen erwachsen; man kann des Differentiirens und Integrirens, welches bey weitläuftigen Formeln beschwerlich wird, überhoben seyn; sie sind leicht, und erstrecken sich auf alle algebraische Linien, und auf jedes Stück derselben. Den Versuch habe ich mit allen Kegelschnitten, und mit einigen Zirkuln von höhern Geschlechtern gemacht, und die Resultate immer den Resultaten einer schärfern Berechnung sehr nahe gefunden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Montag, den 23ten März 1778.

Schluß des Aufsatzes von der Differential- und Integralrechnung, oder von der Rechnung des Unendlichen.

Um eine krumme Linie zu rectificiren, das ist: um ihre Länge zu bestimmen, ändert man die Gleichung derselben regelmäßig so ab, daß eine Hälfte dem allgemeinen unbestimmten Elemente einer krummen Linie gleich werde, und integrirt die andere Hälfte. Diese Integral zeigt die Größe der krummen Linie. Es ist aber die Auflösung ziemlich beschwerlich, weil sich das Element einer krummen Linie ohne Potenzen und Wurzelzeichen nicht ausdrücken läßt. Ueberdem kann man die Länge keiner einzigen krummen Linie ganz genau bestimmen. Man kann nur der Wahrheit durch fortgesetzte Rechnung so nahe kommen, als man will, ohne sie jemals ganz erreichen zu können.

Auch hier kann ich einen Weg, wie die Länge einer krummen Linie bestimmt werde, der wahrscheinlich noch nicht gezeigt ist, vorschlagen. Durch diesen Weg erspart man viele Arbeit, und kömmt ebenfalls der Wahrheit so nahe, als man will.

Wie viele solcher Theile, als der Diameter 20 hat, ist der Zirkulbogen der achten Figur groß? Daß die, über den Bogen hervorragenden Ecken rechtwinklichte Triangel sind, und wie die Catheten dieser Triangel gefunden werden, das ist bereits gesagt. Weil nun, wie ein jeder sieht, die Summe aller Hypotenusen, dem Bogen gleich ist; so suche man die Größe von einer jeden, und addire sie. In der Summe zeigt sich die Länge der krummen Linie. Wie aber die Größe einer Hypotenuse gefunden werde, das sagt der so bekannte Pythagorische Lehrsatz: man muß nemlich die Catheten eines solchen Triangels quadriren, die Quadrate addiren, und aus der Summe die Quadratwurzel ziehen. In der achten Figur ist die Summe der Hypotenusen, 15, 66, da der Bogen nach geometrischer Berechnung 15, 70 ist. Hier verhält sich das erste zum letzten, wie 392 zu 393. Die achte Figur zeigt, daß die Hypotenuse des kleinsten Rectangels deswegen den größten Antheil an dieser Differenz habe, weil die Krümmung des Bogens in solchen

am merklichsten ist. Theilt man daher nur das kleinste Rectangel in zwey Theile, so daß jeder Theil $\frac{1}{40}$ von a ist, so verhält sich der gefundene Bogen zu dem was die Geometrie liefert wie 784 zu 785. Die Länge der Parabel Fig. 3. auf gleiche Art bestimmt, ist 11, 33 solcher Theile lang, von welchen die Axe a n 9 hat.

Um den Inhalt eines Körpers, der erzeugt wird, wenn sich eine krummlinigte Fläche um ihre Axe dreht, oder um die Oberfläche eines solchen Körpers zu finden: suche man das Generalelement des Körpers, oder der Oberfläche; verwandele die Gleichung für einen bestimmten Fall solchergestalt, daß eine Hälfte, dem Generalelemente gleich werde, und integrire die andere Hälfte. In der Integral zeigt sich das Gesuchte. Diese Regel ist nun freylich leicht gegeben, aber die Ausführung ist für dies Blatt zu weitläuftig.

Man kann und wird einwenden, daß Körper dieser Art, mit minderer Mühe geometrisch bearbeitet werden können. Dies ist wahr, aber die Geometrie erstreckt sich dagegen auch nur auf den Zirkul, auf die Kugel, den Cylinder, und den Kegel. Die elliptische Afterkugel der parabolische und hyperbolische Afterkegel und andere Körper dieser Art sind außer ihren Grenzen. Außerdem sind die Regeln wie obige Körper berechnet werden, nur von der Geometrie angenommene, nicht erzeugte Kinder. Schwerlich würde man gefunden haben, daß die Oberfläche der Kugel vier mal so groß, als die Fläche ihres größten Zirkuls sey; und daß das Produkt der Oberfläche, mit dem sechsten Theil des Diameters, den Inhalt der Kugel darstelle, wenn es nicht die höhere Mathematik gelehrt hätte.

Will man die Subtangente einer krummen Linie finden; so differentiire man ihre Gleichung, verwandele eine Hälfte in die Generalformel der Subtangente $\frac{ydx}{dy}$, aus der andern Hälfte wird dy durch Dividiren am Nenner und Zähler abgeschafft, und Subtangens erscheint in endlichen Größen. Es sey z. E. die krumme Linie Fig. 4. eine Parabel $ax = yy$. Dies differentiirt, giebt $a dx = 2 y dy$. Aendert man dies Element so ab, daß die erste Hälfte, der Subtangente $\frac{ydx}{dy}$ gleich wird, und schafft dy ab, so hat man, Subtangens $= \frac{2yy}{a}$. Statt a den Werth von a aus der Gleichung gesetzt, giebt Subt. $= 2x$. Das ist: die Subtangente der Parabel ist immer doppelt so groß, als die Abscisse. Nun kann man die Tagente c t ziehen, oder sie durch die Trigonometrie finden.

Mit Hülfe dieser Rechnung des Unendlichen, ist der Mathematiker und Physiker vermögend, die Brechung der Lichtstrahlen; den Winkel der Abprallung geworfener Körper; die Laufbahnen der Planeten und Cometen zu bestimmen, und andere schwere Aufgaben aufzulösen.

Also ist diese Rechnungsart, wendet man ein, nur dem Physiker und Mathema-

thematiker brauchbar? Wozu aber nutzt sie uns übrigen? Was hat sie für einen Einfluß aufs bürgerliche Leben? Was gewinnt man mit einer für uns bloß speculativischen Wissenschaft? Dieser zu oft gebrauchten Einwendung räumt man gerne ein, daß sie eine Wissenschaft sey, die freylich nicht allgemein werden muß, die aber auch gewiß nicht allgemein werden kann, weil ihre Anwendung zu viel mathematische und physikalische Kenntniß zum voraus setzt, und zu viel Nachsinnen fordert; man giebt zu, daß ihr unmittelbarer Einfluß aufs bürgerliche Leben, deswegen von so großer Erheblichkeit nicht sey, weil ihre Produkte schon in andere Wissenschaften aufgenommen sind.

Ist aber nur dasjenige, was einen recht fühlbaren Einfluß aufs bürgerliche Leben hat, schätzenswerth; so ist die Historie, Geographie, Astronomie und Musik unbrauchbar. Denn was würde das Vaterland, was das Gewerbe, was die Geldbörse dabey verlieren, wenn wir auch nicht wüßten, daß ein Land, das Afrika heißt, da wäre; oder wenn wir glaubten, die Sonne sey ein hellpolirter silberner, und der Mond ein messingener Teller? Nur Schätze sammeln, und das suchen, was dem Körper behagt, ist das nur das einzige Ziel einer vernünftigen Seele?

Der Landmann bauet sein Feld, und mästet sein Vieh. Dies ist seine Sphäre, über welche er sich bloß deswegen nicht erheben kann, weil er nicht denken gelernt hat. Ist nun eine Wissenschaft die den Verstand schärft, und uns geschickt macht in andern Dingen, die Gedanken fordern, mit größerer Leichtigkeit und besserm Erfolge arbeiten zu können, fürs bürgerliche Leben unbrauchbar? Belohnt sie nicht den Arbeiter reichlich durch das Vergnügen, das sie selbst in der Arbeit gewährt? Und womit will derjenige in müßigen Stunden seine vernünftige Seele würdig beschäfftigen, dem alles was Nachsinnen fordert fremd ist? Wer in seinem Fache nur gerade so viel weiß, als er um seine Pflicht zu erfüllen nothwendig wissen muß; wer seinen Verstand nicht durch Denken schärft; und die Grenzen seiner Kenntnisse nicht erweitert, der kann freylich ein getreuer nützlicher Arbeiter seyn; aber er ist ein Arbeiter, der seine wenig denkende Maschine durch den Schlaf wieder aufwindet, wenn sie am Abend abgelaufen ist, um abermal ablaufen zu können. Will er es aber wagen etwas zu beginnen, was er nicht gestern und vorgestern begann; so stockt die Maschine. Wenn jedoch ein jeder denkender Kopf, er habe Lust und ein mathematisches Genie, oder er habe es nicht, mit der Mathematik sich beschäfftigen, und in ihre Irrwege und Tiefen sich wagen wollte, das wäre eine solche Verschwendung der Zeit, als wenn ein jeder, ohne Neigung und Fähigkeit zur Musik, geigen und trillern wollte. Der Himmel hat Lust und Genie mit solcher Weisheit vertheilt, daß kein Feld unbearbeitet bleibe, und keines mit Arbeitern überhäuft sey.

N. Schmid.

Vom Italiänischen Sellery.

Zwey Arten von Sellery werden in Millers Gärtnerlexicon empfohlen. Die eine ist die bey uns allgemein bekannte Knollenwurzel. Die andere ist der italiänische Sellery. So nennt ihn Miller, und diese Gattung ist in England die gebräuchlichste.

Sie giebt mehr eßbares Kraut als Wurzel, liefert mehr in die Schüssel als der Knollensellery, und ist, nach dem Zeugniß guter Kenner, man mag sie roh mit Salz, oder als Salat zubereitet, oder gekocht essen, zarter und schmackhafter als unser Sellery.

Da **Hannover** mit der englischen Stadt **Cambridge**, ohngefähr in gleicher, **Göttingen** und **London** aber gerade unter ein und derselbigen Polhöhe belegen sind, hiernächst auch der Erdboden um Hannover ganz geschickt zu seyn scheint, den Italiänischen Sellery aufzunehmen, so entsteht die Frage, ob wir nicht einen Versuch damit machen, und uns und unsere Gartenleute mit dem Bau dieses, wenigstens jetzo, bey uns seltenen und beynahe unbekannten Gewächses erfreuen wollen. Ihre wirklich Brittische Industrie, die nicht allein Handlung mit Erdfrüchten treibt, sondern auch bis mitten in den Winter hinein Blumen, Spargel und anderes feines Sommergewächs auf die Märkte bringt, wird dazu nur einer Belehrung durch den Erfolg wohlgerathener Versuche bedürfen, und diese sowohl, als die demnächst zu erwartende Austheilung des Saamens müssen sie von Gartenliebhabern erwarten, die mehr ihres Vergnügens, als des Nutzens wegen, ihr Feld bauen.

Ihrer viele haben bereits mit dem Anfange des gegenwärtigen Monats, ächten aus England verschriebenen Italiänischen Sellerysaamen ausgesäet.

Die Art ihn zu behandeln ist folgende:

Der Italiänische Sellery wird entweder zu Anfange des Märzmonats auf ein temperirtes Mistbeet, oder vierzehn Tage bis drey Wochen nachher, in ein offnes Feld von leichter Erde, oder zu Ende des Aprils, oder Anfangs Maymonats, in einen feuchten Boden gesäet, der nur die Morgensonne hat.

Nach drey bis vier Wochen geht der Saamen auf. Er muß von Unkraut rein gehalten, und, bey trockner Witterung, oft begossen werden.

Nach vier bis fünf Wochen versetzt man die Pflanzen, ohngefähr drey Zoll ins Gevierte von einander, in eine feuchte fette Erde.

Gegen Nachtfröste verwahrt man die zuerst gepflanzte gehörigermaaßen mit Matten. Bey trockner Witterung werden sie begossen.

Die Pflanzen von der ersten Aussaat können zum Theil schon in der Mitte des Maymonats dahin verpflanzt werden, wo sie bleiben sollen. Die später gesäeten werden später verpflanzt, und zwar mit dem Unterschiede,

de, daß die Pflanzen der ersten Aussaat, so viel möglich einen feuchten, fetten und leichten, die zuletzt gesäeten aber einen trocknen Boden um deswillen haben müssen, weil die hinzukommende Winternässe den in der Erde stehen bleibenden Sellery leicht mit Fäulniß ansteckt.

Das Versetzen selbst geschieht auf folgende Weise:

Nachdem man den Boden vom Unkraute gesäubert hat, muß man nach der Schnur eine Grube graben, welche einen Fuß weit, und neun Zoll tief seyn soll. Die Erde am Boden der Grube muß locker und weich gemacht werden.

Die aus der Grube genommene Erde wird an der Seite der Grube heraus aufgeschlagen, um den Sellery, so wie er an Höhe zunimmt, damit zu behäufeln.

Die Gruben sollen gute drey Fuß weit von einander entfernt werden, und die Zwischenräume von Grube zu Grube tragen, während der Zeit, da ihre Erde noch nicht zum Anhäufen weggenommen wird, um nicht brach zu liegen, Salat.

In der Mitte der Grube werden die Sellerypflanzen, nachdem man ihre langen Blätter und Wurzeln beschnitten, fünf Zoll weit von einander in einer Reihe heraus gepflanzt. Die Erde muß fest um die Wurzel gelegt, und der Boden häufig begossen werden, bis die Pflanze neue Wurzeln geschlagen hat. Nachher aber ist dieses Begießen nicht nöthig, außer in einem trocknen Boden, und bey sehr trocknem Wetter.

Wenn nun die Pflanzen höher werden, so muß die Erde von beyden Seiten her wohl angehäufelt werden, jedoch mit der Vorsicht, daß man das Herz nicht bedecke, auch das Häufeln nicht anders als bey trockner Witterung vornehme, weil sonst die Pflanzen faul werden.

Sind die Pflanzen ziemlich über die Grube heraus gewachsen, und die an den Seiten aufgeschlagene Erde ist verbraucht, so muß man den Boden selbst zwischen den Gruben aufgraben, auch diesen zum Anhäufeln gebrauchen, und damit fortfahren, bis der Sellery zum Gebrauch tüchtig ist.

Um seine inwendige Stengel recht zart und weißgelb zu haben, bindet man das Kraut zu einer Zeit, die der Gärtner wahrnehmen, und selbst beurtheilen muß, mit etwas Bast zusammen.

Der Sellery von der ersten Aussaat wächst in gutem Erdreich zwanzig Zoll, und in einem magern und trocknen Boden selten über zehn Zoll lang. Eben dieser Sellery, nemlich der zuerst ausgesäete wird ohngefähr zu Anfang des Julius zum Gebrauch tauglich.

Die beste Art den Saamen zu bekommen besteht darin, daß man etliche lange, gute Sellerywurzeln auslese, und selbige zu Anfang des Frühlings in einen feuchten Boden setze. Wenn sie in Saamen schießen, muß man ihnen eine Stütze gegen den Wind ge-

ben. Im Julius, wenn der Saamen zu wachsen anfängt, ist es gut, die Pflanze etwas zu begießen. Im August wird der Saamen reif seyn. Man trocknet ihn auf Decken an der Sonne, klopft ihn aus, und verwahrt ihn in Beuteln.

Im Herbste des gegenwärtigen Jahrs werden die Gartenliebhaber, welche eine Probe mit diesem Sellery anstellen, dem Publicum von dem Erfolge derselben Nachricht ertheilen, und einen Weg eröffnen, durch welchen man aufrichtigen Saamen aus England erhalten kann.

Hannover.

Etwas von der Nachtigall, auf die Anfrage des 8ten Stücks dieser Blätter 1778.

Die Nachtigall, welche unter allen Singevögeln der edelste ist, verdient ja wohl unsere ganze Aufmerksamkeit. Dieser kleine Vogel weiß seine Zunge und Kehle so wundersam zu bewegen, daß ein jeder Zuhörer voll Verwunderung stille steht. Er läßt seine Stimme bald etwas stärker, bald am stärksten, bald mit langsamen Tönen, und bald mit geschwinden Läufen; bald hoch, bald mittelmäßig, und bald tief, bald lustig und bald traurig erschallen. Damit aber dieser Vogel dem Menschen zu seinem Vergnügen noch mehr dienen soll, hat Gott und die Natur ihm die Eigenschaft gegeben, daß er sehr leicht zu fangen ist, nemlich — — *). Ist er gefangen, so muß man sehr behutsam gehen, denn es kostet anfänglich viel Mühe, die Nachtigall zu solcher Speise zu gewöhnen, die man ihr das ganze Jahr geben kann. Man nimmt ein Vogelbauer, welches gänzlich mit Grün behangen, und an einem hellen Ort steht, daß der Vogel hinlänglich sehen kann, Sand auf den Boden, und 20 bis 30 Stück Mehlwürmer darauf gestreut; setzt den Vogel, nachdem man ihn vorhero in Wasser getaucht, hinein, und zählt in das Futterbehältniß eine Anzahl Würmer. So bald er hievon einige geholt, so hat man nicht mehr nöthig Würmer auf den Boden zu streuen, auch muß der Vogel Wasser haben, und den Würmern die Köpfe eingedrückt werden. So bald aber frische oder grüne Ameisenever zu haben, bricht man ab mit Mehlwürmern, weil sonst das Thier zu fett

*) Die Art zu fangen findet man nicht diensam, weiter bekannt zu machen, weil diese angenehmen Frühlingssänger ohnehin durch das Wegfangen sehr vermindert werden. Ihre Wartung zeigt man um desto lieber an, weil bekannt ist, daß sehr viele dieser bedaurungswerthen Thierchen, nachdem sie gefangen sind, durch ungeschickte Behandlung ihr Leben in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft verlieren müssen. Anm. des Herausg.

fett wird und stirbt, fährt mit den Ameisenenern fort bis die Singe- und Federzeit vorbey, welche im Monat August zu Ende. So bald man den Vogel zu dem Futter gewöhnen will, das man ihm das ganze Jahr geben kann, wird er anfangen betrübt auszusehen, deshalb man nachstehendes Futter allgemach mit den frischen Ameiseneyern vermischen muß.

Man nimmt einen halben Himten Erbsen und türkischen Weizen, läßt es zu Mehl machen, nimmt davon 3 bis 4 Hände voll auf einen Teller, schlägt darin zwey Hünereyer, und etwas weißen Mohnsaamen, knetet es zu einem Teig, der Becker backet solches, und wenn es einen Tag alt, wird auf einer Reibe davon gerieben, etwa ein Viertel einer Obertasse voll auf einen Vogel, hiezu mischt man von einem ganz hart gekochten Ey, so gleichfalls gerieben wird, so viel, daß das Futter ganz sanft oder feucht anzugreifen, so bald nun die grünen Ameiseneyer aufhören, muß man so viel trokkene mischen als zwischen vier Finger gefaßt werden, und dabey empfängt der Vogel täglich in drey malen sechs bis acht Mehlwürmer, und alle vier bis sechs Wochen eine Spinne. Alle Morgen muß frisches Futter und Wasser gegeben werden, und was der Vogel übrig gelassen wird weggeworfen. Wenn man 2000 Mehlwürmer kauft, setzet sie in einen Topf, wirft hinlänglich Büllenmehl und Lumpen hinein, so bekömmt man Würmer in Menge, nur muß man die Töpfe vor Mäusen bewahren. Die großen schwarzen Holzameisen haben die besten Eyer zum Futtern, aber nicht die gelben, wovon die Vögel leichtlich sterben.

Vor drey Jahren habe ich die Probe mit jungen Nachtigallen gemacht, nahm viere mit dem Neste, fütterte sie mit frischen Ameiseneyern, bis sie fliegen konnten, allein meine viele Mühe ist mir nicht belohnt, ich hatte zwar das seltene Glück drey Hähne darunter zu haben, diese fiengen schon im August an zu zwitschern und zu pfeifen, aber lauter wilde Schläge und keine Sätze, deshalb sie im folgenden Sommer abgeschafft, weil ein alt gefangener Vogel weit angenehmere und musikalischere Töne hat. Anno 1771 den 20ten April, habe ich einen ganz besonderen Vogel gefangen, welcher meine andern alle an der starken Stimme und viel veränderlichen Sätzen übertrifft, er fieng schon im selbigen Jahr in der Stube zu singen an, und fährt noch beständig fort mich zu vergnügen, nur muß er nicht von seiner gewöhnlichen Stelle genommen werden; da er nun Anno 1771 vermuthlich schon einige Jahre alt gewesen, so ist daraus zu schließen, daß eine Nachtigall zehn und mehr Jahre alt wird, nur mit dem Unterschied, daß er die ersten Jahre schon im December, und jetzt erst im Februar oder Anfangs März zu schlagen pflegt.

Ist ein Vogel krank, und hat die sogenannte Darre, ist dieses das sicherste

ste Mittel, etwas weißes Baumöl am ano gestrichen.

Wer eine Nachtigall fangen und das Jahr noch dessen Gesang genießen will, muß dahin sehen, daß er noch vor dem 23ten April solches unternimmt, denn die nachher gefangen werden, lassen sich den Sommer selten hören, auch wird die Stelle jederzeit wieder besetzt, wo in den ersten Tagen des Zugs eine weggefangen.

Daß die Nachtigall ein wahrer Zugvogel, ist aus folgenden Gründen zu schließen: 1) es läßt sich im Winter gar keine sehen, 2) sie kann sich hier zu Lande nicht erhalten, weil sie bloß von Würmern und Ameisen lebt, und 3), so hat ihr Zug eine bestimmte Zeit, nemlich bey schönem Wetter vom 16. bis 19ten April, und dauert acht bis zehn Tage; die Weibchen beschließen endlich diesen Zug, und kommen in zwey bis drey Tagen alle auf einmal. Sie ziehen Ausgangs August, und zu Anfang Septembers wieder ab, wohin aber ist sehr ungewiß. Daß sie in warme Länder gehen ist wahrscheinlicher, als daß sie sich in Sümpfe verbergen sollten.

Die Ursache seines so reizenden Singens, und des Aufhörens um Johannis, überlasse ich größern Kennern der Natur. So viel habe ich angemerkt, daß der Vogel am stärksten schläget, wenn das Weibchen brütet, und aufzuhören pflegt, wenn die zweyte Heckezeit da ist. Ich schließe mit jenem großen Dichter:

Sie singet kurze Zeit, warum? um schön zu singen.
Sie folgt im Singen der Natur,
So lange die gebeut, so lange singt sie nur,
So bald sie nicht gebeut, so hört sie auf zu singen,
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

Helmstädt. S. L. B.

Anfrage.

Sollte Jemand ein bequemes und zuverläßiges Mittel wissen, die Ameisen aus den Speisekammern und andern Behältnissen zu vertilgen, der wird gebeten, es fordersamst bekannt zu machen.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Freytag, den 27ten März 1778.

Beantwortung der Anfragen vom Tabacksbau, in dem 18ten St. dieses Jahrs. Von J. L. F. Scharnweber.

Von dem Tabacksbau in hiesigen Landen ist in diesem Magazin bereits verschiedenes nachrichtlich angezeigt worden, und zwar im Jahre 1774 in dem 17. 29. und 30ten St. und 1775 in dem 23. und 24ten Stücke. Die versprochene ausführliche Abhandlung aber hat bisher, da selbige sich auf mehrjährige zuverläßige Erfahrung gründen soll, in der Maaße noch nicht mitgetheilt werden können.

Da indessen der Tabacksbau bey den fortdaurenden Unruhen in Amerika für die hiesigen Lande jährlich immer wichtiger wird, so will ich vorerst in monatlichen Nachrichten einen Versuch, und heute damit den Anfang machen, dasjenige öffentlich mitzutheilen, was ich in den letzten Jahren zu Beantwortung verschiedener Privat-Anfragen gesammelt habe.

§. 1. **Die Wichtigkeit des Tabacksbaues in hiesigen Landen,** fällt einem jeden sehr bald in die Augen, der den beträchtlichen jetzt sehr ins Stecken gerathenen Tabackshandel, welchen Europa vorhin mit Amerika geführt hat, nur einigermaaßen kennt.

Nach den letzten englischen Parlamentsreden ist der gewöhnliche Preis eines Pfundes Virginischen Tabacks in England von 7½ Pence im Febr. 1778 auf 2 Schilling gestiegen, das ist, den englischen eingehenden Zoll von 6 Pence à Pfund abgerechnet, zwölffach im Preise erhöhet.

Die Holländer haben vorigen Sommer allein von Stettin 30,000 Centner Preußischen Blättertaback ausgeführt, und der Preis eines hiesigen Centners rohen Blättertaback, den wir vor 7 bis 8 Jahren bey dem Verfall inländischer Fabriken für einen halben Louis d'or franco Bremen liefern und verkaufen mußten, steht jetzo auf zwey Louis d'or, obgleich der Anbau dieser Pflanze im Göttingischen so sehr seit einigen Jahren ausgedehnt ist, daß in einer einzigen Feldflur im vorigen Sommer an die 800 Morgen Brachland damit zur Miethe bepflanzt worden, welches den Grundherren in wenig Monaten 6400 Rthlr. Landmiethe,

the, und den Pflanzern, wenn ich nur vom Morgen fünf Centner durch die Bank rechne, da doch wohl auf gutem Lande, bey fleißiger Bearbeitung 8 bis 10 Centner erfolgen können, 40,000 Rthlr. einträgt.

Ja sogar in den gebürgigten Gegenden, wo man wegen der im Frühjahr spät anhaltenden und im Nachsommer früh eintretenden Kälte bisher wenig aufs Tabackpflanzen denken können, haben einzelne Bauren 3, 4 bis 5 Morgen vorigen Sommer angepflanzt.

Da man nun im Göttingischen aus langjähriger Erfahrung weiß, daß nach Auspflanzung des Tabacks im Brachfelde, besonders deswegen mit die reichsten und gesegnetesten Kornernten erfolgen:

Weil das Land gewöhnlich etwas stärker als sonst gedüngt wird;

Weil das öftere Behacken dieser Pflanze das Ackerland von Queken und andern Unkrautpflanzen reinigt und möglichst locker macht, und

Weil die Stämme und Wurzeln dieser Pflanze, wenn selbige zerstückt um Michaelis grün untergepflügt werden, der Rockensaat wieder neuen Dünger verschaffen:

So werden die Freunde der Landwirthschaft und des Landes-Interesse ohnfehlbar mehrfachen neuen Segen in diejenigen Gegenden bringen, worin sie dieses Pflanzungsgeschäfft in unsern bedenklichen Tagen zuerst einzuführen sich bemühen wollen.

Nach des Herrn Professor Schlözers Briefwechsel 1778. 13tes Heft, im dritten Theil, soll ein einziger auf dem Eichsfelde sich niedergelassener fremder Wollenweber, seit Anfange dieses Seculi, die Volksmenge dreyfach dadurch vergrößert haben, das nach seinem Vorgang jetzo 3000 bloß Wollenweberstühle im Gange sind, deren jeder zehn Menschen ernährt.

Da der Tabackspflanzer, wie man in der Folge sehen wird, mit einer überaus geringen Anlage, bloß durch seiner Hände Arbeit, in wenig Monaten ein Capital, gleichsam in Nebenstunden aus der Erde ziehen kann, so dürfte ein guter Vorgang in verschiedenen Gegenden des Landes mancher nach Verdienst traurig aussehenden Familie einträgliche Geschäffte darbieten, als worauf die zunehmende Bevölkerung gar bald von selbst folgt.

§. 2. Als eine **Vorerinnerung**, muß ich jedoch aus eigener Erfahrung dringend rathen, die ersten Versuche möglichst ins Kleine anzufangen, man kann alles weit genauer und besser einrichten, beachten, pflegen und betreiben. Es ist weit zuträglicher, einen halben oder ganzen Morgen gehörig bedünget und zubereitet, mit dieser Pflanze zu besetzen, als wenn man 3 bis 4 mal so viel auspflanzt, und es an Dünger und der nöthigen Wartung fehlen läßt, oder gar Haber und Buchweizenland damit besetzt.

Von allen in der großen Feld- und Garten-Oekonomie bisher in hiesigen Gegenden eingeführten Pflanzen ist mir keine bekannt, die wegen des ihr ausheimischen kältern nördlichen Cli-

ma

ma hiesiger Gegend, genauere Aufsicht, Wartung, Pflege, und mancherley Handgriffe außerdem bedarf.

Mißglückt der Versuch im Kleinen, so ist der Schade nicht so groß, und man kann denselben mit dieser Pflanze, ohne merklichen Verlust, mehrere Jahre wiederholen, anstatt daß jener Verlust gleich im Anfange zu sehr abschreckt.

Durch wiederholte Versuche im Kleinen, auf verschiedenen Stellen, kann man auch im Anfange am besten die besondern Erdlagen kennen lernen, worin der Anbau dieser Pflanze am sichersten glückt, denn selbige will, wie man im folgenden §. sehen wird, den reichsten, tiefgehenden, möglichst gelockerten, abgewässerten und warmen Boden haben.

Der Taback so auf kaltgründigten und quelligten Aeckern gezogen wird, ist für die Fabriken auch deswegen unbrauchbar, weil derselbe demnächst als Rauchtaback fast mit keinem Feuer im Brand zu setzen und zu erhalten steht, so brennbar diese Pflanzen sonsten im Ganzen betrachtet, und gehörig getrocknet, auch immer seyn mögen.

§. 3. **Das Land, worauf guter Taback gezogen werden soll, kann nicht tief genug gelockert, innerlich fruchtbar und stark genug gedünget seyn.**

Um Nürnberg pflanzet man unter andern auch vielen Taback auf Spargelfelder, welche in den nahen Stadtfeldern in großer Menge angelegt sind, nachdem der Spargel im Frühjahr vorher abgestochen worden, und vermuthlich nach der Methode des Hrn. Pastor Mayer zu Kupferzell tief genug in dazu besonders gemachte Gruben gelegt ist.

In Nordamerika werden, wie mich der vormalige Secretair Massot bey dem ehemaligen Gouverneur in Virginien Lord Dunmore versichert, die Bäume in den Wäldern, welche mehrere tausend Jahr mit Holz bewachsen, und jährlich vom abfallenden Laube und vermoderten Holze ohnehin gedünget sind, an der Erde abgesäget, angezündet und verbrannt, darauf die Asche untergeackert, und der Boden 10 bis 20 Jahr lang nach einander ohne weitere Düngung mit Taback bepflanzt, demnächst aber werden diese Plantagen auf beständig in Kornfelder verwandelt.

Einzelne Eigener der ansehnlichsten Tabacksplantagen in Virginien, hatten vorhin 800, 1000 bis 1200 leibeigene Negern zu dieser Arbeit angestellt. Außer dieser Einrichtung, die aber, (wie sich die Europäer in Zeiten bemerken wollen,) in der Folge sich von selbst immer mehr einschränken, und den Anbau des Tabacks, bey der zunehmenden Bevölkerung jenes Welttheils verringern wird, dürfte es diesen Pflanzern schwer fallen, den nöthigen Dünger nach der europäischen Bauart in dazu nöthiger Menge anzuschaffen.

Andere nicht so beträchtliche Plantagen an den Revieren, werden dorten jährlich durch fette Ueberströmung gedüngt.

Auch in Südamerika, woher wir die feinsten Sorten von Blättern zu Rauch- und Schnupftaback erhalten, werden die Tabacksplantagen mit Asche oder durch fette Ueberströmungen gedüngt, und auch eben daher mit, erhalten jene Blätter den vorzüglich feinen Geruch und Geschmack vor denjenigen, die wir in Deutschland unregelmäßig auf den mit frischem langem Stallmist gedüngten Aeckern anziehen.

Der Nürnberger Taback wird dieserwegen als eine Sorte, die des reinen Geruchs und Geschmacks wegen in Deutschland, dem Marylåndischen aus Nordamerika, am nächsten kömmt, noch bis jetzt mit schweren Kosten auf der Axe durch hiesiges Land, so viele Meilen weit nach Hamburg herunter gefahren. Denn die dasigen Spargel- und übrigen dazu eingerichteten Felder, werdē im Herbst mit altem kurzem Mist gedüngt, diese alt gailen und warmen Aecker begünstigen die frühe Auspflanzung, treiben auch die Blätter im Augustmonat zur nöthigen Reife, als worauf, wie ich überhaupt unvergeßlich zu bemerken bitte, das mehrste in Ansehung der Güte und Sicherheit der Erute für Nachtfröste, mit ankömmt.

§. 4. **Der Anbau des Tabacks** geschiehet:

a) theils auf Land, welches beständig dazu beybehalten werden soll, und welches nach dem Vorgang der holländischen Plantagen um Amersforth, in langen Stücken gegen Süden fortlaufen, gegen Norden vom Tabacks-Trockenhause, und gegen Osten und Westen mit hohen Hecken, für die kalten und sonst den Taback leicht zerstöhrenden Winde eingeschlossen seyn, auch alle Jahr stark mit Stallmist von Schafen, ohne Stroh gedüngt werden muß.

b) theils, wie in Nordamerika, nach Abbrennung der Wälder auf 10 bis 20 Jahr nach einander ungedüngt, oder auch, nach dasiger Einrichtung auf beständig, vermittelst jährlicher Bedüngung durch Ueberströmungen.

c) theils alle drey Jahr abwechselnd im Brachfelde, mit Stallmist und Hürdelager gedünget. Wornach die Rockenaussaat im Herbst erfolgt. Dieses ist die bisher im Göttingischen u. Hessischen gewöhnliche Methode im offenen Felde zu pflanzen.

d) kann man auch in großen nicht mit Obstbäumen besetzten Gärten, wie ich aus der Erfahrung weiß, mit großem Nutzen ein Jahr um das andere weißen Kohl und Taback pflanzen, wenn das Land jährlich stark genug mit 10 bis 20 Fudern schweren Mist auf einen Calenbergischen Morgen gedüngt werden kann, ja ich habe sogar einen kleinen Versuch gemacht, und noch ziemlich guten Taback in einer warmen Gegend des Gartens nach dem weißen Winterkohl gezogen.

Von diesen **vier besondern Methoden**, können sich die Landwirthe, so neue Tabacksplantagen anlegen wollen, diejenige wählen, welche sie ihrer Gegend und Einrichtung angemessen finden.

Ad a. ist zu bemerken, daß das Land, worauf beständig, wie in Holland um Amersforth geschieht, Taback gepflanzt werden soll, jährlich, – auch niemalen zu früh und zu stark mit altem kurzem Stallmist gedüngt werden kann.

Da die vormaligen Anzeigen von dieser Bauart, vielleicht nicht in jedermanns Hände gekommen, oder hie und da verloren gegangen sind, so will ich das Hauptsächlichste hier heute und in der Folge wieder nachholen.

Wenn ein Pflanzer dieses Frühjahr eine neue Plantage anlegen will, es sey im Garten oder offenen Felde, so wähle derselbe vor allen Dingen solche Aecker, die wenigstens einen Fuß tief reiches und melirtes Bodenland haben, gegen Süden der Sonnenwärme offen liegen, gegen Norden, Osten und Westen aber so viel möglich gegen Kälte und Winde gedeckt sind.

Ungerne legt man Tabacksplantagen an der Nordseite eines Berges, oder auf hohen Bergen, oder in tiefen gegen Süden verdeckten Gründen, an.

Der lange am Tage in den Gründen daurende Nebel, ist den Tabacksplantagen, besonders im kalten Nachsommer und Septembermonat äußerst schädlich, und derselbe trifft so gar die von allen Seiten offen, aber am Wasser liegenden Gründe mit, jedoch sucht man das Wasser zum Begießen der Pflanzen so viel möglich in der Nähe der Plantage zu haben.

Dieses Land muß so bald, als es für den jetzigen Anfang möglich ist, mit gutem schweren, wenn derselbe zu haben ist, alten kurzen, sonst aber nach Beschaffenheit der Erdart zu wählendem Stalldünger, 6, 10 bis 20 und mehr Fuder auf den Calenbergischen Morgen von 120 Quadratruthen, befahren, der Mist gestreuet, untergepflüget, und das Land, so bald die Erde es verstattet, und selbige dazu hinreichend getrocknet ist, geegget werden.

Wie dasselbe im folgenden April und Maymonat rc. weiter zu behandeln ist, soll alsdenn nebst den folgenden Arbeiten frühzeitig genug angezeigt werden.

Diese Art der ersten Bedüngung des Ackers haben die drey Abtheilungen a. c. d. im Anfange gemein, jedoch mit dem Unterscheide, daß das Brachland c. welches nur alle drey Jahr einmal Taback tragen soll, nicht so stark wie das übrige gedüngt werden darf, weil die darauf folgenden beyden Kornsaaten, worauf man zum voraus mit sehen muß, zu gail wachsen, und bey nasser Witterung nur Lagerkorn geben und in der Ernte abschlagen würden.

Gemeiniglich fährt man im Göttingischen sechs starke Fuder Mist auf einen solchen Morgen im Brachfelde, und schlägt im Frühjahr, Ausgang des März, oder im April, noch doppelten Hürdetschlag darüber, als welches ich hiemit zum voraus anzeigen wollen, damit die nöthige Eintheilung im übrigen Landhaushalt darnach gemacht werden kann.

Wenn das Land solchergestalt dieses

 Jahr

Jahr zum Anfange im März und Aprilmonat zubereitet ist, denn in der Folge wird es immer besser seyn, wenn das Bedüngen mit Stallmist im Herbst geschehen kann; so hat der Pflanzer vor allen Dingen, und je eher je lieber nunmehro für die Zubereitung der Mistbeete zu sorgen, worauf der Tabackssaame nicht früh genug ausgesäet werden kann. Die Holländer machen damit schon Ausgang des Februars den Anfang.

§. 5. **Die Mistbeete zu den Pflanzen**, können wie ordinaire Gartenmistbeete mit Fenstern, die aber dichte seyn und Kälte abhalten müssen, vorgerichtet werden. Wem diese Bedeckung aber zu kostbar fällt, der nehme zwey starke eichene Bohlen von 15, 16 bis 18 Fuß lang, und füge selbige mit zwey Seitenbohlen von 6 bis 7 Fuß lang solchergestalt zusammen, daß sie von außen in zwey durchgehenden Zapfen verkeilet, und jährlich nach dem Gebrauch aus einander genommen, im Winter im Trocknen aufbehalten, und im Frühjahr wieder zusammengesetzt werden können.

Dieser lange Vierpaß, wird durch zwey am oberen Rande queer durchgehende mit Zapfen zum Verkeilen versehene Handbreite Sprossen, in drey Theile getheilt, nachdem diese Sprossen, welche von der Bohlen Dicke genommen, sowohl, als der obere Theil des Vierpasses zwey Zoll breit ausgefalzet worden, damit man die Fenster oder auch nur tannene mit Linien beschlagene Rahmen zur Bedeckung des Mistbeetes hinein legen kann.

Diese Bohlen müssen wo möglich, die Breite von zwey Fuß haben. Die Länge dieses Vierpasses wird von Osten nach Westen gelegt. Die lange Seite nach Norden, muß etwas erhöhet gestellt, und alsdenn der Treibemist eingelegt und feste getreten werden.

Unten im Grunde wird die Hälfte mit frischem stark treibenden Pferdemist, die obere Hälfte aber mit Kuhmist, beydes wenigstens anderthalb Fuß hoch, nach Norden aber wenigstens zwey Fuß hoch ausgefüllt, und alsdenn, wenn alles inwendig recht feste getreten und von außen angeschlagen ist, mit ein halb bis drey Viertel Fuß guter lockerer alt gailer und möglichst trockener Erde bedeckt.

Diese Erde wird, wenn die Pflanzung schon eingerichtet ist, im Sommer vorher von einem Theil Büchenasche,
. . . Baumerde aus alten Weiden,
. . alten kurzen Schaaf- und
. . alten Schweinemist,
und zwey Drittheil guter schwarzer lockerer Gartenerde, in Haufen zubereitet, und oft durchgearbeitet, so wie die Gärtner gewöhnlich die Mistbeeten und Melonenerde zubereiten.

Für die Anfänger wird es dieses Frühjahr hinreichend seyn, wenn sie Baumerde, so viel zu haben ist, mit guter fetter aber trockener und lockerer Gartenerde und etwas Büchenasche vermischen, und den eingelegten Mist damit bedecken.

Zwischen der Oberfläche der Erde, und den queer übergehenden Sprossen, welche den Vierpaß in der Mitte zusammen

men halten, mithin zwischen der Erde und den aufgelegten Fenstern oder Linnenrahmen, muß nach gesunkenem Mist und Erde, ein Spatium von mehr als einem halben Fuß wenigstens bleiben, damit die Pflanzen bedeckt, noch Raum und Luft genug behalten.

Die Erde womit das Mistbeet bedeckt wird, muß so trocken und fein gelockert als möglich seyn. Die Asche pflegt auch die kleinen Insekten zu vertreiben oder zu tödten.

Der Pferdemist, darf nicht in die obere Fläche und weiter als im Grunde gelegt werden, sonst würde die daher entstehende Hitze, alle aufgehenden zarten Pflanzen verbrennen, und dieses kann auch noch geschehen, wenn selbige die völlige Größe erlangt haben, und die Mistbeete zu lange zugedeckt bleiben.

Wenn nun das solchergestalt zubereitete, im Anfange Tag und Nacht zugedeckt bleibende Mistbeet anfängt von unten auf in Hitze zu gerathen und zu treiben, so kann man den Tabacksaamen, nachdem die Erde mit einem kleinen birkenen Besen auf der Oberfläche recht fein und eben gefegt worden, entweder ungekeimet, oder vorher gekeimet, folgendergestalt aussäen:

1) Drückt man auf eine Handbreit mit einem geraden Stabe queer über jedes der drey Felder flache Rillen über die Erde, und streuet den sehr kleinen Saamen mit Büchenasche, feiner Baum- oder Gartenerde melirt, mit den Daumen und beyden folgenden Fingern gefaßt, von der linken Seite zur rechten, und von da zur linken rc. immer zwischen den Rillen solchergestalt aus, daß mit ungefähr zwey Loth guten Saamens das ganze Mistbeet, oder alle drey Abtheilungen bedeckt werden, welche zu Besetzung ein und mehrerer Morgen, nach der verschiedenen Bauart hinreichende Pflanzen liefern. Man kann zu dem Ende dieses melirte Saat-Quantum, oder noch besser, den Saamen selbst vorher, in drey oder sechs Theile abtheilen, denn auf das gleiche Ausstreuen dieses so sehr kleinen Saamens kommt ungemein viel zu dem gedeihlichen Wuchs der Pflanzen an. Fällt derselbe zu häufig auf eine Stelle, so schießen die Pflanzen zu lang und spitz in die Höhe, haben unterwärts auch keinen hinreichenden Raum, tüchtige ausgebreitete Wurzeln zu schlagen.

2) Wenn der Saame solchergestalt so egal als möglich ausgesäet ist, welches eine geübte Hand auch ohne Vermischung wohl verrichten kann, so nimmt man den kleinen birkenen Besen, und fegt denselben so flach als möglich unter die Erde, denn der Saame würde nicht aufgehen, wenn man denselben nur etwas tief unterharkete.

3) Hiernächst besprengt man mit weichem Wasser, vermittelst eines kleinen birkenen Besens, so fein als möglich die Oberfläche, und deckt dann alles mit Fenstern, oder mit den mit Linnen beschlagenen Rahmen zu.

Die Holländer bekleiben diese Rahmen mit starkem und mit Firniß überzogenem

zogenem Papier, ich habe aber gefunden, daß die deutschen Katzen, welche in den Mistbeeten Mäuse zu fangen suchen, dieses Papier zerkratzen, und damit die Decke nicht selten in der Nacht, wenn selbige bey eintretendem Spätfrost am nöthigsten ist, verderben.

Zu Zeiten tritt, wie im März 1777 geschah, ein anhaltender Frost mit Schnee ein, alsdenn müssen die besäeten Mistbeete am Tage sehr behutsam gelüftet, und über die Fenster, oder mit Linnen beschlagene Rahmen noch fast Tag und Nacht Stroh- oder Schilfmatten gedeckt, und letztere an den Seiten und Enden mit Bley oder anderm Gewicht behangen werden, damit der Wind die Decke nicht abwehen kann.

Jedem Gartenbaukundigen wird ohne mein Anführen bekannt seyn, daß dergleichen Mistbeete in einem Raum angelegt werden müssen, der gegen Norden, Osten und Westen, durch Gebäude, Mauren, und dichte Planken eingeschlossen ist.

4) Sollte die treibende Hitze in dem Mistbeete stark zunehmen, und die Erde von unten auf nicht Feuchtigkeit genug zum Keimen erhalten, so kann man das Mistbeet am Tage, wenn der Wind nicht zu kalt wehet, nach der warmen Seite lüften, und die Fenster oder Rahmen deshalb einige Finger breit an Einem Ende aufstützen, auch auf eine kurze Zeit einzeln abnehmen, und die zarten Keimen oder Pflanzen mit laulicht warm gemachtem weichen Wasser fein tröpfelnd besprengen.

Hiemit continuirt man und vermehret das Lüften bey Tage, so wie die Witterung im Frühjahr wärmer wird, und die Pflanzen größer und stärker werden.

Das feine Besprengen mit laulichtem, etwas warm gemachtem Wasser, durch einen feinen Besen, oder auch wenn die Pflanzen größer werden, mit einer kleinen fein gelöcherten Wasserbrause, wird nur so oft und mäßig wiederholt, als die Oberfläche des Mistbeetes trocken zu werden beginnt, welches man an der obern Erde gar leicht bemerkt.

Man muß zu Zeiten tief in die Erde, bis an den Mist, mit der Hand hinein greifen, und zum öftern untersuchen, ob dieselbe auch zu viel Feuchtigkeit enthält, und alsdenn mit dem Besprengen abbrechen, denn die überflüßige Nässe ist der zarten Pflanze sehr schädlich. Man kann dieselbe dafür, und für die kalte Luft, nicht sorgfältig genug bewahren.

Noch im vorigen Frühjahr, haben die ältesten und geübtesten Pflanzer, zwey bis drey mal nach einander säen müssen, da die kalte Frühlingsluft, die zarten ausgestreueten Keime dieser Pflanze, welche anfänglich beym Aufgehen, durch zwey sehr kleine runde einem Nadelknopf ähnliche Blätter bemerklich wird, auf den sogenannten Tabacksfutschen nach einander zerstöhrete.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Montag, den 30ten März 1778.

Zwey Briefe an Ihre Majestät die Königinn von Großbritannien, von Herrn de Lüc *).

Erster Brief

von den Manufakturen in Neufchatel. Nebst einigen allgemeinen Betrachtungen über die Manufakturen, in Ländern, wo der Ackerbau keiner weitern Beförderung bedarf.

Montpellier, den 30ten März 1775.

* * *

Madame,

Ich werde heute die Erzählung unserer Reise unterbrechen, um die Ehre zu haben, Eure Majestät von einem Gegenstande zu unterhalten, der in der Politik von Wichtigkeit ist, und bey welchem man, meinem Bedünken nach, nicht immer die Umstände genug erwägt.

Man sieht allgemein die Vermehrung der Manufakturen für eine Verbesserung an, und ohne Zweifel hat

Ec man

*) Dieser und der folgende Brief sind der zwölfte und der vierzehnte in einer Sammlung von Briefen an die Königinn von Großbritannien, die Herr de Lüc, mit gnädigster Erlaubniß Ihrer Majestät, unter folgender Aufschrift drucken läßt: Lettres physiques & morales sur les Montagnes, & sur l'histoire de la Terre & de l'Homme: adressées à la Reine de la Grande Bretagne, par J. A. de Luc, Citoyen de Geneve, Lecteur de Sa Majesté, membre de la Societé Royale de Londres, & Correspondant des Academies Royales des Sciences de Paris & de Montpellier. Die aus der Schweiz und aus Frankreich geschriebene Briefe machen den ersten Band dieses Werkes aus. Der zweyte Band enthält die von Hrn. de Lüc im Churfürstenthum Braunschweig-Lüneburg, über Menschen und Sachen gemachten Beobachtungen; diese Briefe sind an Ihro Majestät mehrentheils aus Hannover geschrieben. Vielleicht folgt ein dritter Band, worin unter der Gestalt von Anmerkungen viele Gegenstände ausführlicher abgehandelt werden, die Herr de Lüc in den Briefen an die Königinn nur berührt. Man darf von diesem Werke mit Zuverläßigkeit hoffen, daß es eine allgemeine Aufmerksamkeit bey allen Hannoverischen

Pa-

man hierin in Hinsicht auf verschiedene Nationen vollkommen Recht. Aber ist es ein Glück für ein Volk, das seine größte Bevölkerung auf dem platten Lande hat? Ich zweifle hieran gar sehr, wofern der Ackerbau noch irgend einer Unterstützung bedarf, oder wenn sie nicht viel Getreide ausführen. Ich will mich hierüber vermittelst eines Beyspiels erklären, welches mir einer von den Orten an die Hand giebt, die wir auf unsrer Rückreise von den **Gletschern** der Schweiz berührt haben.

Um durch einen andern für uns neuen Weg wieder von **Bern** nach **Laussanne** zu kommen, entschlossen wir uns durch ein Land zu gehen, welches seit verschiedenen Jahren ein merkwürdiger Schauplatz der Künste geworden ist. Indessen war doch dieses nicht was mich bewog, diesen Weg zu erwählen. Ich liebe nicht die Merkmale des Hanges zu sehen, den die Schweiz hat, ihre ursprüngliche Einfalt zu verlassen. Ich wünsche, daß ich mich irren möge, aber es scheint mir das Glück der **Neufchateller** verschwinde in eben dem Verhältnisse, wie sie – nicht wirklich reich werden, sondern eigentlich nur Geld in die Hände bekommen.

Das ganze unter dem Namen der **Grafschaft Neufchatel und Vallengin** begriffene Land, welches vermöge seiner Lage, der Art der Regierung und der Verbindungen, ein Theil von **Helvetien** ausmacht, besteht aus Bergen und anmuthigen Thälern, die seit den ältesten Zeiten durch ihre glückliche und merkwürdige Bevölkerung, die Bewunderung der Beobachter auf sich gezogen haben.

Dieses von Natur dem Fleiße ergebene Volk, hatte vielleicht die dem Landleben nöthigen Künste zu einer größern Vollkommenheit gebracht als irgend ein anderes. Sie waren unter andern die besten Maurer und Zimmerleute in einer weiten Strecke in die Runde; und diese Thäler, gleich eben so vielen Bienenstöcken, sandten jeden Sommer ganze Schwärme von Handwerksleuten dieser Art aus, die in allen Städten umher, bis auf zwanzig und dreyßig Stunden von ihrer Heymath, baueten, und dann im Winter in dieselbe zurück kamen, und ihren ersparten Lohn dahin brachten, um mit ihren Verwandten in Mäßigkeit, die während ihrer Abwesenheit gesammelten Früchte zu verzehren.

Alle Künste die auf die Art ihrer Arbeit

Patrioten erwecken wird. Kein Fremder hat jemals in so kurzer Zeit, in den hiesigen Landen mehr gesehen, und keiner hat sich, über **Hannover** und seine **Landeseinwohner** mit mehr Liebe ausgedrückt, wie der Schweizer **de Lüc.** Von dem französischen Original kann man auch die erste Hälfte des ersten Bandes besonders kaufen, und so gleich in dem hiesigen **Intelligenzcomtoir** abholen lassen. Sie kostet achtzehn gute Groschen. Vorschuß verlangt man nicht. Aber diejenigen die Lust haben das ganze Werk sich anzuschaffen, sind gebeten ihre Namen an das hiesige Intelligenzcomtoir einzusenden. Man wird der französischen Urkunde die **Namen** aller Subscribenten vordrucken.

J. G. Zimmermann.

heit Beziehung hatten, und die zu den gemeinen Bedürfnissen des Lebens dienen, waren daselbst auf die höchste Stuffe der Vollkommenheit gebracht, und sie genossen alle daher entspringende Bequemlichkeiten. Sie hatten sogar von dergleichen Arbeiten, sonderlich in Eisen, genug, um sie mit den nächsten Städten gegen solche Dinge umzusetzen, die zu einer wohl eingerichteten Lebensart nöthig sind, deren ganzer Luxus in der Nettigkeit besteht.

Im Winter beschäfftigten sich die Frauen, nachdem sie ihre häuslichen Pflichten abgewartet hatten, mit Spinnen ihres Flachses, woraus sie oder die Männer nachher Spitzen, Strümpfe, oder Nähgarn verfertigten; und die Maurer oder Zimmerleute nahmen im Frühling diese Winterarbeiten mit in die Städte, und brachten ihren Werth an Kleidungsstücken, und andern Vorrath mit zurück.

Die Meister, unter welchen diese Handwerksleute arbeiteten, waren ebenfalls aus diesem Lande, obgleich nunmehro in den Städten ansäßig. Ich erinnere mich der Zeiten noch, wo wir in Genf vielleicht keinen einzigen Zimmer- oder Maurermeister hatten, der nicht ein Neufchateller gewesen wäre, und zu eben dieser Zeit hatte keiner dieser Meister einen Gesellen der nicht sein Landsmann war. Wir nannten diese Arbeitsleute Schwalben, weil sie im Frühlinge, wie dieser Vogel, in Haufen ankamen, und eben so im Herbste wieder abzogen.

Alle diese Leute hatten einen sichern und ordentlichen Verdienst. Sie konnten hiervon vergnüglich leben, jedoch ohne sich über den Stand gewöhnlicher Handwerksleute zu erheben: (dieses verdient besondere Aufmerksamkeit, wenn man Manufakturen auf dem Lande einrichtet; und das Vergessen derselben ist eine der größten Gefahren des Ackerbaues.) Sie waren so nach wenig gereizt, sich dem Ackerbau zu entziehen, und mannigfaltigen andern Berufen zu folgen. Die überflüßigen Glieder dieser Gesellschaft und die unruhigen Köpfe allein, unterschieden sich dadurch auf eine für ihr Volk sehr nützliche Art; sie giengen ein Theil des Jahrs durch auswärts, um dasjenige zu erwerben, was ihr Land nicht hervor brachte, und alsdenn desselben mit ihren Landesleuten zu genießen; die zur Vergeltung mit ihnen wieder den Ueberfluß ihres Getreides theilten. Die Weise wie diese Handwerksleute in den Städten lebten, die Einfalt ihrer Lebensart in denselben und ihr stetes Arbeiten machte, daß sie mit Freuden zu ihren Häusern zurückkehrten, wo zwar auch alles einfältig war, aber doch mit mehr Nettigkeit und Bequemlichkeit als in ihren Wohnungen in der Stadt. Sie brachten weder Luxus, noch schlimme Meynungen mit sich, denn weder Maurer- noch Zimmergesellen bekümmern sich eben, um Ansehen und Rang. Endlich, um ihr Glück zu vollenden, oder vielleicht war dieses die erste Quelle ihres Glücks, lebten sie unter einer sanften Regierung, die ihnen ihr Vaterland werth machte, weil sie in Frieden darin die Früchte ihrer Arbeit genießen konnten.

Alles schien sich zu vereinigen, um dieses Volk glücklich zu machen, und das Herz eines menschenliebenden Reisenden, hatte eben sowohl Nahrung in diesen Thälern, als seine Augen Ergözzung durch den Anblick der schönsten Dörfer, die es vielleicht in der Welt giebt. Sie sind jetzt fast prächtig geworden; aber ich fürchte, daß die Glückseligkeit daselbst nicht in gleichem Verhältnisse zugenommen habe, oder vielmehr, daß sie sich unmerklich von ihnen entfernt.

Dieser natürliche Fleiß hielt sich nicht in den nöthigen Schranken; der Geist des Handels hat ihn weiter geführt. Statt der Zimmerleute und Maurer, die den kleinen Waarenvorrath, der in ihren Familien verfertigt wurde, mit sich nahmen und verkauften, hat sich eine Art von Leuten hervorgethan, die alle diese Arbeit aufkaufen, und einen ordentlichen Handel damit treiben. Diese Leute wurden reich, und verblendeten ihre Landesleute mit Scheingütern, deren Anblick den Menschen den Kopf umdreht: jeder wollte nun ein Kaufmann werden. Auf der andern Seite hat ihre Geschicklichkeit in der Behandlung der Metalle, sie nach und nach von Bratenwendern zu Wanduhren, und von Wanduhren zu Taschenuhren geführt, und so entstand ein Volk von Uhrmachern, weil die ersten Uhrmacher mehr verdienten als die Schlösser, die Maurer und Tagelöhner, auch sich besser kleideten, und weniger Beschwerden zu erdulden hatten. Ebenfalls kamen denn auch Kaufleute auf, die diese Arbeiten in die Ferne vertrieben; etwas mehr Geld mit sich brachten, und hundert mal mehr Bedürfnisse.

Das platte Land, welches zunächst an die Schweizer Cantonen stößt, hat sich deren Manufakturen von bunten gedruckten Zeugen zugeeignet. Man hat allenthalben große Häuser aufgebauet, wohin man vermittelst des Reizes von ein wenig Geld, den größten Theil der Kinder der Landleute aus der umliegenden Gegend gezogen, um sie bey den Catunfabriken zu gebrauchen.

Indem man solchergestalt das Früchte verzehrende Volk vermehrt, vermindert man die Zahl derer, die durch den Ackerbau diese Früchte der Erde verschaffen. Das Leben der Arbeiter in den Manufakturen, das dem Anscheine nach weniger mühsam ist, das mehr unmittelbar Geld erwirbt, und die kleinen lebhaften Ergötzungen mehr begünstigt, die die Sitten verderben, indem sie einen Ekel gegen die einfachen Ergötzungen der Landleute erregen, ward diesen guten Menschen zum Fallstrick. Der arme Bauer hat eine unmittelbarere Zuflucht für seine Kinder gefunden, wenn er sie in die Fabriken schickt, als wenn er sie das schlechte Kraut von den Feldern, das gute auf den Felsen, und den Dünger auf den Heerstraßen sammeln läßt; er hat nicht bedacht, daß er auf diese Weise auch weniger vermögend ist sie zu versorgen, und daß er sie an Orte schickt, wo die beyden Geschlechter,

neben

neben einander gepfropft, in Gefahr gerathen sich zu erhitzen, wo die Sitten vieler Unschuldigen den ansteckenden Lastern einiger wenigen ausgesetzt sind. Der reichere Bauer gab ein Theil seiner Söhne den Uhrmachern zu Lehrlingen, und ein Theil seiner Töchter zu Frauen; er glaubt mit den übrigen allen Arbeiten vorzukommen. Aber seine Gräben sind schlechter gemacht, seine Verzäunungen nicht so dicht, er hat weniger Holz auf den Winter eingesammelt: er hat die rechte Zeit zum Säen und Ernten nicht so wohl genutzt, und nicht alles gethan, ehe der Frost oder die Regenzeit eintreten; seine Familie hat aber etwas mehr Geld, und dies hielt er für Gewinn.

So wird der gute Landmann verführt, und das ist allenthalben ein Uebel; aber es ist in meinen Augen vornemlich ein Uebel für die Neufchateller. Kein Land konnte je ein wesentlicher Bedürfniß haben, als dieses, daß der Ackerbau in demselben nicht vernachläßigt werde, da inzwischen das Geld nur sehr wenig dazu beyzutragen vermochte, daß es besser gebauet wurde. Ich rede hier besonders von dem interessanten Theile des Landes zwischen den Bergen; denn die Gegenden um den See, die aus Wiesen und Weinwuchs bestehen, sind in dem gewöhnlich gewordenen Falle, daß man daselbst Hände für Geld haben kann. Aber in den Bergen die so sehr fruchtbar sind, für diejenigen die sich begnügen darin zu leben, bedeutet das Geld wenig. Durch tausend verschiedene kleine Produkte, die für die einfache Lebensart völlig zureichen, erhalten sich diese Leute. Wenn sie Haber oder Gerste gesäet haben, (denn hiermit müssen sie sich in solchen Höhen begnügen, wo Weizen und Rocken schwerlich fortkommen,) und eine plötzliche Kälte vernichtet ihre Ernte, so tragen sie desto mehr Sorge für ihre Erdäpfel, ihren Kohl, ihre Rüben; sie bestreben sich aus ihrem Molkenwerke mehr Vorrath für den Winter zu ziehen, und verbringen denselben weiter in die Ferne, um Korn dafür einzutauschen. Ueberhaupt begnügen sie sich mit wenigem, weil sie der Natur getreu geblieben sind; sie unterwerfen sich der Vorsehung, weil sie nur die allein für die Regiererinn der Welt halten: und diese Ergebung in alles ist es, die in der Seele des Menschen die Ruhe erhält, und ihn tausend kleine Freuden genießen läßt, die vor ängstlichen und zu sehr bewegten Gemüthern verschwinden, oder ihre Kraft verlieren.

Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Manufakturisten und einem **Einwohner der Gebürge**, in Absicht auf die beyden wesentlichen Punkte der Glückseligkeit des Lebens, die innere Ruhe und den Lebensunterhalt. Jener erwirbt mit seiner Arbeit allein **Geld**, und sieht es als ein Mittel für alles an; dieser zieht sein Vieh auf, pflanzt seine Kartoffeln, säet seinen Haber, erwirbt sich, mit Einem Worte, seinen Unterhalt unmittelbar

mittelbar, und sucht nichts als denselben. Dieser letzte bleibt der einfache Naturmensch. Der andere wird ein Ball des Zufalls.

Nicht diejenigen die die Erde bauen, bemerken zuerst den Mangel des Geldes, sie sind es nicht, die sich zuerst vorstellen, es sey eine Nothwendigkeit; das thun nur die, die ohne selbst das Land zu bauen, Ländereyen besitzen, und die von dem leben müssen, was der Arbeiter ihnen überlassen kann. Wann diese Classe von Landleuten irgend einmal die Ergötzungen der Städte kennen lernt, so wird sie arm, lediglich durch diese Entdekkung. Es folgt Unruhe darauf, man lernt Bedürfnisse kennen, wovon man zuvor nichts wußte, und man strengt seine Kräfte an um sie zu befriedigen. Die Kinder aus denen man hätte Arbeiter machen können, sind nicht mehr so glücklich, mit ihrem Stande zufrieden zu bleiben. Sie bedürfen noch andrer Dinge zum Leben; und wenn sie nicht hingehen, diese in den Städten zu suchen, wo schon alles dazu eingerichtet ist; sondern sie aufs Land bringen, und den Landleuten ebenfalls eine Neigung dazu einpflanzen, so theilen sie ihnen zu gleicher Zeit das unruhige Streben nach Reichthum und nach Verbesserung ihres Standes mit, das alsdenn keine Grenzen mehr kennt, so bald man einmal die eigenthümliche grobe Baurenkleidung abgelegt hat, die allein den Menschen noch ein wenig gegen diese schreckliche Ansteckung schützet.

Eine solche Veränderung in den Wünschen und Absichten der Landleute, scheint in den Augen derer ein günstiger Umstand zu seyn, die das Wohl eines Staats in der Aufnahme der Manufakturen und des Handels sezzen; auch hat sie vielleicht wirklich einige gute Seiten. Aber um richtig über diese Gegenstände zu urtheilen, (wenn man überhaupt gründlich über ein so zusammengesetztes Ding urtheilen kann,) so muß man auch die entgegenstehende Seite betrachten.

Die Vermehrung der Mittel ist, in dem Lande, wovon ich rede, mit einer erstaunenden Geschwindigkeit vor sich gegangen; Reichthümer haben sich darin ergossen, wie das Wasser eines Flusses in ein neu gegrabenes Bett. Dadurch hat sich der Glanz desselben bis zu einem bewunderns-würdigen Grade erhoben: Das Land ist mit schönen Landhäusern bedeckt, die Städte sind verschönert, und die kostbaren Vergnügen haben darin ihre Wohnung.

Aber diese neue Art des Genusses blieb nicht lange ohne Widerwärtigkeit. Der allgemeine Mangel im Jahr 1770 zeigte ihnen, was es zu bedeuten habe, wenn man ein Land mit einer Menge Menschen belastet, die genöthigt sind aus den benachbarten Gegenden zu leben, und die dazu sich nicht mehr mit Wenigem zu begnügen wissen. Diese Volksmenge, die über die mit dem Lande im Verhältniß stehende Zahl durch Manufakturen

fakturen hingelockt war, nährte sich nun von auswärtigem Korn.

Die Länder aus denen dieses Korn kam, sahen, daß sie dessen selbst nicht überflüßig hatten; sperrten desfalls ganz genau alle Gemeinschaft mit den **Neufchatellern**; und diese kamen dadurch nach und nach bis an den Rand der Hungersnoth.

Da der Mangel dieses Jahrs eine Folge von verschiedenen schlechten auf einander gefolgten Ernten war, so litt der Handel überhaupt dadurch sehr, und der Handel der **Neufchateller** ganz besonders. Sie konnten wahrnehmen, daß sie unglückliche Verbindungen eingegangen wären, vermöge welcher sie sich den Uebeln der ganzen übrigen Welt aussetzten, wovon sie vorher in ihren friedsamen Bergen nichts wußten. Das ist nicht alles: Der Krieg in den Morgenländern, und die Mishelligkeiten in Polen, von denen sie vorhin kaum hätten reden hören, thaten ihren Uhrmanufakturen merklichen Schaden.

Das Elend kam also zu diesem Volke durch eben die Thore, welche sie einzig für den Handel und die Manufakturen geöffnet zu haben glaubten, und sie bestärkten mit diesem Beyspiele noch mehr ihre weisen Nachbaren, die Berner, die sich bestreben, die Manufakturen, so viel an ihnen ist, nicht aufzumuntern. Ihr **überaus wohl angebautes** Land verschafft jedem seiner Einwohner, was es bedarf, entweder unmittelbar oder durch Tausch gegen seine Landesprodukte, obgleich der Berner sonst an Korn keinen Ueberfluß hat. Kann man in dieser Hinsicht eine glücklichere Lage wünschen! Einige einzelne Personen würden sich durch die Vermehrung der Manufakturen zwar bereichern; aber das kann nur dadurch geschehen, daß sie ein Volk um sich her versammeln, dessen Daseyn sehr von Umständen abhängt, wenn das Land sie nicht beständig durch eigene Früchte ernähren kann. Und welche Uebel sind noch von dem Mangel der nöthigen Fürsorge hierin die Folge!

Die **Neufchateller** scheinen ihr Unglück noch nicht einzusehen. Sie haben keine Vermuthung, daß man sie ihres sogenannten Wohlstandes wegen beklagen könne: und ich wünsche von Herzen, daß ich mich in meinem Urtheile betrüge. Für mich ist es eine Art von Ersatz, daß andere Gegenden anfangen, ein sehr sicheres Glück auf derselben Bahn zu suchen, wo jene es vormals genossen: die Einwohner der **Freygrafschaft Burgund**, und die **Savoyarden** machen sich die von den **Neufchatellern** verlassene Einfalt zu Nutze. Vornemlich kenne ich ein Thal in den Alpen, welches sich dadurch bevölkert, und welches in der Folge das wieder werden wird, was die Thäler von **Neufchatel** waren. Die weniger durch den glücklichen Einfluß ihrer Landesregierung begünstigten Einwohner desselben kamen demüthig, um Handlanger unserer alten Maurer zu werden. Jetzt stehen sie an ihrer Stelle. Da sie also gewiß waren ihre Kinder mit

etwas

etwas beschäfftigen zu können, womit sie ihren Unterhalt gewinnen werden, verheyratheten sie sich, und ihre Ehen sind fruchtbar. Ihre Dörfer breiten sich aus, ihre Häuser werden bequemer, der Ackerbau nimmt sich zwischen ihren Bergen auf. Sie ziehen Vieh und Geflügel, welches sie gelernt haben uns zuzuführen. Ihre Frauen spinnen auch, und bald werden sie aus ihrem Garne alles und eben so viel machen als die Neufchatellerinnen. Mit Einem Worte, ihre wahre Glückseligkeit vergrößert sich zusehends, und ich nehme um so mehr Theil daran, weil es die guten Savoyarden betrifft, die ich liebe. Sie sind zudem die Einwohner eines gewissen Winkels in den Alpen, wo ich angenehme Augenblicke in der Betrachtung der Natur zugebracht habe: man geht durch ihr kleines Land um auf den Gletscher von Büet zu kommen; und ihr vornehmster Ort Vallon gewinnt schon das frohe Ansehn, das der Wohlstand Bauerhäusern giebt.

Ueberschaut man die Welt im Ganzen, so findet man immer irgend etwas Gutes, was aus dem Uebel wieder entspringt; gleichsam eine Ergötzlichkeit für das, was beym ersten Anblick betrübte. Und könnten wir die ganze Schöpfung mit unserm Blick umfassen, wie viel mehr Harmonie würden wir wahrnehmen!

Anfrage.

Die Aerzte haben es nicht ohne guten Erfolg angerathen, daß die Mütter ihre Kinder selbst stillen möchten. Fürstinnen haben sich seitdem dieser Naturpflicht unterzogen und ihre Bequemlichkeit verleugnet. Allein man hat noch nicht an die mitleidenswürdige Mütter gedacht, die ihre Kinder gern selbst stillten, es aber nicht können, weil sie entweder gar keine Milch haben, oder weil ihnen die Milch vergeht. Wenn eine arme Person von diesem Unglück betroffen wird, die keine Amme halten und bezahlen kann, und wie viel mal tritt dieser Fall nicht ein? so verursacht es die beklagenswürdigsten Umstände. Zwar richten die Aerzte bey solchen Müttern zuweilen etwas aus, in vielen Fällen aber versagt die Kunst den Dienst. Weil nun der Schöpfer gegen die mehrsten Fehler des menschlichen Körpers specifique Mittel gegeben hat, davon mit der Zeit immer mehrere bekannt werden, so sollte man glauben, daß in irgend einem Kraute oder Gewächse eine solche Milchmachende Kraft von Gott gelegt sey. Und in der That soll ein solches auch unter dem gemeinen Manne auf dem Lande hin und wieder bekannt seyn und gebraucht werden. Sollte also dasselbe irgend Jemand bekannt geworden seyn, so würde derselbe sich eine große Anzahl milchloser Mütter recht sehr verbindlich machen, wenn ers in diesen Blättern gemein machte.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Freytag, den 3ten April 1778.

Zweyter Brief an Ihre Majest. die Königinn von Großbritannien, von Herrn de Lüc.

Reise nach dem Thale des Sees von Joux: oder aus der Finsterniß ins Licht, durch den Nebel des Herbstes.

Montpellier, den 10ten April 1775.

* * *

Madame,

Indem das Ende der Reise heran nahet, die mir die Ehre verschafft hat, Eurer Majestät diese Briefe zuzuschreiben, endige ich auch die Berichte unsrer Reisen nach den Gebürgen der Schweiz.

Wir hatten noch zu einer kleinen Reise Zeit, vor dem schrecklichen Monat November, der nach dem schönsten Herbste, uns, und ganz Europa, den traurigsten Winter über den Hals brachte.

Man findet ein Vergnügen daran, etwas Schönes denen zu zeigen, die das Schöne empfinden. Derjenige der einen andern führt um ihm etwas sehen zu lassen, das beyden angenehm ist, verdient wenig Dank; bewundert aber dieser, so ist jener für seine Mühe überflüßig belohnt. Auf unsrer Reise nach den Glerschern ward ich in diesem Betracht von Mademoiselle S. hundertfältig belohnt. Deswegen trug ich großes Verlangen sie noch eine Erscheinung des Herbstes sehen zu lassen, die man besser auf den Bergen wahrnimmt, als sonst irgendwo, und zwar wegen der von ihnen eingeschlossenen Seen.

Diese Seen sind groß und tief genug, um lange, ohngeachtet der kühlen Luft des Herbstes, noch die Wärme zu behalten die sie im Sommer bekamen: sie verlieren sie nur nach und nach, und geschwinder oder langsamer, nach Verhältniß des Unterschiedes zwischen ihrer eigenen Wärme und der Luft. Wenn die Nächte anfangen kalt zu werden, so geht die Wärme aus den Seen mit einer so großen Heftigkeit, daß sie Wassertheile in Gestalt eines Dampfes mit sich nimmt. Dieses sind die Nebel, oder die sichtbaren Dünste,

die in den untern Regionen der Athmosphäre sich bloß einfinden, wenn die Luft kalt ist. Unter solchen Beschaffenheiten bedeckt zuweilen die Themse ihre Ufer damit, und das Meer seine Inseln.

Eine Lage solcher Nebel ist bey uns selten über 600 Fuß dick, und wenn sie den Grund verläßt, so entfernt sie sich doch nicht über 1800 bis 2000 Fuß von der Erde. Wenn diese Lage auf der Ebene ruht, so ist zuweilen der Gipfel der Hügel davon frey: wenn sie aber in die Höhe zieht, so werden auch jene gleichwie die Ebene davon bedeckt, und beyde werden dadurch sehr finster. Gerade wenn dieses geschieht, wird die Spitze eines höher liegenden Gebirges dadurch weit heller als sonst jemals, und bekommt eine weit reinere Luft; denn die Oberfläche des Nebels wirft die Sonnenstrahlen zurück und wird sehr glänzend, und die Dichtigkeit des Nebels verhindert das Aufsteigen der Dünste aus den Ebenen und Thälern. Zuweilen erhalten sich diese Nebel nicht länger als bis gegen Mittag, die Sonne ist alsdenn in ihrer stärksten Wirkung, durchdringt sie von allen Seiten, und zerstreuet sie. Zuweilen widerstehen sie ihrer Kraft, schweben lange wie eine ebene Decke in einer gleichen Höhe rund an den Bergen herum, und lassen keinen einzigen Sonnenstrahl durch. Die Luft unterhalb denselben ist alsdenn nicht trübe, und es entstehn keine neue Nebel, weil die Luft nun nicht mehr kalt ist; und die Dunkelheit die sich so nach über die Gegenstände auf der Erde ausbreitet, ist eine Dunkelheit, wie die von einer Sonnenfinsterniß. Auch befindet man sich in einer solchen Luft sehr wohl, und merkt keine von den Vorempfindungen des bösen Wetters.

Der Himmel verhüllte sich auf diese Weise bald nach unsrer Rückkunft von den Gletschern. Mademoiselle S. bedauerte den Verlust des guten Wetters, und konnte sich kaum überreden lassen, daß ich ihr dasselbe würde wiederfinden machen, sobald sie es nur wollte. Sie bedauerte auch, daß sie einen sehr angenehmen Ort nicht gesehen hatte, von dem man ihr Wunderdinge erzählte, das Thal des Sees von Joux. Welch eine angenehme Aussicht in diesen trüben Tagen zu hoffen, daß sie diesen Ort noch sehen, und zu gleicher Zeit auch schön Wetter wieder haben würde! Ich wagte ihr beydes zu versprechen; denn das Barometer stand auf sehr schön Wetter, es konnte sich also unmöglich auf einem so hohen Standpunkte erhalten, ohne daß die Luft, oberhalb der dunkeln Lage rein war.

Wir verließen Lausanne bey sehr bedecktem Himmel, man sah von den Bergen nichts als den untern Theil.

Um zwey Uhr Nachmittags kamen wir bey ihrem Fuße an, ohngefähr um drey befanden wir uns so weit in der Höhe, daß wir die Nebeldecke erreichten; und nun fuhren wir wirklich in die Wolken hinauf. Dieses war schon für Mademoiselle S. ein merkwürdiger Augenblick.

Nach und nach verdickte sich der Ne:

Nebel für unser Auge; wir verloren bald die Aussicht auf die Ebene; und man konnte nun nicht weiter als etwa auf zwanzig Schritte sehen. Dieser Anfangs bloß sonderbare Zustand, fieng allmählich an unangenehm zu werden, und dies machte mich beynahe zu einem neuen Christoph Columb. Etwas lange ließ der versprochene heitere Himmel auf sich warten. Wir waren in dieser Verfassung über eine Stunde. Der Unglaube fieng schon an aus meiner Reisegefährtinn mit dumpfer Stimme sich hören zu lassen, als gegen den Himmel zu, sich an einer Stelle eine kleine Oeffnung sehen ließ, und durch dieselbe das schönste Lazurblau. Nun schlüpfte schnell die Hoffnung hervor. Die Oeffnung wurde immer größer, so daß bey dem Umwege um einen Hügel – Doch es zeigen sich mir hier zu viel Gegenstände; sie lassen sich mit wenigen Worten nicht beschreiben; ich kann nur nach und nach darstellen, und wir empfanden alles auf einmal. Aber so lebhaft die erste Empfindung ausdrücken zu wollen, als wir sie hatten, da wir durch die Wolken hin gleichsam zum Himmel gestiegen waren, dies kann ich nicht.

Das Außerordentlichste was zuerst unsere Blicke hinriß, waren die nemlichen Wolken, aus denen wir eben hervorstiegen. Wir sahen sie nun oben, in eben dem Grade glänzend, wie unten vorher finster: denn eben diese Dunkelheit rührte daher, daß die Sonnenstrahlen größtentheils von der höhern Oberfläche zurückgeworfen wurden. Die ganze Ebene und alle niedrig gelegenen Hügel versteckten sich unter dieser magischen Decke, die uns eben so unermeßlich schien, wie das von einem erhabenen Orte angesehene Meer. Die daraus hervorragenden einzelnen und zerstreuten Gipfel der Berge, sahen aus wie so viele Inseln, um welche sich lichtfarbigte Wellen sanft ausbreiteten. Denn dieses Meer schien zwar bewegt, aber ohne Ungestüm; die Wellen warfen sich langsam über einander her, und wenn sie sich einmal stießen, so erkannte man gleich diese Wellen für Dünste.

Ein drohendes Ansehen nahmen sie doch einmal, für einen Augenblick an; und Mademoiselle S. hatte darüber einen kleinen Schrecken. Diese wellenförmige Oberfläche bewegte sich in verschiedenen Richtungen nach dem Zuge der Luft die sie trug. Daher entstehen, rund um die Berge zumal, allerley sonderbare Bewegungen, nachdem sich die Luft verdickt oder verdünnt, so wie die Sonne und der Schatten die Höhlungen der Felsen wechselsweise umlaufen. Fast beständige Zephyre werden dadurch unterhalten; das heißt Bewegungen in der Luft ohne Regelmäßigkeit, die die Wolken in die Höhe heben, durchdringen, zerstreuen, und ihnen unzählige sonderbare Gestalten geben. Indem wir durch die Wolken hinfuhren, gieng unser Weg nach Südwesten; und nun war das ohngefähr der Fleck wo die Sonne stand, die wir gerade im Ge-

sichte hatten, als wir sie eben erblickten. Wir stiegen aus um alles mit mehr Freyheit übersehen und bewundern zu können, und giengen nun zu Fuße weiter hinauf. Kaum waren wir aber ein wenig vorwärts gegangen, so sahen wir uns einmal nach unserm zurückgelegten Wege um. In diesem Augenblicke jagte ein Zephyr Wolken hinter uns her; wir sahen sie über den Rasen und im Holze hinrutschen. Eine die voran schwebte, so groß wie die St. Paulskirche zu London, und so glänzend wie die Wolken, welche man zuweilen in der Luft neben der Sonne über stehen sieht, kam auf uns zu, und es schien sie wolle uns verschlingen. Wir konnten unsern eigenen Schatten ganz deutlich auf dieser noch in etwas entfernten Wolke erkennen. Sie kam an; und es war nichts. Auf einen Augenblick verdunkelte sie die Sonne, und diese schien wieder, sobald die Wolke vorüber war, mit allem vorigen Glanze.

Unter allen den herrlichen Schönheiten die wir hier ansichtig wurden, bleibt doch die Pracht der großen Kette der Alpen unbeschreiblich! – Etwas ähnliches fällt mir zwar bey. **Eure Majestät** haben den Mond durch ein Telescop gesehen: das ist so das nächste, womit ich den Horizont, den wir hier vor uns hatten, und die Alpen vergleichen könnte. Denn alles was man von den Bergen aus diesem glänzenden Meere hervorragen sah, war fast lauter Eis. Diese Berge lagen für uns nach Morgen zu, und die Sonne stand gegen Abend: zudem befanden wir uns in einer Luft, die von den Dünsten der Ebene völlig frey und nicht damit verunreinigt war. Also zeigte sich uns die ganze Kette dieser dem weißen Marmor ähnlichen Obelisken, mit der vollkommensten Deutlichkeit.

Ich fürchte fast, das **Eis** von dem ich rede, werde bey **Eurer Majestät** den Gedanken von Winter und von Kälte hervorbringen, und dadurch würde ich die Vorstellung von einem eben so angenehmen als prächtigen Schauspiele zerstören. Es war im geringsten nicht kalt. Man vergaß ganz und gar daß die Berge von Eis sind; und blieb betroffen, von dem großen, außerordentlichen und erstaunlichen Anblick, von etwas, das, mit einem Worte, aussah, als gehöre es zu einer andern Welt. Alles vor uns hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit unsrer Erde. Wir waren so glücklich einen Augenblick zu treffen, der nicht günstiger hätte seyn können, um der schönen und schnell veränderten Verzierungen dieser neuen Welt recht vollkommen zu genießen. Es war gerade die Zeit, wo die Sonne sich ihrem Untergange näherte, und wo die Wolken und die Berge, indem sie ihre Schatten über einander warfen, unsern Augen viel deutlicher wurden. Nachher als die Sonne anfieng sich unter den Horizont zu verniedrigen, giengen die Wolken und die Berge nach und nach durch alle die Schattirungen und schönen Farben, die wir auch auf den **Gletschern** wahrgenommen hatten. Dies that aber hier weit größere Wirkung, und erhielt uns in einem

nem immerwährenden Erstaunen, weil es die ganze Natur vor uns, alles was wir davon übersehen konnten, mit den prismatischen Farben mahlte, die die Eisgebürge im Abendlichte haben.

Unsere zuerst nach jeder Seite durch neue Schönheiten gezogene Blicke, blieben zuletzt auf den Montblanc allein gerichtet, der jeßt einzig die lezten Strahlen der Sonne empfieng; alles übrige unsers Gesichtskreises lag schon im Schatten. Nun sahen wir diesen erstaunlichen Berg in seiner wahren ungeheuren Größe. Aber auch ihm ergieng es nach dem allgemeinen Geseße; auch der lezte helle Flecken, der unsere Augen dahin zog, entwich davon, und er ward wie die übrigen; alles war nun blau, von einer licht himmelblauen Farbe. Im unermeßlichen Raume verlor sich jeßt unsere Aussicht, und wir vergaßen unser Nachtlager. Der Fuhrmann erinnerte uns daran, indem er uns sagte, es sey bald Nacht, und gleichwohl liege unsere Herberge noch weit entfernt. Wir kamen auch erst bey finsterer Nacht an, und begaben uns in ein Haus, ohne zu wissen wo es eigentlich sey.

Der Jura besteht aus einer großen Kette von Bergen, die von Genf bis Basel, in welcher Strecke sie am wenigsten unterbrochen ist, schon eine Länge von funfzig Stunden hat. Wenn man diese Bergkette aus den benachbarten Ebenen ansieht, scheinen ihre Gipfel nur an einigen Orten sich unbeträchtlich zu verniedrigen; man sollte glauben, es gehe oben darauf allenthalben wie ein Eselsrücken spiß zu, und man finde daselbst schwerlich einen Plaß sich auszuruhen, wäre man auch endlich mit Händen und Füßen hinaufgeklettert. Aber so wie man sich dieser scheinbaren Verschließung des Landes nähert, so fängt man an zu bemerken, daß nicht alles so dicht in einem fortgeht. Die vordersten Anhöhen erscheinen abgesondert, und zeigen zuerst von der Kette entfernte Anhöhen, hernach beträchtlichere Hügel, die zuwärts den Bergen größer und größer werden, und wozwischen sehr tiefe Thäler gelegen sind, die zu so großen Zwischenräumen und Klüften zwischen den hohen Bergen der eigentlichen Kette führen, daß man einen ganzen Tag darin reisen kann, und kaum die andere Seite der Kette völlig erreicht. An einigen Orten sind diese Berge selbst so wenig steil, daß man durch schlangenweise Wege in einer Kutsche ganz hinauf, bis unter die nackten Felsengipfel fahren kann, wo man in den schönen Thälern vergißt, daß man auf einem Berge ist; man glaubt sich aufs neue in einer mit Hügeln untermengten Ebene.

In einem dieser angenehmen Thäler liegt der Lac-de-Joux, oder der Wald-See; denn Jour ist ein altes Celtisches Wort, das an vielen Orten unsers Landes beybehalten ist, und anzeigt, daß die Gegend ehemals Waldung war. Dieser kleine See ist der gemeinschaftliche Wasserbehälter aller Quellen und Bäche, die aus den benachbarten Anhöhen entspringen. Ein Fels an dem Ausgange des Thals hält diese Wasser

auf, und verursacht, daß sie so weit in die Höhe gestauet werden, bis sie an die Oeffnung einer Höhle reichen, durch welche sich alles in das Innerste des Berges ergießt, und durch den hin es sich endlich einen Weg gebahnt hat. Man sieht es nachher aus einem Felsen in einer Tiefe, Val-Orbe genannt, wieder hervorkommen, und einen kleinen Fluß ausmachen. Es giebt dergleichen kleine Flüsse inwendig in den Bergen: unter andern sieht man einen dergleichen in der Grafschaft Neufchatel, wovon man weder den Ursprung noch den Ausfluß mit Gewißheit kennt; man bedient sich desselben in dem Innersten einer Höhle eine Mühle zu treiben.

Ehe die Sonne wiederum den Schleyer von diesem angenehmen Lande abgezogen hatte, in welches wir gekommen waren, ohne etwas davon erkennen zu können, erkundigten wir uns nach seiner Beschaffenheit, nach seiner Bevölkerung, und nach der Lebensart der Einwohner. Wir vernahmen, daß in der Nähe um den See herum verschiedene Dörfer belegen wären, die in drey Kirchspiele vertheilt seyen. Meine erste Frage war: Giebt es hier Gemeinheiten? „Zwey Kirchspiele haben „sie, antwortete man mir, und zwar „beträchtlich große, wohin jedermann „von den Eingepfarrten, das Recht hat „zu gehen, um Holz zu hauen, und sein „Vieh zu weiden. – – Also leben die „Leute hier wohl recht glücklich? - Recht „glücklich und sehr zufrieden – Warum „hat denn das dritte Kirchspiel keine „Gemeinheiten? - Weil es die Erlaubniß bekommen hat sie zu theilen. – – „Sind sie besser daran, wie die in den „andern Kirchspielen? – – Einige sind „da viel reicher; dahingegen andere „aber so arm und so elend daran sind, „daß sie nicht ein Huhn halten mögen, „weil sie keinen Boden haben der ihnen gehörte; ihr Huhn müßte auf „anderer Grunde gehn.„

Arme Menschen! denen man mit einer solchen Erlaubniß sich zu theilen, etwas schlimmeres thut, als ein Vater seinen minderjährigen Kindern thun würde, wenn er ihnen erlaubte ihre väterliche Erbschaft im voraus zu verkaufen.

Wir hatten uns vorgenommen, das Haus früh zu verlassen, aber da die Nacht kalt gewesen war, so hatte es aus dem See stark genebelt, und alles war mit Reif bedeckt. Wir mußten daher erwarten, daß die Luft sich wiederum etwas durch die Sonne erwärmete. Man bereitete daher ganz gemach den Wagen, der uns auf die höchste Spitze des Gebirges bringen sollte, sie heißt: Dent de trois Chevaux. Dieser Wagen war wieder von einer andern Art als der, worauf wir nach dem Grindelwalde und nach Chaumont fuhren. Er bestand aus einem großen Korbe auf vier Rädern, ein Fuhrwerk dessen man sich gewöhnlich bedient, die Kohlen die auf dem Berge gebrannt werden, ins Thal hinabzuführen. Vermittelst etwas Stroh und Polstern, ward dem ohngeachtet daraus ein ganz bequemes und zum Zwecke schickliches Fuhrwerk.

Die

Die Seite des Gipfels an welcher wir hinauf mußten, ist von dem See und von den Alpen abgekehrt, und mit Holz und Weiden bedeckt. So wie wir aber höher hinauf gelangten, entdeckten wir die angenehmen Thäler auf den Höhen der Alpenkette, alles, so weit es Helvetien angehört, mit Dörfern besäet, und der **Lac-de-Joux**, mit seinen Waldungen, und den umher liegenden unzähligen Wohnungen, belebte die ganze Landschaft, wie ein Spiegel mit einer schönen Einfassung ein Zimmer belebt. Die wohlriechenden Kräuter, womit hier der Boden bedeckt ist, waren von den Nachtfrösten noch unangefochten geblieben, und unser Wagen, indem er mancherley derselben zerdrückte, erfüllte die Luft, so wie wir fortschritten, mit angenehmen Dufte.

Wir gelangten also durch die anmuthigsten Wege zu einer Aussicht hinauf, die durch mühsames Steigen nicht zu theuer erkauft gewesen wäre. Indessen die Gipfel des Jura, die wir nun überall sehen konnten, in der heitersten Luft standen; war die Ebene wie Tags zuvor von Wolken bedeckt. Aber ihr Anblick schien uns sehr verschieden, nach der verschiedenen Richtung, in welcher sie gegen die Sonne standen, und wegen der beträchtlich größern Höhe auf welcher wir uns befanden, die diese luftige Fläche für uns sehr erweiterte, und die gefrornen Alpenspitzen mehr und mehr erhöhete, die von den untenher liegenden Felsen durch die Wolken abgesondert waren.

Nach dem was ich **Eurer Majestät** bereits in meinem letzten Briefe in Absicht auf die Wirkung der Bergluft auf die Menschen, zu sagen die Ehre gehabt, darf ich jetzt bloß hinzufügen, daß das Wetter die ganze Zeit über, daß wir uns oben befanden, vollkommen heiter gewesen, und die Luft so ruhig als möglich. Wir setzten uns auf den höchsten Ort des Felsens, und kehrten den Rücken allen irdischen Gegenständen zu. Wir hatten nichts als Wolken vor uns, und diese schienen nun eben so tief unter uns, als man sie sonst hoch über sich sieht.

Indem wir diese Wolken halb träumend betrachteten, fiengen sie an sich an einem Orte, nicht gar weit von uns, zu öffnen, und wir erblickten durch diesen Zwischenraum zuerst eine Kirche, die in einer erstaunlichen Tiefe hinunter zu liegen schien. Bald darauf wurden wir auch des dazu gehörigen Dorfs ansichtig; und nach und nach sahen wir auch etwas von dem benachbarten Lande, auf welches die Sonne nun schon durch irgend eine andere Oeffnung ihre Strahlen zu werfen begann.

Mademoiselle S. erwartete eine solche Verwandlung des Anblicks nicht, niemals hatte man einen solchen Vorhang vor ihren Augen aufgezogen; sie war über alle Beschreibung erstaunt. Sie versetzte sich in ihren Gedanken an den Ort hin, der vor allen übrigen begünstigt war, und für welchen sich die Wolken öffneten: sie erinnerte sich der angenehmen Augenblicke, die den Einwohnern der Ebenen die Ankunft des guten Wetters verkündigen; (beynahe hätte ich gesagt, den **Bewohnern der Erde**, denn wir kamen uns nicht mehr vor,

vor, als ob wir noch dazu gehörten;) und die Idee sich selbst in der reinen Luft zu finden, nach welcher man unten mit solcher Sehnsucht verlangt, glich bey ihr dem höchsten Vergnügen das die Einbildungskraft geben kann. Sie würde sehr gern noch lange fortgefahren haben, diese fast himmlischen Scenen zu betrachten, aber wir mußten noch unten wieder erwachen; das Ende sehen dieses angenehmen Traums.

Um von dem Berge herab zu kommen, kehrten wir nach dem Thale des Lac-de-Joux zurück, wo uns die Ebene wiederum unsichtbar ward. Als wir nachher durch die Vertiefungen zwischen den Bergen kamen, durch die wir des vorigen Tages hinauf gefahren waren, — welch eine Veränderung der Scene sahen wir! Anstatt der einförmigen Decke die gestern alles verhüllete, erblickten wir nun alles, was sie uns verdeckt hatte. Wir sahen den schönen Genfer See vor unsern Augen, in seiner ganzen Ausdehnung, mit den Ebenen und den Hügeln die ihn umgeben; und das ganze Amphitheater des Ufers der gegen über liegenden Seite von Savoyen, welches sich unmerklich bis zu den Alpen hinauf erhebt, in einer Breite von mehr als funfzehn Stunden. Alles besteht da aus Bergen, die sich stuffenweise über einander aufthürmen, und endlich nichts mehr dem Gesichte zu entziehn scheinen, als unfruchtbare Massen.

Noch blieben einige Wolken hie und da, und bezeichneten die Höhe ihrer vorigen ganzen Lage. Es schien, daß sie darauf eigentlich gewartet hätten, um sich vor unsern Augen zu zerstreuen, und uns zu zeigen, auf welche Weise die erstaunliche Veränderung vor sich gegangen sey, die wir bemerkten. Verschwunden war die ganze Lage von Wolken, ohne anderswohin weggeführt zu seyn; sie war durchsichtig geworden wie geschmolzenes Wachs. Die Wärme der Sonne hatte sie durch unendliche Zertheilung der Theilchen woraus sie bestanden, so klein gemacht, daß sie nicht Macht genug mehr hatten, die Lichtstrahlen zurückzuwerfen; sie waren nun in eine der Luft ähnliche Flüßigkeit verwandelt.

Dieser Durchsichtigkeit der Luft hatten wir uns lange Zeit zu erfreuen, und mit derselben einer unbeschreiblichen Mannigfaltigkeit von herrlichen Aussichten, je nachdem uns der Berg, auf welchem wir waren, die Gegenstände verdeckte, oder sie unserm Gesichte bloß stellte: und je nachdem auch die Sonne, Schatten oder Licht in die Höhlungen an den Bergen vertheilte. Gegen Abend gab die Kühle der Luft den Dünsten ihre Undurchsichtigkeit wieder, indem sie ihren Theilchen erlaubte sich einander zu nähern, und mit ihnen zu verbinden. Wir sahen daher die vorigen Nebel wieder an ihrer Stelle, ehe wir noch in unserm Hause bey Lausanne eintrafen.

Wir hatten Ursach uns zu freuen, diese Ausfahrt nicht aufgeschoben zu haben; denn sehr bald nachher trat heftige Kälte ein, und hielt an bis wir abreiseten. Der Schnee bedeckte alles; die Wege zu den Bergen wurden dadurch gesperrt, und die Gegenstände unterschieden sich um uns her durch nichts mehr als durch ein Helldunkel.

Ich endige also hiemit dasjenige, was ich Willens war Eurer Majestät über die mahlerischen Aussichten der Berge vorzulegen. Aber ihre Bewohner verlasse ich hier noch nicht: sie werden noch sehr oft wieder erscheinen, wenn wir in ihre Wohnungen, die Berge, zurückkehren, um daran die Wirkungen der Zeit zu beobachten, und die Spuren der Ursachen die unsrer Erdkugel ihre Gestalt gaben. Die Bergleute helfen uns, mehr als man denken sollte, die Geschichte ihrer Wohnungen kennen zu lernen. Wenigstens wird ihre liebenswürdige Einfalt, ihr Fleiß, ihr Muth, mir dazu dienen, zuweilen die Trockenheit der physischen Untersuchungen zu unterbrechen, in die mir Eure Majestät erlauben mich im Folgenden einzulassen.

Ich bin mit tiefster Verehrung,
Madame
Eurer Majestät
unterthänigster und verpflichtester
Diener

J. A. de Lüc.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Montag, den 6ten April 1778.

Fortsetzung der Beantwortung der Anfragen vom Tabacksbau, in dem 18ten St. dieses Jahrs. Von J. L. F. Scharnweber.

(Siehe das 25te Stück.)

§. 6.

Tabackskutschen werden an der Seite der Häuser und Zäune gegen Mittag von Pflanzern, welche die Kosten der Mistbeete nicht tragen können, folgendergestalt angelegt.

Man schlägt auf eine willkührliche Länge, und Breite von 6 bis 7 Fuß, in einem länglichten Viereck, in Form des obgedachten Mistbeetes, 6 bis 8 Stück oder mehrere Pfähle in die Erde, welche am obern Ende zwey Fuß hoch von der Erde eine starke Gabel haben.

Von einer Gabel zur andern, werden starke Ricke a) gelegt. Queer über diese Ricke legt man starkes Wellholz dichte an einander, bedeckt alles mit rein ausgeklopftem Rockenstroh und schüttet darauf die Erde von obbeschriebener Composition, macht auch wohl an den Seiten eine kleine Einfassung von Brettern, feget die Oberfläche der Erde klein und eben, und streuet darauf den bereits gekeimten Tabackssaamen, mit feiner Erde oder Asche melirt; feget denselben mit einem feinen Besen flach unter, besprengt die Oberfläche mit laulichtem Wasser, und deckt die Kutsche mit einer Stroh- oder Schilfmatte, oder auch wohl mit abgebrochenen kleinen Büchenzweigen, woran noch viel altes Laub sitzet, zu, als welche letztere Bedeckung die Winde und kalte Luft in etwas abhalten.

Diese Art, Pflanzen anzuziehen, ist für diejenigen immer gefährlich, welche früh mit Ausgang Aprils und Anfang des Mayes pflanzen wollen. Denn erst in der Mitte des Maymonats, oder wenn die starken Nachtfröste zurück bleiben, kann man auf den Kutschen den gewöhnlich vorher gekeimten Saamen mit einiger zuverläßigen Hoffnung ausstreuen; früher gesäet risquiret man, daß alles in Einer Nacht

Ee oder

a) Unter dem Provinzialausdruck Ricke, werden Baumstangen verstanden. Anm. des Herausg.

oder am Tage, da sich starke Kälte und Winde erheben, verdirbt, weil hier die treibende Wärme von unten fehlt.

Zwey Monat Zeit muß diese auf guten Mistbeeten gekeimet ausgesäete Pflanze ohnehin haben, ehe selbige so weit heran wächst, daß sie mit Nutzen in die Plantage versetzt werden kann, sie muß bereits 7 bis 8 Blätter, die ersten von der Breite eines 6 Mgr. Stückes getrieben haben, ehe selbige verpflanzt werden kann.

Wenn man den Saamen gekeimt aussäen will; so legt man denselben vorher 12 Stunden in laulicht warmes Wasser, schüttet selbigen nachher in einen weißen wollenen langhaarigten Beutel, und legt diesen an einen warmen Ort in der Stube bey dem Ofen. Hier muß derselbe alle Tage ein oder etliche mal mit lauwarmen Wasser angefeuchtet werden. Sollte aber der Fall eintreten, daß der Saame in 8 bis 12 Tagen nicht keimen wollte, so vermischt man denselben mit feiner Baumerde in einem kleinen hölzernen Gefäß, erhält die Mischung in beständiger Wärme und Feuchtigkeit, so wird alles in obiger Zeit gewiß keimen. Wenn es des Nachts sehr kalt wird, so pflegen die vorsichtigen Pflanzer, diesen Beutel wohl mit zu Bette zu nehmen. Sie versichern auch, daß das Keimen in blauen und anderen gefärbten Wollenzeugen misglücke.

Wenn die Keime höchstens $\frac{1}{8}$ Zoll lang ausgebrochen sind, wird der Saame mit feiner Erde melirt, und obgedachtermaaßen ausgesäet.

Man kann denselben auch auf diese Art schon Ausgang des Februars und im Anfang des März auf den obbeschriebenen Mistbeeten gekeimet aussäen, da die Pflanzen denn immer auf 8 bis 14 Tage früher ankommen; allein es ist große Vorsicht dabey zu gebrauchen, daß der zarte Keim, bey gelinder und offener Witterung ausgestreut und in temperirter Wärme und Feuchtigkeit nach der Aussaat auf den Mistbeeten erhalten werde.

Es ist nichts daran gelegen, wenn nicht in dem Beutel aller Saame zugleich und ähnlich lang gekeimet ist. Derselbe keimt auf dem Mistbeete nach, und wenn die früher gekeimten Pflanzen ganz oder zum Theil verloren gehen, so ist dieser späte Nachlauf, der ohnehin niemalen verloren gehet, noch oft weit besser als eine neue wiederholte Ausstreuung.

Wenn es mit der Anpflanzung des Tabacks in der Folge einigermaßen ins Große gehen soll, so muß der Pflanzer allemal für einen Ueberfluß von Pflanzen sorgen, und dieser kann, im Fall die frühere Aussaat verunglückt, nicht zu groß seyn, da ohnehin zum Nachpflanzen immer etwas später ankommende Pflanzen im Vorrath gehalten werden müssen.

Ich habe ordinair auf vier bis sechs Stück, mit sehr fetter, und vorher im Frühjahr mit Büchenasche stark vermischter Erde bedeckter Spargelfelder, welche umher hoch eingeschlossen, und besonders gegen Norden und Osten hoch gedeckt waren, in der Mitte und

Ausgang des Märzmonats gekeimten Tabacksaamen aussäen, und die erste Woche, oder wenn die Luft sehr kalt war, anfänglich Tag und Nacht diese Felder mit Stroh oder Schilfmatten bedecken lassen. Die Bedeckung des Nachts wurde so lange fortgesetzt, bis die Pflanzen wegen der Nachtfröste außer Gefahr waren.

Diese sind in der spätern Auspflanzung fast immer die besten Stämme geworden.

Wenn der Spargel gestochen wird, so geht zwar ein Theil davon verloren, allein je weitläuftiger die Pflanzen aus dem Saamen in der ersten Erde wachsen, je besser bestauden sich dieselben. Die Blätter breiten sich mit einer dunkelgrünen Farbe an der Erde sehr breit und frisch aus; sind selbige aber zu dick gesäet, so schießt alles gleich spitz in die Höhe, Wurzeln und Blättern fehlt es an einer dauerhaften, nach dem Auspflanzen stark forttreibenden Consistenz, welche ein Gartenbaukundiger überhaupt, auch bey andern Salat- und Kohlpflanzen sucht, die er in andere Felder versetzen und verpflanzen soll.

Man kann auch alsdenn das aufgehende Unkraut, welches dieser Pflanze sehr weit voraus wächst und sie bald überzieht, am besten wegnehmen, welches bey dem dicken Auflauf auf Mistbeeten, alsdenn am füglichsten geschieht, wenn die anfänglich sehr langsam wachsende Tabackspflanze sich etwas fest im Lande bestaudet hat.

Derjenige so das Gäten verrichtet, sitzt auf einem Brette, welches zu dem Ende über die Mistbeete gelegt wird. Findet derselbe, daß mit dem Aufziehen der Unkrautwurzeln zu viel Tabackspflanzen aufgerissen und zerstört werden, welches damit einigermaaßen verhütet werden kann, daß er die linke Hand zum Zurückhalten auf die Erde legt, und die Unkrautpflanze zwischen den zusammen gelegten Fingern der linken Hand durchzieht, so schneidet derselbe nur mit einer spitzen Scheere die Krone der Unkrautpflanze, so gut er kann, in der Erde ab.

Ich habe übrigens mit Fleiß und Vorbedacht das Anziehen der Tabackspflanzen weitläuftig, ausführlich und deutlich beschreiben wollen, da ungemein viel, besonders in unserm kältern Clima darauf ankömmt.

Ein Morgen Land, so zu spät, oder mit kümmerlichen kleinen und spitz aufgeschossenen Tabackspflanzen besetzt wird, bringt lange das nicht auf, und kann das nicht aufbringen, was derselbe liefern würde, wenn man bey guter Cultur 4, 6 oder 8 Wochen früher ausgepflanzt hätte.

Der Unterschied ist hier an Güte und Gewicht doppelt, drey- und mehrfach größer, und es kann, wenn die Localumstände selbiges sonst verstatten, nicht genug empfohlen werden, die Pflanzen auf den Mistbeeten solchergestalt früh anzuziehen, daß selbige zu Ausgang Aprils und zu Anfang des Maymonats in die Plantage können versetzt werden.

Die Monate May, Junius, Julius und August sind allein diejenigen, welche diese, viele treibende Wärme suchende Pflanze empor heben, ausdehnen und zur Reife bringen.

Was die Pflanzer gewöhnlich im Junius zwischen Pfingsten und Johannis in Ermanglung früherer Pflanzen aussetzen, dabey kommt selten einiger Segen heraus.

Diese so spät ausgesetzten Pflanzen, welche in der alsdenn oft schon Ueberhand nehmenden Hitze und dürren Witterung sparsamer angehen, steigen kaum im August, wenn die erste Auspflanzung schon zum völligen Auswuchs gekommen, und die ersten reifen Blätter abgebrochen werden, von der Erde in die Höhe, und werden nicht selten im September, worin sie eigentlich wachsen, sich ausbreiten und reifen sollten, von den früh eintretenden Nachtfrösten ergriffen und völlig zerstört. Als wovon Deutschland in der Mitte des Septembers 1776, in zweyen mit starkem Frost eingetretenen Nächten eine sehr traurige Erfahrung gemacht hat.

§. 7. Von den am besten zu wählenden Tabacksaamen.

Die Botanici zählen bisher von dieser Pflanze, welche sie nach den verschiedenen Blüten abtheilen, vier besondere Geschlechter, wovon man die gelehrten Namen und botanischen Beschreibungen in den davon handelnden Schriften nachschlagen und ausführlich lesen kann.

Ich werde mich hier gegenwärtig nicht darauf einlassen, da ich starke Vermuthung habe, daß vom Taback mehr als vier besondere Geschlechter sich finden dürften, und meine Absicht jetzo nur hauptsächlich dahin geht, solche Sorten zu wählen, welche in Blättern die reichsten und besten Ernten geben.

Bisher sind nur zum Gebrauch in den Fabriken bekannt geworden:

a) Die kleinblätterigte Südamerikanische Pflanze.
b) Die großblätterigte Dito, so in Neu-Spanien und Brasilien am stärksten im Gebrauch ist.
c) Die Nordamerikanische lang- und schmalblätterigte Pflanze.
d) Die kleinere kurzblätterigte daher.
e) Die Ungarische sehr große rund- oder breitblätterigte Pflanze.
f) Die Türkische rund- und kleinblätterigte Pflanze.
g) Die Türkische große rundblätterigte Pflanze.

Die Sorten b. c. e. f. g. habe ich selbst, und zum Theil nur zur Probe in der Plantage angezogen, auch Hoffnung die übrigen zu erhalten. Außerdem aber habe ich in dem botanischen Garten zu Göttingen verschiedene von obigen noch ganz abweichende kleinblätterigte Sorten gefunden und Proben damit in der Plantage gemacht, die aber alle bis auf die Pflanzen b und c. in unsern ökonomischen Plantagen in keine Betrachtung kommen werden. Ich widerrathe daher deren Einführung, die einige Saamenkrämer

mer anzupreisen pflegen, aus der Erfahrung wohlmeynentlich; so wie ich vorläufig zuverläßig versichern kann, daß der Saame von den Süd- und Nordamerikanischen Pflanzen in Europa nicht ausartet, sondern zur völligen Reife gebracht werden kann, wenn man nach meinem Vorschlage früh genug pflanzet, und daß er es an hinreichender Fruchtbarkeit nicht fehlen läßt.

Die Pflanze b. haben die Holländer aus Terra Firma über Suriname, oder Curaßao, in den Plantagen um Amersforth und Neukirchen, seit langen Jahren eingeführt, und mit großem Nutzen gebraucht, und nach diesem Vorgang ist selbige auch seit einigen Jahren nunmehro von den Pflanzern im Göttingischen mit gutem Erfolg angenommen, welche kein Glück und Vortheil darin finden, vier bis fünfmal so viel Pflanzen von der kleinen schmalblätterigten Pflanze c. auf einen Morgen auszusetzen als nöthig, und auch in Süd- und Nordamerika auf reichen fetten Tabacksfeldern gewöhnlich ist, und woselbst man diese Pflanze, so wie die schmalblätterigte Sorte, noch immer auf drey bis vier Fuß weit aus einander, größtentheils auf vorher gemachte Tabackshügel aussetzt.

Aus der Fabrik Plantage zu Weende, ist dieser Saame bisher in hiesigen Landen, so viel entbehrlich gewesen ist, in kleinen Portionen unentgeltlich ausgetheilt worden.

Die größere Portionen verlangen, müssen sich deshalb in Holland bemühen, woselbst der Postmeister in Amersforth Myn Heer de Weiss vielleicht damit andient.

Die Pflanze c. ist die bekanntlich ursprünglich nordamerikanische Sorte Swezent genannt, so im Göttingischen, Hessischen, und fast ganz Deutschland stark eingeführt worden. Die Blätter davon erhalten zwar, wenn die Pflanze $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß weit von einander ausgesetzt werden, eine ziemliche Länge, selbige sind aber schmal und dünne, fallen im Gewicht so sehr zurück, daß man, unter ähnlichen Umständen gepflanzt, doch allemal zwey bis drey Pflanzen auf eine von jenen im Gewicht des trockenen Tabacks rechnen muß, und zudem treibt sie viel mehrere Geizsprossen als die Pflanze b, so mit vieler Mühe zum öftern weggebrochen werden müssen.

Wenn nun die Arbeit in den Plantagen, besonders gegenwärtig bey den hohen Preisen, $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{6}$ und so weiter, nach dem verschiedenen Ertrage, von der jährlichen Ernte ausmacht, so wird sich jeder vernünftiger Arbeiter wohl hüten, 20 bis 25000 Pflanzen für einen Calenbergischen Morgen, nach der bisherigen herrschenden Methode anzuziehen, zu verpflanzen, nachzupflanzen, zu behacken, begeizen, köpfen, abblaten, aufschnüren, und zum Trocknen aufzuhängen, wenn er mit 4, 5 bis 6000 Pflanzen, nach der indianischen Bauart, in Tabackshügeln eben so weit, und wenn der Boden

dazu in Stand gesetzt ist, noch viel weiter kommen kann.

Würde das Land auf beständig zur Plantage eingerichtet werden können, so rathe ich jedem angehenden Pflanzer in den ersten Jahren keinen Dünger darauf zu schonen. Man kann das Land solchergestalt und durch die im Herbste grün unterzuackernden starken Tabacksstämme und Wurzeln, welche den jährlichen Dünger ansehnlich vermehren, in zwey bis drey Jahren zu einer solchen Güte erheben, daß man über die Tabacksernten erstaunen wird, welche davon erfolgen, und die angewandten Düngungskosten werden im zweyten und dritten Jahre schon reichlich ersetzt.

Bestünde dieses neu zu wählende Land aus melirter Sand- und Moorerde, so würde eine Mischung mit Leimen und anderer fetten schweren oder Schlammerde vorhero nöthig seyn. Ein Anfänger kann diesen Versuch erst mit dem vierten oder achten Theil eines Morgens machen, und wenn es glückt, alle Jahr weiter gehen und mehrere schwere Erde auf seinen Acker fahren.

Dieser wird dadurch in der Folge, wenn das Tabackspflanzen auch nicht fortgesetzt werden könnte, im Getreidebau sehr gewinnen. Wenn hier alle Jahr nur etwas geschieht, so kann in zehn bis zwanzig und mehr Jahren im Ganzen sehr vieles ausgerichtet werden, und diese Arbeit würde am Ende doch nicht viel kostbarer seyn, als wenn der fleißige Landmann in anderen Gegenden den Mergel zum Theil aus weit entfernten Gegenden auf seine weniger fruchtbaren Bergäcker zur dauerhaften Verbesserung fährt.

Auf grobem ungraden Sandlande, steinigten Ackern, so genannter Greeterde, und wo der Duckstein sehr flach steht, auch quelligter dichter Thonerde, widerrathe ich überhaupt, Tabacksplantagen anzulegen, die Wurzel kann keinen feuchten quelligten Boden vertragen.

Ich wiederhole daher noch einmal, daß diese Pflanze den reichsten, tiefgelockerten, trockenen und fettesten Boden sucht, und darin zu einem Ertrage an Gewicht getrieben werden kann, welcher die Bauart, auf weniger fruchtbaren Feldern vier, fünf, sechs und mehrfach übersteigt.

Eine völlig ausgewachsene Saamentragende Tabackspflanze, die in drey bis vier Monaten in der Plantage acht bis zehn Fuß hoch steigen, und einige zwanzig Blätter, die untern zu $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, treiben, überhaupt aber mit der Wurzel ohne Erde 14 bis 18 Pf. grün am Gewicht erlangen soll, muß ihre Wurzel tief und weit umher ausbreiten, um den Stamm gegen die Winde aufrecht zu erhalten, und viele Nahrung in dem Pflanzungsboden vorfinden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Eine

Eine psychologische Anfrage.

Herr Lavater, und jeder aufmerksame Beobachter seiner selbst, muß es nothwendig schon längst wahrgenommen haben, wie wahr, wie prüfungswürdig, aber beynahe unerklärlich die Bemerkung des Apostels Jacobus sey:

„Daß ein Mann, welcher sein leib„lich Angesicht im Spiegel beschauet, „nachdem er sich beschauet hat, davon „gehet, und von Stund an vergisset, „wie er gestaltet war.„

Eine sehr alltägige, und dennoch sehr räthselhafte Erfahrung. Eben derjenige Mensch, dessen Gedächtnisse die Gesichtszüge einer vielleicht nur Einmal, und auf kurze Zeit gesehenen Person so unauslöschlich eingedrückt sind, daß ihm solche nicht allein nach Ablaufe vieler Jahre völlig wieder kenntlich sind, sondern daß er auch deren Aehnlichkeit mit andern leicht und richtig entdeckt, eben dieser Mensch sieht täglich wenigstens einmal sein Bildniß im Spiegel, sieht es in Silhouetten, in Kupferstichen, in Gemählden, in Büsten, sieht es in der Gesichtsbildung anderer Menschen, von deren großen Aehnlichkeit mit der seinigen er aufs zuverläßigste versichert wird, und verliert dennoch in dem Augenblicke, da er seine Augen hievon wegwendet, von dem, was er so oft, und auf so mannigfaltige Art beschauet hat, so gänzlich alle Abdrücke in seiner Seele, daß er die ohne sein Wissen verfertigte, und unter andern Gemählden vermengte genaueste Abbildung seines Gesichts darunter nicht wahrnimmt, und unter einigen tausend Menschen nicht einen einzigen bemerkt, bey welchem es ihm einfiele, daß zwischen desselben Gesichtszügen und den seinigen eine Aehnlichkeit sey.

Wie das zugehen mag – und was der, welcher den Menschen bildete, für weise Ursachen gehabt habe, der menschlichen Seele, die er mit so großen Kräften schmückte, in einer sie so nahe angehenden Sache das Vermögen der Wiedererinnerung nicht eben so, wie von andern ehemaligen Vorstellungen, zu geben – – das sind gewiß für den Psychologen Dinge, welche der bedachtsamsten Nachforschung werth sind, die ich mich aber nicht völlig aufzuklären getraue.

Der Mechanismus unserer Lebensgeister und unsers Gehirns, wodurch Vorstellungen und Empfindungen in uns erzeugt, und wodurch solche, wenn sie gänzlich verlöscht zu seyn scheinen, wieder hervorgebracht, und für die ehemaligen erkannt werden, ist freylich für uns, so wie so manche in und außer uns befindliche Dinge, ein unerforschliches Geheimniß – und wird es auch wohl bis dahin bleiben, da unsere diesseits des Grabes erst keimenden und hervorsprossenden Seelenkräfte jenseits desselben ihren vollen Auswuchs erreichen werden. Aber so viel ist doch schon jetzt in unserm Vermögen, daß wir die äußern Veranlassungen, welche

die Werkzeuge unsers Denkens und Empfindens in Bewegung setzen, diese Bewegungen selbst und deren Wirkungen, imgleichen ihre Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten bemerken: und dies hat also auch von jeder Vorstellung der Größe, Figur, Farbe ꝛc. eines körperlichen Dinges Statt. Aus der Verbindung dieses Erfahrungssatzes mit demjenigen, daß keine Darstellung eines Gegenstandes in unserer Seele ohne die Bemerkung dessen Verschiedenheit von andern Gegenständen entstehen kann, und daß wir uns einer Vorstellung nur in sofern bewußt sind, als wir solche von andern unterscheiden, ist es eine richtige Folgerung: daß eben dieses Bewußtseyn um so viel stärker, und folglich unsere Vorstellung von einer Sache um so viel deutlicher seyn müsse, je mehrere und größere Unterscheidungszeichen uns von derselben bekannt sind, und daß im gegentheiligen Falle, wenn wir nur wenige, und nicht leicht bemerkliche Unterscheidungszeichen kenen, in eben diesem Verhältnisse unser Bewußtseyn schwach, und also auch unsere Vorstellung undeutlich seyn werde. Dies letztere muß sich daher nothwendig allemal bey Dingen, welche gleiche Merkmale an sich haben, ereignen: und je größer diese Gleichheit ist, um so weniger können wir dieselben von einander unterscheiden, und um so viel schwächer wird auch folglich unser Bewußtseyn und unsere Vorstellung davon seyn.

Alle unsere Vorstellungen von körperlichen Dingen, wenn wir sie in ihren ersten Grundstoff auflösen, sind also nichts anders als Vergleichungen der Gegenstände mit einander, und Bemerkungen ihrer Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten. Ob es nun einen Fall geben könne, da diese Vergleichung und Bemerkung nicht möglich ist, und da deshalb auch keine Vorstellung in unserer Seele Statt hat? ob wir uns in einem solchen Falle alsdann befinden, wenn wir eine Abbildung unsrer Gesichtszüge betrachten? ob hieraus das angezeigte psychologische Problem – oder auf welche andere hinreichende Art – oder gar nicht aufgelöst werden könne? Das sind Fragen, deren Untersuchung und Aufklärung mir und jedem, welchem es eine wichtige Angelegenheit ist, mit sich selbst und mit dem, was in ihm vorgeht, so nahe, als möglich, bekannt zu seyn, gewiß sehr willkommen seyn würde.

J. N. L.

Anfrage.

Einem Gartenfreunde würde eine Belehrung in diesen Blättern, über die Anlegung und Wartung der Melonen und was bey deren Erziehung überhaupt zu beobachten, sehr willkommen seyn.

J. A. F.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Freytag, den 10ten April 1778.

Von der Bestellung des Ackers zwischen Braunschweig und dem Harze.

Zweyter Brief. *)

Hochgeschätzter Freund,

In meinem vorigen Briefe habe ich Sie fast allein von dem sehr erheblichen Nutzen des Düngers unterhalten, und doch ist diese Sache noch nicht erschöpft, ohngeachtet ich mich so kurz zu fassen suche als es mir möglich ist. Erlauben Sie, daß ich nur noch ein Paar Worte davon sage, und alsdenn diese schmutzige Materie endige. Wir waren zuletzt an Ihrer Mistgrube. So verächtlich dem Einwohner der Städte dieses Revier an der Wohnung eines Landwirthes immer seyn mag, so ist es uns Landleuten dennoch ein unentbehrliches Theil unserer ökonomischē Bedürfnisse. Wenden Sie also auf die Erhaltung und Vermehrung dieses Dünger-Magazins einige Aufmerksamkeit, und lassen Sie allen Sand, der aus dem Hause gekehrt wird, allen Abfall von gereinigtem Fleische und Gemüse, wenn Sie nicht sonst ein solches Behältniß dazu in Ihrem Garten haben, und alles, was in den Abtritten sich findet, und das ohnedem nur beschwerlich fällt, dahin bringen. Lucri bonus odor ex re qualibet. Das Brachfeld ist es, welches mit diesen Produkten der thierischen Körper mit Stroh vermengt in Gährung gebracht, und zur Fruchtbarkeit auf ganze drey Jahre in den Stand gesetzt werden muß; und jezzund ist die Zeit, in welcher der Anfang dazu gemacht wird. Auf einen jeden ordentlichen Morgen, der 120 Ruthen enthält, gehören acht Fuder mit drey Pferden gezogen, oder welches einerley ist, sechs vierspännige Fuder, und dieses ist das geringste Theil von Nahrungssäften, was Sie Ihrem Lande geben können, wenn es im Stande bleiben soll, seine Früchte zu tragen. Haben Sie Gelegenheit, aus einer benachbarten Branteweinbrennerey, wo vieles Rindvieh gemästet worden, oder von einem Gastwirthe, bey welchem viele reisende Fuhrleute ausspannen, noch etwas zuzukaufen, so ist das Geld

Ff dafür

*) Man sehe das 5te Stück von diesem Jahre.

dafür gut angewendet; absonderlich, wenn Sie jedes Fuder mit drey Pferden gezogen, für 9 Mgr. erhalten könnten. Dem Gastwirthe an unserm Orte sind seine Ställe, in denen er die fremden Pferde herberget, eine vortreffliche und ergiebige Grube, aus der er seinem Lande eine so gute Pflege giebt, daß dasselbe vor andern Ländereyen sich besonders ausnimmt: denn er fährt aus derselben zehn, oder auch wohl zwölf Fuder auf einen Morgen.

Außer diesem aufgefahrenen Dünger, kann auch dem Lande durch die Schaafhürden die Düngung gegeben werden. Im Sommer und Herbste werden nemlich am Abend die Schaafe in die Hürden eingelassen, welche auf einem Theile des Ackers aufgeschlagen sind, und hernach weiter fortgerückt werden, bis das ganze Stück Landes mit denselben überzogen gewesen ist. Dasjenige, was diese Thiere des Nachts, indem sie sich ausleeren, dahin fallen lassen, ist der schöne Dünger, und für jede Nacht, in welcher die Schaafe auf dem Acker herbergen, bezahlt man gewöhnlich 30 Mgr. Jedoch ist der Preis an etlichen Orten höher, an andern etwas geringer. Dieser Schaafdünger wirkt wegen seiner Fettigkeit geschwind, und man sieht schon in dem ersten Jahre diese Wirkung, da der aufgefahrene Dünger dagegen, außer der Wärme, die er dem Lande mittheilt, seine Kraft nicht eher zu äußern pflegt, bis er mit dem Erdreich vermischt und meist verweset ist. Allein dagegen ist dieser letztere auch dauerhafter als der Schaafdünger, der in dem ersten Jahre schon ganz erschöpft ist. Jedoch davon können Sie jetzo noch keinen Gebrauch machen, und ich wollte Ihnen doch nur sagen, was jetzt und in den nächsten Wochen vorgenommen werden muß. Ihre Mistgrube wird also ausgeleert werden, und Sie werden doch nicht mit dem Dünger das ganze Brachfeld hinlänglich befahren lassen können. Allein das schadet nicht; denn um Johannis und künftigen Herbst können Sie noch einmal den Dünger abfahren, und vor der Winterbestellung auf die Aecker bringen lassen, welche jetzt mit demselben nicht versorgt werden können. Das wird nun freylich so viel nicht bringen, als der Vorrath, der gegenwärtig auf Ihrem Hofe liegt. Denn so lange die Futterung im Stalle bey uns nicht allgemein eingeführt ist, so lange wird der beste Dünger auch von dem Viehe im Sommer verschleppt werden, und zu dem erstern ist wenig Hoffnung vorhanden. Denn wider seinen Willen wird der Landmann zu dieser Stallfutterung und zu der Theilung der gemeinschaftlichen Weideplätze nicht füglich gezwungen werden können. Ihn aber durch Ueberzeugung zur Einwilligung zu bewegen, das würde ungemein schwer halten, weil er vor allen Neuerungen eine Furcht hat, und an manchen Orten gewisser Umstände wegen sehr mistrauisch ist. Und daher müssen wir in der Hoffnung besserer Zeiten einen günstigen Vorfall erwarten, da der Nutzen von dieser Sache allgemein einleuchtend

wer-

werden wird. Daß Sie aber, mein Werthester, indeß ihr gesammtes Vieh allein den ganzen Sommer im Stalle futtern sollten, dazu kann ich nicht rathen, weil sie in dem Falle zu vieles Land, welches Ihnen Korn tragen kann, mit Futterkräutern bestellen lassen müßten, und von der gemeinschaftlichen Weide keinen Nutzen haben könnten.

Damit nun Ihr Vorrath von Dünger so groß werden möge, als möglich ist; so wird es gut seyn, wenn sie von Ihrem Strohvorrathe dem Viehe so viel unterstreuen lassen, als Sie an der Futterung wahrscheinlicher Weise entbehren können. Es wird Ihnen nemlich bekannt seyn, wie viel in den verflossenen Wintermonaten jede Woche zu dem Schneiden des Heckerlings, und wie viel zum Unterstreuen verbraucht worden ist. Wenn Sie dieses zusammen gerechnet, von der Schockzahl des Vorraths an Stroh abziehen; so wird sich ergeben, wie viel dessen noch vorräthig sey, ohne daß Sie die Mühe und Zeit daran wenden, den ganzen Vorrath aus den Fächern heraus werfen und nachzählen zu lassen. Nun werden Sie Ueberschlag machen können, wie viel Stroh in den folgenden drey Wintermonaten angewendet werden könne, jedoch so, daß noch etwas Stroh zu Seilen auf die Erute, und das nöthige zum Einstreuen in den Kuhstall übrig bleibe. Nun werden Sie im Stande seyn, den Mädchen die Zahl der Bunde zu bestimmen, welche sie Morgens und Abends dem Viehe einstreuen sollen. Weil aber die Länge des Strohes in dem Dünger manche Unbequemlichkeit verursachen würde; so muß jedes Bund vorher durchschnitten werden. Manche legen deswegen ein solches Bund über ein grobes Stück Holz, und zerhacken es mit einer Handbarte. Kürzer und leichter kann dies aber geschehen, wenn der Knecht oder ein Taglöhner das Bund vor sich hinstellt, und eine Sense, die vom Gestell los gemacht ist, an beyden Enden mit den Händen faßt, und mit derselben da, wo das Stroh gebunden ist, an sich drückt, und mit Hin- und Herziehen der Sense dasselbe durchschneidet. Mit diesem durchschnittenen Stroh von einem oder mehr Schocken, nachdem Ihr Vorrath es leidet, wird nicht allein die Mistgrube bestreuet, über welches hernach der Dünger hergezogen wird, sondern alle Morgen und Abende auch den Kühen untergeworfen. Die Thiere stehen sodann reinlich, und bey hartem Froste in demselben warm. Vier Tage kann das Eingestreuete liegen bleiben, damit das Stroh vermittelst der Füße der Thiere mit dem Abgange derselben recht vermischt werde. Alsdenn aber muß er heraus geworfen und in die Mistgrube gebracht werden, weil sonsten das Vieh mit den hintern Füßen höher als mit den vordern stehen würde, welches ihnen und vornemlich den trächtigen Kühen sehr schädlich seyn kann.

Damit Sie nun aber, mein Theurester, diese Befahrung ihres Ackers

 recht

recht mit Nutzen anstellen, und ich endlich eine Materie endige, die zwar allerdings von Erheblichkeit ist, die aber ein Criticus von sehr verfeinertem Gefühl für meine Lieblingsmaterie ausgeben möchte, wenn ich mich länger dabey verweilte; so lassen Sie uns nun einmal auf Ihre Stube gehen, und das Buch in Folio mit weißem Papiere aufschlagen, in welches ich Ihnen ein Verzeichniß Ihrer bestellten Felder zu machen empfohlen hatte. Denn voraus gesetzt, daß dieses Brachfeld, wovon wir reden, mit acht Sorten von Früchten bestellt werden kann; so wird auch in Absicht des Düngers auf diese Früchte, womit jeder Morgen bestellt werden soll, einiger Betracht zu nehmen seyn. Um aber dieses alles deutlich zu machen; so will ich erst das Schema hersetzen, welches ich Ihnen in meinem vorigen Briefe versprochen hatte, und alsdenn von jeder Art der Früchte das Nöthige beyfügen.

Brachfeld im Jahre 1778. 17 Morgen.

Getreide.	Lage der Morgen.	Pflugmann.	Düngen kostet:		Pfluglohn.		Einsaat kostet:			Abbringen.	Frucht im Felde.
Morgen.			Rthl.	gr.	Rthl.	gr.	Ht.	Rthl.	gr.		St. G.
Erbsen 2	zwischen Con. Lampe u. Fr.	D. Helms	4	—	—	24	4	3	4		
— 1	zw. Dörrien und Funken,	H. Arens,	2	12	—	12	2	1	20		
— 3½	Im Winkel,	C. Lips,	7	—	1	6	7	5	16		
Wicke 2½	Am tiefen Wege,	J. Nagel,	5	18	—	30	5	1	34		
Bohnē 1½	Am Busche,	D. Helms	3	—	—	18	3	2	18		
— 1	Daselbst,	Derselbe,	2	—	—	12	2	1	20		
Brach 2½	Am Kehle,	A. Bernd,	4	18	—	30	—	—	—		
Kohl und Rüben 1	Im Winkel,	H. Arens,	4	—	1	{	—	—	18		
							—	—	27		
Somersaat 1	zw. Noland und Wenzel,	Derselbe,	2	—	1	—	—	—	6		
Lein 1	In der Aue,	A. Bernd,	4	—	1	24	2½	6	9		
Dieses zu gäten 3 Leuten à 6 gr. 3 Tage					—			1	18	Grüne Bunde 180,	
Aufziehen 4 Leuten				—		—		—	24		
Nesseln		—			—			—	24	Trockene:	

Sie werden diese Tabelle in etwas geändert finden, als ich sie in meinem vorigen Briefe angegeben hatte. Weil diese kleine Abänderung aber zu ihrer größern Vollständigkeit gereicht; so darf ich mich dieserhalb bey Ihnen nicht entschuldigen.

Allein das belieben Sie noch zu merken, daß die Erbsen, Bohnen und Flachs auf demselbigen Stücke Landes,

des, wo sie vor drey Jahren gewachsen sind, nicht gerathen, und daß man diese Arten von Früchten niemals an dieselbe Stelle bringt, wo sie vor drey Jahren gestanden. Ohne mich auf eine physikalische Untersuchung einzulassen, warum die Salze, welche zum Wachsthum dieser Getreidearten erfordert werden, in drey Jahren nicht wieder in den Acker gebracht werden können, aus welchem sie einmal herausgezogen worden sind, berufe ich mich hierbey lediglich auf die Erfahrung, welche dieses zur Gnüge bestätigt, und ein jeder Ackermann, wenn er sonst nicht Ihren Schaden sucht, wird Ihnen dieses als eine allgemein bekannte Regel sagen.

Sie werden sich also, mein Werthester, gefallen lassen, die Leute Ihres Orts zu fragen, welche von Ihren Aeckern im Jahr 1775 mit Hülsenfrüchten bestellt gewesen sind, und auf welchen Flachs gewachsen war, damit nicht eben dieselbe Saamenart dies Jahr wieder dahin gebracht werde. Zum Glück können Sie in diesem Felde mit den Früchten abwechseln. Denn auf die vorigen Erbsen- und Bohnenfelder kann nun Lein, Sommersaat, Kohl und Rüben gebracht werden, und da Sie dieser letztern Feldprodukte nicht so viel nöthig haben werden, als jener Hülsenfrüchte; so bleiben diejenigen Morgen, welche übrig sind, diesen Sommer unbestellt, das heißt bey uns: sie liegen brach. Von diesen letztern werde ich Ihnen hernach mehr sagen. Vorjetzo wollte ich nur noch erwähnen, daß die zu Erbsen, Bohnen, Wicken und Linsen bestimmten Felder, ingleichen das, was brach liegt, mit dem Dünger befahren werden könne, so wie er den Fuhrleuten vor die Gabel kommt. Der nemlich zu oberst liegt, wird freylich wenig gerottet, und das Stroh in demselben noch lang seyn; der untere aber ist kurz, das Stroh ganz mürbe und mit dem Dung fast zu Einer Masse geworden. Von diesem letztern wollen Sie so viel als etwa 16 Fuder beträgt, diesmal in der Mißgrube in einen Haufen zusammen schlagen lassen, damit er hernach auf den Kohl- und Rübenacker, ingleichen auf das Leinland gefahren werden könne. Denn da ist eine Düngung nöthig, die geschwinde wirkt und den Früchten, welche bis zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, etwa siebenzehn bis neunzehn Wochen Zeit zum Wachsen haben, noch diesen Sommer fort hilft, welches von dem rohen frischen Dünger nicht zu erwarten steht. Dagegen ist dieses letztere doch auch nicht zu verachten. Denn im Winter steht der Rocken und Weizen in demselben warm, und indem er im Felde rottet; so theilt er den zarten Wurzeln des Getreides auch die erforderlichen Säfte zum Wachsen mit, und die Gerste in dem darauf folgenden Sommer zieht auch daraus ihre völlige Nahrung. Um deswillen wird auch eigentlich in diesem Felde allein gedünget; denn die Hülsenfrüchte wachsen allenfalls ohne diese Nahrung; und darum können Sie auch im künftigen

Herbste noch einige Aecker dieses Feldes mit derselben versorgen, wenn im Frühlinge Ihr Düngervorrath nicht zureicht.

Nun lassen Sie uns einmal die obige Tabelle etwas ansehen. Ich stelle mir vor, Sie haben Ihre 54 Morgen Landes unter sechs Leute ausgethan, welche dieselben pflügen, mit Dünger befahren, und die Früchte davon in Ihre Scheure einfahren sollen. Vielleicht haben Sie mehr Pflugleute. Denn wenn Sie ihrer weniger hätten; so würde ein jeder derselben mehr Arbeit übernehmen, als er bey Besorgung seines eigenen Haushalts füglich bestreiten könnte. Diese Leute hätten sich nun in Ihrer Gegenwart darüber einverstanden, wie viel und welche Morgen ein jeder zu besorgen übernehmen wollte, so würde es nöthig seyn, daß Sie solches anschrieben. Nun würden Sie auf der einen Seite in ihrem Buche die Tabelle verfertigen, so daß die gegen über liegende Seite leer bleibt; denn auf der kann hernach die Consumtion des Korns, wie viel nemlich davon verkauft, zu Saatkorn, Futterkorn, Brodtkorn verwendet, und wie viel jedesmal an Vorrathe vorhanden ist, verzeichnet werden. Weil Ihr Buch in Folio ist, so nimmt diese Tabelle kaum die erste halbe Seite ein. Der Raum darunter wird sehr nützlich angewendet werden, wenn Sie auf demselben demnächst ein Verzeichniß machen, wie viele Stiege von jeder Art der Feldfrüchte gedroschen sind, wie viele Himten Korn sie gegeben, wie viele Bund Stroh daraus geworden, wie viel dieses an Drescherlohn gekostet, und wie viel Vorrath an Garben in den Fächern Ihrer Scheure nun noch vorhanden ist. Eine gute Ordnung ist die Seele eines Haushaltes. Diese werden Sie nicht allein durch die Befolgung meiner wenigen Anweisung befördern; sondern auch überdem noch das Vergnügen haben, so bald Sie Ihr Hausbuch aufschlagen, die gesammten an ihren Acker verwendeten Unkosten sowohl, als auch das, was Sie durch den Segen des Himmels daraus gewonnen haben, wie dieses vortheilhaft angewendet, und was davon noch vorhanden ist, mit einemmale übersehen zu können.

Die Eintheilung der Morgen in Ihrem Brachfelde habe ich so gemacht, wie es sich etwa für Ihre gegenwärtige häusliche Umstände schickt, und Sie können selbige nach Ihrer Gelegenheit allemal verändern. Die weißen Erbsen sind von sehr ausgebreitetem bekannten Nutzen für Menschen und Thiere, und darum habe ich zu denen das mehrste Theil des Brachfeldes bestimmt. Die Wicken, graue oder schwarze Erbsen, geben ein vortrefflich Futter für Ackerpferde und Schaafe, auch geschroten für Kühe, und vornemlich Schweine. Sie pflegen auch gemeiniglich mehr Schoten zu tragen, als die weißen, und ihr vielblättriges Kraut ist, so wie das von den weißen Erbsen, nächst dem Heu die beste Winterspeise der Kühe. Auch die Feldbohnen, wenn sie gerathen, ersetzen die

daran gewendeten Kosten sehr gut und geben die Aussaat acht oder neunfach wieder. Ihr Stroh kann zwar wegen der holzartigen Stengel für die Kühe nicht gebraucht werden, allein die Schäfer kaufen es gern, weil die Schaafe mit vielem Appetit die schwarze Schale abnagen. Die Linsen sind so ergiebig nicht; sie wachsen aber dagegen auch auf schlechtem steinigten Lande. Sind Sie ein Liebhaber von diesem Gemüse, und wollen einen halben oder Viertelmorgen dazu anwenden; so kann das schlechteste Erdreich dazu genommen werden. Mit Kohl und Rüben aber einen Morgen zu bestellen, das wollte ich wohl sehr anrathen, weil beyde Gewächse nicht nur für Menschen eine angenehme Speise im Winter abgeben; sondern auch den Kühen ungemein nahrhaft sind, so daß bey dieser Futterung viel Schroot und Oelkuchen erspart werden können. Zu Sommersaat habe ich Ihnen nur Einen Morgen bestimmt. Finden Sie es aber gut; so nehmen Sie noch Einen oder einen halben Morgen von denen dazu, auf welche die Hülsenfrüchte kommen sollten. Ein Landwirth muß vor allen Dingen frugal seyn, und anstatt sein Geld nach der Stadt zu schicken, das was er nöthig hat, aus eigenen Produkten zu nehmen suchen. Diese Saat giebt den sogenannten Rübeöl, und dessen wird in den Landhaushaltungen gar viel verbraucht. In der Gesindestube, auf der Scheure, im Stalle und in der Küche muß frühe Morgens und des Abends späte Licht seyn. Ja die Landleute sind in diesen Gegenden an die Speisen, welche mit geglühetem Oele gefettet sind, so sehr gewöhnt, daß manches Gesinde den Salat verschmähet, welcher mit Baumöl gemacht ist, wenn er auch unmittelbar aus Provence käme. Wir beyde wollen sie wegen ihres Geschmackes nicht beneiden, und ihnen jährlich einen Vorrath davon zu verschaffen suchen. Um nun aber die Ihnen mitgetheilte Tabelle zu endigen, wo noch der letzte Artikel nemlich vom Leine und dem daraus wachsenden Flachse übrig ist; so will ich Ihnen diesmal nur einen Morgen dazu vorschlagen, welcher vor drey Jahren dergleichen nicht getragen hat. Leinengeräthe ist uns unentbehrlich, und besonders in einer Landwirthschaft, wo das Gesinde einen großen Theil seines Lohns davon empfängt, und die Frugalität bringt es mit sich, daß wir dasselbe nicht von der Elle kaufen, sondern selbst ziehen, spinnen und wirken lassen. Zudem haben die Mägde, die zur Wartung der Kühe und der Feldarbeit nöthig sind, nicht durchs ganze Jahr und alle Stunden des Tages zu thun. Womit wollten wir die also beschäfftigen, wenn wir ihnen nicht den Flachs zu bearbeiten und zu spinnen geben könnten? Jetzo aber ist Ihr Haushalt noch nicht weitläuftig, die Anlage aber zum Flachsbau etwas kostbar und erfodert viele Mühe: deswegen habe ich nur einen Morgen in der Tabelle dazu angesetzt, welchen Sie jedoch in der Folge, nach Beschaffenheit Ihrer häuslichen Umstände und nachdem Sie Gefallen

fallen daran finden, allemal noch verdoppeln können. Da indeß die Zeit der Leinsaat noch weit hinaus ist, die erst in die Mitte des Junius fällt; so habe ich noch das Vergnügen, in der Folge und früh genug mit Ihnen umständlich davon zu reden. Jetzo wollen Sie nur, so bald es geschehen kann, das dazu ausgesuchte Stück Landes pflügen lassen; denn das Leinland muß vier bis fünf mal gepflügt werden, ehe selbiges besäet wird.

Und nun noch etwas vom Pflügen. Denn davon hängt ein großes Theil der Fruchtbarkeit des Landes ab, zu welcher Zeit und auf was für Art dieses Geschäfft vorgenommen wird. Das Pflügen im Frühjahre muß vor die Hand genommen werden, so bald der Frost gänzlich aus der Erde und das Land vom Schnee- oder Regenwasser nicht mehr naß ist. Die Aecker, welche auf einer Anhöhe belegen sind, trocknen leichter aus, als die, welche niedrig liegen, oder an einen Wald grenzen, und können daher zuerst unter den Pflug genommen werden. Findet sich aber auf einem Acker in kleinen Gründen noch ein wenig stehendes Wasser; so ist er noch nicht zum Umpflügen tüchtig. Denn wenn die Pflugschaar in den Acker hineinschneidet; so muß das Erdreich, welches sie abtheilt und umkehrt, nicht in Einem Stücke liegen bleiben, so wie ein Stück Butter das mit dem Messer abgeschnitten wird; sondern es muß aus einander fallen, als wenn man eine kleine Erdscholle zwischen den Händen zerkrümelt. Treulose Arbeiter nehmen manchmal das Land, welches sie um Lohn pflügen, zu früh unter den Pflug; damit sie ihr eigenes zu desto bequemerer Zeit bearbeiten können, darum wollen Sie, werthester Freund, deshalb auf Ihrer Hut seyn. Denn wenn die Furchen naß an einander gepackt liegen; so werden sie durch die Luft so hart wie ein Stein, die Egge kann Sie nicht zerreißen, es bleiben Erdschollen in der Länge eines Fußes auf dem Acker, und manches Unkraut, welches im vorigen Herbste darauf gewachsen war, grünet unter demselben hervor und wächst fort. Wie verderblich dieses dem Lande sey, werden Sie von selbst leicht ermessen.

Die gegenwärtige Kälte und der Schnee werden so bald wohl keine Arbeit im Felde erlauben, und gegen die rechte Zeit hoffe ich mit meiner wenigen Anweisung Ihnen weiter zu dienen. Ich schließe also mein langes Schreiben mit der Versicherung, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Liebe bin

G.

den 20ten Febr. 1778.

Der Ihrige

F.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Montag, den 13ten April 1778.

Etwas Physiognomisches über Ausdünstungen.

„Ich kaufte einst in London, sagt „Vigneul de Marville *), „ein Mikroskop, dessen Wir„kung bewundernswürdig war.„

„In einem Ballhause, wo ich mich „befand, traf ich vier Leute beym Ball„spiel an. Einer von ihnen interes„sirte mich beym ersten Anblick unge„mein, und ein andrer misfiel mir eben „so bald, und in eben dem Grade; so „sehr, daß ich meinem Liebling den „Gewinnst, und dem andern den Ver„lust des Spiels lebhaft wünschte.„

„Ich konnte mir diese unwillkühr„lichen Gefühle nicht erklären, aber „wie bald ward mir alles deutlich, als „ich sie mit meinem Vergrößerungs„glase anblickte!„

„Sie bewegten sich beyde sehr stark, „und als ich ihre Ausdünstungen „mit meinem Glase genau untersuch„te, so fand ich, daß die ausgedünste„ten Theile desjenigen, mit dem ich „sympathisirte, sich leicht und schnell „in diejenigen Theile einhakten, wel„che ich selbst ausdünstete; und daß „hingegen die Ausdünstungen desje„nigen, gegen den ich Antipathie em„pfand, lauter kleine Spieße bilde„ten, die sich an meine Ausdünstun„gen nicht anschmiegen konnten, und „mich noch dazu empfindlich verwun„deten.„

„Daher erkannte ich, daß die wahre „Ursach der Sympathie und Anti„pathie in der Form der Theile be„stehe, die man ausdünstet, und daß „erstere nichts anders, als Homoge„neität, und Einigung mit diesen aus„gedünsteten Theilen anderer Men„schen sey.„

Diese herrliche Erfindung scheint, leider! verloren gegangen zu seyn, und mit ihr eine der reichhaltigsten Quellen für Moral und Naturkunde. Eine Erfindung, die jetzo gewiß ein ganzes Capitel aus diesen zwo Wissenschaften wegschwemmen, und neues Land anflößen würde. Nur aus Einem Gesichtspunkte betrachtet; wer könnt es denn nun wohl dem Manne der großen und kleinen Welt verargen, wenn er den Spießen seiner Ehefrau, so oft wie möglich, entschlüpft, und sich,

*) In seinen Melanges de littérature & d'histoire.

vielleicht ganz unwillkührlich, an die hakenförmigen Ausdünstungen einer andern Schönen anklammert? Wer könnte Feindschaft tadeln, wenn eine Heeresrüstung ausgedünsteter Spieße gegenseitig in einander dringt? – und wer dürfte ein verliebtes Paar einer Schwachheit beschuldigen, wenn zwo Seelen sich, wie die beyden Zipfel eines Reuterrockschooßes, in einander haken?

Wer weiß, ob sich nicht eine eben so sinnreiche Theorie, als die des Descartes, ins Reine bringen ließe, um die Variationen dieser moralischen Magnetnadel zu bestimmen, und das dadurch ganz natürlich zu erklären, wie es, zum Beyspiel, komme, daß jemand, seitdem er seinem bisherigen Freunde ein Amt, oder eine reiche Frau wegschnappte, nun auf einmal, nach der Angabe des letzten, Spieße, statt Haken ausdünste?

Gewiß verdiente die Wiederauffindung dieses herrlichen Vergrößerungsglases eine Preisaufgabe mancher hochberühmten Societät der Wissenschaften zu seyn; und sie wäre, in der That, eine Trophee auf das Grab des großen Maupertuis, der, bey diesem Mikroskop, nicht die Gehirne der Patagonen nöthig gehabt haben würde, um den Sitz der Seele zu finden.

Einige bey den Pocken zu beobachtende Vorschriften. *)

In hiesiger Stadt und Gegend herrschen die Pocken seit einiger Zeit fast allgemein, und entziehen uns manchen Menschen, der bey besserer Wartung und Aufsicht erhalten, und ein nützliches Mitglied unsers Vaterlandes werden könnte. Dieses hat mich hauptsächlich bewogen, folgende Vorschriften zu entwerfen, und, um sie dem Publico desto bekannter zu machen, in dieses Magazin einrücken zu lassen.

1) Die mehrsten Pockenepidemien pflegen in den Wintermonaten ihren Ursprung zu nehmen. – Und da versehen es denn, aus wohl meynender Absicht, viele Aeltern bey ihren Kindern darin: daß sie ihre Stuben zu heiß halten, und um den Ausbruch der Pocken desto kräftiger zu befördern, den Kindern rothen Wein, Linsenbrühe, Bezoarpulver, Erdrautenwasser, Theriak, Cordebenedictenwasser, Hollunder-

*) Diese Vorschriften sind lediglich für den gemeinen Mann bestimmt, der, weil er mit den medicinischen Schriften, woraus er sich in manchen Vorfällen Raths erholen könnte, gar nicht bekannt ist, tagtäglich bey der Behandlung und Wartung seiner Pockenkinder, immer in der Meynung bestehen bleibt, die ihm gleichsam mit der Muttermilch eingeflößt ist, und wobey er die Seinigen ganz ruhig sterben sieht, ohne daß ihm einmal ein Gedanke aufsteigt, daß er hin und wieder auf dem Irrwege sey, und daß zu der Erhaltung des Lebens seiner Kinder, noch manches hätte geschehen sollen, das unterlassen ist, und dagegen manches unterlassen werden sollen, das den Kranken höchst nachtheilig ist.

lundermuß, Schaafdrecksgrause, und dergleichen nachtheilige Sachen mehr geben, und damit ja der Pockengift rein aus dem Blute getrieben werde, selbige noch außerdem über und über im Bette einhüllen. Durch diese so verkehrten Anstalten und Behandlungen, werden aber die armen Kinder der augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt, und hierdurch bey vielen gleich der Grund zu ihrem Tode gelegt.

Ehe die Pocken wirklich ausbrechen, findet sich drey bis vier Tage vorher ein starkes Fieber ein, das durch Frost, Hitze, Uebelkeit, Kopfweh, verlornen Appetit, und andere Zufälle mehr, gleich kenntlich wird. Dieses Fieber verursacht an und für sich schon eine ungemein starke Wallung im Blute. Hält man nun die Kranken in dieser Periode sehr heiß, packt sie in Betten ein, und giebt ihnen dabey noch außerdem hitzige Arzeneyen, oder andere schweißtreibende Schmieralien ein, so erhöhet und verstärkt man dadurch nicht allein das Fieber, sondern treibt auch die subtilsten Säfte, die im Verfolge der Krankheit zu Hebung der Pocken unentbehrlich sind, ohne Noth durch den Schweiß aus, und dagegen viele grobe Materie aus den ersten Wegen wieder in das Blut, und nach der Oberfläche des Körpers zu. Dadurch werden denn, wo nicht oft bösartige, doch gemeiniglich viele zusammenfließende Pocken, welche beym Abtrocknen oft überaus gefährlich sind, und den Tod eben so gut, als die bösartigen Pocken, verursachen können, veranlaßt. Würde man die Stubenwärme mäßigen, und sie ohngefähr auf den Grad herabsetzen, als die Wärme an einem heitern Frühlingstage zu seyn pflegt, und statt der erhitzenden Mittel, nur kühlende Arzeneyen, und dabey ein dünnes, wässerigtes Getränk den Kranken recht fleißig reichen, so würden oft bey weitem nicht so viel Pocken zum Vorschein kommen, und der Ausbruch dieser wenigen, ungleich leichter von der Natur bewirkt werden können. Dabey wäre auch für die krankwerdenden Kinder, von denen man vermuthen muß, daß sie die Pokken bekommen, überaus rathsam, daß man selbigen vor dem Ausbruche der Pocken, täglich ein Paar mal lauwarme, erweichende Fußbäder gebrauchte. Dieses kühlende, Blut verdünnende Mittel, erweitert die Gefäße der untern Gliedmaßen, zieht die Pockenmaterie von den edlern Theilen des Körpers oft merklich ab, und schadet auch alsdenn ganz und gar nicht, wenn gleich statt der Pocken, bisweilen eine andere Krankheit zum Vorschein komen sollte.

2) Ist es eine sehr üble Gewohnheit, daß sich in den oft schon zu heißen Krankenzimmern, noch alle Freunde, Bekannte und Nachbaren versammeln, und durch ihre vermehrte Ausdünstung, die Luft um so mehr erhitzen und verderben; auch oft, um sich vor dem üblen Pockengeruche zu schützen, häufig Taback darin rauchen. Dieser Rauch fällt den mit Husten und andern Halsbeschwerden befallenen Kindern, höchst beschwerlich, und trägt vieles zu ihrer Verschlimmerung bey.

 3) Ist

3) Ist es für die Kranken höchst nachtheilig, wenn die Krankenzimmer nicht reinlich genug gehalten, fleißig darin mit Essig geräuchert, und die Kranken so gelegt werden, daß man ohne ihren Nachtheil, bey heiterer Witterung, bisweilen eine Viertelstunde lang ein Fenster öffnen kann.

4) Habe ich oft zum größten Nachtheile der Kranken wahrgenommen, daß man, um die Eiterung der Pocken recht gut zu befördern, wiederum zum Weine und andern hitzigen Getränken und Arzeneyen, seine Zuflucht nimmt, und den Kranken Bier, Fleichsuppen, und andere stark nährende Speisen, ohne Unterscheid giebt, womit man denn bekanntermaßen bloß das zweyte Fieber, welches das **Eiterungsfieber** genannt wird, heftiger macht, aber keinesweges die Kräfte des Körpers dadurch vermehrt. Dagegen sollte man, um dieses Fieber nicht zu sehr zu erhöhen, den Pockenkindern bloß Wassersuppen, saure Kirschen- Prunellen- Zwetschensuppen und dergleichen geben, und statt der erhitzenden Getränke, beständig dünne Gerstenptisane mit zerschnittenen großen Rosinen abgekocht a), oder statt der Rosinen mit Citronen- Berberis- Maulbeersyrup oder dergleichen, säuerlich gemacht, oder gut ausgegornen Covent, oder zwey Drittheile gekochtes Wasser, und ein Drittheil frische, ungekochte Milch, fleißig geben b).

5) Den mit Pocken befallenen Säuglingen, ist nichts nachtheiliger, als wenn sich ihre Mütter stark nährender Speisen bedienen. Letztere müssen, so bald sie die ersten Spuren von den Pocken bey ihren Kindern bemerken, eine magere Diät halten, und am wenigsten Fleisch oder hitzige Getränke genießen.

6) Bey vielen Pocken, zumal wenn sie von zusammenfließender Art sind, ist nichts gewöhnlicher, als daß sich am Ende der Krankheit, beym Abtrocknen, ein Durchfall, und bey etwas erwachsenen Kindern, ein Speichelfluß einstellt. So bald man diese von der Natur veranstaltete Ausleerungen, auf irgend eine Art unterbricht, oder wohl gar stopft, so verursacht diese zurückgehaltene schädliche Materie, bald in diesem, bald in jenem Theile des Körpers, besonders in der Lunge, dem Halse und dessen Drüsen, den Därmen u. s. w. die heftigsten Entzündungen und den Brand, oder es geht ein Theil davon in das Blut über, und bringt das Fieber

a) Auf eine Kanne Wasser nimmt man einen guten Eßlöffel voll Gerstengraupen, und fast eben so viel Rosinen, läßt dieses bis zum Zerplatzen der Graupen mit einander kochen, siedet es durch, und giebt es, wenn es erkaltet, den Kranken zu trinken.

b) Mit gutem Vorbedacht erwähne ich hier der Haberwelge nicht. Selbige löscht gar keinen Durst, wenn sie auch gleich noch so dünne ist. Sie bleibt klebrigt, und vermehrt den Kleber oder Schleim auf der Zunge. Sie erfordert einen guten Magen, macht Aengstlichkeit, Blähungen, und verdünnet keinesweges die Säfte, sondern verdickt selbige vielmehr, und macht sie zum Umlaufe unfähiger. Hierzu kömmt noch, daß die wenigsten Kranken sie gerne trinken.

Fieber auf das Höchste, oder sie fällt auf das Gehirn und die Nerven, und verursacht, wo nicht sogleich einen plötzlichen Tod, doch gewiß eine den Tod endlich nach sich ziehende Krankheit. Bisweilen gelingt es noch der Natur, diesen schädlichen Stoff auf die äußern Theile zurückzuwerfen. – Und dann entstehen hin und wieder am Körper, die oft nicht minder gefährlichen Metastasen oder Pockengeschwüre.

7) Ist es ein sonderbares Vorurtheil, daß sich Aeltern freuen, wenn ihre Pockenkinder sechs, sieben Tage, ja, wie mir Beyspiele vorgekommen sind, bis in den neunten Tag, keine Leibesöffnungen haben, und doch ja keine Anstalten zur Ausleerung der durch den langen Aufenthalt in dem Darmcanale fast pestilenzialisch gewordenen Excremente, machen. Während des Ausbruchs, und der Eiterung der Pocken, ist es freylich nicht rathsam, ohne besondere Verordnung des Arztes, Laxirmittel anzuwenden, weil man dadurch die Natur in ihren Wirkungen und Beschäfftigungen merklich verhindern würde, und befürchten müßte, einen Theil der Pockenmaterie von der Oberfläche des Körpers nach den innern Theilen zurückzuziehen. Aber während der Eiterung und Reifung der Pocken, ist es denn doch nöthig, in dem Falle, wenn auf das Höchste in zwey bis drey Tagen kein natürlicher Stuhlgang erfolgt, daß man den Leib durch ein bloß erweichendes Clystier, wozu man auch die Milch recht gut anwenden kann, öffne; auch wohl dabey einen Thee von Hollunderblumen mit Senesblättern vermischt, trinken lasse. Verabsäumt man dieses, so kann man versichert seyn, daß das Eiterungsfieber und die ganze Krankheit dadurch vermehrt werden würde. Sind aber die Pocken völlig reif, und fangen an abzutrocknen, so pflegt sich, zumal bey vielen zusammenfließenden Pocken, bey jungen Kindern ein Durchfall von selbst einzustellen, und dann ist es Zeit, diesem von der Natur angewiesenen Wege zu folgen, und den Kindern gelinde Abführungen zu geben. Manna, Rhabarbertinctur und Tamarinden, sind hier die schicklichsten Mittel. Beyläufig erinnere ich nur, daß wenn sich während des Ausbruchs der Pocken, oder auch während der Eiterung derselben, ein Durchfall einfindet, selbiger allemal ein übles Symptom ist, das die schleunige Hülfe des Arztes erfordert.

8) Sehr oft bemerke ich auch, daß man die Kinder, wenn sie kaum erst die Pocken überstanden haben, und so gar an einigen Stellen noch schorfigt sind, gleich, wenn es auch schon mitten im Winter ist, der freyen Luft wieder aussetzt und sie allenthalben mit herum trägt. Viele, sehr viele traurige Beyspiele, könnte ich aber hier anführen, die mir größtentheils in meiner Praxis selbst vorgekommen, und noch in gutem Andenken sind, daß solche Kinder kurz darauf vom Stickflusse befallen wurden, und in wenigen Stunden umkamen; andere wurden von hitzigen Brustfiebern angegriffen, und da ihre durch die Pockenkrankheit erschöpften

 Kräfte,

Kräfte noch nicht so weit wieder hergestellt waren, diese neue Krankheit zu überwinden, ein gewisses Opfer des Todes; andere verfielen in einen wassersüchtigen Geschwulst des ganzen Körpers; andere bekamen schleichende Fieber, und starben nach einigen Wochen an der Auszehrung ꝛc. Mehr habe ich wohl nicht nöthig hinzuzufügen, um einen Jeden zu warnen, daß er seine Kinder ja nicht zu zeitig, zumal wenn die Witterung windigt, kalt und regnigt ist, in die freye Luft gehen lasse. Die Ursache, warum diese Luft, so nachtheilige Folgen dem Körper zuzieht, ist hauptsächlich diese: daß die nach den Pocken sich erst gebildete neue Haut, noch viel zu zart ist, als daß sie die Eindrücke, welche die Kälte auf sie macht, füglich ertragen könnte, und folglich die freye Ausdünstung gleich unterbrochen wird, welche denn durch ihr Zurücktreten vorgedachte Uebel, nachdem sie nun bald auf diesen, bald auf jenen am mehrsten geschwächten Theil fällt, veranlaßt.

9) Ist es nicht minder der Gesundheit sehr nachtheilig, wenn Aeltern ihre kaum genesenden Pockenkinder, deren Verdauungskräfte noch sehr geschwächt sind, um ja fein bald die erlittene Abnahme des Körpers wieder unmerklich zu machen, nun gleich mit stark nährenden Speisen und Getränken wieder überhäufen. Hieraus entstehen denn Krankheiten von mancherley Art, wovon sich viele endlich mit der Auszehrung endigen.

10) Pflegt man bey Pockenkindern die schmutzigen und von Pockeneiter oft starrenden Hemder, so lange die Krankheit dauert, und sollten auch hierauf vier, sechs Wochen vergehen, ja nicht mit reiner Wäsche zu verwechseln, um nach einer verkehrten Meynung dadurch das Zurücktreten der Pocken zu verhindern. Man sollte aber wohl bedenken, daß eben durch diese übertriebene Vorsicht, zu Vermehrung und Verlängerung des Eiterungsfiebers, welches bey vielen endlich in ein schleichendes, auszehrendes Fieber übergeht, zu Pockengeschwüren, und andern Uebeln mehr, hauptsächlich Gelegenheit gegeben werde. Es wird dieses Niemanden fernerhin befremden, wenn ich hier nur kürzlich erwähne, daß sich ein Theil von der in diesen Hemdern befindlichen Pockenmaterie, von Zeit zu Zeit durch die Einsaugungsgefäße wieder in das Blut und den Körper zurückzieht, selbiges schärfer macht, und eben durch diese Schärfe die Blutgefäße, und besonders das Herz beständig reizt, daß sich diese Theile öfterer zusammen ziehen, und das Fieber unterhalten. Nach meinem Rathe, sollte man gleich beym Ausbruche der Pocken, zwey bis drey in bloßem Wasser eine Zeitlang vorher gewaschene Hemder, recht wohl getrocknet in Bereitschaft haben, und, wenn es erforderlich wäre, bey abgeschlossener Thür, dem Kranken ein solches wohl durchgewärmtes Hemd, über das schmutzige anziehen, letzteres sodann von einander trennen, und behutsam vom Leibe abziehen. Auf diese Art kann keine Verkältung

kältung Statt finden, und die kleinen Kranken, befinden sich, wenn der alte, stinkende Wust ihnen vom Leibe gebracht ist, dabey gleichsam von neuem belebt.

11) Alte und neue Aerzte haben von jeher angerathen, alsdenn, wenn die Pocken völlig reif sind, das ist, wenn sie eine weißgelbliche Farbe bekommen, und der sie umgebende vorher rosenrothe Hof oder Ring, blaß wird, selbige mit einer feinen Scheere zu eröffnen, damit ein großer Theil der Pockenmaterie dadurch aus dem Körper abgeleitet würde. Aber man fürchtet sich, ich weiß nicht warum? vor diesem wohlmeynenden Rathe; vielmehr rührt man die Pockenkinder sehr behende an, damit ja keine Pocken zerplatzen mögen. Pocken sind ja nichts anders als Geschwüre im Kleinen, die sich von andern alltäglichen Geschwüren, durch ein ihnen beywohnendes ansteckendes Wesen bloß unterscheiden. Wer macht sich aber wohl bey andern Geschwüren das mindeste Bedenken, selbige so bald sie nur zeitig sind, um die dadurch verursachten Schmerzen zu heben, und das Unterfressen des Eiters zu verhindern, sogleich öffnen zu lassen? Warum weicht man denn hier von dem gewöhnlichen Wege ab? Diese zeitige Oeffnung der Pocken, zumal wenn sie von zusammenfließender Art sind, hat nach den zuverläßigsten Erfahrungen der größten Aerzte, den reellesten Nutzen, und trägt zu der Erhaltung des Lebens der Kinder vieles bey. Daß man durch diese zeitige Oeffnung der Pocken, die Pockengruben verhüten könne, (weil der Eiter, wenn er zeitig ausgelassen wird, nicht scharf werden, und durch seine Schärfe die unter den Pocken sich bildende neue Haut, destruiren kann,) will ich, so sehr es auch in Anschlag kommen sollte, hier nicht einmal als einen Hauptgrund berühren; sondern nur bloß anführen, daß durch dieses Eröffnen der Pocken, dem Gifte ein Ausgang verschafft wird, daß er nicht zurücktreten, sich mit dem Blute von neuem vermischen, und eine Hauptursache der Lebensgefahr werden könne; daß ferner, wenn die Pocken von dem Eiter befreyet werden, auch die starken Spannungen der Haut, und der Geschwulst des Kopfs und Halses, merklich nachlassen, wovon denn der freye Rücklauf des Bluts im Kopfe, eine sehr wichtige Folge ist, und daß endlich dadurch aller Pockeneiter, indem er sich aus dem Blute in die geöffneten Pocken zieht, und selbige binnen wenigen Minuten wieder anfüllt, am besten aus dem Körper geschafft werde. Diese Oeffnung muß aber vier, fünfmale wiederholt werden, und man wird finden, daß sich eine und eben dieselben Pocken, sehr bald wieder anfüllen. Am besten ist es aber, wenn man, wie ich oben gesagt habe, diese Pockenöffnung zu der Zeit vornimmt, wenn sie völlig reif sind, und bisweilen alsdenn von selbst zerplatzen. Da aber der ausfließende Eiter bald erstarrt, und auf der Haut eine dicke Rinde bildet, welche die freye Ausdünstung ver-

verhindern würde, so ist es erforderlich, daß man mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwamme, oder einem vierdoppelt zusammengeschlagenen Stücke Leinwand, denselben abwischt und die Haut rein hält. Verschiedene sind zwar der gegenseitigen Meynung, und glauben, daß eben durch diese Oeffnung der Pocken, Gruben erzeugt würden. Aber ich sehe nicht ein, womit sich diese Muthmaßung rechtfertigen ließe. Wenn ich nun aber auch einmal für wahr annehmen wollte, daß diese Meynung wirklich gegründet wäre, da sie es doch nach der Erfahrung nicht ist, so können ja die in diesem Falle Furchtsamen, das Gesicht verschonen, und an solchen Oertern die Oeffnung vornehmen, wo sie für die Erhaltung der guten Bildung ihrer Kinder, minder nachtheilig wäre. Bey wenigen einzelnen Pocken ist diese Oeffnung eben so nothwendig nicht, bey vielen und zusammenfließenden hingegen, gehen denn doch aber die Aeltern immer sicherer, bey Zeiten einen großen Theil des Pockeneiters durch die Oeffnung fortzuschaffen, als wenn sie aus eingebildeter Furcht vor den Pockengruben, ihre Kinder der Gefahr des Todes aussetzen.

12) Sehr viele glauben, daß, sobald die Pocken entweder durch die Natur allein, oder durch ihre stürmische Beyhülfe herausgetrieben sind, nun alle Gefahr vorüber sey, und verwundern sich, wenn ihre Kinder, die sie nun für völlig gesichert hielten, beym Abtrocknen in die Ewigkeit übergehen. Aber während des Ausbruchs der Pocken, sterben überhaupt nur überaus wenige. Gerade hin beym Abtrocknen, alsdenn geht erst die Gefahr an, und die mehrsten gefährlichen Pockenkinder, pflegen daher vom zehnten bis vierzehnten Tage, oder auch später erst, ihr Leben zu verlieren.

13) Zum Beschlusse erinnere ich nur noch, daß die Aeltern bey eintretenden Pockenepidemien, ihre Kinder im Essen und Trinken mäßig halten, auch ihnen keine stark erhitzende Leibesbewegungen verstatten müssen, weil dadurch oft zu häufigen Pocken Gelegenheit gegeben wird, und daß sie, sobald sie etwas kränkliches an selbigen wahrnehmen, gleich einen Arzt zu Rathe ziehen, und nicht alsdenn erst seinen Beystand verlangen sollten, wenn er bey dem besten Willen, gar nichts mehr zur Rettung der Kranken vornehmen kann, und nur ein Zuschauer von dem bald erfolgenden Ende derselben ist.

Northeim. D. J. P. Küling.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Freytag, den 17ten April 1778.

Die Ziegelhütte.

Seitdem die Erfahrung unumstößliche Beweise von der Nutzbarkeit der Kenntnisse der Gewerbe liefert, hat man aufgehört sie gering zu schätzen. Man setzt sie als ein nothwendiges Stück der Cameralwissenschaft voraus, man hat sie selbst zu diesem Ende bereits in eine Art von wissenschaftlicher Form gebracht, und fordert sie von jedem, der auf eine mehr als gewöhnliche Art dem Vaterlande dienen will.

Allein unter der Menge von Handwerken und Künsten, deren Summe die Technologie in sich begreift, zeichnen sich einige vor andern durch eine solche Gemeinnützigkeit aus, welche sie nicht bloß dem Gelehrten, der sie durch seine Kenntnisse zu vervollkommnen sucht, nutzbar, nicht bloß dem Politiker, der sie zum Vortheil des Staats leiten will, wichtig macht, sondern selbst sie einer allgemeinen Aufmerksamkeit jedes Staatsbürgers empfiehlt. Es ist daher nicht hinlänglich, daß die Beschreibung solcher vorzüglichen Gewerbe bloß auf jene kostbaren Sammlungen, die unserm Jahrhunderte Ehre machen, eingeschränkt werden, so wenig als es eines jeden Sache ist, unter weitläuftigen, und oft von der Sache abweichenden Anmerkungen, das Wesentliche irgend einer Kunst heraus zu suchen. – Kurz, ich glaube, es ist keine vergebene Arbeit, die Einsicht in diejenigen Handwerke und Künste, welche eine besondere Beziehung auf das gemeine Leben haben, durch deutliche und unterrichtende Beschreibungen allgemeiner zu machen. Um zu dieser Idee einigen Beytrag zu liefern, unterhalte ich heute den Leser mit einem Gewerbe, welches meines Erachtens, auf einen der größten Grade der bürgerlichen Gemeinnützigkeit Anspruch macht.

Schon die Nutzbarkeit derjenigen Kunst, die einer im Wasser so leicht auflöslichen Erde, die Härte eines Steines, und in dieser alle mögliche Nüancen, von der Zerreiblichkeit bis zum Feuerschlagen, hervorbringt, die zugleich der Masse fast alle nützlichen Gestalten zu ertheilen weiß, verdiente doch wohl, daß man sich näher um sie bekümmerte; aber zu einer Sache von

der

der größten Wichtigkeit wird es, das Entstehen eines Mauerziegels zu wissen. Wenn man bedenkt, wie allgemein brauchbar er überhaupt in der Baukunst, dem interessantesten Zweige der Künste, sey; wie wenig sich aber dessen Güte, ohne eine Kenntniß von seiner Bereitung beurtheilen läßt; – ferner bedenkt, daß von dieser Prüfung die Dauerhaftigkeit unserer Wohnungen, oft ein großer Theil unsers Vermögens, ja nicht selten selbst unsere Gesundheit abhange, endlich aber zugiebt, daß die genauere Einsicht in die Ursachen einer so wichtigen Veränderung des Thones in Stein, uns bey mehr als einer Gelegenheit nützlich werden kann, – so wird es nicht schwer fallen, sich zu überwinden, diesen gewöhnlich so gering geschätzten Theil der Gewerbe genauer zu betrachten.

Die Verfertigung der Ziegel überhaupt, gründet sich auf jene unterscheidende und so nutzbare Eigenschaft des Thones, **im Feuer zu erhärten**. – Ein Stück Thon also, welches seinem Zwecke gemäß geformt, und einem so starken Feuer ausgesetzt ist, um in einen geringen Grad der Verglasung zu kommen, ist ein Ziegel. Allein da die Beschaffenheit des Thones, seine Bereitung, die Art ihn zu formen, zu trocknen, und die Zurüstung wodurch er auf die wohlfeilste und beste Art gebrannt wird, noch auf manchen kleinen Nebenumständen beruhen, so giebt jene Beschreibung noch keinen hinlänglichen Begriff seines Entstehens, als wozu eine genauere Betrachtung aller Verrichtungen einer Ziegelhütte, nach der eben berührten Folge nöthig ist.

Der **Thon**, dieses große Material der Ziegel, findet sich fast in jedem Lande, und sein wichtigstes Unterscheidungszeichen von andern Erdarten, ist eben der nützliche Umstand des Hartbrennens. – **Jede Erde die im Feuer erhärtet**, ist also zu der Verfertigung der Ziegel geschickt. – Allein ob die daraus gebrannten Steine die erforderliche Dauer und Güte erhalten, hängt von dem Grade ihrer Vermischung mit anderer Erde ab. Denn selten, vielleicht nie findet sich der Thon rein; – ja er darf selbst diese Eigenschaft zum Gebrauche des Ziegelers nicht im höchsten Grade besitzen, weil ein vollkommner Thon zu leicht schwindet, und besonders in so großen Stükken als die Ziegel sind, an der Luft reißen würde. Die gewöhnlichste und unschädlichste Beymischung, welche ihm die Natur giebt, ist der Sand. Oft ist diese natürliche Zusammensetzung vollkommen genug, zu dem Zwecke der Ziegeley, meistentheils aber erfordert sie noch Zusätze von reinerm Thon oder Sande, wovon unten weiter geredet wird. Ein anderes Mineral, welches der Thon bey sich zu führen pflegt, sind Metalle, – besonders aber das Eisen. Einige halten das Daseyn desselben zu Verfertigung eines guten Ziegels unumgänglich nöthig, allein wie es scheint nicht mit völligem Grunde, weil alle Erfahrungen einen jeden von der Fähigkeit des reinen Thons die größte Härte eines guten Ziegels anzu-

anzunehmen, überzeugen. Indeß wollen wir dadurch nicht leugnen, daß dieses Metall durch seine bekannte Eigenschaft, die Verglasung zu befördern, in gewisser Maaße nicht nützlich seyn sollte, so wie es im Ueberflusse, aus eben dem Grunde, durch eine zu schnelle Verglasung nachtheilig seyn kann. – Wenigstens sehen es die Ziegeler niemals gern mit Schwefel vererzt oder in Kiesgestalt; weil durch die Verbrennung und Verflüchtigung des Schwefels, die Ziegel fleckigt werden, hohle Stellen und öfters Risse erhalten.

Die schädlichste Beymischung welche endlich ein Thon haben kann, ist eine alkalische Erde. Das Feuer verändert sie auf die gewöhnliche Weise, zu einem ungelöschten Kalke, der bey Annäherung der Feuchtigkeit aufschwillt, und den Ziegel zerblättert.

Alle diese fremdartige Körper, lassen sich zwar durch sehr einfache chymische Versuche, selbst mit Bestimmung ihrer Menge entdecken, allein die Erfahrung giebt den unmittelbaren Versuchen über das Verhalten eines Thones im Feuer den Vorzug. Man läßt daher von dem zu untersuchenden Thone unter den nöthig scheinenden Vermischungen mit Sande, einige Probeziegel streichen, sie bezeichnen, und in einem andern Ziegelofen alle mit gleichem Feuer brennen. Ihre Güte nach dem Brande, entscheidet in der Wahl des Thones oder seiner Zusammensezzung. Die Gewinnung des gewählten Thones, ist selten mit Schwierigkeiten verknüpft, weil er meistentheils flach unter der Dammerde liegt; – doch müssen wir hier einiger Vorsichten bey dem Graben des Thones gedenken. – Es ist eine allgemein angenommene Regel, daß der Thon zum Ziegelbrennen immer besser ausfällt, je weiter er unter der Oberfläche der Erde gefunden wird. – Ein Satz, welcher freylich seine Ausnahmen wie jeder seines gleichen hat, aber im ganzen zu wahr ist, um ungestraft vernachläßigt zu werden. Ihm zufolge ist es also nöthig, den tiefsten Thon von dem höhern zu trennen, und jenen allein zu verarbeiten. Auf diese Weise sondert man in den Thongruben zu *Gentilly* die verschiedenen Thonarten zu verschiedenem Gebrauche von einander, und es bestätigt sich auch hier, daß der beste Thon in der größten Tiefe liegt a). Die andere Vorsicht von welcher wir oben

a) Diese Thongruben, welche sich in der Gegend von Paris befinden, sind in allem Betrachte merkwürdig, und sowohl von Hrn. Bück im 7ten Bande der Schwedischen Akademie S. 29. als auch von dem Hrn. Sage, in dessen Chymischen Untersuchungen, 5tes Stück, beschrieben. – Sechs und dreyßig Fuß tief, unter abwechselnden Lagen von Gartenerde, Sand, Felsminen, und unbrauchbaren Erden, kommt man auf eine Schicht grauen Thons, die einige Fuß dick ist, und von den Töpfern gebraucht wird, – nach ihr folgt eine Bank von rother eisenschüßiger Erde acht Fuß mächtig, welche man bey dem Brennen des Scheidewassers, zum Uebertreiben des Sauren gebraucht. – Diese wird durch einen mit Kiesen vermischen Thon abgelöst, und erst unter dem leztern findet man eine

oben redeten, besteht in der Wahl der Zeit, da der Thon gegraben wird. Seine seit Jahrtausenden vielleicht unveränderte Lage, hat gewöhnlich den Theilen eine Festigkeit mitgetheilt, die der Masse ein oft mehr, oder minder, doch beständig in gewissem Grade schieferartiges Ansehen und Härte giebt, beydes aber erschwert eine einförmige Vereinigung der Thonmasse, den großen Gegenstand des Ziegelbrennens. – Um bey diesem Geschäffte also Menschenhände zu ersparen und dennoch des Zwecks nicht zu verfehlen, ruft man die Witterung zu Hülfe, gräbt den Thon **vor dem Winter**, und überläßt es dem Froste, durch seine ihm eigene Ausdehnungskraft der Feuchtigkeiten, den Thon in seinen kleinsten Theilen und engsten Verbindungen aus einander zu setzen. – Diese beyden Kunstgriffe, so einfach sie auch scheinen, so oft sie auch vernachläßigt werden, tragen ein wichtiges zu der Vollkommenheit der Arbeiten bey.

Der Gewinnung des Thones folgt die Bearbeitung desselben um ihn zum Formen geschickt zu machen. Da diese aber nichts anders als die völlig gleiche Vermischung aller Theile des Thones unter einander ist, so sieht man leicht, daß es viele Wege geben kann, auf welchen man zum Zwecke gelangt. Die Französischen und Deutschen Ziegelhütten, begnügen sich, den Thon im Frühjahre in einer großen gepflasterten Grube mit Wasser zu erweichen, und nachher in einem kleinern Bassin, nebst dem dazu gehörigen, aus Versuchen bestimmten Sande so lange mit Füßen zu treten, bis er die nöthige Consistenz und Einförmigkeit erhalten hat. In Schweden läßt man diese Arbeit mit vielem Vortheile durch Ochsen und Pferde verrichten, in Holland aber bedient man sich der nützlichen Thonmühlen, besonders bey Verfertigung der Fliesen und Dachziegel. Jede von diesen Erfindungen hat ihre gute und schlechte Seite. – Die Thonmühle erspart viele Menschen, ist dem Unternehmer vortheilhaft, weil ein Pferd dadurch mehr arbeitet, als zwey Pferde und vier Ochsen, oder sechs Menschen ohne sie, und vereiniget die Masse vollkommen. Allein sie setzt einen schon gewissermaßen reinen, und von großen Steinen befreyeten Thon voraus, weil ein anderer die Maschine verderben würde, und am Ende scheint doch noch eine anderweitige Bearbeitung des gemahlenen Thones nöthig zu seyn. Die Pferde und Ochsen kneten vermöge ihrer Schwere vortrefflich. Allein die ersten werden von der Arbeit zu sehr angegriffen, die letzten aber, sind vermöge ihres sonderbaren Instinktes jederzeit wieder in ihre alten Fußstapfen zu treten, beschwerlich zu völliger Bearbeitung der Masse zu gewöhnen. Wenigstens machen sie die Beyhülfe eines Menschen nöthig, welcher beständig die alten Fußstapfen wie-

eine vierzig Fuß dicke Lage von grauem Thon, zum Gebrauche der Ziegelstreicher und Töpfer. Anm. des **Verf.**

wieder füllt. Doch sind sie in Schweden sehr gebräuchlich, und fünf Ochsen versorgen in einem Vormittage, einen Former mit dem nöthigen Thon für einen ganzen Tag. Ueberhaupt hat man sich bisher viele Mühe gegeben, diesen Theil der Ziegelkunst vollkommen zu machen b). Der Schwedische Capitain **Wynblad** liefert verschiedene Arten von Thonmühlen; **Triewald** erfand eine besondere Knetmaschine. Allein der gemeinschaftliche Fehler aller dieser leblosen oder beseelten Werkzeuge ist, daß sie die fremden Körper nicht aus dem Thone wegschaffen, welches doch der Mensch leicht bewerkstelligen kann, wenn er sie mit seinen bloßen Füßen bemerkt.

Hat die Ziegelerde durch einige von den genannten Arbeiten denjenigen Grad der Geschmeidigkeit erhalten, daß sie sich bequem streichen läßt, nicht leicht reißt oder schwindet, so geht sie in die Hände des Formers über. Die ganze Werkstatt desselben besteht aus einem festen Tische, einem Paar hölzerner Formen mit ihren Peitschbrettern, einem Bogen mit einem eisernen Drathe um die Erde abzuschneiden, und einem Streichholze zu Hinwegnehmung des überflüßigen Thones.

Seine Arbeit gleicht derjenigen, welcher sich die Streicher der Lehmsteine bedienen; seine Form aber einem viereckten Rahmen, dessen Höhe und Länge und Breite, die Größe des künftigen Ziegels bestimmt. Diese näßt er im Wasser, bestreuet sie mit trocknem Sande, füllt solche mit zubereitetem Thone, und ebnet diesen mit dem Streichholze. In diesem Zustande empfängt der Träger die volle Form, zieht sie vom Tische auf das Peitschbrett, und trägt sie auf der hohen Kante nach einem geebneten Platze, woselbst er sie durch eine geschickte Wendung auf die platte Seite zu bringen weiß, und alsdenn leicht die Form dergestalt abzieht, daß der Ziegel liegen bleibt. Das Entstehen eines **Dachziegels** unterscheidet sich von der eben beschriebenen Weise die **Mauer**ziegel

b) Wie verdienstvoll diese Bemühung sey, läßt sich nicht besser als aus folgender Beobachtung beurtheilen, welche Herr Gallon über die Festigkeit der Ziegel, in Verhältniß mit der Sorgfalt, die man auf die Bereitung der Erde verwendet hatte, anstellte. Er ließ die Ziegelerde zu wiederholten malen eine halbe Stunde schlagen, hierbey überhaupt eine Stunde länger als sonst bearbeiten, und alsdann Ziegel daraus verfertigen. — Eben dieses geschah mit einem Thone der nur dem gemeinen Verfahren unterworfen war. — Nachdem beyde Arten gehörig trokken geworden, wogen die ersten vier Unzen mehr als die letztern. Im Brande verloren beyde Gattungen gleich viel, folglich behielten auch hier die sorgfältiger geformten Ziegel ihr Uebergewicht an Schwere. Endlich als die Stärke beyder Gattungen dadurch geprüft wurde, daß man sie in der Mitte mit einem geschärften Eisen unterstützte, an beyden Seiten aber mit Gewichte beschwerte, so konnten die nach des Herrn Gallons Methode bereiteten Steine 135 Pfund tragen. Dahingegen die gewöhnlichen schon von 70 Pfund zerbrachen. — Diese Erfahrung mag hinlänglich seyn die Sorgfalt in der Bereitung der Erde wichtig zu machen. Anm. des Verf.

ziegel zu formen durch weiter nichts, als daß einem Stücke Thon, welchem in Einer Form die Größe und Dicke eines Dachziegels gegeben ist, in einer andern wie ein S gebogenen Form, die Krümme eines Dachziegels mitgetheilt wird, so wie die in dem Boden der zweyten Form eingeschnittene viereckte Vertiefung die Nase desselben hervorbringt.

Alle diese Ziegel werden auf einem ebnen, mit trocknem Sande bestreuten Orte in 10 bis 12 Stunden trocken genug, um ohne sich zu entformen aufgerichtet, und durch ein großes Messer bepuzt zu werden, welchen Arbeiten man an den ungekrümmten Dachziegeln, noch das Schlagen zuzufügen pflegt, da nemlich der halb trockne Ziegel durch zwey Schläge die er auf einer geraden Bank, an jeder Seite erhält, noch mehr verdichtet wird.

Hierauf werden die Ziegel einer auf den andern in Reihen gesetzt, welche vier Ziegel in ihrer Dicke, und auf vier bis fünf Fuß in ihrer Höhe haben. – Da sie nun dergestalt unter einander geordnet sind, daß sie sich nicht berühren, und die Luft völlig durchstreichen kann, so können sie, nach Verhältnisse ihrer Dicke und des Wetters, in drey bis fünf Wochen völlig getrocknet seyn.

Alle diese Arbeiten geschehen in Deutschland und Schweden in bedeckten Scheunen, ja man hält es beynahe unmöglich, die Ziegel in freyer Luft, ohne daß sie schwinden und reißen, zu trocknen. Hier ist nun nichts weiter zu bemerken, als daß der Plaz, wo die Ziegel zum ersten Abtrocknen hingelegt werden sollen, vollkommen gerade geschaufelt und mit Sande bedeckt wird, und man bey strengem Winde die Luken der Scheunen niederläßt, oder auch die nassen Ziegel mit Sande bestreuet, damit sie nicht zu schnell ihrer Feuchtigkeit beraubt und krumm werden. Doch ist diese Vorsicht um so weniger nöthig, je besser der Thon bereitet, und je treuer der Arbeiter in der Füllung der Form ist. – In Frankreich und Holland aber, wo oft 1,200,000 Stück zu Einem Brande gestrichen werden, geschieht das ganze Trocknungsgeschäfft nothwendig in freyer Luft. Man ebnet zu dem Ende den zur Ziegeley bestimmten Plaz, und theilt ihn in Beete die acht Fuß Breite haben, und so lang seyn können als man will; jede dieser Abtheilungen wird mit einem kleinen Graben zur Ableitung der Feuchtigkeiten umgeben, und mit der daraus kommenden Erde erhöhet, alsdenn einige Zoll mit Sande, und zulezt mit einer dünnen Lage Stroh bedeckt, um den darauf verbreiteten Ziegeln auch unterwärts etwas Luft zum Trocknen zu verschaffen. – Die Gänge zwischen diesen Pläzen sind zwanzig Fuß breit, und ebenfalls geebnet. – Nach dieser vorgängigen Zurüstung, werden die Ziegel aus der Form nach der Reihe hingelegt, und nach 12 oder 15 Stunden aufgerichtet, beschnitten und über einander in Reihen gesezt. Fällt in den Tagen da die Ziegel noch weich sind eine starke Sonnenhize ein, so überstreuet

streuet sie ein Arbeiter mit Sande, um das Ausdünsten der Feuchtigkeit etwas zu hemmen; ein heftiger Regen aber zwingt ihn, sie außer dem Sande noch mit Stroh zu bedecken. – Da nun das letztere leichter geschehen kann, wenn sie in Reihen stehen, als auf der Erde liegen, so bemüht man sich bey zweifelhafter Witterung sie so bald sie es leiden können, in diese Stellung zu bringen, in welcher sie gegen den Regen durch geflochtene Matten von Stroh geschützt werden. Zu diesem Ende wird ein eigner Wächter gehalten, welcher Tag und Nacht während der Trocknungswochen die Beschäfftigung hat, die Steine bey gutem Wetter zu entblößen, im Regen aber zu bedecken, bis endlich die völlige Trokkenheit derselben und ihre Aufstellung in den Ofen oder in einen Haufen, seinem Amte ein Ende macht.

Nicht ohne Absicht habe ich hier die Methode des Trocknens in freyer Luft etwas umständlich beschrieben, weil sie, wenn ich nicht irre, eine der Hauptursachen der Wohlfeile ist, in welcher man die Ziegel in Holland und Frankreich liefern kann. Denn es ist gewiß ein großer Unterschied unter den Fabricatur-Anlagen einer Ziegeley, welche große, und in Betracht des erwarteten Vortheils sehr ansehnliche Gebäude zur Trocknung errichtet, oder der, die durch genaue Aufsicht und einige hundert Stück Strohmatten zu eben dem Zwecke gelangt. Dieser Unterschied ist außerordentlich groß, wenn, nach der an vielen Orten noch üblichen schlechten Methode, die Scheunen nur so eingerichtet sind, daß nur eine einzige Lage Ziegeln auf einmal darin getrocknet werden kann, – indem alsdenn gewöhnlich eine Scheune von 120 Ellen lang und 32 Ellen breit auf 30,000 Ziegel gerechnet wird. Er bleibt aber auch alsdenn noch beträchtlich, wenn selbst die Einrichtung getroffen ist, daß eine Scheune mehrere Bretterboden zum Trocknen übereinander hat; denn auch in diesem Falle vermag eine Scheune von 100 Ellen Länge nur 50,000 Ziegel zu trocknen, da doch zu Beschützung eben der Menge gegen Sonne und Regen in freyer Luft nur ohngefähr 200 Strohmatten, von 8 Fuß Breite und Höhe erforderlich sind, und wenn hier gleich während der Trocknungszeit eine beständige Wache nöthig ist, so kommen die daher rührenden Kosten in gar keinen Betracht, gegen die wichtige Anlage bey Errichtung der Scheunen und ihre Zinsen.

Ehe wir indeß von dem Geschäffte der Ziegeley vor dem Brande, zum Brennen selbst übergehen, wollen wir die Folge von jenen noch einmal in derjenigen Ordnung übersehen, in welcher jeder Arbeiter alles leistet, was er kann, und wo die Schilderung zugleich eine Skize eines allgemeinen Anschlages in dieser Kunst abgeben kann.

Ein völlig besetzter Formtisch erfordert sechs Personen, welche jede ihre bestimmte und angewiesene Arbeit haben. Zwey Arbeiter sind beschäfftigt, alle Ziegelerde zu graben und zu bereiten,

reiten, welche Ein Former verarbeiten kann, und ihre Kräfte reichen genau so weit und nicht weiter. Denn da ein guter Former auf 9 bis 10,000 Stück in Einem Tage zu verfertigen fähig ist, diese aber über 400 Cubikfuß bereitete Erde erfordern, so sieht man leicht, daß die beyden Leute, welche dieses Geschäfft übernommen haben, sich weder mit dem Formen selbst, noch mit irgend einer andern Arbeit befassen können; dieser Umstand macht daher einen dritten Menschen erforderlich, um dem Former den fertigen Ziegelthon zuzuschieben, so wie ein andrer Handlanger diesem die geformten Steine abnimmt und auf die Erde legt; und da auch solcher hierin sein völliges Geschäfft hat, so ist endlich noch die sechste Person erforderlich, welche die halb getrockneten Steine aufrichtet, beputzt, und wie oben gesagt ist, in Reihen setzt. Der Former ist also die Hauptperson, und der Anführer dieser ganzen Arbeit. – Er allein kann es beurtheilen, ob die Erde ihre hinlängliche Beschaffenheit hat, und von ihm hängt es ab, ob die übrigen vollkommen fleißig oder halb müßig seyn sollen, – ob die Arbeit gut oder schlecht gerathen wird. Eben daher ist sein Gehalt auch ansehnlicher als das was irgend einer in der Gesellschaft empfängt: und so wie sie alle dieses gemeinschaftlich haben, daß ihr Verdienst lediglich von der Menge der verarbeiteten Steine abhängt, so ist solche hingegen auch der Mühe und dem Werthe ihrer Beschäfftigung angemessen. Gewöhnlich pflegt jeder von den beyden Leuten, welche die Erde bereiten, $\frac{1}{9}$ weniger zu erhalten, als der Former. Der Reihensetzer aber und der Handlanger, welcher die Ziegelerde dem Former zuführt, genießen nur die Hälfte von dem was der Former für jedes 1000 zu erwarten hat, so wie hingegen derjenige, welcher die oben entstandenen Ziegel dem Former abnimmt, als der schwächste und geringste Arbeiter, nicht halb so viel als jener bekommt.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Wie ist eine Eisgrube am bequemsten anzulegen, und so, daß das Eis und das frische Fleisch im Sommer sich gut darin conservire?

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Montag, den 20ten April 1778.

Schluß der Abhandlung von der Ziegelhütte.

Wenn also zum Beyspiele der Former 10 Groschen für jedes Tausend erhielte, so würden die Erdbereiter jeder 9 Groschen verdienen, der Reihensetzer, und der zum Herbeyschieben der bereiteten Erde bestimmte Handlanger nur 5 Groschen, der Träger aber nur 4 Groschen bekommen; und da dem Former bey uns gewöhnlich nur die Hälfte von dem oben genannten Preise zugestanden wird, so läßt sich daraus ohngefähr die Kostenberechnung für jedes Tausend geformter und getrockneter Ziegel verfertigen. Ein jeder der nur einigen Begriff von Fabrikaturgeschäfften besitzt, sieht leicht, daß die Summe der Arbeiten welche 6 Leute, jeder in seinem Fache hervorbringen, weit größer sey, als wenn 6 Former jeder die Erde bereiten, herschieben, formen, legen und aufrichten sollen; — daß folglich auch diese vereinigten Hände die Arbeit weit wohlfeiler liefern können, als wenn einer die ganze Reihe von Geschäfften ausrichten muß. — Die Ursach davon liegt in dem großen Fabrikgrundsatze, daß ein Mensch, der sich Einer Gattung von Geschäfften allein widmet, durch die dabey erlangte Uebung und erlernten Vortheile weit mehr ausrichten kann, als wenn er von einer Arbeit zur andern übergeht. Diese Wirkung der Uebung ist so unstreitig, daß alle Fabriken, welche sich mit Verfertigung solcher Dinge beschäfftigen die einzeln keinen großen Werth besitzen, lediglich derselben ihr Wesen zu danken haben. — Diese Uebung ist es, die uns die Taschenuhren in so vorzüglicher Güte und leidlichem Preise liefert; — sie erhält die Tuchfabriken, und wenn nicht an der Stecknadel zwanzig Hände gearbeitet hätten, so würde sie, die jetzt ohne unsere Aufmerksamkeit zu erregen an die Erde fällt, gewiß nicht ihren Theil zu Bereicherung ihres Urhebers beygetragen haben. Sollte es daher noch den geringsten Zweifel leiden, daß auch bey dem Geschäffte der Ziegeley, die Verbindung mehrerer Leute, deren jeder seine besondere Arbeit hat, von gleich großen Vortheilen für die Arbeiter als für den Unternehmer seyn müsse? — Wenigstens kann ich mei-

meinen Lesern versichern, daß man im Lüttichschen und in den größern französischen Ziegelbrennereyen diese Vortheile so vollkommen kennt, daß selbst niemals diejenigen, welche den Formtisch besorgen, nachher bey dem Brennen arbeiten, sondern dieses von einer andern gänzlich von jener verschiedenen Gesellschaft geschieht, deren Werkstätte wir nun besuchen wollen.

Wenn man sich ein hohles Parallelepipedum von starken Mauern vorstellt, welches oben offen ist, so hat man den Begriff eines Ziegelofens, dem weiter nichts fehlt, als daß er dergestalt mit ungebrannten Ziegeln angefüllt werde, daß unten einer oder mehr große Bogengänge entstehen, in welchen ein hinlängliches Feuer unterhalten wird, um die ganze Masse von Steinen in dem Grade glühend zu machen, daß sie so weit zusammen sintern, als es die Absicht erfordert. – Die Art, wie das Feuer angehalten wird, eine so ansehnliche Masse von Steinen so stark zu erhitzen, läßt sich einsehen, wenn man voraus setzt, daß die Seitenwände, so viel als möglich, luftdichte sind, und dem Feuer nur bloß der Weg nach oben zu offen bleibe. – Denn jetzt wird es die ganze Masse durchlaufen, um sich eine Oeffnung zu verschaffen, die es nirgends findet, als im Obertheile des Ofens, und wenn solchergestalt eine geraume Zeit hinter einander geheizt wird, daß ein Feuer dem andern folgt, ehe das vorhergehende die Steine verlassen hat, so muß zuletzt eine, in Verhältnisse der eingesetzten Ziegel immer sehr geringe Menge von Feurung, den gewaltigsten Grad der Hitze hervorbringen können. – Allein um es nicht gänzlich dem Glücke anzuvertrauen, ob das Feuer in seinem Aufsteigen die ganze Masse durchlaufen, oder einen Theil des Ziegelhaufens verglasen, den andern aber vielleicht unberührt lassen wolle, hat man den Obertheil des Ofens mit einer Bedeckung versehen, worin viele Luftlöcher oder Züge angebracht sind. Diese öffnet und verschließt man wechselsweise, und zwinget dadurch die Hitze, alle Theile des aufgethürmten Haufens nach und nach zu besuchen. – Dieses möchte eine allgemeine Idee seyn, mit welcher alle Ziegelöfen wesentlich überein kommen, nur daß man in Anleitung ihrer Größe oder Dauer, gewisse Abänderungen gemacht, daß einer vor dem andern mehr Vortheile in Regierung des Feuers besitzt, oder auch in Absicht der besondern Feurungsmaterie besonders eingerichtet ist. Die einfachste Art derselben ist ein Meiler, in welchem die Ziegel dergestalt gesetzt werden, daß am Boden der Pyramide ein Bodengang oder Schürrloch offen bleibt, welches $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß hoch ist. – Dieser Haufe wird mit Erde beworfen, oder in die Erde gegraben, im Schürrloche wird gefeuert, und die Regierung der Hitze geschieht eben so wie bey Kohlenmeilern.

Diese einfache Art zu brennen, kömmt einer andern Methode am nächsten, wo die Mauern eines viereckigten Ofens,

Ofens aus Wellerwänden gemacht werden. Eine umständliche Beschreibung davon, findet sich im ersten Theil der Schlesischen Oekonomischen Sammlungen. S. 489. und 490. Beyde Arten sind nur für Gelegenheiten wo man keine große Menge Ziegel zu verfertigen gedenkt, so wie sie überhaupt auch, aus unten bemerkten Gründen, zu verschwenderisch in der Feurung sind.

Einen größern Vorzug verdienen schon diejenigen Oefen, welche aus Bruchsteinen aufgeführt, und mit einem Gewölbe, oder einer andern durchbrochenen Bedeckung, zur bequemen Regierung des Feuers versehen sind. Ein dergleichen Ofen, welcher schon ansehnliche Dienste leistet, wird vierzehn Fuß breit, vierzig Fuß lang, und achtzehn Fuß hoch, bis in das Gewölbe von Bruchsteinen errichtet. – Die Dicke der Mauer pflegt $2\frac{1}{2}$, und an der vordersten (Stirnmauer) Mauer noch etwas stärker, diese aber außerdem, inwendig mit einer $1\frac{1}{2}$ Fuß starken Futtermauer von Ziegeln versehen zu seyn, doch werden oben die Mauern etwas eingezogen. – Das Gewölbe hat 33 Zuglöcher, und unten im Ofen in einer Seite der Steinmauer befinden sich drey Schürrlöcher, welche zwey Fuß breit, und drey Fuß hoch seyn können, und die Mündungen dreyer Canäle sind, welche durch den ganzen Ofen gehen. Durch solch eine Zurüstung kann man auf einmal 30,000 Ziegel brennen, und jährlich über 100,000, als so viel ein Formtisch liefert, gahr machen. – Das Gewölbe wird bey diesem und allen Arten von Oefen, die ihm an Größe gleich kommen oder ihn übertreffen, gemeiniglich weggelassen, und statt dessen eine gerade Decke von einigen Schichten gebrannter Steine über den ganzen Ofen gemauert; in dieser die nöthigen Zugröhren gelassen, das übrige aber mit Sande beschüttet.

Nach diesem Maaßstabe macht man größere und kleinere Oefen, bis zu der Größe, daß einer auf einmal eine Million bis 1,200,000 Steine zu fassen vermögend ist, und obgleich im Verhältnisse ihrer Größe, die Schwierigkeit das Feuer zu regieren anwächst, so gewinnt man doch immer ansehnlich an der Feuerung. Denn derjenige Grad der Hitze, welchen man in kleinen Oefen nur durch ein lang anhaltendes Feuer erhalten kann, entsteht hier schon durch die Mittheilung und dadurch, daß ehe ein Grad der Hitze verflogen ist, ihm bereits der andere folgt und ihn vermehrt. Von der letzten Größe sind die Holländischen, welche bey dem Dorfe **Moor** mit Torfe geheizt werden. Die achtzehn Fuß hohe Mauer, welche sie umgiebt, ist ganz von gebrannten Ziegelsteinen, und inwendig mit Ziegelthon verstrichen, überhaupt 6 bis 8 Fuß dick.

Sie haben nach Maaßgabe ihrer Größe 6 bis 12 Schürrlöcher, welche an der breiten Seite des Ofens eingebrochen sind, und ganz durchgehen, damit von beyden Seiten wechselsweise 24 Stunden lang gefeuert wer-

den könne. – Eine Bedeckung von Erde erhält die Hitze beysammen, und wenn auf diese Weise ein anhaltendes Feuer von drey bis vier Wochen hinreicht den gehörigen Grad des Glühens zu erregen, so ist man auch genöthigt, eben so lange auf die völlige Erkaltung des Ofens zu warten.

In allen jetzt beschriebenen Gattungen von Ziegelöfen, wird der Grund mit einigen Lagen gebrannter Ziegel gepflastert und eben gemacht. – Auf diese führt man die zu den Schürrlöchern bestimmten Gewölbe auf, welche entweder aus wirklichem Mauerwerk bestehen, und oben durchbrochen seyn können, um der Glut Luft zu lassen; oder, wie an vielen Orten geschieht, aus Kalksteinen locker aufgesetzt werden, endlich aber auch selbst oft aus den ungebrannten Ziegelsteinen errichtet werden. – Im letztern Falle entsteht der Feuerungscanal dadurch, daß man Anfangs die Ziegel gerade auf einander legt, und so viele Gänge, als Schürrlöcher ledig läßt, – wenn solchergestalt der Grund einige Fuß in die Höhe gewachsen, legt man nach und nach die Steine über, und schließt zuletzt das Gewölbe völlig. Alle Steine im ganzen Ofen werden auf die hohe Kante gesetzt, und ob sie gleich in allen Lagen dicht an einander geschoben werden, so giebt doch ihre natürliche Ungleichheit der Feuerung hinlänglichen Zwischenraum. – Aber auch auf die Erhaltung dieser ist man bey dem Einsetzen der Steine so sorgfältig bedacht, daß man die von den herbeygeführten Ziegeln abgefallene Erde auf untergelegten Matten auffängt. In großen Oefen würde es außerordentlich beschwerlich fallen, die Ziegel über die hohen Mauren zu reichen, wenn sie eingesetzt oder ausgenommen werden. – Man hat daher in der Stirnmauer eine oder noch mehrere große Oeffnungen (oder Sandthüren) welche, nachdem die Arbeit vollendet ist, zugemauret werden. Geschickte Ziegeler wissen sich bey dem Einsetzen noch viele Vortheile zu verschaffen, welche sich unmöglich beschreiben lassen. – Sie setzen z. E. die Steine in der Mitte dichter als am Rande des Ofens, um das Feuer vom Mittelpunkte mehr nach den Seiten zu ziehen. – Sie legen an der Mauer des Ofens den sogenannten Kranz, durch Steine welche sich einander durchkreuzen, u. s. f.

Wenn endlich der Ofen ganz voll gesetzt ist, so werden die Sandthüren zugemauert, und Anfangs ganz gelindes Feuer vorn in die Canäle gemacht, um die noch zurückgebliebene Feuchtigkeit aus den Steinen zu vertreiben; diese Arbeit kann in Betracht der Größe der Masse, oft einige Tage dauren. Wenn man aber an der Oberfläche gewahr wird, daß die Nässe alle verjagt ist, wird das Feuer nach und nach verstärkt, bis zu dem Grade da die Ziegel ihre Güte haben. – Die Merkmale welche man davon hat, sind local, und nach der Größe der Oefen und Beschaffenheit des Thones verschieden; so viel ist indeß gewiß, daß ehe

ehe nicht aus den Zuglöchern in der Oberfläche des Ofens ein heller, mit Dampf nicht vermischter Rauch hervorkömmt, und die Seiten der Schürrlöcher weiß glühend sind, kann man auf die Gahre der Steine keine zuverläßige Rechnung machen. Hat man indeß den Grad des Feuers erlangt, den man nach Anleitung der Erfahrung hinlänglich erachtet, so werden alle Zugröhren in der Decke verschlossen, die Oeffnungen der Schürrlöcher zugemacht und mit Gedult die völlige Abkühlung des Ofens, die bey den größesten wohl 6 bis 7 Wochen dauert, abgewartet. Denn eben die Erhaltung der dem Ofen mitgetheilten Hitze, leistet die größten Wirkungen, und ist der größte Vortheil bey den großen Oefen.

Von diesen Arten zu brennen unterscheidet sich die Methode, mit Steinkohlen den gehörigen Grad der Hitze zum Ziegelbrennen zu erregen. Ein Verfahren, welches hier um desto eher beschrieben zu werden verdient, je unbekannter es in Deutschland zu seyn scheint, ohnerachtet man diese Kunst zu Artois, und an der Gränze von Frankreich so hoch getrieben hat, daß mit der geringen Flamme, welche den Steinkohlen eigen ist, eine Masse von einer halben Million Ziegel, in den gehörigen Grad der Hitze gesetzt wird. Der Bau des Ofens, in welchem dieser Brand geschieht, und die Art des Auslegens der Ziegel, beruhen auf eben den Gründen, wie die vorher beschriebenen, nur daß hier die Mauern des Ofens selbst von ungebrannten Ziegeln gesetzt, oder richtiger, bloß ein großer viereckter Meiler von rohen Ziegeln aufgeführt, jede drey Lagen derselben aber mit einer Lage Steinkohlen abgewechselt werden. – Viele kleine Gewölbe unter dem Ofen dienen dazu, die untersten Kohlenlagen in Brand zu setzen, da alsdenn nachher das Feuer sich selbst unterhält, durch den ganzen Ofen fortpflanzt, und alle Schichten von Steinkohlen nach und nach in Brand bringt. Allein wir sehen aus demjenigen, was wir von der Wirkung des Feuers aus dem Vorhergehenden bereits wissen, sehr leicht ein, daß es schwer halten würde, die Glut gleichförmig durch die ganze Masse zu leiten, wenn sie nicht gezwungen werden könnte, sich bloß nach oben zu wenden. Dieses aber würde in einer so großen Masse, wo alle Zwischenräume durch Kohlen verstopft sind, große Schwierigkeiten finden, wo nicht eine besondere leichte Methode den Brand in Ordnung erhielte. – Man setzt nemlich nicht den ganzen Meiler auf einmal, sondern schiebt die Schichten nach und nach ein, so wie sich die Glut von den untern in Brand gerathenen Lagen, der Oberfläche nähert, und damit auch dieses unfehlbar geschehe, so wird jede Tagarbeit von außen mit Ziegelthonen übertünchet, und durch dieses Mittel das Feuer genöthigt sich nach oben zu auszubreiten. – Wenn nach dieser allgemeinen Idee ein Brand von 500,000 Ziegeln, mit Steinkohlen geschehen sollte, so würde

man ein Viereck, dessen jede Seite 36 bis 38 Fuß hat, ebnen, und in demselben von drey zu drey Fuß von einer Seite zur andern, die Grundrisse zu den Schürrlöchern abschnüren, welche hier nur 14 Zoll Breite haben. – Hierauf setzt man drey Schichten der besten gebrannten Ziegeln auf die hohe Kante, als das Fundament des Ofens doch dergestalt, daß die eben beschriebenen Canäle dadurch entstehen. – Wenn der Grund diese Höhe erhalten hat, werden die Gänge mit Reisholze ausgefüllt, und alsdenn noch drey Lagen gebrannter dergestalt gelegt, daß sich die Gewölbe mit dem Reisholze nach und nach schließen. – Die sechste Lage erhält zuerst eine Schicht klein gestoßener Steinkohlen, und wenn diese endlich mit der siebenten Schicht gebrannter Ziegel bedeckt ist; so hat man den Grund des Ofens fertig, und darin gewöhnlich 55,000 der besten gebrannten Ziegel verbauet. – So bald die Arbeit diesen Punkt erreicht hat, wird das Feuer in den Canälen angesteckt, und dem fertigen Theil des Ofens eine Bedeckung oder Tünche von sehr magerm Thone gegeben. – In diesem Zustande bleibt die Sache eine Nacht. – Den folgenden Morgen werden frische Steinkohlen ausgestreuet, die Schürrlöcher vermauert, und man fährt fort, den schon brennenden Ofen aufzuführen, nur daß jetzt dieses bloß mit rohen Ziegeln geschieht, und man von drey zu drey Lagen eine, einen halben Zoll starke Schicht gestoßener Steinkohlen durch Hülfe eines geflochtenen Korbes aussiebet.

Diese ganze Arbeit erfordert keine große Kunst, die Ziegel können in allen Lagen sehr weitläuftig gelegt werden, nur diejenigen nicht, auf welche die Steinkohlen gesiebet werden; selbst die Verbindung der Ziegel wird in der Mitte jeder Schicht ohne sonderlichen Nachtheil vernachläßigt, aber die äußern Theile des Ofens (oder der Kranz) erfordern dagegen die größte Genauigkeit, denn sie verhindern die Einstürzung des Gebäudes, und man wird leicht selbst die Bemerkung machen, daß es nicht leicht seyn müsse, eine Mauer bloß durch das Zusammenlegen der Steine, ohne Mörtel und Kalk, 20 bis 24 Fuß hoch lothrecht aufzuführen. Ueberhaupt aber ist die Arbeit der Einschieber nicht angenehm. Denn gewöhnlich ist des Morgens, wenn sie ihre Arbeit antreten, die Hitze bis an die oberste Schicht vorgedrungen. Zwey Leute, deren jeder die Hälfte einer Lage zu verfertigen hat, sind daher besonders im Anfange der größten Hitze ausgesetzt, so, daß alsdenn oft einer nur wenige Minuten ohne abgelöst zu werden aushalten kann. – Wenn endlich der Haufe die gehörige Höhe erhalten hat, so bedeckt man ihn mit einigen Lagen plattgelegter Ziegel, und bewirft ihn endlich mit Erde.

Es ist nicht möglich, hier alle die Vortheile zu bemerken, von welchen man theils zur Regierung des Feuers, theils um die Festigkeit des Ofens zu erhalten, Gebrauch machen muß. – Ich begnüge mich daher hier nur bloß anzu-

anzuzeigen, daß während des Einlegens, jede Stelle der Oberfläche der Lage, wo das Feuer stärker als an andern durchdringen will, weit mehr mit Kohlen bestreuet wird, als andere, die der Glut nicht so nahe sind. – Die Ursache dieses, Anfangs widersinnig scheinenden Verfahrens, liegt darin, daß durch die Menge der Kohlen, die Zwischenräume verstopft, folglich das Feuer gezwungen wird, sich nach andern Orten hinzubegeben. – Ist die Hitze des Ofens hingegen bereits merklich angewachsen, so kann man sich auch hiemit nicht mehr helfen, weil die Menge brennlicher Dinge endlich die Steine selbst in Fluß bringen könnte. Merkt man, daß eine Gegend des Ofens gar langsam brennt, so öffnet man den Zug unter ihm mehr oder weniger, nachdem die Umstände es erfordern, oder setzt die Steine in der Gegend des Ofens weiter aus einander; alles in Anleitung der Güte der Steinkohlen, welche man gebraucht; denn eben die Verschiedenheit der letztern ist die Ursache, daß man hierin bloß nur oft kostbaren Erfahrungen folgen, und selbst nicht die Menge der Kohlen, welche ein Brand erfordert, bestimmen kann. Gewöhnlich rechnet man 6 bis 7 Cubikfuß Kohlen zu jedem Tausend Ziegel.

Ich will diese Nachrichten mit einigen allgemeinen Bemerkungen schließen, welche in die Policey der Ziegelegen gehören.

1) Aus eben den Gründen, woraus man die kleinen Privat-Backöfen, als Verschwender des Holzes verwirft, möchte man den Ziegelegen mit kleinen Brennöfen feind seyn. – Da man aber doch nicht vermag, dem Unternehmer die Gränzen seiner Arbeit hier vorzuschreiben, so könnte man doch mit wahrem Vortheile, die Unterstützungen dieser Arbeiter, nach Maaßgabe ihres Umfangs und der Größe ihrer Oefen vergrößern.

2) Die Erfahrung lehrt, daß unter sonst gleichen Umständen kleinere Ziegel, weit weniger Feuerung erfordern, als große. – Dieser Satz bleibt selbst alsdann wahr, wenn auch die Massen gleich groß sind. – Hundert Cubikfuß Ziegel, die so groß sind, daß sie aus 1000 Stück bestehen, erfordern weit mehr Feuerung als 1500 Stück die ebenfalls 100 Cubikfuß ausmachen. Hier ist also nicht allein von Seiten der Ziegelbrennerey der Vortheil entscheidend; sondern auch selbst für die Landespolicey, macht es einen wichtigen Gegenstand aus, die Größe der Ziegel zu bestimmen, und kleinere den großen vorzuziehen, wiewohl auch auf der andern Seite mit in Erwägung zu ziehen wäre, daß kleinere Ziegel ein weniger festes Mauerwerk geben, mehr Mörtel erfordern, und kostbarer zu vermauren sind, als große Backsteine.

P. S.

Etwas

Etwas zum Alexanders-Feste.

Hat denn Timotheus wirklich eine gute Flöte geblasen? So fragte mich aus Scherz ein Freund bey Aufführung der herrlichen Händelschen Composition des Alexanders-Festes, bey Gelegenheit der Worte in der Ramlerischen Uebersetzung: Timotheus durch seiner Flöten sanften Hauch ꝛc.

Wir wissen aus dem Plutarch und andern alten Scribenten, daß dieser Timotheus von Milet, der zu den Zeiten der beyden Macedonischen Könige Philipps und Alexanders gelebt hat, es in der Kunst auf der Cithara zu spielen und darein zu singen, andern Musikern seiner Zeit weit zuvor gethan, und die alte, rauhe und einfältige Musik, vornemlich durch Hinzufügung vier neuer Saiten auf jenes damals übliche Instrument, in eine angenehmere und lieblichere verändert habe; weswegen er auch von den ernsthaften Spartanern, aus Beysorge einer einzuführenden Weichlichkeit, zur Herabreißung dieser vier Saiten verdammt worden. Hier wird von keiner Pfeife oder Flöte, die er gebraucht hätte, Erwähnung gethan: wie dann auch in diesen alten Zeiten sich nicht leicht jemand auf Pfeif- und Saiteninstrumente zugleich gelegt hat; ob sie gleich Apollo beyderseits soll erfunden haben.

Ferner werden wir unterrichtet, daß dieser Timotheus durch sein orthisches oder erhabenes Lied, das er vermuthlich ausnehmend schön absang und mit seiner Cithara accompagnirte, den König Alexander, zu Beweisung seiner Kunst, bald zur Ergreifung der Waffen, bald durch Veränderung der Spielart, zur Gemüthsruhe gebracht habe, und von dem Könige desfalls hoch geehrt sey. Hier findet wieder keine Flöte Statt; und daß Timotheus bey dergleichen Kunstproben andere musikalische Gehülfen gehabt, läßt sich nicht beweisen; ja es ist solches, in Ermanglung der jetzigen Art eine Harmonie zu notiren, nicht einmal wahrscheinlich.

Dryden hat indeß diese Sache durch eine poetische Freyheit erweitert und verschönert, und die ganze Begebenheit in die Zeit gesetzt, da Alexander auf seinem Siegesfeste, von Liebe und Wein bethört, mit der Fackel in der Hand den Pallast zu Persepolis anzündete: welches nicht leicht jemand für eine der Musik rühmliche Wirkung halten möchte; wie es denn in der That der Anschlag einer trunkenen Beyschläferinn des Ptolemäus, der Thais, war.

Hannover. W.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Freytag, den 24ten April 1778.

Gedanken über die Gefahr empfindsamer und romanenmäßiger Bekanntschaften. *)

O weh! die unerfahrne Schöne wird ein Raub!

Churchill.

Von den mancherley Uebeln, welche unter der Sonne hervorstechen, ist der Misbrauch der Wörter keines der unbeträchtlichsten. Durch Einfluß der Zeit und Verkehrtheit der Moden, werden die deutlichsten und auf keine Weise zweydeutigen Wörter dergestalt verändert, daß sie gerade das Gegentheil von demjenigen ausdrücken, was sie nach ihrer ursprünglichen Bedeutung bezeichnen sollen.

Das jetzige Zeitalter kann unterscheidungsweise, das Zeitalter der Empfindsamkeit genannt werden. Ein Wort, das in dem verwickelten Sinne, den es jetzt hat, unsern Voraltern unbekannt war. Empfindsamkeit ist ein Anstrich von Tugend, um die Häßlichkeit des Lasters zu verbergen, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß eine und eben dieselbe Person, ein Gespötte mit der Religion treibt, durch die heiligsten und feyerlichsten Bande bricht, alle Ränke verborgener List und offenbaren Betrugs ausübt, und sich dennoch schriftlich und mündlich für empfindsam ausgiebt. Indessen wird dieses verfeinerte Gewäsche, das die Briefe ekel, und die Sittenlehre verdorben macht, hauptsächlich von jungen Frauenzimmern von einer gewissen Gedenkungsart bewundert und angenommen, die empfindsame Bücher lesen, empfindsame Briefe schreiben und empfindsame Freundschaften stiften.

Eine fehlerhafte Denkungsart richtet nie mehr Unheil an, als wenn sie ihre Absicht verbirgt, und einen anziehenden reizenden Schein annimmt. Manches junge Frauenzimmer das sich durch die Beschuldigung eines Liebeshandels äußerst beleidiget finden würde, wird durch den Gedanken einer empfindsamen Verbindung unge-

*) Aus dem Supplement to the Universal Magazine.

mein geschmeichelt, ob sie gleich mit einem gefährlichen absichtsvollen Manne zu thun hat, der sie unter der Larve von Feyerlichkeit und Tugend, von ihrer Klugheit entwaffnet, ihre Besorglichkeiten einschläfert und sie ins Elend verwickelt. Ein Elend, das desto unvermeidlicher ist, je weniger es geargwohnet wird. Aber Sie, die keine Gefahr befürchtet, hält es nicht für nöthig auf ihrer Hut zu seyn. Statt ihrem Verderben auszuweichen, ladet sie solches vielmehr ein, da es unter einer so in die Augen fallenden schönen Gestalt kommt.

Eine solche Verknüpfung ist ihrer Eitelkeit unendlich werther als ein öffentliches autorisirtes Bündniß. Denn ein Liebhaber von der empfindsamen Bande, macht sich nicht das allergeringste Gewissen daraus, ein leichtgläubiges Mädchen recht im Ernst zu versichern, daß ihr unvergleichliches Verdienst ihr ein Recht auf die Anbetung der ganzen Welt gebe, und daß die Huldigung des ganzen menschlichen Geschlechts nichts weiter als ein unverweigerlicher durch ihre Reizungen erpreßter Tribut sey. Wie kann sie sich denn nun darüber verwundern, daß ein einzelner Mann durch Vollkommenheiten gefesselt worden, die Millionen in Ketten legen könnten. Ach, möchte sie doch bedenken, daß derjenige, welcher sie mit Schmeicheleyen trunken zu machen sucht, keine andere Absicht hat, als sie dereinst äußerst zu demüthigen! Denn wahrlich, ein ränkevoller Mann hegt stets den geheimen Vorsatz, sich in der Folge für jedes gegenwärtige Opfer bezahlt zu machen, und die Verschwendung der Lobeserhebungen, die er jetzt so gedankenlos zu verschleudern scheint, ist im Grunde nichts anders als eine Summe, welche er haushälterisch zurücklegt, um seine zukünftigen Bedürfnisse davon zu bestreiten. Von dieser Summe macht er einen scharfen und genauen Anschlag, und verspricht sich davon mit der Zeit, die allerübertriebensten Zinsen. Wenn er Geschicklichkeit und Manieren, der Gegenstand seiner Verfolgung aber viel Eitelkeit und Fühlbarkeit hat, so schlägt ihm sein Zweck selten fehl, denn seine Herrschaft über ihr Gemüth wird so gewaltsam, daß sie seine Begriffe und Meynungen zu ihren eigenen macht. Und dies geschieht um so leichter, da sie wahrscheinlicher Weise beyde schon vorher gehabt, ehe sie solche förmlich in ihren empfindsamen Charakter aufgenommen hat. Damit sie nun diesen Charakter mit Würde und Anstand behaupten möge, so ist es nothwendig, daß sie die erhabensten Ideen von Mißheyrathen und uneigennütziger Liebe unterhält, daß sie Glücksgüter, Rang und guten Namen, für bloß chimärische Unterscheidungszeichen und pöbelhafte Vorurtheile ansieht.

Der Liebhaber, auf allen Schleichwegen der Betrügereyen zu Hause, und abgerichtet, sich durch jeden Zugang zum Herzen, den Unvorsichtigkeit ohne Wache gelassen, hindurch zu winden, merkt bald, an welcher Seite denselben

selben am besten beyzukommen ist. Er bedient sich dieser Schwäche, und redet mit ihr eine Sprache, die ganz mit ihren eigenen Begriffen übereinstimmend ist. Er greift sie mit ihren eigenen Waffen an, und setzt ihrer Empfindlichkeit, Mischmasch (Rhapsody) entgegen. Er zeigt eine so uneingeschränkte Verachtung gegen Geld und Gut, daß sie es für ihre Schuldigkeit hält, ihm eine so edelmüthige Entsagung zu vergelten. Sie sieht jede Klage die er über seine eigene Unwürdigkeit führt, als eine neue rechtmäßige Forderung an, der ihre Dankbarkeit entsprechen muß, und sie macht sich einen Ehrenpunkt daraus, ihm diejenigen Glücksgüter aufzuopfern, die sein Edelmuth nicht bemerken will. Bekänntnisse von Demuth sind die gemeinen Kunstgriffe der Stolzen, Betheurungen von Uneigennützigkeit, die Zuflucht der Raubsüchtigen, und bey alle dem Unheil, das die Empfindsamen schleichenderweise stiften, gelingt ihnen kein Betrug besser, als wenn sie äußerlich gegen diejenigen zeitlichen Vortheile die kälteste Gleichgültigkeit blicken lassen, die doch ihr einziger und größter Zweck sind.

Ein empfindsames Mädchen hat sehr selten einen Zweifel wegen ihrer persönlichen Schönheit, denn sie betrachtet täglich nichts als sich selbst, und hört auch bloß von ihr selbst andere sprechen, wie könnte sie sich denn darum bekümmern eine Wahrheit bestätigt zu sehen, die für sich selbst redet? Aber sie begreift, daß ihre Ansprüche auf Verstand leichter bezweifelt werden können, und aus dieser Ursach verschlingt sie jedes Compliment, das man ihren weniger in die Augen fallenden und mehr verfeinerten Vollkommenheiten macht, begierig. Sie ist überzeugt, daß die Mannspersonen nur ihre Augen öffnen dürfen, um ihr Schönheit zuzustehen, weil nur dieses der überzeugendste Beweis von dem Geschmack, der Empfindung und der Feinheit ihres Bewunderers seyn könne, wenn er solche Eigenschaft bey ihr unterscheidet und schätzet. Es fällt einem Manne von solchem Charakter, wie hier vorausgesetzt wird, nicht schwer, sich in ihre Gunst durch Hülfe dieser verborgenen jedoch lenkbaren Schwäche, die man mit Recht den Leitfaden zu ihrem empfindsamen Herzen nennen kann, festzusetzen. Er stellt sich, als wenn er über ihre Schönheit, welche aller Augen auf sich zieht, und gewöhnliche Herzen bestrickt, hinweg sieht, verwendet seine köstlichsten Lobeserhebungen auf die Schönheit ihres Geistes, und endigt die Gradation der Schmeicheley, damit, daß er ihr zu verstehen giebt, sie sey weit darüber hinaus.

Allein nichts endiget sich mit mehrerer Unlust, als diese so hoch getriebenen Verbindungen, weil die betrügerischen Handlungen bloß deswegen ausgeübt und geduldet werden, damit die Sache zuletzt, gleich gemeinen Bekanntschaften unter dem Monde, durch eine Heyrath beschlossen werden möge. Eben der Reichthum, den der Liebhaber

der noch vor kurzem mit unbeschreiblicher Verachtung anzusehen schien, ist nunmehr das Hauptaugenmerk des Ehemannes, und eben der, welcher noch vor wenigen Wochen in einem Ausbruch empfindsamer Großmuth wünschte, daß sie ein Landmädchen seyn, nichts als ihre Schönheit und einen Hirtenstab besitzen, und mit ihm ihre Tage in einem verliebten und unschuldigen Schäferleben zubringen möchte, eben der, sage ich, hat auf einmal allen Geschmack am Schäferleben und an einem jeden andern Leben worin er sie zur Gesellschafterinn haben soll, verloren. An der andern Seite sie, die noch vor kurzem

Ein Engel war, dem Weyhrauch dampfte, erschrickt, daß sie sich auf einmal aller himmlischen Attribute beraubt findet. Diese ehemalige Gottheit, die auf ihre Schwestern aus den Wolken kaum herabblicken mochte, sieht sich nun von dem Manne den sie erwählt, geringer geschätzt, als ein jedes anderes sterbliches Mädchen. Es fließen für sie keine Zähren einer nachgemachten Leidenschaft mehr, sie sieht keine verstellte Entzückungen weiter, und horcht vergeblich nach der Sprache einer ausstudirten Anbetung. Auf dem Altar ihrer Eitelkeit brennt kein Weihrauch einer falschen Zärtlichkeit mehr, und ihr wird weiter kein Opfer der Schmeicheley gebracht. Kurz die Vergötterung hat ein Ende. – Sie fühlt sich von allen Ehrenstellen und Vorrechten einer Göttinn zu allen und jeden Unvollkommenheiten, Eitelkeiten und Schwachheiten einer schlechten Weibsperson und verachteten Frau herabgewürdiget. Ihre Fehler, die vorhin übersehen oder gar für Tugenden ausgeschrieen wurden, werden nun, wie Cassius sagt, ins Denkbuch getragen, die Leidenschaft, die ihr auf ewig geschworen wurde, dauert nur einige kurze Wochen, und die Gleichgültigkeit, die so himmelweit entfernt zu seyn schien, und sich so wenig vermuthen ließ, daß sie ihr bey dem Heyrathscontracte nicht einmal in den Sinn kam, folgt ihr nun auf der ganzen langweiligen Reise ihres schalen, leeren und freudenlosen Daseyns.

Dies mag genug von der empfindsamen Geschichte gesagt seyn! Wenn man zurück geht, und auf den Anfang derselben sieht, so wird man finden, daß ein Frauenzimmer von diesem Schlage sich ursprünglich den Kopf durch eine schädliche Lektüre verrücket und ihre Krankheit durch unvorsichtige Bekanntschaft gestärkt hat. Sie unterläßt nie, sich eine beliebte Vertraute von ihrer eigenen Gedenkungsart und Laune auszusuchen, die jedoch, wenn es sich ändern läßt, nicht völlig so hübsch, wie sie selbst ist, seyn darf. Nun folgt eine heftige Vertraulichkeit, oder vielmehr, um die Sprache der Empfindsamkeit zu reden, eine innigliche Seelenvereinigung, die durch einen geheimen weitläuftigen Briefwechsel aufs höchste getrieben wird, wenn sie auch gleich beyde in derselben Straße, oder wohl gar in Einem Hause mit einander wohnen. Dies ist die brennbare

bare Materie, die hauptsächlich die gefährlichen Flammen der Empfindsamkeit nähret. Durch Hülfe dieses Briefwechsels bestärken die beyden Freundinnen einander in den falschen und schwärmerischen Begriffen. Sie stellen sich die romanenmäßige Liebe als das allerwichtigste Geschäfft des menschlichen Lebens vor. Sie halten alle andere Angelegenheiten für viel zu gering und verächtlich, als daß so erhabene Wesen Aufmerksamkeit darauf verwenden sollten, und glauben, daß sie nur bloß für die Töchter des niedern Pöbels gehören. In diesen Briefen werden Familiensachen von der unrechten Seite vorgestellt, Hausgeheimnisse ausgeplaudert, und häusliche Unfälle vergrößert. Sie wimmeln von Gelübden einer ewigen Freundschaft und Betheurungen einer endlosen Liebe. Ausrufungen und Gedankenstriche sind die Hauptschönheit in diesen Briefen. Ein jedes darin enthaltenes Lob ist ausschweifend und übertrieben, und jeder Tadel hat weder Maaß noch Ziel. Ihren Günstlingen wird jedes Gebrechen zur Tugend, ihren Feinden aber zum Laster gemacht. Die dramatischen Poeten und vornemlich die zärtlichen und romanenmäßigen werden bey jeder Zeile citiret; alle schwülstige und pathetische Gedanken verdrehet die schöne Scribentinn so lange, bis sie auf die Umstände einer Herzensangelegenheit passen. Alicia schreibt nach ihren heldenmüthigen, und Monimia nach ihren sanften Empfindungen.

Die Väter haben Felsenherzen. Ein Ausdruck, der ein Königreich werth ist, und bey jeder Gelegenheit mit Nachdruck und Begeisterung gebraucht wird. Die kriechende Seele und die niederträchtige Gemüthsart ihrer Aeltern ist eine Lieblingsmaterie ihres Briefwechsels, und wo sie unvernünftig genug seyn sollten, sich beygehen zu lassen, daß sie die Lektüre ihrer Töchter einrichten, sich in die Wahl ihrer Freunde mischen, oder ihren wichtigen Briefwechsel unterbrechen wollten, so haben sie zuverläßig von denselben weder Gnade noch Barmherzigkeit zu hoffen. Und gleichwie diese junge Frauenzimmer fruchtbar in Erfindungen sind, und ihren Geist auf keine angenehmere Weise beschäfftigen können, als wenn sie denselben anstrengen, Auswege zu suchen, so geht es ihnen bey ihren interessantesten Vorfällen nicht eher recht nach Wunsche, als wenn sie eine Art von Härte und Verfolgung mit hineinflechten können. Alsdenn geht die Sache zum Entzücken. Ein verbotener Briefwechsel ist einer von den allerwichtigsten Vorfällen in dem empfindsamen Leben, und verstohlner Weise Briefe annehmen können, macht die höchste Glückseligkeit einer empfindsamen Dame aus.

Nichts gleicht dem Erstaunen, in welches diese hochfliegenden Geister gerathen, wenn ihre ungekünstelten Freunde, oder ihre verständigen Anverwandten sich beygehen lassen eine oder andere Unregelmäßigkeit in ihrer Aufführung tadeln zu wollen. Und wenn diese würdige Leute schon etwas bey Jahren

 sind;

sind; so schaut die empfindsame Schöne verächtlich und mit einer Art von Mitleid auf sie herab, und kann sich nicht genug verwundern, wie so veraltete armselige Geschöpfe das Herz haben, sich zu Richtern aufwerfen zu wollen, was sich für Frauenzimmer von einem so verfeinerten Gefühl, von so großem Scharfsinne und so ausgebreiteter Lektüre schicke, oder nicht schicke. Sie sehen sie als erbärmliche Köpfe an, die sich ganz keine Begriffe von dem erhabenen Vergnügen machen können, das eine feine und auf das höchste getriebene Leidenschaft gewähret. Sie halten sie für Tyrannen, deren Gewalt man verachten müsse, und für Kundschafter, deren Wachsamkeit zu betrügen eine Lust ist. Sie nennen die Klugheit dieser würdigen Freunde Argwohn, und ihre Erfahrung Aberwitz. Denn sie sind überzeugt, daß seit der Zeit, da ihre Aeltern noch jung gewesen, sich die Gestalt der Dinge ganz und gar geändert habe, und wenn sie gleich in Ansehung ihrer eigenen Angelegenheiten zur Noth zu urtheilen vermögend seyn sollten, so wären sie dennoch bey allen Vortheilen der Erkenntnisse und Beobachtungen auf keine Weise geschickt, ihre unendlich erleuchtetern Töchter zu regieren, die, wenn sie erst einen guten Theil des empfindsamen Weges zurückgelegt haben, ihrer Mütter Rathschläge eben so wenig hören, als wenn man ihnen zumuthen wollte, im Nachtzeuge Besuch zu geben.

Uebrigens zeigen junge Leute ihre Unwissenheit und Schwäche nirgend deutlicher, als durch das übertriebene Vertrauen, das sie zu ihrer Urtheilskraft haben, und durch die Geringschätzung die sie gegen die Meynungen derjenigen hegen, die länger in der Welt gelebt haben. Die Jugend hat eine gewisse Schnelligkeit im Begriff, die sie nur gar zu leicht für Scharfsinn und Penetration hält. Aber so viel Geschick auch die Jugend hat, und zu haben sich einbildet, so ist sie dennoch sehr kurzsichtig, und das nicht mehr, als wenn sie die Lehren der Weisen und die Ermahnungen der Alten scheel ansieht. Zu deren ihren Zeiten hatten die nemlichen Laster und Thorheiten ihren Einfluß auf das menschliche Herz, welche sich jetzt auf eben dieselbe Weise äußern. Ein gewisser Mann, der die Welt und ihre verschiedenen Eitelkeiten sehr wohl kannte, hat gesagt: Das nemliche Ding, das gewesen ist, wird wieder werden, und was vorhin geschehen, wird dereinst wieder geschehen, so daß nichts Neues unter der Sonne ist. Es ist also ein Theil des empfindsamen Charakters, sich einzubilden, daß Niemand als junge hübsche Leute einiges Recht zu dem Vergnügen der Gesellschaft und zu den allgemeinen Wohlthaten und Segen des Lebens habe. Frauenzimmer von diesem Schlage lassen also die stolzeste Verachtung gegen häusliche Tugenden und dasjenige was man im gemeinen Leben gute Eigenschaften nennet, blicken; und dies ist eine natürliche Folge. Denn so wie diese Art von Empfindsamkeit bloß ein Aus-

Auswuchs des Müssigganges ist, so haben diejenigen die anhaltend sich beschäfftigen weder Zeit noch Lust sich damit abzugeben.

Ein empfindsames Frauenzimmer schätzt sich hauptsächlich wegen der Erweiterung ihrer Begriffe, und wegen des freyen Weges, den sie im Denken eingeschlagen ist. Diese Hoheit der Seele offenbaret sich vornemlich durch die Verachtung der kleinen Delicatessen und geringen Wohlanständigkeiten, die, so unbeträchtlich sie auch einzeln seyn mögen, dennoch zusammen genommen, die Würdigkeit des Charakters mit bestimmen helfen, und ein Zügel für die Leichtsinnigkeit des jüngern Theils des weiblichen Geschlechts zu seyn pflegen.

Vielleicht nimmt der Irrthum, worüber hier geklagt wird; seinen Ursprung daher, daß man Empfindsamkeit mit Grundsätzen verwechselt. Beyde sind himmelweit von einander unterschieden. Empfindsamkeit ist Tugend in Gedanken, und Grundsätze Tugend im Handeln; Empfindsamkeit sitzt im Kopfe, Grundsätze aber wohnen im Herzen. Empfindsamkeit flößt feine Reden und subtile Unterscheidungen ein, Grundsätze wirken anpassende Begriffe, und bringen nach Maaßgabe derselben gute Handlungen hervor. Empfindsamkeit verfeinert die Einfalt der Wahrheit und das Plane der Gottesfurcht hinweg, und giebt uns, wie ein berühmter witziger Kopf von einem seiner nicht weniger berühmten Zeitgenossen sagt, Tugend in Worten, und Laster in der That. Empfindsamkeit gleicht einem Athenienser, der da wußte was Recht war, und Grundsatz einem Lacedämonier, der es ausübte.

Ob ich gleich mit einiger Schärfe gegen die Empfindsamkeit, in sofern sie Grundsätzen entgegen steht, gesprochen, so bin ich dennoch überzeugt, daß eine wahre und ächte Empfindsamkeit (nicht die Art die ich bisher beschrieben habe) mit Grundsätzen gar wohl verbunden seyn, und ihnen den hellesten Glanz und die einnehmendsten Annehmlichkeiten mittheilen kann. Enthusiasmus ist so weit entfernt unangenehm zu seyn, daß ein einnehmendes Frauenzimmer vielleicht einen Theil davon schlechterdings nöthig hat. Aber es muß ein Enthusiasmus des Herzens und nicht des Kopfes seyn. Es muß der Enthusiasmus seyn, der mit einem fühlbaren Gemüthe aufwächst, und den man bey einer tugendhaften Erziehung gern sieht, nicht, der, welcher mit unregelmäßigen Leidenschaften vermischt und künstlich durch Bücher voll unnatürlicher Erdichtungen und unglaublicher Abentheuer verfeinert wird. Ich gehe gar so weit, zu versichern, daß ein junges Frauenzimmer keine wirkliche Größe der Seele und keine erhabene Grundsätze besitzen kann, wenn sie nicht einen kleinen Anstrich von demjenigen hat, was man zwar im gemeinen Leben romanenmäßig nennet, was aber Personen von einer gewissen Gedenkungsart für die Wirkung eines feinern Gefühls und jener reizenden Empfindlichkeit hal-

halten, ohne welche ein Frauenzimmer zwar schätzbar seyn kann, aber nie für liebenswürdig gehalten werden wird.

Aber dieses gefährliche Verdienst kann nicht scharf genug bewacht werden, weil es nur gar zu geschickt ist, diejenigen die solches besitzen in Verlegenheiten zu bringen, von welchen wenige interessante Charaktere befreyet bleiben. Junge Frauenzimmer von starker Empfindlichkeit, können durch Liebenswürdigkeit ihres Temperaments in die größten Widerwärtigkeiten gerathen. Ihr Geschmack sind Leidenschaften, sie lieben und hassen von ganzem Herzen, und lassen, wenn sie sich an eine Sache hängen wollen, sich kaum so viel Zeit deren Vorzügliches erst zu fühlen. Wenn ein unschuldiges Mädchen mit einem solchen aufrichtigen, offenen und zärtlichen Herzen eine Person ihres Geschlechts und Alters antrifft, deren Betragen und Manieren einnehmend sind, so fühlt sie sogleich ein brennendes Verlangen mit derselben Freundschaft zu stiften. Sie fühlt die lebhafteste Ungedult über den Zwang der Gesellschaft, und die als Wohlanständigkeit eingeführten Gebräuche. Sie sehnet sich mit ihr allein zu seyn, sehnt sich, ihr die Wärme ihrer Zärtlichkeit zu versichern und setzt großmüthig alle die guten Eigenschaften die sie in ihrem eignen Herzen fühlt, auf die Rechnung der schönen Fremden, oder sie legt ihr vielmehr alle die Vorzüge bey, die sie durch ihre Lektüre bey einer Menge von Heldinnen zerstreuet angetroffen hat. Sie ist versichert, daß ihre neue Freundinn solche zusammen in sich vereiniget habe. Sollte es sich zutragen, daß sich ihre Mutter etwas Nachtheiliges in Ansehung des Charakters oder der Gedenkungsart der schönen Unbekannten sollte verlauten lassen, so würde das unerfahrne Mädchen sie für grausam und schmähsüchtig halten. Sie würde die vorsichtigen Winke mißkennen, und für Wirkung einer unfreundlichen Gemüthsbeschaffenheit halten. Wenn sie auch anfänglich mit einer großmüthigen Ungedult zuhören sollte, so würde sie sich dennoch zuletzt einer kalten stillschweigenden Verachtung nicht erwehren können. Ja sie würde alles für die Wirkung des Vorurtheils, falscher Vorstellung und Unwissenheit erklären. Je größer der Tadel wäre, desto heftiger würde sie insgeheim betheuren, daß ihre Freundschaft für dieses süße beleidigte Geschöpf (das durch den schimpflichen Argwohn in ihrer Hochachtung nur mehr gestiegen ist) keine Grenzen kennen solle, weil sie versichert ist, daß solche auch nie ein Ende nehmen könne.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Montag, den 27ten April 1778.

Schluß der Gedanken über die Gefahr empfindsamer und romanenmäßiger Bekanntschaften.

Immittelst ist dieses zuversichtliche Vertrauen, dieser ehrenwerthe Leichtsinn in dieser ersten Periode des Lebens so liebenswürdig als natürlich, und wird, wenn er weislich behandelt und gewartet wird, zu seiner ihm eigenen Jahrszeit Früchte tragen, die unendlich mehr werth sind, als alle wachsame Vorsicht einer frühreifen und mithin gekünstelten Klugheit. Mannspersonen werden, wie mir dünkt, selten so schnell von einer zum Besten ihres gleichen gefaßten voreiligen Meynung überrascht. Sie sind nicht so frey von Argwohn, werden auch nicht so leicht von einer überwiegenden Einbildungskraft fortgeleitet. Sie verbinden sich mit mehr Behutsamkeit, und gehen durch die verschiedenen Stationen der Bekanntschaft, Innigkeit und Vertraulichkeit mit langsamen Schritten. Aber Frauenzimmer, wenn sie auch zuweilen in der Wahl einer Freundinn sich betrogen sehen, finden dennoch auch dann noch einen höhern Grad von Zufriedenheit, als wenn sie gar niemals getrauet hätten. Denn immer in dem dornichten Harnisch des Mißtrauens einhergehen, ist fürwahr unausstehlicher, als zuweilen Gefahr zu laufen, ein vorübergehendes Unrecht dulden zu müssen.

Obige Bemerkungen gehen lediglich junge unerfahrne Frauenzimmer an. Denn ich bin völlig überzeugt, daß das schöne Geschlecht einer eben so treuen und dauerhaften Freundschaft fähig ist, als das unsrige. Sie sind nicht bloß zu einer enthusiastischen Zärtlichkeit, sondern auch zu einer gründlich treuen Verbindung geschickt, und wenn wir unter ihnen nicht eben so wichtige Beyspiele aufstellen können, als die vom Nisus und Euryalus, vom Theseus und Pirithous, vom Pylades und Orest sind, so muß man bedenken, daß diejenigen die diese Charaktere aufgezeichnet haben Mannspersonen gewesen sind, und daß sie lediglich dem Gehirn der Poeten ihr Daseyn zu danken haben.

So weit der Britte!

* * *

Daß leider, seitdem Sterne mit seinen empfindsamen Reisen auch in einem deutschen Gewand zum Vorschein gekommen, ein großer Theil unsrer Schönen, die sich viel mit Lektüre beschäfftigen, von allen Affektationen und Grimassen, worüber der Engländer klagt, angesteckt worden, braucht ganz keines Beweises. Fast in allen Gesellschaften belesener Frauenzimmer fließt das Wort empfindsam von schönen und häßlichen Lippen, obgleich solches unter uns vor wenig Jahren noch eben so unbekannt als jenseits des Meeres war. Und wenn der Engländer die sogenannte Empfindsamkeit schon ledigen Frauenzimmern für so nachtheilig hält, so wird sie solches bey Verehlichten noch mehr. Es ist natürlich, daß diejenige Frau, welche ihren größten Vorzug darin setzt die allerweichste und allerzärtlichste Seele im Busen zu haben, stets auf den Händen getragen seyn will. Wehe dem Manne, der sie nicht unaufhörlich anlächelt, und alles was er mit ihr spricht, überzuckert. Ihre Seele zerschmilzt bey den Leiden ihrer Kinder. Es ist ihr unmöglich solche auszudauren, sie fliehet und überläßt die Hülflosen der viehischen Behandlung feiler Wärterinnen. Statt daß sie ihren Mann bey widrigen Vorfallenheiten durch sanfte Theilnehmung und freundschaftliches Zureden aufmuntern soll, muß dieser, um Ohnmachten und Nervenkrankheiten zu verhüten, zur Vermehrung seines Verdrusses sorgfältig bemüht seyn zu verhindern, daß ihr nichts unangenehmes zu Ohren komme. Möchte indessen dieses thörichte Vorurtheil, wenn es ja in der besten Welt zu Hause seyn soll, doch lediglich bey dem schönen Geschlechte wohnen! Aber daß Hermanns und Wittekinds Enkel, daß Männer einer Nation, die von je her den Ruhm einer ernsthaften und gründlichen Denkungsart gehabt, und bey den widrigsten Vorfällen Muth und Standhaftigkeit bewiesen hat, anfangen, sich Leib und Seele zu verzärteln, und in einer weiblischen Empfindsamkeit Ehre zu suchen, das ist fürwahr unausstehlich. Ehrwürdige Priester, ernsthafte Obrigkeiten, legen ihre Gesichter in empfindsame Falten, und spielen mit beinernen Lorenzo Dosen. Wir thun empfindsame Reisen durch die Kirchen, Visitenstuben, Schlafkammern, und Gott weiß, wo sonst noch durch. Unsere Barden singen minniglich, liegen Tag und Nacht, wie sie uns vorzwitschern, minnewund darnieder, und lechzen nach Minnelohne. Und so wie eine verzärtelte Seele ganz gewiß auch ihren Körper verzärtelt; so sehen wir auch bereits, daß unsere minnigliche, empfindsame, junge Männer schon im Novembermonate nicht mehr aus einem Hause ins andere gehen können, ohne sich vom Kopf bis auf die Füße in Wolfsfelle eingehüllt zu haben. Fürwahr, wenn wir es, wie bisher geschehen, bloß bey dem vielen Schreiben von der Erziehungskunst bewenden lassen, und davon gar nichts zur

Ausübung bringen, wenn wir nicht bald etwas von Jean Jaques Rousseau Behandlungen seines Emils mit in den Erziehungsplan für unsere Söhne einweben wollen, so wird die empfindsame Seuche sich zum Erstaunen verbreiten, und als ein Krebs um sich fressen. Wir werden bald keinen Criminalrichter mehr haben, der ohne ein Riechbüchschen vor die Nase zu halten, einen Mordbrenner hinrichten sehen kann, und die Nachfolger unsrer Helden von Crevelt, von Minden, von Frielinghausen und Grävenstein, werden bey dem geringsten Staubregen nicht mehr ohne Regenschirm auf die Wache ziehen können.

Damnosa quid non imminuit dies!
Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos,
Progeniem vitiosiorem. —

Göttingen. J.

Ein Beytrag zur Geschichte des Aberglaubens.

Ohne dem Jahrhunderte und dem Welttheile, in welchem ich und meine Leser leben, ein orientalisches Compliment zu machen, kann man zu ihrem Ruhme sicher sagen, daß das Licht der Philosophie vorhin und noch jetzt in einigen Weltgegenden noch nie heller gebrannt, noch niemals seine Klarheit über alle Theile der menschlichen Erkenntnisse so stark verbreitet, und besonders noch nie einen so wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung und Unterweisung der Jugend gehabt habe, als jetzt bey uns. Und dennoch sind selbst da, wohin dieses Licht die stärksten Strahlen wirft, dicke Dunkelheiten übrig: denn es war nicht nur möglich, sondern es geschah wirklich, daß in unsern Tagen und selbst in Deutschland die Albernheiten eines Swedenborg, Schröpfer und Gaßner Glauben und Vertheidiger fanden, und sogar Gelehrte irre machten. Dieser große Contrast muß nothwendig jeden, welchem alles, was die Menschheit angeht, interessant ist, mit Recht in Verwunderung setzen; ihn aber auch zugleich auf die Bemerkung führen, daß eine neue Auflage von Beckers bezauberter Welt, philosophische Untersuchungen der Dämonologie, und Nachforschungen in der Geschichte des Aberglaubens, für unsere Zeiten noch gar nichts überflüßiges geworden sind: und ich hoffe also, daß es der Beytrag zu letzterer, den ich jetzt mitzutheilen im Begriffe bin, gleichfalls nicht seyn werde.

Die Begebenheit die ich zu erzählen habe, betrifft ein junges Frauenzimmer, deren Aeltern in einer Stadt des Fürstenthums Ostfrießland wohnten, wegen ihres Standes und großen Vermögens zu den vornehmsten dasigen Einwohnern gehörten, und denen das jüngste von ihren Kindern, nach dem Verlust der übrigen, um so viel werther geworden war. Diese ihre einzige Tochter, deren Körper mit so vielen Schönheiten, so wie ihr Herz

mit den feinsten und edelsten Empfindungen geschmückt, und deren guter gesunder Verstand der besten Ausbildung fähig war, würde die vollkommenste Liebenswürdigkeit erreicht haben, wenn das unglückliche Vorurtheil: daß Reichthum die sicherste Quelle aller Vorzüge und Freuden des menschlichen Lebens sey, der innigsten Liebe ihrer Aeltern nicht eine ganz falsche Richtung gegeben hätte; und sie mehr darauf bedacht gewesen wären, ihrer Tochter die Vortheile einer guten Erziehung, als den Besitz großer Reichthümer zu verschaffen. Durch unabläßige Bestrebungen zur Erreichung dieses letzten Zwecks, eine ängstliche Sorgfalt für ihre Gesundheit, und veranstaltete Unterweisungen in den ersten catechetischen Grundsätzen der Religion, in häuslichen Geschäfften, und in einigen körperlichen Geschicklichkeiten glaubten sie ihren Pflichten nicht nur ein völliges Genüge geleistet, sondern auch die stärksten Beweise der zärtlichsten Vorsorge für das größte Kleinod ihrer Glückseligkeit gegeben zu haben.

Mariane hatte solchergestalt der glücklichen natürlichen Anlage ihres Verstandes und Herzens, gewissen zufälligen, zu deren Entwickelung günstigen Gelegenheiten, und der Lesung einiger wenigen guten Bücher gewiß mehr, als jener Erziehung, es zu verdanken, daß sie alles Wahre, Schöne und Gute so schnell, und oft so richtig bemerkte, so lebhaft fühlte, und so gern zur Richtschnur ihrer Handlungen machte: nur konnte alles dieses die tiefen Eindrücke abergläubischer Begriffe in ihrer Seele, welche sie von denen, denen ihre Erziehung anvertrauet war, und solchen Personen bekam, deren Versicherungen sie völlig zu glauben sich verpflichtet hielt, weder Anfangs verhüten, noch hernachmals wieder wegschaffen.

Von ihrer frühesten Kindheit an hatte die nahe Verwandtschaft und der öftere Umgang mit einem Jünglinge, welcher des Besitzes dieser Mariane vollkommen werth war, beyder Herzen von den Empfindungen der Hochachtung und Freundschaft unvermerkt durch alle Stuffen bis zu denjenigen der zärtlichsten Zuneigung hingeleitet, und Mariane überließ sich derselben um so mehr ohne Bedenken, da ihre Aeltern solche zu begünstigen schienen.

Da des Jünglings Aeltern für seine künftige Bestimmung eine Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und England nöthig fanden; so mußten sich beyde Verliebte freylich auf einige Zeit von einander trennen, und diese Trennung endigte sich, wie alle Trennungen dieser Art, mit den wärmsten Versicherungen der dauerhaftesten Liebe.

Marianens Aeltern waren mit dieser Reise von ganzem Herzen unzufrieden: denn für sie war es ein unwiderleglicher Grundsatz: daß durch solche Reisen uralte väterliche Sitte und Brauch verunstaltet, der Reisende zu einem stillen häuslichen Leben verdorben, und was das schlimmste sey, ein großer Theil des Vermögens verschleudert werde.

Dies

Dies machte Marianen nicht den mindesten Kummer. Ihre Gedanken und Empfindungen waren, ohne alle weitere Rücksichten, bloß auf das, was ihrem Herzen so unentbehrlich geworden, und ihr nun auf lange Zeit genommen war, und auf die Gefahr es vielleicht auf immer zu verlieren, geheftet. In dieser Gemüthsverfassung hatte die vertrauliche Freundschaft mit einem Frauenzimmer von gleichem Stande und Alter, und der Briefwechsel, welchen sie mit ihrem Geliebten unterhielt, für sie einen unschätzbaren Werth, weil die Gespräche mit ersterer, und der Inhalt des leztern mit jenen Gedanken und Empfindungen so genau zusammen paßten.

Sie wurde aber bald noch durch einen andern unangenehmen Vorfall, nemlich durch die unabläßigen Heyrathsanträge eines Mannes von gleichem Reichthum und noch höherm Range, als der ihrige war, um desto empfindlicher beunruhigt, da ihre Aeltern diese Anträge mit den dringendsten Bitten und Ermahnungen unterstüzten, und sich in Betracht des abwesenden Jünglings, welcher sich bloß des Herzens seiner Mariane, aber noch nicht der ganzen, lauten Einwilligung beyderseitiger Aeltern nach allen wohl hergebrachten Formalitäten versichert hatte, zu nichts verpflichtet hielten.

Marianens offenherzige und wiederholte Erklärung, daß eine solche Veränderung ihrer Neigung durchaus nicht in ihrer Gewalt sey, daß sie ein erlogenes Angelöbniß ehelicher Liebe und Hochschäzung unter der Larve der ehrwürdigsten Religionsgebräuche als eine verruchte Schandthat verabscheue, und daß selbst alsdann, wenn ihr Herz frey wäre, die Verbindung mit einem Manne, dessen Grundsäze und Handlungen den ihrigen auf so vielerley Art entgegen wären, für beyde unausbleiblich die traurigsten Folgen haben werde, konnte zwar den leztern von der Fortsezung seiner Bewerbungen nicht abschrecken, machte jedoch bey ihren Aeltern so viel Eindruck, daß sie von diesen nicht mit Vorwürfen, Befehlen und Drohungen gekränkt, auch ihr nicht einmal die Fortdauer des Briefwechsels mit ihrem Geliebten untersagt wurde. Aber auch dieser für sie so trostvolle Briefwechsel wurde nach einigen Monaten gänzlich unterbrochen.

Nach langem sehnlichen Erwarten erhielten des Jünglings Aeltern von einem Einwohner eines kleinen am Fuße der Alpen belegenen französischen Städtchens einen Brief, worin ihnen die äußerst gefährliche Krankheit ihres Sohns angezeigt wurde; und bald hernach abermals ein Schreiben daher, welches eine umständliche Beschreibung seines Absterbens und Begräbnisses, auch die Nachricht enthielt, daß man die Kösten der Krankheit und der Beerdigung von dem Nachlasse bestritten, und der Königl. Fiscus den Ueberrest, vermöge des Droit d'Aubaine, an sich genommen habe.

Da unsere Seele nie geneigter ist, die Möglichkeiten des Gegentheils von einer Sache aufzusuchen, und jeden An=

Anschein hievon für große Wahrscheinlichkeit, oder gar für Wahrheit selbst zu halten, als wenn uns ein außerordentlich schmerzhafter Vorfall angekündigt wird; so hatte Mariane auch kaum die erste heftige Betäubung von Schrecken und Betrübniß überstanden, als sie sogleich auf den Gedanken verfiel: daß es möglich, bey dem Aufenthalte in einem weit entlegenen Lande nicht unwahrscheinlich, auch schon wirklich mehrmals geschehen sey, daß man Personen wegen der Aehnlichkeit oder der falschen Angabe ihrer Namen mit einander verwechselt, und solchergestalt zuweilen denjenigen glücklich wieder gesehen habe, dessen Absterben man schon längst beweint und betrauret hatte. Dieser Zweifel bemächtigte sich ihrer Seele so gänzlich, und mit ihm verbanden sich die abergläubischen Vorstellungen von magischer Erscheinung abwesender und verstorbener Personen so fest, daß sie in dem für jedes Herz so äußerst peinlichen Hin- und Herschwanken zwischen Furcht und Hoffnung – ein Zustand, aus welchem man sich, es koste auch was es wolle, so gern herauszureißen sucht, – nicht nur gegen ihre vertraute Freundinn, sondern auch wohl gegen andere den Wunsch äußerte, auf irgend eine Art, und sollte es auch durch eine solche Erscheinung geschehen, von dem Grunde oder Ungrunde jener traurigen Nachricht vergewissert zu werden. Zur Befriedigung dieses sehnlichen Wunsches hoffte sie nach Verlaufe einiger Zeit endlich gelangen zu können, da sich ein Gerücht verbreitete, daß an einem nicht weit entfernten Orte ein altes Weib zu finden sey, welche durch Darstellung der Geister in kenntlichen körperlichen Figuren die verborgensten Geheimnisse der verflossenen und zukünftigen Zeiten entdecken könne. Mariane faßte sogleich den Entschluß, hievon Gebrauch zu machen: und ihre eben so abergläubisch erzogene Freundinn, welche ihr die mit einer solchen Erscheinung verknüpften Schrecken und Gefahren vergebens vorgestellt hatte, gieng endlich in ihrer freundschaftlichen Liebe und Gefälligkeit so weit, daß sie sich verbindlich machte, nicht nur zur Erfüllung jenes Vorhabens allen Beystand, sondern auch Marianen so gar bey der Erscheinung selbst Gesellschaft zu leisten. Nach einer geheimen Unterredung mit jener Meisterinn großer Zauberkünste, und auf deren Versicherung, daß Marianens Geliebter, wenn er noch am Leben sey, in seiner gewöhnlichen ihr bekannten Gestalt und Kleidung lebend, im Falle aber, da er wirklich gestorben seyn sollte, todt im Sarge liegend vor ihr erscheinen solle, verabredeten nunmehr beyde Freundinnen die Ausführung ihres Plans, und fanden hiezu einen von den Tagen, da Marianens Aeltern sich auf ihrem Landgute aufhalten, und Mariane, wegen der ihr aufgegebenen häuslichen Geschäffte, in der Stadt zurückbleiben würde, am bequemsten.

An einem von diesen Tagen wurden also des Abends um 11 Uhr in

Ma-

Marianens Schlafkammer ein Paar mit allerley seltsamen Figuren bemahlte Lichter angezündet, und von der Zauberinn alle die abentheuerlichen Zurüstungen gemacht, womit dergleichen Betrüger sich und ihren Gaukeleyen ein vielbedeutendes Ansehn zu geben pflegen. Sie entfernte sich hierauf, und ertheilte Marianen und ihrer Freundinn die Anweisung, sich in das in einem Winkel dieser Kammer befindliche Bette niederzulegen, und allda die versprochene Erscheinung zu erwarten. Beyde befolgten diese Anweisung in ihrer völligen Kleidung, und sahen nunmehr mit dem bängsten Herzklopfen dem entscheidenden Augenblicke entgegen.

Und nun – nach Verlaufe einer halben Stunde – sehen sie ohne eine menschliche Hand wahrzunehmen, die Thür sich öffnen, – einen offenen Sarg durch dieselbe langsam in die Kammer hereinrücken, – in dem Sarge einen auf die gewöhnliche Art bekleideten Leichnam, – ein Todtengesicht, dem geliebten Jünglinge so ähnlich, – empfinden den Geruch der Verwesung, welcher sich durch das ganze Zimmer verbreitet. Welch ein fürchterlicher Auftritt für Marianen und ihre Freundinn! Bebend und mit ängstlichem Geschrey verhüllen sie ihre Gesichter unter das Deckbette, und verfallen in die tiefste Ohnmacht. Die leztere erwacht zuerst aus der Betäubung, findet, außer dem faulen Geruche, keine Spur von der schrecklichen Erscheinung mehr, rufet Bediente zu Hülfe, läßt einen Arzt holen, und seine und ihre Bemühungen bringen endlich Marianen ins Leben zurück. Aber sie war in einem entsetzlichen Zustande. Ein so übermäßiger Schrecken und Schmerz hatte sie in ein hitziges Fieber, und in eine unaufhörliche Raserey gestürzt, in welcher sie ihr Leben am fünften Tage endigte.

Nach Ablaufe eines Jahrs kam der unglückliche Jüngling in sein Vaterland zurück, sah mit Marianens Tode die besten Freuden seines Lebens vernichtet, fühlte allen Gram, welchen dieser große Verlust verdiente, ließ es aber nicht bey bloßem Wehklagen bewenden, sondern suchte, fragte und forschte so lange, bis er alles, was zu Marianens Tode Veranlassung gegeben hatte, – das ganze Geheimniß der Bosheit aufs zuverläßigste entdeckte. Sein Nebenbuhler hatte die Nachrichten von seinem Absterben und Begräbnisse erdichtet, seine Briefe aufzufangen Gelegenheit gefunden und solche vernichtet, und das alte Weib, welche die Rolle der Zauberinn spielte, und ihren Gehülfen, einen Bedienten in Marianens Hause, erkauft, und diese beyden hatten den Sarg, in welchem unter der menschlichen Figur im Todtenkittel eine halb vermoderte Katze lag, des Nachts durch eine Hinterthür ins Haus gebracht, in Marianens Schlafkammer hinein geschoben, und während ihrer Ohnmacht mit den übrigen Zauberanstaltē wieder weggeschafft.

Marianens Freundinn, deren ich so oft erwähnt, und welche ich als eine sehr

sehr verehrenswerthe Dame in den letzten Jahren ihres hohen Alters bis zu ihrem vor einigen Jahren erfolgten Ableben gekannt habe, ist eben diejenige, welche jene Begebenheit, an welcher sie so vielen Antheil gehabt hatte, mir und ihren Freunden, und sehr oft ihren Kindern und Enkeln als die erste Veranlassung zu ihrer Bekehrung von abergläubischen Begriffen erzählt hat: und sie war eine so eifrige und unveränderliche Freundinn der Wahrheit, daß sie sich davon in allem, was sie sagte, wissentlich niemals, und alsdann, wenn es auf die Bildung des Verstandes und des Herzens ihrer Kinder und Enkel ankam, am wenigsten entfernte, und fest überzeugt war, daß in diesem letztern Betrachte jede, auch eine wohlgemeynte Unwahrheit nie erlaubt, auch in keinem Falle unvermeidlich nöthig, und allemal von schädlichen Folgen sey.

J. N. E.

Moralische Gedanken über den vielfältig vorkommenden Misbrauch des Worts Gnade.

Du mir geheiligtes Wort Gnade! Nie kann ich an dich ohne die größte Ehrfurcht gedenken.

In deinem Schooße, empfieng mein wahres Leben, das, von einer unbeschreiblichen Glückseligkeit begleitet, Preis sey der göttlichen Erbarmung! nun in Ewigkeit fortdauern soll, seinen ersten Ursprung.

Du bist und bleibest auch, das einzige glückselige Loos so tief gefallener Rebellen, die nun in der Ordnung des Heils von dir ihre Errettung erwarten kön̄en.

Wie wirst du denn doch zu unsern Zeiten so sehr gemisbraucht? Da unsere verderbten Sitten deinen ehrwürdigen Namen, unter seinen Wehrt so weit herunter gesetzt haben, daß auch oft eine kriechende Gewohnheit, welche Hochmuth und Eigenliebe erzeugen, die Schmeichler beseelt, dich, ohne allen Unterscheid des Standes und der verdienten Hoheit, sterblichen Menschen, denen oft selbst um Gnade bange werden muß, beyzulegen.

Möchte doch der Schmeichler, den Thorheit, oder Einfalt, zum Misbrauch dieses hohen Namens verleiten, ja! möchte derjenige, der oft unverdienter Weise damit beehrt seyn will, doch immer, so oft solcher unbesonnener Weise über die Zunge ihm entgegen rollet, zu seiner Beschämung daran gedenken: wie wenig der Stolze Gnade zu hoffen? und, wie nichtsbedeutend oft seine eingebildete Gnade sey? deren Benennung ihm Heucheley und der Mund des Schmeichlers aufdringen, oder seine Eigenliebe, wohl gar von geringeren gebieterisch fordert.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Freytag, den 1ten May 1778.

Von der Auflösung des Guajacgummi in Taffia, und deren Gebrauch.

Man redet jetzt viel vom Guajacgummi, in Taffia aufgelöst, als einem Specifico wider das Podagra, und andere Gichtarten, und man verspricht sich davon eine Radicalcur, ungeachtet Ovidius, und nach ihm D. Petrus Uffenbach längst gesagt haben:

> Tollere nodoſam neſcit medicina podagram.
>
> Das Podagra und Gleychenweh
> Leſt ſich ausreuten nimmermeh.

Man hat schon lange das Guajacholz und Gummi, welche auf allen Apotheken zu finden sind, wider die Gicht und andere Krankheiten gegeben; aber man ist vermuthlich, so wie ehedem mit der China in intermittirenden Fiebern, und mit der kühlen Behandlung in den Blattern, nicht weit genug damit gegangen. Der Erfinder der Methode, das Guajacgummi, in Taffia aufgelöst, in größern Prisen, und anhaltend zu geben, war ein Karaibe, vermuthlich ein Dilettant der Kunst, oder ein preßhafter Podagrist, den die Noth trieb das erste das beste Hülfsmittel zu ergreifen. Die erste Nachricht hiervon ward uns aus dem *Mercure de France* in dem Hannoverischen Magazin 1777. St. 96. und der Leipziger Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte. B. 3. St. 4. S. 587. u. f. mitgetheilt. Der Herr Doctor Küling in Northeim vermuthete hierauf, (Hannov. Mag. 1778. St. 10.) daß Taffia und Rum einerley Getränk sey, da beydes aus Zuckerrohr bereitet wird. Ich bin auch dieser Meynung gewesen, und einer meiner hiesigen Kranken hat desfalls bereits seit einiger Zeit das in Rum aufgelöste Gummi gebraucht. Da ich aber jetzt ächten Taffia aus Bordeaux erhalten habe, so will ich mit ein Paar Worten mein Schärflein über das neue Specificum mittheilen.

Der Taffia war in gewöhnlichen Champagner- oder Quartiersbouteillen, jede mit einem guten Pfropf und einem Stück Blase versehen, und mit *Taffia de l'Amerique* bezeichnet. Die

Farbe ist gelblich, wie Rum, der Geruch ist aber weit angenehmer, und kommt eher mit dem Arrack überein; im Geschmack gleicht er keinem von beyden; er ist mittelmäßig stark, hängt wie Oel am Glase, und die Gummisolution, welche roth aussieht, schmeckt scharf und piquant, aber nicht unangenehm. Die Bouteille kostete in Bordeaux 50 Sols. – Da die angekommenen Flaschen sogleich mit Gummi zur Destillation verwandt wurden, so habe ich nicht Gelegenheit gehabt, den Taffia genauer zu untersuchen. So viel scheint indessen gewiß, daß Taffia ein vom Rum unterschiedenes Getränk sey, ungeachtet beyde aus Zuckerrohr bereitet werden. Ob aber der Taffia ein so wesentliches Stück sey, und nicht allenfalls durch Rum ersetzt werden könne, will ich nicht entscheiden. Da er indessen so vorzüglich angepriesen worden, so habe ich einem hiesigen Freunde aufgetragen, eine Provision aus Bordeaux kommen zu lassen, welcher dann davon an andere überlassen wird.

Der Bordeausche Kaufmann hatte zugleich in die Taffiakiste einige Unzen sehr gutes Guajacgummi mit beygelegt. „Von diesem *Gomme de Gayac*, schreibt er, müssen anderthalb Unzen, fein zerstoßen, in jede Bouteille gethan, und zusammen vierzehn Tage in der schärfsten Sonne destillirt werden, während der Zeit die Flasche täglich einige male wohl umgeschüttelt wird. Hierauf wird jede Bouteille filtrirt, gut zugekorkt, und in den Keller gelegt. – So bald man merkt, daß das Podagra kommen will, nimmt man jeden Morgen nüchtern einen Eßlöffel voll, nachdem die Flasche vorher wohl umgeschüttelt worden, und fährt damit fort, bis sich die Schmerzen völlig verlieren. Nachher braucht man die Arzney von Zeit zu Zeit drey bis vier Morgen hinter einander, als eine Nachcur, um die Wurzel des Uebels ganz auszurotten. Eine Stunde vor und nach genommener Arzney darf man nichts genießen. Strenge Diät ist dabey nicht nöthig, nur müssen alle Excesse vermieden werden. Kann man Milch vertragen, so thut man wohl, nachdem man die Cur acht Tage gebraucht hat, täglich einmal Milchspeise zu genießen. – Das Mittel ist in Martinique erfunden, und von da hieher gekommen. Ein jeder hat es hier mit dem größten Nutzen gebraucht, und hundert und mehr Personen, unter deren Anzahl ich selbst bin, sind dadurch völlig hergestellt. Verschiedene, die Hände und Füße nicht regen konnten, sind dadurch so gesund als jemals geworden.„ –

Sehr empfehlend sind diese Nachrichten; aber zugegeben, daß das Factum richtig ist, so bleibt doch noch der Zweifel übrig, ob der Anfall nicht wieder kommen werde? denn sonst hätte das Mittel nichts Vorzügliches geleistet. Außerdem ist auffallend, daß ein Mittel, welches an einem Ort, wie Bordeaux, so große Wirkung gethan, durch keinen der dasigen Aerzte untersucht und öffentlich empfohlen worden.

Mein

Mein Kaufmann giebt am Schlusse seines Briefes zwar zu verstehen, daß die Aerzte in Bordeaux Vorurtheile, und noch etwas mehr, gegen das neue Specificum hätten. Aber dem wahren Arzt und Biedermann ist jede Verbesserung und Erweiterung der Kunst angenehm. Er wird kein neues Mittel ohne Untersuchung verwerfen; denn die Kunst ist, wie die reiche Natur, worauf sie sich gründet, mannigfaltig, und die einfachen Mittel sind ihm die besten. Allein da das Publicum schon so oft mit angeblichen Specificis hintergangen worden, und überhaupt nur wenig dergleichen Mittel existiren können, so darf man ihm sein Mistrauen dagegen doch auch nicht verargen.

Künftige Versuche werden entscheiden, in wiefern dieses Mittel Lob verdient, und ob es, wie der Schierling, der Wasserfenchel, die Mesmerschen Magneten, und ähnliche Dinge, die, Anfangs im Carton gelobpriesen, das Publicum eine Zeitlang amüsiren, und dann ziemlich vergessen werden, seinen Ruhm bald überleben, oder als ein wahres und kräftiges Heilmittel in den Pharmacopöen glänzen wird.

Ich meines Theils werde nicht unterlassen, in solchen Fällen, wo man etwas von diesem Mittel erwarten kann, Gebrauch davon zu machen, und demnächst das Resultat dem Publico durch diese Blätter mitzutheilen.

Oldenburg. D. G. A. Gramberg.

Ueber das Wachsthum der Wissenschaften. *)

Etwa vor zehn Jahren brachte Herr Carl Miller, im botanischen Garten zu Cambridge, aus einem einzigen Weizenkorn, drey Metzen und drey Viertel Korn hervor, oder ungefähr fünf hundert und sechs und siebenzig tausend acht hundert und vierzig Körner. Eine erstaunliche Vermehrung! durch wiederholte Zertheilung der Stämme, Absonderung der Seitenschößlinge und beyder Verpflanzung bewirkt.

Eines nicht geringern Zuwachses ist jede Aussaat der Wissenschaften fähig, wenn sie auf einen fruchtbaren Verstand gesäet, und mit solcher Emsigkeit, Erfahrung und Standhaftigkeit gewartet wird. Ueberzeugt den Menschen vom Daseyn Gottes, so keimen aus dieser Wurzel alle Eigenschaften der Gottheit hervor: ihre Einheit, Geistigkeit, Ewigkeit, Unveränderlichkeit, Allmacht, Allgegenwart, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte: diese lassen wieder unzählige Unterabtheilungen zu, jede erweitert unsere Begriffe, und verschafft uns unabsehbare Gegenstände der Betrachtung.

Die Philosophie erhebt sich von der gewöhnlichsten Erscheinung in der Natur,

*) Aus dem Universal Magazine for August 1777.

tur, dem Fall der Körper zur Erde, durch eine geduldige Auflösung, zu dem großen Gesetz der Schwere: und, nachdem sie den Hauptgrundsatz festgesetzt hat, dehnt sie ihn über das Universum aus, und erklärt, vermöge der Zusammensetzung, nicht nur die Phänomene dieser Erde, sondern auch die Revolutionen des ganzen Planetensystems. Was für eine herrliche Ernte der Wissenschaften öffnet sich also unsern Augen!

— — — Hingerissen in Gedanken,
Segl' ich auf der Einbildung wild umherschwärmender Schwinge,
Von den grünen Gränzen der bevölkerten Erde,
Und dem blassen Monde, ihrem folgsamen schönen Begleiter;
Von dem einsamen Mars; von dem weiten Kreise
Jupiters, dessen ungeheure riesenmäßige Größe
Im Aether, wie ein leichtes Laub umhertanzt;
Zu dem dunkeln Gebiet, den Vorstädten des Sonnensystems,
Wo der freudenlose Saturn, unter wäßrigten Monden,
Mit einem hellen Gürtel umgürtet, im dunkeln Pomp,
Einem verbannten Monarchen gleich, sitzt: unerschrocken
Schiff ich alsdann in die spurlosen Tiefen des Raums,
Wo, brennend rings herum, zehn tausend Sonnen scheinen,
Von älterem Strahl; die nicht unsern Erdstern
Um Erlaubniß zu glänzen flehn, noch Licht borgen
Von dem stolzen Regenten unsers kurzen Tags;
Söhne des Morgens, Erstgeborne der Schöpfung,
Und nur geringer als Er, der ihren Pfad bezeichnet,
Und ihre stolzen Räder lenkt. Hier muß ich einhalten,
Oder ist noch etwas jenseits? Welche unsichtbare Hand,
Treibt mich vorwärts durch die glühenden Kreise
Der bewohnten Natur; weit entfernt,
Zu den furchtbaren Grenzen der ewigen Nacht,
Zu den Einöden des weiten unbewohnten Raums,
Den weiten und wilden Wüsten der Schöpfung,
Wo ungeborne Systeme, und unentzündete Sonnen
Im Grabe des Chaos ruhn? Es schwindelt die Einbildungskraft,
Und der erstaunte Gedanke hält seinen kühnen Lauf ein.

Wenn wir aber von der Leiter der Unermeßlichkeit herabsteigen, und das entgegengesetzte Extremum der Natur betrachten, so werden wir finden, daß die Stuffen im Kleinen so unendlich sind als die im Großen; und daß sie Gegenstände der Betrachtung darbieten, die zwar weniger erhaben, aber gleich unerschöpflich sind. Laßt uns, zum Beyspiel, die verschiedenen Classen der Geschöpfe betrachten, vom ungeheuren Hippopotamus, bis zu dem kleinsten Thier, das das Vergrößerungsglas bisher entdeckt hat, wir werden gewiß diese Wahrheit bestätigt finden. Aber noch auffallender wird es uns seyn, wenn wir bemerken, daß wahrscheinlich weit über den Kreis des schärfsten Augs, mit den besten Vergrößerungsgläsern unterstützt, Leben verbreitet sey; und Leben schließt, nach der

der Analogie, in sich, daß die Thiere mit Gliedern versehen sind, die aus Muskeln, Knochen, Blutgefässen und Nerven bestehen. Diese haben wieder ihre zusammengesetzten Theile; deren Theilbarkeit keine Grenzen zu haben scheint.

Die Moral bietet dem Wachsthum und der Vervollkommnung der herrlichsten Kenntnisse ein weites Feld dar. Ein berühmter Dichter bemerkt, daß das eigne Studium des Menschen der Mensch ist: und dies Studium entsteht von den kleinsten Anfängen; erweitert sich, wie die Geisteskräfte sich entwickeln, und faßt, in seinem Fortgange, alle Kräfte und Grundsätze in sich, die die menschliche Natur durch die wiederholten Anblicke existirender Geschöpfe in Bewegung setzen. In der Periode der Kindheit, werden die Begierden und Empfindungen entwikkelt, geübt und verstärkt; sie ertheilen von den umliegenden Gegenständen Unterricht; erregen Aufmerksamkeit, Vergnügen, Erstaunen und Bewunderung; und die Begriffe, die sie verschaffen, werden in der Vorrathskammer des Gedächtnisses aufbewahrt. Bey der öftern Wiederholung angenehmer Eindrücke werden gewisse Gegenstände dem jungen Zuschauer angenehm und geläufig. Er unterscheidet seine Aeltern, Brüder und Schwestern; ist unzufrieden, wenn sie abwesend sind, und erfreut, sie wieder zu sehen. Die Gemüthsbewegungen errichten bald eine moralische Vereinigung, die gegenseitige Gefälligkeiten erhöhn, Dankbarkeit befestigt, und Gewohnheit unzertrennlich macht. Die Ergötzlichkeiten der Kindheit, und die thätigen Bestrebungen der Jugend, fügen an jedem Tage ein neues Glied zu der großen Kette der gesellschaftlichen Liebe. Verbindungen werden vermehrt, gemeinschaftliches Interesse errichtet, gegenseitige Abhänglichkeiten hervorgebracht: und die Grundsätze der Sympathie, Freundschaft, Edelmuth und Zuneigung, erhalten durch Uebung, Lebhaftigkeit, und dadurch, daß man sie nicht tadelt, Stärke. Nun dehnen sich die Kräfte des Verstandes und der Einbildungskraft aus; Neugierde erwacht, und wird auf andere Gegenstände außer den sinnlichen gelenkt; Nacheiferung entsteht; der Durst nach Wissenschaft spornt an, und der Geschmack an Schönheit in allen ihren verschiedenen Gestalten ermuntert das Gemüth zum Studium und zur Betrachtung. Die Scenen der Natur werden in dieser Periode des Lebens mit vorzüglicher Bewunderung und Vergnügen betrachtet; und die Zeichen der Ordnung, Weisheit und Güte, die überall hervorleuchten, erheben die Vorstellungen zu dem großen Vater des Universums, der Quelle des Daseyns, und dem Urheber aller Vollkommenheit. Verehrung glüht im Herzen, Ehrfurcht erfüllt die Gedanken; und Frömmigkeit erhebt die Seele zu einer Unterhaltung mit Gott.

Erhalt, o edelmüthiger Jüngling, die so in deiner Brust entzündete heilige Flamme. „Sie wird ein Licht

 seyn

seyn deinem Fuß, und eine Lampe deinem Pfade.„ Sie wird erhellen deine Verstandeskräfte, erhöhn deine Tugenden; und mit reizenden Strahlen die Blüte des Kummers und der Widerwärtigkeit vertreiben.

Im männlichen Alter beschäfftigen das Bestreben nach Reichthum oder Ehre, die Pflichten der Ehe, die Sorgfalt für eine Familie, und die verschiedenen Pflichten eines jeden Rangs oder Standes, andere Leidenschaften, oder verändern die Stärke und Richtung jener schon geübten.

Das hohe Alter endlich kriecht langsam einher: die Lebhaftigkeit und Wärme edelmüthiger Neigungen werden geschwächt; und Aengstlichkeit, Argwohn, Furchtsamkeit und die Liebe zum Gelde, bemeistern sich unvermerkt der Seele. Das Leben wird schätzbarer, je näher das Ende heranrückt; und die Mittel des Vergnügens werden am meisten geschätzt, wenn die Absicht, zu der sie bestimmt sind, erreichbar zu seyn aufhört.

Dies sind die Schwächen der abnehmenden Natur; die die Weisheit zwar verdammt, aber nicht verbietet zu bemitleiden. Glücklich ist derjenige, der durch das verwickelte Studium der Menschengeschichte, sich die Unterordnung bekannt gemacht hat, und das Gleichgewicht seiner moralischen und Verstandeskräfte hält: der seine Begierden befriedigen und doch regieren; seinen Leidenschaften nachgeben, aber sie doch mäßigen kann; und indem er allem Grenzen setzt, die Oberherrschaft der Vernunft unverlezt erhält.

Eben so scheint in der Theologie, natürlichen Philosophie und Moral, die Aussaat der Wissenschaft, wenn sie mit Fleiß und Urtheilskraft bearbeitet wird, ein erstaunliches und unbegreifliches Wachsthum zu haben. Die Analogie kann auf verschiedene andere Zweige der Gelehrsamkeit ausgedehnt werden; und dieselbe wichtige Wahrheit wird allenthalben offenbar werden. Dankbar, innigst dankbar sollten diejenigen gegen den unumschränkten Austheiler des Guten seyn, denen es erlaubt ist, diese herrliche Ernte zu sammeln. Denn, wenn Erwerbung des Reichthums oder Erhaltung der Macht, mit Recht für Gegenstände der Dankbarkeit und des Lobes gehalten werden, wie viel mehr sind es die Reichthümer der Wissenschaft, und die Herrschaft über die Natur, die ihre Mitgift ausmacht?

Er, der Schätze in sich selbst besitzt,
Kann eine Hütte, oder einen Thron verlassen,
Kann die Welt verlassen, — allein zu wohnen,
In seinem weiten Gemüth.
Locke hat eine Seele,
Weit wie die See,
Ruhig wie die Nacht,
Hell wie der Tag,

Da mag er seine weiten Ideen ausbreiten, und keine eingeschränkten Gedanken fühlen.

Die Uebung und Vervollkommnung der Verstandeskräfte werden wahrscheinlich einen nicht unbeträchtlichen Theil der Beschäfftigung und Glückseligkeit der Menschen im andern Leben

ben ausmachen. Und der gegenwärtige Zustand kann als eine Prüfung so wohl des Verstandes als des Herzens angesehen werden. Verschiedene Umstände bringen verschiedene Tugenden und verschiedene Talente in Wirksamkeit, und die Vollkommenheit des menschlichen Charakters scheint in der Anzahl und Stärke beyder zu bestehen, die in ihm vereinigt angetroffen werden. Eine Verschiedenheit in den Bestrebungen nach Wissenschaften scheint also am meisten zum Wachsthum und zur Lebhaftigkeit unsrer Kräfte beyzutragen. – Denn die Thätigkeit der Seele, wie die des Körpers, nimmt durch die Menge und Verschiedenheit ihrer Uebungen zu. Die braunen Arme des Grobschmidts, und der harte Rücken des Trägers, werden durch die lang anhaltende Uebung besonderer Muskeln hervorgebracht; aber so eine besondere Stärke muß nicht mit der Thätigkeit verglichen werden, die wir bey denen antreffen, die fast über jede bewegliche Fiber zu gebieten haben.

Bey einem unermüdeten Bestreben auf einen Zweig der Gelehrsamkeit, kann vielleicht jemand ziemlich weit darin fortrücken. Aber je weniger seine Blicke eingeschränkt sind, desto leichter und sicherer wird er zum Zweck gelangen, weil die Wissenschaften, indem sie den Verstand beleben, sich einander aufklären. Es ist eine Thatsache, die, meiner Meynung nach, nicht kann bestritten werden, daß die vorzüglichsten Physiker, Philosophen und Metaphysiker in alten sowohl als neuen Zeiten, Personen von allgemeiner Gelehrsamkeit gewesen sind. Die Namen eines Hippocrates, Aristoteles, Cicero, Plinius, Bacon, Boyle, Locke, Newton, Hoffmann, Haller, Voltaire, Bolingbroke und Priestley, bestätigen die Bemerkung, und fordern unsere Nacheiferung auf.

Ich kann nicht schließen, ohne die unedlen Urtheile anzuführen, die wir über solche Bemühungen nach Wissenschaft zu fällen pflegen, die nicht unmittelbar zum Vortheil der Menschen beyzutragen scheinen. Es giebt Pflichten, die wir sowohl uns selbst als der Gesellschaft schuldig sind; und derjenige ist nützlich und ruhmwürdig beschäfftigt, was er auch treiben mag, der die Kräfte seines Geistes erhöht, und sich, als ein vernünftiges Geschöpf, für die Vergnügungen der Unsterblichkeit vervollkommnet. Wir müssen auch bemerken, daß thätige Talente, wenn sie gleich erworben sind, nach dem Willen ihres Besitzers, zu den wichtigsten Absichten des Lebens können angewandt werden. Der tiefe Mathematiker, der sich Emsigkeit und Scharfsinn erworben hat, kann sich von der Untersuchung über schöne Gegenstände und über Harmonie der Verhältnisse herablassen, die Verfertigung einer Maschine zu befördern, die Verschiedenheiten des Sonnenzeigers festzusetzen, oder einen Schiffscalender auszurechnen. Der Astronom, Alterthumskenner und Kritiker können ihre Bemühungen vereinigen,

durch

durch Festsetzung einer genauen Zeitrechnung, die zweifelhaften Data in der Geschichte zu bestimmen; oder die Dunkelheiten der heiligen Schrift aufzuklären, und ihre Zuverläßigkeit zu bestätigen. Und der Naturalist kann Buttervögel jagen und Insekten sammeln, um die Kenntniß, die er sich von ihren Arten, Fähigkeiten und Eigenschaften erworben hat, zum Nutzen seines Landes anzuwenden. Vor nicht langer Zeit fraß sich eine Art von Würmern, auf dem Königlich Schwedischen Schiffplatz, ins Bauholz, das zum Schiffbau bestimmt war; und wurde mit jedem Jahr zahlreicher und verderblicher. Der König schickte den berühmten Linné von Stockholm, die Ursache auszuforschen, und gegen das wachsende Uebel ein Gegenmittel zu erfinden. Er fand, daß der Wurm aus einem kleinen Ey hervorgebracht wurde, das von einer Fliege, oder Käfer in dem kleinen Moose auf der Oberfläche des Holzes gelegt wurde; von wo sich der Wurm, so bald er ausgebrütet war, anfieng ins Bauholz einzufressen; und nach einiger Zeit kam wieder eine Fliege von väterlicher Art hervor, die ihre kleinen Eyer hinter sich zurückließ. Linné bemerkte, daß der Monat May, die einzige Jahrszeit war, in der die Fliege diese Eyer legte, und er ließ alles grüne Bauholz in die See werfen, ehe diese Jahrszeit anfieng, und es unterm Wasser liegen bis ans Ende derselben. Die Fliegen, die auf die Weise ihrer Nester beraubt waren, konnten sich nicht vermehren; und sie wurden in kurzer Zeit entweder vertilgt, oder genöthigt in eine andere Gegend des Landes zu wandern.

Diese Bemerkungen dürfen auch nicht auf scientifische Bemühungen eingeschränkt werden; denn sie bleiben eben so wahr bey mechanischen Künsten. Ich habe erfahren, daß viele von den Künstlern, welche die sonderbaren Spielwerke in Herrn Cox's Museum erfanden und ausführten, nun mit dem größten Vortheil gebraucht werden, große Maschinen für die Kohlengruben in Whitehaven zu verfertigen.

Preiß.

Das heißt einen Narren an seiner Kunst gefressen haben. *)

Carl der V. fragte einstmals den Michael Angelo, was er von dem deutschen Mahler Albrecht Dürer halte. Er antwortete: wenn ich nicht Michael Angelo wäre, so wollte ich lieber Albrecht Dürer als Kaiser Carl der V. seyn.

*) The Universal Magazine vom Jul. 1777.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Montag, den 4ten May 1778.

Von den kleinen Städten in Dännemark. *)

Folgende Nachricht ist nach einer Unterredung, die ich mit einem von den Zuschauern in den kleinen Handelsstädten gehabt habe, aufgezeichnet.

In unserer Stadt sind etwa tausend Einwohner, und darunter giebt es Leute, die alle Arten von Handwerk treiben. In der ganzen Stadt sind kaum sechszehn bemittelte Familien, und doch sechszehn Schuster. Leute von Stande lassen sich hier niemals neue Kleider machen, und doch sind hier sechs Schneider. Ein jeder verschreibt fast alle Waaren von der Hauptstadt, und doch sind hier acht Krämer. Wir haben hier zwey Uhrmacher, von welchen noch niemand hier eine Uhr gekauft hat; einen Goldschmid, bey dem noch keiner neue Arbeit bestellen lassen. Das mehrste Geräth von Kupfer, Zinn und Holz, wird entweder in Auctionen gekauft, oder von Kopenhagen verschrieben; ohnerachtet wir einen Kupferschmid, zwey Kannengießer, acht Tischler und zwey Drechsler haben. Fragen Sie nicht, wovon alle diese Leute leben? Die Schuster reisen zu Markte: die Schneider erhalten sich mit Flicken; Goldschmid, Kannengießer, Drechsler eben so. Aber hat man denn in den andern Handelsstädten etwa keine Schuster? werden Sie sagen. Ja, hinlänglich genug. Wer kauft denn ihre Waaren auf dem Markte? Die Bauren kaufen das meiste; die Stadtleute auch etwas. „Aber diese haben ja Handwerker genug in ihrem eignen Orte; „warum lassen sie bey diesen nicht arbeiten, und ersparen den armen Leuten die Mühe, auf den Märkten umzulaufen?„ Die mehrsten haben kein Geld, als etwa zu der Zeit da Markt ist; dann verkaufen sie das eine, um das andere einzukaufen, und mancher, der sonst niemals etwas kauft, kauft im Markte; weil es so Mode ist. Bestellt man etwas bey einem Handwerksmann in seinem Hause, so ist er schrecklich theuer; läßt man ihn aber nur erst ein Paar Meilen damit zu Markte ziehen, so giebt er es wohlfeiler. Es ist wahr, die Waare ist um so viel schlech-

*) Aus dem Dänischen des patriotischen Zuschauers, vom Jahrg. 1763, Nr. 227.

schlechter; aber was bekümmert sich der große Hause darum? und den meisten ist es auch nicht zu rathen, daß sie theuer kaufen.

„So viel Handwerksleute von al„lerhand Art in einer kleinen Stadt; „und doch die Waaren so theuer!„ Ja, viel theurer, als in der Hauptstadt. „Das ist ja wider alle Regeln: und was ist in der ganzen Oekonomie gewiß, wenn das nicht gewiß ist, daß die Waare da wohlfeil ist, wo viele Verkäufer und wenig Käufer sind?„ – Aber unsere Handwerksleute selbst wollen nicht viel verkaufen. – „Das begreif ich noch weniger!„ – Auf den Märkten verhandeln sie wenig oder nichts. Was zu Hause bestellt wird, wird niemals fertig. Man kann immerhin dem einen die Arbeit wegnehmen, und sie dem andern geben; sie sind alle gleich langsam. „So müssen sie ohne Zweifel viel haben?„ Nichts weniger als das! sie haben alle wenig zu thun, und die langsamsten am wenigsten. „Wovon leben sie denn?„ – Sie treiben Wirthschaft. Dies ist die beste Nahrung der ganzen Bürgerschaft, vom Kaufmann bis zum Schuhflicker. – „Wenn alle Bürger einer Stadt Wirthschaft treiben; wer trinkt denn ihr Bier und Brannteweein?„ – Sie trinken selbst einen guten Theil davon. – „Aber damit verdienen sie ja nichts?„ – Nein; und das ist auch eben eine von den Ursachen, weswegen sie nicht einmal die Arbeit, die sie bekommen könnten, machen wollen. Was sie selbst nicht verzehren, das verzehren die Bauren von den benachbarten Dörfern; und das ist das vornehmste Gewerbe, wovon die Handelsstädte leben. Nimmt man ihnen diesen Handel weg, so werden alle Bürger Bauren, und elende Bauren; denn ihre Vermehrung ist nicht stark.

Aber, Gutsherren und andere Vornehme auf dem Lande, verschaffen doch dem Städtchen wohl einige Nahrung; von ihnen ziehen doch die Bürger wohl einigen Gewinnst? – Die wenigsten Adlichen wohnen auf ihren Gütern, oder sie kommen nur selten dahin; andere lassen alles von der Hauptstadt bringen, und sie thun recht; denn da haben sie bessere Waaren und bessern Kauf, können auch gleich bekommen, was sie haben wollen. – Wenn es so mit manchen Kaufstädten geht, so wundere ich mich, daß nicht alle Handwerksleute nach der Hauptstadt ziehen, weil dort allein etwas zu verdienen ist. – Ich habe schon gesagt; daß sie sich gar nicht einmal um die Arbeit bekümmern, die sie in ihrem Orte bekommen können; wie kann man denn vermuthen, daß sie sich in eine andere Stadt begeben werden, um mehr Arbeit zu bekommen? Es fehlt so viel, daß sie von uns zur Hauptstadt ziehen, daß vielmehr umgekehrt, oft Leute von dort hieher kommen. Pfuscher und Tagediebe, die nicht arbeiten können, oder nicht arbeiten wollen, suchen mit Fleiß die kleinen Städte, um da auf eben die Art, als die andern zu leben. Es ist

ist manchmal geschehen, daß Handwerksleute von hier nach der Hauptstadt gegangen, und Weinschenker, Brannteweinbrenner, Höker und Laquayen geworden sind; aber seit Menschendenken ist kein Handwerksmann dahin gezogen um Gildemeister zu werden: Sie befinden sich vielmehr recht wohl bey der hier gewöhnlichen Lebensart; und, so lange sie den Tag über so viel erwerben, daß sie davon leben können; so lange sie Brodt und Branntewein und die nöthigsten Kleider haben, halten sie den Müssiggang und die Bequemlichkeit für eine so große Glückseligkeit, daß sie ihre Armuth vergessen.

Die Kaufleute, und einige Bürger, die mit den Bauren umzugehen wissen, werden oft reich, ohne daß sie nöthig haben aus der Stube zu gehen; die Frau und das Kellermädchen besorgen alles. – – So müssen wohl viele reiche Bauren in Ihrer Gegend seyn? – Sagen Sie das nicht. Woher sollen sie reich seyn? Das, was sie in der Stadt verkaufen, wird sie gewiß nicht reich machen; die meisten bringen nicht einen Schilling wieder zu Hause, und manche machen jedesmal neue Schulden. Das ist eben der Kunstgriff, daß man den Bauren Credit giebt, und der Kaufmann seine Rechnung so mit ihm hält, daß er nie aus seiner Schuld kömmt; hierdurch lehrt man ihn seine Waaren wohlfeil zu geben, und zwingt ihn, theuer zu bezahlen, was er braucht. Ueberhaupt ist die Haushaltung des Bauren, in so fern sie mit der Stadt in Verbindung steht, diese: Für die Auflagen läßt er seinen Herrn, dem Grund und Boden gehört, sorgen; er selbst verhandelt in der Stadt so viel er kann; den Gewinnst davon verzehrt er sogleich in der Stadt, und hat gemeiniglich nichts weiter für seine Bemühung, als daß er seine Pferde und Wagen abnutzt, seine Arbeit versäumt und sich selbst ruinirt. Hat der Bauer keine Waare im Hause; so sucht er sie in dem Walde; und hier ist eine unerschöpfliche Quelle des Handels, zwischen der Stadt und dem Lande. Aber an baarem Gelde gewinnt er eben so wenig damit. Der Gewinnst wird eben so unerlaubter Weise verzehrt, als er erlangt war; und wenn er auch das Geld alles behält, wiegt es doch den Verlust der Zeit, und die andern Ungelegenheiten, die er sich dadurch zuzieht, nicht auf.

„Bey einer solchen Lebensart müssen ja ohnfehlbar (Handwerksleute, und Krüger ausgenommen,) sehr viele Arme in ihrem Orte seyn? Diese werden denn doch gern etwas verdienen wollen, und mit wenigem zufrieden seyn? Ich denke also, das wäre so recht eine Stadt, in der man eine von den Manufakturen anlegen müßte, die in der Hauptstadt nicht so gut fortkommen können, wo alles, auch die Arbeiter, theuer sind; weil die Leute genug beschäfftiget sind.„ – Denken Sie das nicht. Wir haben Arme genug; und doch beständig Mangel an Leuten zu der wenigen Arbeit, die hier vorfällt.

Die Straßen sind voll von Bettlern; aber, wenn man eine Frau zum Ausjäten, oder einen Kerl zum Holzhakken, oder einen Boten auf eine Meile verlangt; so kann man die ganze Stadt durchsuchen, ehe man einen findet; man mag sie bitten, und gleich bezahlen; es hilft nicht; und haben sie einen Tag gearbeitet, und ihr Tagelohn bekommen, so werden sie so bald nicht wieder kommen. – „Wovon leben die Leute denn?„ – Von Almosen. Die nothwendigen Lebensmittel sind wohlfeil; und der Müssiggang ist immer so angenehm, daß die Noth erst recht groß seyn muß, ehe sie sich zur Arbeit entschließen. – „Aber Betteln ist ja verboten?„ – Das Verbot ist sehr allgemein, und das Betteln geschieht so heimlich, daß es auch mit der schärfsten Aufsicht zu verhindern unmöglich ist. – Aber wer giebt denn diesen Bettlern etwas? Die andern Einwohner sind ja so arm, daß sie gewiß nicht viel wegzugeben haben werden? – Brodt ist doch genug da in allen Häusern, daß ein Bettler ein Stück vor ihrer Thür erwarten kann. – Das ist denn doch ein Zeichen, daß es gutherzige Leute in der Stadt giebt; Schade, daß sie nicht reicher sind! – Es geschieht eben nicht aus Gutherzigkeit, wenigstens nicht aus einer vernünftigen Mildthätigkeit. Um Hausarme, Kranke und Bettlägrige, bekümmert man sich nicht viel; sondern starken und gesunden Bettlern giebt man gern etwas, um sie nur los zu werden. Und wenn ja die Freygebigkeit einen edlern Grund hat, so ist es der, daß die meisten bloß von der Hand in den Mund leben, und selbst nicht wissen, wie bald auch sie zum Bettlerstab greifen müssen. Sie hoffen daher, durch dieses gute Werk vorläufig anderer Mitleiden zu verdienen, wenn die Reihe auch einmal an sie kommen sollte.

Zum wenigsten ist schwer zu glauben, daß diese Mildthätigkeit einen bessern Grund haben sollte; denn, wenn ich dergleichen unzeitige Werke der Barmherzigkeit ausnehme, finde ich eben nicht viel Tugenden in dieser Stadt. Feindschaft, Verläumdung, Misgunst, Partheyen, Ränke, List, Betrügereyen, und alle andere Laster, herrschen hier in viel höherm Grade; werden auf eine niederträchtigere Art ausgeübt, und sind schwerer auszurotten, als in den großen Städten. Man streitet unaufhörlich, ohne etwas zu haben, darüber man streitet. Man ist mistrauisch gegen Jedermann, ohne daß man selbst einige Vorzüge besitzt, die Misgunst erwecken könnten. Fressen und Saufen geht hier genug im Schwange, ohne daß man das einmal kennt, was in großen Städten, Ueppigkeit, Pracht und Uebermuth genannt wird. Die Dienstmädchen zanken sich in der Kirche um den ersten Platz, nach dem Rang ihrer Hausherren; und das Bettelweib ist hochmüthiger in ihrer bunten Haube, als die Kopenhagenschen Damen in ihrem Brautputze.

Einen schönen Tomback zu machen, welcher nicht schwarz wird, geschmeidig ist, und dem Golde gleichet. *)

Die erste Arbeit, welche man vorzunehmen hat, ist die Reinigung des Kupfers, welche vor allen Dingen nöthig ist, weil der Tomback sonst spröde und schwarz wird. Diese Reinigung des Kupfers wird auf diese Art vorgenommen. Man nimmt ein Viertel Pfund gute trockene Potasche, eben so viele Glasgalle, und 6 Loth weißes gestoßenes Glas. Jedes muß aber für sich gestoßen werden. Alsdann werden alle drey Materien durch einander gemengt, und man theilt dieses Pulver in drey gleiche Theile. Alsdann thut man 1 Pfund und 4 Loth Kupfer in einen neuen Hessischen Schmelztiegel, schmelzt dasselbe in einem Windofen, der wohl ziehen, und ein genugsames Feuer geben muß. Kann man Treseburger oder Schwedisches Kupfer haben, so ist es besser. Alles Kupfer ist hartflüßig, deswegen muß es ein starkes Feuer seyn. Man kann das Schmelzen auch in einer Schmiedeesse verrichten, wenn man Steine herum legt, welche im Feuer nicht springen. So bald das Kupfer im Flusse ist, so trägt man den einen Theil des vorhin gemeldeten Pulvers zu verschiedenen malen darauf. Man deckt sodann den Tiegel wieder zu, und verstärkt das Feuer dergestalt, daß es noch eine Viertelstunde zusammen schmelzt. Man gießt hierauf das Kupfer in einen warm gemachten und mit Talg ausgeschmierten Inguß aus, oder man läßt den Tiegel kalt werden, zerschlägt denselben, und das Kupfer wird von den oben liegenden Salzen, und etwa anhängenden Schmelztiegel gereiniget.

Diese Arbeit wiederholt man noch einmal mit dem andern Theile des vorhin gemeldeten Pulvers. Das Kupfer wird dadurch sehr fein, geschmeidig und glänzend werden, und es werden höchstens 4 Loth abgegangen seyn, so daß wenigstens noch 1 Pfund gereinigtes Kupfer bleibt. Nach dieser Vorarbeit schreitet man zur Verfertigung des Tombacks selbst. Man schmelzt 1 Pfund gereinigtes Kupfer, entweder in dem Windofen, oder vor dem Gebläse, und so bald es wohl fließt, so thut man 26 Loth Goslarschen oder Ostindischen Zink dazu, zugleich aber wirft man 1 Loth Pech oder Talg darauf, und hat ein eisern Stängelchen bey der Hand, um die Materie wohl umzurühren. Das Pech oder Talg verhindert, daß nicht so viel Zink vergeblich verbrennt, weil aber dieses auch bald verbrennt, und denn noch gar viel daran liegt, daß das Kupfer und der Zink sich im Schmelzen wohl vereinigen, so muß man folgendes Pulver bey der Hand haben, um solches bey, und nach dem Umrühren, sofort darauf zu werfen. Dieses Pulver schluckt auch zugleich

 einen

*) Aus den Braunschweigischen Anzeigen 1778. St. 17.

einen Theil des in dem Zink steckenden Arseniks in sich, davon vorhin gedacht worden, und der Tomback wird um so geschmeidiger, welches aber noch mehr geschieht, wenn der Zink, wie hernach gesagt werden soll, vorher gereinigt worden. Man nimmt 6 Loth schwarzen Fluß, welcher nicht feucht geworden ist. Dieser schwarze Fluß wird aus drey Theilen rohen Weinstein, und einem Theil Salpeter gemacht, als z. E. drey Loth Weinstein und ein Loth Salpeter, indem beydes sehr klein gerieben, mit einander vermischt, und in einem irdenen Tiegel, mit einer glühenden Kohle angezündet wird. Ferner nimmt man zwey Loth Salmiac, zwey Loth Potasche, zwey Loth Glasgalle, ein Loth gemeinen grünen Vitriol, vier Loth klein gestoßenes weißes Glas, zwey Loth Eisenfeilspähne, welche vorher gewaschen und wieder getrocknet seyn muß. Alle diese Salze werden vor sich jedes allein klein gerieben, und mit dem Glas und Eisenfeil vermenget. Man trägt von diesem Mengsel, welches man vorher wärmen kann, einen Löffel voll nach dem andern hinein, deckt den Tiegel zu, und verstärkt das Feuer auf den höchsten Grad, daß es noch fünf oder sechs Minuten wohl fließe, da man dann den Tiegel herausnimmt, erkalten läßt, und durch Zerschlagung desselben den Tomback erhält. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich die Wirkung und den Nutzen, von allen diesen zugesetzten, verschiedenen Salzen und Materialien ausführen wollte. So viel aber kann ich nicht unerinnert lassen, daß die Eisenfeilspähne ein vieles zu Darstellung eines guten Tombacks beytragen. Das Korn wird dadurch viel feiner, und der Tomback läßt sich viel besser bearbeiten, als wenn man die Eisenfeil zuzusetzen unterläßt. Diesen solchergestalt erhaltenen Tomback, muß man noch einmal schmelzen, um entweder verschiedene Geräthschaften, in Formen, und so weiter daraus zu gießen. Man wird wohl thun, wenn man bey dieser zweyten Schmelzung, so bald der Tomback fließt, etwas Pech oder Talg darauf wirft, um die zu starke Verflüchtigung des Zinkes zu verhindern, auch muß man das Schmelzen mit starkem Feuer zum Stande bringen, und mit dem Ausgießen so viel wie möglich eilen. Man wird sodann einen Tomback von sehr schönem Glanz und einer Goldfarbe haben, der einem mit Kupfer laquirten Golde ähnlich ist, und nicht schwarz wird. Besonders wird er sich auch einigermaaßen unter dem Hammer treiben lassen, welches man noch mehr kann, wenn der Zink vorher gereinigt wird. Auf eben diese Art können viele Arten von Tomback verfertigt werden, alles kommt auf die Proportion des Zinkes an, den man zusetzt. Nimmt man gleiche Theile von Kupfer und Zink, so wird der Tomback einem reinen Golde mehr ähnlich, er ist aber, wenn der Zink nicht vorher gereinigt worden, überaus spröde. Nimmt man weniger Zink, als 26 Loth, so

fällt das Ansehen des Tombacks immer schlechter aus, so daß endlich 8 bis 9 Loth Zink nichts als einen Messing machen, der aber doch demjenigen, welcher aus Galmey gemacht wird, allemal vorzuziehen ist. Unterdessen je weniger gereinigten Zink man hinzusetzt, je geschmeidiger wird allemal das daraus entstandene Metall, und 8 Loth Zink in einem Pfunde gereinigten Kupfers, die auf vorbeschriebene Art unter dem Schutze der Salze zugesetzt worden, machen einen sehr schönen Messing, der sich vollkommen unter dem Hammer treiben, und zu dem feinsten Drath ziehen läßt.

Indessen da es vielen Arbeitern daran liegen möchte, einen vollkommen geschmeidigen Tomback zu haben, gesetzt, daß er auch nicht die völlige Schönheit des vorher beschriebenen hätte, so will ich dessen Zusammensetzung noch kürzlich melden. Man nimmt 20 Loth gereinigtes Kupfer, und 12 Loth gemeinen Messing, das mit Galmey gemacht ist, und schmelzt beydes zusammen. So bald es im Flusse stehet, so thut man noch 10 Loth Zink hinzu, und verfährt mit Zusetzung der Salze und des gestoßenen Glases, in allem nach dem vorhin beschriebenen Proceß, mit dem einzigen Unterschiede, daß man statt zwey Loth Eisenfeilspähne, nur Ein Loth hinzusetzt. Man wird einen Tomback erhalten, der zwar etwas blasser und matter ausfällt, als der vorhin beschriebene, der aber durchaus geschmeidig seyn, und sich unter dem Hammer vollkommen treiben lassen wird.

Für diejenigen welche viel in Tomback arbeiten, muß ich noch erinnern, daß der Tomback bey jedesmaligem Umschmelzen, etwas an seiner Güte und Schönheit verliert. Dieser Erfolg ist ganz natürlich, weil dessen hauptsächliche Tinktur auf den Zink ankömmt, der in dem Tomback keinesweges feuerbeständig gemacht werden kann, sondern sich bey jedesmaligem Schmelzen, zum Theil in Rauch und Blumen verliert. Man muß also bey jedem Schmelzen, mit dem Ausgießen eilen. Unterdessen so sehr man auch eilt, so wird doch allemal 3 bis 4 Loth von jedem Pfunde Tomback sich verlieren. Wenn also die Arbeit bey dem ersten Gusse nicht gerathen ist, oder sonst die Beschaffenheit derselben, ein mehrmaliges Schmelzen erfordert, so ist es nöthig, daß man bey jedem Schmelzen auf das Pfund Tomback 4 Loth gereinigten Zink, und 1 Quentin Eisenfeilspähne zusetzt. Man wird auch wohl thun, wenn man zugleich etwas Pech oder Talg mit zusetzt.

Die Reinigung des Zinkes wird also gemacht. Man thut in einen Topf, welcher flach ist, ein Pfund Zink. Zu jedem Pfunde Zink rechnet man ein Pfund gestoßenen Schwefel, trägt den Schwefel, wenn der Zink geschmolzen ist, nach gerade und löffelweise auf den Zink, bis der Schwefel alle auf dem Zink verbrannt ist. Man muß aber einen ziemlichen

Vor-

Vorrath von gestoßenen Kohlen bey der Hand haben, und solche allezeit sehr dick auf den geschmolzenen Zink werfen, so daß solche wenigstens drey Finger dick darauf liegen, diese halten den Zink nieder, daß er nicht verbrennen kann, welches sonst geschieht, wenn man keinen Kohlenstaub darauf wirft. Der Schwefel reiniget den Zink von allem Arsenik und Unreinigkeit, welche, wenn solche darin bleiben, den Tomback spröde und anlaufend machen. Wenn der Schwefel auf dem Zink verbrannt ist, so wird solcher ausgegossen, und zum Kupfer gesetzt. So spröde der Zink vor seiner Reinigung ist, so geschmeidig und weich wird er, wenn er gereiniget ist, so daß er wie ein 14löthiges Silber aussieht. Der auf diese Art gemachte Tomback wird nicht schwarz, bleibt wie Gold in Farbe, und ist dabey ziemlich geschmeidig. Ich habe diese Kunst denen, welche in Messing arbeiten, hiemit bekannt machen wollen, weil wenige sind, welche dieses wissen werden.

von Brocken.

Zur Ehre der Schminke.

Als der verstorbene Lord Chesterfield einstmals in Frankreich sich in einer Assemblee befand, und Voltaire gleichfalls einer von den Gästen war, schien Chesterfield den glänzenden Zirkel der geschminkten Damen sehr aufmerksam zu betrachten. Voltaire nahete sich ihm, und sagte: Mylord, ich weiß, Sie sind ein Kenner. Halten sie die englischen oder die französischen Damen für schöner?

Der Lord antwortete mit der ihm gewöhnlichen Gegenwart des Geistes: Auf mein Wort, ich verstehe mich nicht auf Gemählde.

Einige Zeit nachher trug es sich zu, daß Voltaire in London in einer vornehmen Gesellschaft mit dem Lord Chesterfield wiederum zusammen traf. Eine Dame aus der Gesellschaft die wunderns würdig geschminkt war, richtete alle ihre Reden an Voltairen und machte, daß sonst Niemand mit ihm zum Worte kommen konnte. Chesterfield gieng auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: Mein Herr, sehen Sie sich vor, daß Sie nicht gefangen werden. Mylord, erwiederte der französische witzige Kopf, mir ist nicht bange davor, daß ich von einem englischen Fahrzeuge unter französischen Farben (Flagge) aufgebracht werden möge.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Freytag, den 8ten May 1778.

Einige Betrachtungen über die Fündlingshäuser, und über die Einrichtung derselben, wenn sie dem Staate wo nicht nützlich, doch minder schädlich seyn sollen.

Ich habe im Jahr. 1773 eine Untersuchung der Frage: Ob Fündlingshäuser einem Lande nützlich oder nachtheilig sind? abgefaßt; welche damals in diesen Blättern aufgenommen und in den Nummern 84 bis 86. bekannt gemacht worden ist. Diese Abhandlung ist mit mehr gütiger Aufmerksamkeit gelesen worden, als ich zu hoffen mir getraute. Einige Freunde haben mir schriftlich und mündlich ihren Beyfall bezeigt, und endlich erhielte ich, da ich es nicht mehr erwartete, von einem sehr angesehenen Herrn aus einem benachbarten Lande, der zu einer solchen Stiftung einen Plan zu machen beschäfftigt ist, ein Schreiben, worin derselbe von meiner Abhandlung sehr gütig urtheilt, und mir einige Zweifel macht; übrigens aber sehr herablassend von mir verlangt, Ihm die Schriften, welche ich über diese Sache nachgelesen, und auch meine Gedanken über die bessere Einrichtung dieser frommen Stiftungen bekannt zu machen. Diese Ermunterung, welche mir nicht anders als sehr schmeichelhaft seyn konnte, ist die Veranlassung gewesen, daß ich eine Sache, an welche ich bisher eben weiter nicht, als zufälliger Weise gedacht hatte, und wenn mir hin und wieder etwas vorkam, das zu derselben gehörte, aufs neue vornahm, und nochmals sorgfältig prüfte. Hieraus ist der folgende Aufsatz entstanden, welchen ich jetzo wage, einem erleuchteten Publico vorzulegen. Sind meine Bemerkungen und Gedanken nicht neu und nicht lehrreich genug, um sich dadurch zu empfehlen; so können sie vielleicht eine Veranlassung zu bessern Gedanken werden, und auf Beobachtungen leiten, die ich selber zu machen keine Gelegenheit habe, und die doch sehr nützlich, und auch wohl nöthig seyn dürften.

Meinen Hauptsatz, welchen ich damals zu bestätigen suchte, hat man

mir zwar zugegeben. Man glaubte: daß die Fündelhäuser kostbare Anstalten sind, daß sie den gehofften Endzweck leicht verfehlen, und endlich schädlich werden können. Man meynt aber, „daß „der Grund eines solchen Erfolgs nur „in der Einrichtung dieser Häuser „liegen würde, und daß diese leicht „verbessert werden könnte. Bey sol„cher Absicht müßte freylich das Pa„riser Fündlings-Hospital, nicht zum „Muster dienen: das londonsche sey „noch nicht zu seiner völligen Einrich„tung und Vollkommenheit gekom„men, und es möchten darin nur oh„gefähr dreyhundert Kinder seyn: die „Häuser zu Mayland, Turin, Neapel „und Genua, hätten schon bessere Ein„richtungen, als das zu Paris, und „das erste ernährte über fünftausend „Fündlinge. Man gesteht ferner ein, „daß die Sterblichkeit der zu Paris „im Fündelhause befindlichen Kinder „erstaunlich sey. Man glaubt aber, „daß daran die in dieser großen Stadt „sehr ausgebreitete Liebesseuche Schuld „sey, und daß die meisten Kinder, die „ins Fündelhaus gebracht würden, „solche bereits in ihrem Blute hätten; „und da die Aufsicht in diesem Hause „schlecht wäre; so könnte man sich „über die große Sterblichkeit der Kin„der nicht so sehr wundern. Man „giebt endlich auch dieses zu, daß es „zwar besser seyn würde, wenn man „solcher Häuser gar nicht gebrauchte, „und wenn ein jeder seine Kinder „zu ernähren suchte: den Armen und „Kranken aber eine Beyhülfe aus den „öffentlichen Cassen gegeben würde. „Man denkt aber auch, daß, da ge„wisse Laster, besonders in großen „Städten, bereits überhand genommen „hätten, und die üppige Lebensart un„ter dem gemeinen Volke allgemein „geworden sey; da überdem in jedem „Staate große Armeen gehalten wür„den, und Soldaten, Handwerksbur„sche, und Livreebediente, wegen Ar„muth nicht heyrathen, und die er„zeugten Kinder ernähren könnten; „so sey weiter nichts übrig, als daß „der Staat solche Mittel anwendete, „wodurch größern Uebeln vorgebeugt, „und die unschuldigen Kinder so viel „möglich erhalten würden.„

„Den armen Aeltern zur Erhal„tung ihrer Kinder eine Beyhülfe zu „geben, sey zwar ein guter Vorschlag; „allein in großen Städten sey es uner„hört schwer, wo nicht fast unmöglich, „solches dergestalt auszumitteln, daß „nicht große Misbräuche daraus ent„stehen sollten, und viele Aeltern da„durch zum Müßiggange verleitet „würden.„

„Man erkennet endlich, daß die „Bedenklichkeit auffallend sey, die ich „in meiner Abhandlung geäußert ha„be, daß durch Anlegung der Fündel„häuser viele Aeltern veranlaßt, und „vielleicht gereizt werden dürften, ihre „Kinder wegzusetzen, und daß man „diese widernatürliche Härte und Ruch„losigkeit nicht begünstigen müsse. Al„lein man glaubt, daß hiegegen in „Erwägung zu ziehen sey, daß die

„Ma-

„Natur den Aeltern schon eine solche „große Liebe zu ihren Kindern einge„pflanzt habe, daß solche dieselben „nicht anders, als bey dem offenbaren „Unvermögen sie zu ernähren, um sie „nicht Hungers sterben zu sehen, weg„setzen würden; und sodann, daß die„jenigen Personen, welche ein unehe„liches Kind erzeugt hätten, da sie bey „den verworrnen Begriffen, wegen der „vermeyntlichen Schande, oder Man„gels der Nahrung fähig sind, ihre ei„gene Frucht umzubringen, solche nun, „wenn ein Fündelhaus vorhanden wä„re, nur exponiren würden. Man „hofft endlich, daß, da die Franzosen „bey ihrem bekannten Leichtsinn, weit „eher als die Deutschen ihre Kinder „verließen, die Besorgniß wegen der „übermäßigen Exposition der Kinder „dadurch wegfallen würde, und man „würde durch eine solche Stiftung „viele unschuldige Geschöpfe vom To„de erretten, und zu brauchbaren Bür„gern des Staats erziehen.„

Dieses sind die Einwendungen, welche man mir wider meine Abhandlung gemacht hat. Da ich aufgefordert werde, hierüber meine Meynung zu sagen; so will ich es in diesen Blättern thun, und es wird mir ein sehr großes Vergnügen seyn, wenn in meinen Gedanken etwas seyn sollte, welches die Mühe sie gelesen zu haben belohnen könnte.

Ich will von dem letzten Zweifel den Anfang machen, weil ich auch in der ersten Abhandlung von der Besorgniß, daß Fündlingshäuser die Exposition der Kinder begünstigen, und dadurch häufiger machen, zuerst geredet habe. Es ist dies freylich eine Thatsache, über welche, ob sie gegründet sey oder nicht? die Erfahrung eigentlich besser den Ausspruch geben kann, als Vernunftschlüsse. Hätten wir die Geschichte der Fündelhäuser, oder machte jedes derselben, so wie das Pariser thut, jährlich die Anzahl der Fündlinge bekannt, die aufgenommen werden; so glaube ich, daß sich eben das zeigen würde, was sich in Paris zeigt: daß die Anzahl der Fündlinge mit den Jahren immer zunehme. Hätte man dabey die Nachrichten, wie es vor der Stiftung des Fündelhauses an jedem solchen Orte, in Ansehung der Wegsetzung der Kinder gestanden habe, und wie es, seitdem die Stiftung gemacht ist, damit stehe; so würde sich auch deutlicher bestätigen, daß die Wegsetzung der Kinder an solchen Orten gar sehr, seitdem sie Fündelhäuser gehabt, zugenommen habe.

Es kann auch nicht leicht anders seyn, denn eine solche Einrichtung ist wenigstens eine stillschweigende Vergünstigung der Exposition, zumal, wenn die Kinder in demselben auf die Weise aufgenommen werden, als es zu Paris geschehen soll. Nemlich: daß diejenigen, welche dieselben dem Fündelhause bringen, nicht nöthig haben, sich selber zu zeigen, sondern die unschuldigen Kinder auf eine solche Art überliefern können, daß sie selbst dabey völlig unentdeckt bleiben. Was man zum Vortheil dieser Einrichtung

 sagt,

sagt, und was man dagegen wider die Art die Kinder, wie in London geschieht, dem Fündelhause öffentlich zu überliefern einwendet, darüber will ich weiter unten meine Gedanken äußern. Hier will ich indessen von dem Pariser Fündelhause, eine Tafel aus des Hrn. Baumanns Anmerkungen über die göttliche Ordnung u. s. w. des seligen Probst Süßmilchs anführen. a).

Jahre.	Getaufte	Wenn $\frac{1}{8}$ aller getauften unehelich, so sind		Im Fündelhause aufgenommen		Summa der Aufgenommenen.
		uneheliche	eheliche	uneheliche	eheliche	
1728 – 1730 3jährige Mittelz.	18439	2301	16134	2301	0	2301
1731 – 1733 3jährige Mittelz.	18436	2304	16132	2304	172	2476
1734 – 1736 3jährige Mittelz.	19191	2399	16792	2399	238	2637
1745 – 1746 2jährige Mittelz.	20234	2599	17705	2529	729	3258
1748 – 1751 4jährige Mittelz.	18855	2357	16498	2357	1336	3693
1753. 54. 57. 3jährige Mittelz.	17548	2218	15530	2218	2209	4427
1768 —	18578	2322	16256	2322	3703	6025
1769 —	19445	2430	17015	2430	3769	6426
1770 —	19549	2443	17106	2443	4475	6918
1771 —	18941	2367	16574	2367	4789	7156
1772 —	18713	2339	16374	2339	5338	7676
1773 —	18847	2356	16491	2356	3633	5989
1774 —	19353	2419	16934	2419	3914	6333
1776 —	18919	2365	16554	2365	4054	6419
1777 —	22266	2783	19483	2783	3922	6705

Ueber diese Tafel muß ich zuvörderst einige Anmerkungen machen, damit man die Schlüsse, welche ich daraus herleiten werde, nicht unrecht deute. 1) Die hier angegebene Zahl der unehelich gebornen, ist nur berechnet, und nicht nach Listen aus Paris angegeben. 2) Man hat die ganze Zahl der unehelich gebornen, dem Fündelhause gegeben, und die überschießende Zahl derer, die ins Fündelhaus gebracht werden, als ehelich geborne Kinder an-

a) In der Sammlung der Tabellen zu dem dritten Theil der Süßmilchischen göttlichen Ordnung, die 10te Tafel.

angesetzt: Und so ergiebt sich denn nach dieser Tafel deutlich, daß nicht nur eheliche Kinder unter den Fündlingen: nicht etwa nur wenige: sondern daß der ehelichen weggesetzten Kinder mehr, als der unehelichen ins Fündelhaus kommen. Man bemerkt auch, daß es nur allmählig mit der Exposition der ehelichen Kinder gegangen sey; so daß von 1728 bis 30 deren gar keine ins Fündelhaus gekommen seyn möchten. Von 1731 bis 33 etwa nur 170 eheliche, gegen 2300 uneheliche, daß darauf die Zahl der ehelichen immer mehr steigt, und endlich die Zahl der unehelichen gar überschreitet, und jetzo mit etlichen Tausenden übertrifft.

Man kann freylich hierwider einwenden, daß die in der Tafel angegebenen Zahlen nur gerechnet, und nicht aus Listen genommen seyn, und daß die Rechnung sich auf etwas gründe, was vielleicht jetzo in Paris nicht mehr wahr ist; nemlich, daß das achte unter allen gebornen Kindern, unehelich sey: man kann sagen, daß die Proportion der unehelichen vielleicht jetzo in Paris wie 1:6. oder 1:5. oder noch anders sey. Ich gebe dieses zu, und bekenne, daß alsdenn meine Rechnung, und die daraus gezogene Schlüsse nicht Stich halten, und daß alsdann vermuthlich der größte Theil der dem Fündelhause zugebrachten Kinder uneheliche seyn würden. Aber dies würde sodann auch einen Beweis abgeben, daß die Unkeuschheit in Paris sehr zugenommen, und dagegen die eheliche Fruchtbarkeit sehr abgenommen haben müsse, (obgleich die Zahl der Ehen eben nicht abgenommen hat, wie eben diese Tafel beym Baumann zeigt, aus welcher sogar erhellt, daß die Zahl der Getrauten, von 1728 bis 1774 um 800 Paar gestiegen sey.) Ob nun dieses nicht einigermaaßen auf die Rechnung der erleichterten und begünstigten Exposition, und also auch des Fündelhauses gesetzt werden könne, das überlasse ich denen selber zu überlegen, die meine dieserwegen in der ersten Abhandlung angeführten moralischen Gründe erwogen haben. Noch sehe ich eine andere Einwendung die mir gemacht werden kann: nemlich, daß die ins Fündelhaus gebrachten Kinder, vielleicht nicht alle zu denen in Paris gebornen gehören möchten, sondern auch aus den umliegenden Gegenden und Orten seyn könnten. Ich kann diesem nicht widersprechen; allein so viel bleibt doch immer ausgemacht, daß das Fündelhaus die Exposition ungemein begünstige, und daß daher dieselbe auch immer gestiegen sey.

Ob sie nun nicht bereits aufs höchste gestiegen sey, nachdem fast das dritte Kind, von allen Gebornen dem Fündelhause zugesandt wird, das wird die Zukunft lehren. Ich hoffe es wenigstens, oder es müßte sonst ein sehr hoher Grad der Verschlimmerung der Sitten und des sittlichen Verderbens einreißen, bey welchem schwerlich ein Volk bestehen dürfte. Inzwischen möchte ich darauf am wenigsten rechnen, daß der den Aeltern eingepflanzte

 natür=

natürliche Trieb, der Wegsetzung der Kinder großen Einhalt thun werde. Es ist mit den natürlichen Trieben, wenn sie moralische gute Wirkungen hervorbringen sollen, so eine eigene Sache. Ich weiß wohl, daß man jetzo sehr geneigt ist, sich von ihnen viel Gutes zu versprechen. Man will dadurch die menschliche Natur erhöhen, und dem Menschen eine gewisse vortheilhafte Idee von seiner Würde beybringen. Allein wenn man die Sache genauer überlegt; so wirkt der unausgebildete rohe natürliche Trieb das Gute nicht, was man von ihm hofft. Er kann durch mancherley Ursachen geschwächt und unterdrückt werden. Soll er wirksam seyn, so muß er durch Nachdenken und Religion entwickelt seyn. Allein auf diese Entwickelung darf bey dem rohen Haufen nicht gerechnet werden. Warum entschließen sich in China, und warum entschlossen sich ehemals unter den Heiden dennoch so viele Aeltern zur Wegsetzung ihrer Kinder? Den Naturtrieb können wir ihnen doch nicht absprechen. Gewohnheit und Beyspiele werden ihn bald unterdrücken. Der Neger, und der Mingrelier können, ohne daß es ihnen einen großen Kampf kostet, ihre Kinder verkaufen, und sie an Fremdlinge überliefern, ohne zu wissen, ob das künftige Schicksal ihrer Kinder gut oder elend seyn werde. Was bey diesen Leuten eine Wirkung der Barbarey und Wildheit ist, das können unter uns die Laster der Ueppigkeit, die Wollust und Weichlichkeit zuwege bringen. Können Mütter den natürlichen Trieb so weit überwinden, daß sie sogar ihre Kinder umbringen, wie viel leichter wird ihnen nicht der Entschluß werden, sie wegzusetzen. Man glaube ja nicht, daß mit den Lastern der Weichlichkeit, die Hartherzigkeit nicht verbunden seyn könnte. Sie ist oft mehr und genauer damit verbunden, als wir denken, wenn wir bloß theoretisch, und mit einem natürlich guten Herzen über diese Dinge nachdenken. Geschah es doch mitten im protestantischen Deutschlande, daß in den Jahren der Theurung Mütter ihre sechs-, acht- und zehnjährige Knaben, für einige Thaler an gewisse Werber verkauften, um ihrem Mangel abzuhelfen. Es ist wahr, sie vermutheten, daß es ihre Kinder besser haben würden, als bey ihnen, und ich will glauben, daß sie sich eben nicht irrten. Indessen wird man doch eingestehen, daß es eine Entschließung war, die für ein ausgebildetes Mutterherz heroisch heißen könnte, wenn sie mit Ueberlegung und zu wichtigen Endzwecken gefaßt würde. Bey denen die damals dieselbe faßten, war sie das freylich nicht. Die Noth übertäubte sie damals, und in der Folge ist vermuthlich der Mangel des Nachdenkens ihr Glück gewesen, und sie haben, wie andere Thiere, die Jungen bald vergessen, die sie nicht mehr sahen. Die Religionsbegriffe sind unter den Christen die Hauptwehren, welche solchen unnatürlichen Vergehungen der Menschen im Wege stehen.

Wer-

Werden diese hinweggenommen, oder kann man sonst über oder neben dieselben nur hinkommen, und den Schein behalten, daß man sie nicht verlezt habe; so wird man übrigens mit dem Entschluß zur Wegsezung der Kinder bald fertig seyn. Man merke wohl, daß ich hier nicht solche Personen in Gedanken habe, die außer der Ehe Kinder erzeugen; sondern, daß ich mein Augenmerk auf Eheleute vom gemeinen Haufen richte. Wo ein Fündelhaus vorhanden ist, da werden diese Art Leute schwerlich glauben, daß sie ihr Gewissen verletzen, wenn sie ihre Kinder dahin bringen, die sie selber, entweder aus wahrer oder vermeynter Dürftigkeit, zu ernähren, außer Stande zu seyn glauben: destoweniger, wenn die Einrichtungen eines solchen Hauses gut und anlockend sind. Vielleicht rechnen sie es sich wohl bald zur Pflicht, ihre Kinder dahin zu bringen. Ich will zwar glauben, daß nur eine wahre Dürftigkeit der Aeltern die ersten Beyspiele der Wegsezung ehelicher Kinder veranlassen wird. Allein so bald nur einige solche Beyspiele vorhanden seyn werden, so bald es nur ein Nachbar vom andern weiß, oder vermuthet, daß derselbe sein Kind ins Fündelhaus gebracht habe; so wird auch bald eine bloß vermeynte Dürftigkeit, (und wie leicht ist diese nicht vorhanden, wo die Ueppigkeit regiert,) die Aeltern bestimmen, und zum Entschluß bringen, gleichfalls ihre Kinder dem Hospitale zuzusenden, und sich dadurch aller Sorgen, schlaflosen Nächte u. d. gl. um derselben willen, mit einem male zu entledigen.

Und hierin mache ich keinen Unterscheid unter den Deutschen und Franzosen. Auch unsere ehrliche Deutsche können, wenn gleich nicht als Originale, doch aus Nachahmung eben so leichtsinnig, als unsere Nachbarn jenseit des Rheins werden, und wenn sie mit den Lastern sich bis auf einen gewissen Grad erst vertraut gemacht haben, alsdenn eben sowohl zur Wegsezung ihrer auch ehelichen Kinder sich entschließen als jene. Je besser das Fündelhaus in seinen Einrichtungen, wenigstens in denen die in die Augen fallen, ist, desto mehr wird es zur Exposition anlocken. Gut aber muß es doch wohl eingerichtet seyn, wenn es dem Staate nützlich seyn soll. Denn für ein schlechtes, ist es besser gar keines zu haben. Ob aber das best eingerichtete alsdann, wenn es durch die zunehmende Exposition überladen wird, nicht in kurzem schlecht werden könne, und vielleicht auch müsse? das ist eine andere Frage, welche sich jeder leicht selber beantworten wird.

Ich könnte also hier wohl, nach allen bisherigen Betrachtungen, als einen Grundsatz auch in Ansehung der Fündelhäuser festsetzen, was Mirabeau b) in Ansehung aller Hospitäler be-

b) Traité de la population. Tom. 2. p. 56. edit. d'Hambourg. En general les Hopitaux augmentent la pauvreté au lieu de l'eteindre, & tourmentent l'humanité au lieu de la secourir;

behauptet: Je mehr wir Fündelhäuser haben werden, je mehr werden der Fündlinge werden. Ich wünschte, daß die Fündelhäuser die bereits gestiftet sind, (wenn sie zumal bey der Aufnahme der Kinder so wenig Vorsicht gebrauchen, als zu Paris geschehen soll,) ihre eigene Geschichte hierüber befragen möchten. Ich bin gewiß, daß es sich aus derselben ergeben würde, daß die Wegsetzung der Kinder seit ihrer Stiftung an solchen Orten gar merklich zugenommen habe. Hieraus wird denn hoffentlich so viel folgen: daß wenn man ein Fündelhaus nicht glaubt entbehren zu können; so müsse man doch bey der Einrichtung desselben ein vorzügliches Augenmerk darauf nehmen; damit diesem Uebel einer zu häufigen Wegsetzung der Kinder vorgebauet werde. Auf welche Weise dieses etwa geschehen könnte, darüber will ich unten einige Vorschläge geben.

Anjetzo aber wende ich mich zu einem andern Grunde, den ich gebraucht habe zu zeigen, daß überhaupt zu reden, die Fündelhäuser wohl mehr schädlich als nützlich seyn dürften. Ich behauptete in meiner ersten Abhandlung, daß dieselben des gehofften Endzwecks leicht verfehlen möchten. Dieser Endzweck ist theils, 1) dem Kindermord zu wehren, und 2) wenn wegen einer großen Menge junger Leute beyderley Geschlechtes, welche ehelos bleiben müssen, zu besorgen ist, daß entweder procurationes abortus, oder das erste Uebel entstehen, oder doch viele unehelich geborne Kinder, aus Dürftigkeit der Mütter, denen sie gewöhnlich alleine zur Last fallen, umkommen, damit diese durch eine solche Stiftung dem Staate erhalten würden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Beytrag zu der Anfrage im 7ten St. dieses Magazins von diesem Jahre, wegen Ausrottung der Hülsen.

Bey Gelegenheit dieser Anfrage bemerke ich, wie bereits vor einigen Jahren, auch von mir, eine solche Frage in eben diesem Wochenblatte aufgegeben, und einige Zeit nachher von Jemanden dahin beantwortet worden: daß man im Junius die Hülsenstauden abhauen müsse, da sodann die Wurzeln verdorren, und nicht wieder ausschlagen würden. Ich habe hievon den Versuch auf meinem Gute sorgfältig machen lassen; allein der Erfolg hat die Unzulänglichkeit dieses Mittels deutlich gezeigt.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Montag, den 11ten May 1778.

Fortsetzung einiger Betrachtungen über die Fündlingshäuser, und über die Einrichtung derselben, wenn sie dem Staate, wo nicht nützlich, doch minder schädlich seyn sollen.

Ich habe wider diese Absichten nichts, und gestehe vielmehr, daß sie liebreich und löblich sind, und daß ein Staat Ursache habe hierauf aufmerksam zu seyn. Denn der Schade, welcher ihm hiedurch an der Bevölkerung zuwachsen kann, und wirklich alle Jahre zuwächst, ist, wie ich glaube, sehr beträchtlich. Es sey mir erlaubt, hier über die unehelich gebornen Kinder einige Gedanken zu äußern, welche mir bey allerley Veranlassungen eingefallen sind. Ich glaube, daß von diesen Kindern die wenigsten bis zum 15ten Jahre gelangen, und die meisten derselben in der frühesten Kindheit schon dahin sterben. Herr Baumann a) hat hierüber einige Erfahrungen gesammelt, und aus der Anzahl der unehelich gebornen im Charitéhause zu Berlin, gefunden, daß in 32 Jahren, unter 3470 Kindern, 144 todtgeborne gewesen, und besonders unter denen von 1766 bis 1774 daselbst gebornen unehelichen Kindern, die todtgebornen zur Summe aller gebornen wie 10:116 gewesen sey: ferner daß in 32 Jahren unter 3470 Kindern, 596 im ersten Monate bereits verstorben seyn; und daß das Verhältniß der im ersten Monate verstorbenen gegen die gebornen, in den meisten dieser 32 Jahre wie 1:4. oder wie 1:5 und nur selten wie 1:10 gewesen sey. Dahingegen in der Totalität, das Verhältniß der todtgebornen in Berlin, wie 1:23 oder wie 1:30 und von 1764 bis 1774 wie 1:19 gewesen sey; das Verhältniß aber der im ersten Monat verstorbenen Kinder, gegen die sämmtlichen gebornen, wie 1:14 in der Totalität sich befinde. In den Zugaben zu den Götting. gel. Anzeigen vom J. 1777. Nr. 20. S. 320. wird aus dem daselbst

a) Dritter Theil der Süßmilchischen G. Ordn. u. s. w. §. 239. ff. und im Anhang 14te Tafel. S. 19.

selbst recensirten Beytrag zur bestätigten Ordnung Gottes in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, welchen Herr Pastor Dürr zu Kämpten geliefert hat, unter andern bemerket: 1) „daß die Sterblichkeit seit den „letzten zwanzig Jahren zu Kämpten „stark zugenommen habe, und mit „ihr die **Anzahl der unehelichen „Kinder**, so, daß in den letzten „Jahren die Gebornen zu den Gestorbenen wie 41 zu 46 vorhero aber „wie 31 zu 30 gewesen sey, und der „Herr Dürr schreibt dieses dem verweigerten Säugen der Kinder zu.„ Ich möchte es gerne umkehren, und sagen, daß mit den unehelichen Kindern die Sterblichkeit zugenommen hätte. Diese Unterschiede sind nun doch sehr merklich, und die Erfahrung bestätigt also reichlich, was ich zuvor gesagt habe, und wird es vermuthlich immer bestätigen, wenn man nur darauf merkt, da man auch aus folgenden Betrachtungen es schon zum voraus vermuthen kann. Die Mütter solcher unehelichen Kinder können selten, während der Schwangerschaft sich gehörig abwarten; sie wollen oft ihren Zustand verbergen, und dahero werden schon Ursachen zum Untergange der Kinder im [illegible] gelegt, durch heftiges Einschnüren und Einpressen der Frucht, durch manche Versuche abortus zu procuriren: denn fehlt es auch wohl sehr oft in diesen Fällen an der nöthigen Geburtshülfe, und an der ersten so nothwendigen Abwartung derselben. Werden solche Kinder nachmals weggesetzt, und soll dieses heimlich geschehen, so werden sie wohl nach der Geburt, und bis man ihre Wegsetzung bequem veranstalten kann, eingesperrt und eingedämpft, und müssen vielleicht halb ersticken ehe sie weggesetzt werden: den meisten derselben, weil ihre Mütter sie bald nach der Geburt von sich entfernen, entgeht die natürliche so nöthige Reinigung durch die erste Muttermilch, deren Mangel auch wohl nachmals durch Arzneymittel nicht ersetzt wird. Alles dieses macht es nun sehr begreiflich, daß nur wenige solcher Kinder zu dem Alter gelangen, da sie dem Staate nützlich werden könnten. Ich wünsche mit Herrn Baumann, um dieses desto besser berechnen zu können, daß man bey den Todtenlisten, auf die unehelichen Kinder ein besonderes Augenmerk nehmen möchte. In einigen Ländern werden dieselben bey den Geburten besonders angemerkt, aber unter den Verstorbenen kann man sie nicht von den übrigen unterscheiden. Wenn aber die Prediger angewiesen würden, bey den Kinder-Confirmationen auf sie zu achten, und zu bemerken, wie viele von den in ihren Gemeinen gebornen unehelichen Kindern, das Alter erreichten, da sie confirmirt werden; so würde man dadurch entdecken, daß die meisten derselben alsdenn schon wieder dahin sind. Es ist wahr, daß diese Anmerkungen in Ansehung einzelner Orte trügen können. Denn es folgt nicht, daß, wenn vor 14 Jahren in einer Gemeine 10 uneheliche Kinder ge-

getauft worden, und jetzo unter den Catechumenen vielleicht kein uneheliches Kind ist, dieselben alle todt seyn müßten: denn sie können mittlerweile mit ihren Müttern den Aufenthalt verändert haben. Allein in Ansehung ganzer Länder, kann man aus solchen Verzeichnissen doch schon Schlüsse ziehen, die nicht trüglich sind, und vermuthlich werden diese bestätigen, daß von unehelichen Kindern die meisten früh verloren gehen.

Wohl, wird man hier vielleicht sagen, dazu sollen denn eben Fündelhäuser gestiftet werden, um von diesen armen Geschöpfen desto mehr zu retten, und für den Staat groß zu ziehen.

Ich habe, wie ich schon mehrmalen gestanden habe, gegen die gute und menschenfreundliche Absicht nichts, wenn nur diese kostbare Stiftungen dieselbe auch erreichen. Allein nun ist die Sterblichkeit der Kinder in den Fündelhäusern meistens so groß, daß sie das vorhin angeführte Verhältniß noch weit übersteigt. Soll denn aber ein Staat sich selbst mit großen Kosten einen so großen Verlust an Unterthanen erkaufen, welcher nicht nur die unehelich, sondern sehr wahrscheinlicher Weise auch bald einen guten Theil der ehelich gebornen Kinder treffen kann? und ist es einer gesunden Staatsklugheit gemäß, durch kostbare Anstalten, die doch nicht nützlich sind, in andern Absichten einem Verderben der guten Sitten den Eingang und Fortgang zu verschaffen?

Ich muß nun freylich Beweise anführen, daß die Sterblichkeit in den Fündelhäusern so groß sey. Nachmals will ich auch einige Ursachen davon angeben. – Die Sache wird zwar ziemlich zugestanden, und wer überhaupt nur Waisen- und Kinderhäuser kennt, der wird auch wissen, daß die Sterblichkeit der Kinder in denselben immer größer sey, als sie in der Totalität außer diesen Häusern zu seyn pflegt. Allein so groß stellt man sich meistens dieselbe nicht vor, als sie in der That ist. Der Herr Professor Schlözer in Göttingen, schrieb mir vor einiger Zeit: „daß er die Fündelhäuser unter die künstlichen Ursachen „der Entvölkerung zähle, die vom „Staate herrührten, und sie politische „Mördergruben nenne. Er meldet „mir, aus der neuen Hamburger Zeitung Nr. 65. vom J. 1772. wo unterm 22ten April von Paris geschrieben würde: Man habe in Rouen in „der Normandie, nach einer Erfahrung von zehn Jahren ausgerechnet, „daß höchstens der sieben und zwanzigste Theil von denen im Hospital „erzognen Kindern, zu seinen männlichen Jahren gelangte, und daß von „diesem $\frac{1}{27}$ wiederum, wenigstens zwey „Drittheil in sehr elenden Gesundheitsumständen wären, so, daß von „108 gemeiniglich 104 Kinder vor „dem funfzehnten Jahre stürben, und „höchstens zwey davon unter die menschliche Gesellschaft gezählt werden könnten. Er beklagt dabey, daß man so „wenige dergleichen Rechnungen von „diesen Kinderanstalten auftreiben

„könnte. – Er habe schon seit 15 Jah„ren sich sehr um dieselben bemüht, „aber vergeblich. – Er habe dahero „sich ein eignes neues Argument ge„macht: Eben weil kein Mensch der„gleichen Rechnungen bekannt machte, „und weil alle Vorsteher solcher An„stalten gleichsam complotmäßig das „Licht scheueten; so entstünde daher „ein schwerer aber gegründeter Ver„dacht, daß es mit der Sache nicht „richtig sey.„ Eben derselbe sagt in der Vorrede zum zweyten Theil des neuveränderten Rußlands: „daß Herr „Raulin versichere, daß bey aller Sorg„falt, die man bey dergleichen Häu„sern in Frankreich anwendet, zu Gre„noble 25, zu Lyon 36, und zu Mont„pellier gar 60 von 100 Kindern ganz „früh dahin stürben; und eben so un„günstig für solche Stiftungen wäre, „wo er nicht irrte, in dem Wieneri„schen Fündelhause die gezogene Bi„lanz ausgefallen.

Ein anderer Freund, welcher in einem bekannten großen Waisenhause, worin 1500 bis 2000 Kinder sich befinden, deren doch keines unterm sechsten Jahre aufgenommen wird, acht bis zehn Jahr als Lehrer gestanden, meldet mir, daß es um die Gesundheit der Kinder schlecht stünde: „die Far„be, sagt er, ist bleich, sie sind meist „alle kränklich, und sehr wenige sind „von einer gesunden Constitution. Es „wird schwer fallen, auch nur ein ein„ziges Kind von recht gesunder Far„be, und recht munterer und blühen„der Gesundheit zu finden, wenn es „Jahr und Tag, oder auch nur etliche „Monate im Waisenhause gewesen. „Die Krätze ist fast allgemein, und „Scharbock und Mundfäule sehr ge„wöhnlich. Bey aller guten Aufsicht „und Einrichtung, sagt auch dieser, „ist das Waisenhaus doch eine Mör„dergrube. Er könnte zwar das Ver„hältniß der jährlich Sterbenden nicht „genau angeben; allein er glaubte, „daß wenigstens das funfzehnte Kind „stürbe, denn es wären jährlich der „Todten immer viel, und wenigstens „wäre ihm so viel ausgemacht, daß „sehr viele Kinder stürben, die das Le„ben länger behalten haben würden, „wenn sie nicht ins Waisenhaus ge„kommen wären.„

Noch auffallender ist, was mir ein anderer zuverläßiger Freund versichert hat, daß in einem ansehnlichen deutschen Fürstenthum, welches ohngefähr seit zwanzig Jahren ein Waisen- und Fündlingshaus in seiner Hauptstadt errichtet hat, bishero nur ein einziger Fündling zu männlichen Jahren gelanget sey. Dieser einzige Mensch, setzte mein Freund hinzu, hat also dem Lande jährlich wenigstens 20,000 Rthlr. gekostet, eine Summe die ein Erbprinz zu erziehen nicht würde gekostet haben.

Nun auch etwas von den Ursachen dieser großen Sterblichkeit. Einige derselben mögen wohl schon vorhanden seyn, ehe die unehelichen Fündlinge ins Fündelhaus kommen. Andere aber sind in den Einrichtungen dieser Häuser zu suchen, und liegen vielleicht in sol-

solchen Einrichtungen derselben, die diesen Anstalten wesentlich sind, oder die doch schwer zu ändern seyn dürften.

Von der ersten Art Ursachen habe ich oben schon einige bemerkt. Versuchte Abtreibung der Frucht. – Sorgfalt die Schwangerschaft zu verbergen. – Mangel der Geburtshülfe. – Versäumniß an der ersten Wartung und Pflege der armen neugebornen Geschöpfe – u. d. g. m. können schon den Grund zum frühen Tode bey dem zarten Fündlinge gelegt haben, noch ehe er ins Fündelhaus gekommen ist. Wird derselbe nun dahin geliefert, so ist man von allen solchen vorhergegangenen Umständen wohl nie unterrichtet, um die Wartung und Pflege des armen Kindes seinem Bedürfniß gemäß einzurichten. Man kann vielleicht nicht allemal so viele Säugammen haben, als man deren bedürfte, – man muß wohl viele derselben, alten Ammen, deren Milch den neugebornen Kindern zu grob, oder sonst nicht zuträglich ist, übergeben: vielleicht auch manche neben der Mutterbrust, mit Milch von Thieren, oder mit Breyen füttern, welches bey den wenigsten gelingt. Das Freymäurer-Waisenhaus in Stockholm hat hierin Versuche gemacht. Man gab den Kindern Brey, halb Wasser und halb Milch, und ungesäuerten Rockenzwieback, und wenn einige unruhig waren, so gab man ihnen Reiswasser zu trinken. Allein man fand Ursache damit bald aufzuhören. Die meisten Kinder sollen am Schlage, mit vorgängigem Erbrechen und Ruhr, gestorben seyn. Auch in London wurde es versucht, die Fündlinge mit Brey zu füttern. Man fand aber, daß von 50 derselben 45 in einem Jahre starben, wogegen von 80 die man aufs Land zu Ammen gethan hatte, nur 29 dem Tode zu Theil wurden b). Herr Prof. Schlözer führt in vorgedachter Vorrede an: daß der französische Arzt Hr. Raulin erzähle: daß zu Rouen von 132 Kindern, die man mit Kuhmilch, und vom achten Tage an mit Brey ernährt hätte, nicht mehr als 5 am Leben geblieben; und daß es zu Paris bey eben der Nahrung nicht besser ergangen sey. Ballexerd c) dringt sehr darauf, daß Mütter selber ihre Kinder säugen sollen, und wenn man ja Ammen nehmen muß; so schreibt er so viele Pflichten, und so viel Vorsicht vor, die kaum in großen Häusern möglich sind. Wie viel weniger kann nun dergleichen Fürsorge in Fündelhäusern bewirkt werden? Er sagt indessen: „überstehen die „Kinder nun auch ohngefähr das Ungemach, welches von einer groben „fremden Milch ihnen verursacht wird; „so müssen sie oft desto länger tausend „andere Uebel erdulden, welche aus je„ner Quelle entspringen, und dieses „macht, daß man die Welt mit kränk„lichen, und den Staat mit schwäch„lichen Menschen bevölkert.„

Eine andere Ursache der großen Sterb-

b) Bergius im Cameral-Magazin. 3. B. Art. Fündelhaus. §. 9.
c) Diss. sur l'education physique des enfans. p. 47.

Sterblichkeit in den Fündelhäusern kann darin liegen, daß dieselben zu sehr besetzt sind. Können es doch erwachsene Menschen nicht vertragen, eine Luft einzuathmen, die durch die Ausdünstungen vieler andern Menschen bereits verderbt, und ihrer Spannkraft beraubt ist, nachdem sie durch viele Lungen gegangen, ein- und ausgeathmet ist. Nun sind in solchen Häusern die Kinder am Tage und bey Nacht in Zimmern eingeschlossen, die, wenn sie auch noch so geräumig sind, doch für eine Zahl von 100 Menschen noch immer zu enge seyn werden. Die bey den Kindern unvermeidliche Unreinlichkeit kommt dazu, welche die Luft in solchen Zimmern gleichfalls sehr verderben muß. Sind nun noch unter denselben manche kränkliche, deren Säfte bereits verdorben sind; so kann es nicht fehlen, daß alles dieses der Gesundheit der übrigen sehr nachtheilig ist. Daher sagt der Herr Graf von Büffon d). „Viele Kinder in „ein Hospital zusammen zu bringen, „ist dem Endzweck, sie beym Leben zu „erhalten, ganz und gar entgegen. Die „meisten sterben an einer Art von Scorbut, oder an andern in den Hospitälern herrschenden Krankheiten.„ Auch kann das eine Ursache der großen Sterblichkeit in den Fündelhäusern seyn, wenn man, wie bey vielen derselben geschieht, die Kinder zuerst aufs Land austhut, und nachmals, wenn die Zeit kommt, sie ins Fündelhaus selber aufzunehmen, dieselben mit zu weniger Vorsicht, hinein nimmt. Ballexserd macht diese Anmerkung e). Er sagt: „die Kinder auf dem Lande zu „erziehen ist gut, wegen der bessern „Luft. Man muß aber vorsichtig seyn, „sie nachmals zur Stadt zu bringen. „Es ist kein Zweifel, daß es der Gesundheit derselben nachtheilig seyn „müsse, sie plötzlich vom Lande, wo sie „eine reine Luft athmeten, in eine große „Stadt zu bringen, wo sie eine schlechte „Luft finden.„ Also noch mehr, in ein vollgepfropftes Fündelhaus. Die Mittel einen öftern Wechsel der Luft zu machen, die Kinder in frische Luft zu bringen, alles rein und sauber zu halten, u. s. w. sind theils nicht immer zureichend, theils können sie, aus andern Ursachen, nicht in der Maaße genutzt werden, als es seyn müßte. Man muß um der nöthigen Aufsicht, um der Erziehung und Beschäfftigung der Kinder willen, sie unter einem gewissen Zwang halten, alles an eine gewisse Ordnung binden, und also kann man ihnen nicht so viel Bewegung und Genuß der freyen Luft in solchen Häusern geben, als die meisten derselben haben würden, wenn sie von einander getrennt, und von ihren Aeltern erzogen würden.

Hierzu kommt noch, daß die Ansteckung, wenn Krankheiten in solchen Häusern kommen, nicht wohl zu verhüten ist. Die Krankheiten selbst werden dadurch bösartiger, und dem Leben

d) Naturgesch. Th. 5. S. 64.
e) Diss. sur l'education physique. p. 51.

leben gefährlicher, zumal, wenn sie denn auch die zarten Kinder angreifen.

Ich will nichts von der Art der Nahrung gedenken, welche in solchen Anstalten den Kindern gegeben wird. Meistens ist sie doch nur eine grobe und schlechte Kost. Mit der Zubereitung derselben wird es vielleicht auch nicht immer sehr genau genommen. Man kann wenigstens in diesem Stükke gewöhnlich keinen Unterschied nach der Constitution der Kinder machen. Was den meisten gut genug ist, das muß es allen seyn.

Kommen nun auch solche Ursachen dazu, dergleichen aus der Begebenheit hervorscheinen, welche Ballexferd f) erzählt, so ist es noch schlimmer. Ich muß die Begebenheit selber anführen: „Hier, sagt er, ist eine Thatsache, wovon ich selbst ein Augenzeuge gewesen „bin. Eine fremde Dame, welche die „Neugierde nach der Hauptstadt eines „schönen Königreichs gelockt hatte, „gieng daselbst auch hin eines von den „Häusern zu besuchen, welche eine „weise Staatsklugheit, und eine gott„selige Freygebigkeit, zum Vortheil „der armen Fündlinge gestiftet und „reichlich versorget habe. *Nichts „kann reinlicher seyn, als das „Innere dieser liebreichen Stif„tung, und alle die kleinen Für„sorgen werden daselbst aufs be„ste erfüllt.* Wir stiegen mit einer „Art von Ungedult zu einem obern „Saal hinan, woselbst wir vierzig bis „funfzig kleine Betten sahen, die alle „sehr ordentlich und reinlich waren. „Drey Ammen waren in diesem Saal „bey *funfzehn kleinen Kindern*, „davon das älteste etwa zwölf bis vier„zehn Tage alt seyn mochte. Allein, „die Zufriedenheit dieser fremden Da„me wurde mit einem mal sehr ver„mindert, als sie bemerkte, daß diese „kleinen Kinder ganz mager, und so „aussahen, als ob sie jetzo sterben woll„ten. Sie fragte daher eine Nonne, „die uns begleitete, um die Ursache „hievon? Diese geistliche Schwester „antwortete ihr, mit einer andächtigen „Stimme: diese Kinder wären sehr „glücklich, wenn sie stürben, weil sie „zu einer ewigen Freude dadurch ge„langten: sie fügte sogleich noch hinzu, „daß es auch für die übrigen Leute die„ses Hauses sehr zu wünschen wäre, „daß die Kinder insgesammt, welche „man hieher brächte, nicht lange leben „möchten, weil sonst die Einkünfte „desselben nicht hinreichen würden, so „viele Menschen zu unterhalten. Die „fremde Dame, welche glaubte, daß „sie nicht recht gehört hätte, was die „Nonne sagte, ließ sich das noch ein„mal sagen, und diese that es, mit „noch mehr Nachdruck. Hierauf ver„ließ die fremde Dame ganz erschrok„ken diesen Ort, und beklagte nur den „unglücklichen Geiz, und die Verir„rung einer übel verstandenen Gottse„ligkeit.„

Diese Erzählung kann zu mehrerley Betrachtungen Gelegenheit geben. Man sieht daraus, daß es an guten Ein-

f) Am a. O. S. 86.

Einrichtungen, in Ansehung der Reinlichkeit nicht gefehlt habe. Allein was sind drey Ammen bey funfzehn so zarten Kindern! Vermuthlich hat man aus Mangel derselben zu andern Nahrungsmitteln, die diesen Kindern nicht zuträglich waren, vielleicht aus Noth seine Zuflucht nehmen müssen. Sollte aber dieser Fall der Noth nicht sehr häufig vorkommen, wenn zumal die Exposition der Kinder fast gänzlich frey gegeben ist? Vielleicht können auch diese noch so zarten Kinder den Saamen zum nahen Tode bereits mit ins Fündelhaus gebracht haben, und was ihnen im Mutterleibe, und bey ihrer Geburt wiederfahren ist, kann viel zu ihrem schlechten Aussehen beygetragen haben. Doch dieses würde die Nonne vielleicht gesagt haben, wenn sie es mit Wahrheit hätte sagen, oder mit Wahrscheinlichkeit hätte vermuthen können.

Was kann es also dem Staate helfen, solche kostbare Anstalten zu stiften und zu unterhalten? wenn dieselben ihm so wenig künftige Bürger am Leben erhalten, und wenn sie eine Veranlassung werden, daß die Exposition der Kinder dadurch häufiger wird, und so manche Kinder dadurch zu einem frühern Tode bestimmt werden, als sie sonst gestorben seyn würden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Wie sich doch die Zeiten ändern!

Zwey vornehme Engländer die mit einander in einem und eben demselben Collegio studiret, und nachdem sie solches verlassen, einander nicht weiter gesehen hatten, trafen sich einstmals an einem gewissen Orte wieder an. Nach den wechselseitigen gewöhnlichen Höflichkeiten sagte der eine: Mylord, Sie erinnern sich wohl nicht, daß Sie mir zehntausend Pfund Sterling schuldig sind? — Nein, davon weiß ich nichts. — Als wir noch im Collegio waren, spielten wir einstmals mit einander *Paar* oder *Unpaar*, und Sie verloren — Ey, das muß Spaß gewesen seyn! — Nein, Mylord, es war Ernst. — Können Sie mir das auf ihr Ehrenwort versichern? — Ja!

Der Lord bezahlte das Geld.

Ach! wenn der Mann doch mich Notarius Cæs. publ. jurat. von der Straße herein gerufen hätte. Welch eine Rüstkammer von verzögerlichen und zerstörlichen Ausflüchten wollte ich ihm nicht für elende zwölf Groschen eröffnet haben!

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Freytag, den 15ten May 1778.

Fortsetzung einiger Betrachtungen über die Fündlingshäuser, und über die Einrichtung derselben, wenn sie dem Staate wo nicht nützlich, doch minder schädlich seyn sollen.

Ich weiß wohl, daß man hierwider sagen wird: Es könnten Einrichtungen getroffen werden, die diesen Uebeln vorbeugten: und sodann sey die Sache leider einmal nothwendig, zumal in großen Städten. Es sey mir erlaubt, hierbey einige Anmerkungen zu machen. Die Nothwendigkeit solcher Anstalten, muß allein aus Thatsachen beurtheilt werden, nicht, weil diese Anstalten einmal Beyfall gefunden haben, – nicht aus Nachahmung, – nicht weil sie liebreich, menschenfreundlich scheinen. – Man kann sich in allen diesen Betrachtungen täuschen, und mit der besten Absicht wirklich viel Unheil stiften, und dazu noch große Kosten verschwenden. Man gesteht es, glaube ich, durchgängig ein, daß es nur Nothmittel seyn sollen. Nun so muß man sie nicht eher stiften, als bis eine wahre Noth vorhanden ist! Man müßte also erst prüfen, ob denn an einem Orte, oder in einer Gegend, wo man ein Fündelhaus anlegen will, der Kindermord sehr im Schwange gehe? ob man demselben zu steuren bereits alles andere versucht habe, was denselben meistens zu veranlassen pflegt? als etwa die Furcht vor der Beschimpfung, die man mit der Kirchencensur verbunden zu seyn glaubt, – oder die Furcht einer dürftigen Mutter, welche glaubt, sich und ihr Kind nicht ernähren zu können. – Man könnte alsdann vielleicht in diesen Dingen, wenn es nemlich erst die Noth erforderte, etwas mildern: – man könnte solchen armen Geschöpfen auf andere Weise zu Hülfe kommen. Der große König Friedrich giebt seinen Soldaten von der Potsdammer Besatzung, die sich auf sieben Tausend Mann erstreckt, auf ihre ehelich erzeugten Kinder, von der Geburt derselben an, monatliche Pensionen, von 1 Rthlr. 16 ggr. bis 12 ggr. auf jedes Kind. Wenn ein Fündelhaus 24,000 Rthlr. zu erhalten kostete, und man vertheilte diese Summe jährlich unter dürftige Aeltern, die drey und mehr Kinder hätten, so daß man auf

jedes Kind, das sie über die Zahl drey oder viere bekämen, ihnen auch nur 10 Rthlr. jährlich zur Beyhülfe gäbe, auch nur bis die Kinder zehn oder zwölf Jahr alt wären; so würde man mit solcher Summe 2400 Kinder, oder solcher dürftigen Ehepaare unterstützen können. Von solchen Kindern würden gewiß mehr in die Höhe kommen, als von einer gleichen Anzahl im Fündelhause: sie würden gesunder seyn, und zugleich würde man die Ehen dadurch befördern, und die Bevölkerung vergrößern, weil solche Aeltern alsdann die Zeugung der Kinder über die Zahl drey oder viere nicht verhindern, sondern vielmehr um der zu hoffenden Pension willen, wünschen und befördern würden. Vielleicht würden der unehelich erzeugten Kinder alsdenn weniger. Wenigstens würde man nicht nöthig haben, so große Fündelhäuser für diese, wenn sie von ihren Müttern verlassen würden, zu stiften. Vielleicht wäre es auch besser im Grunde, wenn verwaisete Kinder, anstatt sie in große Waisenhäuser zusammen zu packen, für das Geld, das hier für sie aufgewendet wird, in Familien ausgethan würden. Ich glaube, daß sich viele solche Leute finden würden, die sie gerne und um ein Leidliches annehmen möchten. Für ihren Unterricht und übrige, ihrer künftigen Bestimmung gemäße Erziehung würden die öffentlichen Schulen, die man auf jedem Dorfe hat, meistens hinreichend seyn. Freylich ist dieser Vorschlag nicht füglich auszuführen, wenn das Waisenhaus keinen gestifteten Fond hat, sondern von Allmosen und zufälligen Beyträgen, wenigstens zum großen Theil unterhalten werden muß, die alsdenn wegfallen möchten, wenn man die Liebe der Menschen nicht durch Umgänge der Waisenkinder oder auf andere Weise reizen kann. Jedoch ich kehre zu meinem Gegenstande wieder zurück.

Endlich sollte man auch erst überlegen, wie weit bishero in dem Orte, oder in der Gegend, wo das Fündelhaus gestiftet werden soll, die Exposition gegangen sey? Ist sie nicht sehr häufig gewesen, und hat man andere Mittel die gefundnen Kinder zu versorgen und unterzubringen; so, denke ich, sollte man es immer dabey bewenden lassen, so lange es auf diese Weise gehen will.

Allein gesetzt, daß eine Nothwendigkeit vorhanden ist. Es wird also der Entschluß aus den weislichsten Gründen gefaßt, eine solche Stiftung anzulegen. Wie muß dieselbe nun eingerichtet werden, um den Schaden, welcher davon zu besorgen seyn möchte, möglichst zu verhüten, und den größten möglichen Nutzen davon einzuernten? Ueber diese Fragen will ich meine Gedanken noch hieher zu setzen mir die Erlaubniß erbitten. Vielleicht sind einige darunter der Aufmerksamkeit nicht unwürdig.

Die erste Sorge sollte also wohl dahin gerichtet seyn, daß das angelegte Fündelhaus nicht eine Gelegenheit werde, die Wegsetzung der Kinder, zumal der ehelichen, zu befördern und

immer häufiger zu machen. Dieses muß eine unausbleibliche Folge seyn, wenn durch eine solche Stiftung die Exposition gleichsam frey gegeben wird. Sie wird aber frey gegeben, wenn es mit der Aufnahme der Kinder in demselben so gehalten wird, wie es in dem Pariser Fündelhause gehalten werden soll; woselbst, wie man mir gesagt hat, die Vorrichtung gemacht ist, daß in einer Thüre sich eine Trommel befindet, die, sobald mit einer an der Thüre befindlichen Schelle ein Zeichen gegeben worden, mit ihrer Oeffnung auswärts gedrehet wird, da alsdann das Kind hinein gelegt, und die Oeffnung wieder einwärts gekehrt, und so das Kind im Fündelhause aufgenommen wird, ohne daß die Person, welche das Kind annimmt, diejenige einmal sehen kann, die dasselbe gebracht hat. Dieses ist, deucht mir, so gut, als die Exposition der Kinder für frey und erlaubt erklären.

Allein dies würde auch in mehr als Einer Absicht höchst schädlich seyn. Denn 1) muß es verursachen, daß die Anstalt auf eine ganz unbestimmte Zahl eingerichtet werde, die mit den Jahren immer zunehmen wird, wie dieses bereits die Erfahrung bey dem Pariser Fündelhause lehrt. Oder wenn ja die Zahl einmal wieder abnehmen sollte, so wird es vermuthlich aus keinen vortheilhaften Ursachen geschehen: nicht, weil man besser denken gelernt, – nicht, weil deswegen weniger uneheliche Kinder erzeugt werden: sondern weil die National-Fruchtbarkeit, wegen übermachter Laster und Ausschweifungen überhaupt abnimmt. 2) Wenn die Zahl der Fündlinge sehr groß wird, so ist es nicht wohl möglich, die Pflege und Wartung dieser armen zarten Geschöpfe so einzurichten, daß nicht die meisten derselben dahin sterben sollten, und die Sterblichkeit wird nicht allein im Verhältniß der größern Zahl; sondern gar bald über diese hinaus anwachsen, und da ist dann 3) doch wohl nicht zu rathen, daß ein Staat sich selber einen solchen Verlust mit großem Kostenaufwand erkaufe: zumal, wenn dieser Verlust nicht der einzige ist, sondern noch die Verschlimmerung der Sitten und andere böse Folgen mitgerechnet werden müssen.

Es ist also sehr nothwendig, bey der Stiftung eines Fündelhauses **die Wegsetzung der Kinder an eine gewisse Ordnung zu binden, und außer dieser Ordnung muß dieselbe ein Verbrechen und strafbar bleiben, und fast noch mehr, als sie da, wo man kein Fündelhaus hat, zu seyn pflegt.** Es muß nicht erlaubt seyn, ein Kind heimlich dem Fündelhause zu überliefern. Geschieht es dennoch, so müssen zwar solche Kinder aufgenommen werden: allein die Policey muß doch darob wachen, diejenigen die es thun zu ertappen. Es muß zu dem Ende allenfalls eine Wache beym Fündelhause seyn, um solche heimliche Expositionen bey demselben zu verhüten.

Man kann hierwider einwenden: man wird also die Kinder an andern

Orten hinlegen? Dies wird freylich zuweilen geschehen: allein theils doch mit der Furcht ertappt zu werden: theils mit Sorge, daß ein armes Kind, ehe es gefunden würde, umkommen, oder sonst Schaden nehmen könnte. Es werden also doch, wie ich wenigstens glaube, die meisten, welche ein Kind wegsetzen wollen, lieber den sichersten Weg erwählen, und sich in die vorgeschriebene Ordnung bequemen, welche nach meinem geringen Ermessen folgende seyn könnte.

Es müssen diejenigen, welche Kinder ins Fündelhaus liefern wollen, solches daselbst gehörig melden, und also die Kinder überliefern. Nur ist meine Meynung nicht, daß dieses Melden auf die Weise, wie in London üblich ist, geschehen soll. Hier pflegen alle zwey Monate Receptionstage zu seyn, die man zuvor öffentlich durch die Zeitungen bekannt macht, und an welchen sodann die Mütter mit ihren Kindern, die sie dem Hospital überliefern wollen, unter einer Menge von Zuschauern sich einfinden müssen, so daß man auch eine Wache nöthig hat, um die Mütter und Kinder vor dem Gedränge zu schützen. Man nimmt sodann auch nur eine gewisse Zahl von Kindern an, die durchs Loos gezogen worden, und die übrigen werden abgewiesen. So wie man auch diejenigen abweiset, welche mit Kräze, bösem Grind, und andern unheilbaren und mit angeerbten Krankheiten behaftet sind a). Diese Art der Aufnahme meyne ich nicht, und ich gebe hierin dem Verfasser der *Abhandlung von einigen tadelhaften Gebräuchen in Absicht der Fündelkinder und ihrer Mütter* b) Recht, wenn er sagt: „Dieses hieße „die Ehre dem Leben aufopfern, und „könnte nur von solchen Müttern erwartet werden, die alle Schamhaftigkeit verloren hätten.„

Mein Gedanke aber ist dieser: *das Geschäfft der Aufnahme der Kinder ins Fündelhaus*, müßte *einigen ernsthaften Männern, und in gewissen Absichten auch zugleich einigen ehrbaren Frauen im Fündelhause anvertrauet werden*, bey denen sich die Mütter oder deren Abgeordnete mit den Kindern, täglich zu gewissen Stunden, unter welchen auch, um der Blöden und Schamhaften willen, Abendstunden seyn könnten, melden müßten. Ueber die Aufnahme der Kinder würde eine kleine Registratur verfertiget, um insonderheit auch solche Nachrichten aufzuzeichnen, an welchen die Aeltern dereinst ihre Kinder wieder erkennen könnten, im Fall sie dieselben einmal wieder zu haben wünschen sollten. Sollten unter solchen dem Fündelhause zugebrachten Kindern, sich eheliche befinden, so müßte untersucht werden, ob deren Aeltern in solchem Zustande der Dürftigkeit sind, daß sie diese Wohlthat verdienen? – Ob es nicht besser seyn würde, ihnen selber das noch

b) Alberti Briefe. Th. 2.

c) Hamburg. Magazin. 24. Th. S. 124.

noch zarte Kind zu lassen, damit sie es wenigstens die ersten Jahre verpflegten, und indessen ihnen vom Fündelhause eine Beyhülfe zuzuwenden, nachmals aber das Kind ihnen abzunehmen, wenn sie es alsdann noch missen wollten? Ich glaube, daß man sich in diesen Fällen für Betrug ziemlich besser sichern könnte, als bey andern Arten von Vorrichtungen und Almosenanstalten; zumal wenn die Beyhülfe, nur monatlich, oder vierteljährig, und nur gegen beygebrachte glaubwürdige Bescheinigung des Lebens des Kindes und der fortdaurenden Dürftigkeit der Aeltern, gereicht würde. Auch für die unehelichen Kinder, die in dieser Ordnung aufgenommen werden, wird man sodann in den meisten Fällen sogleich die Mutter derselben als Amme in Bereitschaft haben, ohne derselben vielleicht einmal so viel zur Beyhülfe geben zu dürfen, als sonst das Fündelhaus für ein solches Kind anwenden müßte, die Mutter aber hat doch wohl immer eine Vermuthung für sich, daß sie das Kind eben so gut, als eine fremde Amme, abwarten werde.

Diejenigen, welche sich in diese Ordnung nicht bequemen wollen, verdienen, wie ich glaube, für strafwürdig gehalten zu werden, und es ist wohl für keine Härte zu halten, wann solche Personen, die ihre Kinder wider diese Ordnung wegsetzen, mit öffentlicher Beschimpfung, Leibesstrafe, Zuchthaus, u. d. g. angesehen werden, wenn man sie ergreift. Denn vermuthlich werden es keine andere seyn, als solche die besorgen müssen, daß das Fündelhaus ihnen ihre Kinder nicht würde abnehmen wollen; weil sie nicht dürftig genug sind, dieses zu verdienen, und nur aus Faulheit und Liederlichkeit oder ähnlichen Ursachen sich derselben entledigen möchten. Oder es könnten auch zuweilen Personen von einem gewissen Range sich wohl zur Wegsetzung ihrer unehelich erzeugten Kinder entschließen, damit ihr Fehltritt nicht offenbar werde, und die etwa auch Bedenken trügen, sich den obgedachten Personen im Fündelhause kund zu thun. Allein da ich zum voraus gesetzt habe, daß die zur Aufnahme der Kinder bestellten Personen zum Geheimnisse verpflichtet seyn sollen, welches sie unverbrüchlich halten müßten, und welches sie nicht anders, als in einem seltenen Fall, dessen ich nachmals gedenken werde, brechen dürften; so ist die Bedenklichkeit unstatthaft. Denn diese Personen sind entweder im Stande, ihr dem Fündelhaus zugeschicktes Kind selber darin verpflegen und als Pensionair halten zu lassen, oder nicht. Im ersten Fall kann das Fündelhaus ihre Kinder annehmen, ohne einmal zu verlangen, die Aeltern zu wissen, wenn diese nur eine solche Vorrichtung zu machen wissen, daß das Fündelhaus wegen der Pension gesichert sey. Diese Sicherheit müssen sie demselben leisten können, wenn sie zumal verlangen sollten, dereinst einmal ihre Kinder wieder zu bekommen. Im andern Fall müssen diese Art Aeltern sich gefallen lassen, was die Ordnung er-

erfordert, und im übrigen sich darauf verlassen, daß ihr Geheimniß von diesen Personen, die darauf verpflichtet sind, heilig bewahrt werden müßte.

Ich sagte, daß ein seltner Fall eintreten könnte, da diese Direction im Fündelhause verpflichtet seyn möchte, das Stillschweigen zu brechen. Dieser Fall wäre, wenn die Unschuld einer verdächtigen Person gerettet werden müßte. Es könnte sich nemlich ereignen, daß entweder ein wirklicher Kindermord begangen worden, oder, daß ein todtgebornes, oder bald nach der Geburt verstorbenes Kind, das die Mutter, um ihren Fall zu verbergen, heimlich begraben hätte, gefunden würde. Eine andere Person, die im Verdacht der Schwangerschaft gewesen, und die ihr Kind ins Fündelhaus gebracht hätte, würde nun, nachdem jenes Corpus Delicti gefunden worden, deswegen verdächtig, vielleicht auch durch Besichtigung noch mehr gravirt, alsdenn könnte das Fündelhaus ihre Unschuld retten. Und in solchem Fall, der doch nicht unmöglich ist, wäre es sogar sehr gut, daß die Exposition an oberwähnte Ordnung gebunden wäre. Denn hätte eine solche Person ihr Kind heimlich weggesetzt, womit wollte sie in dem Fall eines angeschuldigten Kindermordes, wenn sie einige Anzeigen wider sich hätte, ihre Unschuld darthun? und wie leicht dagegen könnte nicht eine wirkliche Kindermörderinn die Ausflucht ergreifen, ihr Kind heimlich ins Fündelhaus gebracht zu haben?

Im übrigen versteht es sich von selbst, daß Aeltern die ihre Kinder dem Fündelhause überliefern, und die Erhaltung und Erziehung derselben diesem aufbürden, auch ihre Rechte und Ansprüche an denselben aufgeben, die Bestimmung derselben, wenn sie erwachsen sind, dem Staate überlassen; wollen sie sich aber ihre natürlichen Rechte über dieselben vorbehalten; so müssen sie entweder dieselben als Pensionairs darin unterhalten, oder demnächst die Anstalt entweder gänzlich oder doch zum größten Theil schadlos halten. Ja es wäre nicht unbillig, daß Aeltern, welche das Vermögen dazu haben, noch etwas überhin thäten, um ihre Erkänntlichkeit zu bezeigen.

Ehe ich diesen Gegenstand, die Ordnung der zu erlaubenden Exposition, verlasse, sey es mir erlaubt, noch einige Anmerkungen über dasjenige hinzuzufügen, was der Verfasser der oberwähnten Abhandlung im Hamburgischen Magazin sagt. „Er meynt, es sey „hart, zu verlangen, daß die Mütter, „wie in London, selber ihre Kinder zum „Fündelhause bringen sollten. Ein „Mädchen, sagt er, das der Versu„chung nicht widersteht, ist bloß mit „dem gegenwärtigen Vergnügen be„schäfftiget, und bekümmert sich wenig „darum, in der Zukunft dasjenige zu „lesen, was ihm Unruhe und Sorge „machen könnte. In diesen critischen „Augenblicken, da die Natur allein „redet, wird die Vernunft nicht mehr „gehört. Die natürliche Neigung „macht eine Person weit eher schlüßig,

„als

„als die Erleichterung der Mittel, sich „die Frucht ihrer heimlichen Liebe vom „Halse zu schaffen.„ Dieses alles sagt dieser Verfasser in der Absicht, um gegen eine solche geschwächte Person Mitleiden zu erwecken. Ich antworte hierauf: 1) daß die vorhin von mir vorgeschlagene Ordnung, in welcher die Exposition verstattet werden könnte, gar nicht so unbillig sey, daß derselben nicht auch Personen sich unterwerfen könnten, die dieser Verfasser im Sinne hat. Was können sie mehr verlangen, als daß ihr Geheimniß verschwiegen bleiben soll. Müssen sie es gleich einigen dem Fündelhause vorgesetzten ernsthaften Männern und Frauen entdecken, so müssen diese es doch auch eben so gut als ein Beichtvater bey sich bewahren, und es kann ihnen also in der Welt nicht leicht zum Nachtheil gereichen, wofern es nicht auf andere Weise kund wird. 2) Wenn nun auch gleich die natürliche Neigung eine solche Person schlüßig zu machen einen falschen Tritt zu wagen, mehr beytragen sollte, als die Erleichterung der Mittel die Frucht ihrer heimlichen Liebe sich vom Halse zu schaffen: wird denn die Erleichterung dieser Mittel nicht ebenfalls oft mitwirken, daß die Stimme der Natur bey ihr desto eher laute wird? Werden dagegen strenge Gesetze nicht oftmals manche Personen bewahren, daß sie im Anfange nicht zu sehr nachgeben, und sich der Verführung nicht zu sehr bloß stellen, daß endlich durch die Mitwirkung ihrer erhitzten Triebe, diese desto leichter gelingen muß? Gesetzt aber auch 3) daß in Ansehung derer die wirklich verführt werden, alles wahr ist, was dieser Verfasser sagt; werden dagegen nicht auch viele seyn, bey denen die Strenge der Gesetze, Vernunft und Ueberlegung erwecken und unterstützen, und die Naturtriebe etwas abkühlen helfen, damit sie im Kampfe desto mehr Widerstand leisten? Werden nicht auch diese Gesetze bey einem Liebhaber, der wirklich liebt und nicht unedel gesinnt ist, oft eine Ursache seyn die ihn zurück hält, nicht allen Vortheil zu gebrauchen, welchen er vielleicht aus der Schwachheit der Geliebten in den critischen Augenblicken ziehen könnte? Und wenn dieses denn auch nur zuweilen geschieht, so ist immer etwas dadurch gewonnen, um die guten Sitten noch aufrecht zu erhalten.

Eben der Verfasser sagt noch: „die „bürgerlichen Gesetze hätten, um den „Ehestand in seiner völligen Würde zu „erhalten, und der Unenthaltsamkeit ei„nen Zaum anzulegen, der Geburt un„ehelicher Kinder einen Schandfleck an„gehängt: Aber, fährt er fort, sie soll„ten doch wenigstens für ihre Erhal„tung sorgen. Da sie Menschen sind, „können sie dieses mit Recht fordern. „Die Rechte der Natur haben den Vor„zug vor allen übrigen, und können un„möglich durch so etwas vernichtet wer„den, das nur bloß eine menschliche „Convention ist.„ Hierbey muß ich doch bemerken und fragen: Thun denn unsere bürgerliche Gesetze es nicht, daß sie für die Erhaltung unehelicher Kinder sorgen? verbieten sie nicht dieselben

um=

umzubringen? und sind nicht aller Arten Verfügungen vorhanden, daß solche Kinder, wenn sie exponiret worden, aufgenommen, und auf öffentliche Kosten unterhalten werden müssen. Wie kann es aber wohl Jemand einfallen, zu behaupten, daß es unbillig sey, demjenigen, was der guten Ordnung gemäß geschieht, einen Vorzug vor demjenigen zu geben, was wider diese Ordnung geschieht. Wo würde denn die Ordnung in der Welt bestehen können? Wäre es denn besser die Würde der Ehe aufzuopfern, und dagegen der Hurerey und Liederlichkeit Bahn zu machen? als um jene ehrwürdig zu erhalten, diese mit einer gewissen bürgerlichen Beschimpfung zu belegen. Gesetzt auch, die Strenge der Gesetze wider die Unzucht veranlaßte zuweilen sogar Kindermord: so ist dies freylich ein Uebel das nicht geringe ist: allein im Ganzen ist es doch gewiß minder gefährlich, als wenn die Liederlichkeit sehr überhand nimmt, die Ehen selten, oder doch wenigstens minder fruchtbar macht. Ueberdem aber zweifle ich auch sehr, daß der Kindermord sehr häufig seyn werde, wo die Kirchenbuße entweder gänzlich abgeschafft ist, oder deren Erlassung leicht bewirkt werden kann, als wodurch der Schimpf einer solchen außer der Ehe erfolgten Schwächung eines Frauenzimmers schon sehr gemildert ist. Was aber der Verfasser eine bloß menschliche Convention nennt, verstehe ich eigentlich nicht genau. Meynt er damit die Ehe, so möchte ich wohl fragen: ob diese nicht auch ihre natürliche Rechte habe? oder ob die Natur etwa den concubitum vagum und promiscuum für die vorzüglichste Art der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes erkläre? Gebietet die Natur nicht den Aeltern ihre Kinder zu erziehen? und ist es nicht natürliches Recht und Billigkeit, daß ein Staat für sein wahres Bestes, und also auch für die beste Art der Bevölkerung sorge, und solche vorzüglich begünstige? Die unehelichen Kinder verdienen freylich alles Mitleid, und es läßt sich alles, was auf ihre Erhaltung abzielt, leicht rechtfertigen, wenn nur die deshalb verfügten Anstalten so gemacht werden, daß die Natur zuletzt nicht selber darunter leidet, und daß die abgezweckte Bevölkerung durch die deswegen vorgekehrten Mittel nicht mehr abnimmt, als gewinnt. Man wird es bey einigem Nachdenken auch in dieser Sache sehr gewahr, daß die Ordnungen, welche der gütige Schöpfer gemacht hat, die einfachsten und besten sind, daß die Abweichungen von denselben sehr üble Folgen nach sich ziehen, und daß die Erfindungen der menschlichen Kunst, um diesen vorzubeugen, oft nicht nur diesen Zweck nicht erreichen, sondern wohl gar Uebel ärger machen. Man wollte heut zu Tage gerne gegen die zunehmende Unkeuschheit gelinde seyn, man denket sehr schmeichelhaft von der Menschheit, und blendet sich oft dadurch selber, daß man dasjenige unbegreiflich findet, was doch am Tage ist. So sehr man auf die Erhaltung des menschlichen Lebens auf der einen Seite bedacht ist, und deswegen allerley Künsteleyen ersinnet; so viel veranlaßt man auf der andern Seite, und befördert so manches was doch noch mehr Menschen ums Leben bringt. Die guten Sitten und die Religion sind gewiß zu wesentliche Stücke, auch für die bloß leibliche Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, als daß andere Erfindungen dieselben entbehrlich machen könnten. Ueppigkeit und Libertinage sind gewiß immer so schädlich, daß alle unsere Künsteleyen, womit wir die nachtheiligen Wirkungen derselben hemmen wollen, nichts weiter, als bloße Verkleisterungen des Schadens sind, die denselben vielleicht eine Zeitlang verdecken, aber ihm desto mehr Raum lassen, unter sich zu fressen, bis denn das Uebel zuletzt unheilbar wird, da denn gewöhnlich der liebe Gott ins Mittel zu treten, und durch mächtige Revolutionen dem Ungemache zu steuren pflegt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Montag, den 18ten May 1778.

Schluß einiger Betrachtungen über die Fündlingshäuser, und über die Einrichtung derselben, wenn sie dem Staate wo nicht nützlich, doch minder schädlich seyn sollen.

Jedoch ich wollte hier nicht predigen: sondern nur Vorschläge thun, wie diese Nothmittel, die Fündelhäuser, besser eingerichtet werden könnten. Ueber die Ordnung der Exposition habe ich bishero meine Gedanken gesagt: Nun ist noch übrig, daß ich auch etwas vorschlage, wie der großen Sterblichkeit in diesen Häusern möchte gewehret werden.

Ich habe oben die vornehmsten Ursachen derselben angeführt. Sie waren, Verwahrlosung der meisten dem Fündelhause zu Theil werdenden Kinder, vor der Geburt, in der Geburt, und nach derselben, – kann gegen diese Ursachen des Todes, die beste Einrichtung der Fündelhäuser etwas wirken? Ich meyne nicht. Es sey denn daß dieselben ihre Fürsorge auch auf die Mütter während ihrer Schwangerschaft ausdehnen könnten. In dieser Hinsicht, gefallen mir die Vorschläge sehr wohl, welche Mirabeau a) giebt. „Er wünschet, daß mehr Fündelhäuser „im Staate errichtet werden möchten, „in den Hauptstädten der Provinzen, „und auch noch in kleinen Städten; „daß sie allein unter der Fürsorge gu„ter Frauen stehen sollten: daß ein „Theil des Hauses bestimmt sey, um „jede schwangere Person aufzunehmen, „die sich hinein begeben will: daß diese „hier gut gehalten, nicht beschämt, und „ihnen keine Vorwürfe gemacht wer„den müßten; und daß endlich, wenn „sie das Haus nach ihrer Entbindung „wieder verließen, die Dürftigen noch „dazu ein Geschenk von etwa 10 Rthlr. „für das Geschenk, welches sie dem „Staate gemacht hätten, empfangen „sollten: Man sollte insonderheit da„für sorgen, daß keine solche Personen, „weil sie etwa nicht aus der Provinz „oder Gegend desjenigen Fündelhau„ses sind, in welches sie sich verfügten, „ausgeschlossen, und abgewiesen wer„den dürften: denn es sey nicht zu

Rr „erwar-

a) l'Ami de l'homme ou Traité de la population. Tom. 2. p. 61. ed. Hamb.

„erwarten, daß ein armes Frauenzim-„zimmer, das sich und ihren Zustand „verbergen will, in ihrer Heymath „werde niederkommen wollen. Allein „indem diese einem fremden Hause „zur Last fällt; so wird vielleicht eine „andere, aus gleichen Ursachen, in dem „Fündelhause ihrer Provinz ihre Stelle „einnehmen. Diese Einrichtung wür-„de den Abtreibungen der Frucht mehr „abhelfen, als alle Verordnungen und „Gesetze wider diejenigen, die ihren Zu-„stand nicht eingestehen wollten. – – „Eben so will er auch, daß man auf „diese Art die ehelichen Kinder armer „Aeltern aufnehmen soll, ohne sich nach „den Aeltern zu erkundigen. – „ Ich habe nichts darwider, wenn der Staat reich genug ist, die Versorgung und Erziehung dieser Kinder zu überneh-men, und so lange diese Wegsetzung der Kinder nicht überhand nimmt, und von faulen und liederlichen Aeltern nicht gemißbraucht wird, und wenn man sich getrauet solche Kinder ohne Beyhülfe ihrer Mütter aufzubringen.– Man kann es ja erst auf diesem Wege versuchen, bis man die üblen Folgen, wovon ich oben geredet habe, in der Erfahrung bemerkt, und man kann ih-nen alsdenn allenfalls erst die Schran-ken entgegen stellen, die ich oben vor-geschlagen habe, um die überhand nehmende Exposition an eine gewisse Ordnung zu binden. Durch eine sol-che Einrichtung möchte also jenen Ur-sachen der Sterblichkeit der Fündlin-ge, die noch vor oder gleich bey ihrer Geburt gegründet werden, in vielen Fällen vorgebeugt werden können.

Da eine andere Ursache der Sterb-lichkeit dieser Kinder darin liegt, wenn deren in einem Hause zu viele sind; so, daß theils für die zuträgliche Nah-rung derselben in den ersten Monaten und Jahren ihres Lebens, nicht genug gesorgt werden kann: theils auch die Menge derselben, die oberwähnten Erb-krankheiten dieser Häuser veranlaßt, da denn von den größern Kindern die kleinern angesteckt, und dem Tode mei-stens zur Beute werden müssen; so ist meine Meynung, **daß die Fündel-häuser nie überhäuft werden müs-sen.** *Mehr als dreyßig bis vier-zig Kinder in einem solchen Hause dürfte schon nachtheilig seyn.* Fündelhäuser sollten also eigentlich keine andere Bestimmung, keinen an-dern Gegenstand haben, als bloß die armen Fündelkinder beym Leben zu erhalten, und sie so weit in die Höhe zu bringen, bis die moralische Erzie-hung derselben ihren Anfang nehmen kann. Alsdann muß man sie in an-dere Kinderhäuser bringen, welche den Unterricht und die Erziehung dieser Kinder zu besorgen haben. Diese letz-ten müssen freylich weitläuftiger seyn, weil es sonst für den Staat zu kostbar werden dürfte, viele dergleichen Anstal-ten zu stiften und zu unterhalten. In-dessen wäre es doch gut, auch diese Anstalten, so wenig als möglich zu überladen. In einem großen Waisen-hause worin meistens zweytausend Kin-der, Knaben und Mädchen, doch beyde Geschlechte besonders, vom sechsten Jahre an bis zum funfzehnten erzogen wer-

werden, finde ich, sind wohl vier und zwanzig Lehrer, meistens Candidaten angestellt, zum Unterricht, und zur Aufsicht. Außer diesen sind noch zwölf bis sechszehn Personen, welche die Administration, Oekonomie, Aufsicht, u. d. g. besorgen. Derer Personen, die die Reinigung des Hauses und der Kinder, und andere geringe Geschäffte und Bedienungen besorgen müssen, als Hausknechte, u. s. w. sind wohl siebenzig bis achtzig Personen. Es hat aber auch dieses Waisenhaus Einkünfte die über hundert bis hundert und vierzig Tausend Thaler gehen. Vor allen Dingen kommt zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Kinder, das meiste, auf die Reinlichkeit, auf den gesunden Wechsel der Luft, auf gesunde Bewegung und gesunde Nahrung an.

Eine gesunde Lage solcher Häuser müßte vorzüglich und mit vieler Sorgfalt gewählt werden, zumal für die zarten Kinder in den ersten Jahren. Die Zimmer müßten fleißig gelüftet, durch Waschen, und Ventilators, durch Ausräuchern gereiniget werden. Außer dem muß man die Kinder so oft es nur möglich ist der freyen Luft genießen lassen. In den Häusern, wo die Kinder schon zu gewissen Arbeiten angehalten werden, um der Anstalt etwas erwerben zu helfen, wünschte ich, daß bedeckte Gänge und freye Pavillons vorhanden wären, unter welchen sie die Arbeit bey der sie sitzen müssen, doch im Genuß der freyen Luft verrichten könnten.

Man muß so viel als möglich verhüten, daß die Schlafzimmer nicht zu sehr überladen, und durch die durchziehende Luft am Tage immer wieder von Dünsten gereiniget werden. Gut wäre es auch wohl, wenn die Betten, worin Kranke gelegen haben, ehe sie ins Krankenhaus gebracht werden, nicht nur mit neuen Ueberzügen versorgt würden, ehe ein gesundes Kind wieder darin schliefe; sondern, daß sie auch wohl etliche Wochen ungebrauchet hingehangen, und durch die frische durchziehende Luft wieder gereiniget würden.

Zur **Bewegung** würden theils manche Geschäffte für das Haus, mit Holz sägen, spalten, herbey tragen, theils manche Spiele dienlich seyn, und dergleichen Bewegung müßte lieber täglich eine Stunde oder zwey, veranstaltet werden, als daß sie wöchentlich nur ein Paar mal in mehr auf einander folgenden Stunden geschiehet; weil im letzten Fall dieselbe leicht zu heftig, ermüdend und erhitzend werden kann.

Die **gesunde Nahrung** ist endlich auch noch ein Hauptstück. Kostbar kann dieselbe in solchen Anstalten nicht seyn, allein auch unter den geringern Speisen läßt sich eine gute Wahl treffen, wobey man wohl das benutzen möchte, was die neuen Erfahrungen bey den Fahrten des Capitains Cook um die Welt, denselben gelehrt haben — die guten Wirkungen des Sauerkrautes, und des frischen Wehrtes vom Bier wider den Scharbock u. d. gl.

Besonders sollte die Administration die größte Sorgfalt anwenden, daß nichts von verdorbenen Nahrungsmitteln, oder die doch dem Verderben schon nahe gekommen sind, den Kindern gegeben werden dürfte. Doch diesen Punkt werden Aerzte besser als ich durch ihre Vorschläge erweitern können.

Allein was würden die besten Rathschläge nützen, wenn sie nicht befolget würden. Es ist also das meiste zur Verminderung der Sterblichkeit in diesen Häusern, von einer **erleuchteten, liebreichen und menschenfreundlichen, unermüdeten Aufsicht** zu erwarten, welche von angesehenen und uneigennützigen Personen mit einer Treue, die sich nicht zu sehr auf die Gewissenhaftigkeit der nachgeordneten Dienerschaft verließe, besorget werden müßte. – und, um auch die Mitwirkung der letztern Personen zu ermuntern, von gewissen **Belohnungen**, zu hoffen. Man hat mir von den Armen- und Fündeihäusern in Mayland versichert, daß die Ordnung in denselben sehr gut sey, weil neunzehn von Adel aus den ersten Familien die Aufsicht darüber haben, und einer davon täglich die sämmtlichen Zimmer dieser Häuser durchgehen und visitiren muß. Ich glaube, daß dieses allerdings viel vortheilhaftes bewirken kann. Es würde denn aber noch die Frage seyn, ob sich unter uns so viele edle Familien freywillig zu einer Sache entschließen dürften, die ihnen vielleicht zu geringfügig und wohl ekelhaft scheinen könnte, da sie zumal von der Verdienstlichkeit dieser Art guter Werke den Glauben nicht haben, welchen man davon in der römischen Kirche hat. Auch hat diese Kirche hierin einen Vortheil voraus, wegen der mancherley Ordensleute, denen die Verrichtung vieler Geschäffte bey solchen Anstalten aufgetragen werden kann, wozu wir besondere Leute dingen und in Sold nehmen müssen.

Was aber die Belohnungen betrifft; so müssen dadurch die Häuser in eine Art von Wetteifer gebracht werden. Man muß Prämien für diejenigen bestimmen, welche die meisten Kinder durchs erste Jahr bringen: andere etwas minder beträchtliche für die Kinder von zwey Jahren, und so immer geringere Belohnungen mit den zunehmenden Jahren bis zum sechsten oder siebenden Jahr. Der Herr Professor **Schlözer** schreibt mir: „Noch „zur Zeit, weiß ich kein Mittel, wie „der Staat für eigentlich verlassene „(aber encouragirt muß das Verlassen „nicht werden, sondern gehindert, ge„straft,) neu geborne Kinder sorgen „kann, als dieses: Sie müssen 1) ein„zeln an Familien ausgethan, (nicht „in Ein Haus gepackt,) und 2) ihre „Erhaltung in den ersten sieben Jah„ren, so theuer bezahlt werden, daß „der Tod eines solchen Kindes ein „wahres Unglück, (kein Profit, wie „zu Coimbra) für die Familie sey.„

Aus allem was bisher gesagt worden, wird hoffentlich sich dieses ergeben: daß es noch immer sehr proble-

matisch sey, ob solche Kinderhäuser, zumal wenn sie groß und weitläuftig sind, der Bevölkerung mehr vortheilhaft oder schädlich sind? Es ist dieses zur Zeit noch nichts weniger als ausgemacht, und je mehr man Anekdoten von diesen Stiftungen hört, desto mehr scheint es sich zu zeigen, daß sie nachtheilig sind. Indessen verdient die Sache sorgfältig erwogen zu werden. Man kann durch eine solche Stiftung, wenn man dieselbe befördert hat, in eine falsche Beruhigung gerathen, als habe man ein sehr gutes Werk gestiftet, und vielen Uebeln vorgebeugt, die man in der That dadurch vielmehr vergrößert hat. Die Sache ist endlich doch auch eine Gewissenssache. Der Grund, daß solche Anstalten eine gute Seite haben, – daß man in denselben andern nachahme, – daß man es aus redlichem Herzen, und mit der besten Absicht thue, ist, wie mir deucht, noch nicht hinreichend, sich darüber zu beruhigen. Ich wünsche, daß meine geringen Gedanken einigen Nutzen stiften, und eine Veranlassung werden mögen, daß die bereits vorhandenen Fündelhäuser, ihre Geschichte, und wie viel sie Kinder nicht nur aufgenommen, sondern auch, **wie viel sie davon wirklich groß gezogen, und dem Staate gesund überliefert haben**, bekannt machen mögen. Mir soll es eine große Freude seyn, wenn meine Zweifel und Besorgnisse sich dadurch als ungegründet offenbaren.

Mehr will ich jetzo nicht hinzufügen, ich habe sonst noch manche Einfälle gehabt, wie solchen Häusern einiger Erwerb zu ihrer Unterhaltung verschafft werden könnte, allein da diese nur auf solche Häuser anzuwenden seyn möchten, wo die Fündlinge zugleich auch durch Unterricht und Erziehung ausgebildet werden, und da ich nunmehro der Meynung bin, daß diese vielmehr, von denen Häusern, wo die zarten Kinder von der Geburt an, bis zum siebenden Jahre unterhalten werden, abgesondert seyn müssen; so will ich auch hievon weiter nichts gedenken.

Ilfeld. **C. F. Meißner.**

Fortsetzung der allgemeinen Anmerkungen über die Kinderzucht.

(Siehe Hannov. Magaz. 1777. St. 80.)

Die Menschen würden sich von selbst entschließen gut zu seyn, und sie würden es werden; wenn es nicht so viele Arten von Interesse für sie gäbe, die sie so einnehmen und zerstreuen, daß sie das Glück, nach dem sie trachten sollten und wollten, aus dem Gesichte verlieren. Ein Unglück, das die meisten nicht eher einsehen, als bis sie sich in dem Spiele

aller ihrer Leidenschaften auf der Schaubühne der Welt gänzlich erschöpft haben! Nun würde es Zeit für solche Menschen seyn, – andere Menschen dadurch klüger zu machen. Frey von den täuschenden Träumen der Phantasie, – und aus unruhigen, brausenden Schauspielern zu ruhigen gelassenen Zuschauern gemacht, würden sie nun als Kenner des Theaters über jede Triebfeder in der Mechanik der Herzen urtheilen. Durch ihre eigene Erfahrung überzeugt, **daß alles menschliche Unglück von den Ausschweifungen der Leidenschaften herkömmt**, würden sie ihre glücklichen und unglücklichen Schicksale in Lehren verwandeln, und sie in die Herzen ihrer Untergebenen einprägen. Doch, unter der Menge Menschen von dieser Art, würden immer wenige diese Mühe über sich zu nehmen fähig seyn. Denn die Meisten würden Schilderungen der menschlichen Bosheit, und Menschenfeinde machen.

Die beste, in ihren Folgen glücklichste Erziehung, alle Vortheile der Erziehung überhaupt müssen wir von der Natur, die ihre Rechte heilig in den Herzen der Aeltern erhält, erwarten. Ich rede nicht von solchen, die es durch eine unselige Gewohnheit so weit gebracht haben, daß alle Empfindungen der Natur bey ihnen erstickt sind, bey denen kein anderer Grundsatz gilt, als ihr Interesse, ihr unmittheilbares Interesse, die Tugend und Laster unter die gewöhnlichen Vorurtheile zählen, bey denen nach den Affecten handeln, recht thun heißt, bey denen alles, was sich auf sonst nichts, als auf das allgemeine Beste der Menschen bezieht, Thorheit und Pedanterie seyn muß, – ich schreibe nicht für die. Meine Betrachtungen würden sie weder überzeugen, noch rühren können. Aber für die edlen, fühlbaren Herzen, für die zärtlich liebenden Väter, die das Unglück der Menschen rührt, die sich als wesentliche Theile des Ganzen ansehn, die es einsehen, daß das Glück des Bürgers an die Rechtschaffenheit des Menschen gekettet ist, daß kein guter Bürger, ohne ein guter Mensch zu seyn, seyn kann, daß sich aus dieser Wahrheit alles Glück, und Unglück in der menschlichen Gesellschaft erklären läßt, für die, – für die schreibe ich.

Solche Väter sind von dieser Wahrheit durchdrungen, und betrachten ihre Kinder, als Kinder, schon so, als wenn sie einst zum Schaden, oder zum Vortheile der allgemeinen Glückseligkeit der Menschen beytrügen. Alle wünschen einst Gutes durch ihre Kinder gethan zu sehen. Die Natur hat auch diese Wünsche auf eine bewundernswürdige Art veranlaßt. Ist auch unter den Vätern die arg sind, die es nemlich aus menschlicher Schwachheit sind, einer, der es wünschen sollte, daß sein Sohn eben so wäre, wie er? So eine Macht über die Herzen hat die Tugend, daß sie sich selbst bey denen, die ihr nicht Ehre machen, ver-

verehrungswürdig macht. So sehr auch diese Wahrheit an sich schon in die Augen fällt, so will ich doch einige Züge hinzuthun, um sie noch lebhafter zu zeigen.

Selbstliebe ist in allen Wesen. Gleiche Bedürfnisse, gleichen sich in ihren Wirkungen. Die Selbsterhaltung ist eigentlich weder in der Ursache, noch in den Wirkungen von sich selbst unterschieden. Die Eigenliebe aber ist eine Eigenschaft eines denkenden Wesens. Das Verhältniß der Menschen unter einander, das von der einen Seite durch Stärke, von der andern durch Geschicklichkeit, Schönheit, Naturgaben rc. entsteht, und Gegenstände der Vergleichung, die sich einander ausschließen, darbietet, hat diese durch die Vernunft erweiterte Selbstliebe erzeugt, die wir Eigenliebe nennen, und aus welcher alle Leidenschaften entspringen.

Sie ist es in dem Vater, die ihren Gegenstand zu verlassen scheint, in der That aber diesen Gegenstand durch eine unmittelbare Richtung auf den Sohn vervielfältiget. In ihm liebt er sich, sich in ihm noch einmal gleichsam von neuem geboren, er vergißt sich über ihn, er macht aus sich, und aus ihm, wenn ich mich so ausdrükken darf, eins in ihm – sein Glück, seine Ehre, seine Ruhe, seine Gesundheit hangen von ihm ab, und nicht selten auch selbst sein Leben.

Wie ist es mit dem Baume, den er pflanzte, den er zog, den er mit Vergnügen zog? Wie ungedultig wartet er! Wann wird er blühen? Wann wird er Früchte tragen? Wann kommt die Zeit? Mit eben dieser sehnsuchtsvollen Ungedult bedenkt er das Glück seines Sohnes. Seine Langsamkeit macht, daß er klagt. Nach seinem Willen soll er mit Riesenschritten auf der Bahn der Tugend voran seyn. Daher kommen die Wünsche der Väter, die sich ihrer Fehler wegen schämen müssen, die allemal verlangen, daß ihre Söhne nicht in diese Fehler fallen, daß sie glücklicher, daß sie besser seyn möchten. Die Eigenliebe findet hier ihren Vortheil um so vielmehr, da das Verdienst des Sohnes immer dem Vater zugeschrieben wird, selbst alsdann, wenn er selbst kein eigenthümliches Verdienst hat. Dies Interesse hat so viel Gewalt über das Herz, daß es alle andere böse Leidenschaften vor sich vertreibt. Der Neid regt sich nicht. Die Ehre des Sohnes wird die Freude des Vaters. Voll von dieser Empfindung rufte Philippus der König aus: o mein Sohn, erobere du ein anderes Königreich, Macedonien ist viel zu klein für dich! Man sollte glauben, daß das allgemeine Verlangen der Väter ihre Kinder glücklicher, und welches nothwendig damit verknüpft ist, gute und brauchbare Menschen werden zu sehn, die Mittel zur Erreichung dieser Absicht, bis zur Vollkommenheit gebracht haben müßte. Aber es sind so viele Hindernisse dabey, daß es kein Wunder ist, wenn das, was man erwartete, so wenig eintrifft. Durch die

Vor-

Vorurtheile, durch das Gegentheil in so vielen Beyspielen um uns herum, durch diese Schlagbäume zu kommen, ist nicht leicht. Wenn so viele Köpfe bey der Sache übereinstimmen müssen, der Vater, die Mutter, die Anverwandten; so müßte es ein Wunder seyn, wenn sich einem verständigen Vater bey der Ausführung seiner Entwürfe keine Hindernisse entgegen sezen sollten. Bey den besten Absichten seine Kinder gut zu erziehen, kann ihm die Sache selbst so verdrüßlich und schwer gemacht werden, daß er endlich allen Muth verlieren muß. Verdruß macht daß alle Anmuth des Geistes verwelkt. Man verliert seine Federkraft, seine Leichtigkeit. Die Neigung zu allem, was man thun sollte, nimmt ab; ohne daß man es merkt, schleicht Gleichgültigkeit und frostiges Wesen in das Herz das warm und voll von Liebe war. Jede Sorge, jedes Geschäfft in seiner Art wird Mühe und Arbeit. So geht es. Und das ist mit wenigen Worten, die Geschichte vieler Familien, die Geschichte der unvollkommenen Erziehung, die alle die Halbmenschen liefert, von welchen die Staaten auf dem Erdboden wimmeln.

Diese Unvollkommenheiten genauer zu beschreiben, und die Mittel sie wegzuschaffen anzugeben, ist jezo meine Absicht nicht. Ich behalte mir es aber auf eine gelegenere Zeit vor.

Anekdote.

Ein ehrlicher alter Feuerwerker, aus dem Hannoverischen gebürtig, hatte in seiner Jugend in London außer den Wahrzeichen der Stadt auch die Grabmale der berühmtesten Männer der Nation besehen. Folgende Grabschrift: Hier ruhigen die „Gebeine des berühmten Virtuosen „N. Seine Seele befindet sich jezt „an einem Orte, wo seine Harmonien „noch übertroffen werden„, muß ihm vorzüglich gefallen haben. Denn er hatte in einem nachgelassenen Aufsaze seine Erben gebeten, nachstehende Worte auf seinen Leichenstein zu sezen:

Hier
ruhen
die Gebeine
des
berühmten Feuerwerkers N.
Seine Seele
befindet sich jezt
an einem Orte,
wo
seine Feuerwerkerkunst
vielleicht
übertroffen werden dürfte.

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Freytag, den 22ten May 1778.

Die Reise nach dem Deister.

Ich verlange durchaus Herr im Hause zu bleiben, — sagte neulich Herr Simon, nicht aus Steifsinn, denn ich bin verträglich, sondern aus Grundsätzen, Arist. — Das beste Weib hat seltsame Launen, und taumelt unter Grillen und Thorheiten herum, wenn sie nicht zum Gehorsam geübt wird.

Ist das so leicht, Herr Simon?

Er. Alles besteht in der Methode. Wenn man nie etwas abschlägt oder begehrt als mit vernünftigen Gründen, die man, wie Sie wissen, immer findet, so lernt sie bald den Willen ihres Mannes für den klügsten Willen zu halten, und folgt ohne Widerspruch. —

Ich schwieg betroffen, — weil der häusliche Muth dieses redlichen Mannes in der Stadt nicht gebührend erkannt wird, denn jedermann glaubt, daß ihn seine Dame, ob wohl an einem seidenen Faden, doch sicher wie in Ketten leitet.

Es ist Sünde, dachte ich, so ein Gefühl der Kraft zu stöhren, doch entfiel mir, daß es Täuschungen gebe, daß mancher Günstling eigenen Willen dem Sultan für den seinigen verkaufe, und daß eine jede Frau eine geborne Staatskünstlerinn sey.

Ey Possen! Possen! rief Hr. Simon; ja, wenn man ihre Winkelzüge nicht endlich durchgeforscht hätte? Wer mit den Wendungen ihrer List, mit dem Labyrinth ihrer Einleitung bekannt ist, der lauscht am rechten Ort und hört sie auf den Zähen kommen. Herr Simon, sprach ich, lieber Herr Simon, es giebt eine Menge Krümmen, die sich nicht berechnen lassen.

Vor einigen Tagen traf ich die Frau meines Freundes allein zu Hause, ein freundliches angenehmes Weib, die so natürlich spricht und handelt, daß, wenn sich Frau Simon verstellt, Verstellung nothwendig die Natur der Damen seyn müßte. — Herrliches Wetter! rief sie mir entgegen, jetzt wäre das so recht eine Zeit um den Haller Brunnen zu besuchen. — Die Gegend, sagt man, ist wunderschön; wollen Sie mit von der Parthey seyn?

Ich. Wenn es morgen seyn kann – herzlich gerne.

Sie. Morgen? Gut! Es bleibt dabey. Je eher je besser! Das Wetter kann sich ändern.

Ich. Ob's auch Herr Simon zufrieden seyn wird?

Sie (lächelnd). Mein Mann ist, wie Sie wissen, ein gütiger Mann, und schlägt mir ein unschuldig Vergnügen nicht ab. Machen Sie sich nur immer zurechte; wir fahren um sechse präcise. Hier wurde sie abgerufen, und ich setzte mich im Büchercabinet meines Freundes nieder. — Nach einer halben Stunde trat Herr Simon unter einem lebhaften Gespräch mit seiner Frau ins Vorzimmer, und weil ich das Wort Deister hörte, so lauschte ich neugierig, wie die Sache wohl negotiirt werden möchte? Hier ist der interessanteste Theil ihres Gesprächs.

Frau Simon. Du hast Recht, mein Kind, — es ist eine theure Langeweile, man jagt über die kahle Chaussee, ißt und trinkt schlecht, ermüdet sich, erhitzt sich und kriegt endlich nichts als Bäume zu sehen, die man in der Nähe haben kann. – Arist ist gewaltig für die Reise eingenommen, — ich ganz und gar nicht.

Herr Simon. Ich diene meinen Freunden gerne; aber meinen Freunden zu gefallen ennuyire ich mich nicht, – außerdem gehts morgen nicht an; ich habe dringende Geschäffte, und weiß mich kaum durch die Papiere zu finden. Ueberhaupt sind mir alle die Parthien zuwider, wo man so feyerlich nach Freude lauft und sie erst findet, wenn alles vorbey ist. Ach, rufen wir dann ermüdet, — wie froh bin ich wieder zu Hause zu seyn! —

Frau Simon. Eben das ist meine Meynung und damit ist's aus. Arist mag sich eine andere Gesellschaft suchen. Nein, das herrliche Wetter will ich besser anwenden, und morgen kann ich endlich thun, was ich schon so lange vorhatte, deine Stube hier, die Bücherkammer will ich nun einmal recht umwenden, waschen und scheuern und reinigen lassen, ganz in Ordnung bringen. Jetzo trocknets geschwinde, und so wirst du endlich den ekelhaften Unrath los.

Herr Simon. Dortchen, nein, ums Himmels willen, das geht noch weniger an, — euer Kramen und Poltern, — weißt du doch, — ist mein rechter Abscheu, — laß das auf ein ander mal, — morgen muß ich arbeiten.

Frau Simon. Aber könntest du nicht, lieber Mann, in der kleinen Thorstube sitzen? Ich muß mich wahrlich schämen, wenn hier ein Fremder kommt, — alles das legt man endlich der Frau im Hause zur Last, — einmal muß es doch geschehen.

Herr Simon. Ja, wenn ich nicht zu Hause bin.

Frau Simon. Damit hält'st du mich nun schon viele Monate hin. — Zürne nicht, mein lieber Mann, aber diese Unordnung macht uns beyden wenig Ehre. Ist es gesund, ist es ange-

angenehm in einem solchen Stalle zu leben? ist es schicklich irgend jemand hier herein zu führen? auch du wohnst gern in einer reinlichen Stube, — wie dir's so wohl seyn wird, wenn der Unrath einmal weg ist, wenn deine Kammern wieder durch die gesunde Frühlingsluft recht durchgeweht und durchgereinigt sind.

Herr Simon (nach einigem Nachdenken). Höre, mir fällt etwas ein, - weil doch Arist seinen Sinn darauf gesetzt hat, - so laß uns nach dem Deister reisen, - unterdessen mögen sie poltern.

Frau Simon. Gut, lieber Mann - reise du mit ihm hin und mache dir viel Vergnügen, — ich will alles wohl besorgen.

Herr Simon. Nein, Madame, das war die Meynung nicht; da fehlen mir hundert Bequemlichkeiten, — ohne dich reise ich nicht aus der Stelle.

Frau Simon. Und warum denn nicht? Ich bliebe so gerne hier, damit alles ordentlich geschieht.

Herr Simon. Kann der Schreiber nicht Acht geben, daß man die Papiere nicht rührt, und die Bücher abnehmen und aufsetzen? Ist dazu deine Gegenwart nöthig? Nein, Kind. -

Frau Simon. Lieber Mann. —

Herr Simon. Kurz und gut, — eine Gefälligkeit ist der andern werth; wenn ich in das Ausräumen willige, so mußt du mit nach dem Deister.

Frau Simon. Werde nicht heftig, lieber Mann! Deine Wünsche sind Befehle für mich; ich will gleich die Barutsche bestellen. Hier umarmten Sie sich, und ich schlich aus der Hinterthüre leise die Treppe hinab. Wir reisten nach dem Deister. Als wir in den Wagen stiegen, drückte mir Herr Simon freundlich mit den Worten die Hand: Diesen Tag haben Sie mir zu verdanken; meine Frau wollte durchaus nicht dran, aber sie versteht zu gehorchen.

Warum gelingt es jeder klugen Frau, ihren vernünftigen Mann, so oft sie Lust hat, nach dem Deister zu führen?

Weil die Freude zu gebieten, *ce qui plait aux Dames*, das Studium ihres Lebens ist, und weil der Stolz des Herrn der Schöpfung sie gerade zu nach dem Throne führt, denn uns ahndet so ein Hochverrath nicht. Wir brüsten uns in unserer Repräsentation und geben für die Zeichen der Regierung die Regierung selbst hin.

Aber ist es denn so ein Unglück durch eine Frau geleitet zu werden? einen freundlichen Richter zu erkennen, der entscheidet wenn Unentschlossenheit an unserer Ruhe nagt? an der Hand einer sanften Gebieterinn durch das dornige Leben zu wandeln, wo wir in unserer Leidenschaft gewiß den Pfad nicht immer fänden, der sicher zwischen Abgründen hinführt?

Vom Melonenbau.

Viele und gute Melonen erwartet man von zwey- oder drey- auch vierjährigem Saamen, welcher binnen dieser Zeit wohl verwahrt muß gewesen seyn, doch kann man, in Ermangelung dieses, frischen Saamen über einer gelinden Ofenwärme einige Wochen vorher wohl trocknen, welcher alsdann eben so gut ist. Will man nun frühe Melonen ziehen, so muß man im Hornung anfangen, seine Mistbeete zu machen, wozu man ganz frischen Pferdemist nimmt, welcher beym Anlegen wohl durchgeschüttelt und geschlagen werden muß; hat man alte Steinkohlenasche, mischt man etwas darunter, um die Wärme des Mists länger zu erhalten. Der Mist wird drittehalb bis drey Schuhe hoch angelegt, in Gruben, oder auch in nassen Gegenden auf die Oberfläche des Bodens, oben ganz gleich gemacht, und alsdann der Rahmen oder Kasten darauf gesetzt; in diesen thut man zuerst drey Zoll hoch ganz alten Mist, aus den Gruben der vorjährigen Mistbeete, auf diesen vier Zoll hoch durchgesiebte leichte, fette Erde; in diese legt man, nachdem man die Fenster darauf gebracht, und das Beet erwärmt ist, den Saamen einen halben Zoll tief, welchen man auch, wenn man will, vorher einquellen kann. Sollte das Beet zu heiß werden, so muß man die Fenster lüften; fängt es aber wieder an kalt zu werden, so macht man rings herum einen Umsatz von frischem Pferdemist, so hoch als der Rahmen ist; des Nachts aber müssen die Fenster mit Strohdecken oder Matten gegen die Kälte verwahrt werden. Daß der Kasten oder Rahmen oben, oder nach Norden zu, einen guten Theil höher seyn muß, ist wohl überflüßig zu erinnern.

So bald die Pflanzen aufgegangen sind, muß man, damit sie nicht zu lang aufschießen, ihnen mit Vorsicht Luft geben, welches, nachdem der Wind darauf stößt, allemal an der entgegengesetzten Seite, entweder oben, oder unten, oder auch zu beyden Seiten geschehen kann; wenn die Fenster schwitzen, wendet man sie bey Sonnenschein oder gelinder Witterung um und trocknet sie ab. Wann die Pflanzen das erste rauhe Blatt hervortreiben, müssen sie auf ein frisches, auf die nemliche Art errichtetes Mistbeet gebracht werden; unter ein Fenster, welches ungefähr fünf Quadratschuhe hält, drey oder vier Pflanzen. Am bequemsten geschieht dies, wenn man kleine weit geflochtene Körbchen, welche ungefähr neun Zoll im Durchschnitt, und drey Zoll tief sind, ins erste Mistbeet gräbt, daß sie mit der Oberfläche der Erde gleich stehen, und in diese den Saamen legt, beym Umpflanzen hebt man sie heraus, läßt in jedem nur zwey Pflanzen, und bringt sie so ins warme Mistbeet, mitten unter die Fenster, und zwar unter jedes zwey Körbchen; die Wurzeln werden auf diese Art nicht gestört, und können leicht zwischen den Weiden durchwachsen. Das Umpflanzen darf aber nicht eher geschehen, bis man fühlt, daß das

neue

neue Beet eine gemäßigte Wärme hat. Die übrigen Pflanzen, oder auch wieder andern Saamen, pflanzt man an die obere Seite des Rahmens, um zu mehreren Mistbeeten Pflanzen in Vorrath zu haben. Haben die Pflanzen das vierte rauhe Blatt heraus getrieben, kneipt man über diesem den übrigen Theil der Pflanze ab, damit sie Nebenranken treiben; begießt sie öfters, doch nicht zu viel auf einmal; die Ranken leitet man gerade vom Stamme ab, daß sie sich nicht kreuzen, und kürzet sie bey dem dritten oder vierten Blatte ab. Gewöhnlich setzen sich die meisten Früchte an den Seitenranken an, an welchen man aber, wenn man große Früchte erhalten will, nur eine sitzen lassen muß; die Früchte legt man, wenn sie die Größe eines Eyes, oder eines Apfels erlangt haben, auf Schiefersteine oder Scherben, auf welchen beym Begießen kein Wasser stehen bleibt; bis sie beynahe ausgewachsen haben, begießt man sie bey gutem Wetter öfters, aber sehr wenig, und hört alsdann damit auf, oder begießt sie doch nur sehr selten. Wann sie anfangen reif zu werden, welches man an der Veränderung ihrer Farbe und dem Geruch wahrnimmt, wendet man sie täglich einmal um, und so bald man gewahr wird, daß sich die Frucht von dem Stiel absondern will, schneidet man sie ab, und läßt den Stiel ungefähr eines Fingers lang daran sitzen. Will man sie gern einige Tage länger verwahren, so schneidet man sie ungefähr einen Tag früher ab, sie reifen alsdann noch nach.

Um auf Rabatten, die eine warme Lage haben, Melonen zu ziehen, bedient man sich gläserner Glocken. Die Pflanzen, welche man hierzu bestimmt, zieht man in Mistbeeten, die im April angelegt sind, oben an der Seite des Rahmens, oder besser in Körbchen, die man oben hinein gräbt; wenn die Pflanzen das erste rauhe Blatt zeigen, bereitet man die Rabatten zu; auf jeder Stelle, wo die Pflanzen stehen sollen, gräbt man ein Loch, ungefähr zwey Schuh im Durchschnitt, und einen halben Schuh tief; bringt in dieses gute, fette und leichte Erde, und zwar so viel, daß man einen kleinen Hügel davon formiren kann, und setzt die Glocken darauf; sobald sich die Erde darunter erwärmt hat, kann man die Pflanzung vornehmen; sind sie in Körbchen, läßt man in jedem nur zwey, macht den Hügel eben, und setzt es so tief, daß noch etwas frische Erde um die Pflanzen herum kommt, und von der übrigen Erde formirt man einen Rand, auf welchem der Rand der Glocke zu stehen kommt, begießt sie, und nachdem man die Glocken darauf gesetzt, macht man ihnen Schatten, bis sie wieder frische Wurzeln gemacht haben. Mit der Pflanze selbst verfährt man, wie mit denen in den Mistbeeten; wenn die Ranken an den Rand der Glocke stoßen, legt man unter diese etliche Steine, leitet die Ranken hervor und befestigt sie mit kleinen Haken; bey trockener Witterung begießt man sie alle drey bis vier Tage; so bald die Früchte zu wachsen anfangen, legt man sie auf Steine, und wenn kalte

Witterung einfällt, setzt man Glocken darüber, und wendet sie beym Reifwerden einige mal um.

Auch kann man, um sicherer zu gehen, die Löcher so groß und tief machen, daß man eine gute Lage ganz frischen Pferdemist unten hinein bringen kann, und einen halben Schuh hoch gute Erde oben darauf; die Pflanzen wachsen geschwinder und besser. Wenn man die Erde rings herum mit halb verfaultem Mist aus den alten Mistbeeten bedeckt, so trocknet sie nicht so leicht aus; man hat alsdann wenig oder kein Begießen nöthig, und die Früchte werden wohlschmeckender. Der Mist muß ungefähr eine Queerhand hoch, und zwey Schuh breit rings um die Glocke herum gelegt werden; die Ranken kann man sicher und ohne Nachtheil drüber hin leiten.

L. J. H. Stein.

Zufällige Gedanken.

Ueberspannte Moral und zu schlaffe Moral trifft man am gewöhnlichsten an. Die erstere fordert zu viel und die andre zu wenig. Aber diese wird zu viel, und jene zu wenig befolgt.

Vielen von unsern Weltreformatoren fehlt es vielleicht nicht am guten Willen, aber zuweilen recht sehr an der Kenntniß der Welt die sie bessern wollen. Viel kann man sich also wohl nicht von ihren Arbeiten versprechen. Indessen mögen sie immer fort arbeiten. Zufällig können sie hie und da die Sache treffen und nützlich werden; – so wie Neuländersucher, wenn sie von ihrem Lauf verschlagen werden, ganz unverhoft eine fruchtbare Insel entdecken, die in der Folge angebauet u. für die Handlung wichtig wird.

Ein jeder Zustand hat was Unangenehmes und Drückendes. Weil wir aber den Druck des gegenwärtigen allein fühlen, den vom vergangenen und zukünftigen hingegen uns nur bloß vorstellen, – so sind wir mit unserm gegenwärtigen Zustande gemeiniglich nicht zum besten zufrieden.

Wer von Jedermann Gutes spricht, ist eben so wenig mein Mann, als der so Jedermann Böses nachredet. Denkt er was er sagt, so ist er ein Dummkopf, und denkt ers nicht, so ist er ein schleichender Betrüger.

Man gefällt sicherer durch bequeme und in den Charakter der Meisten passende Fehler als durch gute Eigenschaften. Am wenigsten gefällt man durch ein hervorstechendes Verdienst. Sein Besitzer wird öffentlich gelobt und heimlich gehaßt, und gefällt nur in der Ferne.

Seine Welt lieben ohne sie zu kennen, ist ein gar mittelmäßiges Verdienst; aber seine Welt kennen und dennoch lieben, ist wirklich kein gemeines Verdienst.

Die Natur müßte in kurzem erschöpft werden, wenn die Wünsche der Menschen in ihrer Gewalt stünden.

Die Entwürfe und Präparatorien zu unserm Leben sind insgemein zu weitläuftig und groß, und werden eben dadurch unnütz; weil wir nicht Zeit und Vermögen genug haben sie auszuführen und zu benutzen.

Die

Die meisten Abhandlungen so wir über den Menschen haben, zeigen uns nicht, was der Mensch nach dem Plan der Natur ist, sondern was er nach dem Ideal des Verfassers seyn könnte, oder seyn sollte.

Wir werden selten viel thun, wenn wir zu viel denken: aber wir werden auch wenig kluges thun, wenn wir zu wenig denken.

Gewöhnlich geht unser Bestreben dahin, unsern Zustand auf einen festen und sichern Fuß zu setzen, und uns einer ungewissen Lage und der Gewalt des Zufalls so viel möglich zu entziehen. — Und doch ist eine feste und sichere Dauer unserm Zustande eben so wenig angemessen, als er sich für unsere Neigungen schickt. Wir können unsern Zustand eben so wenig auf einen ganz festen Fuß stellen, als wir es ausstehen würden, wenn wir es auch könnten. Die Einförmigkeit einer festen und völligen Gewißheit ist uns unerträglich. Wir wollen zufällige und nicht vorherzusehende Abwechslungen und Zwischenfälle; — ohngefähr so wie die Loose der Menschheit gemischt sind. Nach manchem vergeblichen Murren über das Mißliche und Ungewisse unsers Zustandes, wird, wenn wir uns recht besinnen, das endliche Resultat unsrer Betrachtungen seyn: — unser Zustand ist für uns, und wir sind für ihn gemacht. Wir müssen schlechterdings was zu fürchten und zu hoffen haben.

Fehlgeschlagene Wünsche machen uns unmuthig, und doch hatten wir oft Gelegenheit zu sehen, daß ihre Erfüllung für uns die härteste Strafe gewesen seyn würde.

Der Titel eines Weltbesserers hat sehr viel Anlockendes; wer indessen seine Welt und die Schwierigkeit kennet, welche mit ihrer Besserung verbunden ist, wird schwerlich in die Versuchung gerathen ihn zu verdienen. Es ist eine gar undankbare Arbeit, die, wenn sie das beste Glück hat, doch so langsam fortgeht, daß die geprüfteste Geduld am Ende ermüdet wird.

Um witzig, schön, geist- und kraftvoll zu schreiben, schreibt man weniger wahr. Das ist eitel und eine böse Plage.

Man beurtheilt eine Sache insgemein nach dem Ausgange. Das ist nun freylich nicht die beste Art zu urtheilen; aber es wird gewöhnlich nicht anders gehalten, — und in vielen Fällen kann es auch nicht wohl anders gehalten werden.

Losgelassen ist der Mensch eins der wildesten Thiere; aber an der Kette wird er eins der allerzahmsten.

Der gute Acteur würde sehr schlecht zufrieden seyn, wenn er nichts mehr von seinem Parterre erhielte als Zuruf und Händeklatschen. Und doch erhält mancher, der seine Rolle auf dem großen Theater unverbesserlich gespielt hat, nichts mehr als das von seiner Welt, und muß sich noch dazu sehr glücklich schätzen so viel erhalten zu haben.

Wir thun sehr wohl und weise, wenn wir uns mit aller Macht überreden, unsere Lage sey gut, wenn es auch durch die seichtesten Scheingründe wäre; voraus gesetzt, daß wir unsere Lage nicht ändern können.

Bey vielen Mißbräuchen muß man freylich die Achseln zucken und sagen: **es kann nicht geändert werden.** Aber bey manchen kann man dreist behaupten: **es könnte gar wohl geändert werden**, wenn man nur wollte.

Der Glückliche prahlt und der Unglückliche klagt uns die Ohren voll. Beydes ist lästig; indessen muß man es als Ausleerungen des Herzens entschuldigen und dulden, die zwar so wenig als die meisten übrigen angenehm, aber von der menschlichen Natur unabtrennlich und an ihrem Orte daher billig zu toleriren sind.

Wir versuchen alles, den Menschen über den Menschen zu erheben; aber vergebens. Alles fällt doch bald wieder zurück ins verrückte Gleichgewicht, und die Natur triumphiret über alle eitle Bemühungen der Kunst.

Gewisse große Worte vertragen nicht gern eine genaue Analyse, als Held, großer Mann, Vaterland, Staat, u. d. gl. Man thut am

besten,

besten, wenn man sie nimmt wie sie lauten, und wie es die Materien leiden wollen.

Mit einem sanften und glimpflichen Betragen ist nicht selten die Unbequemlichkeit verbunden, daß man sich dadurch bey vielen herabsetzt, u. sich eine nachläßige Begegnung zuzieht, die man einem trotzigern nicht bieten würde. Fast hat es das Ansehen, als wenn die Menschen eine stillschweigende Uebereinkunft getroffen hätten sich gegenseitig zu mißhandeln oder mißhandeln zu lassen.

Wir machen uns so gewisse Rechnung auf die Zukunft, und führen so bittere Klagen über unsere fehlgeschlagenen Hoffnungen, als wenn uns die sichersten Reverse in bester Form Rechtens ausgestellt wären: — und doch hat uns Niemand was versprochen als wir selbst.

Seit dem man angefangen hat in den Planen und Berechnungen zu sehr aufs Ganze zu sehen, hat man auch, wie es scheint, angefangen das Einzelne ein wenig zu sehr zu vernachläßigen und unter die Brüche zu werfen.

Den Titel de verborum significatione, hat nicht nur der JCte, sondern ein jeder fleißig zu studiren, wer nicht in Gefahr stehen will sich häufig und gröblich zu irren; weil viele Worte im gemeinen Leben eine ganz andere Bedeutung als in der Grammatik oder Wörterbuch haben. Einige darunter, als die Höflichkeitsphrasen und Freundschaftsversicherungen, haben mehrentheils gar keine Bedeutung.

Jemand wegen seines Ranges oder Reichthümer glücklich schätzen, ist eben so richtig geschlossen, als wenn man jemand für klug oder gesund halten wollte, — weil er in einem schönen großen Hause wohnet.

Bey der Berechnung unsers Glücksstandes vergessen wir gemeiniglich die negative Glückseligkeit und das damit verknüpfte Vergnügen des Daseyns mit in Anschlag zu bringen. Daher kommt der starke Ausfall, welcher sich angeblich fast überall findet.

Große Sachen, sagt man, beruhen oft auf unbedeutenden Kleinigkeiten. Das kann ganz wahr seyn, wenn vom Eclat oder Erfolg die Rede ist. Aber das wirklich Große muß nicht auf Kleinigkeiten beruhen, nicht einmal auf einem großen Glücksfall.

Wir können es nicht gut ausstehen, wenn wir merken, daß an uns nichts gelegen ist. Bey Thoren sollte uns das billig nicht anfechten, und bey Vernünftigen werden wir selten in den Fall gerathen, als wenn wir uns in einer Stellung zeigen, wo an uns schlechterdings nichts gelegen seyn kan.

Bey der Freundschaft ist es sehr gut, wenn sie mehr Intension als Extension hat, denn diese verursacht mehrentheils Schwäche.

Nichts wird gewöhnlich leichter und rascher entschieden, als der verhältnißmäßige Werth großer Leute. Wir ziehen unsere Parallele getrost, setzen unsere Helden neben oder über einander, — so wie wir unsere Gipsbilder launigt und phantasiereich rangiren, ohne uns sehr zu bekümmern, ob wir jedem seinen rechten Ort geben, und nicht unten an stellen was zu oberst stehen sollte.

Der Person Freund und der Sache Feind, sagt ein bekanntes Sprüchwort. Keine unebene Regel, wenn sie sich nur immer gut ausüben ließe. Oft ist Person und Sache so enge verbunden, daß sich eine von der andern schlechterdings nicht trennen läßt.

Kaum ist unser kurzes Leben alle die Zubereitungen und Entwürfe werth die wir dazu machen: und doch, wenn wir sie nicht machen, so ist es ganz und gar nichts werth.

Es ist mit den Charaktern der Menschen beynahe eben so, wie mit ihren Gesichtern. Ohne sich ganz zu gleichen sind sie einander sehr ähnlich; und der schönen sind ungleich weniger als der häßlichen. Die größte Anzahl machen die alltäglichen und indifferenten aus.

Die gute Lebensart besteht nach der gewöhnlichen Bedeutung hauptsächlich darin, daß man ungezwungen scheint was man nicht ist, und sich mit Anstand von sich und der Natur zu entfernen versteht.

Warum findet die Application der Gesetze so viel Schwierigkeit? — Die Gesetze ziehen eine gerade Linie, und in der Welt bewegt sich, wie bekannt, alles nach krummen.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Montag, den 25ten May 1778.

Schreiben über die Duelle auf Universitäten.

Mein liebster Sohn,

So lange Du kein Kind mehr gewesen bist, habe ich Dich als meinen jungen Freund behandelt, dem ich gern durch meinen Rath und Erfahrung nützlich seyn und ihn vor allem Unglück, darein ihn seine Jugend, seine Lebhaftigkeit, und die damit gewöhnlich verbundene Unbesonnenheit stürzen können, bewahren wollte. Solltest Du es daher wohl für Sprache eines mürrischen, eigensinnigen Alten, der nicht weiß, wie es jetzt in der Welt hergeht, oder eines albernen, pedantischen Hofmeisters halten, der im ewigen Tadeln seines Untergebenen seine ganze Pflicht setzt? wenn ich Dir schreibe, daß ich über deinen letzten Brief sehr misvergnügt bin, weil Du darin einen Grundsatz äußerst, für den ich Dich immer zu bewahren suchte und hoffte, Du würdest ihn eben so herzlich verabscheuen, als ich? Du merkst leicht, daß ich von dem Theil Deines Briefes rede, wo Du mir den Zweykampf zwischen zween jungen Unmenschen auf eurer Universität, darin der eine geblieben ist, berichtest. Dies Unglück erregte mein ganzes Mitleiden; aber mit Erstaunen und Betrübniß fand ich, daß Du auch wohl so viel löbliche Ehre besitzen würdest, wenn es irgend einem Nichtswürdigen einfallen sollte, Dich zu beleidigen oder herauszufodern, entweder ihm den Stahl in die Brust zu stoßen, oder Dich von ihm in die andere Welt schicken zu lassen. Nichts anders kann ich aus Deinem Geschwätz von Ehre, Verachtung anderer, und dergleichen Unsinn mehr, den Du zur Vertheidigung dieses Verbrechens anführst, schließen.

Allein, sagst Du, es tödtet sich nicht sogleich, – wahrhaftig, ein herrlicher Grund fürs Duelliren! Nichts kann eine edlere Handlung, nichts ein größerer Beweis der Tapferkeit seyn, als seinem Nebenmenschen aus so wichtigen Ursachen, wie bey Duellen zu seyn pflegen, die Kinnlade oder die Nase abzuhauen; ihm einen Arm oder ein Paar Finger zu lähmen; ihn lange in Todesgefahr zu stürzen und aufs ganze

leben, das wahrscheinlich um ein gut Theil verkürzt wird, kränklich und zu Geschäfften untüchtig zu machen: oder auf der andern Seite sich von seinem Gegner zum Krüppel, zum unbrauchbaren und geschändeten Theil der menschlichen Gesellschaft machen zu lassen. – Du, den ich von Jugend auf gewöhnt habe, nicht gefühllos bey den Gebrechen und dem Elende anderer zu seyn; der (mit innigem Vergnügen sage ich es,) der sonst so geschäfftig war, es zu lindern, wo Du es konntest, und es zu können sehnlich wünschtest, wo Dir es unmöglich war; Du solltest jetzt so tief gesunken seyn, – solltest es jetzt ungerührt ansehen und es gar mit kaltem Blute verursachen können, und das für Ehre halten, wofür die Menschheit schaudert. – Gott, welch schmerzliches Gefühl erweckt bloß der Gedanke in meiner Seele! Nein, so wirst, so kannst Du nicht ausgeartet seyn. Und wärest Du es, so hast Du keinen Vater mehr, so verabscheue ich Dich.

Aber die Ehre, wendest Du ein, die Sie mir so sehr empfohlen, die Sie mir selbst eingeflößt haben. – Ich würde mich schämen, der Vater eines Sohns zu seyn, den sie nicht beseelte. Aber nicht die Ehre der Thoren, nicht die Ehre wilder Thiere, (die haben in der That eben so viel, als Raufbolde) sondern die Ehre vernünftiger Geschöpfe, die darin besteht, gemeinnützig und wohlthätig zu handeln.

Strebst Du nach Ehre? wohl, verbrauche die Blüte deiner Kräfte und Jahre, den ganzen Umfang nützlicher Wissenschaften kennen zu lernen; verdoppele den edlen Eifer, deine Commilitonen an Kenntniß, Geschicklichkeit und Sitten zu übertreffen. Und hast Du dereinst ein Amt, so verwalte es mit so viel Treue, Menschenliebe und Kenntnissen, als es nur von einem Sterblichen geschehen kann; und fodert es das Wohl deiner Mitbürger alsdenn, so durchwache ganze Nächte, laß Dich nichts ermüden, und verbrauche deine Kräfte für deine Nebenmenschen, dann handelst Du groß, edel, und hast mehr Ehre, als der Sieger in dem blutigsten Treffen.

Oder glaubst Du, tödten oder getödtet werden sey glänzende Ehre, – so habe ich, bey allen meinen Wünschen, daß Du dir sie durch Gelehrsamkeit erwerben möchtest, doch nichts dagegen, daß Du die Feder mit dem Degen vertauschest und ihn zur Vertheidigung deines Vaterlandes mit Gefahr deines Lebens gebrauchst. Und wenn es alsdenn in einem blutigen Kriege den beyden Feldherren gefallen sollte, durch einen Zweykampf, der Tausenden das Leben rettete, den Sieg entscheiden zu lassen, und Du dich voll wahrer Ehrbegierde und Menschenliebe hervordrängtest, dich zum Zweykampf anbötest, deinen Gegner erlegtest, und den blutigen Lorbeer deinem Feldherrn brächtest; oder von ihm überwunden, den edelsten, verdienstvollsten Tod stürbest, den Tod fürs Vaterland, – wie stolz wollte ich da seyn, einen Sohn zu haben, der in

in den Geschichtsbüchern der *vierte Horatier* oder *Curiatier* müßte genannt werden. Siegtest Du, so würde meine Freude die größte seyn; wo nicht, so würde ich zwar *Eine* Thräne über deinen Verlust, aber *zehn* aus Freude vergießen, daß Du dir das größte Verdienst, fürs Vaterland zu sterben, erworben hättest. Ich würde eben so stolz auf dich seyn, wie jene patriotischen Mütter und Geliebten der Alten waren, wenn sie einen Sohn oder Bräutigam durch den Tod fürs Vaterland verloren hatten. Ich würde, wenn ich könnte, deinen erblaßten Leichnam in meine Arme schließen, die Zufriedenheit über deine edle That auf deinem Gesichte lesen, und den letzten Kuß auf die kalten Lippen meines einzigen für mich und seine Mitbürger gestorbenen Sohns drücken.

Aber, mein lieber Sohn, auf den ich stolz bin, weil er bisher that, was er thun sollte, der die Stütze und Freude meines sinkenden Lebens seyn soll, da wir nicht mehr im Stande der Natur und unter Wilden; sondern in bürgerlicher Gesellschaft und unter gesitteten Menschen leben; da uns die Obrigkeit gegen jede Beleidigung schützt, und uns Wiedererstattung des erlittenen Unrechts verschafft, kann es da wohl Ehre, rechtschaffen, erlaubt, und nur irgend zu entschuldigen seyn, sich zu duelliren, oder daran Theil zu haben? Zwar macht der Soldatenstand hier eine traurige Ausnahme, weil man darin nicht allenthalben geschützt, sondern seiner Ehre beraubt und fortgejagt wird, wenn man sich nicht duelliren will, und dadurch folglich in den ursprünglich natürlichen Zustand der ersten Menschen wieder versetzt wird, wo man sich gewaltsam schützen und vertheidigen durfte. Daß dies aber der Fall in irgend einer andern Lebensart, und besonders auf Universitäten seyn könne, kannst Du unmöglich behaupten, da die Obrigkeit jeden *hinlänglich schützt* und *ihm Recht verschafft*.

Zum Duelliren gehört auch wahrhaftig nicht viel *Herzhaftigkeit*, denn ich habe Leute gekannt, die im eigentlichsten Verstande so furchtsam, wie Hasen waren; die bey jedem Schnupfen oder Fieber wie ein Kind den Tod fürchteten; die sich für Gespenster scheuten, und nicht das Herz hatten im Finstern zu gehen, die sich nicht getrauten ein Pistol abzudrücken, und sich doch duellirten. Es sollte mir in der That leid seyn, wenn Du auch ein so *furchtsames Geschöpf* wärest, oder wenn Du dich an einem einsamen Orte gedultig von einem Spitzbuben plündern, oder gar ohne Gegenwehr tödten ließest: bist Du da herzhaft; vertheidigst dich da, wo Du dich auf keine andere Art schützen kannst, auch durch Blut und Tod; wagst da dein Leben, *wo es Pflicht und Wohl deiner Nebenmenschen gebeut*, so legst Du unverdächtige Zeugnisse deiner Ehrliebe, Herzhaftigkeit und würdiger Denkungsart ab. Läßt Du dich aber auf der Universität in Duelle ein, so magst Du zwar bey deinen unbesonnenen, wilden

den Gesellen, welche die Hefe und den Abschaum der Studirenden ausmachen, für einen Kerl, der nichts auf sich sitzen läßt, passiren, und von ihnen als etwas wichtiges betrachtet werden: aber bey deinen Lehrern, bey dem edlern Theil der Studirenden, der seinen Werth und die Würde seiner Bestimmung recht kennt, bey allen Rechtschaffenen, Vernünftigen, und in der That Ehrliebenden wirst Du für einen **niederträchtigen, wilden, thörichten und lasterhaften Menschen gelten**, der sein eigner und seiner Nebenmenschen Feind ist, und der um Schaden zu verhüten ins Tollhaus sollte gespert werden. Und worin bestehen denn wohl die unerhörten, schrecklichen Beleidigungen, die ihr **ehrliebenden Herren** nur durch Blut und Tod auslöschen und rächen könnt? In dem **lauten Gelächter** eines Thoren? (Ein Weiser und Gesitteter lächelt wohl, lacht aber nie laut, am wenigsten über Versehen und Fehler anderer.) Im **Spott** eines Narren? In der Grobheit eines Stallknechts, **den sein Unstern auf die Universität geführt hat**? oder in einer **faden Note**, die ein schwindlichter Kopf unter das Denkmal deiner Freundschaft, das Du in einem Stammbuche errichtet, geschrieben hat? Das sind nun die **großen Beleidigungen**, die ein vernünftiger Mann weder als Kleinigkeiten und Kindereyen **verachten**, noch eine ganze Versammlung würdiger und weiser Männer durch ihre obrigkeitliche Gewalt **bestrafen** können; sondern welche Du durch den Stahl rächen mußt. Beleidigungen, die es werth sind, daß Du deinen Gegner in der Blüte seines Lebens, in dem verworrensten Zustand seiner Leidenschaften, vom Zorn und Rachsucht entflammt, in die andere Welt schickst; die es werth sind, daß Du der menschlichen Gesellschaft ein Mitglied, das für sie hätte sehr brauchbar werden können, raubst; daß du Aeltern, Geschwister und einer ganzen Familie den Gegenstand aller ihrer Wünsche, Gebete, Hoffnungen und Zärtlichkeit entreißest, sie in unabsehlichen Kummer stürzest; sie die dich nie beleidigt hatten zwingst, dich als den **Stöhrer und Feind ihrer ganzen Zufriedenheit** zu verfluchen, dich zum Augenmerk ihrer Rache und Verfolgung zu machen, die Obrigkeit aufzufodern ihren rächenden Arm gegen dich aufzuheben, und die Erde **von einem Ungeheuer** zu reinigen. Und wenn Du auch noch der verdienten Strafe entgiengest, würdest Du nicht als eine **strafbare Last** der Erde von einem Ort zum andern herum irren müssen? würde dich nicht das Bewußtseyn deines Verbrechens, dem Du nicht entfliehen kannst, Tag und Nacht foltern? alle Freude und Ruhe von dir verbannen? Dir stets das Bild des Unglücklichen, wie er von Dir durchbohrt in seinem Blute da lag, mit dem Tode rang und um Strafe für seinen Mörder bat, vorhalten? Wirst Du nicht in jedem Menschen, der dir vorkommt, deinen Verräther oder den Rächer des Er-

Ermordeten erblicken? Das wären nun die schönen **Folgen**, welche aus der Satisfaction, die Du dir verschafft hättest, entstehen würden. Und dazu bist Du noch in keinem Fall sicher, ob Du sie erhalten und deinen Gegner erlegen wirst, auch nicht einmal dann, wenn Du zehnmal besser fechten könntest, als er; wie **unsinnig** ist es also nicht, die Entscheidung seines Rechts oder seine Rache auf einen so ungewissen Ausgang ankommen zu lassen. Bleibst Du nun im Duelle, so bist Du nichts besser, als der **allerstrafbarste Selbstmörder**, weil wohl keiner, der sich erhängt oder ersäuft, aus so geringen Ursachen, mit so vieler Ueberlegung und so sorgfältigen Anstalten seinen Tod verursacht, als ein Duellant. Du stürzest deinen Mörder in alle das Elend, das ich vorhin beschrieben habe; machst daß dein Vater und Mutter den Rest ihres Lebens, den Du zur Dankbarkeit für die Liebe und Vorsorge, die sie dir erzeigten, mit Freude und Zufriedenheit hättest anfüllen sollen, durch Weinen und vom Schmerz abgehärmt, früher zu Grabe getragen werden, und pressest ihnen den Wunsch aus, **dir nie das Leben gegeben zu haben**. Dich selbst beraubst du aller der schönen Aussichten, welche Dir Fleiß und Geschicklichkeit gewährten, und den Staat aller der Dienste, die er von Dir fodern konnte, da Du doch dereinst mit Ehre und Würde überhäuft, in der Verbindung mit einer tugendhaften Gattinn, als Vater liebenswürdiger Kinder, als die Zierde und der Stolz deiner Familie, geschätzt, geehrt, geliebt von deinen Mitbürgern, deine Tage hättest froh und glücklich durchleben und dann zufrieden sterben können. Wie schändlich, liebster Sohn, ist also nicht jeder Zweykampf, der nicht im Kriegsstande oder zur Vertheidigung seines Lebens, oder zur Erhaltung des Lebens vieler Menschen unternommen wird! Da aber die Menschen nur gar zu oft in Dingen mit ihrem größten Schaden Ehre suchen, die sie in der That schänden und **unter die Menschheit erniedrigen**, so hat man freylich von je her auf die lächerlichste und unvernünftigste Art in diese rasenden Duelle eine Art von Ehre, ja gar die höchste Ehre gesetzt, zum traurigen Beweise, daß Aufklärung und Sittlichkeit die Unwissenheit und Barbarey nur äußerst langsam verdrängen kann. Allein es sind doch auch immer noch Leute gewesen, denen man **wahre Tapferkeit, Muth und Ehrliebe** zugestehen muß, und die doch die Schändlichkeit der Duelle erkannten, und sie weder für Beweise der Tapferkeit noch der Ehrliebe, sondern für **Tollkühnheit und Schande** hielten. Ich will Dir nur ein Paar davon, die sehr bekannt sind, nennen, den englischen Obristen **Gardiner**, der sich nach seiner Besserung nie duelliren wollte, und den Grafen **Chesterfield**, dessen Brief an seinen Neffen über diesen Gegenstand ich dir hier nach der Deutschen Uebersetzung abschreibe. „Du hast „unstreitig bereits den traurigen Streit

„zwischen N. und N., und den schäd„lichen darauf erfolgten Zweykampf „vernommen. Schädlich ist er in der „That für den Frieden zweyer der ver„dienstvollsten Häuser im Königreiche „geworden; und wiewohl ich so kühn „bin, gegen Dich von der giftigen Be„schaffenheit der Zweykämpfe zu reden, „so ist es doch keinesweges meine Ab„sicht, die Fühlbarkeit deines Gemü„thes zu verwunden, oder an deines „Herzens Menschenliebe zu zweifeln.„

„Nein, mein lieber, würdiger, jun„ger Freund, ich weiß sicher, es fehlt „dir nicht an Muthe; und mit nicht „geringem Vergnügen höre ich von „Zeit zu Zeit, daß Du fortfährst, so „viele angeborne Güte zu besitzen, als „nur irgend einer der vornehmen Jüng„linge im Lande.„

„Dennoch muß ich sagen, daß selbst „diese (folglich unter den übrigen auch „Du) in keinem Stücke so sehr Rath „bedürfen, als wegen des Ehrenpunkts, „mit dem sie gleichwohl so genau be„kannt zu seyn scheinen. Aus diesem „Grunde bitte ich dich jetzt um deine „ernstliche Aufmerksamkeit auf einige „wenige Beobachtungen, die nicht min„der nothwendig zur Befolgung der „Gesetze gesitteter Völker, als der aus„drücklichen Gebote des Allmächtigen „sind.„

„Ich werde jedoch diesen Beobach„tungen nicht bloß Gründe aus der „Schrift unterlegen. Nein, ich will „gegen dich so sehr die Modesprache „reden, als ob ich gar nicht fromm „dächte. Meinen Endzweck desto bes„ser zu erreichen, will ich eine Frage „von ernsthafter Sittlichkeit zum Ge„genstand neumodischer Untersuchung „machen.„

„Man darf mir nicht erst sagen, wie „die Leidenschaften überhaupt zu deiner „Zeit des Lebens beschaffen sind. Jun„ge Leute ziehen gern jedes Laster, an „das nur keine Niedrigkeit verknüpft „ist, der geringsten Vorstellung von „Unehre vor. Die Begehung einer „schändlichen That scheuen sie nicht so „sehr, als sich mit einer thörichten zu „vermengen; und es giebt gewisse be„sondere Laster, als, zum Beyspiel, der „Zweykampf, bey denen es Gewohn„heit zum Ruhm gemacht hat, nicht „nur jede Vorschrift der Vernunft, „sondern auch jeden Antrieb der „Menschlichkeit aufzuopfern.„

„Zu den abergläubischen Zeiten „der Welt, da die in Unwissenheit ver„sunkenen Menschen glaubten, die „Vorsehung träte unmittelbar zum „Besten des beleidigten Theils ein, „konnte die Entscheidung eines Streits „durch persönlichen Kampf einen schein„baren Vorwand haben. Aber in die„sen mehr erleuchteten Tagen, da die „Sonne der Wissenschaft glücklicher „Weise der Schwärmerey Wolken zer„theilt hat, noch bey einer so Gothi„schen Gewohnheit bleiben zu wollen, „das ist ein wirklicher Schimpf für „den Menschenverstand.„

„Denn darf wohl jetzt der beein„trächtigte Theil übernatürliche Ein„tretung erwarten? Nein, der angrei„fende und angegriffene stehen auf glei„che

„che Bedingungen. Oft bekömmt „letzterer die traurigste Ursache zum „**Mißvergnügen**, selbst wenn er die „rühmlichste Genugthuung erhält.„

„Was kann denn also ungereimter „seyn, als die **der Mode gemäßen** „Zweykämpfe? Wir leiden einen „Schimpf, darum setzen wir unser Le„ben in Gefahr, darum stellen wir die „große Schaar unserer Freunde der „Betrübniß aus, darum wagen wir „alle blühende Erwartungen von un„sern zärtlichsten geselligen Banden, „alle unsere liebsten Aussichten in die„ser Welt, alle unsere größten in der „künftigen, um zu thun – was? – „ich schäme mich ganz der Frage, – „um eine Handlung der Unhöflichkeit „zu bestrafen, die nur unsere Verach„tung erregen sollte; oder eine Hand„lung der Unehrerbietigkeit, die gänz„lich unter unserer Rache ist.„

„Wer nicht bereit ist, jede andere „angethane Beleidigung zu entschul„digen, der verdient gar nicht, als ein „Edelmann betrachtet zu werden. Wir „mögen daher, mein lieber Neffe, den „Zweykampf ansehen, von welcher „Seite wir nur wollen; so hoffe ich, „Du wirst darin mit mir einig seyn, „daß er sich gleich sehr auf Thorheit „und Grausamkeit gründet. Und wel„ches ist denn, selbst wenn wir die „Oberhand behalten, unser Sieg? – „Ach! ein Sieg über Menschenliebe, „über Gerechtigkeit, über unsere Ver„wandten, unser Vaterland und unsern „Gott.„

„Wirklich ist eines engländischen „Edelmanns Leben das einzige Ding, „das ihm am wenigsten eigen zu gehö„ren scheint. Man greife sein Ver„mögen an, oder stecke sein Haus in „Brand, so sucht er Hülfe beym Ge„setze. Allein man trete ihm auf die „Fußzehe, oder zweifle an seiner Rede, „so kann ihm kein Gesetz Hülfe ver„schaffen. So gleich muß sein Leben „gewagt werden, um Genugthuung „zu erhalten, und so bald ein anderer „unhöflich wird, muß er wie ein Ver„zweifelter handeln. Wiewohl es ihm „an Standhaftigkeit fehlt, das zu thun, „was er wünscht, bietet er doch Herz„haftigkeit genug auf, das zu thun, „was er verabscheut, und ist tapfer ge„nug, vielleicht seinen **liebsten Freund** „zu tödten, darum weil seine Feigheit „zu groß ist, sich einer **verächtlichen** „**Gewohnheit** ungereimter Tyran„ney zu widersetzen.„

„So jung Du auch bist, mein lie„ber Freund, so laß mich doch die Fra„ge an dich thun, ob denn wohl die „gute Meynung der Welt werth ist, „daß man das Leben auf solche Be„dingungen besitze?„

„Nein, wirst Du antworten; und „wenn **Ehre** so was ist, das auf Ko„sten der Gerechtigkeit oder Menschen„liebe muß befriedigt werden, so ist sie „die wirkliche Quintessenz von Unehre.„

„Glaube mir, es fehlt nichts als „großmüthige Zusammentretung eini„ger weniger jungen Leute von Range, „um die Gewohnheit der Zweykämpfe „auszurotten. Mir würde es das herz„lichste Vergnügen machen, wenn ich

„ver-

„vermuthen könnte, daß Du dereinst, „wenn ich dem Staube gleich gemacht, „unfähig seyn werde, es mit anzusehen, „zugleich der Angeber und Ausführer „einer solchen Anstalt seyn würdest.„

„Um sie zum fortdauernden Segen „für dieses Land zu machen, würde wei„ter nichts erfodert, als daß die Mit„glieder öffentlich erklärten, sie wollten „den niemals in ihrer Gesellschaft lei„den, der entweder sich weigerte, ange„thane Beleidigungen zu entschuldigen; „oder der als die einzige Genugthuung „für erlittene eines Mitgeschöpfs Leben „foderte.

„Es giebt viele Gesellschaften zur „Ausmunterung der Pferderennen und „Erhaltung des Wildprets. Da es „denn also in deiner Macht steht, so „laß es doch, um der Liebe zum Himmel „willen, auch in deiner Neigung stehen, „eine Gesellschaft zur Ausmunterung „**gesitteter Verfassung** und **Erhal„tung menschlicher Geschlechtsart** „zu errichten!„

„Wenn das geschieht, wird dein „Name mit Recht verewigt werden. „So wende denn deine Bemühung an, „zu verhüten, daß nicht der graue Va„ter der Wuth seines entleibten Soh„nes Schlachtopfer werde; dem angst„vollen Geschrey einer zärtlichen Mut„ter zuvorzukommen; die liebende „Gattinn aus einem Abgrund von „Elend herauszuziehen, und ein Va„ter einer Zucht hülfloser Unschuldiger „zu bleiben.„

Ich weiß nicht, ob sich der Neffe des Lords das Verdienst erworben hat, wozu er von demselben aufgemuntert wird; hat er es gethan, so ist er und seine Verbündeten aller Ordensbänder in der Welt werth, und das vom blauen Hosenbande werden sie gewiß erhalten haben.

Ein gleiches Verdienst kannst Du Dir nun auch auf der Akademie erwerben, und ein großer Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft werden, wenn Du stets mit Verachtung und Abscheu von Schlägern sprichst, sie nicht deines Umgangs würdigst, und sie als arme Tröpfe bedauerst, die nicht werth sind, daß man sie der geringsten Aufmerksamkeit würdigt; das muß aber auf eine anständige Art und bey schicklicher Gelegenheit geschehen. Und könntest Du deiner ganzen Landmannschaft einen Abscheu gegen alle Schlägerey einflößen, und sie zu der Declaration bringen, daß sie sich nie darauf einlassen würde, so würde man euch mit vieler Ehrfurcht für wahre patriotische und gesittete Jünglinge halten, und euer Ruhm müßte sich weit ausbreiten. Gott schenke Dir Gesundheit und Lust immer mehr deinen Verstand auszubilden, dein Herz mit Tugenden anzufüllen, und jede erkannte Pflicht aufs beste auszuüben. Das ist das beständige Gebet desjenigen, der alle Zärtlichkeit und Vorsorge eines redlichen Vaters gegen dich haben wird, so lange Du es verdienen wirst.

Druckfehler. Im 35sten Stücke, S. 550. Zeile 6. für, im Carton gelobpriesen, ist zu lesen: im Chorton gelobpriesen.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Freytag, den 29ten May 1778.

Beschreibung des sogenannten Mantuanischen Gefäßes, welches in dem Herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelschen Kunst- und Naturaliencabinet befindlich ist.

Das unschätzbare alte heidnische Opfergefäß, welches unter dem Namen des Mantuanischen Gefäßes bekannt ist, und in dem Herzoglich Braunschweigischen Kunst- und Naturaliencabinet aufbewahret wird, ist zwar schon von verschiedenen beschrieben worden. Es scheint aber doch eine neue Beschreibung nicht überflüßig zu seyn, weil die alten theils vergriffen, theils in kostbaren Werken befindlich sind, die sich nicht jeder Liebhaber anschaffen kann. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten, die davon geschrieben, das Gefäß selbst gesehen, sondern ihre Beschreibungen bloß nach Kupferstichen und Zeichnungen verfertiget, weil dieses bewundernswürdige Ueberbleibsel des Alterthums ehemals als der größte Schatz in einem Gewölbe verwahrt worden, und nicht so leicht, als jetzo, betrachtet werden konnte. Daher finden sich auch in allen gedruckten Beschreibungen verschiedene Unrichtigkeiten, welche einer dem andern nachgeschrieben hat. Der erste, welcher es auf Befehl des Herzogs Ferdinand Albert beschrieb, war der Bremische Stadtsecretair, Johann Heinrich Eggeling, welcher im Jahr 1682 eine sehr weitläuftige lateinische Beschreibung davon auf 47 Seiten in Quart herausgegeben hat a). Aus dieser weitläuftigen Beschreibung ist hernach verschiedenemal ein kurzer Auszug in deutscher Sprache gedruckt worden, welchen auch der bekannte Rehtmeyer in seine Braunschweigische Chronik eingerückt hat. Montfaucon hat sich in seiner Antiquité expliquée Tom. II. Part. I. p. 180. der Eggelingischen Beschrei-

a) Der Titel dieser Beschreibung ist folgender: Mysteria Cereris & Bacchi in vasculo ex uno Onyche Serenissimi & Reverendissimi Principis ac Domini, Domini Ferdinandi Alberti, Ducis Brunsvicens. & Lüneb. Capituli Argentorat. Evangelici Senioris &c. per Epistolam ad Dominum hunc suum clementissimum evoluta a Johanne Henrico Eggelingio, Reipubl. Bremens. Secretario.

bung gleichfalls bedient, und sie zwar etwas verbessert, aber doch einige Fehler nachgeschrieben. Mariette hingegen hat in seinem schönen Werke, Traité de Pierres gravées, welches im Jahr 1750 in Paris in 2 Theilen herausgekommen ist, eine zum Theil neue Erklärung der auf diesem Gefäß befindlichen Figuren gewagt, und viele Unrichtigkeiten seiner Vorgänger verbessert. Jedoch sind auch bey dieser verbesserten Erklärung einige Fehler übrig geblieben, welche dieser geschickte Mann nicht würde begangen haben, wenn er das Gefäß selbst zu sehen und genau zu betrachten Gelegenheit gehabt hätte. Ich will daher dieses höchst schätzbare Kunststück des Alterthums so beschreiben, wie ich dasselbe bey oft wiederholter genauer Betrachtung gefunden habe.

Es besteht solches aus einem einzigen Onyx von den schönsten Farben, ist sechs Zoll hoch, und drittehalb Zoll im größten Durchschnitt. Rechnet man aber den goldenen Deckel und Fuß dazu, so ist es sechs und drey Viertel Zoll hoch. Im Montfaucon ist es wenigstens um einen Zoll zu klein vorgestellt, und da überhaupt die Abbildungen, die von diesem Gefäß in Kupfer gestochen worden, fehlerhaft sind, so ist es aufs neue von berühmten Meistern nach dem Original abgezeichnet und in Kupfer gestochen worden, um den Fremden, die das Naturaliencabinet besehen, eine getreue Abbildung mittheilen zu können. So sehr sich aber auch diese letzte Zeichnung, von den alten unterscheidet; so wird doch ein Kenner noch viele Schönheiten an dem Original finden, die in dem Kupferstich nicht vollkommen ausgedrückt sind.

Der Handgriff, die gebogene Röhre zum Ausgießen, der Deckel, der Fuß und die zwey Ringe oder Bänder sind von Gold.

Durch die erstgedachten zwey Bänder, welche um das Gefäß gelegt sind, um den Handgriff und die Röhre daran zu befestigen, wird es in drey verschiedene Abtheilungen getheilt. Die mittelste ist die größte und merkwürdigste, und enthält zwölf erhaben geschnittene menschliche Figuren, welche man wieder in drey verschiedene Vorstellungen des Künstlers theilen kann.

In der ersten sieht man einen Priapus, der vor einem Landhause auf einem Fußgestelle steht. Es ist bekannt, daß Priapus als ein Gott der Gärten verehret, und dessen Bildsäule gemeiniglich in den Gärten und bey den Landhäusern gefunden worden. Auf einigen alten Denkmalen wird er auch ein Erhalter der Felder genennt, und man trifft bisweilen bey seinem Bildniß Sicheln an. Es ist also hier die Bildsäule des Priapus bey der Vorstellung eines Landfestes sehr gut angebracht.

Bey dem Priapus ist ein Kind mit einem Korbe voller Früchte vorgestellt, welches nebst zwo Frauenspersonen aus dem Landhause herauskommt, um das Fest der Ceres und des Bacchus im freyen Felde zu feyern.

feyern. Die erste Frauensperson ist bekleidet, hat einen Schleyer auf dem Kopfe, und trägt in jeder Hand eine brennende Fackel. Hinter derselben sieht man eine andere mit entblößter Brust, Schulter und Füßen, welche in der linken Hand einen Mohnkopf hält. Eggeling und Montfaucon halten die beyden Frauenspersonen für die Ceres und ihre Tochter Proserpine. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der Künstler hier die Ceres und Proserpine beysammen vorgestellt hätte, da jene ihre Tochter erst sucht. Daher erklärt Mariette zwar diese Figuren besser, indem er sagt, es würden dadurch Personen vorgestellt, welche das Fest der Ceres feyerten, dabey man gewohnt gewesen Fackeln und Mohnköpfe herum zu tragen: Allein er irret darinnen, daß er die eine Figur für eine Mannsperson hält, welchem das Original offenbar widerspricht. Ferner irren beyde, sowohl Montfaucon als Mariette darin, daß sie den auf einem Fußgestelle bey dem Kinde stehenden Priapus auch für ein Kind halten, da doch auf dem Original die Bildsäule des Priapus ganz deutlich zu sehen ist. Eggeling glaubt, es würde Vertumnus dadurch vorgestellt, und durch das Kind mit dem Fruchtkorbe Pomona.

Eine Weinrebe theilt die erste Vorstellung von der folgenden zwoten, auf welcher man etwas von dem Vordertheil eines Tempels sieht, der aber größtentheils von dem Wagen der Ceres und den dabey befindlichen Figuren bedeckt wird. Die Ceres, welche in der rechten Hand eine Kornähre hält, wird auf einem Wagen vorgestellt, der von einem Paar geflügelter Schlangen oder Drachen gezogen wird. Ihr zur Seite ist Triptolem, der von ihr den Ackerbau erlernt und den Gebrauch des Pflugs erfunden haben soll, mit den Zügeln in der Hand. Die durch den Unterricht und die Vorsorge der Ceres fruchtbar gemachte Erde ist unten vor dem Drachen durch eine halb nackende Frauensperson vorgestellt, welche halb sitzend und halb liegend den linken Arm auf einen Fruchtkorb stützet, aus welchem eine Weintraube heraushängt. Montfaucon hält diese Figur für den Bacchus, man könnte sie aber mit mehrerer Wahrscheinlichkeit für eine Bacchantinn halten, welche von den bey den Bacchusfesten gewöhnlichen Tänzen und wunderlichen Verdrehungen des Leibes ermüdet, sich niedergelegt, um ein wenig auszuruhen. Doch scheint die erste Erklärung mehreren Grund zu haben. Eine fliegende Figur, die das Sinnbild des erquickenden Einflusses des Himmels ist, ohne welchen die Erde unfruchtbar bleibt, fliegt vor diesen beyden wohlthätigen Gottheiten her. Sie ist mit einem Gewand bekleidet, davon sie einen Theil in den Händen hält. Eggeling und Montfaucon halten diese Figur für den Zephyr, der ein nasses Tuch auszuringen schiene, um dadurch anzuzeigen, daß er der Erde die zur Fruchtbarkeit nöthige Nässe und Feuchtigkeit verschaffe.

Ueber der dritten Vorstellung hängt ein aufgezogener Vorhang oder eine Decke, welches Marjette für ein Zelt hält. Darunter sieht man zuerst eine Priesterinn der Ceres, die ein Schwein an den Hinterfüßen in die Höhe hält, um solches der Göttinn zu opfern, und in der linken einen Mohnkopf, die Fruchtbarkeit der Erde durch die vielen darin enthaltenen Saamenkörner anzuzeigen.

Auf diese folgt eine Priesterinn des Bacchus, welche mit der rechten Hand einen Bock bey den Hörnern, und in der linken eine Schüssel mit Früchten hält.

Nach diesen zwo Priesterinnen sieht man eine Frau sitzen, die auf ihrem Schooß einen Korb mit Früchten, und in der rechten Hand eine Kornähre hält. Ihr zur Seite stehet eine Mannsperson, welche einen Korb mit Früchten auf dem Kopf trägt. Eggeling glaubt, es werde Phytalus dadurch vorgestellt, welcher nach dem Pausanias die Ceres in sein Haus aufgenommen, die ihn hernach die Kunst Feigenbäume zu pflanzen gelehrt, wie denn auch in der That ein solcher Baum bey dieser letzten Figur steht. Mariette aber und Montfaucon halten sie für eine Frauensperson, und letzter glaubt, es wäre eine Canephora b) der Ceres.

In der untern Abtheilung des Gefäßes sind lauter solche Sachen vorgestellt, deren Gebrauch bey den Festen der Ceres und des Bacchus gewöhnlich war. Erstlich sieht man zusammengebundene Pfeifen, die bey den Bacchusfesten gebraucht wurden, davon die Bacchanten gemeiniglich zwo in den Händen zu haben und darauf zu blasen pflegten. Eggeling nennt sie Thyrsen, womit sie aber keine Aehnlichkeit haben, denn diese waren kleine Pfeile, um welche Weinlaub und Epheu gewickelt war, daß die Spitzen dadurch verdeckt wurden.

Dabey steht ein Korb mit Früchten, welche Eggeling für Brodte hält, die von Mohnsaamen gebacken worden, und sich dabey auf eine Stelle des Dioscorides gründet, welcher sagt, daß man von Mohnsaamen Brodte backe, die der Gesundheit sehr zuträglich wären.

Hierauf sieht man zwo kreuzweis liegende und mit Bändern gezierte Fackeln. Wie nun diese überhaupt bey den meisten Opfern gebraucht worden, so schicken sie sich vorzüglich zu den Opfern der Ceres, welche insgemein mit zwo Fackeln in den Händen abgebildet wird.

Hierauf folgt ein anderer Korb, dessen oberer Theil aber von der goldenen Röhre bedeckt wird, die zum Ausgießen an das Gefäß gemacht ist. Unten bey diesem Korbe liegt eine Opfer-

b) Die Canephoren waren Jungfrauen von edlem Stande, welche in der eleusinischen Procession, oder sonst der Ceres zu Ehren Körbchen mit Blumen und Kornähren auf dem Kopfe trugen. Auch bey den Opfern am Bachusfeste befanden sich dergleichen, welche in ihren Körbchen die Erstlinge von allen Früchten trugen.

Opferschaale, und nicht weit davon sieht man wieder solche zusammengebundene Pfeifen, wie oben beschrieben worden. In einer kleinen Entfernung liegt die Flöte des **Pan**, welche aus sieben zusammengebundenen Röhren besteht, und die sich sehr wohl zu dem Bacchusfest schickt, weil **Pan** zu den Bacchanten gehört.

Ueber dieser Flöte des **Pan** erblickt man eine Maske, welche vielleicht des **Bacchus**, oder eines Bacchanten Kopf vorstellen soll. Unter der Flöte liegt ein Opfergefäß, so Präfericulum genennt wird. Hierauf folgt ein Gefäß oder vielmehr ein Sack mit Früchten, dabey ein Korb steht, aus welchem eine Schlange heraus kommt, dergleichen geheimnißvolle Körbe bey den Festen des **Bacchus** und der **Ceres** sehr gewöhnlich waren, und welche man auf den alten Münzen und andern Ueberbleibseln des Alterthums häufig findet.

Bey diesem Korbe sieht man wieder eine bey den Bacchusfesten gewöhnliche Maske, und endlich noch solche zusammengebundene Pfeifen, deren schon zweymal gedacht worden.

Die obere Abtheilung des Gefäßes ist mit Laubwerk, Blumen, Früchten, Aehren und Ochsenköpfen ausgeziert, welche sich auf die der **Ceres** und dem **Bacchus** gebrachten Opfer und auf die Feyer ihrer Feste beziehen.

Man sieht aus dieser kurzen Beschreibung, daß der Künstler ein Landfest vorstellen wollen, welches im freyen Felde nicht weit von einem Tempel, der **Ceres** und dem **Bacchus** zu Ehren gefeyert worden.

Die Verbindung dieser beyden Gottheiten und die feyerliche Begehung ihrer Feste war sowohl bey den Griechen als bey den Römern gewöhnlich, und man findet solches auf vielen Denkmalen des Alterthums.

Betrachtet man nun überhaupt die Gestalt dieses kostbaren Gefäßes, so scheint es von der Art derjenigen zu seyn, welche die Römer Guttus nennten, weil der darin enthaltene Wein gleichsam tropfenweise auf das Opfer gegossen wurde. Eggeling behauptet solches auch, und gründet sich auf die Stelle des **Varro**: quo vinum dabant, ut minutatim funderent, a guttis guttum appellarunt.

An dem Alterthum desselben ist noch niemals von einem Kenner gezweifelt worden, und ohngeachtet man nicht eigentlich die Zeit und den Ort bestimmen kann, wann und wo es verfertigt worden, so sieht man doch aus der vortrefflichen Arbeit, daß es ein großer griechischer Künstler gemacht haben müsse.

Ziehet man dabey die Härte des Steins in Erwägung, so muß man noch mehr über dieses Meisterstück der Kunst erstaunen, und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Künstler einen großen Theil seiner Lebenszeit zu der Verfertigung desselben anwenden müssen.

Man bewundert auch an diesem unschätzbaren Gefäß, wie an andern geschnittenen Steinen, die Geschicklichkeit der alten Künstler, welche sich die ver-

verschiedenen Farben eines Steins bey ihrer Arbeit so vortrefflich zu Nutze gemacht, und die Natur gleichsam zu Hülfe genommen haben, um die Schönheit ihrer Arbeit zu erhöhen.

Der Grund des Steins, woraus dieses Gefäß gemacht worden, ist dunkelbraun, die darauf erhaben geschnittenen Figuren aber größtentheils entweder ganz weiß, oder, besonders die Gewänder, gelbbräunlich.

Die Meynung der oben angeführten Beschreiber dieses Gefäßes ist sehr wahrscheinlich, daß es nemlich zu den Zeiten des Mithridates verfertigt worden, der ein großer Verehrer des Bacchus und dessen Gottesdienstes gewesen, und eine Menge von dergleichen kostbaren Gefäßen gesammelt hat, die von den berühmtesten Künstlern seiner Zeit gemacht worden. Diese Sammlung hat hernach Pompejus, nachdem er den Mithridates überwunden hatte, nach dem Zeugniß des Plinius, größtentheils nach Rom gebracht. Die Römer schätzten die sogenannten Murrhinischen Gefäße so hoch, daß, als Augustus sich Meister von Alexandrien gemacht, er von allen Schätzen der Aegyptischen Könige für sich nichts anders aussuchte, als ein dergleichen Gefäß.

Der Werth des hier beschriebenen, wird noch dadurch überaus erhöht, daß es so vollkommen erhalten worden, und bis auf den heutigen Tag ganz unbeschädigt geblieben ist. Man begreift kaum, wie es möglich gewesen, daß es so viele hundert Jahre hindurch, und besonders bey der Plünderung der wüthenden Soldaten zu Mantua ist erhalten worden, wo die Verwüstung so viele dergleichen schöne Stücke unserer Bewunderung entzogen hat.

Es wurde dieses Gefäß daselbst in dem Herzoglichen Cabinet verwahrt, als diese Stadt im J. 1630 erobert und geplündert wurde. Ein gemeiner Soldat hatte es erbeutet, und dem Herzog Franz Albrecht zu Sachsen-Lauenburg, welcher bey der Eroberung der Stadt einen Theil der Kaiserlichen Armee commandirte, für hundert Ducaten überlassen. Dieser Herzog vermachte es in seinem Testament seiner Gemahlinn Christina Margaretha, aus dem Hause Meklenburg, welche es hernach ihrer Schwester, der Herzoginn Sophia Elisabeth, dritten Gemahlinn des Herzogs Augustus zu Braunschweig in ihrem letzten Willen zueignete, und es darauf ihrem Sohn, dem Herzog Ferdinand Albrecht zu Bevern, wieder vermachte.

Es ist dieses kostbare Gefäß von einigen Juwelieren auf 60,000 von andern auf 90,000 Rthlr. und noch höher geschätzt worden. In dem Inventarium der Herzoginn Sophia Elisabeth, soll es gar auf 150,000 Rthlr. taxiret seyn. Es ist aber eigentlich sowohl wegen des Alterthums, als wegen der Größe und Schönheit des Steins, nicht weniger wegen der Vortrefflichkeit der darauf geschnittenen Figuren, von unschätzbarem Werthe.

Etwas von den Sitten der Morlacken. *)

Der Ursprung der Morlacken oder Morlachen, die sich durch die anmuthigen Thäler von Kotar längst den Flüssen Kerka, Cettina, Narenta, zwischen den Gebürgen des mittländischen Dalmatiens und so weiter gegen Griechenland zu verbreiten, ist in die Nacht barbarischer Jahrhunderte eingehüllt; so wie bey der großen Anzahl der übrigen Nationen, die in Ansehung der Sitten und Sprache so viel Aehnlichkeit mit der erstern haben, daß sie alle für eine Nation, die sich vom Venetianischen Golfo bis an das Eismeer erstreckt, gehalten werden können.

Der Morlacke ist als moralischer Mensch merklich von uns unterschieden. Das Zutrauen, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit dieser guten Leute, sowohl im täglichen Leben, als bey ihrem Betragen, arten oft in übermäßige Gutheit aus. Hievon pflegen die Italiäner, die in Dalmatien Handlung treiben, und selbst ihre Landesleute, die an den Ufern wohnen, nur allzuoft Misbrauch zu machen; so daß das angeborne Zutrauen der Morlakken schon um sehr viel abgenommen hat. Ihre wiederholte Erfahrungen mit den Italiänern haben den Betrug der leztern zum Sprüchwort unter ihnen gemacht. Ihr größester Schimpf ist wechselsweise: passia-viro, und lanzmannz-vaviro, Hundetreue, und Italiäner Untreue.

Der Morlache ist gastfrey und großmüthig; er öffnet dem Reisenden seine arme Hütte, giebt ihm, was er hat, begehrt niemals, und verweigert öfters die mindeste Erkenntlichkeit. Die Freundschaft, die bey uns durch die geringste Kleinigkeit zerstört werden kann, ist bey den Morlacken desto beständiger. Sie haben gleichsam einen Punkt der Religion daraus gemacht. Dieses heilige Band wird von ihnen am Fuße der Altäre geknüpft. In Gegenwart des ganzen Volks wird alsdenn auf die feyerlichste Weise ein besonderer Segen über beyde Freunde oder Freundinnen ausgesprochen. Die Pflichten der morlackischen Freundschaft erfordern, einander in jedem Bedürfniß oder Gefahr beyzustehen, ja sie treiben den Enthusiasmus ihrer Freundschaft bis zur willigen Entschlossenheit, ihr Leben für einander zu wagen, oder hinzugeben; allein so heilig den Morlacken die Freundschaft ist, so anhaltend und unauslöschlich ist dagegen auch ihre Feindschaft. – Sie wird von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt; und die Mütter vergessen nicht, ihren noch zarten Söhnen unaufhörlich die Pflicht einzuprägen, ihren Vater zu rächen, wenn er von Jemand umgebracht worden; sie zeigen ihnen täglich das blutige Kleid oder die Waffen des Getödteten. Rache und Gerechtigkeit machen bey diesem Volke einerley Begriffe aus, – wer sich nicht rächet, ist nicht gerecht: sagen sie. In ihrer Sprache wird

*) Aus des Abbate Alb. Fortis Reise nach Dalmatien, aus dem Italiänischen.

wird Rache und Heiligung oder Gerechtigkeit durch das Wort Osveta ausgedrückt.

Die Lebhaftigkeit des Verstandes, und ein gewisser natürlicher Unternehmungsgeist machen, daß den Morlakken alles, was sie anfangen, gelingen muß; allein ungeachtet der besten Anlage sind sie doch im Ackerbau noch sehr weit zurück. Die Hartnäckigkeit, womit sie an alten Gebräuchen hangen, hindert sie, weiter zu gehen. Von der einfachen oder simplen Färberey haben sie Begriffe. – In Absicht auf die Religion hat dieses Volk die seltsamsten Meynungen. – Sie glauben an Hexen, Poltergeister, Zauberer ꝛc. und halten die Existenz der Vampire für unwidersprechlich. Die natürliche Unschuld und Freyheit der Schäferzeiten erhält sich noch in der Morlachey. Die unbefangene Aufrichtigkeit der Gesinnungen wird in diesen glücklichen Gegenden von keinen äußerlichen Absichten zurückgehalten, und äußert sich immer gleich heiter und rein, was für Umstände ihr immer in den Weg kommen mögen. Ein schönes morlachisches Mädchen begegnet auf der Straße einer Mannsperson, und küsset sie herzlich, ohne an etwas Arges zu denken.

Die Heyrathen werden durch die Anverwandten geschlossen, wie bey uns; wenn sich die beyden jungen Leute aber nicht gefallen, so geht der Handel zurück, – und dies ist nicht wie bey uns. – Wenn der Bräutigam im Begriff ist, seine Braut, mit welcher er sich nun auf immer verbinden will und soll, mit sich heimzuführen, so fängt ihr Vater oder ihre Mutter an, indem sie ihm dieselbe übergeben, ihm zugleich mit den guten auch alle ihre schlimmen Eigenschaften mit weitläuftiger Karrikatur der Reihe nach zu erzählen: „weil „du sie durchaus haben willst, so wisse, „daß sie eine nichtswürdige Creatur „ist, hartnäckig, eigensinnig, mürrisch, „zankfüchtig, verschwenderisch, u. s. w.„ Hierauf dreht sich der Bräutigam mit einer unwilligen Miene nach der Braut: „wenn du denn so bist, sagt er zu ihr, „so werde ich dir schon den Kopf „zurecht zu setzen wissen.„ – Und indem er dies sagt, giebt er ihr das Zeichen zu einer derben Maulschelle, macht ihr eine geballte Faust vor, tritt mit dem Fuße gegen ihr, oder erweiset ihr andere Liebkosungen dieser Art, unter denen, damit nicht alles ein Blendwerk oder Schattenspiel sey, sie manche wirklich empfinden muß. Ueberhaupt scheint es, daß den morlackischen Schönen eine kleine Züchtigung von ihren Männern, oft von ihren Liebhabern zuweilen eher angenehm als zuwider seyn müsse.

Dies ist ein kleiner Abriß von den Sitten dieses Volks; mich deucht, daß man nun allenfalls einen Begriff von ihnen daraus schöpfen könne. Wer aber mehr davon lesen will, den muß ich auf das angeführte Werk selbst verweisen, daraus dieser Auszug gemacht ist.

Z. Z . . nn.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Montag, den 1ten Junius 1778.

Beantwortung des Schreibens von Herrn Ehrenfried über das vom Obercollegio medico in Berlin bekannt gemachte Hülfsmittel gegen den tollen Hundebiß.

Mein Herr,

Ihren vortrefflichen Aufsatz, welcher dem 18ten St. des Hannov. Magazins eingerückt ist, habe ich mit dem größten Vergnügen gelesen. Sie haben hierin mit Recht den Eifer eines jeden Menschenfreundes, eines jeden Arztes gelobt; welchen er bezeigt, ein Mittel auszukundschaften, die so gefährliche und die menschliche Natur so sehr verändernde Krankheit, nach geschehenem Biß eines rasenden Hundes, zu verhüten. Es ist wahr, daß sich viele große Naturforscher müde gedacht und dennoch nichts weniger als die wahren Eigenschaften dieses Giftes entdeckt haben. Allein ich glaube, Sie verlangen zu viel, wenn Sie sagen: „So lange dem „Arzte die wahre Natur dieses Giftes „verdeckt bleibt; so lange wird seine „Heilmethode nie sicher und bestimmt „seyn, er wird bloß empyrisch verfah„ren.„ Ich glaube nicht, daß es je unsere menschliche Einsicht, welche so sehr eingeschränkt ist, erlauben wird, die besondere Mittheilung und Wirkung der Gifte, die durch den Speichel vermittelst des Bisses erzürnter Thiere dem Körper beygebracht werden, so zu erkennen, daß es keiner Bezweifelung mehr unterworfen ist. Noch weniger, glaube ich, wird man die Natur und Bestandtheile dieses giftigen Speichels genau erfahren; ich wüßte auch keinen Weg zu zeigen, wie dieses möglich sey, da gewiß diejenigen Theile, welche die Säfte des Gebissenen so bald verändern, so sehr flüchtig sind, daß sie sich nicht untersuchen lassen, auch zu wenig von diesem Gifte vorhanden, oder auch nöthig ist, welches die so große Zerstöhrung der thierischen Maschine anrichten kann. Man kann wahrscheinlich hypothetisch schließen, daß dieses Gift von der Art flüchtiger Laugensalze sey. Die Wirkung des Maywurms wird man ohnfehlbar in einem scharfen, und wo nicht offenbar flüchtigen Laugensalze, dennoch in einem

solchen Salze suchen müssen, welches sich der Natur eines laugenhaften Salzes sehr nähert, so wie wirklich eine große Menge von flüchtigem Laugensalze aus den Spanischen Fliegen herauszubringen ist, und diese Spanische Fliegen kommen dem Maywurm nicht allein sehr nahe, sondern übertreffen denselben in seiner auflösenden, reizenden und urintreibenden Wirkung. Die Aehnlichkeit dieser Salze wird eine Ursache ihrer leichten Verbindung seyn, und die übrigen Kräfte des Maywurms werden dieses Gift aus dem Körper herausschaffen. Es wird wohl nicht bewiesen werden können, daß dieses Gift des Speichels saurer Natur sey. Denn die besten Zergliederer haben gezeigt, daß das Blut bey den an der Wasserscheu verstorbenen Leichen zwar schwarz, allein daß dasselbige mehr flüßig gewesen sey, und also der Fäulniß sich genähert habe.

Ich will mich nicht weiter bey diesen wahrscheinlichen Muthmaßungen aufhalten; sondern ferner zur Beantwortung Ihres Briefes fortgehen. Ich habe gleichfalls mit Ihnen die von dem Königl. Obercollegio medico zu Berlin, geschehene Bekanntmachung eines so sehr zusammengesetzten Mittels bewundert, wovon nach selbsteigenem Geständniß dieses angesehenen Collegii, der Maywurm das vorzüglichste Ingrediens seyn soll, und eben so hat es mich befremdet, daß man dem Publicum ein so sehr gefährliches, ja wohl gar bey unvernünftigem Gebrauch tödtliches Arzneymittel in die Hände geliefert, da dieses niemals ohne große Vorsicht von Aerzten gebraucht werden muß.

Schon vor einiger Zeit habe ich einen dem Ihrigen sehr ähnlichen Aufsatz über diese Materie entworfen, dessen Bekanntmachung aber durch unterschiedene Verhinderungen verzögert ist. Ich beneide Sie nicht, mein Herr, daß Sie mir zuvorgekommen sind. Sie haben mit weit mehrerm Muthe die Wahrheit gesagt, als es vielleicht von mir würde geschehen seyn; Sie tadeln mit Recht die Bekanntmachung des Mittels, weil das Publicum sich allemal dadurch hinreißen läßt, da ein großer Theil desselben nur gar zu gern nach dem Neuen und Sonderbaren hascht, ohne die öftern schädlichen Folgen zu bedenken, oder den Verlust der bey diesem Uebel so sehr kostbaren Zeit, wenn dergleichen Mittel nicht helfen sollten. Je bunter nun solche bekannt gemachte Mittel aussehen, je bessern Eindruck werden sie machen, gleich denen verflossenen Zeiten, wo die langen Recepte einen gelehrten Arzt bezeichneten.

Eine sehr wahre Bemerkung ist es in Ihrem Schreiben, daß keinem der Unglaube anständiger sey, als dem Arzte, weil er am mehrsten betrogen wird, besonders in den Erfahrungen über die Arzneykräfte der Körper; denn was sind es anders als falsche Erfahrungen, wenn man bald das Gauchheil mit den rothen Blumen, bald die Leber von dem tollen Hunde, oder die Haare u. d. gl. für ein Specificum ge=

gegen den tollen Hundebiß ausgegeben hat? Niemanden ist der Betrug schädlicher als dem Arzte. Er thut entweder offenbar Schaden, oder er verliert die so kostbare Zeit, gleich bewährte Mittel zu gebrauchen. Es wäre deswegen höchst nothwendig, daß das Obercollegium medicum zu Berlin gewisse Fälle genau bestimmt angegeben hätte, wo dieses Mittel sicher geholfen. Es wäre aber auch eben so nöthig gewesen, daß selbiges Erfahrungen angestellt, oder die bekannten angeführt hätte, in welchen der Maywurm ganz allein gebraucht worden wäre, ohne alle andere Vermischung; weil man bey solcher irrigen Zusammensetzung niemals gewiß ist, welches das eigentliche Hülfsmittel gewesen sey, oder man verdirbt wohl gar die Wirkung des Hauptmittels durch solche Zusammenhäufung verschiedener Sachen, wenn man den Endzweck nicht weiß, warum eine Arzney mit der andern versetzt werde. Und ich gestehe offenherzig, daß ich die Ursach einer solchen Zusammensetzung in dem Schlesischen Mittel nicht einsehen kann. Man setzt darum Medicamente zusammen, daß sie in ihrer Wirkung gebessert, oder in ihrer zu starken Wirkung gehindert werden, oder aber daß sie mehreren Anzeigen ein Genüge thun sollen. Keins von dem Allen trifft in dieser Mischung ein. Denn wollte man auch sagen, daß eine zu starke Wirksamkeit der Maywürmer dadurch gemäßigt würde, so ist dieses wohl das Einzige, welches von den sonderbaren Zusätzen zu erwarten, weil die wirkenden Theile der Maywürmer durch die Menge unnützer Sachen vermindert werden. Eigentlich die Schärfe des kaustischen Salzes einwickelnde Theile sind nur in dem Honig zu suchen, und es würde immer besser seyn, man erwartete erst die Wirkung – gäbe alsdenn, wenn dieselbe zu heftig zu werden drohete, schleimige Getränke zu trinken, anstatt daß man alles Essen und Trinken zum höchsten Nachtheil des gebissenen Menschen verbietet.

Es war eben so nothwendig, die Wege zu bestimmen, wodurch dieses Gift entweder aus dem Körper herausgetrieben, oder aber in seiner Natur geändert werde, – was für Wirkungen von diesem gegebenen Mittel entstehen, und wie einer zu großen Heftigkeit derselben zu begegnen sey. Man denke sich den Arzt, der diese scharfe Arzney auf Empfehlung gebraucht und glaubt, daß man ihm die Gefahr nicht verheelet haben würde, wenn er nicht ganz sicher selbige seinem Patienten reichen könnte. Er wird in große Verwirrung gesetzt werden müssen, wenn er so heftige Zufälle bemerkt. Besonders wird er dieses gewiß zu erwarten haben, wenn er seinen Kranken, anstatt ihn mit schleimigen Nahrungsmitteln zu versehen, hungern und dursten läßt.

Es ist freylich übel, daß man nicht allemal gewiß ist, ob der Hund oder das Thier, welches den Biß verrichtet, toll gewesen sey. Man muß daher zuweilen ohne Noth den Menschen quälen; allein so betrüglich oft diese Zeichen sind, so wird es doch die mehrste

Zeit durch traurige Erfahrungen von andern zugleich Gebissenen hinlänglich bestätigt.

Sie finden es mit Recht außerordentlich auffallend, daß dieses Mittel als ein Arcanum der Welt bekannt gemacht wird, da es durch eine lange Reihe von Jahren sehr oft als ein bewährtes Mittel gegen die Wasserscheu angerühmt, dessen Gebrauch ordentlich bestimmt, auch der Maywurm so bezeichnet ist, daß man gar nicht in Gefahr geräth, denselben zu verkennen. Der Arzt, welcher ihn gebrauchen will, wird also denselben jetzt nicht mehr mit dem gemeinen Maykäfer verwechseln. Ob ich wohl nicht geradezu läugnen will, daß dieses oft geschehen seyn kann, so habe ich dennoch in vielen berühmten Apotheken niemalen eingemachte Maykäfer; sondern allemal die rechten Maywürmer bey dem Kopfe mit einem Faden aufgehangen und so getrocknet gefunden. Sie wurden von den Landleuten verlangt, und von denselben wurde mir gesagt, daß sie selbige bey dem Viehe gebrauchten, aber zu welchem Endzweck, habe ich nicht erfahren können. Ich habe auch gehört, daß sie dieses Insekt gegen die Epilepsie zu brauchen pflegten.

Der Maykäfer ist indessen auch urintreibend, und ich halte ihn in Ansehung dieser Kraft für ein Mittelding zwischen dem Maywurm und den Spanischen Fliegen, welche noch weit heftiger wirken und von sehr langen Zeiten her als ein Specificum gegen den Biß der tollen Thiere angerühmt sind. Schon Avicenna hat dieses Insekt als untrüglich angeführt, wie Sie in Ihrem gelehrten Schreiben angemerkt, und einige wollen glauben, daß die Uebersetzer seiner Schriften unrecht die Spaschen Fliegen mit dem Maywurm verwechselt haben. Ich würde in Ermanglung dieser gewiß die Spanischen Fliegen gebrauchen, und will unten alles dieses aus sichern Schriftstellern beweisen, auch Ihren sehr bündigen Citaten, noch einige hinzufügen und alles dasjenige sammeln, was mir bey meinem Büchervorrathe möglich gewesen ist. – Zuletzt will ich den richtigen Gebrauch des Maywurms beschreiben, und meine Erfahrungen mit demselben erzählen.

Ich glaube sicher behaupten zu können, daß dieses Thier ein herrliches Mittel zur Abwendung der Wasserscheu sey. Allein eben deswegen müssen wir, wie ich schon gesagt, seine gute Wirkung nicht verderben; wir müssen es allein geben, oder doch so versetzen, daß seine Kraft nicht zerstöhrt, oder zu sehr geschwächt werde. In dem Schlesischen Mittel sind wirksame, unwirksame und offenbar schädliche Theile mit einander verbunden. Besonders ist das **verdächtige Bley** mit andern anhaltenden Sachen darin vorhanden, welche gar nicht das Vermögen haben, das beygebrachte Gift zu verändern; sondern es sogar durch Zusammenschnürung der Ausdünstungs- und anderer Gefäße mehr in den Körper einschließen.

Den **Theriak** in demselben würde ich ebenfalls verwerfen; denn daß er

die

die Kraft habe, das kaustische scharfe Salz der Maywürmer einzuwickeln, läugne ich, und nehme vielmehr an, daß derselbe eine erhitzende und betäubende Arzney sey, – daher die Nerven stumpf mache, und zwar auf eine kurze Zeit die Schmerzen stille; dagegen aber die von einem zu starken Gebrauche des Maywurms zu befürchtende innerliche Entzündung befördern könne.

Ich halte den Honig in der Mischung noch am besten, weil er einwikkelt, etwas den Urin treibt und zur Oeffnung des Leibes beyträgt. Man kann aber dennoch bessere einwickelnde Sachen gebrauchen, wie sich in meinen Erfahrungen zeigen wird.

Ich habe schon oben gesagt, daß ich diese herrliche Wirkung nicht bloß von dem Maywurm allein erwarte, sondern auch in dessen Ermanglung Spanische Fliegen gebrauchen würde, weil in diesen bedenklichen Zeiten gleich zu den wirksamsten Arzneyen geflüchtet werden muß. Ich würde auch nicht die gemeinen Maykäfer gebrauchen, welche zu wenig wirksam sind, und in zu großen Dosen gebraucht werden müssen. Ich bin gewiß versichert, daß durch den Schweiß, aber vorzüglich durch den Urin das Blutwasser stark abgeführt werde und mit demselben das beygebrachte Gift. Deshalb verdient des erfahrnen Schmuckers Methode das beste Lob, welcher seinen Patienten, vorzüglich mit dem in die scarificirten Wunden eingeriebenen Spanischen Fliegenpulver und dergleichen übergelegten Pflaster wieder zu ihrer vorigen Gesundheit verholfen. Denn da man weiß, daß auf diese Art auch Blutharnen erregt wird, so ist man dadurch in den Stand gesetzt, seinen Kranken noch in der Wasserscheu, – in diesem so gefährlichen Zeitpunkt, wo der Mensch beynahe nichts mehr verschlingen kann, – zu helfen.

Ich habe schon erwähnt, daß ich das Trinken nicht verbiete, sondern vielmehr dasselbe verlange, und einen schleimigen Trank verordne, wovon sehr viel zu trinken. Daher halte ich auch nicht nöthig, daß man Kinder von dem Gebrauch dieses Mittels ausschließe, so lange man nichts sicherers und sanfter wirkendes weiß. Sind die Kinder in ihren Eingeweiden gesund, so werden sie dieses Mittel eben so gut als Erwachsene nehmen können, und im Gegentheil dürfen es erwachsene Personen auch nicht gebrauchen.

Die am Ende Ihres Schreibens vorgeschlagenen Medicamente sind zum Theil schon in giftiger Thiere Biß angerühmt, und ich halte nicht dafür, daß in dieser gefährlichen Krankheit Zeit zu verlieren sey. Denn, wie Sie selbst gesagt, es kann der Verlust einiger Stunden durch fehlgeschlagene Versuche tödtlich werden. Die mehrsten angepriesenen Arzneyen sind wirklich urintreibend, zum Beweise: Zwiebeln, Knoblauch, Rettich, die Pimpinellwurzel, die gebrannten Krebse, als eine laugenhafte Asche betrachtet, eben so der gebrannte Kalk von Austerschaalen, die Regenwürmer, das flüchtige Salz der Vipern, auch des Hirsch-

horns, der Ruß von kupfernen Kesseln u. d. gl., auch selbst der Meerstint ist schon lange als ein Antidotum gebraucht.

Ich werde nunmehro meine Gewährsmänner und die nöthigen Regeln bey dem Gebrauch des Maywurms melden, zuletzt meine eigenen Erfahrungen umständlich beschreiben, und denenselben noch dasjenige hinzusetzen, was ich für nöthig finde. Der Gebrauch der *Spanischen Fliegen* wird, wie Sie, mein Herr, in Ihrem Briefe angemerkt, schon von dem *Avicenna* angerühmt. Er wußte schon, daß man bey dieser Krankheit den Urin so stark bis zum Blutharnen treiben müsse. Denn derselbe führt im vierten Buche gewisse kleine Kügelchen an, welche aus Spanischen Fliegen nach einer besondern Art zubereitet seyn sollten, und er empfiehlt dieselben sehr gegen dieses Uebel. Er setzt hinzu: daß, so bald der Patient einen blutigen Urin von sich gäbe, derselbe alsdenn auch geheilt sey. *Sennert* erzählt, daß dieses Mittel bey dem gemeinen Mann im Lande sehr gebräuchlich sey.

Ich habe den Gebrauch dieses Insekts in folgenden Büchern gefunden. Erstlich sagt *Hieronymus Braunschweig* in seinem Werke von der Chirurgie vom Jahre 1539 in dem 14ten Kapitel des andern Tractats Blat 29.: „Von den Wunden der vergiften Thier „beisen, es sey von einem wüthenden „Hund, Schlangen oder Scorpion.„ Nachdem er viele andere Mittel angeführt hat, sagt er endlich: „Ob aber „du in dem Anfang mit zugegen bist „und im Gemüth den Menschen anfahent böse Zufall zu kummen, mit „der Melancholey das er habe böse „Sitten und Geberden mit schweren „Draumen, Trauren, Zornigkeit, „Murmeln, das da beweiset Zerstörligkeit, Unbescheidenhait der Naturen, das er antwort anders denn man „ihn fraget und fleucht das Licht, und „alles das da feucht ist, das seind die „Zaichen der Melancoley, das ist böß, „doch so werd ihm gegeben diese Artzney von den Cantarides die da austreiben ist durch den Harmen (Harn) „das melancolisch Geblüt, als vor müglich ist, und würt also: Nimm Cantarides die groß und alt seind hingethan die Haupter, Füß und Fettich ain „halb Lot. Gerainigt Linsen. Saffran. „Spicanardi. Nägelin. Zimmetrörlin. Pfeffer, yedes ain Quint. Diß „werde gepulvert und gemengt mit „Rautenwasser, und gemacht zu Trocisci, von den Trocisci werden gebenn „zu yeden mal 7 Gerstenkörner schwer, „also lang bis ehr Plüt brunzet, dann „so würt ehr gesunndt. So 40 Tage „vergangen seind, gepürt sich erst die „Wunden zu hailen. Zu gleicher Weyß „ob die Wund were gepissen von ainer „Schlange, oder von ainem andern „vergifftigen Thier, solt du die Wunden weyt machen, un darauf setzen „Ventosen die vile des Plütes auszuziehen damit. Auch ist gut das „das Glid vil gestupfet werde mitt ainem haißen Eisen, als Lanckfrancus „vil bewert hat, wenn das läßet mit „darzu

„darzu geen oder kummen Geschwulst „oder Apostem. Underrstee nymmermer „die Wunden zu kurierenn die vergifft „sey, denn vorhin genummen, das ist, „das sie etlich Tag offen steen.„

Dieser Autor hat überhaupt ziemlich weitläuftig und gut von Heilung vergifteter Bisse geschrieben, besonders von dem tollen Hundesbiß. Er hat die Kennzeichen eines tollen Hundes angegeben und geboten, in der Cur dem *Avicenna, Rhases, Moysen* und *Henrico* zu folgen. Er hat aus selbst eigener Erfahrung angegeben, auch aus dem *Gordonio*, daß das Gift nach baldiger Heilung der vergifteten Wunden, nach einem Monat, nach einem Jahre, ja noch nach 6 Jahren sich wieder gezeigt.

Daß er die Spanischen Fliegen recht gekannt, beweiset in eben angeführtem Buche diese Stelle: Blat 117. auf der andern Seite. „Cantarides seint Goltkefferlin mit grüner Farbe, warm und trucken im „dritten (Grade) mit Verbrunst und „machen Blasen.„

Hieronymus Capivacci in seinen oper. omn. Francofort. 1603. Libr. 7. cap. 3. de rabie canina p. 930. sagt von einem Medicament aus dem Bauche der Spanischen Fliegen mit gleichen Theilen abgeschelter Linsen vermischt, täglich 10 Gran zu nehmen und viele Tage hinter einander zu gebrauchen. Es würde dieses, sagt er, das Gift des tollen Hundsbisses wegen Aehnlichkeit mit demselben an sich ziehen, und dasselbe mit dem Blute durch Blutharnen ausführen. Er räth auch an, die Spanischen Fliegen äußerlich auf die gebissenen Wunden zu gebrauchen.

D. *Johann Christian Fritsch* meldet in seinen seltsamen Geschichten, Leipzig 1731. 2ter Th. S. 534. 7) „Vom Avicenna Lib. IV. Fen. 6. „Tract. 4. werden pro hoc scopo gewisse Trochisci de cantharidibus, wie „auch vom Rhasi, deren composition „beym Paulo de Sorbait l. c. p. 646. „zu sehen ist, recommandiret und gelobet, obgleich das Blutharnen zuschlagen sollte. Herr Doctor Reimann, ein gelehrter Medicus in Ober-Ungarn, meldet im 23ten Versuche „der Natur- und Medicingeschichte, „Mens. Januar. Class. IV. Art. 15. daß „ein gewisser Landmann daselbst ein „sicher Pulver wider den tollen Hundsbiß besitze, so aus Ebenholz, Kupferasche und Cantharidibus bestehe und „vielen gebissenen Menschen damit „geholfen habe.„

Der berühmte *van Swieten* in seinem Comment. über Herm. Boerhaave aphorism. führt Seite 578. in der Hildburghäuser Ausgabe, an: daß nach dem Zeugniß des Albertinus, die Bononier ein Mittel gegen den tollen Hundebiß im Gebrauch hätten, welches nicht genugsam bekannt, aber den Urin so stark triebe, daß unterweilen Blut abgienge. Er glaubt, daß dieses Medicament aus den Spanischen Fliegen bestünde, weil dieselben von verschiedenen gegen die Wasserschen angerühmt. Er sagt ferner aus dem

dem Baccio, daß Rhazes und Joannes Damascenus ein Antidotum aus den Spanischen Fliegen empfohlen.

Ich werde nicht nöthig haben, es noch weiter zu beweisen, daß die Spanischen Fliegen schon vor Jahrhunderten zu diesem Endzweck sicher sind gebraucht worden, und ich will außer dem Schmucker, wovon ich schon angeführt habe, daß er dieses Insekt äußerlich gebrauche, noch den Platner 1), Cartheuser 2) und Spielmann 3) hersetzen, welche dieses Mittel gegen die Wasserscheu innerlich zu geben angerathen haben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

1) D. Joh. Zach. Plattners gründliche Einleitung in die Chirurgie. Leipzig 1748. 1. Th. S. 467. §. 532. Er führt hier an aus dem Mead. und denen *Ephemer. Nat. cur.* daß dergleichen Krankheit in Ungarn durch den Gebrauch dieses Wurms geheilt wären.

2) Joh. Fr. Cartheuseri Fund. materiæ med. P. prior. Francof. ad Viadrum 1749. p. 436. & 437. Er schreibt ebenfalls von den Ober-Ungarn, daß sie dieses Mittel gebrauchten gegen die Wasserscheu und noch dazu in sehr großen Dosen.

3) Jac. Reinh. Spielmanni Inst. mat. med. Argentor. 1774. p. 490. Hier wird von diesem Mittel gesagt: „Hydrophobiæ ad monitum Aviceunæ feliciter oppositæ leguntur a Spielenberg, Reimann & Werlhoff.

Verwahrungsmittel wider die Viehseuche.

In den Oldenburgischen Marschen hat man bey dem letzten dortigen Viehsterben vor zwey Jahren folgendes kräftiges Verwahrungsmittel bewährt gefunden. Man giebt Kälbern, so von durchgeseuchten Kühen fallen, bevor sie 6 Monat alt sind, am sichersten im ersten Vierteljahre, einmal Milch von krankem Vieh zu saufen: Sie bekommen die Krankheit, gewinnen fast alle durch, und bleiben nachher von aller weitern Ansteckung befreyet. Der Erfinder, oder, der die meisten Versuche gemacht, ist ein wohlhabender Einwohner zu Jahde, Namens Hullmann. Er hat solche Kälber nachher mitten unter inficirtes Vieh gestellt, und die Erfahrung öfters mit gutem Erfolg wiederholt.

W. v. H.

Anfrage.

Wenn Jemand ein bewährtes Hülfsmittel gegen die kleinen Erdschnecken weiß, welche an dem Salat, Vitsbohnen, jungen Erbsen, Gurken u. s. w. vielen Schaden thun, der beliebe es durch diese Blätter bekannt zu machen?

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Freytag, den 5ten Junius 1778.

Fortsetzung der Beantwortung des Schreibens von Hrn. Ehrenfried über das vom Obercollegio medico in Berlin bekannt gemachte Hülfsmittel gegen den tollen Hundebiß.

Derjenigen Schriftsteller, welche von der Wirkung des gemeinen Maykäfers gegen den tollen Hundebiß geschrieben, sind sehr viele, und die vornehmsten wohl folgende: (Die mehrsten rühmen denselben wegen seiner urintreibenden Kraft.)

Georg Phil. Nenter rühmt den Maykäfer (Scarabæum maj.) in seinen Fundam. medicinæ theor. pract. Argentor. 1718. p. 799.

Georg Ernst Stahl in seiner Materia Medica, Dresd. 1728. S. 392. im ersten Theile sagt: daß er sich auch der Maykäfer bedient, womit die Kinder spielen, welche Weikhard in Thesauro Pharmac. wider den tollen Hundsbiß angerathen. Sie würden in Honig erstickt und aufgehoben, und wenn man derselben bedürfe, 2 oder 3 Stück davon zerquetscht, und der Saft mit dem Honig eingegeben. Er führt ferner im 2ten Theil, S. 60. 61. an: „Scarabæus oder vielmehr Mayenkäfer, scarabæus majalis, dieses Ungeziefer treibt den Urin, hat auch seine „besondere Wirkung wider den tollen „Hundebiß.„ Hier hat Stahl offenbar den gemeinen Maykäfer angerühmet. Er ist aber nicht recht gewiß gewesen, ob er den Maykäfer oder Maywurm gebrauchen wollen, wie ich in der Folge beweisen will; so wie Sie, mein Herr, es mit der von Ihnen angeführten Stelle behaupten, wo Stahl ebenfalls den Weikhard anführt und zugleich beweiset, daß derselbe die rechte Art vom Maywurm angerühmt.

Ferner führt Reich 4), Fritsch 5), Junker 6), Schulze 7), Eller 8), Keil 9),

4) Joh. Jac. Reich. M.D. kurze und gründliche Anweisung, wie des Menschen Gesundheit zu erhalten rc. Büdingen 1719. S. 31.

5) Fritsch seltzame Geschichte. S. 534.

6) Conspectus medicinæ. Halæ 1734. p. 943. Er führt hier, so wie auch Fritsch, des Weickhards Thesaur. pharmaciæ an.

7) Theses de materia medica. Halæ 1746. p. 482.

8) Physiologia & pathologia medica, verdeutscht durch D. J. E. Zimmermann. Schneeberg und Leipzig 1748. S. 1037.

Reil 9), Vogel 10), Heister 11), und endlich Baumer 12), diesen Käfer außer vielen andern an.

Daß aber viele Aerzte nicht gewiß gewesen sind, ob sie den Maykäfer oder den Maywurm gebrauchen wollen, beweise ich durch nachfolgende Autoren.

G. M. Blazer 13) sagt: „die „Mayenkäfer oder Würmer mit Honig eingemacht vide Weikhard.„„

In eben schon angeführtem Buche von D. Reich sagt er: S. 106. „Scarabæi unctuosi, die Mayenkäfer, werden wider den Stein, die Gicht und „den tollen Hundsbiß gerühmt.„

Johann Sam. Carl 14) sagt: „Mayenwürmer und auch Mayenkäfer „in Honig oder Baumöl eingemacht, „und zu 2. 3. ausgepreßt und eingegeben, sind ein gutes Mittel gegen den „tollen Hundsbiß. Ferner Seite 129. „Item, Mayenwürmer und Käfer in „Honig eingebeizt, ausgedruckt zu 2. 3.

D. Georg Ernst Stahl 15) führt an, in dem Capitel von der Wasserscheu, „vid. Wichardi thesaur. „pharm., allwo auch die Mayenkäfer, „oder ob es die Mayenwürmer seyn „sollen, gerathen werden in Honig zu „thun und zum Gebrauch aufzuheben. „Wenn man sie nöthig, soll man sie „mit Honig ausdrucken und dem Patienten eingeben. Er bezeugt, es habe „niemalen fehl geschlagen.„

Ich will nunmehr diejenigen Schriftsteller noch anführen, deren Sie, mein Herr, nicht gedacht haben, und mich bloß auf diejenigen einschränken, welche von der Heilkraft der Maywürmer gegen den tollen Hundsbiß geschrieben: denn andere, welche zwar den Maywurm eigentlich beschrieben und auch auf dessen urintreibende Kraft geschlossen, haben ihn bloß gegen die Wassersucht angerühmt, als ein Ettmüller, Schulz und Woyt, welcher letztere dieselben *Cantarelli* nennet.

In

9) Medicinisch chirurgisch Handbüchlein. Königsb. und Leipzig 1753. S. 207.

10) Historia mat. medicæ. Francof. & Lipsiæ 1760. p. 351.

11) Institut. chirurgiæ. Amstelodami 1739. P. I. p. 165. ferner in seinem praktisch medicinischen Handbuche. Leipzig 1763. S. 337. und noch in desselben kleinen Chirurgie. Nürnberg 1767. S. 56. allwo er sagt: „Am allermeisten aber werden jetzt die Maykäfer, in Honig eingemacht, als das allergewisseste Mittel gegen diese Bisse gepriesen, wenn man den Patienten öfters ein Paar zerrieben „eingiebt, oder, wie D. Degner will, fünf auf einmal bey Erwachsenen, alle „Morgen drey bis sieben Tage lang, mit etwas von dem Honig worin sie liegen.„ Eben auf diesen Degner beruft sich Vogel, da er ihn aus den Act. N. Curios. Vol. VI p. 326. Obs. 42. anführt.

12) D. Joh. Paul Baumers Unterricht, wie man einem Menschen wie auch Thiere, so von einem tollen Hund sind gebissen worden, auf eine vernünftige und leichte Art helfen solle. Erfurt 1765. S. 9.

13) Compendium novæ & succinctæ Praxis clinicæ, deutsch. Frankfurt und Leipzig 1715. S. 442.

14) In seiner Armen-Apotheke, 4te vermehrte Auflage. Büdingen 1725. S. 31.

15) Observationes clinico practicæ, 3te Auflage, deutsch. Leipzig 1726. S. 268.

In dem *Hercules medicus a Wolfgango Höfero.* Norimbergæ 1675. Lib. II. C. 1. p. 133. finde ich eine Stelle, welche zwar nicht ganz deutlich, aber dennoch eine Art dieses Insekts genug bezeichnet. Er sagt: „Scorpionum vires & usum supplet insectorum genus, „mihi prope Hornam, Infer. Austr. ab „Illustriss. Dn. Nizin in Kodau demon„stratum, sub nomine Mayenwurm, „(non illud vulgare genus, die gemei„ne Maykäfer,) sed est animalculum „multorum pedum, lutei & subviridis „coloris, collo cæruleo, ventre pure „quasi turgido. Colligitur mense „Majo & cum oleo mistum, soli pro „digestione opponitur, in venenatis „ictibus, vesparum imprimis efficacis„simum; de quorum ictibus Guil. Fa„bricius fol. 613. scribit. Insecti vero „superioris meminit Horst. Op. Tom. „2. p. 409. illudque *Cantarellos* no„minat.„ —

Die älteste Vorschrift von der Einsammlung und dem Gebrauch des **Maywurms**, finde ich in einem Buche, welches den Titel führt: Armer Kranken Rath 2c. durch M. *Matthæum Martini*, Medicum. Halberstadt 1620. Seite 17. „3) **Maywurm**, „greif ihn nicht mit der Hand, sondern „mit ein Papier an, thue ihn in Ho„nig, laß ihn darinnen stecken, von „dem Honig gib ihm in warmen Bier, „und salbe auch die Wunde, die ein „toller Hund gebissen hat, damit, so „wird er gesundt.„

Ferner S. 126. 127. „6) **May**„**wurms** samble der bey 20. oder 30. „mit 2 Hölzlein in ein Gefäß, da „Graß innen sey, thu sie lebendig in „Baumöl und laß sie darinnen liegen. „Wenn du sie zu schwarzen, giftigen, „und dergleichen Blattern brauchen „wilt, so geuß ein wenig davon, und „bestreich sie damit, das ist der besten „Arzneyen eine. Es heilet auch ge„waltig der tollen Hunde Biß. Wenn „einer bis in Todt vergeben wehre, der „lege einen Mäywurm in Honig, zer„reibs unter einander, trinks in war„men Bier, so muß der Mensche ster„ben oder genesen.„

In *Joh. Schræderi* M. D. Pharmacopœia medico chymica. Ulmæ 1641. Lib. V. Class. IV. de Animalibus p. 75. finde ich 8 Arten Käfer mit ihren eigenen Namen benennet, und von denselben drey Arten weitläuftig und ordentlich beschrieben, nemlich den Scarabæum cornutum, pilularium & unctuosum. Er nennt denselben auch Κανθαρος, Cantharus unctuosus, Scarabæus unctuosus, und schreibt davon folgendes: „Scarabæus unctuosus „(quod manibus impositus, pingui „subflavoque liquore inficiat) Majo „& Junio secus vias & passim in sylvis „obrepit. Vires. Cantharidum natu„ram imitatur, urinam pellit & sangui„nem, canis rabidi morsum egregie „expugnat, varos dictos, i. e. Arthri„tidem vagam, Authore Wiero, curat, „(exhibitus ejus pulvis vel conditu„ra.) Extrinsecus expetitur a quibus„dam ejus liquor ad vulnera. Additur „& emplastris in bubone & carbuncu„lo pestilentiali (ex signatura desump„to indicio), permiscetur & antidotis.„

Samuel Dahle in seiner Pharmacologia seu Manuductione ad Materiam med. Bremæ 1696. schreibt p. 494. XIX. De *Proscarabæo.* „Proscarabæus „Off. Mouffetti, Aldrovandi. Scarabæus unctuosus Schrœderi. Pinguiculum Agricolæ. Meloe Paracelsi, „Schmalzkäfer, Maywurm. Majo „& Junio juxta vias & passim in sylvis „obrepit. Usu. Ipsum insectum & ejus „liquor oleosus colore subflavo. Er „hat übrigens das Vorige von Schrödern ganz ausgeschrieben, und setzt „noch hinzu, „fitque inde oleum ex „infuso animalium vivorum in oleo „communi, quod loco olei scorpionum nonnulli adhibent. Schrœder.„

Der Herr Hofrath Beireis hat in einem Programma (Helmstädt 1759.) de utilitate & necessitate historiæ naturalis folgende Stelle: „Non pauci „sane errores ex hujus historiæ ignorantia in artem medendi irrepserunt. „Docet hoc communis præparatio decantati medicamenti, quod hominibus a canibus rabidis demorsis ad hydrophobiam avertendam propinatur. „Pharmacopœi enim non secundum „medicorum veterum præceptum vermem majalem, seu proscarabæum, sed „scarabæum arboreum vulgarem, mense Majo adparentem, melle suffocant. „Alii hoc quidem animal insectum, a „celeberrimo Linnæo meloe dictum, „non ignorant, sed cum variæ hujus „generis reperiantur species, raro illam, quæ viribus maximis est prædita, adhibent. Sunt mihi quatuor proscarabæi, quorum maximus niger est „& violaceus; alter ejusdem fere magnitudinis, colore rubro, luteo & „viridi elegantissime resplendens; tertius minor, ex nigro violaceus, corpore breviori, elytris longioribus; „quartus minimus, totus atro colore „tinctus, abdomine latiori præditus, „quercetorum incola. Horum proscarabæorum maximus & minimus ad „usum medicum sunt præstantiores, „quia oleum melli simile, in quo potissimum vis diuretica latet, majori „copia e membrorum juncturis emittunt. Ne igitur in locum medicamentorum, chemica analysi & experientia adprobatorum minus efficacia substituantur, medicus historiam „naturalem ut calleat, necesse est.„

Die neueste Beschreibung des Maywurms finde ich in dem Dispensatorio Brunsvicens. P. I. p. 161. „Vermis „majalis s. Scarabæus unctuarius (Meloe proscarabæus,) Escarbot, Scarabée onctueux, Proscarabée, Maywurm. Insectum in campis apricis „habitans, vivum melli immersum „conservandum. Unctuosum sive unctuarium a quibusdam nuncupatur, „quia tactum vel manu captum animal „liquorem ex ipsis lateribus emittit „flavum unctuosum. Auctore Illustr. „Beireisio hoc insectum, tanquam medicina certissima & forsan unica, ad „hydrophobiam a morsu canis rabidi „oriri solitam averruncandam celebratur. Quibus nobiscum ulteriorem ejus effectum per plura experimenta probatum exoptabit.„

Aus des verstorbenen berühmten

Leibmedici **Vogels** eigenen Vorlesungen über sein Buch de cognoscendis & curandis præcipuis corporis humani affectibus ist mir bekannt, daß er bey Anführung dieses Mittels sagte: Man gebe einem Erwachsenen drey Tage hinter einander, jedesmal ein Stück von dem proscarabæo Meloe, welcher aber vorhero von dem Kopfe, Flügeln und Beinen gereinigt seyn müsse. Er setzte noch hinzu, die Schlesier hätten dieses Mittel schon lange im Gebrauch.

Unter der Führung eines großen Arztes, des Herrn Hofraths **Beireis** in Helmstädt, bin ich mit diesem heilsamen Mittel bekannt geworden, und ich schätze mich wirklich glücklich, ein gewisses Mittel der Welt anpreisen zu können, bey dessen rechtem Gebrauch ich allemal die gefährlichen Folgen der Wasserscheu verhüten gesehen habe. Wie glücklich ist man nicht in den heutigen Tagen, daß man viele gefährliche Krankheiten ausrotten oder doch entkräften kann, z. B. die mörderischen Pocken durch das Einimpfen; die Epilepsie und viele andere convulsivische Krankheiten durch die Zinkblumen, den Bisam u. d. gl. Der Gebrauch der *Maywürmer* wird zwar aus meinen Erfahrungen zu sehen seyn, indessen will ich die Hauptsachen kurz beschreiben.

Man richtet sich nach dem Alter des Patienten, und giebt zur Zeit $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Theil eines Wurms. Wenn aber sehr schleunige Hülfe erfordert wird, giebt man jedes mal $\frac{1}{4}$ Stück alle Stunden hinter einander bis zum Blutharnen, oder starken Schneiden des Urins. Wenn es möglich war, wurde die Wunde erweitert und das Gebissene herausgeschnitten und alsdenn um mehrerer Sicherheit willen alle vier Stunden mit Quecksilbersalbe ausgerieben, so daß 1 bis 2 Quentchen in einem Tage verbraucht wurden.

Ich habe auf diese Art gewiß sechs Personen sicher heilen gesehen, so daß auch einige davon nunmehro nach 6 Jahren keinen Anfall von gefährlichen Folgen gehabt haben. Ich habe selbst seit einem Jahre zwey Erfahrungen an gebissenen Personen gemacht, wo ich weiter nichts als den Maywurm gebraucht habe, auch wohl äußerlich *Spanische Fliegen*, weil nicht alle Wunden ausgeschnitten werden konnten. Ich habe schleimige Getränke bey dem Gebrauch des Insekts trinken lassen, und das Essen nicht verboten. Ueberhaupt habe ich dieses Mittel nie fehlschlagen gesehen.

Die umständliche Beschreibung der gehabten beyden Fälle will ich Ihnen, mein Herr, und dem ganzen Publico nunmehro vorlegen.

Den 15ten August des Abends um 8 Uhr, brachte der Kothsasse **Wöhler** aus **Esbeck** sein Kind von 6 Jahren zu mir und verlangte meine Hülfe, weil dasselbe um 6 Uhr, also zwey Stunden vorher, von einem tollen Hunde an drey verschiedenen Orten seines Körpers beschädigt worden. Ich fand die verletzten Stellen, eine in der inwendigen Fläche der linken Hand, – die andere ganz vorne auf der Spitze

des rechten Zeigefingers, so, daß die Verwundung mehr unter den Nagel gieng, und die dritte war oben auf der linken Achsel gerade über dem Schlüsselbein. Alle diese Wunden waren nur bloß geritzet, daß man den eigentlichen Biß der Zähne nicht bemerken konnte; doch war der Riß auf der Schulter wohl einen Strohhalm breit und wenig über einen halben Zoll lang. Die Wunde am Finger war dem Kinde die empfindlichste gewesen, und hatte etwas geblutet, sie war deshalb von den Aeltern mit reinem Wasser ausgewaschen worden. Ich schnitt die geritzten Stellen alle flach heraus und wusch die Wunden mit Essig, worin gemeines Salz aufgelöst war, wohl aus. Ich muß hier anmerken, daß das Kind außerordentlich munter und lustiges Temperaments war; es antwortete auf die ihm vorgelegte Fragen sehr vernünftig, und führte sich während des Schneidens und Auswaschens der Wunden so beherzt auf, daß es gar nicht schrie, oder sich sonst übel anstellte, auch so bald dieses geschehen, war es völlig wieder zufrieden.

Ich nahm zwey **Maywürmer** von verschiedener Größe, welche am Gewichte zehn Gran betrugen, zu denselben mischte ich zwanzig Gran **geläuterten Salpeters**, und machte dieses zu feinem Pulver. Ich theilte dieses Pulver in acht gleiche Theile, und gab dem Kinde sogleich einen Theil mit Wasser, – die übrigen Pulver befahl ich alle Stunde ein Stück zu reichen und Haberwelge dabey trinken zu lassen.

Ich verschrieb zu gleicher Zeit Ein Loth **Quecksilbersalbe** mit einem Quentchen **Campher** vermischt, um dasselbe in die Wunden zu reiben, und diese damit zu verbinden. Den andern Morgen, nemlich den 16ten bekam ich zeitige Nachricht. Es waren die Pulver in einer Zeit von 12 Stunden noch nicht alle verbraucht worden, sondern drey von denselben noch übrig geblieben. Das Kind hatte sowohl aus Eigensinn als auch empfundenem Eckel selbige nicht mehr nehmen wollen; zugleich berichtete der Vater, daß die Patientinn über Schmerzen im Munde klagte, und sehr oft unter dem größten Winseln wenig Urin von sich ließe, doch ohne Blut. Ich verordnete, mit den Pulvern noch fortzufahren, und verschrieb aus hiesiger Apotheke, weil ich nach eingezogener Erkundigung gute Maywürmer vorfand, aufs neue, acht Stück dergleichen Pulver, welche insgesammt aus zwölf Gran von benannten Würmern und vier und zwanzig Gran reinen Salpeters bestanden. Zugleich verschrieb ich zum Decoct als ordinaires Getränk: Ein Viertel Pfund **Altheewurzeln** mit vier Loth **Süßholz** gemischt. Noch diesen Abend besuchte ich das Kind in **Esbeck**, und fand dasselbe wider seine natürliche Neigung sehr niedergeschlagen, – äußerst grämlich und eigensinnig. Es hatte alle Lust zum Essen verloren, und wollte gar nicht aufstehen. Ich fand 120 Pulsschläge in Einer Minute, – beständiges Drängen zum Uriniren, wobey

bey es sehr wenig mit Schneiden los wurde. Es klagte zugleich über starke Schmerzen im Unterleibe. Blutharnen hatte das Kind nicht gehabt; allein man sagte mir, daß wenn das Wasser sich gesetzt, röthliche Fasern wie abgerissene Fleischfasern am Grunde zu bemerken. Jetzt war der Urin klar, beynahe wie Wasser, und der Patientinn war es nicht mehr möglich die Pulver beyzubringen, denn obgleich die Aeltern selbige noch alle Stunde gegeben, so hatte das Kind sich nach einigen gebrochen und eins beynahe wieder weggespieen; drey Stück waren also noch übrig. Es konnte bey der gemachten Probe die Patientinn das Pulver nicht gut niederbringen, weil die Zunge geschwollen und die Lippen sehr wund waren, daher der Salpeter nothwendig starke Schmerzen verursachen mußte. Allein das Kind hatte weder Haberwelge noch das Decoct trinken wollen, daher das scharfe Salz der Würmer solche Zerfressung angerichtet hatte; denn sonst habe ich bey dem öftern Gebrauch der Maywürmer niemals solche Aufressung im Munde bemerkt, wohl aber, daß weit eher Blut durch den Urin abgieng. Ich bewog das Kind durch Schmeicheln den Trank zu nehmen. Aus der Nachricht welche ich des Morgens früh erhalten, vermuthete ich gleich diesen Erfolg, und deswegen hatte ich Spanisches Mückenpulver und dergleichen Pflaster mitgebracht. Es waren die Wunden alle zugegangen, ich nahm deswegen Essig und rieb dieselben damit, und streuete auf die nassen Stellen etwas Spanisches Fliegenpulver, und bedeckte es mit dergleichen Pflaster, um dieses Kind desto gewisser durch äußerliches Mittel nach der Schmuckerschen Methode zu heilen. Den dritten Tag erhielt ich keine Nachricht, allein den vierten nach dem Bisse, daß die Zufälle sich nach ausgesetztem Gebrauch des Pulvers, und nach dem genommenen Trank stark gebessert. Auf der Schulter wäre eine große Blase entstanden, allein die andern Stellen nicht verändert. Ich gieng des Abends wieder heraus und fand die Patientinn sitzend, noch traurig, mit fieberhaftem Puls und ohne Neigung zum Essen, doch waren die Schmerzen im Unterleibe und beym Uriniren ziemlich vergangen, ob sie schon noch österer, als gewöhnlich urinirte. Ich ließ die Blase aufschneiden und etwas Mükkenpulver hineinstreuen, alsdenn das Pflaster wieder herüber legen, und gebot dann und wann noch mit frischem Pflaster und Pulver fortzufahren. Es sind bey dieser Behandlung von der Zeit des Bisses angerechnet 7 bis 8 Tage vergangen, und in dieser Zeit legten sich die erzählten Zufälle nach und nach, doch nicht gänzlich. Vom Essen nahm das Kind sehr wenig, bloß etwas Mehl oder Brodtsuppe. Nach diesen Tagen stellte sich ein starker Durchfall bey dem Gebrauche des Trankes ein, so, daß das Kind in einem Tage wohl zehn bis zwölf mal zu Stuhle gehen mußte, — dieses hielt

zwey

zwey Tage an, und wurde nachher gelinder. Das erstemal war derselbe mit sieben gemeinen Spulwürmern, welche etwas über drey Viertel Ellen lang und wie ein Gänsekiel dicke, nebst vereiterten, mit klarem Blut gemischten Klumpen oder Knaueln versehen, und so erfolgten das zweyte und drittemal noch einzelne große Würmer nebst wenigerm Blut und Eiter. Nachher aber wurde dergleichen nicht mehr gesehen, sondern bloß kleine Würmer, – und nach diesen überstandenen harten Vorfällen wurde das Kind wieder munter, daß es am vierzehnten Tage völlig hergestellt war, ohne andere Zufälle zu bekommen. Die Wunde auf der Schulter blieb so lange offen. Es wurde die Patientinn noch weit gesünder und lebhafter als sie vorher gewesen war, und in dergleichen guten Gesundheitsumständen hat sie sich jetzt noch beständig erhalten.

Durch das Einreiben der Spanischen Fliegen ist der Trieb zum öftern Uriniren erhalten, wie man dieses oft zu seinem Verdruß bey Legung dergleichen Pflaster erfährt, – allein vermehrt wurde es nicht bey diesem Kinde; sondern es besserte sich dieser Zufall allmählig, nachdem der Maywurm nicht mehr genommen wurde, so wie noch geschwinder der Geschwulst, die Anfressung des Mundes und die Leibschmerzen alsdenn aufhörten.

Der Gebrauch der Quecksilbersalbe mit Campher, kann wohl nicht viel gewirkt haben, weil dieses Mittel sehr unordentlich gebraucht worden, auch von demselben noch etwas übrig geblieben ist.

Daß der Hund, welcher dieses Kind gebissen, wirklich toll gewesen sey, wird dadurch höchst wahrscheinlich, weil derselbe, des Eigenthümers Geständniß nach, noch jung, spielerisch und gar nicht beißig gewesen seyn soll. Er ist zwar angeschlossen gehalten, aber bloß um ihn daran zu gewöhnen, und wie oder auf was Art er los gekommen, weiß der Eigenthümer nicht. Er ist alsdenn gleich weggelaufen, und durch den Garten von hinten in dieses fremde Haus gekommen, daselbst geschwinde durchlaufend, findet er an der vordern Thür das Kind sitzend, und beißt dasselbe wie vorher gemeldet an dreyen Orten. Als darüber Lerm nach starkem Geschrey des Kindes entsteht, wird der Hund sogleich aufgesucht und todtgeschlagen.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Da sich, so viel man weiß, noch in keinem ökonomischen Buche eine gründliche und vollständige Nachricht von Heidschnuckenschäfereyen findet: so würden erfahrne Landwirthe Dank verdienen, wenn sie einigen Unterricht davon in diesem Magazine bekannt machen wollten. Mehrere Aufsätze, und aus verschiedenen Gegenden, würden desto willkommener seyn, indem man nicht allenthalben einerley Wirthschaft damit treibt, sondern, um nur ein Beyspiel anzuführen, hier die Schnucken des Nachts in den Hürden hält, anderswo aber nicht.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Montag, den 8ten Junius 1778.

Schluß der Beantwortung des Schreibens von Hrn. Ehrenfried über das vom Obercollegio medico in Berlin bekannt gemachte Hülfsmittel gegen den tollen Hundebiß.

In eben diesem Jahre, nemlich den 11ten November, hatte ich Gelegenheit die andere Erfahrung von der Hülfe des Maywurms zu machen. Ich wurde des Abends um 8 Uhr zu einem Mann, Namens Bröckel, aus Helmstädt gebürtig, gerufen. Dieser war den Tag vorher des Morgens um 5 Uhr von einem tollen Hunde gebissen worden. Er wäschet die Wunde bald darauf mit Brannteweín und Seife aus. Weil er weiter keine große Unbequemlichkeit von dieser Wunde empfindet, und gewohnt war, auf den Dörfern und Jahrmärkten Musik zu machen, so geht er noch den 10ten November herüber nach Schöningen, (eine Meile) weil den andern Tag der Jahrmarkt allhier einfiel. Durch die Erhitzung des Gehens fängt der Fuß an zu schwellen, und die Wunde ist beynahe trokken. Er wäscht alsdenn den Schaden mit Essig und Salz aus, und legt ein ihm angerühmtes Pflaster darauf, welches mehrentheils aus schwarzem Pech bestand. Er empfindet Hitze und Frost durch einander und bleibt ohne weitere Hülfe, doch noch herumgehend, bis gegen den Abend, wo er sich niederlegen muß. Ich fand die Wunde dieses Menschen gerade über dem äußern Knöchel des linken Fußes, – ziemlich flach, in der Form eines halben Mondes, ohngefähr einen Zoll lang, mit zwey gegenüber stehenden Bissen, wovon bloß die Zähne zu bemerken waren. Der Patient lag in starker Angst und Schweiß, hatte hundert Pulsschläge in einer Minute, heftigen Kopfschmerz, mit einer sehr großen Unruhe des Gemüths verbunden, doch war er völlig bey sich selbst, ohne vielen Durst. Ich verschrieb ihm gleich funfzehn Gran *Maywürmer*, (dieses waren vier Stück von der kleinen Art,) mit einem Quentchen *Salpeter* vermischt. Dieses wurde zu feinem Pulver gemacht, und in zwölf gleiche Theile getheilt. Ich befahl, alle Stunde ein Stück zu reichen und so fortzufahren, bis zum Blutharnen. (Die Wirkung die-

dieser Arzney war dem Mann bekannt, weil sein Kind vor einigen Jahren eben dieses Unglück gehabt, und unter der Aufsicht des Herrn Hofraths Beireis eben so war geholfen worden.) Ich befahl nach jedem genommenen Pulver ein halb Bierglas voll von folgendem Tranke nachzutrinken. Gereinigte Altheewurzeln ein Viertelpfund, Süßhölz vier Loth, hievon eine gute Hand voll im Theetopfe mit kochendem Wasser zu übergießen, und selbiges einige mal aufkochen zu lassen, ich ließ auch nach Belieben von diesem Decoct trinken, oder Haberwelge zum Getränk nehmen.

Er fieng des Abends um 8 Uhr mit dem Gebrauch dieser Medicamente an, und des andern Morgens um 8 Uhr fand ich noch fünf Pulver vorräthig. Die Wunden waren offen und gut eiternd; ich ließ ihn deswegen das oben erwähnte Pflaster fortgebrauchen, weil das Bein noch angeschwollen war; sonst hätte ich gleich anfangs, da die Wunden nicht offen waren, Spanisch-Fliegenpflaster auflegen lassen.

Den 12ten des Morgens fand ich seine Zufälle sehr erleichtert, der Puls war achtzig in einer Minute, jedoch hatte er vor Mitternacht etwas phantasiret. Von dem Maywurm hatte er noch kein Blutharnen gehabt, aber sehr starke Schmerzen in den Nierengängen, (uretheres) auch in der Harnröhre, wobey der Urin oft und sehr beschwerlich gelassen, auch mit abgerissenen Fleischfasern vermischt war. Der Kopfschmerz blieb noch stark und gelinde Ausdünstung war vorhanden. Ich verschrieb wieder zwanzig Gran von den Maywürmern mit achtzig Gran Salpeter vermischt, und ließ dieses in zwölf Theile theilen. Alle diese Maywürmer waren auf gemeine Weise getrocknet, nemlich mit einem Faden um den Kopf aufgehangen. Sie wurden auch nicht von dem Kopf, Flügeln und Beinen gereinigt, sondern so ganz gebraucht. Unter diesen lezt verordneten zwanzig Gran, war einer vorhanden von der größten Art. Ich ließ noch immer alle Stunde mit einem Stück von den Pulvern, nebst dem Gebrauch des Trankes fortfahren. Des Abends fand ich neunzig Pulsschläge in einer Minute, die Wunde unter dem oft veränderten Pflaster stark eiternd, und in dem Urin, Blut und blutige Fleischfasern. Der Kopfschmerz dauerte fort, und das Bein war noch geschwollen; besonders klagte er, daß er nicht auf den Fuß treten könnte, wegen eines stark spannenden Schmerzes. Er sagte auch, daß er nach den fünf Pulvern, welche von der ersten Mischung noch übrig geblieben waren, mehr Schmerzen beym Uriniren gehabt, als nach den Pulvern der zweyten Mischung, und es wäre ihm bey dem Gebrauch der ersten ein Stück geronnenes Blut während des Urinlassens weggefallen. Da nun unter der lezten Mischung ein großer Maywurm mit vorhanden gewesen, so ist dieser in seiner Art wohl nicht so stark wirkend, oder aber die Beine, Flügel und der Kopf wirken stärker, da bey

den

den großen der Leib zu viel am Gewichte ausmacht. Es kann aber auch der große Maywurm älter gewesen seyn, als die andern. Seit 8 Uhr des Morgens bis des Abends um 5 Uhr waren noch neun Pulver verbraucht. Der Schmerz dauerte immer fort, aber nicht mit sehr großer Heftigkeit; eben so war auch der Abgang des Bluts und der blutigen Fleischfasern mäßig, bey mäßigem Antrieb zum öftern Uriniren. Ich verordnete noch stark schleimige Haberwelge zum Getränk.

Den 13ten des Morgens besuchte ich diesen Mann, und fand denselben außer dem Bette, seine Wunden waren noch stark eiternd, die Geschwulst und Schmerzen des Fußes sehr erträglich; auch hatte der Kopfschmerz nachgelassen. Nach dem Puls konnte ich nicht forschen, weil er sich in einer heißen Stube bewegt hatte. Seine Pulver waren sämmtlich des Nachts um 1 Uhr verbraucht gewesen, nachher hatte er geschlafen. Es war ihm noch immer Blut durch den Urin abgegangen, auch dergleichen in kleinen Stücken, doch ohne viele Schmerzen. Er wollte gleich nach Tische wegfahren, weil sich bequeme Gelegenheit fand, wo er nach Helmstädt hinüber kommen konnte.

Es hat dieser Patient nicht geklagt über Anfressung im Halse. Er konnte immer gut schlucken; allein ich bemerkte, daß ihm dieses Mittel Husten machte.

Dieser Mann war 35 Jahr alt. Er ist so geschwinde gebissen, daß er kaum bemerkt hat wie es geschehen ist, es sind aber zu gleicher Zeit noch mehrere gebissen worden. Man sagte von 5 bis 6 Personen in Helmstädt, und diese sind alle, so viel mir bewußt ist, auf gleiche Art von dem Herrn Hofrath Beireis in Helmstädt, geheilet. Der Hund soll vom Lüdgeri Kloster vor Helmstädt gewesen seyn, und ist nicht todt geschlagen, sondern davon gelaufen.

Noch eben höre ich von diesem Bröckel, daß derselbe, seitdem er diese Cur ausgestanden, beständig gesund gewesen sey; allein durch vieles Herumlaufen und üble Diät, mit seinem Schaden am Fuße noch etwas zu thun gehabt haben soll.

Dies sind die Erfahrungen, welche ich Ihnen, mein Herr, habe vorlegen können. Ich hoffe, daß Sie nun den rechten Gebrauch des Maywurms nicht allein billigen, sondern auch zugeben werden, daß derselbe als ein Specificum gegen die Wasserscheu mit Recht empfohlen werden könne. Meine Antwort auf Ihren schätzbaren Brief werden Sie gütigst aufnehmen, indem ich nichts weiter habe thun wollen, als den von Ihnen entworfenen Plan etwas weiter auszuführen.

Ich bin 2c.

Schöningen,
den 25ten April 1778.

J. C. C. Dehne, Dr.
auch Stadt- und Landphysicus.

Noch etwas zur Beantwortung der im 94ten St. des vorigjährigen Hannov. Magazins aufgeworfenen Frage:

Welches ist die beste Art den Betrügereyen oder sogenannten Keimeleyen der Schäfer Einhalt zu thun? und wie ist die Besoldung derselben am vortheilhaftesten und dergestalt einzurichten, daß die Schäfer ihres eigenen Vortheils wegen angetrieben werden, mehr Augenmerk auf die Verbesserung der Schäferey im Ganzen zu richten? *)

Die Schäfer haben von alten Zeiten her in hohem Ansehen gestanden, daß auch sogar Prinzen an diese Handthierung die Hand gelegt.

Daß sie sich auch die Ehre zueignen können, große Reiche in den besten Wohlstand versetzt zu haben, wird England nicht bestreiten. Dieses Reich sieht noch die Schafzucht als eines seiner edelsten Kleinodien an.

Daß dieses in den alten Zeiten eine ehrliche und geachtete Handthierung gewesen, ist einem jeden bekannt. – Allein heut zu Tage hat diese Art Leute durch derer meisten gewöhnliche Untreue und vielfältigen Betrug oder sogenannte Keimeleyen, womit sie ihre Herrschaft zu hintergehen pflegen, es dahin gebracht, daß sie unter diejenigen gerechnet werden, deren Betrügereyen nicht zu ergründen sind.

Es ist ihnen ein leichtes und geschieht auch, daß, so oft den Schäfern eins von ihren Lämmern stirbt, sie dagegen eins von ihres Herrn Lämmern nehmen: damit aber ein solches Schaf, wovon das Lamm gestorben ist, das fremde Lamm nicht von sich stoße, sondern gerne und willig annehme, nehmen sie das noch warme Fell von dem verstorbenen Lamme, und binden es dem andern, so von des Herrn Lämmern genommen worden, warm und blutig um den Leib, damit es des verstorbenen Geruch an sich nehme, und so lassen sie es über Nacht eingebunden liegen; den folgenden Morgen nehmen sie ihm das umgebundene Fell wieder ab, und legen das Lamm dem Schafe unter, welches vom Geruche verführt, das fremde Lamm für das seinige hält und saugen läßt. Von diesem Betruge kann man ohne Setzen mit dem Schäfer nicht gut befreyet werden. Wenn der Haushälter auch den Schafstall noch so fleißig besucht, so wissen sie doch eine gelegene Zeit zu finden, und sollte es auch des Nachts geschehen, ihr Vorhaben ins Werk zu richten; denn der Wirthschafter kann wegen seiner übrigen Geschäffte nicht beständig bey den Schafen sitzen.

Sie schlachten auch von des Herrn Schafen und liefern hiernächst die Felle als Sterbefelle ab. Diesen Betrug kann man nun leichtlich entdecken, wenn man die abgelieferten Felle gehörig in Augenschein nimmt, indem die

*) Siehe das 17te St. in welchem bereits Antworten von dieser Materie befindlich.

die Schlachtefelle bleiche und weiße, – hingegen die Sterbefelle rothe und blutige Adern haben.

Auch kaufen sie von den Fellekäufern die Felle wieder zurück, liefern diese nachmals als Sterbefelle mit ab, und verkaufen dagegen so viele Schafe aus ihres Herrn Heerde. Dieser Betrügerey kann auch vorgebaut werden, wenn nur beym Verkauf der Felle, oder noch besser, gleich bey der Ablieferung die Ohren davon geschnitten werden.

Wenn nun auch allen diesen bekannten Betrügereyen, oder Keimeleyen durch gute Aufsicht Einhalt gethan wird, so sinnen doch diese Leute, welche auf nichts anders, als das Wohl ihrer Schafe denken, gleich wieder auf andere Ränke, sie wissen solche auch mit der Zeit in Ausübung zu bringen, besonders wenn sie mit den benachbarten Schäfern in guter Freundschaft leben.

Das allerbeste Mittel hiegegen ist das Setzen, es wird ihnen zwar hiedurch noch nicht alle Gelegenheit zum Keimeln benommen, so können sie z. E. beym Setzen, ebenwohl die späten Lämmer, welche erst auf der Weide fallen, unterschlagen, denn das Ganze ist besser als eins seiner Theile: wenn aber die Schafe, die noch nicht gelammt, von denen, welche schon gelammt haben, bevor sie vom Stalle kommen, abgesondert, – und gehörig visitiret werden, ob sie auch noch lammen wollen, so hört dieser Betrug dadurch auf.

Das Setzen geschieht auf mancherley Art, je nachdem eine Schäferey groß oder klein ist, besonders richtet man sich nach dem Viehe, welches einem Schäfer zu seinem Lohn von dem Eigenthümer ausgefuttert wird. Besteht eine herrschaftliche Schäferey aus 900 Stück, und dem Schäfer werden hiezu 100 Stück ausgefuttert, so ist es ganz natürlich, daß er den zehnten Theil von jeder Art Vieh setzen muß, wogegen er auch von allen Einkünften, ausgenommen Mist und Hürdeschlag, so dem Eigenthümer allein zukommt, den zehnten Theil wieder zu genießen hat.

Wenn aber eine Satzschäferey auf einige hundert vermehrt oder vermindert wird, so muß im erstern Fall der Schäfer nach Proportion seines Theils die Futterungskosten dem Eigenthümer erstatten, dagegen dieser auch, wenn der andere Fall eintritt, den Schäfer schadlos halten muß. Z. E. eine Schäferey von 1000 Stück, daran der Schäfer den zehnten Theil hat, verstärkt sich auf 1250, so gewinnt er für 25 Stück Schafe die Ausfutterung, so auch, wenn diese Schäferey auf 250 vermindert wird, so verliert er auf 25 Stück die Ausfutterung.

Es ist aber auch nöthig, bevor zum Satze geschritten wird, daß der Eigenthümer mit dem Schäfer den Preis von der Art Vieh, so gewöhnlich zum Schlachten, auch Deputat gebraucht wird, verabredet und festsetzt, damit er nicht nöthig hat, sich nachgehends, wenn er einmal ein Schaf schlachten will,

erst des Preises wegen mit dem Schäfer herum zu zanken, oder wohl gar den Werth durch Achtsleute bestimmen zu lassen. Ist der Preis vorher festgesetzt, so bezahlt der Herr der Schäferey dem Schäfer seinen Theil von dem Werthe des geschlachteten Schafes in baarem Gelde.

Sollte den Betrügereyen nicht noch mehr Einhalt gethan werden, wenn die Schafe gar nicht geohrmalet würden? – Ich glaube es wenigstens. Es ist eher möglich von einem Ohr was abzuschneiden als etwas daran zu setzen. Das Ohrzeichen benimmt dem Schäfer keinesweges alle Gelegenheit zu Keimeleyen. Wird es wie gewöhnlich geschnitten, oder auch wohl mit einem Schlüssel geschlagen, so kann es sehr leicht nachgemacht werden; soll es aber gar künstlich gemacht und mit Buchstaben durchgeschlagen werden, so wächset ein solches Ohr in einer kurzen Zeit, ohngefähr in einem halben Jahre, wieder zusammen, weil die Buchstaben sich nach dem Ohre richten müssen, und daher keine große Oeffnungen machen können.

Es fügt sich auch, und ist eine bekannte Wahrheit, daß die Schäferhunde wohl die Ohren an den Schafen verletzen, unter diesem Vorwande können viele Betrügereyen mit durchgehen, wenn das Ohrzeichen auch noch so künstlich gemacht ist; gesetzt der Schäfer vertauscht von den geohrmalten Schafen ein gutes gegen ein schlechtes, so verletzt und zerreißt er selbst die Ohren an diesem fremden Schafe, zeigt es auch, weil es noch blutet, um keinen Verdacht auf sich zu laden, dem Eigenthümer, und giebt dem Hunde die Schuld.

Ein jeder Landmann der Schafe hält ohrmalet solche, weil er sein Vieh den Sommer über hin und wieder in die Weide thun muß.

Ein Herr der Schäferey, welcher nicht mit seinem Schäfer setzen wollte, müßte gleichfalls seines Schäfers Schafe ohrmalen, aber den seinigen die Ohren ganz lassen, und eine Satzschäferey müßte nicht geohrmalet werden. Alsdenn wären in einer ganzen Gegend anders keine geohrmalte Schafe, als die dem Landmann und denen Schäfern, welche etwa nicht mit ihrem Herrn gesetzt hätten, zugehörten.

Der Eigenthümer ließe dazu seine Schafe mit gekünstelten Buchstaben an der Seite zeichnen, dieses müßte auch bey einer Satzschäferey durchgehends geschehen.

Man könnte z. E. Buchstaben von Eisen machen lassen, die eine gewisse Höhe und Breite hätten. An der Seite eines Schafes ist so viel Raum, daß zwey und mehr Buchstaben gar künstlich angebracht werden können. So oft eine Schäferey in Augenschein genommen wird, fallen diese Zeichen gleich, – und noch besser in die Augen als die Ohrzeichen. Hier kann wohl der Einwurf gemacht werden, daß diese eisernen Buchstaben leicht nachgemacht werden können, aber können nicht eben so gut die Buchstaben, welche durch das Ohr geschlagen, –

nach:

nachgemacht werden? Will nun der Schäfer ein gutes gegen ein schlechtes Schaf vertauschen, so findet er schon viel mehrere Schwierigkeiten, die Tauschung kann er nicht anders als mit einem benachbarten Schäfer, oder einem Landmanne vornehmen, von beyden bekommt er ein geohrmaltes Schaf, dieses wird sogleich auf zweyerley Art unter seines Herrn Heerde kenntbar, erstlich an dem Ohrmale, und zweytens an dem fehlenden Zeichen auf der Seite, will er auch die Ohren an diesem fremden Schafe zersetzen, und die Schuld dem Hunde geben, so fehlt doch das Zeichen an der Seite.

Die Composition einer Farbe zur Zeichnung könnte von Firnis und rothem Bolus gemacht werden, diese Zeichnung geht nicht leicht aus, nur müßte sie wenigstens alle Jahr einmal, und zwar sogleich nach der Schur vorgenommen werden. Fände sich des Frühjahrs, wenn die Schafe vom Stalle kommen, daß an einigen die Buchstaben unkenntlich geworden wären, so müßten solche, bevor sie in die Hord kommen, wieder kenntlich gemacht, – und die Lämmer gleich nach der Geburt mit diesen Buchstaben bezeichnet werden.

Es wäre sehr zu wünschen, gegen die Krankheit des Grindes und der Räude, außer der bekannten Tabackslauge und der Schmiererey der Schäfer ein bessers und zuverläßiges Mittel zu wissen, welches der Wolle und der Gesundheit nicht schadet und das sogenannte Schmiervieh in reines Vieh verwandelte, alsdenn würde die niedersächsische Wolle, ein ganz Theil besser, – doch aber nicht vollkommen der Sächsischen gleich werden, weil auch die Weide sehr viel mit auf die Wolle wirkt.

Rittmarshausen. J. H. Behre.

Meteorologische Beobachtungen.

Nachdem von Anno 1734 bis 1777 die Art, wie die Natur zum Gewitter fortgeht, beobachtet worden; so hat man im ersten Frühlinge sogleich wahrgenommen, daß eine sehr dicke Wolke unsern Augen sich darstellt, welche über vier Wochen zu einer vollkommenen Gewitterwolke mit Donner und Bliz von der sich allezeit regelmäßigen Natur gezeugt wird. Nun wünscht man nicht allein unserer deutschen Nation die Ehre zu erwerben, daß wir zum ersten diesen ordentlichen Weg zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen bekannt machen; sondern auch, daß durch wiederholte Beobachtungen Landpriester, Verwalter u. s. w., welche einen freyeren Gesichtskreis haben, als Rechenmeister in eingeschränkten Stuben, die Gelehrten von der Möglichkeit überzeugen möchten, diese Erkenntniß von der Witterung in ein Lehrgebäude zu bringē.

Ist Jemand begierig, die Erfahrung sich zu erwerben, wie im Dunstkreise

kreise oben und unten Dünste sich nach gerade bis zu einer ausbrechenden Gewitterwolke versammeln, der schreibe auf, z. B. 1777. den 1ten März des Morgens, oder kürzer, a.) 9 Uhr eine schwarze, mehr stehende als fortziehende Wolke, Ost-Norwind, still. Siehet er in den drey Stunden 8, 9, 10, den unruhigen Wetterhahn sich drehen aus O. N. in S. O. Nord, so ist um so viel gewisser, daß nach vier Wochen ein sehr starkes Gewitter Vormittags kommen müsse. Findet er des Nachmittags, b) allererst das Anschauen einer dicken Wolke, ohne abzuregnen, und in derselben die Grundlage oder Schwangerschaft der Natur zu Donner, Bliß und Gewitterregen; so kann er sicher seyn, daß nach Verlauf des Monats der Vormittag noch trocken bleibt. Nach dem gemeldeten 1ten März folgt über vier Wochen der 28te März, an welchem Tage es nach den unwandelbaren Regeln der weislichen Einrichtung unsers Weltgebäudes nothwendig regnen, donnern und blißen wird.

Gleichwie man aber einem jeden Gelehrten seinen Unglauben von der Meteorologie oder Glauben aus der Erfahrung erlaubt; also meldet Doctor Berenberg in Harburg nach so vieljährigen Erfahrungen und Beobachtungen, daß er schon 1734 auf folgende Hypothese fallen müssen: 1) jeder erste Tag des Frühlings hat in Deutschland eine geringere Ausdünstung; allein an jedem 28ten Tage desselben können unsere aufsteigende neue Dünste, die Wolken, Schnee, Hagel, alle Oberdünste u. s. w. gewaltiger angreifen, und bey dem Ansatze sie zu heben, von der untersten Gegend zu entfernen, aus einander zu jagen, – – treten jene Theile der Wolke näher zusammen und fallen. 2) Weil der gemeldete 1te März im Scorpion, und der 28te März auch im mondlichen West-Süd Zeichen eintrifft; so wird man gezwungen mit Mead Sonne und Mond zu widrigen Regenten der Witterung anzunehmen. 3) Der Erfahrung nach ist den 1ten März, wegen des näheren Viertels weniger Streit im Dunstkreise, den 28ten März wegen nähern Vollmondes größere Bewegung in Luft und Dünsten. 4) Der Mondstand in der Nordbreite ist fast gleich. 5) Die mondliche Erdferne ist etwas unterschieden *).

*) Diese Beobachtungen sind schon im Anfange des gegenwärtigen Jahrs eingesandt. Man läßt es dahin gestellt seyn, in wiefern sie durch die Erfahrung gegründet befunden werden. Durch einen Zufall sind sie erst jetzo abgedruckt; man hat jedoch dafür gehalten, daß dem Publico davon Nachricht gegeben werden müsse, weil die Aufmerksamkeit auf die Witterung jetzo von Jahren zu Jahren zunimmt, und so viele Bemerkungen gesammelt werden, um wo möglich mit einiger Gewißheit daraus Regeln zu ziehen, nach denen die zu erwartende Witterung besonders zum Vortheil der Landwirthschaft zum voraus bestimmt werden kann.
Anm. d. H.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Freytag, den 12ten Junius 1778.

Gesammelte Nachrichten von Peter dem Einsiedler.

Ich hoffe nicht zu irren wenn ich glaube, daß manchen einige Nachrichten von einem Mann unterhalten werden, den zwar keine erhabne Talente merkwürdig, doch aber überaus viel Zufälle denkwürdig machen; deren wohlthätige Folgen wir noch jetzt empfinden. Ich will ihn nicht aus der Classe der Herostrate herausnehmen; ich gestehe, man blickt mit Widerwillen auf ihn, wenn man ihn auch bloß als ein zufälliges Triebrad einer Revolution betrachtet, die Europa sechs Millionen Menschen kostete, und so viele Verwüstungen in Asien veranlaßte. Dem ohnerachtet aber zieht er uns an, wenn man die mannichfaltigen Zweige bedenkt, deren Früchte noch jetzt das Glück unserer Tage ausmachen, und die alle aus dieser Revolution erwuchsen.

Ich bin nicht im Stande zu melden, von welchem Herkommen Peter der Einsiedler war; was uns die Nachrichten von den, ihn bloß betreffenden Dingen sagen, ist wenig. So viel wissen wir indeß, daß er aus Amiens gebürtig, und geraume Zeit Einsiedler war. Unansehnlich von Person, wurde er fast durch nichts als durch ein feuriges und schwärmerisches Auge bedeutend. Eine lebhafte Einbildungskraft und natürliche Schwatzhaftigkeit aber, verbunden mit der unermüdetsten Zudränglichkeit, ersetzten ihm bey seiner nachherigen Rolle diesen Mangel, und gaben ihm Feuer zur Ueberlegung, und Muth zur Ausführung derselben; kurz sie bildeten die wenigen Talente, die zufälliger Weise, eine lange, in der Christenheit des Occidents übliche Gewohnheit so stark ins Licht setzte. Schon seit den frühesten Zeitaltern ihrer Stiftung besuchten die Christen des Occidents diejenigen Orte sehr gern, in welchen sich ehemals ihr Stifter aufgehalten hatte. Die Ideenverbindung, die leicht von der Sache auf die Person, die einst sich derselben bediente, übergeht, beschäfftigte die Einbildung dieser Leute sehr feyerlich, und mußte nothwendig dadurch immer eine Neugierde erregen, die nicht eher tadelhaft wurde, als bis sie Unwissenheit und Fanaticismus in eine Pflicht verwandelte.

Palästina war, seit es die Römer erobert hatten, einer fast ununterbrochenen Reihe von Verwüstungen ausgesetzt gewesen. Indeß hatte Hadrian doch seine Hauptstadt wieder erbauet, aber nach sich Aelia genannt, zu deren Verschönerung in der Folge viele griechische Kaiserinnen, und besonders die berühmte Eudoxia sehr viel beytrugen. Sie kam in der Folge von dem griechischen Kaiserthum an die Perser, und von diesen an die Araber, die ihre Zölle nahmen, und übrigens weder den Merkwürdigkeiten dieser Gegenden, noch den Beschauern derselben das geringste Leid zufügten, ja für die erstern sogar selbst viele Hochachtung hatten. Die Seltschuker Türken aber, ein wildes und unaufgeklärtes Volk, das von dem Caspischen Meer her vordrang, und auch die Araber im zehnten Jahrhundert aus diesen Gegenden verdrängte, waren nicht nur zu roh und zu wild um Fremde zu lieben, und den Vortheil den sie ihnen brachten einzusehen, sondern ihre Glaubenslehre machte sie auch gegen alles abgeneigt, was auf eine bildliche Verehrung hinauslief; wie noch jetzt die Türken (die aber nicht mit diesen zu verwechseln sind,) keine Bilder leiden können. Neckereyen, Uebertheurungen, Mangel rechtlicher Hülfe, alles dieses waren nun traurige Folgen für die noch ununterbrochene Fahrt wallfahrtender Christen. Je mehr man von türkischer Seite sie beleidigte, desto eifriger und stärker wallfahrteten sie. Man drängte sich Vergehungen entgegen, um durch die grausamste Büßung derselben sich ein Verdienst zu erwerben; man verließ Haus und Hof, Amt und Bestimmung, alles, um sich den Gefahren einer unsichern Reise, und den härtesten Begegnungen auszusetzen. Daß in einem an edlern Metallen äußerst armen Zeitalter die wenigsten das benöthigte Reisegeld, geschweige die schweren Zollgebühren aufbringen konnten, ist nicht nur zu vermuthen, sondern wird ausdrücklich auch von gleichzeitigen Schriftstellern uns gemeldet. Sie wurden daher eine neue Last für ihre ohne dies bedrängten Mitbrüder, die in Palästina wohnten und hart von den Türken mitgenommen wurden. So viel aber diese auch für sie thaten, so war es doch bey weitem für den größten Theil nicht hinreichend, der daher aus Mangel des Einlaßzolls vor den Thoren Jerusalems herumschwärmte, und oft verhungerte. Es ist sehr begreiflich, daß die wenigen die zurückkamen, alles wider die Ungläubigen in Harnisch zu setzen suchten, und ihr erduldetes Uebel so stark vergrößerten, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn alle Annalisten fast, sie so gern verfluchen. Indeß gieng es geraume Zeit so fort; Rückkömmlinge die Ansehn genug hatten die Sache zu einer Revolution zu bringen, hatten nicht Gaben genug dazu, oder scheueten sich dafür; und viele geringere die es gern gesehen hätten, waren zu unbedeutend um Aufsehen zu erregen. Erst Peter dem Einsiedler war es vorbehalten, in seiner Person

son so viel Ansehn und Fähigkeiten, als die Entwickelung dieser schon vorbereiteten Revolution erforderte, zu vereinen. Er war wie andere nach Jerusalem gegangen, und hatte daselbst die mannigfaltigen Nachtheile für die Christen mit angesehn, und empfunden, und seine Einbildung war stark genug, um ihm die Abänderung derselben sehr leicht vorzustellen. Als er daher die Klagen des damaligen Patriarchen Simeon hörte, ermunterte er ihn auch schriftlich seine Noth den occidentalischen Mächten vorzustellen, und erbot sich zu dem thätigsten Geschäfftträger in dieser Sache. Da er von Wachen und Beten ermüdet, in der Kirche zur Auferstehung einst einschlief, glaubte er auf einmal Christum im Traum zu sehen, der ihn zu seinem Vorhaben ermunterte, und Befehle ertheilte. Er eilte daher nun nach Europa zurück, ließ sich vom Patriarch den Segen geben, und gieng mit einem von Apulien kommenden Schiff nach Baruth, und von da weiter nach Rom zu dem damaligen Pabst Urban dem II. dem er unter den feurigsten Declamationen die Briefe des Patriarchen übergab.

Man wundert sich billig, wenn man einen armseligen Mönch eine Sache so kühn angreifen, und so schnell zur Reife bringen sieht, die ein Hildebrand sogar vergebens gewünscht hatte. Denn noch 1072 hatte dieser Pabst offne Aufmunterungsbriefe zu einem Feldzug wider die Ungläubigen herum geschickt, nichts aber damit ausgerichtet. Solche Beyspiele sind die bewährtesten Zeugnisse, wie geneigt der Mensch zu Absurditäten ist, und wie leicht er denselben sich aufopfert, wenn der der ihn dazu aufruft, nur dasjenige Maaß zu treffen weiß, das der Idee des Haufens am angemessensten ist, und überhaupt seinem Project auch eine nach dem Geist seines Zeitalters recht auffallende Außenseite zu geben weiß. Peter verstand diese Kunst. Er durchrennte nicht nur Italien und die halbe Christenheit, um sie zu dem bevorstehenden Concilio vorzubereiten, sondern er warf sich auch zugleich in eine Form die in damaligen Zeiten äußerst stark für ihn sprach. Seine Tracht war auszeichnend. Er hatte über eine lange weiße Einsiedlerkutte ein kurzes Mäntelgen, ritt dabey auf einem Esel, aß wenig und schlecht, und enthielt sich alles Weins. In kurzem betrachtete ihn nun der Pöbel schon als ein besseres Wesen, hörte ihm zu, überhäufte ihn mit Geschenken, und war bereit ihm in allem zu folgen. Er wußte sich bey ihm einzuschleichen, wurde hier ein Tröster, dort ein Mittelsmann, und versöhnte besonders zwistige Eheleute, wobey er, wie die Nachrichten ausdrücklich melden, besonders seine Geschenke gut zu gebrauchen wußte, und es in kurzem so weit brachte, daß der Pöbel seinem Esel die Haare ausraufte, und sie als Reliquien verwahrte.

Endlich eröffnete im October 1095 der Pabst zu Clermont das Concilium. Er bewies in einer langen und spruchreichen Rede, daß jetzt ein schicklicher

Zeitpunkt sey, den Ungläubigen die heiligen Länder zu entreißen; daß man den Christen des Orients zu Hülfe kommen müsse, und überhaupt das Grab Christi nicht länger in der Ungläubigen Gewalt lassen könne. Er vergaß hierbey nicht, aus verschiedenen Stellen der Propheten den glücklichen Ausgang dieser Feldzüge vorher zu verkündigen, die aber schwerlich so viele Wirkung gethan hätten, wenn er nicht für jeden auch zugleich einen allgemeinen Ablaß, die gewisseste Versicherung der Seligkeit, und die Befreyung von aller weltlichen Macht, sowohl für seine Person als Sachen, noch hinzu gefügt hätte. Denn nun war der Knecht ein Freyer, und der Schuldner seiner Schulden quit; der gewissenlose Vater konnte seine Kinder, der mißvergnügte Ehemann konnte seine Gattinn verlassen, und keine weltliche Gewalt war im Stande, ihn in die Gränzen seiner Bestimmung zurückzuführen, ohne sich zugleich den großen Bann auf den Hals zu laden. So zog dieses Vorhaben nicht nur den Haufen an, sondern es war auch den Großen angemessen, da es zum Waffenruhm rief, der damals ihre Hauptleidenschaft ausmachte. Daß eine ganz von aller Moral entfernte und bloß mystische und bildliche Religion nicht wenig dazu mit beytragen mußte, erhellt sehr deutlich. Der Geringe wünschte ein Sohn der Kirche zu seyn, weil es ihn von aller andern Gewalt befreyete, und der Große wünschte eben dieses, weil er auf die Weise ohne sich zu bessern für die ausschweifendsten Laster Beruhigung fand, und diesen Trost mit nichts als mit seiner Favoritleidenschaft zu erkaufen brauchte. Man wird fragen, ob die Souverains zu abergläubisch oder zu schwach waren, um sich diesem Ausruf ihrer Unterthanen zu widersetzen? In der That waren sie zu schwach; ihre Macht war unter der anwachsenden Größe ihrer Großen verschwunden, und überhaupt war die Aufreibung und Entfernung ihres stolzen Adels, eine Sache, die die damals so gekränkten Souverains nicht ungern sehen konnten.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn nicht Hunderte, sondern Tausende sich herbeydrängten, und das Kreuz nahmen, und schon den 8ten März 1096 Walther ohne Geld mit einem großen Schwarm, meistentheils Fußgängern, den Marsch antreten konnte; welchem in kurzem Peter folgte, und mit einem 40,000 Köpfe starken Heer, das aus Lothringen, Franken, Bayern und Oesterreich zusammengelaufen war, die ungarische Gränze betrat. Dieses durch seine Lage damals unglückliche Land hatte von Walthers Heer schon viel gelitten. Nichts destoweniger verstattete man Petern den Durchzug, bedang sich aber ausdrücklich die Enthaltung aller Unordnungen dabey aus. Allein alles dieses wurde nicht länger gehalten, als bis dieses Heer nach Malvilla kam, wo ehemals schon Walthers Leute Unordnungen angerichtet

richtet hatten, und mit Verlust waren abgetrieben worden. Um diesen Schimpf zu rächen, plünderte man die Stadt, und über 4000 Ungarn kamen dabey um. Die Räuber verweilten nur fünf Tage in dem eroberten Ort, um die daselbst gefundene Lebensmittel zu verzehren. Kaum aber war es an dem ungarischen Hofe ruchtbar geworden, als dieser ihnen nachsetzen ließ, worauf sie sogleich mit aller Beute über den vorbeyfließenden Saustrom sich retirirten. Nach vielen Umschweifen kamen sie nun vor Nizza, einem nach damaliger Art festen Ort. Sie baten hier um Lebensmittel, die sie auch erhielten, nachdem sie zu desto sicherer Bezahlung und Ordnung, Geißel gegeben hatten. Ruhig war bereits der Vortrupp den folgenden Morgen fortgezogen, als aus Haß auf einige Verkäufer, ein Nachtrupp sieben an dem Fluß gelegene Mühlen ansteckte, sogleich aber von den Einwohnern der Stadt überfallen und niedergemacht wurde. Auch das Gepäcke fiel hier in ihre Hände, und viel unschuldige Weiber, Kinder und Greise, wurden unglücklicher Weise in der ersten Wuth mit niedergemacht. Peter der bey dem Vortrupp war, kam nun auf erhaltene Nachricht von diesem Vorfall wieder zurück; nicht aber um ihn zu rächen, sondern um Frieden zu stiften. Unglücklicher Weise rottete sich ein auf tausend Köpfe starker Haufen zusammen und forderte Rache; Peter aber befahl, nach vergeblichen Ermahnungen, dem übrigen Heer, sich von den Aufwieglern abzusondern. Nun ließen die Einwohner an diesen Verlaßnen ihre Wuth aus, massacrirten 500, und die übrigen kamen im Wasser um. Dieses unterbrach auf einmal allen Frieden, an welchem Peter wirklich schon durch Abgeordnete an die Stadt arbeiten ließ. Die Armee und die Einwohner kamen an einander, und 10,000 von Peters Truppen blieben, wobey er noch sein Gepäcke und alles Geld, was er erbettelt hatte, verlor. Nachdem er in diesen Umständen vier Tage die Seinen wieder gesammelt hatte, zog er endlich weiter, und wurde nun durch, vom byzantinischen Hofe abgefertigte Commissairs verpflegt und beobachtet, und kam so endlich nach Byzanz. Er präsentirte sich daselbst dem Kaiser Alexius Comnänus, der seine Harangüen bewunderte, weil er sie von einem Mönch nicht erwartete. Nachdem er ihn beschenkt hatte, und sein Heer einige Tage reichlich hatte verpflegen lassen, wurden sie zu Schiffe nach Asien gebracht, und in Bithynien ausgeschifft. Sie schlugen vor einer Stadt, Civitol genannt, ihr Lager auf, um hier die übrigen Truppen zu erwarten. Man hatte von Byzanz aus sie ausdrücklich gewarnt, nichts eher zu wagen, und vielleicht wäre es auch geschehn, wenn sich Peter nicht wegen der Zufuhr von dem Heer hätte auf einige Zeit entfernen müssen. Denn kaum hatte er den Rücken gewandt, als ein Trupp Reuter schon ein anliegendes Städtchen ausplünderte, und unbesorgt dann es sich wohl darin-

nen seyn ließ. Sie wurden daher bald von Türken überfallen, und niedergemacht, und kaum war die Nachricht davon bey der übrigen Armee angelangt, als die Cavalleristen besonders, ihre Befehlshaber zwangen, sie auf die Türken zu lassen, die sie aber so empfiengen, daß 25,000 Mann blieben, und der Ueberrest kümmerlich sich in ein verfallen Schloß retten mußte. Peter kam ihnen zwar sogleich zu Hülfe, konnte aber nichts thun, als den Beystand des byzantinischen Hofes erflehen, der ihm auch Truppen schickte, bey deren Ankunft die Türken sich sogleich zurückzogen. Peter kehrte nun mit seinem Häuflein nach Byzanz und lehnte trotzig, auf die von dem Kaiser ihm gemachten Vorwürfe, alle Schuld von sich ab. Hier verschwindet er unserm Zweck. Wir finden ihn zwar unter dem Heer des Herzogs von Bouillon, aber er ordnet nichts mehr eigenmächtig: bis er zuletzt sich wieder als Priester zeigt, von dem Patriarch zu Jerusalem beym Kirchendienst angestellt wird, und so aus der Geschichte verschwindet.

Nach diesen meist traurigen Nachrichten, die mehr für den Menschen demüthigend, als unterhaltend waren, sey es mir erlaubt einige angenehmere Dinge hinzuzufügen. So traurig diese Verirrungen des menschlichen Geistes sind, so gewiß ist es, daß sie Wohlthaten gewährten, die nur auf diese Weise vielleicht erhalten werden konnten. Der Mensch und sein Geist dankt ihnen seine Befreyung; sie führten ein verfinstertes Volk in ein Land, wo alles zur Feinheit und Menschlichkeit aufrief, und jeder Begriff, jeder Zweig der Cultur vielen nicht nur reizbar, sondern auch anschauend wurde. Die Verengung, die Unbekanntschaft, in der ein Land mit dem andern stand, wurde so aufgehoben. Die Völker lernten nicht nur die Künste, sondern sich selbst auch kennen. Daß das Fabrikwesen besonders dadurch in Aufnahme kam, zeigt unter andern auch der, unter Rogern König von Sicilien 1131 durch diese Revolution zuerst aus Griechenland nach Italien kommende Seidenbau. Er hatte aus verschiedenen griechischen Städten Fabrikanten weggenommen, und legte nun in Palermo Seidenfabriken an, die guten Fortgang gehabt haben müssen, weil wir bald darauf Seidenzeuge in Italien immer gemeiner werden sehen. Zum Beschluß führe ich noch folgende Stelle aus dem Fauchet an a), die auch von dem Fortgang der übrigen Künste zeugt. Er sagt von Ludewig dem VII folgendes: „Dieses war der erste König seines Hauses, der durch einen Zug nach Jerusalem, auch außer Landes seine Reichthümer zeigte. Auch fieng Frankreich seitdem an, sich durch die prächtigsten Gebäude zu verschönern. Man fand nun Geschmack an Juwelen und andern Kostbarkeiten, welche entweder dem König oder seinem Gefolge in der Levante gefallen hatten. Man kann füglich daher von diesem Prinz sagen, daß er den ersten, eines so gro-

a) Siehe dessen Recueil de la Langue & Poes. Francoise im 8ten Kap.

großen Königs würdigen Hofstaat hatte, der so glänzend war, daß seine Gemahlinn die Einfalt unsrer vorigen Regenten verließ, und ihm ein silbernes Grabmal setzen ließ, da man ehedem nur steinerne kannte.,, M**

Aus den Annalen der Tugend.

„Folgender Auszug eines Briefes, „hat mich durch die Wahrheit „seiner Erzählung sowohl, als durch „das seltene Beyspiel von Großmuth „und Erkenntlichkeit so lebhaft gerührt, „da ich ihn im Journal encyclopedique las, daß, wenn er auch nur etwas „auf die Leser wirkt, er gewiß werth „ist, übersetzt, und auch in das hiesige „Magazin aufgenommen zu werden.— „Die Tugend braucht zwar nicht Ruhm „und Lob zum Lohn, aber ihre Handlungen können nicht genug bekannt „werden, um Muster edler Nachahmung zu seyn.,,

Auszug eines Briefes vom Maymonat 1777. von Herrn H... Prediger zu P... an seinen Freund.

Ich hatte Ihnen berichtet, lieber Freund, daß Herr von B... mir die Vocation zugeschickt, darin er mich zum Prediger auf seinem Dorfe N. ernennet. Diese Stelle schien mir zwar besser als P... und sie versprach mir auch viele größere zeitliche Vortheile, aber die Glücksgüter gelten mir nie mehr, als die Achtung der Welt. Diese aber würde ich verloren haben, wenn ich meine bisherige Pfarre vertauscht, und meinen Pflegekindern den Genuß der Pension entzogen hätte, die nun ihren Wohlstand ausmacht a); die öffentliche Verläumdung würde vielleicht gesagt haben, daß ich nur diesen Endzweck dabey gehabt hätte; und diese Schande hätte ich nicht ertragen können. Hören Sie, was mich endlich ganz determiniret hat, hier zu bleiben. Gestern kamen alle meine Pfarrkinder, da sie Nachricht von meiner Ernennung zum Prediger zu N. erhalten hatten, am frühen Morgen zu mir, und wünschten mir dazu mit einer so freudigen Mine Glück, die mich in Erstaunen setzte, da sie doch glauben mußten, daß sie durch meine Abreise den Genuß der mir bewilligten Pension einbüßen würden.—

Die Tugend wohnt gewiß auf dem Lande. Bey diesen simplen Leuten findet man sie oft noch in aller ihrer Reinigkeit und Lauterkeit; sie sind empfindsam und wohlwollend; gewöhnlich suchen wir nur aus Eigenliebe es zu scheinen. Ich besitze alle Liebe meiner Gemeine, und ihr ganzes Zutrauen, weil ich ihre Hochachtung habe. Ich erweise ihnen auch alles Gute, so viel von mir abhängt, um das Recht zu haben, zu verlangen, daß sie eben das ihrerseits auch thun. Ist ein Bösewicht unter ihnen, so beklagen sie ihn, aber sie hassen ihn nicht; denn sie sind so glücklich einzusehen, daß es ein höchstes Wesen gebe, dem ganz allein das Recht zusteht, den zu bestrafen, der gegen die Tugend sündiget, welche er ihnen gebot und durch Beyspiele lehrte, und den gerechten

a) Der König hatte dem Hrn. H... zu P... eine jährliche Pension von ungefähr 150 Rthlr. ausgesetzt zur Belohnung der Dienste, die er dem Lande und der Kirche im Jahre 1775 vorzüglich geleistet hatte. Aber der Pastor H... wollte für sich nur die Ehre der Wohlthat behalten, und überließ die ganze Summe und den Nutzen davon seinen Pfarrkindern, so lange er Prediger da seyn würde. Diese Summe wurde aber nach seinem Willen dazu angewandt, die armen Leute aufzumuntern und zu unterhalten, für das allgemeine und öffentliche Beste des Dorfes zu arbeiten.

ten und tugendhaften Menschen belohnet. Sie sind tolerant unter sich, weil sie Nächstenliebe und Religion besitzen. Ich liebe sie auch über alles, und ich fühle es, daß ich nicht hätte unter Menschen wohnen können, die so stolz und eitel auf Glück thun, und in der Lage, in welche sie das Schicksal versetzte, nichts anders sehen, als verhaßte Macht, den Schwachen und Armen unterdrücken zu können. Diese Leute, wenn sie durch eben das, was ihnen alle Mittel in die Hände gab, Gutes zu thun, zu den Lastern und Ausschweifungen verleitet werden, wenn sie über sich selbst erröthen, sich selbst verachten müssen, — verfolgen diese Unglücklichen mit drückender Verachtung, die sie doch gezwungen sind, innerlich zu achten. — Aber lassen Sie uns, lieber Freund, diese Betrachtungen, und diese verächtlichen Geschöpfe verlassen, welche die Menschheit bedrücken, der sie beystehen und aufhelfen sollten; und ich kehre zu meinen guten Pfarrkindern zurück. -

Die Art, wie sie mit mir umgiengen, wirkte sehr auf mich. Mit innigem Vergnügen fühlte mein Herz, daß diese guten Leute mir ihr eigenes Interesse aufopferten; ich führte sie in die Kirche, da es Zeit zum Gottesdienste war, den sie heute mit mehr als gewöhnlicher Aufmerksamkeit und Andacht abwarteten. Ich bemerkte bey sehr vielen, Thränen in den Augen. — O was für eine Seligkeit und Glück ist es, ohne Interesse geliebt zu werden! In dieser Gelegenheit konnte ich mich nicht mehr irren, und da ich es denn meiner Seits an Großmuth und Liebe nicht wollte fehlen lassen, so stieg ich nach geendigtem Gesange und Gebete auf die Kanzel. Ich dankte gegen das Ende meiner Predigt meinen Pfarrkindern für ihre Liebe und Wohlwollen, ich bezeugte besonders den guten Leuten alle Erkenntlichkeit für ihr Betragen, und erklärte nun öffentlich, daß ich der Stelle zu N. entsagte, um immer bey ihnen zu bleiben. — Alsdann war das Jauchzen und die Freude allgemein und so ausdrücklich, daß ich auch selber nichts als diese Freude fühlte und empfand. Da ich nun bald darauf unter sie heruntergestiegen war, kam sogleich eine Mutter mit acht Kindern, mir die Hände zu küssen und mit Thränen zu danken. Ich erwiederte diese Freundschaftsbezeugung durch eine Umarmung, und gleich kam das ganze Dorf näher um mich, und verlangte ein Gleiches. Männer und Weiber, Kinder und Jünglinge, Große und Kleine, Alte und Junge, alle mußte ich umarmen, und alle gaben sich unter sich eben dieselben Freundschaftsbezeugungen. Wir beobachteten dabey ein Stillschweigen, das den Zustand unserer Seele am besten schilderte; und wir fanden dann erst Worte, als die Thränen diese wohllüstige und angenehme Beklemmung des Herzens vermindert hatten; dieses Gefühl, das nur guten und empfindsamen Seelen bescheret ist. Ich hätte zwar sehr gewünscht, daß diese Scene nicht in der Kirche vorgegangen wäre; aber was kann auch angenehmer in den Augen des Wesens seyn, das uns Gefühl gegeben, als wenn es so guten Gebrauch davon machen sieht? -

Nach diesem Auftritt, von welchem ich Ihnen das ganze Detail der Zärtlichkeiten nicht erzählen will, das Sie sich ohnehin vorstellen können, waren wir unzertrennlich. Ich und meine Pfarrkinder speiseten zu Mittage beysammen. Hierauf brennten sie alles Pulver los, das sie finden konnten; und zu Abends machten sie ein Feuer von Reisern und Holz, das ein aufrichtiges Freudenfeuer war. Und dieses Fest wollen sie alle Jahr erneuren. — Kein Verdruß und keine Beschwerlichkeit wird je das Vergnügen überwiegen, das ich dabey genoß. Wie sehr muß ich die bedauren, deren Herz sich nie einem ähnlichen Gefühle geöffnet, und die nicht wissen, wie wonnereich es ist, geliebt zu werden und sich sagen zu können: **ich habe Gutes gethan!** —

Leben Sie wohl und kommen Sie bald zu mir, und seyn Sie ein Zeuge meiner Freude und meines Glücks.

H. H...n.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Montag, den 15ten Junius 1778.

Etwas über das Steuerwesen und die physiocratischen Grundsätze, die Einrichtung desselben betreffend.

Hoc erit in votis!

❊ ❊ ❊

Eine größere Sicherheit für ihre Person und Eigenthum zu genießen hat die Menschen bewogen in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Bey ihrem stillschweigenden Originalcontract, denn ein ausdrücklicher möchte wohl nie errichtet seyn, war es unstreitig der erste Fundamentalartikel, „zu diesem großen Zweck gemeinschaftlich nach ihrem verhältnißmäßigen Vermögen beyzutragen.„ Anfänglich geschah dieser Beytrag jederzeit unmittelbar und persönlich, so wie wir es noch bey den Nationen sehen, deren Verfassung nahe an den Stand der Natur und die primitive Einrichtung gränzet. Die Vergrößerung der Gesellschaft machte diese Art bald unbequem, und durch ihre Ausdehnung endlich ganz und gar unthulich. Nicht alle Glieder einer Gesellschaft waren zu einer Sache oder Verrichtung, sie mochte kriegerisch oder friedlich und politisch seyn, nöthig, welche die allgemeine Sicherheit zu erfordern schien. Oft nachtheilig und durch ihre Anzahl hinderlich. Die Alternative, wozu man in der Folge seine Zuflucht nahm, war auch nur ein Palliativmittel, welches so bald keine Dienste weiter that, als die Gesellschaft zu einer Nation heranwuchs. Verwirrungen die unvermeidlich waren, und tausend andere Inconvenienzen, welche die persönliche und unmittelbare Concurrenz zur gemeinschaftlichen Sicherheit bey sich führte, schafften diese bald ab. Die Zeit, nebst einiger Reflexion über ihren Zustand, brachte die Menschen bald zur Ueberlegung, daß es besser sey, die Besorgung und Erhaltung der öffentlichen und allgemeinen Sicherheit nur einigen aus ihrem Mittel zu übertragen, und diesen dafür eine Entschädigung und Belohnung, wie das die Billigkeit erforderte, zu geben, welche von den übrigen, von der unmittelba-

ren Concurrenz befreyeten Gliedern der Nation zusammen gebracht werden mußte. – So entstanden Auflagen und Steuren, welche als ein Surrogat der öffentlichen persönlichen Dienste von jedem guten Bürger zur Erhaltung jener großen gesellschaftlichen Absichten billig ohne Murren entrichtet werden; so wie er an seiner Seite auch berechtigt ist zu erwarten, daß bey den Auflagen so wohl als ihrer Vertheilung und Erhebung das gehörige Maaß beobachtet, und die bequemste Einrichtung getroffen werde.

Der Begriff eines wohl eingerichteten Steuerwesens, woran einem jeden Staat so viel liegen muß, läßt sich auf folgende wesentliche Stücke reduciren, wovon keines fehlen darf ohne die Sache selbst höchst mangelhaft zu machen. – Erstlich: **Die Steuren müssen nie zu hoch gesetzt, sondern den Kräften der Nation jederzeit angemessen seyn.** – Ferner: **Sie müssen nach dem genauesten Verhältniß vertheilt seyn, so daß jedes einzelne Mitglied nach einem richtigen Maaß seines Vermögens dazu beytrage.** – Endlich: **Es muß sorgfältig dahin gesehen werden, daß die Art die Steuren zu erheben und einzusammeln, so wenig lästig als möglich gemacht werde.** Gegen die Richtigkeit dieser Grundsätze wird hoffentlich nichts zu sagen seyn, vielmehr wird ein jeder Patriot ihre Anwendung und genaue Verbindung in seinem Vaterlande eifrig wünschen.

Der erste Satz, – daß die Steuren nie zu hoch gesetzt, sondern den Kräften der Nation jederzeit angemessen seyn müssen, ist in der Theorie kinderleicht, und so evident, daß eine jede Erklärung dabey sehr überflüßig wird. Aber in der Praxis ist es ganz anders. Hier wird er schwer und mühsam. Localität, Bedürfnisse des Staats, und die Glücksumstände der Nation, welche das Maaß ihrer Kräfte bestimmen, machen eine unendliche Verschiedenheit und krause Berechnung. Sonderlich die beyden leztern Punkte, die sich selten lange gleich bleiben, und wie alle menschliche Dinge einem steten Wechsel durch Steigen und Fallen unterworfen sind. Ob hierauf in den Steueranlagen die gehörige Rücksicht genommen, und in der Berechnung das richtige Verhältniß getroffen sey, läßt sich selten sicher entscheiden. Will man die Stimme des lasttragenden Volks hören, so ist die aufgelegte Bürde um vieles zu schwer, und in die Länge nicht zu ertragen. Die Bedürfnisse des Staats sind nach derselben mehr als zur Hälfte unnöthig gemachte, oder bloß vorgegebene. – Der Zustand der Nation ist traurig, es ist keine Nahrung im Lande, kein Geld unter den Leuten, und überall nichts zu verdienen.

Die Sprache der ausschreibenden Macht, der Finanz- und Steuerdepartements, ist dieser gerade entgegen gestimmt. – Der Volkston, heißt es hier, sey überall der Klageton, so gelinde es auch behandelt wird. – Unser Land habe wahrlich am wenigsten Ursach

fach sich zu beschweren; überall in andern benachbarten und entfernten Ländern sey es weit schlimmer. – Die sich stets vermehrenden Bedürfnisse des Staats erlaubten keine Verminderung, sondern erforderten vielmehr eine Erhöhung der Abgaben. – Dieses sey überhaupt eine Materie, die außer dem Gesichtskreise eines jeden Privatmanns, und noch mehr des großen Haufens liege, dessen eigener Vortheil eher eine Vermehrung als Verminderung der öffentlichen Auflagen erfordere, – zu niedrige Auflagen bringen Trägheit und Luxus, so wie die erhöheten Indüstrie, Rafinement und Frugalität hervor.

Welcher Theil hat Recht, welcher Unrecht? Vielleicht beyde, wie das in streitigen Punkten, sonderlich in gehäuften, der Fall gemeiniglich zu seyn pflegt. Aber das Mehr und Weniger auf beyden Seiten genau zu bestimmen, ist schwer, und nicht die Sache eines Privatmanns oder einer Studierstube, wo der eingeschränkte Gesichts- und Beobachtungskreis die erforderliche Uebersicht und Beurtheilung hindert. Gewöhnlich ist man geneigt dem leidenden Theile beyzutreten. Nach den Empfindungen der Menschheit kann man sich eines günstigen Vorurtheils für denselben nicht enthalten, welches die Rechte selbst zu privilegiren scheinen, indem sie sich bey aller ihrer Strenge doch für den Beklagten am meisten günstig erklären. Nur muß das Mitleid nie zur Partheylichkeit und gewagten Urtheilen führen, die am Ende doch nichts helfen und die Sache nicht besser machen. Der Privatmann hält also hier billig, aus gerechter Furcht zu irren, seine Meynung zurück, und schränkt seine publicolische Gesinnung auf gute und wohl gemeynte Wünsche ein. Er wünscht mit ganzem warmen Herzen, – daß das Wohl des Staats dem Wohl des Volks nicht contradistinguirt, und als was Entgegengesetztes möge angesehen werden, – daß sich diejenigen welche eine Auflage machen, in die Stelle derer versetzen mögen die sie tragen sollen, – und daß endlich gewisse Finanzmaximen von jenseit des Rheins, welche die Einflüsse der Steuren auf Indüstrie und Frugalität anpreisen, nicht noch schiefer angewandt werden mögen, als sie es bereits an sich selbst sind. Alles von dieser Art hat seinen Punkt, bis auf den es nur wahr bleibt. Es kann wahr seyn, daß ein Volk um so viel besser giebt, je mehr es zu geben hat; aber daß es nicht lange wahr bleibe, davon giebt der Verfall der Nation, die uns diese tröstliche Maxime zuerst mittheilte, den überzeugendsten Beweis. Es ist der Stier des Phalaris, der seinem eignen Erfinder zur Strafe dienen mußte. Man erwartet billig von unsern aufgeklärten Zeiten die größere Ueberzeugung bey den Hirten der Menschen, daß der Wohlstand ihrer Heerden ihren eigenen mache, daß sie also dieselben menschlich behandeln, und in dem Punkt der Auflagen nicht strenger als Tiber denken a).

a) Tondere pecus, non deglubere.

Der zweyte Satz, – daß die Steuren nach dem genauesten Verhältniß vertheilt seyn müssen, so daß jedes einzelne Mitglied des Staats nach einem richtigen Maaß seines Vermögens dazu beytrage, – ist ebenfalls außer allem Widerspruch; fällt aber mehr unter den Gesichtspunkt der speculirenden Statistiker: sonderlich da er seiner Evidenz und Richtigkeit ohnerachtet in der Application nichts weniger als genau befolgt wird. Man kann es dreist und ohne Furcht des Entgegengesetzten behaupten, – überall fällt die größere Last auf den Geringern und Aermern; der Große und Reiche geht nach dem Verhältniß seiner Kräfte zu leicht durch. Dies fällt durchgängig in die Augen, ohne daß viel Anstrengung des Gesichts nöthig ist, und wird auch da sehr sichtbar, wo die Auflagen nicht von dem Willen des Prinzen allein, sondern mehr von der Entschließung der Stände oder Repräsentanten abhangen. Die Ursachen dieser Disproportion sind eben so leicht als die schädlichen Wirkungen derselben zu sehen. Bey dem System der Oeconomisten würden sie noch größer und drückender werden, als sie es bey irgend einem jetzt üblichen Steuersystem sind; wie in der Folge bey der nähern Untersuchung dieses von vielen so sehr erhobenen Systems deutlich gezeigt werden soll. Ein Moment, welches hinlänglich erwiesen allein genug ist, dasselbe fallend zu machen; denn die Ungleichheit der Abgaben ist mehr als harter Druck, – sie ist offenbares und schreyendes Unrecht.

Der letzte Satz, – daß mit aller Sorgfalt dahin gesehen werden müsse, die Art der Steuererhebung so wenig lästig als möglich zu machen; ist ebenfalls sehr evident und beträchtlich: kömmt aber doch an Erheblichkeit den beyden vorhergehenden nicht gleich. Wenigstens kann man ihm nicht so viel Gewicht einräumen, daß er dieselben aufwiegen, und sonderlich das in dem zweyten festgesetzte Gleichgewicht verrücken dürfte. Das hieße ein kleines Uebel durch ein größeres heben, und ein kaltes Fieber durch die Verursachung eines hitzigen heilen. – Doch das heißt auch das Hinterste vorn bringen. Ich will also hurtig einlenken, und zuerst die Untersuchung anstellen, und hernach das Resultat setzen, es falle aus wie es wolle.

Unter allen Arten von Steuererhebungen verursacht die so auf die Consumtion gelegt, und unter dem Namen der Accise bekannt ist, die meiste Schwierigkeit. Sie erfordert eine große Anzahl von Officianten, welche dem Staat, der sie besolden muß, zur Last fallen; sie macht eine Menge von einschränkenden Vorschriften und lästigen Formalitäten nothwendig, wodurch sie an sich selbst verhaßt und drückend wird: und sie wird es noch mehr durch nicht zu vermeidende Misbräuche, welche die Officianten von der Gewalt machen die sie in Händen haben. Die Natur der Sache und die Verhütung der Contraventionen erfordern, daß man diesen Leuten mehr Gewalt und Willkühr lassen muß, als sonst die Verfassung

fassung des Civilstandes verträgt. Die Accise und Zollgesetze müssen etwas von den militarischen haben, damit sie durch die Strenge schrecken und in die Ferne wirken. Ihre Vollstreckung selbst bringt was Unangenehmes und eine gewisse Härte mit, die leicht den Haß erzeugt und auf die Vollstrecker zurückwirft, der so allgemein ist und so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Unstreitig hat das schlechte Betragen dieser Leute, und der häufige üble Gebrauch den sie von der anvertrauten Gewalt machen, diesen Haß vergrößert, und zum Theil gerechtfertigt; auch zuletzt von der Person auf die Sache selbst gewälzt, die ihn an sich nicht verdient. Dieses mag der Fall in vielen Ländern seyn, aber nirgends mehr und stärker als in Frankreich. Freylich wo die Haut der Unterthanen raub- und gewinnsüchtigen Pächtern überlassen wird, welche damit nach Gefallen umgehen können, und bey ihrer Gewalt und Reichthum nichts von den ohnmächtigen Gesetzen zu befürchten haben, die für sie nicht viel mehr als eine Vogelscheue sind, und höchstens dazu dienen einige Formalitäten mehr zur Sicherheit zu beobachten, – da möchte es wohl schwerlich bey der bloßen Wolle bleiben. Die traurigen Erfahrungen, welche Frankreich von den Wirkungen seines herrschenden Steuersystems gemacht hat, mußten den Widerwillen der Nation gegen dasselbe aufs höchste treiben, und sie einem jeden andern geneigt machen, das diesem entgegen steht, und eine Erlösung von seinem unausstehlichen Druck erwarten läßt. Aus diesem Standpunkt betrachtet, läßt sich ohne Mühe erklären, woher das System der Oeconomisten oder Physiocraten in Frankreich so großen Beyfall gefunden hat, sonderlich wenn man dazu nimmt, daß es als ein Produkt des französischen Genies sich einer Nation nothwendig von einer vortheilhaften Seite empfehlen mußte, die sich und das Ihre über alles zu schätzen gewohnt ist. Ich wollte sagen, daß sein gallischer Ursprung ihm auf deutschem Grund und Boden eine Empfehlung und den Beyfall zuwege gebracht haben könne, den es hin und wieder findet, wenn es nicht eine bekannte Sache wäre, daß wir seit einiger Zeit aufhören, den französischen Geist weiter als im Reiche des Putzes gelten zu lassen und nachzuahmen. Wahrscheinlicher ist es, daß die großen Männer in Frankreich, welche sich für dieses System erklärten, sonderlich das Beyspiel des patriotischen Türgot, welcher es unter seiner Ministerschaft sogar einführen wollte, auch bey uns Eindruck gemacht, und ihm Verehrer erworben habe.

Ob nun gleich der Beyfall, selbst schätzenswürdiger Männer, nichts entscheidet, sonderlich bey neuen Systemen und Hypothesen, so macht er doch ein günstiges Vorurtheil, und erregt billig so viel Aufmerksamkeit, daß wir uns entschließen, die neue Meynung genauer zu untersuchen, über welche man sonst vielleicht ohne große Achtsamkeit leichtfüßig, wie über viele andere,

dere, weggegangen wäre. Untersuchungen die mit einiger Unpartheylichkeit und kaltem Kopfe angestellt werden, sind selten ganz unnütz. Sie geben Gelegenheit, ein neues Lehrgebäude von manchem Fehler zu heilen, den man bey seiner raschen Errichtung übersehen hatte, wenn es stehen kann, – oder wenn es nicht stehen kann, es wieder einzureißen, ehe es durch völligen Ausbau zu große Kosten gemacht hat. Der letztere Fall kömmt sonderlich beym System der Physiocraten in starke Betrachtung. Es ist besser, es zehnmal umgehen und die Fehler seiner Architectur aufs strengste untersuchen, als einen Versuch durch die Realisirung machen, welcher bey einem sehr wahrscheinlichen Umschlage für ein ganzes Land, oder den der die Probe machte, von den nachtheiligsten Folgen seyn würde. Das Beyspiel des wirklich verehrenswürdigen Turgot giebt eine sehr ernstliche Warnung.

Das System der Physiocraten will b), daß alle Abgaben ohne Unterscheid, von welcher Art und Namen sie seyn mögen, auf die Eigenthümer der Ländereyen, und den reinen Ertrag den sie davon haben, gelegt werden sollen. – Als Hauptursach wird angegeben, – weil im Grunde der Eigenthümer der Ländereyen doch alle Abgaben tragen muß, indem das Land kein anderes Vermögen hat als die Naturalprodukte, Korn und übrige Feldfrüchte, Obst, Vieh, Holz, Metalle u. d. gl., womit alle Waaren und Arbeiten des Künstlers bezahlt werden, und worauf also alles am Ende zurückfällt, indem die Consumtionssteuren die durch Accise, Zölle und andere ähnliche Arten erhoben werden, nur als ein Umweg angesehen werden müssen, der zuletzt an eben den Ort führt, nemlich zu dem Besitzer der Grundstücke; welche also weit besser auf dem geraden Wege dahin geleitet werden. Die vornehmsten Absichten und Vortheile dieser vorgeschlagenen Veränderung sind – eine leichtere und bequemere Erhebung der Steuren, mit Vermeidung alles Lästigen und Drückenden so der Consumtions- oder Accise-Fuß unvermeidlich mit sich bringt, – und der freye und uneingeschränkte Handel, mit Abschaffung aller Monopolien und Zölle, wodurch der Glücksstand einer Nation auf eine ungewöhnliche Höhe getrieben werden soll.

Dieses System hat, es ist nicht zu läugnen, manches Glänzende, so es beym ersten Anblick empfiehlt. Eine Steuerverfassung, wodurch die Last durch ein bequemeres Aufpacken wo nicht an sich leichter, doch weniger drückend gemacht wird, und welches auch in monarchischen oder etwas mehr als monarchischen Staaten dem Unterthan einen Grad der Freyheit zu geben

b) Siehe des Herrn Prof. Mauvillon Abhandlung über der öffentlichen und privat Ueppigkeit, und den wahren Mitteln ihr zu steuren, nach den Grundsätzen der neuern französischen Physiocraten. Th. 2. seiner Sammlung von Aufsätzen über die Staatskunst und Staatswirthschaft.

ben scheint, den er sonst nicht hoffen konnte, muß vornemlich in seinem Geburtslande sehr willkommen seyn, wo Druck, Plackerey und Dienstbarkeit aufs höchste gestiegen sind. Wäre es applicabel, so könnte nur ein Menschenfeind oder Generalpächter was dagegen sagen. Aber ob es das ist? ob es sich so gut zur Wirklichkeit als aufs Papier bringen läßt? – das ist eine andere Frage. Sie ist wichtig, und verdient genau untersucht zu werden; und zwar mit derjenigen Partheylosigkeit, welche weit davon entfernt ist, sich durch den Schimmer der Neuheit blenden oder abschrecken zu lassen. – Dies soll jetzt unser Geschäfft seyn. Untersuchen, mit der möglichsten Wahrheitsliebe, nach der besten Einsicht, wollen wir; und zwar zuerst „**den Grund worauf dieses System gebauet ist, – ferner die Vortheile, welche dasselbe zur Absicht hat und verspricht, – und endlich die Schwierigkeiten, welche seiner Einführung und Realisirung entgegen stehen.**„

Die Hauptgrundlage des ökonomistischen Lehrgebäudes ist – der Eigenthümer der Ländereyen und Grundstücke muß am Ende doch alle Steuren und Auflagen bezahlen, weil das Land nichts weiter hat als die Produkte der Erde, womit die Arbeit aller übrigen bezahlt wird; folglich ist es am besten, man legt alle Steuren geradezu auf ihn, wovon am Ende doch alle Last durch einen unnöthigen und kostbaren Umweg auf ihn mit vergrößerter Schwere zurückfällt. – Ferner, er allein bezahlt die arbeitende und besoldete Classe, welche im Grunde nichts hat, als was sie von ihm erhält. – Irre ich nicht, so sind dies Behauptungen, welche auf gar nicht zu richtigen Eintheilungen und Voraussetzungen beruhen, woraus Folgerungen abgeleitet werden die gegen alle Erfahrung streiten. Zuerst etwas von der Eintheilung. Die Classification welche der Herr Prof. Mauvillon c) macht, da er einen hervorbringenden, arbeitenden und besoldeten Stand annimmt, ist weder genau noch vollständig. Es wird darin getrennt was eigentlich zusammen gehört, und verschiedenes übergangen. – Alle diejenigen Menschen eines Staats, welche sich mit nützlichen Arbeiten beschäfftigen, gehören im Grunde zu der hervorbringenden Classe, sie mögen die Erde unmittelbar, oder die daraus gezogenen rohen Stoffe bearbeiten. Der so die ganz oder halb unbrauchbare Materie durch Arbeit und Kunst formet, und nützlich oder nützlicher macht, ist eben so wohl ein Hervorbringer als der, welcher zu ihrem ersten Entstehen Veranlassung gab. Nach einem bekannten Axiom, noch aus den Zeiten der Scholastik her, giebt die Form der Sache das Daseyn d). So viel Falsches dieses Reich der Grübeley und Spitzfindigkeit übrigens mag auf die Bahn gebracht haben, so hat es doch hier eine große und durch das ganze gemeine Leben bestätigte Wahrheit gesagt. Wir würden blutwenig haben, wenn

c) In seiner Sammlung von Aufsätzen über die Staatskunst rc. Th. 2.
d) Forma dat esse rei.

wenn wir nichts mehr hätten als was die Erde von selbst, oder durch die Arbeit des Landmanns gezwungen, hervorbringt. Zum mindesten sehr wenig Brauchbares. Was sie uns giebt, bleibt nach der Unformung durch die Kunst nicht mehr dasselbe was es vorher war, sondern wird eine ganz andere Sache. Der Müller der das Mehl, der Bäcker der das Brodt, der Zimmermann, Tischler und Rademacher, welcher Häuser, Hausgeräth, Wagen und Pflüge macht, ist eben so gut ein Hervorbringer, als der Acker- oder Forstmann, welcher pflügt und pflanzt, und dadurch Korn und Holz verschafft, welches als erste Materie, und ohne vorher durch mehrere Hände gegangen zu seyn, von sehr eingeschränktem Nutzen für die Menschen seyn würde. Und so ist es mit allen übrigen Arbeitern, die mit ihren fleißigen oder künstlichen Händen was nützliches schaffen. Sie sind alle Hervorbringer, und gehören alle zu einer Classe, welche ihre Unterabtheilungen hat, aber darum in Hinsicht auf Verdienst und Besserung, eine und dieselbe bleibt. Die Erde ist nicht eigentlich der einige Fond, wovon sich die Menschen ernähren, sondern hauptsächlich ihre Arbeit und Fleiß. Ohne diese ernähret die Erde höchstens einzelne Wilde; Jäger, Ichthyophagen und Rizophagen, oder wenns hoch kommt Nomaden. Sie giebt **mehr Gelegenheit uns zu ernähren, als daß sie uns selbst ernähren sollte.** Diese ergreift der Fleiß, welcher die eigentliche Stütze und der Ernährer der Menschen ist. Dieser macht das Einkommen und Vermögen einer Nation, und auf diesem liegt im Grunde auch die ganze Last derselben. Dieser muß also auch **ganz und ungetrennt** bey der Besteurung in Betrachtung gezogen, und nach seinem verhältnißmäßigen Verdienst und Ertrage gezogen werden. So wie nur das reine Einkommen oder Ueberschuß des Landeigenthümers nach dem physiocratischen System der Fond seiner Abgaben seyn kann, so kann es auch nur der Ueberschuß von dem seyn, was der Arbeiter verdient und nicht zu seinem Lebensunterhalt, Wohnung und Kleidung braucht. Er hat so gut seinem reinen Ertrag als der Landbauer, und muß ihn haben, weil er sonst nicht bestehen, noch die Abgaben entrichten könnte, die er bis daher entrichtet hat. Es versteht sich von selbst, daß die auf seinen Ueberschuß gelegten Steuren verhältnißmäßig eingerichtet seyn müssen, weil ein Gewerbe und Arbeit einträglicher ist als das andere. Wer mehr verdient muß auch mehr geben; und eben deswegen giebt der Landmann das meiste, weil seine Arbeit unter allen übrigen im Ganzen genommen, die allereinträglichste ist. Dies ist der richtigste Gesichtspunkt unter welchem wir ihn betrachten müssen; **als einen Theil der arbeitenden Classe, und zwar als einen sehr beträchtlichen.** Und so auch, aber nicht anders, muß er bey den öffentlichen Auflagen angesehen und behandelt werden. Er muß einen Theil, und zwar einen ansehnlichen tragen, weil er mit seiner Arbeit viel verdienen kann; **aber nicht das Ganze, weil er nur Theil ist.** Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Freytag, den 19ten Junius 1778.

Fortsetzung des Aufsatzes über das Steuerwesen und die physiocratischen Grundsätze die Einrichtung desselben betreffend.

Was von der unrichtigen Classification beym System der Oekonomisten gesagt ist, daß ihr Genauigkeit sowohl als Vollständigkeit fehle, wenn man die Menschen in Hinsicht aufs Steuerwesen in die hervorbringende, arbeitende und besoldete Classe abtheilt, muß noch mit wenigem in näheres Licht gestellt werden. Es ist nicht genug, was zu sagen, man muß es auch beweisen. – So wie bereits gezeigt ist, daß alle nützliche Arbeiter überhaupt zur hervorbringenden Classe gezogen, und nicht davon abgesondert werden müssen, so ist noch anzumerken, daß der handelnde Theil und was davon abhängt, nicht eigentlich zur arbeitenden Classe in diesem Sinne gerechnet, sondern separat genommen werden müsse; weil er nichts hervorbringt und formet, sondern sich bloß mit dem Umtausch des Hervorgebrachten beschäfftigt. – Hinter den Besoldeten muß noch die Abtheilung der Capitalisten folgen, welche nicht füglich unter einer von den angegebenen Classen mit begriffen werden können, und doch bey der Besteurung ohne die größeste Ungerechtigkeit nicht frey ausgehen dürfen. Man würde dies nicht so genau nehmen, wenn diese Classification nicht den Hauptbeweis fürs ganze physiocratische System mit ausmachen sollte. In diesem Fall muß sie so genau als vollständig seyn; wie eine Definition, worauf eine Reihe von Schlüssen gebaut werden soll. In andern Fällen wird es weder mit der einen, noch mit der andern so strenge genommen.

Der zweyte Hauptgrund, welcher das ökonomistische Steuergebäude unterstützen soll, ist: der Landmann oder Landeigenthümer, welches hier für eins genommen wird, bezahlt den übrigen Classen allein ihre Arbeiten oder respectiven Besoldungen. Er hängt mit dem ersten zusammen, nach welchem behauptet wird, daß der Landmann der alleinige Hervorbringer ist, und daß die übrigen Classen gar nichts haben, als was sie von diesem erhalten. Diese Behauptung scheint sich zwar durch ein bekanntes Sprichwort zu bestäti-

gen, nach welchem der Bauer alle ernähren muß. Aber die Bestätigung durch ein Sprichwort ist nicht die stärkste, sonderlich in einer unrichtigen Deutung. Im Grunde will es wohl nichts anders sagen, als was wir bereits gesagt haben: der Landmann ist der nöthigste und nützlichste Arbeiter des Staats, ohne dessen Arbeit alle übrigen Arbeiten nicht seyn würden. Aber darum ist er nicht seine einige Stütze, so wenig als der alleinige Hervorbringer. Auf das Verdienst der Hervorbringung machen, wie deutlich gezeigt ist, alle übrigen Arbeiter, sonderlich die nützlichen, einen gegründeten Anspruch. Der Landmann sey der erste, und so man will der nützlichste; aber er ist darum doch nur ein Mitarbeiter. Seine angewandte Arbeit ist es eigentlich, die hier in Betrachtung kommt. Sie ist unentbehrlich; aber die Arbeit der übrigen ist es nicht weniger. Ja er würde seine Arbeit nicht einmal ohne die vorausgesetzte Arbeit von vielen übrigen verrichten können. Ohne Schmid läßt sich der Landbauer gar nicht, und ohne Rademacher und Zimmermann nicht füglich denken. Er giebt also und nimmt, so wie alle übrigen thun; und erhält so viel zurück als er gab. Nicht das was er gegeben hatte, wie von den Oekonomisten sehr unrichtig gesetzt wird, sondern was die andern durch sich hatten, und was ihnen als wahres Eigenthum angehörte. Arbeit für Arbeit, oder, so man lieber will, Produkt gegen Produkt, weil die Verwandlung und Form so die Arbeit gab das eigentliche Produkt macht. Der ganze Grund des Fehlers liegt darin, daß man den Landmann zum alleinigen Hervorbringer macht, und nicht, was er wirklich ist, als hauptsächlichen Mitarbeiter betrachtet. Das große und so verwikkelt scheinende Commercium der Menschen ist ein Tausch der Arbeit für Arbeit. Von diesem Punkt ausgegangen, löst sich der Faden am leichtesten, besser als durch die Hinwegdenkung des Geldes, welches als eine allgemeine Waare die übrigen alle repräsentiret, und also ein sehr bequemes Tauschinstrument wird, welches jetzt ganz unentbehrlich, und also nicht anders als durch eine nie zu realisirende Supposition weggedacht werden kann. Wenn man die Haut abzieht, so sieht man freylich die Muskeln am besten, aber nicht ihre wahre und natürliche Bewegung, sondern vielmehr Convulsionen, die ihre Entblößung verursacht. Ich sehe überhaupt nicht ein, warum man so weit ausholt, und auf den ursprünglichen Zustand des Menschen, bey seiner ersten und noch ganz einfachen gesellschaftlichen Verbindung zurückgeht. Er ist nicht mehr, und wird nie wieder seyn, wo die Gesellschaft sich weiter ausgedehnt, und dadurch neue vervielfältigte Verwickelungen hervorgebracht hat. Man nehme den Menschen wie er jetzt ist, und nicht wie er war, oder seyn könnte.

Wenn nun also, wie am Tage liegt, das ganze menschliche Commerz auf einem beständigen Umtausch der Arbeit ge-

gegen Arbeit, oder deren Produkten und Merkzeichen, welches das Geld ist, besteht, so folgt auch, daß ein Jeder der arbeitet und gearbeitet hat, ein wirkliches Eigenthum oder Besitzung, keinesweges aber ein bloß geliehenes, folglich auch für sich selbst was zu geben habe, das er nicht vom Landmann, sondern von sich selbst erhalten hat. So ist der Landmann nicht der Herr, sondern der Bauer der Erde, der seine Arbeit gegen die Arbeiten der andern vertauscht. So, und nicht anders ist die Sache, welche man mit einer leichten Drehung aus ihrer Lage verrückt, indem man den Landmann als alleinigen Hervorbringer, und die Erde als die alleinige Ernährerinn der Menschen annimmt. Aber sie ist auch eben so bald wieder hinein gerückt, wenn man sich alle Arbeiter als wirkliche Hervorbringer, und den Fleiß und Arbeit hinzu denkt, ohne welche uns die Erde sehr übel und einzeln ernähren würde. Der Bauer bearbeitet das Land als seinen Stoff, und der übrige Theil der nützlichen Arbeiter den ihrigen. Man muß hier hauptsächlich auf die Arbeit, als das Wesentliche bey der Sache, sehen. Ueberhaupt muß man nicht von einander trennen was natürlich verbunden ist, eben so wenig als man wirklich verschiedene Dinge mit einander vermischen muß.

Doch es war kaum nöthig so weit auszuholen, noch einen unrichtigen Satz bis aufs Innerste zu zergliedern, wenn man nicht Willens wäre ihn mit seinen eigenen Waffen zu bestreiten, und ohne sein blendendes Außenwerk darzustellen. Eigentlich war nichts mehr als eine simple Induction nöthig. Die Sache, wie sie da liegt, widerspricht der Behauptung genugsam, daß der Landmann den übrigen Ständen ohne Ausnahme alles giebt, und alle Arbeit wieder abnimmt und bezahlt. Wahrlich die sämmtliche Kaufmannschaft und Ouvriers, sonderlich die Künstler, oder alle die nur etwas ins Feinere arbeiten, würden sehr kläglich stehen, wenn sie sonst keinen Absatz oder Kundleute hätten. Der Handel des Landes mit den Städten sagt viel beym Debit der letztern; aber er macht bey weitem nicht das Ganze aus. Der Arbeiter nimmt vom Arbeiter und Kaufmann, dieser von jenem, und beyde vom Besoldeten und Capitalisten. Alles trägt hierzu von seiner Arbeit, Gehalt, Einnahme und dem Ueberschuß oder reinen Ertrag derselben bey; alles unterhält den ewigen Kreislauf dieses gegenseitigen Tauschhandels. Der Landmann ist, wie es der Augenschein lehrt, so wenig allein der Geber und Wiedernehmer, als er dazu im Stande ist, indem die Summe des Absatzes die Summe dessen, was er mit seiner Arbeit gewinnt, um ein Großes übersteigt. Dieser großen Evidenz ohnerachtet, kann man doch eine Erklärung ergrübeln, wie alles vom Landmann kommt und zum Landmann zurückkehrt, wenn man eben will, und es sich fest vorgenommen hat es so zu finden. Man nimmt einen Satz an der mehrentheils wahr ist, bauet einen andern darauf,

der beynahe eben so ist, und so immer weiter fort, bis endlich durch die schiefe Seite der Sätze die Schräge herauskommen muß die wir suchten, und die zum schiefen Winkel unsers Gebäudes paßt. So war der Geist des Systems in allen Facultätsfächern, und so dürfte er hoffentlich auch in dem neu eröffneten statistischen seyn. Ein jedes hat seine eigenen Manes.

Die Absicht des physiocratischen Systems und der davon versprochene Vortheil ist – eine leichtere und bequemere Erhebung der Steuren einzuführen, wobey das Lästige und Drückende, so der Consumtions- oder Accisefuß unvermeidlich mit sich bringt, ganz vermieden wird. Das ist aber auch alles. Weiter ist dabey nicht der geringste Nutzen für das Volk abzusehen, welches dadurch erleichtert und begünstigt werden soll. Das ist nun wohl etwas, und verdient dem Erfinder desselben sowohl, als seinen Anhängern, immer einigen Dank und den Ruhm eines guten Herzens, sonderlich wenn es in seiner Ausführung nicht zu viel bedenkliche Catastrophen macht. Eine gute Absicht ist immer zu loben, dann aber am meisten, wann sie nicht bloß Absicht bleibt, sondern sich auch gut ausführen läßt, und ihre Ausführungsmittel bey sich oder in der Nähe hat. Aber um eines Entwurfs willen, der zwar eine gute, aber doch keine weitere Absicht hat, als die Abgaben, nicht zu vermindern, sondern nur auf eine bequemere Art einzuheben, die einmal gemachte und nicht ohne Mühe in den Gang gebrachte Einrichtung abzuschaffen, und ein Land einer unabsehlichen Zerrüttung auszusetzen, ist wohl keinem Prinzen oder Finanzminister anzurathen, wenn es auch ein zweyter Titus oder Türgot wäre. Er muß bey seinen Veränderungen sorgfältig auf beyden Seiten und hinter seinen Rücken sehen, ne quid resp. detrimenti capiat. Umstände und Folgen werden oft bey der schärfsten Berechnung dennoch nachtheilig, und nicht leichter, als wenn die Sache ins Große und Allgemeine geht. Darum werden nicht gern von behutsamen Regenten und Ministern neue Einrichtungen gemacht, welche das Ganze betreffen, und den Gang der Staatsmaschine im Großen verändern, wenn auch größere Misbräuche und Unbequemlichkeiten dadurch abgestellt würden, als der bisherige Consumtionsfuß durch Accise und Zölle in der Erhebung bey sich führt.

Die Erhebung ist es auch allein was man gegen die Consumtionsteuer einwenden kann. Ohne die damit verknüpfte Unbequemlichkeit ist sie unstreitig die beste Art unter allen die öffentlichen Abgaben aufzulegen und einzusammeln, und der fixen Steuer, so auf die Grundstücke gelegt ist, bey weitem vorzuziehen. Aber auch mit derselben hat, unpartheyisch beurtheilt, diese Besteurungsart unter allen zur Wirklichkeit gebrachten sehr vieles voraus. Man wird mich vielleicht wegen dieser kleinen Lobrede für einen wohlbestallten Accise- oder Zolleinnehmer halten, der sein Handwerk vertheidigt.

theidigt. Aber ich bin bey der Accise nicht weiter als in dem Prädicament der Passion, und kenne ihre Unbequemlichkeiten sehr gut, und oft mehr als ich wünschte. Wenn ich im Thore halten und mich bis auf den Boden der Taschen durchsuchen lassen muß; wenn ich alle Waaren die mir geschickt werden versiegeln lassen, nnd nach dem Packhof schicken muß, um sie da öffnen und visitiren zu lassen, wenn ich meinen Kaffee oder Wein noch einmal so theuer bezahlen muß, als ich ihn eine halbe Meile weiter haben kann, wenn ich elenden Taback, zur Plage meiner Nase oder Gaumes, theuer einkaufen; wenn ich mich endlich von dem Accise- oder Zollofficianten nach allem Muthwillen chicaniren lassen muß, der mir aus einem dicken Folianten vom Tarif und neuerlichen Verordnungen vorsagt, was er Lust hat, – so läuft mir wohl einmal die Galle über, daß ich der ganzen Consumtionssteuer einen kräftigen Fluch gebe, und sie mit allen ihren großen und kleinen Dienern und Handlangern jenseit des Cap wünsche. Aber ich nehme ihn hurtig zurück, wenn ich mich nur ein wenig besinne, und mit einiger Kaltblütigkeit auf die Sache und aufs Ganze sehe. Ich finde, so bald ich meinen Unwillen nur in etwas verhaucht habe, daß ich, da einmal Steuren sind und seyn müssen, bey der Consumtionssteuer doch immer am besten stehe, und so frey bin, als man es in einer bürgerlichen Verbindung und unter einer monarchischen Regierung nur seyn kann. Ich taxire mich selbst, kann nach Belieben ausweichen, und so wenig geben als ich will, – wenn ich wenig consumire. Die Unentbehrlichkeiten sind gar nicht, oder nur leicht belegt, der hohe Impost trifft eigentlich den Luxus. Will ich diesem dienen, halb oder ganz, so muß ich mir auch gefallen lassen zu bezahlen. Bey einfacher Kleidung und frugalem Tische gebe ich nicht viel; will ich aber prächtig gekleidet und delicat gefüttert seyn, so ist es billig, daß ich meine Eitelkeit und verzärtelte Kehle versteure. – Auf diese Art bleibt noch ein kleiner Zaum für den Luxus. Ohne ihn ganz zu hemmen, welches schwer und auch nicht einmal rathsam seyn würde, wird er eingeschränkt; so wenig es auch seyn mag, ist es doch immer gut, daß es noch etwas ist. Und wider seine Natur wird er fürs öffentliche Wohl nützlich. Ein jeder kann seine Bedürfnisse und Genußkreis erweitern; aber da er mehr als sein Mitbürger genießen will, so wird er sich auch gefallen lassen, mehr als dieser zu bezahlen. Durch diesen Weg wird auch der Reiche und Große verhältnißmäßig mit Abgaben belegt, der sie sonst gern so unverhältnißmäßig als möglich entrichtet, und den Armen und Niedrigen allein zu tragen überläßt. Es ist nicht wohl ein ähnlicher Weg der angemessenen Proportion in den Auflagen mit aller Anstrengung der Erfindungskraft in Vorschlag zu bringen, vielweniger denn gangbar zu machen; und da das ist, und an der Gleichheit in der Besteurung so viel

 liegt,

liegt, so lassen wir uns gerne einige Vexationen auf demselben gefallen, die nicht füglich davon abgesondert werden können. Wir müssen die Hälfte, und weit über die Hälfte von unsern öffentlichen und privat Einrichtungen verdammen, wenn wir uns bey dem Guten so sie haben nicht auch das davon unabtrennliche Uebel gefallen lassen wollten. Etwas Verleugnung und Duldung muß der Patriotismus doch auch bewirken.

So weit muß es freylich nicht gehen als in Frankreich, wo die Plackerey so hoch gestiegen ist, daß die Art der Steuererhebung lästiger als die Steuer selbst und auch kostbarer wird, wenn man sonst gewissen Berechnungen glauben darf, nach welchen den Pächtern mehr als das Duplum der Summe von Paris und andern Städten gegeben wird, welche sie dafür dem Staat entrichten; die zügellose und übermüthige Gewalt ungerechnet, welche diese Blutsauger oben drauf ausüben. Sehr schlimm muß es wohl seyn, da man kein anderes Gegenmittel des Uebels als das Oekonomistensystem vorzuschlagen weiß. Gewiß es muß aufs äußerste gekommen seyn, wenn man keinen andern Ausweg als diesen äußersten weiß. Er beweist wenigstens so viel, daß man sich gar keine Hoffnung von Gesetzen mache, welche den Misbräuchen bey Erhebung der Accise und Zollgefälle Gränzen setzen. – Und wo es so weit gekommen ist, da hätte ich keine Lust mich mit der Steuerlegislation abzugeben, noch den Kopf mit Entwürfen zu zerbrechen, von welchen die guten gewiß am ersten unausgeführt bleiben.

Noch ein Vortheil den die Oekonomisten von ihrem System erwarten und sich zum Zweck machen, ist, – ein ganz freyer und durch nichts eingeschränkter Handel, der den Glücksstand der Nation, unter welcher er eingeführt wird, auf eine ungewöhnliche Höhe treiben soll. Alle Abgaben, wie sie Namen haben mögen, sollen auf die Grundstücke gelegt werden: mithin fallen Zölle, Accise, Transito, und wie sie weiter heißen, von selbst weg. Monopolien dürfen noch weniger seyn, folglich fallen die Contrebandegesetze, in so weit sie dieselben angehen, auch weg. Also steht dem Handel nichts mehr entgegen. Er wird ganz frey und offen, und das unfehlbarste Mittel seyn, die goldene Zeit ins Land zu bringen wo er blühet. – Diese Versprechungen sind groß und prächtig, allein, wie mich dünkt, ein wenig zu groß und rasch, um ihnen völligen Glauben beymessen zu können. – Sollte wohl ein ganz freyer Hande mit Bestand in einem Lande eingeführt werden können? Und wenn er es könnte, würde es ein Glück für alle Länder ohne Ausnahme seyn? – Ich zweifle an beyden, und hier sind meine Gründe.

Der freye Handel ist seit einiger Zeit die Lieblingsidee unsrer meisten Schriftsteller aus dem politischen oder statistischen Fache; und es ist nicht zu läugnen, daß sie in vielen Stücken großes Recht haben. Ein zu eingeschränkter Han-

Handel führt mancherley Nachtheil und Unbequemlichkeit für ein Volk bey sich. Es ist eine üble Lage, wenn man seinen Ueberfluß nicht wo und wie man will verkaufen, noch seine Bedürfnisse eben so einkaufen kann. Man ist genöthigt schlechte Waare für hohe Preise zu nehmen, und seine eigenen unter Preis zu verkaufen; das ist eben so schädlich als ärgerlich. Der Handel, wenn er blüht, macht ein Land reich, und beschäfftigt eine Menge von Händen. Und er blüht nicht, als wo er Freyheit hat. – Das ist wahr; aber es ist auch wahr, daß ein gegründeter Unterschied zwischen einem ganz freyen und offenen Handel, und zwischen dem zu machen ist, der nur bis auf einen gewissen Punkt frey ist. Gilt die Lieblingsidee von jenem, so dürfte sie wohl nur in die idealische Welt gehören. Wenigstens hat man noch davon in keinem Lande ein Beyspiel; denn was etwa eine oder andere isolirte Handelsstadt betrifft, wo alles Kaufmann ist, und der Handel alles macht, wie in Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig, diesen ansehnlichen Trümmern der vormals so mächtigen Hanse, so kann das, was bey ihnen gilt, auf einen Staat, so aus einem großen oder mittelmäßigen Lande besteht, nicht füglich angewandt werden. Die ganz verschiedenen Umstände machen hierin ein sehr verschiedenes Interesse; so, daß was von jenen zugegeben werden muß, bey diesen ohne Bedenken verneint werden kann. In den übrigen Staaten von Europa, welche eigentlich so genannt werden können, ist der Handel nirgends ganz frey, sondern hat überall seine Einschränkungen, selbst in den freyen und so stark handelnden England und Holland. Auch hier sind, wie jedermann weiß, Zölle, Abgaben, Monopolien und contrebande Waaren. In Ländern, wo der Handel aufs höchste getrieben, und als die erste Angelegenheit des Staats betrachtet wird, sollte man, dächte ich, doch wohl wissen, was ihm gut und schädlich ist; und in welcher Verfassung er zur öffentlichen Wohlfahrt am meisten beyträgt. Da er nun hier nicht ganz frey ist, so kann man mit ziemlicher Sicherheit schließen, er könne es überall nicht seyn, sondern müsse gewisse Einschränkungen haben, ohne welche er selbst so wenig, als der Staat, wo er eingeführt ist, bestehen kann. Etwas Grübeley wird uns weiter, und auf den Grund führen. Die Balanz des Handels ist schwankend, und neigt sich bald auf diese bald auf jene Seite. Das geht nun zwar eine einzelne Stadt, die bloßer Handelsplatz ist, wenig an, wenn sie ihre Kundleute sonst nicht verliert; einen Staat aber, der mehr als bloßer Stapel ist, sehr viel. Seine Regierer müssen sorgfältig beobachten, ob die Handelsbalanz gegen ihn ist, und ob er mehr Importen als Exporten hat. Ist dieses, so ist es Zeit dem Strom einen Damm vorzuziehen, damit er nicht alles überschwemme, und den Handel durch Gesetze einzuschränken, damit er nicht ein landesverderblicher Passivhandel werde, der statt der gehofften goldenen

denen Zeiten nicht einmal bleyerne übrig läßt. Mehr als Ein Staat ist davon ein sehr redender Beweis, und in Deutschland, wo so viele Länder sind, die sich durch Exporten nicht sattsam entschädigen können, und wo die Begierde nach dem Fremden und Ausländischen eine Art von Seuche ist, werden gemäßigte und wohl abgemessene Schranken des Handels mehr als irgendwo nöthig.

Ueberdem möchte ich wohl das Spectakel bey einem Volk sehen, welches nach vorherigen engen Einschränkungen auf einmal einen ganz freyen Handel erhielte, wenn es nicht sündlich wäre, etwas das unsern Nebenmenschen schädlich ist auch nur zu wünschen. Der Strom des Luxus würde sich, wie durch aufgezogene Schleusen, unter dasselbe stürzen, und alles überschwemmen. Die kurze Herrlichkeit würde sich bald auf eine traurige Art enden. Mit Freuden verarmen ist zwar der beste Weg, wenn es ja einmal verarmet seyn soll, aber es ist doch immer verarmet, und am Ende dieselbe Misere. Ich weiß nicht, ob ein Volk, das von dem strengsten Despotismus auf einmal zur vollkommensten Freyheit gelangt, wunderlichere Sprünge machen könnte, als dasjenige, welches nach enger Einschränkung auf einmal die völlige Freyheit des Handels erhielte, im ersten Taumel des Luxus uns zeigen würde. – Doch man macht die Schädlichkeit des Luxus von neuem zu einer sehr bestrittenen Präjudicialfrage, und also kein Wort mehr von diesem Capittel.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

So leicht es in unsern Tagen ist, rothes und andere Arten von gefärbtem Siegellack zu machen, eine so schwere Sache ist es doch, ein blaues Lack zu erfinden, das sich, wie das rothe, beym Lichte gehörig auftragen läßt, seine Farbe behält, und von dem Papier nicht herunter geht, ohne dasselbe mit abzureißen. Es ist daher die Erfindung desselben von je her für eine wichtige Sache in der Chymie gehalten worden. Da ich nun nach einigen Versuchen so glücklich gewesen bin, ein solches Lack zu machen, so bitte ich um folgende Nachrichten. 1) Ob schon vor mir jemand diese Erfindung gemacht? 2) Ob? und wo darauf eine Prämie gesetzt sey? 3) Wo die Nachricht von dieser Prämie sich finde?

Schöningen.

J. C. C. Dehne, Dr.
auch Stadt- und Landphysicus.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Montag, den 22ten Junius 1778.

Fortsetzung des Aufsatzes über das Steuerwesen und die physiocratischen Grundsätze, die Einrchtung desselben betreffend.

Aus dem was bisher gesagt ist, wird man, ohne einen Geist der Weissagung zu brauchen, das Resultat der angestellten Untersuchung vorher sagen können. Es wird nach demselben nicht vortheilhaft für das untersuchte System ausfallen können; und kann es so viel weniger, da sich noch außerdem verschiedene Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten gegen dasselbe hervorthun, die von großer Erheblichkeit sind, und welche die Vertheidiger und Freunde desselben nichts weniger als durch das dafür gesagte gehoben haben. Wir wollen die beträchtlichsten davon anführen. Gleich anfangs fällt die enorme Ungleichheit und Prägravation des einen Standes vor dem andern außerordentlich auf. Der Landmann oder Landeigenthümer soll alles, soll die ganze Last allein tragen. Die übrigen sollen nichts tragen, sondern ganz frey ausgehen. Wie kann sich eine solche Steuereinrichtung empfehlen, die gegen einen der ersten und natürlichsten Grundsätze so gröblich verstößt? Verhältnißmäßige Gleichheit gehört, wie oben gesagt ist, wesentlich zu einer guten Steuerverfassung. Da alle Glieder eines Staats nicht nur alle den Schutz und Sicherheit einer bürgerlichen Gesellschaft und Regierung genießen, sondern nach der Größe ihres Eigenthums davon so viel mehr Vortheile genießen als andere, deren Besitzungen geringer sind, so ist nichts billiger, als daß auch alle nach dem Maaß ihres Vermögens dazu beytragen. Die Oekonomisten sagen zwar, das geschieht vom Landeigenthümer mit Recht, weil er allein der wahre Besitzer ist, die andern aber nur scheinbare sind. Er giebt so alles bereits durch einen Umweg allein, da Niemand als er im Grunde was zu geben hat; und leidet also durch den geraden Weg nicht mehr als durch den krummen. – Aber diese gekünstelte Wendung und sophistische Ausflucht ist bereits vorhin widerlegt, und widerlegt sich, wenn man auch nichts dagegen sagt, durch den Augenschein. Es ist ja sichtbar genug, daß die übrigen Stände außer dem Landmann auch wirkliches Eigenthum,

und mehr als dieser haben, der doch der einige wahre Besitzer seyn soll. Sie haben den Ueberschuß von ihrer und ihrer Vorfahren Arbeit, Fleiß und Geschicklichkeit, welche eigentlich das wahre Capital eines Volks ausmachen. Dieses mir aus den Augen und Händen wegzusubtilisiren, dazu gehört des Anaxagoras Dialectik, der vormals den Schnee mit Gewalt schwarz argumentiren wollte. Mit ähnlichen Gründen bewies mir einst der fetteste Mönch eines reichen Klosters die gelübdmäßige Armuth seines Ordens, ohne daß er mich überzeugte, so scotistisch überfein auch seine Argumente und Distinctionen waren. Ich sorge, der Oekonomist wird mit seinen künstlichen Soriten kein besseres Glück haben, und keinen armen Bauer überzeugen, daß er Alles, und der reiche Städter Nichts habe, als was er ihm zu geben gut findet. Er wird lächelnd den Kopf schütteln, sich hinter den Ohren kratzen und sagen, ich wollte daß es wahr wäre!

Der Landbau ist unstreitig das einträglichste Gewerbe, für den Staat sowohl als den Privatmann. Aber wer ihn nur obenhin, oder nach Abstractionen aus gewissen Grundsätzen, einzelnen Fällen oder Localitäten kennt, wird ihn doch um ein Großes einträglicher annehmen, als er in der Wirklichkeit ist. Das rührt hauptsächlich daher, weil er ihn im Großen und in der Freyheit betrachtet. Im Großen ist der Ertrag jedesmal größer, und ein Landwirth der Gelegenheit hat seinen Ackerbau auszubreiten, wird allemal mehr dabey gewinnen, als wer sich genöthigt sieht ihn im Kleinen zu treiben. Hundert Erfahrungen bestätigen dieses, und die Ursach davon liegt nicht tief. In großen Wirthschaften kann mehreres zugleich besser, und mit eben den Kosten welche die kleinern erfordern, betrieben werden. Eins bietet hier dem andern besser die Hand. Große Landgüter, von guten Landwirthen verwaltet, und in einer fruchtbaren Gegend belegen, können durch ihren Ertrag nie einen richtigen allgemeinen Maaßstab fürs Ganze geben. Eben so wenig ist es ganz wahr, daß die Stärke des Capitals, so in die Cultur gesteckt wird, die Stärke des Ertrags bestimmt. Dieses kann nicht in einer beständigen Progression, sondern nur bis auf einen gewissen Punkt fortgehen, über welchen hinaus es ohne Nutzen und oft schädlich ist. In sehr fruchtbaren Jahren gewinnt der gute und fleißige Landbauer weniger als der mittelmäßige und schlechte, weil sich sein Getreide überwächst und wenig Körner bringt. Die großen Landeigenthümer oder Pachtbeamten nennen deshalb solche Jahre *Baurenjahre*, weil sie für die schlechtere Cultur dieser vortheilhafter als für ihre bessere sind. Ferner wird der Landbau in der Freyheit von den Auflagen und mancherley Dienstpflichten betrachtet, die er doch nur zum kleinsten Theil hat. Freygüter, deren es, gegen die Dienstpflichtigen gerechnet, nur wenige giebt, können nicht zum Maaßstab des Ertrages dienen. Man muß

muß die Sache ohne Fiction und Vergrößerung so nehmen, wie sie da steht, und nicht im Großen und Ganzen, wenn man es ändern kann; am wenigsten aber nach dem Total ganzer Länder, wie z. E. bey England in des Herrn Prof. Mauvillon Berechnung geschehen ist, weil da leicht etwas verfehlt wird, so sie falsch und unrichtig macht. Besser ist es in kleinen oder mäßigen Theilen, welche hernach, zusammen gestoßen, leicht das Ganze formiren, und durch eine bessere Uebersicht nicht so bald Fehlschlüsse oder starke Rechnungsirthümer befürchten lassen. Wir wollen also ein kleineres contribuables Grundstück in unserm Vaterlande nehmen, und darnach die Berechnung des reinen Ertrages machen, so beym Landbau zu hoffen ist. Einen deutschen Morgen, von ungefähr 180 rheinländischen Quadratruthen, in einer guten Lage, etwa im Magdeburgischen oder Halberstädtischen, der aber nicht zu Gartengewächs gebraucht wird: denn dies macht eine Ausnahme, und kann nicht zur Regel dienen. Es ist bekannt, daß in diesen Provinzen der Boden und Landbau mehrentheils gut, und dieser fast so hoch getrieben ist als er steigen kann. Eine Berechnung nach Körnern geht hier nicht wohl an. Sie ist besser im Großen applicabel als im Kleinen, weshalb sie auch nur bey Verpachtung der Kammergüter gebraucht, und zur Grundlage genommen wird. Eine Berechnung der Culturkosten, als der Einsaat, des Düngers und der Pflugarten wäre bequemer, aber wegen der sehr abweichenden Preise des Fuhr- und Pfluglohns ist sie zu schwankend: denn nach der landüblichen Taxe der Meliorationen und Pflugarten kann man deswegen nicht gehen, weil man es dafür im freywilligen Handel, und wo keine gerichtliche Auseinandersezzung die schwere Hand darauf legt, nirgends haben kann. Der geradeste und sicherste Weg ist, die Pacht für einen solchen Morgen zum Fuß seines reinen Ertrages zu nehmen. Bey dem ewigen Schwanken der steigenden und fallenden Preise giebt sie vom gegenwärtigen Verhältnisse den richtigsten Maaßstab, der zwar nicht ganz genau, aber doch so genau ist, wie man ihn im gemeinen Leben und bey Berechnungen von dieser Art nöthig hat. Er wird überall bey der Preisbestimmung eines Grundstücks angenommen, und kann dabey auch eben so gut oder besser gelten, als ein gerichtlicher Anschlag ad eruendum verum pretium. Die Jahrpacht eines solchen Morgens ohne Abzug der darauf haftenden Lasten an öffentlicher Steuer ist im Durchschnitt höchstens 1 Rthl. 16 ggr. oder 1 Rthl. 20 ggr. wenn er zehntfrey ist, welches aber so selten ist, daß dieses nicht in die Regel der Berechnung gehen kann. Bey diesem Pachtpreise hat der Pächter nicht viel mehr als sein Arbeitslohn. Der wenige Ueberschuß guter Jahre und Getreidepreise wird billig gegen das Risico abgesetzt. Die festgesetzten öffentlichen Lasten und Steuren von einem solchen Morgen betragen jähr-

jährlich wenigstens 18 bis 20 ggr. – Hierbey sind die übrigen bestimmten und unbestimmten Leistungen des Landmanns, an Frohn- und Gemeinde-Hand- und Spanndiensten, Kriegsfuhren, Vorspann u. d. gl. nicht mit in Anschlag gebracht, weil sie mehr auf den Arbeitsverdienst des Landmanns, als auf den Ertrag des Ackers gelegt scheinen. Indessen liegen sie immer auf dieser Classe, und sind für sie im Ganzen drückend, daher auch in der Berechnung des Ganzen allerdings Hinsicht darauf zu nehmen ist. Der Nutzen aus der Viehzucht ist in Ländern, wo der Kornbau ergiebig ist, von keiner großen Bedeutung. Die Viehzucht ist da mehr nothwendig als einträglich, und mehr um des Ackers als ihrer selbst willen ein beträchtlicher Theil der Landwirthschaft. Arbeit, Futter, Hüterlohn und Viehsteuer, die besonders davon gegeben wird, abgerechnet, dürfte der Ueberschuß wohl nicht groß seyn. Wenigstens nicht so groß, daß er auf einen erpachteten Morgen mehr als eine unbedeutende Kleinigkeit ausmachen könnte; die ohnehin durch ähnliche Leistungen leicht compensiret werden kann, wenn man scharf rechnen will. Dieses aber nicht zu thun, und die runde Summe nicht zu verderben, mag es dabey bleiben. Also bleiben in der Regel 20 ggr. übrig, die als reiner Ertrag und Ueberschuß dem Eigenthümer zugehören; woran aber leicht noch etwas durch Remissionen und extraordinaire Abgaben abgehen kann, wenigstens im Durchschnitt abgehen muß. Doch auch das mag in die Rechnung gehen, damit sie nicht zu scharf scheinen möge.

In gedachten Provinzen, woraus wir den berechneten Morgen Acker zum Ideal geborgt haben, betragen die Consumtions- Zoll- und Transitogefälle etwas mehr als die Landsteuer in ihrem vollkommensten Umfange. Doch wir wollen dieses Etwas wieder einwerfen, ob es gleich ein Ansehnliches ausmacht, und nur eine gleiche Summe annehmen, wie wir mit der größten Gewißheit können. – Nach dieser Berechnung müßte der Landeigenthümer also von dem Morgen 1 Rthlr. 16 ggr., folglich gerade so viel geben müssen, als er davon zu erheben hat, wenn er nach dem System der Physiocraten alles allein geben sollte. Wenn nun beyde sich gleich sind und die Rechnung gleich aufgeht, welches man ohne alle Furcht des Entgegengesetzten annehmen kann, so hat der arme Eigenthümer doch gar nichts. Sein Morgen Acker hat gar keinen Werth, und sein dafür bezahltes Capital ist verloren. Was von diesem Morgen gesagt ist, das gilt von allen von der ersten bis zur letzten Classe. Wo die Steuer geringer ist, da ist auch die Pacht und Ertrag geringer, so daß es am Ende auf eins hinaus kommt. Beym ganzen Landbau bliebe also nichts als ein kümmerliches Arbeitslohn, und der Landeigenthümer würde also sein eigener Pachtbauer. Ob dieses nicht die schrecklichste Prägravation sey die sich denken läßt, und ob der Landmann, der so

kaum bestehen kann, dadurch nicht in kurzem, und mit ihm der ganze Landbau zu Grunde gehen müsse, – das, dünkt mich, ist keine Frage die einigen Zweifel zuläßt.

Diese Berechnung hat ihre vollkommene Richtigkeit, und ist nicht nur nicht zu hoch, sondern in Ansehung der Prästanden eher zu niedrig gemacht: Sie beruht nicht auf Annahme oder muthmaßlichen Voraussezungen, sondern hat sichere Data zum Grunde, für deren Richtigkeit und Authenticität man einsteht. Sie ist wenigstens ungleich zuverläßiger als die, welche der Herr Prof. Mauvillon a) dem Herrn Young und seiner Berechnung entgegen stellt, womit dieser in Ansehung Englands dargethan hatte, daß die Landtaxe, wenn nach dem System der Oekonomisten alle öffentliche Abgaben auf die Ländereyen gelegt werden sollten, den Ertrag noch übersteigen, mithin impracticabel, und für die Landeigenthümer schlechterdings verderblich seyn würde. Dieser starke Einwurf hatte die französischen Physiocraten in die größte Verwirrung gesezt, und Herr Freville weiß nichts darauf zu antworten, sondern weicht ihm unter der Bedeckung einiger rhetorischen Declamationen aus. Der Herr Prof. Mauvillon will diesen Fehler verbessern, und hat es seiner Versicherung nach mit so gutem Erfolg gethan, daß er seinen Gegner vollkommen und so widerlegt hat, daß er auf diese Widerlegung und entgegengesezte Berechnung den Triumph seiner Sätze unbezweifelt bauet b). – Nicht weil diese Gegenrechnung fürs Ganze und die durchgängige Applicabilität des Systems entscheidend wäre, (denn das kann sie wohl nicht seyn, da sie partial ist, und was von einem Lande gilt, darum nicht von allen gelten kann,) sondern, weil der Herr Prof. von seinen Behauptungen so überschwenglich erbauet ist, wollen wir diese triumphirende Berechnung ein wenig in der Nähe beleuchten, und die siegenden Beweise untersuchen worauf sie beruhet.

Nach des Herrn Youngs Calculation, welche S. 104. der Abhandlung von öffentlicher und privat Ueppigkeit steht, würden bey Einführung des ökonomistischen Systems die Abgaben den Ertrag der Ländereyen in England um 4 Pence auf das Pfund Sterling übersteigen. Diese Inconvenienz, welche zu sichtbar und auffallend ist, hebt der Herr Professor, mit der Versicherung die er seinen Gründen voran schickt, daß dem ohnerachtet die engländischen Landeigenthümer sich ohngefähr in denselben Umständen, worin sie anjezt sind, befinden würden, wenn sie auch alle 10,200,000 Pfund, worin nach der Youngschen Berechnung die sämmtlichen Abgaben von England bestehen, ganz allein entrichten müßten, folgendergestalt: Erstlich nimmt er an, daß der Cataster, welcher die reine Einnahme und nach derselben die Auflage der Län-

a) In seiner Abhandlung von der öffentlichen und privat Ueppigkeit. S. 114.
b) S. Seite 114.

Länderenen bestimmt, gewaltig falsch sey, und daß wenigstens ein Drittheil mehr am wirklichen Ertrage als hier gesetzt worden angenommen werden müsse. Zum Beweise wird das Alter dieses Catasters, welcher sich noch aus dem vorigen Jahrhundert herschreibt, und die seitdem geschehenen unendlichen Verbesserungen des Ackerbaues gebraucht. Es wird nicht geleugnet, daß hieran was Wahres, und das angenommene Verhältniß seit dem vorigen Jahrhundert merklich verrückt seyn kann. Aber ob es um ein ganzes Drittheil zu niedrig angesetzt ist, das ist eine andere Frage, die wenigstens vom reinen Ertrag nicht geradezu bejahet werden kann. Die Cultur der Aecker ist seit der Zeit in England höher gestiegen, aber denn auch zugleich die Kosten, welche erst abgesetzt werden müssen, ehe man den Zuwachs des reinen Ertrags bestimmen kann. Die Verbesserung des Ackerbaues geht nicht ins Unendliche, sondern, wie alle Dinge dieser Welt, nur bis auf einen gewissen Punkt. Ein Drittheil mehr ist mit Absatz der Kosten zu viel angenommen, wenigstens im Ganzen. Es giebt Länderenen die keine große Verbesserung zulassen, wie z. B. Sand- und Heidegegenden, und auch schlechte Landwirthe mit unter, welche in der Berechnung von den guten übertragen werden müssen. Zu einem siegenden Beweise kann diese Behauptung nicht eher gebraucht werden, als bis sie durch eine genaue Nachweisung vom Ertrage der Länderenen zur Zeit des verfertigten Catasters, und zu den gegenwärtigen nach Abzug der vermehrten Culturkosten berichtiget ist. Bis dahin gilt sie nur als eine bloße Annahme, oder höchstens als eine halb wahrscheinliche Vermuthung, und kann, da sie zu schwankend ist, wohl nicht als ein stabiler Beweis angenommen werden.

Der zweyte Beweisartikel, welcher in den verminderten Culturkosten gesucht wird, ist noch weniger als der erste statthaft. Diese sollen durch die aufgehobenen Zölle und eingeführten gänzlich freyen Handel, welche die Waaren angeblich so wohlfeil als möglich machen müssen, wenigstens um Ein Viertheil vermindert werden. Aber dieser Beweis beruht einmal auf der Voraussetzung, daß die Waarenpreise so weit herabsinken würden, welches, so lange es nicht durch Erfahrungen bestätigt ist, bloße Speculation bleibt, auf deren Credit man nicht gern ein Project weiter annimmt, da man so oft durch scheinbare Vorstellungen hintergangen ist. Ferner, wenn man auch das Fallen der Waarenpreise auf Glauben annehmen will, so folgt daraus noch nicht, daß die Culturkosten der Aecker sich um eben so viel verringern müssen, als jene gefallen sind. Die Sachen welche der Ackerbau als wesentlich nothwendig erfordert, haben keine große Verbindung mit Zöllen und Handelsfreyheit. Sie sind überall so niedrig impostirt, daß durch das Daseyn oder Vernichtung der darauf liegenden Steuren kein merklicher Unterschied erwächst. Die meisten kommen

men aus der Landwirthschaft unmittelbar selbst, und müßten, wenn alle Abgaben auf dieselben gelegt würden, vielmehr steigen als fallen. Korn, Vieh, Holz, Eisen, Leder, machen das Vornehmste beym Ackerbau aus, und hierauf haben Zölle und Comsumtionssteuren zum Theil gar keinen, oder doch nur fast unmerklichen Einfluß. Der Lohn der Arbeiter beym Landbau reguliret sich nach den Getreidepreisen, und da diese bey der neuen Steuereinrichtung eher steigen als fallen müssen, so ist hier kein Gewinn für den Landmann zu hoffen. Also fiele das davon zu gute gerechnete Viertheil weg, und könnte auch nicht einmal nach einer wahrscheinlichen Speculation angenommen werden.

Beyläufig wird noch erinnert, daß das, Seite 116. als ganz ausgemacht gesetzte Verhältniß der Landbaukosten und des reinen Ertrags nichts weniger als richtig sey. Der reine Ertrag des besten Stücks Landes, kömmt nie den darauf gewandten Culturkosten gleich, und um so viel weniger, je besser die Cultur ist. Der Beweis durch eine detaillirte Berechnung wäre leicht, aber er ist überflüßig, weil er kürzer, und mit eben der Evidenz geführt werden kann. Die Pacht eines guten Morgens im Magdeburgischen und Halberstädtischen, Anhältischen und Hildesheimischen, ist im Durchschnitt etwa 1 Rthlr. 16 ggr., welche ohnstreitig höher steigen müßte, wenn der reine Ertrag den Bearbeitungskosten gleich käme. Wer im Kleinen (denn im Großen läßt sich kein Pächter darauf ein,) Gelegenheit findet, seine Aecker um die halbe Ernte zu verpachten, so daß der Verpächter die halbe Einsaat und den gemachten Dünger giebt, der schätzt sich sehr glücklich, und nur wenigen wird es so gut sie zu erhaschen. Sie zeigt sich bloß da, wo der Acker nicht häufig ist, und die Pachten gesucht werden. Der reine Ertrag, wenn er am höchsten steigt, bleibt nach aller Erfahrung Ein Drittheil unter den aufzuwendenden Culturkosten. Wo der Boden schlecht ist, kann man die Hälfte annehmen. Das Viertheil welches dem Landeigenthümer hiedurch zu gute gerechnet ist, fiele also auch weg, mithin möchte es wohl so ziemlich bey der Youngschen Berechnung bleiben.

Die Hoffnung der wohlfeilern Waarenpreise, worauf der überladene Landmann verwiesen wird, ist ein Trost, der in Ermanglung eines bessern hervorgesucht wird, und als leidige Tröstung gelten mag, als Beweis aber nicht wohl gelten kann. Sie hat viel Aehnliches mit der Hoffnung besserer Zeiten, worauf unsere Groß- und Aeltervåter bereits gerechnet, und manches Glas auf ihre baldige Ankunft geleeret haben, ohne daß wir sie um einen Schritt näher merkten. Sie scheinen uns im Gegentheil, gleich einigen Planeten, vielmehr oft rückgängig zu werden. Es mag, wie hier, ein Gesichtsbetrug, und das Bild überhaupt nicht völlig auf die gemachte Hoffnung der wohlfeilen Zeiten anzuwenden seyn. Aber wenn diese auch durch die aufgehobenen Zölle und Accise kom-

kommen sollten, so kommen sie doch nicht so, daß sie den überladenen Landeigenthümer entschädigen: und gewiß auch erst spät, wenn er bereits zu Grunde gerichtet, und keiner weitern Hülfe mehr fähig ist. Die meisten Consumtibilien, welche der Landbewohner braucht, nimt er aus seiner Wirthschaft. Er ist ein verlorner Mann, wenn er seinen Genußkreis zu sehr erweitert, und viel aus der Stadt braucht. Was er noch etwa hier zu nehmen genöthigt ist, besteht wenigstens aus solchen Sachen die nur leicht impostiret sind. Einländische Manufakturwaaren geben beynahe gar nichts. Drey Pfennig vom Thaler, nach Brandenburgischem Tarif. Und diese gebraucht er allein zu seiner Kleidung. Es ist hier die Rede bloß vom gemeinen Landmann, welcher der größte Theil, und auch gewöhnlich der contribuable Landeigenthümer ist. Ausländische Waaren, das stärkste Object der indirecten Besteurung, kommen wenig an ihn, außer im Fall des Luxus, der in den Hütten des Landmanns am schädlichsten wohnt. Folglich kann die Entschädigung nicht groß seyn, die ihm hier zu gute kommt, und ist von so viel geringerer Wirkung, da sie nach dem gewöhnlichen Gange der menschlichen Dinge nicht anders als spät kommen kann. Man nimmt etwas an das gegen alle Erfahrung streitet, wenn man annimt, daß sich das Steigen und Fallen der Waarenpreise, wie das Steigen und Fallen eines flüßigen Körpers in verschiedenen mit einander verbundenen Röhren, verhalte. Sie steigen und fallen wie dieser, aber weder nach einer so genauen Horizontallinie, noch auch so rasch und gleichzeitig. Allmählig und erst durch den Druck der Zeit kommen sie in eine verhältnißmäßige Stellung. Der Kaufmann, welcher die Veränderung der Preise für die eigentliche Profitsepoche hält, wird sich mit der Herabsetzung nicht übereilen; und an Ausreden wird es ihm nie fehlen. – Er hat noch eine Menge von versteuerten Waaren in seinem Lager, die er erst los seyn muß. – Die Waaren sind auswärts aufgeschlagen, die Assecuranz oder das Agio ist gestiegen u. s. w. Der Handwerker und Künstler wird noch unwilliger und hartnäckiger seyn als der Kaufmann. Er ist seinen Arbeitslohn so lange gewohnt, daß er ihn als ein fixes Gehalt ansieht, welches seiner Meynung nach schon so gering genug ist, und von welchem ihm ohne offenbare Ungerechtigkeit nichts abgenommen werden kann. Niemand will, nach einer durchgängigen Erfahrung, herabsteigen. Kann er sich zu keiner höhern Stuffe hinauf arbeiten, so hält er sich doch mit äußerster Sträubung auf der wo er steht, und der Ouvrier, dem sein Arbeitslohn herabgesetzt werden soll, wird immer glauben, daß er herabsteigen müsse, und sich durch keine Berechnung, die ihm vielleicht auch zu fein und zu verwickelt ist, von seiner Meynung abbringen lassen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Freytag, den 26ten Junius 1778.

Schluß des Aufsatzes über das Steuerwesen und die physiocratischen Grundsätze die Einrichtung desselben betreffend.

Alles mögliche zum Besten des physiocratischen Systems, und Hoffnung niedriger Waaren- und Arbeitspreise angenommen, wird man doch erst Jahre verfließen sehen, ehe Alles ins verhältnißmäßige Gleichgewicht zurückfällt. – Was soll in dieser Zwischenzeit aus dem armen Landmann werden? Der Vorschuß den er wenigstens thun muß, und der in die Millionen geht, wird ihn, wo nicht ganz zu Grunde richten, doch ohnfehlbar so sehr entkräften, daß er auf lange Jahre außer Athem und Stand gesetzt wird, den Acker gehörig zu bauen, weil er die Culturkosten nicht bestreiten kann.

Was noch gesagt werden könnte, und von Herrn Prof. Mauvillon nicht gesagt ist, wäre – die Preise des Getreides und übrigen Erdprodukte müßten und würden steigen, und den Landmann entschädigen. Irre ich nicht, so ist dies Argument mit Fleiß verschwiegen, weil es eben so viel gegen als für das System beweiset. Es ist zu sichtbar, daß dieser Erfolg, der doch so natürlich und unausbleiblich scheint, den geringern Theil des Volks durch eine ewige Theurung zu Grunde richten würde, an dessen Erhaltung dem Staate so viel liegt. Die unentbehrlichen Bedürfnisse des Lebens müssen in einem wohl geordneten Staate nie theuer seyn; und eine Policey, welche dieses nicht aus allen Kräften verhindert, ist in ihrer ersten oder zweyten Kindheit. Aber das Mittel wodurch beym physiocratischen Steuerfuß die Theurung verhindert werden könnte? Der Landmann, von welchem man die Hälfte mehr als bisher nimmt, wird sich nicht nur berechtigt, sondern auch genöthigt glauben, so viel wieder zu nehmen als man von ihm nahm. Dieser Gang der Preiserhöhung ist sehr natürlich, und weit eher als der umgekehrte, der Herabfall der kaufmännischen Waaren und des Arbeitslohns, zu erwarten.

Man sieht hieraus, wie sehr die Rechnung ohne den Wirth gemacht ist, nach welcher der englische Landeigenthümer beym ökonomistischen System besser als bisher stehen, und statt der gegenwärtigen $17\frac{1}{3}$ Schilling $22\frac{2}{3}$ Schilling

an Pacht genießen soll. Eine Versprechung die sich bereits durch ihre Magnificenz um allen Glauben bringt. Ich zweifle also billig, ob sich Herr Young dadurch völlig widerlegt und so besiegt halten wird, daß er einen Triumph über sich zugiebt. Indessen mag ers halten wie er will: ich habe diesen Punkt nur, wie gesagt, im Vorbeygehen berühren, und zeigen wollen, daß eine Berechnung nicht immer so felsenfest steht, wie man behauptet, und daß nicht alles Gesagte darum unwiderlegliche Wahrheit ist. Uebrigens geht mich England, und was darin thunlich oder unthunlich ist, nicht an. Von unserm deutschen Vaterlande, sonderlich demjenigen Theil welchen ich örtlich kenne, getraue ich mir aber dreist zu behaupten, daß in demselben das physiocratische System schlechterdings für die Classe des Landmanns verderblich, und so prägravirend sey, daß er dadurch ohnfehlbar erdrückt wird. Wenn aber Jemand mein **allgemeines** Glaubensbekenntniß von dieser Steuerhypothese verlangt, so bekenne ich offenherzig, daß ich ein gleiches von allen übrigen Ländern **glaube und dafür halte**, weil in allen Ländern eben die Abtheilung der Bürger, und beynahe eben dasselbe Verhältniß der verschiedenen Classen ist. Diese Prägravation, welche so groß und sichtbar ist, und gegen den Begriff eines wohl eingerichteten Steuerwesens so direct streitet, ist indessen nicht die einige Schwierigkeit, welche sich beym System der Oekonomisten hervorthut. Wie wird es mit dem freyen Landeigenthümer gehalten werden? Soll er frey ausgehen wie bisher, oder soll er, wie der contribuable, belegt werden? – Der Herr Prof. Mauvillon hat zwar diesen Punkt in sofern vorläufig entschieden, daß er meynt: „weder die Geistlichkeit noch der Adel werde sich entziehen von ihren Länderenen gleich den übrigen zum gemeinen Besten beyzutragen.„ Aber er scheint hiebey an den Eingriff ins Eigenthumsrecht nicht gedacht zu haben, der hier etwas stark und fühlbar ist. Soll das Eigenthumsrecht heilig und unverletzlich seyn, wie die Herrn Physiocraten überall annehmen und laut behaupten, so muß es dieses auch für ein jedes Glied des Staats ohne Ausnahme seyn; und das Uti possidetis für alle und jede, weß Namens und Standes sie sind, gelten. Zwar wenn JCtisches oder statistisches Subtilisiren gilt, so ist kein Mensch bey dem Seinigen sicher. Mit dem Besten des Staats, im feinen und gehörig eingekleideten Misbrauch, will ich einen Jeden von Haus und Hofe argumentiren, und dabey wie ein Menschenfreund und Patriot aussehen: sonderlich wenn man den tröstlichen statistischen Grundsatz dabey zu Hülfe nimmt, „**daß dem Staat nichts daran abgehe, in wessen Händen ein gewisses Vermögen sey.**„ Wenn der Herr Prof. Mauvillon diesen höchst bedenklichen Satz S. 35. so dürre und ohne Einschränkung behauptet, hat er vermuthlich vergessen, daß er nur zum Theil, und mit sehr engen Restrictionen wahr und

und applicabel seyn könne. Wenn er, wie oft geschieht, unter dem Staat nur **das regierende Haus** versteht, und zwar ein solches Haus, welches mehr den Nutzen in Betrachtung zieht, den es von seinen Unterthanen hat, als die Pflichten der Regentschaft die das Volk von ihm mit Recht erwartet, so hat er völlig Recht. Auch hat er nicht Unrecht, wenn er den Staat im Stande dringender Bedürfnisse und Noth nimmt, welcher Opfer erfordert. Allein man muß mit dem Opfermesser nicht zu faustfertig seyn, und keine dringende Bedürfnisse machen, sondern vielmehr erwarten, und wo sie auch sind, erst die gelindesten Mittel versuchen, ehe man ans Abschlachten geht. Uebrigens aber, wenns nicht nach dem Hobbesianischen Kriegsrecht, sondern nach einem vernünftigen Natur- und Positivgesetz geht, und das Suum cuique noch etwas gilt, kann es dem Staat nicht einerley seyn, in wessen Händen ein gewisses Vermögen sey, sondern vielmehr, „**daß es in den Händen des rechtmäßigen Eigenthümers bleibe;**„ wenn man den Staat in seiner wahren Bedeutung, nemlich für **das Ganze in der Verfassung einer Nation** nimmt, oder wie es S. 72. der oft gedachten Abhandlung des Herrn Prof. Mauvillon heißt, für ein System von Privatpersonen. Aber auch als regierendes Haus genommen involvirt der Staat eben das. Das Amt des obersten Richters ist das erste was ich mir beym Regenten denke, welches im Stande des Friedens allen übrigen vorgeht, und selbst im Falle des Krieges innerhalb und außerhalb nicht ganz cessiren muß; und als solcher ist er verbunden, nicht nur einen Jeden bey seinem Eigenthum zu schützen, sondern auch dahin zu sehen, daß keine als eine gesetzmäßige Veränderung oder Uebertragung desselben vorgehe. Ohne augenscheinliche Ungerechtigkeit und Uebertretung der ursprünglichen Constitutionen, Landesgrundgesetze und Verbindungen, können also die freyen Landeigenthümer so wenig im Ganzen als in Theilen mit belegt werden, sondern die Last bleibt allein auf dem contribuablen Stande liegen, welcher sie auf keine Weise allein zu tragen vermögend ist.

Die Prägravation dieses so genug belästigten Standes, wird also statt der versprochenen Erleichterung noch größer, weil man den freyen Landeigenthümer, der bey der Consumtionssteuer indirect und unvermerkt mit angezogen war, ganz frey, und ohne den mindesten Antheil bey der allgemeinen Last läßt. Diese Art von Besteurung ist nicht nur an sich erträglicher, sondern auch dem Eigenthumsrecht weit weniger schädlich. Es bleibt mir immer frey, was und wie viel ich consumiren will, mithin ob und wie viel ich geben will. Der Luxus gehört nicht zum Eigenthum, ist nirgend in einer Capitulation oder durch ein edictum perpetuum privilegirt, und wird mit großem Recht, wo er sich blikken läßt, steuerbar gemacht, damit er wenigstens den Schaden in etwas wieder vergüte, den er in einer Völkerschaft verursacht. Eine neue, obgleich

mit der vorigen in etwas verbundene Schwierigkeit macht die Frage: Wie werden nach der physiocratischen Steuereinrichtung die Capitalisten angezogen? Frey ausgehen können sie nicht, da sie durch das größere Eigenthum, wofür sie Schutz und Sicherheit genießen, auch zu einem größern Theil der öffentlichen Abgaben verpflichtet sind. Zu der Consumtionssteuer tragen sie ansehnlich bey, wie denn Ein reiches Haus in der Acciseeinnahme mehr als zwanzig arme bringt. Aber wenn alle Abgaben aufs Land gelegt werden, so werden sie nicht nur ganz frey, sondern gewinnen noch bey den fallenden Waaren- und Arbeitspreisen. Das heißt Unrecht auf Ungleichheit setzen, und eine Classe begünstigen, welche es nicht bedarf, auch wegen der darin großentheils herrschenden usurarischen Pravität es sehr wenig verdient; und das auf Kosten einer schätzens- aber auch gleich höchst mitleidenswürdigen Classe, welche im Kummer und Schweiß des Angesichts für sich und alle das Brodt schafft, ob sie gleich darum nicht alle ernährt, und auch nicht zu ernähren schuldig ist.

So böse der Herr Prof. Mauvillon auf den Stand der Besoldeten S. 96. thut, wo er sie für eine Art von Mönchsorden, und eine der größten Plagen der Menschheit schilt, so wenig meynt ers doch im Grunde böse mit dieser Classe, weil er sie frey durchgehen läßt. Ueberhaupt scheint er wohl eigentlich nur die blauen, weißen, grünen und rothen Mönche mit rothen, gelben, blauen oder weißen Aufschlägen zu meynen, welche ihr Ordensgelübde mehrentheils höchst unwillig gethan haben, weil er von ihrer rasenden Menge redet, die auf den Civilstand nicht paßt, der eben nicht überflüßig besetzt ist. Bey der gegenwärtigen Verfassung des Staats, dürften wohl nur wenig Bedienungen ohne seinen merklichen Schaden eingezogen werden können, und die sie verwalten, arbeiten so gut für denselben, und sind weit unentbehrlicher als eine Menge von andern arbeitenden Händen, man müßte denn etwa den Steuermann des Schiffs für einen entbehrlichen Müssiggänger, und die Ruderknechte allein für thätig und nothwendig halten wollen. Ein so strenges Urtheil hätte man kaum von Jemand erwarten können der selbst zu den Besoldeten gehört, und also mit diesen Worten sich selbst schmähet. Doch es mag hingehen, da er mit der That wieder gut macht, was er mit den Worten verdorben hat, indem er diesen Stand durch das vertheidigte physiocratische System ganz steuerfrey machen will. Die Gründe warum? sind ein wenig sonderbar, und etwas weit gesucht. Nach S. 85. ist eine jede Art von Besteurung, welche den Besoldeten aufgelegt wird, nichts anders als gewaltsame und eine eigenmächtige Gehaltsverminderung: Und so bald die Accise in einem Lande eingeführt wird, werden alle Bediente auf Zulage dringen, und gemeiniglich erhaltē. – Da ein jedes Glied des Staats seine Quote von der Arbeit und ihrem Ueberschuß beyträgt, wovon

es sich nähret, (welche Arbeit eigentlich, und nicht die Erdprodukte, wie die Physiocraten irrig annehmen, die Quelle unsers Vermögens und aller Besteurungen ist,) warum soll der Besoldete nicht ein gleiches von der seinigen und ihrem reinen Ertrage thun, der sich bey ihm so gut, und besser als bey den übrigen Ständen, den handelnden ausgenommen, findet? Denn so mäßig übrigens die Gehalte in einigen Ländern sind, so sind sie doch nicht so knapp zugeschnitten, daß sich bey ordentlicher Haushaltung und Fleiß nicht noch etwas erübrigen ließe, ohne daß eine kleine Steuer, der man allenfalls durch Einschränkung ausweichen kann, gleich eine Zulage nothwendig machte, die man wohl vergeblich suchen möchte. Doch was braucht es einer langen Widerlegung? Die Besoldeten werden jetzt in allen Ländern durch die Consumtionssteuer ganz oder zum Theil mit belegt, und kommen in allen Ländern ganz gut zu rechte; und es ist keine Nothwendigkeit, sie zum Nachtheil und Prägravation der übrigen Stände frey zu machen, als die man aus unrichtigen Hypothesen ableitet.

Noch eine Schwierigkeit, und zwar keine geringe, machen die Zölle, welche die Herren Oekonomisten ebenfalls abgeschafft wissen wollen. Aber soll denn der Staat die Einkünfte, welche er durch dieses Mittel von den Fremden zu erheben Gelegenheit findet, fahren lassen, da er hiemit seinen eigenen Gliedern eine Erleichterung verschaffen kann? Der Hr. Prof. Mauvillon glaubt zwar diesen Knoten dadurch gelöst zu haben, daß er schlechterdings die Möglichkeit ableugnet Fremde zu besteuren. Aber dieses physiocratische Paradoxon wird, so stark es behauptet ist, dennoch durch die Wirklichkeit ungleich stärker widerlegt. Niemand wird dem Satz widersprechen, daß nicht der Kaufmann, sondern der kaufende Consument eigentlich Accise und Zölle bezahle. Aber Niemand wird auch behaupten wollen, daß der ausländische Kaufmann die eingebrachten Waaren gerade um so viel höher in Preis setzen könne, als die darauf gelegten Zoll und andern Eingangsimposten betragen. Will er Absatz haben, so muß er leidliche Preise machen, und weniger Profit und Procente nehmen. Doch es sey so, wie es das physiocratische Lehrgebäude will. Aber wie stehts mit den aus- und durchgehenden Waaren die in fremden Ländern consumiret werden? Davon bezahlt doch der Fremde wohl ohnstreitig die Zölle. Oder, welches noch mehr in die Augen fällt, wer bezahlt den Transito oder Durchgangszoll? Doch gewiß nicht der einheimische Unterthan, sondern unstreitig der Fremde. Ein Finanzminister von Dännemark würde z. B. mächtig lachen, wenn ihm ein Oekonomist den Vorschlag thäte den Sundzoll aufzuheben, mit der Versicherung, daß der Staat von Dännemark nichts dabey verlieren könne, weil im Grunde keine fremde Nation was dazu bezahlte. Und ein jeder Fürst, der einen ansehnlichen Strom- oder andern Zoll von Wichtigkeit hat, wird sich schwerlich bereden las-

lassen ihn abzuschaffen, sondern mit Recht glauben, daß nicht seine Unterthanen, sondern diejenigen eine solche Abgabe bezahlen, welche die durchgehenden Waaren verbrauchen, die oft hundert und mehrere Meilen von seinen Gränzen entfernt, und nicht im Stande sind auf irgend eine Art Commerzrepressalien zu gebrauchen. Von den Kaufmannsgütern, welche den Rhein oder die Elbe hinauf nach der Schweiz, Böhmen, Oesterreich, Kärnthen und Krain gehen, bezahlen doch wohl sicher die Consumenten gedachter Länder die Cöllnischen, Lüneburgischen, Brandenburgischen und Sächsischen Zölle, und bezahlen sie *ganz allein*, ohne die mindeste Concurrenz irgend jemands aus eben gedachten Provinzen. Gegen so augenscheinliche Inductionen läßt sich wohl schwerlich was sagen.

Noch ein Knote der gar nicht berührt ist. Wie soll es mit den sogenannten Regalien gehalten werden? Wo diese sind, wird der Landesherr den Ertrag davon nicht missen wollen. Dieser macht in einigen Ländern sehr viel aus; sonderlich wo Salinen sind. Sollen sie aufgehoben und mit auf die Ländereyen gelegt werden, so muß der Landmann offenbar erliegen. Sollen sie bleiben, so fällt der freye Handel weg, den das physiocratische System als sein Palladium ansieht und schlechterdings eingeführt wissen will. So bleiben Contrebandegesetze, Bediente, Ausreuter und Aufpasser an den Gränzen und Thoren; und dann sind wir nicht viel von dieser Seite gebessert, und nicht viel weiter als jetzo.

Um eine Partialerleichterung ist es nicht der Mühe werth eine totale Aenderung zu machen, die so bedenklich ist, und eine misliche Catastrophe bey ihrer Einführung drohet.

Daß eine gänzliche Veränderung der Steuerverfassung eine heftige Erschütterung in einem Staate machen müsse, ist ohne Wahrsagergeist vorher zu sehen. Wenn die großen Räder desselben einen andern Gang nehmen, und auf eine von der vorigen verschiedene Art in einander greifen, so leidet die Maschine, denn sie ist fühlbar. Nach dem physiocratischen Entwurf steht mehr als Eine Erschütterung zu befürchten. Man muß einer gefährlichen Umkehrung entgegen sehen. Die kleinern Stockungen zu verschweigen, welche sich durch die Zeit und den Abschleif der Räder verlieren, wie wird man dem Uebel vorbauen, das aus den verringerten oder vielmehr ganz vernichtigten Preisen der steuerbaren Grundstücke entstehen muß? Wenn ihr Ertrag durch die ganz darauf gewälzte Last der Abgaben völlig oder so weit verschlungen wird, daß nur eine nicht zu achtende Kleinigkeit übrig bleibt, welche letztere man doch nach den genauesten Berechnungen nicht zuverläßig herausfinden kann, so verlieren sie ihren ganzen Werth. Und kein Werth, kein Eigenthum: denn wir achten ein Eigenthum nur wegen des wirklichen oder eingebildeten Nutzens den wir davon haben. Der vorhin begüterte Landeigenthümer würde also mit einem mal auf nichts herabgesetzt, und sich in dem kläglichsten Zustande befinden. Aufs

beste

beste genommen ist er ein Sklave des Staats, ein spartanischer Helot, der nichts als sein elendes Arbeitslohn oder kümmerlichen Unterhalt von dem Felde hat, welches er im Schweiß seines Angesichts bauet. Sein Ruin müßte den von vielen andern zugleich mit verursachen. Wenn der Boden sinkt, so muß alles fallen. Die auf Grundstücke geliehene Capitalien, und das sind ohnstreitig die meisten, wären mit dem verlornen Werth derselben auf einmal verloren, und ein Monarch, der dieses Project in seinem Lande zur Wirklichkeit brächte, würde wie der Herzog Regent von Frankreich bey dem Projekt des berüchtigten Lauw, in kurzem ein Land voll der ansehnlichsten Bettler haben. In der damaligen Lage Frankreichs konnte vielleicht der verlarvte Staatsbanquerout mit der unvermeidlichen Nothwendigkeit einigermaßen entschuldiget werden; aber wo dergleichen traurige Bewegungsgründe nicht sind, und der Staatskörper nicht in der Verfassung ist, die eine so gewaltsame Operation erfordert, würde es äußerst unverantwortlich seyn, wenn man ihn wegen einer noch ganz erträglichen Unbequemlichkeit, aus muthwilliger Veränderungssucht so behandeln, und ohne Noth in Gefahr setzen wollte. Doch das ist Gottlob nicht zu besorgen. Der Credit der Projekte ist in unsern Tagen fast überall nicht größer als zu Potua, auf dem Planeten Nazar, und die dadurch so oft getäuschten Großen haben ihren Glauben in Augen und Händen.

Der Vortheil welchen das ökonomistische Steuerproject, neben den vermiedenen Accise- und Zollunbequemlichkeiten, oder so man will Vexationen, verspricht, ist die Befreyung von einer zahlreichen Menge besoldeter Bedienten, welche dem Staat ohnstreitig zur Last fallen, und hernach als thätige Hände nützlich werden. Gegen das Erstere habe ich nichts, außer daß der Vortheil durch den vorhin angeführten Nachtheil zu theuer gekauft wird. In Frankreich kann er mehr sagen, wo die Gewalt und Anzahl der Volksquäler groß und verderblich ist. In Deutschland, wo die Accise- und Zollbedienten unter strengen Gesetzen, und nicht wie in Frankreich halbe Herren des Staats, und auch nicht so Legionenweise sind, sagt es wenig. Ihre Besoldungen, welche erspart würden, machen eben kein großes Object in dem öffentlichen Luxus. — Aber von dem andern versprech ich mir nicht viel. Denn daß die verabschiedeten Zoll- und Accisebedienten zur Handarbeit, und respective Pflug, Spindel, Axt, Pfriem oder Nadel greifen, und auf diese Art dem Staat durch Vermehrung seiner thätigen und producirenden Hände nützlich werden sollten, das läßt sich zwar mit Hülfe eines Imaginationsschwungs in einem Project gar füglich denken, so lange es auf dem Papiere bleibt; aber in der Wirklichkeit erwarten wohl schwerlich. Wie sollen die guten Leute eine Profession ergreifen die sie nicht können; und sie zu lernen nunmehr zu alt sind? Und wenn sie es wollten oder könnten, wo würden sie unterkommen und Arbeit finden? Alles ist besetzt, bey Professionen sowohl als beym Ackerbau. Selbst bey den niedrigen und unzünftigen Arbeiten, wo sonst noch einiger Verdienst ist, fehlt es nicht an zugreifenden Händen. Viele von unsern neuen Statistikern machen sich von der Population eines Landes oder Provinz eine sehr unrichtige Vorstellung, wenn sie glauben, man könne sie in der Geschwindigkeit so hoch treiben als man will, und die Menschen wie Heringe auf einander schichten. Die Volksmenge kann anwachsen, aber langsam, und ist, wo keine wüste Landstriche mehr anzubauen sind, nicht anders als durch angelegte oder erweiterte Handlung und Manufakturen zu bewirken. Neue Anbauer in einem Lande ohne neue Manufakturen, sind eingefangene Bienen ohne Honigbau, die entweder gefüttert werden müssen, — oder wieder wegfliegen. Der einige sichere Weg die Anzahl der Einwohner zu vermehren ist, — ihnen Gelegenheit zu geben sich gut und sicher zu ernähren. Kann man das nicht, so ist alle Arbeit vergeblich, oder bezahlt sich durch den Erfolg nicht. Man findet fruchtbare und wohl gebauete Provinzen, worin sich die Volksmenge seit einem halben Jahrhundert, bey allen angewandten Bemühungen,

mühungen, nicht merklich vermehrt hat, sondern ungefähr dieselbe geblieben ist. Einige tausend Menschen mehr oder weniger kommen hier nicht in Betrachtung, sondern gehen auf die natürliche Ebbe und Fluth der Staaten und aller menschlichen Dinge. Der Grund hievon liegt nicht tief, sondern ganz am Tage. Die Zahl der Einwohner war hier dem Raum und Ertrage des Landes und seiner ganzen Einrichtung angemessen. Wo das ist, da kann sich die Volksmenge nicht weiter vergrößern, sondern bleibt dieselbe; so wie im Gegentheil, wo das Land noch Einwohner fassen und bequem nähren kann, ihre Anzahl sich in kurzem und ohne Hülfe der Kunst von selbst vermehrt. Die Bevölkerung eines Landes geht, wie alles, nur bis auf einen gewissen Punkt. Ist der erreicht, so steigt sie in derselben Lage nicht weiter, und was drüber ist wandert aus, oder verschwindet sonst unmerklich; so wie das zugegossene Wasser aus einem vollen Fasse abläuft. Handel und Manufakturen, die einigen Wege einer höher zu treibenden Population, haben auch ihre Gränzen, und sind nicht überall applicabel. – Da nun also die armen Zoll- und Accisebedienten, welche nach dem physiocratischen Arret, ohne Gnade cassiret werden sollen, kein Unterkommen oder Auskommen durch ihre Handarbeit finden können, wenn sie auch gern wollten, da keiner ist der ihnen seinen Ackerhof oder Werkstatt oder Kramladen abtreten will, und keine neue angelegt werden können, oder ohne Ueberhäufung und Schwächung der bereits vorhandenen angesetzt werden dürfen, so bleibt für sie nichts übrig als zu emigriren oder sich ein Gnadengehalt auszubitten, welches ihnen auch nicht füglich würde abgeschlagen werden können, wobey aber der Staat wenig Erleichterung und gar keinen Nutzen finden würde.

Das Resultat dieser Untersuchung wird also kein anders seyn können, als – das Steuersystem der französischen Oekonomisten legt die Last der Abgaben so ungleich auf, daß es einen Theil überladet und zu Boden drückt: – es kränkt das Eigenthum, richtet eine allgemeine Erschütterung und Unordnung an, und hat bey versprochenen sehr mäßigen Verbesserungen so viele und große Schwierigkeiten, daß es auf keine Weise zur Wirklichkeit zu bringen, auch nicht einmal als ein Versuch anzurathen ist. Die Absicht seiner Erfinder und Vertheidiger mag gut seyn; aber mit der besten Absicht von der Welt kann man viel Schädliches rathen und stiften. Die Welt ist so oft ein Opfer wirklicher und vorgegebener guter Absichten und Entwürfe mit der besten und schimmerndsten Einkleidung in ältern und neuern Zeiten geworden, daß sie wirklich etwas schwergläubiger und behutsamer wird, und nichts glaubt als was sie sieht.

Wenn die Herrn Physiocraten es nach der Bestimmung des Herrn Freville dahin bringen können, daß sich unsere Erdgötter mit $\frac{3}{10}$ vom reinen Einkommen des Landes überhaupt begnügen, so sollen sie uns recht sehr willkommen seyn, und wir wollen ihre menschenfreundlichen Bestrebungen aus allen Kräften lobpreisen. Aber wenn sie das nicht können, wenn die Last nicht vermindert wird, und nur bloß vom Umpacken die Rede ist, so wollen wir ihre Concurrenz inständig verbitten, aus Sorge, daß sie schief gepackt und es schlimmer werden möge. Wir sind es nun so einmal gewohnt, und eine neue Aufladung würde uns nur incommodiren, bis wir es wieder gewohnt würden. Man kann die Bürde, bey der vorgeschlagenen Packart, leichter ganz übersehen; aber wozu kann das helfen, als das Volk desto eher zum Unmuth, oder gar zum Aufstande zu bringen? – Also lasse man es lieber beym Alten, oder überzeuge uns durch Proben. Dann wollen wir sehen und glauben. Bis dahin aber zweifeln wir billig, daß uns von jenseit des Rheins ein wohlthätiges Finanzproject kommen werde, von wannen wir mehr als ein Hundert verderbliche erhalten haben.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Montag, den 29ten Junius 1778.

Neue medicinisch-chirurgische Bemerkungen von dem Herrn Regimentschirurgus Evers in Lüchau.

Es wird Niemand in Abrede seyn, daß nicht die Hebammenkunst ungemeine Verbesserungen erhalten, seitdem ein Mauriceau, ein le Peu, ein la Motte, ein Smellie, ein Heister, ein Röderer, ein Levret und andere gelehrte Männer mehr davon geschrieben haben. Ja man kann sagen, daß nachdem die Physik und Mechanik dabey zum Grunde gelegt, diese Kunst zu einer besondern Wissenschaft geworden, welche sich nicht allein systematisch erklären, sondern auch nach sichern und gewissen Grundsätzen ausüben läßt. So wie jedoch alle Wissenschaften nur nach und nach zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit gelangt; so sind auch bey dieser noch viele Dinge unerörtert geblieben, deren Entdeckung den Beobachtern aufbehalten worden, und die um so viel mehr Aufmerksamkeit verdienen, je mehr sie außer ihrer Seltenheit einen so wichtigen Zweck, als die Bevölkerung und der innere Hausfriede ist, zum Gegenstande haben.

Folgende Erfahrungen werden diese Voraussetzung in ein näheres Licht setzen.

Die Frau W.. in M.. A.. L.., eine 38jährige starke muntere Bauerfrau, welche in eilf Jahren acht auf einander folgende todte Kinder zur Welt gebracht, die aber alle in einem Alter von neun Monaten geboren worden, ließ mich im December 1773 ersuchen, ihr bey ihrer neunten Niederkunft als Geburtshelfer beyzustehen. Bereits zween Tage vor meiner Ankunft, waren die Häute gesprengt, und eine Menge Wasser weggeflossen; den innern Muttermund fand ich hinlänglich eröffnet, und den Nacken des Kindes dergestalt in der Geburt, daß der Kopf des Kindes hinter dem rechten osse Ilio der Mutter stand.

So viel ich mich auch bemühte, die Füße des Kindes zu suchen, so wenig wollte es mir gelingen, weilen sie ihre Lage im Grunde der Gebärmutter hatten, auch die von Wasser befreyete Gebärmutter sich sehr fest an die Seitenflächen des Kindes gelegt hatte. Ich nahm daher die Zwischenzeiten der

der Wehen wahr, und schob den Nakken und die Schultern des Kindes, so viel ich konnte, in die Höhe, und so oft die Wehen, welche heftig waren, eintraten, erhielt ich mit meiner rechten Hand, den Nacken und die Schultern des Kindes in der vorhingebrachten Lage. Dieser Handgriff glückte mir in so weit, daß der Kopf des Kindes etwas näher in die Passage trat. Nun ließ ich es der Natur über, und die nächst folgenden Wehen beförderten die Geburt. Dieses neugeborne Kind war abermals todt, dabey außerordentlich klein und welk, so wie alle acht vorhero geborne Kinder gewesen waren; sonst aber fand ich an demselben nichts Bemerkenswürdiges. Ich schnitt hierauf die Nabelschnur ab, und wickelte sie um meine linke Hand, worauf ich dieselbe mit einer mäßigen Bewegung an mich zog, aber bald bemerkte, daß sie nicht die gehörige Festigkeit hatte. Ich stand daher davon ab, und führte meine rechte Hand an der Nabelschnur in die Gebärmutter. Als ich mit meiner Hand nun fast im Grunde der Gebärmutter war, und keine Nachgeburt fand, so zog ich die Nabelschnur etwas stärker an mich, sie riß aber nahe an der Nachgeburt ab, wodurch ich in eine große Verlegenheit gesetzt wurde. Da ich nun meine linke Hand frey hatte, so legte ich selbige auf den Unterleib der Mutter, und fand auf der rechten Seite eine Härte, welche ich für die Nachgeburt hielt. Ich drückte daher mit der linken Hand auf jene Härte und mit der rechten welche in der Gebärmutter war, fand ich eine Spalte, die ohngefähr die Länge von dreyen Zollen hatte. Ich erweiterte diese Spalte ohne die geringste Gewalt, und fand die Nachgeburt, welche ihren Sitz gerade auf der rechten Muttertrompete hatte, in einem Beutel der Gebärmutter verwachsen, ich sonderte nunmehr die Nachgeburt, welche sehr weich und mit dem Beutel der Gebärmutter verwachsen war, so gut ich konnte, ab. Inzwischen geschah diese Absonderung nach und nach, und als ich mich damit nicht übereilte; so bekam ich dieselbe nebst ihren Häuten ganz heraus. Sobald hierauf die Nachgeburt völlig abgesondert und herausgezogen, die Gebärmutter aber von großen Blutklumpen gereinigt worden war, untersuchte ich noch einmal den Beutel, in welchem die Nachgeburt verwachsen gewesen, und fand ihn so groß, daß ich meine geballete Hand bequem in denselben legen konnte. Er hatte in seiner Oberfläche harte und feste Erhöhungen und war gleichsam damit besäet. Am besten lassen sich diese Erhöhungen mit dem Gekräuse so auf einem reifen Blumenkohlkopfe befindlich, vergleichen. Ich hielt diese harte scirrhöse Erhöhungen mit Recht, für die nächsten Ursachen, durch welche die Kinder in der Gebärmutter getödtet worden waren.

Vorgedachte getreu erzählte Krankengeschichte, deucht mir, beweist mit dem vortrefflichen Levret, daß wenn die Nachgeburt im Beutel der Gebärmutter

ter eingeschlossen, die Nachgeburt etwas unter der Mündung der Muttertrompete angeheftet, oder gar mit der Gebärmutter verwachsen sey. Zweytens bestätiget sie, daß wenn die Nachgeburt seitwärts an der Gebärmutter geheftet, das Kind eine schiefe Lage haben müsse. Sie widerlegt jedoch drittens die Meynung des Herrn Levret, wenn er behauptet, daß der Sack in der Gebärmutter immer zufällige Ursachen habe a). Dieser oben beschriebene Sack, deucht mir, war schlechterdings ursprünglich, also mußten dessen nächste Ursachen nothwendig in der Conformation der Gebärmutter gesucht werden.

So bald daher die Reinigung der Gebärmutter, in achtzehn Tagen ohne den mindesten Zufall vollendet war, so dachte ich auf ein solches Mittel, welches vermögend jene harten scirrhösen Erhöhungen in dem Sacke der Gebärmutter, als die ursprüngliche Ursache, durch welche die Kinder in der Gebärmutter getödtet worden wären, aufzulösen und zu zertheilen. Hiezu schienen mir die Blätter der Belladonna das beste, kräftigste und zuverläßigste Mittel zu seyn; von welchen ich aus Erfahrungen wußte, daß sie specifisch auf die Gebärmutter wirken; und weil ich nun mit dem Gebrauch dieser Pflanze bereits so sehr bekannt war, so gab ich der Patientinn jeden Morgen fünf Grane mit eben so viel Rhabarber vermischt, davon, als welches nach meinen vielfältig gemachten Erfahrungen, das beste Verhältniß ist b).

So bald vorgedachte Mittel ohngefähr sechs Tage fortgebraucht worden, stellte sich darauf eine vermehrte Absonderung durch den Stuhl und Urin ein; auch bemerkte die Patientinn eine mehrere Leichtigkeit des Körpers, und bekam nach und nach eine lebhaftere Gesichtsfarbe. Als nun die Patientinn zwölf solcher Pulver zu fünf Gran Belladonna, mit eben so viel Rhabarber vermischt, gebraucht, gab ich ihr am dreyzehnten Tage zwey Loth Sedlitzer Salz, worauf sechs Oeffnungen mit vieler Erleichterung erfolgten. Mit dem Gebrauch eben erzählter Mittel fuhr ich fünf ganzer Wochen unausgesetzt fort, und die Patientinn bekam hierauf ihre monatliche Reinigung wieder, welche fünf Tage jedoch etwas stark anhielt. Da sie nun glaubte zum zehnten male schwanger zu seyn, so setzte ich allen Gebrauch aus, und nach drey Viertel Jahren kam der Mann und versicherte mich mit vielem Vergnügen, daß seine Frau eine lebende, gesunde und starke Tochter geboren, welche, indem ich dieses schreibe, drey Monate alt ist.

Eine 26jährige Frau, die Frau F.. L.. in D.. A.. L.., welche seit drey Jahren zwey todte Kinder, jedes neun Monat alt, geboren hatte, und wo, bey jeder Geburt, die Nachgeburt sehr weich und zerrissen gewesen war, be-

 schwerte

a) Suite des Observations sur plusieurs accouchemens laborieux. p. 119. seq.
b) Man sehe Schmuckers vermischte chirurgische Schriften. B. 1. S. 176.

schwerte sich über kurzen Athem, Drük- ken des Magens, Uebelkeit, und Auf- stoßen, welches besonders nach Tische eintrat, und bis zum Erbrechen kam, außer diesen klagte sie vorzüglich über anhaltenden Schmerz im linken Hy- pochonder, wobey sich die monatlichen Reinigungen periodisch einstellten. Beym Touchiren bemerkte ich, daß der Mund der Gebärmutter etwas schief nach der linken Seite gerichtet sey, und vermuthete daher, daß die Gebärmut- ter in ihrem Körper schadhaft seyn müsse. Ich richtete also die Cur auf jene zu vermuthende Verhärtung in der Gebärmutter, und gab der Patien- tinn jeden Morgen fünf Gran von den Blättern der Belladonna mit eben so vieler Rhabarber vermischt, worauf nicht nur die Absonderung des Urins, sondern auch des Stuhls vermehrt wurde, und der Schmerz im linken Hypochonder verlor sich nach und nach. Nachdem nun mit diesem Gebrauche bey Beobachtung einer Milchdiät vier Wochen fortgefahren worden war, fand ich den Mund der Gebärmutter in seiner natürlichen Lage, worauf ich den Gebrauch aller Mittel aussetzte.

Diese 26jährige Frau, gebar nach Verlauf eines Jahrs, eine lebende und gesunde Tochter, welche gegenwärtig ein Jahr alt ist.

Diese beym Krankenbette gemachte Erfahrungen beweisen, wie mich dünkt, die auflösende und allezeit sichere Wirkung der Belladonna in vermin- derten Dosen, welche große Männer zu bestreiten sich so viele noch zur Zeit vergebliche Mühe gegeben, die, meiner Einsicht nach, besser gethan, wenn sie Erfahrungen damit angestellt, und da- durch den Werth ihrer anderweitigen Verdienste erhöhet hätten, statt daß sie durch eine vorgefaßte Meynung sich verleiten lassen Dinge zu behaupten, die jener, wie überzeugende Beyspiele be- reits beweisen, gänzlich entgegen stehen.

Zufällige Gedanken.

Der unvernünftige Theil der Schöp- fung ist ruhig und zufrieden, so lange er keine Veranlassung zum Ge- gentheil hat: der vernünftige aber sucht die Ursachen unruhig und mis- vergnügt zu seyn mit Fleiß auf; und ist es oft schon deswegen, weil er keine Gelegenheit findet so vergnügt zu seyn als er wollte. Ein Zwischenstand in der Mitte des guten und bösen, heißt seiner Ungenügsamkeit auch schon ein Uebel. – So gebraucht ist die Ver- nunft ein trauriger Vorzug.

Die verlebten Zeiten loben, mag hingehen, sonderlich wenn wir alt sind: aber ihnen unruhig nachjagen und sie ängstlich zurückwünschen, ist eine Schwachheit, die darum weniger auf- fällt, weil sie fast allgemein ist. Der Unterscheid des Vergangenen und Ge- genwärtigen ist, Vortheil und Nach- theil unpartheyisch gegen einander ab- gewogen,

gewogen, nie so erheblich, daß er uns zu unvernünftigen Wünschen berechtigen könnte.

Wir entstellen durch oft wiederholte Verzerrungen unsere Charaktere so sehr, als unsere Gesichter, so daß es schwer wird das Originelle und Habituelle zwischen einander herauszufinden.

Nichts wird so gelinde bestraft als der Betrug. Nur in einigen äußersten Fällen und gar zu plumpen Ausbrüchen erfährt er die Strenge der Gesetze. Gewöhnlich wird er ignorirt oder geschont. – Fürchtet man sich vor diesem Laster, oder wird es durch stillschweigende Uebereinkunft geduldet? nach der Regel, hanc veniam petimusque damusque viciſſim.

Es ist Schade um die viele Mühe, welche bey der Verstellungskunst verloren geht. Mit der Hälfte davon würden wir es dahin bringen wirklich zu seyn, was wir scheinen wollen. Und dabey würden wir in mehr als einer Hinsicht merklich besser stehen. Das Uebrige zu verschweigen, – wir dürfen denn doch nicht in Gefahr stehen die Maske zu verlieren, welches allerdings ärgerlich ist, und doch in die Länge nicht zu vermeiden steht. Denn wer kann hoffen die Natur ganz zu verstekken, und alle und immer zu täuschen.

Aus der Hand des Glücks die Zufriedenheit erwarten, ist eine leere und ganz vergebliche Hoffnung. Unsere Wünsche und Bedürfnisse wachsen nach dem Maaß unsrer Besitzungen, und überwachsen diese immer. Die Zufriedenheit müssen wir uns selbst geben, oder wenn wir das nicht verstehen, mit dem großen Haufen unter vergeblichen Wünschen und Hoffnungen sterben.

Gewohnheit, Vorurtheil und Affektation beherrschen drey Viertheile vom Menschen. Das noch übrige Viertheil ist die Appanage der Vernunft, welche in ihrer kleinen Tetrarchie mit häufiger Unterbrechung, so gut sie kann, regiert, weil ihre Unterthanen sehr zu Revolutionen geneigt sind.

Der **Staat** ist ein Ausdruck, der das bedeuten soll was sonst **Vaterland** hieß. Aber es scheint, daß das Surrogat seine Stelle nicht recht ausfüllt, wenigstens in der Anwendung.

Nichts ist unsrer Ruhe so nachtheilig als eine Parallele nach obenhin, und die Frage, warum wirs nicht eben so gut haben als jene die über uns stehen? – Ehe wir diese Frage aufwerfen, müssen wir zuvor eine andere berichtigen, nemlich, ob wirs nicht gut genug haben, und berechtigt sind mehr zu fordern? – Das Resultat einer partheylosen Untersuchung wird allemal seyn, – wir sind hinlänglich bezahlt, und können zufrieden seyn.

Es giebt nicht die vortheilhafteste Idee von dem so gerühmten regierenden Verstande der Menschen, daß die größten Begebenheiten und Veränderungen ohne Plan und Anlage durch einen ungefähren Zusammenstoß zufälliger Ursachen bewirkt; die am meisten studirten und durchgedachten Entwürfe hingegen gemeiniglich am wenigsten geglückt und nur alsdenn ausgeführt

führt sind, wenn sich ein vortheilhafter Zufall dazwischen geworfen hat.

Was wir uns in der einen Hälfte des Lebens zu viel freuen, das freuen wir uns in der andern zu wenig. Dadurch compensiren wir nun zwar, aber sehr auf unsere Kosten.

Allen Respect für die Regeln, – aber doch nur eigentlich im Reich der Kritik. Bey den Meisterstücken der Kunst haben sie selten Wunder gethan. Homer und Ossian kannten sie gewiß nicht, und Voltaire verfertigte seinen Oedip und die ersten Gesänge der Henriade, ehe er die Regeln des Trauerspiels und der Epopee wußte oder wissen konnte.

Zuweilen kommt man bey der Betrachtung des Menschen in Versuchung zu glauben, es sey ihm bey seiner Anlage zu viel und zu wenig gegeben. Aber eine genauere Untersuchung hilft uns bald aus dem Irrthum, und zeigt, daß der Mensch durch eine verkehrte Anwendung des Gegebenen der Sache bald zu viel bald zu wenig thut, und dadurch die Verrückung der Ordnung und des Gleichgewichts verursacht.

Den Menschen zu schön malen ist nicht nur plumpe Schmeicheley, welche der Augenschein bereits sattsam widerlegen kann, sondern auch Betrug und Verleitung für den, welcher bey seinem Eintritt in die Welt seine Vorbereitungskenntniß aus Büchern nehmen will. – Aber auch den Menschen zu häßlich und schwarz malen, wie die Verfasser des Candide, Belphegors und Consorten ihn gemahlt haben, ist nicht nur eine Beleidigung der Wahrheit und Menschheit, sondern auch der guten Sitten und des Wohlstandes. Zu viel Nacktheit und unanständige Stellungen beleidigen allemal das nicht ganz schamlose Auge. Man gebe dem Menschen seine wahre Gestalt in anständiger Stellung. Nach Natur, weder zu schön noch zu häßlich gezeichnet; weder mit zu hellen noch zu düstern Farben ausgemahlt. Den Unrath der Menschheit nur in der Absicht sammeln und aufhäufen, um ihn zur Schau zu stellen, ist eine gar niedrige und schmuzzige Arbeit. Dafür arbeitet der Gassenreiniger nützlicher und rühmlicher.

Der Geist der Lektüre, welcher jetzt sehr der Geist unsrer Zeiten ist, hat unstreitig gar viel Gutes gestiftet; aber, wie das selten fehlt, mit unter auch manches Böse. Wie viel Unsinn wird bey unsrer Lesesucht nicht mit gelesen? Und auch bey dem Bessern findet ein häufiger Misbrauch Statt. Man überliest sich so gut als man sich überißt. Beydes erzeugt Cruditäten, wovon die im Kopfe bey weitem die schlimmsten sind.

Die Kunst recht zu leben ist nicht leicht, und wird mehrentheils erst begriffen, wenn wir wenig Zeit mehr haben sie in Ausübung zu bringen.

Bey den häufigen Täuschereyen womit unser Leben angefüllt ist, thut man immer am besten sich an die gefallenden und schmeichelhaften Schattenbilder zu halten. Ein angenehmer Irrthum ist unstreitig der beste, so lange er unschädlich bleibt, und man thut wohl,

wohl, daß man sich mit Scheingründen hilft, wenn man keine wahre hat. Das Herz will beruhigt seyn.

Langeweile auf der einen und schlechte Gesellschaft auf der andern Seite, ist freylich eine böse Wahl. Indessen wenn eins seyn muß, so greife ich ohne langes Bedenken zur erstern. Es ist doch das mindere Uebel, wovon ich mich losmachen kann wenn ich will.

Die Welt in Büchern und die Welt in der Wirklichkeit sind gewöhnlich gar sehr verschieden. Der Verfasser kannte diese nicht da er jene verfertigte, oder sah nur darin was er sehen wollte, oder war wohl gar ein schöpferisches Genie, dem unsere Alltagswelt nicht gut genug war, und der sich also eine nach Gutdünken schuf.

Verstand und Thorheit, Witz und Possen, Geschmack und Eitelkeit, Tugend und Betrug, sind in unsrer besten Welt so sehr zusammen geschmolzen, daß es fast eben so schwer ist die homogenen und heterogenen Bestandtheile von jedem herauszufinden als bey dem ehemaligen corinthischen Erz.

Die Träumerey beschäfftigt sich freylich nur mit Schattenbildern. Ihr ganz und allein nachhangen, und bloß in einer idealischen Welt herumschweifen, wäre freylich eine kindische und zu nüchterne Beschäfftigung. Aber ganz möchte ich sie doch nicht missen. Sie wiegt den Geist in einen sanften und gar behaglichen Schlummer, den er zu seiner Erholung von Wirklichkeiten höchst nöthig hat.

Wenn wir unsern Wünschen einen freyen und ungehinderten Flug gestatten, so können wir überzeugt seyn, sie werden nicht ruhen so lange sie noch was über sich sehen, wohin sie sich erheben können. Alexander hätte nach der Eroberung des Mondes gewiß einen Entwurf auf den Mars oder die Venus formirt.

Das Wohl des Staats ist ein oft sehr unrichtig gebrauchter und überhaupt zu wenig bestimmter Ausdruck, der nicht selten das Gegentheil von dem involvirt, was er eigentlich sagen sollte.

Warum ist nicht mehr Gutes in der Welt? – Weil wir nicht mehr vertragen können. Der Beweis hievon liegt am Tage. Wir können ja nicht einmal die sehr mäßige Portion vom Guten vertragen die uns zu Theil worden ist.

Man schließt von der schimmernden und blühenden Außenseite einer Nation eben so wenig richtig auf ihre innere Glückseligkeit, als man von einem prächtigen und geschmackvollen Aufwande auf den innern Wohlstand einer Familie schließen würde. Die glänzenden Epochen sind nicht immer die glücklichsten.

Gewisse Tugenden der Vorwelt existiren nicht weiter als in der Geschichte. Hier sind sie, gleich den Armaturen unsrer Ahnherren in Kunst- und Rüstkammern, allein noch zu finden. Beyde werden nicht mehr gebraucht, sondern nur als eine Seltenheit vorgezeigt.

An dem Bösen welches so viel alte und neue Schriftsteller von dem Menschen-

schengeschlecht gesagt haben, mag freylich wohl viel Wahres seyn. Aber ich sträube mich dagegen mit aller Macht, und rede es mir so viel ich kann aus dem Sinn, damit ich Lust behalte ein Mensch zu seyn, und meine Nebenmenschen – wenigstens nicht hasse.

Ich bin alles gewesen, aber was hilft mirs? sagte der Imperator Severus am Ende seiner Laufbahn. Wenn alle Stuffen und Scenen des Lebens von uns betreten und durchgangen sind, und wir einmal nachdenkend hinter uns zurück sehen, so werden wir was ähnliches, oder doch gewiß sagen: Ich fand bey keinem Auftritt meines Lebens was ich mir davon versprach.

Der Mann der Natur den einige unsrer guten Schriftsteller so sehr anpreisen ist nicht mein Mann; auch nicht der Mann für unsere Welt. Er mag mehr Knochen, Nerven und Muth haben, aber zu einer bürgerlichen Verfassung taugt er nicht. Ihn dabey anpreisen ist eben so viel als einem Hauswirth anrathen, statt der zahmen Hausthiere wilde zu nehmen. Sie sind stärker; aber er würde bey diesem Rath dem ohnerachtet nicht sonderlich fahren.

Nach dem Preis um welchen die mehrsten Menschen leben ist es schwer zu begreifen, wie sie so viel Neigung zum Leben behalten können, als sie bey allen Gelegenheiten blicken lassen.

Für die Thorheit unsrer unreifen Jahre kann die überreife Weisheit der späteren sehr oft zum strafenden Vergeltungsrecht dienen.

Warum haben sich nicht so viel Helden durch weise Gesetzgebungen als Eroberungen berühmt gemacht? – Weil es nicht so leicht ist aufzubauen als einzureißen.

Wenn ich sehe wie sehr sich die Menschen wegen der erkünstelten Bedürfnisse ängstigen, so sage ich mit Salomo, nur verändert, – solche unselige Mühe hat Gott nicht dem Menschen gegeben. Er gab sie sich thörichter Weise selbst.

In unsrer ersten Decade gaffen wir die Erde gedankenlos an. In der zweyten halten wir sie für einen großen Spielplatz. In der dritten für ein Tempe oder hesperischen Garten. In der vierten für einen Schauplatz unsrer Größe. In der fünften dünkt sie uns ein Boden der zwar etwas mühsam zu bauen, aber auch sehr fruchtbar ist. In der sechsten scheint uns die Arbeit schwer, und der Boden erschöpft und undankbar. In der siebenden wissen wir selbst nicht recht was wir von unserm Aufenthalte denken, außer daß er uns nicht gefällt, ohne daß wir uns enthalten können, vor der Nothwendigkeit ihn zu verlassen, und vor dem Zeitpunkt da wir es müssen zu zittern.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Freytag, den 3ten Julius 1778.

Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes.

Manchem Leser dieses beliebten Magazins dürfte es nicht unangenehm seyn, unter den vielen gemeinnützlichen Abhandlungen, welche darin vorkommen, bisweilen auch einige Nachrichten anzutreffen, welche von dem Bergwerke der hiesigen Lande handeln. Denjenigen Gewerken, welche auf dem Harz und nahe dabey wohnen, kann es freylich wohl nicht an Gelegenheit fehlen, sich selbst mit dienlichen Nachrichten zu versehen. Mehr entferntern Gewerken hingegen, wenn sie zumal keinen Bevollmächtigten, der beym Bergbau Verleger genannt wird, angenommen haben; und besonders solchen, welche bis daher keine Gewerken gewesen sind, jedoch die Absicht haben mögen, einen Theil ihres Vermögens in dem Bergwerke anzulegen, wird es schwer fallen, zuverläßige Erkundigung einzuziehen, und sich vor schädlichem Betruge zu verwahren. Ueberhaupt aber darf man auch wohl nicht befürchten, daß es den Landeseinwohnern, die einen großen Theil der Leser dieses Magazins ausmachen, zuwider seyn werde, von dem Bergwerke des Landes, das schon so große Schätze geliefert hat, und noch liefern kann, folglich von so mannigfaltigem und ausgebreitetem Vortheil für das ganze Land gewesen ist, und noch weiter seyn wird, nähere Umstände zu erfahren. In der Hoffnung also, keine unnütze Arbeit zu verrichten, sondern damit vielmehr dem einen oder andern einen angenehmen Dienst zu leisten, wird zuvörderst geliefert:

I.) Ein Verzeichniß der Gruben, welche jetzt Ueberschuß oder Ausbeute für die Gewerken geben, mit dem ungefährlichen Werthe eines Kuxes.

a) Zu Clausthal.

Die Grube Carolina giebt von einem Kux 46 Rthlr. Ausbeute, und kostet ein Kux 4500 Rthlr. Curr.

—	Dorothea	—	—	40	⸗	—	4000 ⸗ —
—	Kranich	—	—	3	⸗	—	200 ⸗ —
—	Neue Benedicta	—		1	⸗	—	70 ⸗ —
—	St. Margaretha	—		1	⸗	—	40 ⸗ —

b) Zu St. Andreasberg.

Die Grube Catharine Neufang giebt von einem Kux 6 Rthl. Ausbeute, und kostet ein Kux 350 Rthl. Curr.

—	Samson	—	—	2 :	200 : —
—	Neuer König Ludewig		—	1 :	50 : —

Es beträgt demnach die ganze Ausbeute des ersten Vierteljahrs in diesem Jahre, welches denen im vorigen Jahre gleich ist, 13,000 Reichs- oder Speciesthaler nach dem Reichsfuße a).

II.) Ein Verzeichniß der Gruben, welche zwar keine Ausbeute geben, aber auch keinen Zuschuß, oder Zubuße, von den Gewerken erfordern, und sich also frey bauen, nebst dem ungefährlichen Preise eines Kuxes.

a) Zu Clausthal.

Die Grube Gabe Gottes und Rosenbusch, wovon ein Kux kostet 30 Rthlr.

—	St. Elisabeth	—	—		30 :
—	Englische Treue	—	—		20 :
—	Landes Wohlfahrt	—	—	—	— :
—	Heinrich Gabriel	—	—		— :

III.) Ein Verzeichniß der Gruben, welche im Betriebe sind, und einen Zuschuß, oder Zubuße, von den Gewerken erfordern, nebst dem Betrage der Zubuße, und des Preises eines Kuxes.

a) Clausthal.

Die Grube Zilla erfordert auf einen Kux 2 Mfl. (zu 20 mgr.) Zubuße, und kostet ein Kux — Rthlr.

Die

a) Das hier gegebene Verzeichniß gründet sich auf den Bergzettel des Quartals Reminiscere vom 21[ten] Februar, und den Preiszettel vom Februar dieses Jahrs, wovon der erste alle Vierteljahr, und der andere alle Monat gedruckt, und mit der Unterschrift der dazu bestellten Bedienten ausgegeben wird. Bevor dasselbe diesen Blättern einverleibt werden können, ist am 23[ten] May d. J. das folgende Quartal Trinitatis abgelaufen; und da im Schlusse desselben einige erhebliche Veränderungen vorgefallen sind; so glaubt der Verfasser es den geehrtesten Lesern schuldig zu seyn, sie hier kürzlich beyzufügen, um so mehr, da sie, wenigstens für die Gewerken, sehr angenehme Verbesserungen betreffen. Es hat nemlich die Grube Carolina so gut gebauet, daß 4 Speciesthaler an der Ausbeute auf einen Kux zugelegt werden können: folglich giebt ein Kux nunmehro 50 Speciesthaler Ausbeute vierteljährig, und ist im Preise auf 4800 Thaler und darüber in Golde gestiegen. Eben so sind die Erze auf der Grube Samson mit so beträchtlichem Ueberschuß verarbeitet, daß auf einen Kux 2 Speciesthaler Ausbeute mehr anzusetzen gestanden haben; weswegen künftig 4 Speciesthaler an Ausbeute von einem Kux erfolgen, und der Preis desselben bis auf 230 Thaler und darüber in Golde hinangegangen ist. Die Summe der Ausbeute, welche nunmehr alle Vierteljahr an die Gewerken ausgezahlt wird, erhöhet sich dadurch bis auf 13,780 Speciesthaler.

Die Grube Braune Lilie erfordert auf einen Kux 2 Mfl. (zu 20 mgr.) Zubuße, u. kostet ein Kux 20 Rthl.

—	Alter Segen	—	2 :	—	—	:
—	Silber : Segen	—	2 :	—	25	:
—	St. Johannes	—	12 :	—	—	:
—	Königinn Charlotte	—	5 mgr.	—	10	:
—	Josua —	—	2 Mfl.	—	15	:
—	Herzog Georg Wilhelm	—	2 :	—	10	:
—	Neues Glück	—	2 :	—	15	:
—	Sophie —	—	— :	—	—	:
—	Herzog Christian Ludwig	—	2 :	—	—	:
—	Anna Eleonora	—	3 :	—	—	:
—	König Wilhelm	—	2 :	—	—	:
—	Grüner Hirsch	—	5 mgr.	—	10	:
—	Bergmanns Trost	—	5 :	—	20	:
—	Juliane Sophie	—	1 Mfl.	—	—	:
—	Prinz Friedrich Ludewig	—	2 :	—	25	:
—	Churprinz Georg August	—	5 mgr.	—	—	:
—	Neuer König Georg	—	5 :	—	—	:
—	Verlegter König David	—	2 Mfl.	—	—	:
—	Verlegte drey Steiger	—	2 :	—	—	:
—	Verlegte Kron Calenberg	—	2 :	—	30	:
—	Verlegte Prinzessinn Elisabeth	—	3 :	—	—	:

b) Zu St. Andreasberg.

Die Grube Gnade Gottes erfordert auf einen Kux 4 Mfl. Zubuße, und kostet ein Kux 10 Rthl.

—	Abendröthe —	—	3 :	—	10	:
—	Prinz Maximilian	—	4 :	—	10	:
—	St. Andreasbergsches Glück	—	2 :	—	10	:
—	Bergmanns Trost	—	2 :	—	50	:
—	Louise Friederike	—	2 :	—	15	:
—	Silberner Bär	—	3 :	—	10	:
—	Georg Wilhelm	—	2 :	—	15	:
—	St. Andreas Kreuz	—	3 :	—	10	:
—	Königinn Charlotte	—	2 :	—	—	:
—	Neues Glückauf	—	2 :	—	30	:
—	Neuer Gottes Segen	—	2 :	—	15	:
—	Neues St. Jacobs Glück	—	2 :	—	15	:
—	Redens Glück	—	2 :	—	10	:
—	Neuer Theuerdank	—	2 :	—	—	:

 c) Zu

c) Zu Altenau.

Die Grube Rosine erfordert auf einen Kux 2 Mfl. Zubuße, und kostet ein Kux — Rthl.

—	Silbergrube	—	4 ſ	—	— ſ
—	Neuer Georg August	—	2 ſ	—	— ſ

d) Im Lauterbergschen Forst.

Die Grube Neuer Freudenberg erfordert auf einen Kux 4 Mfl. Zubuße, und kostet ein Kux 15 Rthl.

—	Louise Christiane	—	2 ſ	—	20 ſ
—	Neuer Lutter Segen	—	3 ſ	—	25 ſ

Von den hier verzeichneten Gruben sind die mehrsten schon lange Jahre im Betriebe; und selbst die jüngste Ausbeut Grube zu Clausthal ist seitdem, da sie zum erstenmal Ausbeute gegeben hat, schon mehr als funfzig Jahr gebauet worden. Dieses hindert aber nicht, sie noch immer für bauwürdig zu halten; und ein davon hergenommener Vorwand, daß neue Gewerken nichts mehr beym Bergbau zu erwerben vermögen, oder wohl gar Gefahr laufen, ihr dahinein verwandtes Capital zu verlieren, kann nicht mit Grunde gebraucht werden, Jemanden vom Bergbau zurück zu halten. Es kommt alles auf die Art an, mit der Jemand sich auf den Bergbau einläßt; und so, wie der Mangel an Vorsicht in jedem Geschäffte nachtheilig werden kann, ohne dem Gegenstand selbst, den man dadurch zu erhalten sucht, die Schuld davon beymessen zu dürfen, eben so geht es auch hier.

Von Kuxhändlern ist hier die Rede nicht: denn diese bauen eigentlich kein Bergwerk, sondern suchen nur durch den Handel, wenn man so sagen kann, einen Mäckler-Gewinn. Will aber Jemand ein Capital im Bergwerke anlegen, ohne eben die Vergrößerung desselben, sondern nur richtige Zinsen zur Absicht zu haben: so ist nicht abzusehen, warum dieses nicht eben so gut, z. B. bey den Gruben Dorothee und Carolina geschehen könne, als wenn es auf liegende Grundstücke ausgethan würde. Das Steigen und Fallen des Kuxpreises, so fern es nur von der mehreren oder minderen Concurrenz der Käufer und Verkäufer abhängt, pflegt keinen beträchtlichen Einfluß zu haben: es wäre denn, daß man sich den eben geringern Preis beym Ankauf, und so umgekehrt den höhern, zu Nutzen machen wollte. Eine kleine Verschlimmerung der innern Umstände der Gruben, als etwa eine verminderte Menge oder Güte der Erze wird auch, in einem geringen Zeitraum, den Preis und die Ausbeute nicht sehr zu verändern vermögen. Durch den baaren Vorrath, den man jedesmal bey Ausbeut-Gruben behält, können solche kleine Schäden füglich bis zur wieder eintretenden Ver-

Verbesserung der Gruben übertragen werden: und über dies hat die noch immer zunehmende Bergwerkswissenschaft, und die sorgfältige Aufsicht auf den Haushalt von Zeit zu Zeit solche Verbesserungen an die Hand gegeben, daß nicht allein mehrentheils jene Verschlimmerungen keinen beträchtlichen Rückfall veranlaßt, sondern so gar dem ungeachtet die äußern Umstände der Gruben sich hin und wieder verbessert haben. Freylich kann die Möglichkeit nicht geläugnet werden, daß die Erze sich nach und nach sowohl im Gehalte als in der Menge beträchtlich verringern können; und die zunehmende Tiefe, folglich auch die dadurch vermehrten Kosten, vermögen nicht weniger, den vorhin gehabten Ueberschuß zum Theil oder auch ganz zu verzehren. Allein solche Umstände werden nicht verheimlichet, und können auch nicht geheim gehalten werden: es muß vielmehr jeder Verleger wissen, wo er die Nachrichten von dem Zustande jeder Grube, und wie solche baue, erhalten kann, um sie den Gewerken, welche es verlangen, in jedem Vierteljahre melden zu können; es ist also auch ein Gewerke allemal im Stande, in Zeiten durch den Verkauf seines Bergantheils sich, wenn nicht vor allem, doch wenigstens vor großem Verlust zu verwahren. Durch die stärkern Zinsen welche das Bergwerk durch die Ausbeute, gegen Grundstücke und andere Capitalien zu rechnen, darreichet, ist er außerdem schon im voraus gegen den Verlust am Capital zum Theil sicher gestellt; und wenn ja ein starker Verlust, aller Vorsicht ungeachtet, sich eräugnen sollte: so wird man wohl nicht so unbillig seyn wollen, dieses der vorgegebenen Unsicherheit beym Bergbau zuzuschreiben, da die Erfahrung genugsam darthun muß, daß dieses eben wohl bey Capitalien, die man auch sicher belegt zu haben glaubt, zuweilen eintrete. Zum guten Glück sind aber auch solche plötzliche Ereignisse, welche einen starken Verlust des Capitals hervorbringen können, bey dem Clausthalischen Bergwerke so leicht nicht zu befürchten, vorausgesetzt, wie hier geschehen ist, daß man sich bey solchen Gruben eingelassen hat, die für sicher und beständig gehalten werden. Um dieses glaublich zu machen, würde man weitläuftiger seyn müssen, als dieses mal geschehen kann: es wird vielmehr gegenwärtig hinreichend seyn, sich auf die Erfahrung, die Beschaffenheit der Gänge, auf die Bearbeitung derselben, und den dabey eingeführten Haushalt zu berufen. Und, wenn es auch nicht zu läugnen steht, daß die mehrern Kosten, welche die immer zunehmende Tiefe der Gruben veranlaßt, die Ausbeute mit der Zeit verringern werden: so sind doch schon manche Anstalten, als z. B. die Herantreibung des tiefen Georg Stollens, vorgekehrt, und werden so, wie es geschehen kann, noch weiter gemacht werden, um dem Nachtheil, welcher aus dieser Ursache nach Jahren vorausgesehen wird, guten Theils in Zeiten zuvorzukommen.

Wenn aber auch Jemand die Absicht haben sollte, mit seinem Capital bey dem Bergwerke Erwerb zu machen: so wird es auch dazu nicht an Gelegenheit fehlen; nur muß man bedenken, daß gemeiniglich der, welcher viel gewinnen will, auch viel wagen muß. Vor einigen Jahren war der Fall mit der Catharine Neufang; jetzt ist er bey dem Samson zu St. Andreasberg vorhanden. Diese Grube hat, wie jene, vordem Ausbeute gegeben, ist darauf in Zubuße gekommen, hat nachher an die 30,000 Gülden Schuld gebauet, und sich nunmehr so gut wieder erholt, daß sie ihre Schuld abgetragen, guten Vorrath gesammelt, und deswegen mit dem letztverflossenen Quartal wiederum zwey Speciesthaler Ausbeute auf einen Kux zu liefern angefangen hat.

Die Anbrüche in der Grube selbst zeigen einen nicht unbeträchtlichen Vorrath von Erzen; und diese haben einen solchen guten Gehalt, daß sie mit erheblichem Ueberschuß zu gewinnen stehen. Es ist also die größte Wahrscheinlichkeit, die beynahe zur Gewißheit hinangeht, vor Augen, daß diese Grube sich noch verbessern, mehr Ausbeute liefern, und also auch im Preise sich erhöhen werde. Wie weit diese Verbesserung fortgehen, und wann sie auf die höchste Stuffe gelangt seyn werde, kann Niemand im voraus bestimmen. Allein die Möglichkeit, oder vielmehr die größte Wahrscheinlichkeit, daß Jemand allhier sein Capital bis zum vierten Theil oder bis zur Hälfte vermehren, ja wohl gar verdoppelt erhalten könne, wird doch bey diesen Umständen nicht in Zweifel zu ziehen stehen.

Es wäre hier noch unterschiedenes von andern Gruben, die zwar solche Aussichten nicht haben, aber doch allerdings gute Hoffnung geben, anzuführen. Dieser Aufsatz ist aber schon stärker angewachsen, als er der Absicht gemäß seyn sollte. Es kann auch nicht füglich verspart werden, da der Verfasser hofft, in den Stand zu kommen, von Zeit zu Zeit mehrere sich hierauf beziehende Nachrichten hergeben zu können: und, ohne eben einen so vollständigen Auszug der Berg- und Preiszettel, wie hier geschehen ist, jedesmal zu liefern, die erheblichen Veränderungen der Gruben, sofern man es nicht als etwas überflüßiges oder unerhebliches betrachten wird, bekannt zu machen.

Zur Beantwortung der im 28ten Stücke des Hannov. Magazins befindlichen psychologischen Anfrage.

Es scheint sehr zweifelhaft zu seyn, ob unter der Erinnerung, die Jemand von seiner eigenen im Spiegel gesehenen Gesichtsbildung behält, und derjenigen, die man von andern Personen hat, wirklich ein Unterschied vor-

vorhanden. Die angeführte Bemerkung des Apostels Jacobus paßt auch auf den Fall, da einer einen andern Menschen angesehen, und bey dessen Entfernung die Gesichtszüge vergißt, oder, welches an diesem Orte einerley ist, nicht daran denket.

Findet man nicht so oft und so leicht Aehnlichkeiten mit seiner eigenen Gesichtsbildung, so fehlt es doch nicht ganz und gar an solchen Fällen; dann liegt der Grund davon nach aller Vermuthung aber auch darin, daß sich von mehreren Personen leichter Aehnlichkeiten finden lassen, als von einer einzigen, deren Aeußerliches man ohnehin zu gut kennet, um jeden einigermaßen ähnlichen Gesichtszug für eine Gleichheit zu halten. Daß uns eine Person, die wir vor zwanzig Jahren gesehen, bey deren Anblick wieder kenntlich wird, beweist nicht, daß wir, wenn wir uns in gleicher Zeit nicht im Spiegel betrachtet, nicht auch noch nachher eine Aehnlichkeit darin anzutreffen im Stande sind.

Ein andres ist, die Kennzeichen einer Sache, wenn sie vor uns gebracht wird, wieder wahrnehmen, ein anderes, sich bloß durch den Wink der Seele Jemand, der abwesend ist, als gegenwärtig vorstellen. Dies letztere kann, wie mich dünkt, eben so leicht bey uns selbst, als bey andern geschehen. Sollte aber auch hiebey dann und wann ein Unterschied vorhanden seyn, so wird derselbe doch wohl nicht durch eine vom Schöpfer nur in gedachtem Falle der Seele besonders mitgetheilte Erinnerungskraft, sondern durch äußerliche Nebenumstände bewirkt; weil man, zum Exempel, bey andern Personen das Original selbst, im Spiegel aber nur das Gemählde sieht, auch diejenigen, deren Bildung uns, so bald wir wollen, gegenwärtig ist, gemeiniglich solche sind, die wir bey interessanten Gelegenheiten länger, und wie bey einer neuen Bekanntschaft zu geschehen pflegt, mit schärfern Augen betrachtet, als womit wir unser zu gewöhnliches Selbst ansehen, welches auf alle Weise zu erforschen der Mensch nur gar zu leicht unterläßt.

An den Verfasser der Reise nach dem Deister *).

Ihre Reise nach dem Deister, Arist, ist das böseste schädlichste Blatt das jemals geschrieben worden. — Wenn der Zufall Sie auch den Mysterien weihte, was berechtigte denn Ihre Schwatzhaftigkeit, einen solchen Hochverrath gegen allgemeine Ruhe und häusliches Glück auszuüben? Sie konnten ja immer mit Ihren sublimirten Kenntnissen, aus feiner Politik, die güldene Kette als Ordensband tragen, mit dem süßen Schein die

*) Man sehe das 41ste Stück von d. J.

die Kunst des guten Weibchens einschläfern, oder mit der Blendlaterne in jeden Schlupfwinkel folgen; aber, – mußten denn eben alle **Stocks** fallen, um Ihr **Quentchen** zu erhöhen?

Seit dem 22ten May ist die Revolution allgemein; die Ehemänner und selbst Hagestolze, spähen jetzt, mit dem Fernglase in der Hand, die entlegensten Fußsteige aus, und schwindeln vor jedem Maulwurfshaufen als vor einer Fallbrücke. Jedes Wort wird zu Protocoll genommen, auf alle mögliche Art declinirt, in dem entferntsten Sinn ausgelegt, – und mit Argwohn und verdoppeltem Mistrauen bestraft; aus Furcht auf **den Deister zu reisen** geht keiner aus der Stelle und den armen Weibern bleibt nichts übrig, als gähnend dem Herren die Pantoffeln zu setzen.

Alle Männer, Arist, – sind zum **Eigensinn**, zum **Vorwitz**, und zur **Pedanterey** geneigt, ihr Latein sehen sie als die Courantmünze der Allweisheit an; sie urtheilen, wie die einzigen Spender der Vernunft, ohne in die Details zu gehen, über alles, und jeder Umstand soll in ihre Grille passen; der beste Vorschlag und die richtigste Idee muß ihnen immer so fein überzuckert, im Säftgen, beygebracht werden, daß sie sich ungestört, für Autor und Verleger ausgeben dürfen. Die mehrsten Weiber müssen gewöhnlich die geringste Kleinigkeit, erst durch hundert Parallelstriche, in Licht und Schatten setzen, und dennoch werden die auf die besten Endzwecke zielenden Bemühungen oft vereitelt.

So war es bisher Arist, ehe man noch: *in die* **Karte kuckte**, *um zu sehen was* **Trumpf ist**, was wirds nun seyn, da Sie mit Ihrer Lorgnette hinter den Stuhl treten, und dem unglücklichen Spieler auch noch das zweifelhafte Glück des Ohngefährs rauben? – Warum ließen Sie nicht Herrn Simon seine Binde und der Frau Simon das seidene Gängelband! Giengs nicht recht gut so?

Der Anhang zu der Erzählung, alles was Sie da von Folgsamkeit sagen, von dem Glücke geleitet zu werden ꝛc. – ist ein Palliativ, das dem keimenden Gifte nicht widerstehen wird. Gehen Sie – jeder gute Altvater wird seine Cirke vor solchen Kenntnissen als vor vergiftender Contrebande warnen; und, – ce qui plait aux Dames – ist: daß Ihr Blatt – je eher je lieber – **confiscirt** und **verbrannt** werde.

Lyosua.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Montag, den 6ten Julius 1778.

An Lyousa. *)

Sie nehmen die Sache tragisch, Madame, und hätten mir bald das Gewissen gerührt, denn ich möchte nicht gerne, daß mein Blatt irgend eine Reise nach dem Deister verdürbe, aber nichts ist verloren. Beruhigen Sie sich, der Herr Gemahl richtet jetzt sein Fernglas allein auf den bezeichneten Fleck, und giebt das übrige Land ohne Argwohn mit allen seinen Verschanzungen Preis, lassen Sie ihn nur mistrauisch werden, wenn Sie etwas heftig verwerfen, Ihnen bleibt immer noch das gleichgültige Nein, das schmachtende Ja, der vielseitige Vortrag, mit der Farbe die den Wunsch colorirt, der Meisterzug sich ausforschen zu lassen um scharfsinnig überrascht zu werden, das widerlegende Schweigen, das überzeugende Lächeln, und die noch beredtere Thräne. Sie sehen wie wenig verrathen ist, nur ein kleiner Artikel aus der weiblichen Encyclopedie die täglich durch neue Supplemente vermehrt wird. Also mit Ihrer Ruhe und Ihrer häuslichen Polizey steht es noch sehr gut, und das seidene Band oder die goldene Kette hält immer noch fest.

Nur zum Ordensband, Madame, taugt diese Kette nichts, denn Sie wird vom Fürsten und Bettler getragen, und ist schon lange kein besonders Ehrenzeichen mehr. Ich ein Politiker, Lyousa? Freylich wird mein Wille nie gebrochen, aber meine ganze Politik, im Vertrauen gesagt, ist, – keinen Willen zu haben, – ich schwimme so ohne Widerstand mit dem Strome fort auf dem Kahn den meine Freundinn steuert und frage selten wo der Wind herkömmt, um das Manoeuvre nicht zu verwirren. Aber Sie sind eine erzpolitische Dame, – Sie wissen was Stocks sind, – auch wohl gar zu discontiren, zu transportiren, zu endossiren und zu protestiren. – Ihr Freund will ich gerne seyn, – denn ihr Verstand würde selbst mit einem Bart nicht übel kleiden, aber ihr Mann? – nun der Himmel hat auch das gut gemacht, – und weil Sie den Handel so gründlich verstehen, Ihnen vermuthlich einen Gatten beschieden, – der auf der Börse nicht genannt wird.

*) Man sehe das vorige Stück.

Wer hat denn unsern Vorwitz, unsere Pedanterey, unsern Eigensinn geleugnet? Dafür haben Sie, der Abwechslung wegen, mehr als Einen Sinn, und den unsrigen selten, Sie haben auch mehr **Welt** als wir, Sie geben uns Witz für unsere Vernunft und für unsere Grillen Vapeurs. – Allerdings wissen Sie ihre Ideen zu überzuckern und in einem Säftgen beyzubringen, – wir nennen das les Douceurs des Dames, lieben den Confect wie die Kinder, – und werden auch so gelenkt und regiert. – Und so wird es bleiben, Lyousa. – Ich begegnete noch vor wenigen Tagen der Frau Simon mit ihrem seidenen Gängelband, und der redliche Mann lächelte freundlich, wie ein Knabe, der blinde Kuh spielt, unter seiner Binde hervor. – Man hat zwar nie in die Karte gekuckt, um zu sehen was Trumpf ist, denn das ist kein Geheimniß; aber wenn wir auch hinein schielten um zu erfahren **wie viel** Trümpfe in der Hand unserer Nachbarinn sitzen, so wird uns das wenig helfen – die Natur hat die Karten so gemischt, daß wir am Ende immer verlieren, – wenn das verlieren heißt, Madame, wider seinen Willen nach dem Deister geführt zu werden, denn merken Sie das, der Hallerbrunnen ist ein herrlicher Ort. – Zwar hat er seine Weiblichkeiten, Labyrinthe, mühsame Pfade, eine phantasiereiche Wildheit, vieles scheint **Natur**, und ist doch **Kunst**, wenig stille Wasser, und doch gründen Sie an einigen Orten **tief**, aber der Tag wandelt so sanft unterm freundlichen Gemurmel des Bachs an der Hand einer Freundinn, im Schatten lispelnder Zweige, daß wir über die Freude *da* zu seyn, vergessen, wie wir hingekommen sind.

Ob man uns durch einen **langen Umweg** über die Chaussee, oder auf einem Richtweg durch die untiefe Wiese gebracht hat – Wenn ich glücklich bin, so chicanire ich nicht über die Art wie ichs geworden bin.

Also nun verstehn wir uns, Lyousa, meine Moral ist gar nicht Contrebande, denn sie ist in jedem Land ein einländisches **Produkt**, und mein unschuldiges Blatt verdient darum nicht verbrannt zu werden, weil es den güldenen Spruch dramatisirt:

Gehorche deiner Obrigkeit.

Arist.

Frage an das deutsche Publicum über die Erhaltung der poetischen Werke des alten deutschen Meister-Sängers Hans Sachsens.

Hans Sachs! – Wie viele sind wohl unter uns Deutschen, die mehr von diesem Manne wissen, als daß er *Hans Sachs* hieß? Aber seinen Geist, sein Herz, seinen hohen Dichter-Genius, seine Art Natur zu sehen, und jeden ihrer Eindrücke auf ihn treu, wie der reinste Spiegel, wieder

der darzustellen? Wer kennt dies, als vielleicht nur einige Wenige, denen es keine zu beschwerliche Mühe ist, nach versunknen Schätzen unsrer vaterländischen Litteratur in alten staubigen Bibliotheken umzuwühlen? Hätten Göthe und **Wieland** ihm nicht im Deutschen **Merkur** (April 1776.) das herrliche und verdiente Ehrendenkmal errichtet, noch immer schlummerte gewiß sein Andenken unter uns, und seine Werke, der reichste und herrlichste Schatz, den deutsche Dichtkunst aus dem Mittelalter aufzeigen kann, giengen ruhig unter. Ich verweise Alle, die mehr von ihm wissen, ihn näher kennen lernen wollen, vor der Hand noch **dahin**; denn seine vollständigere Lobrede verstattet mir hier weder Raum noch Zweck. Nur ein Fingerzeig soll's seyn, was ich hier gebe: **Denn es ist lang genug, daß Deutschland seinen Dichter, und wir Andern alle unsern Meister verkannt haben**; (sagte Wieland.)

Jeder Bücherkenner weiß, daß **Hans Sachsens Werke** dermalen unter die raren Bücher gehören; sie aber vollständig zusammen zu bringen, ist ein ganz besonderes Kaufglück, das einen, der selbst darauf lauert, nur selten trifft. In den größten und vollständigsten Bibliotheken finden sich nur einzelne Theile davon, und selbst diese noch, wie ich gefunden habe, oft zerrissen und defect. Ich selbst sammle nun schon fast acht Jahre lang, mit möglichster Mühe und gütiger Unterstützung vieler meiner Freunde in Deutschland daran, und doch glückte mir's nicht eher als heuer, aus vielen einzelnen defekten Theilen ein vollständiges Exemplar zusammenzubringen. Viele, die ich darüber gesprochen, oder die mir geschrieben haben, führen dieselbe Klage. Aus diesen und noch manchen andern sichern Kennzeichen schließe ich mit Zuverläßigkeit, daß **Hans Sachsens Werke ihrem Untergange sehr nahe sind**; und, übernimmts nicht jetzt Jemand diesen wahren Schatz unsrer poetischen Litteratur zu retten, **vielleicht in nicht langer Zeit gar nicht mehr seyn werden.**

Nun fragt sichs, Ihr Deutschen: **wollen wir dies geschehen lassen, oder nicht?** Sollen uns einmal unsere spätern Urenkel der Sünde zeihen, daß wir unsern **Ennius** untergehen, und seine Werke aus schlaffer Unthätigkeit, dahinsterben ließen? Sollen uns unsere Nachbarn, Engländer und Franzosen, die jedes Bruchstückgen ihrer ältern poetischen Litteratur mit größter Sorgfalt aufsuchen, sammlen, bewahren und in hohen Ehren halten, länger hierin beschämen? Und wollen wir uns, in unserm lesegierigen Perioden, nicht mindstens so viel möglich Speise schaffen, woran jeder von gesundem Kopf, Herz und Sinn sich laben könne? Nein Ihr Deutschen, Ihr seyd zu bieder und edel, und Ihr habt, so wie ich, unser Vaterland zu lieb, als daß ich so etwas befürchten könnte!

Wohlan! **Nur fünfhundert Edle, Freunde ihres Vaterlandes und der Musen in ganz Deutschland, dürfen mir Ihr Wort**

Wort geben mich zu unterstüz-zen, und ich will gern, auch ohne Hoffnung einiger Belohnung oder Gewinns, die dreyjährige Arbeit einer neuen Ausgabe von des vortreff-lichen Hans Sachsens poetischen Werken übernehmen. Daß dies kein Unternehmen für einen Buch-händler sey, fällt jedem, der nur ein wenig die Sache selbst und die Lage des Buchhandels in Deutschland kennt, sogleich in die Augen. Da ich nun Last und Kosten des Verlags ganz al-lein übernehmen muß, so verdiene ich, glaube ich, um so mehr sicher gestellt und durch Subscription und Prä-numeration unterstützt zu werden.

„Was enthalten denn aber nun „eigentlich Hans Sachsens Wer-„ke?„ – höre ich fragen. Lange nicht Alles was H. S. während seines gan-zen Dichterlaufes, das ist vom Jahr 1514 bis 1567, gedichtet und gesun-gen hat, ist auch gedruckt. Vieles steckt noch hie und da in alten geschrie-benen Meister-Gesangbüchern vergra-ben. Was aber seine, in fünf Folio- und dann wieder in eben so viel Quart-bänden gedruckten Werke enthalten, ist, summarisch, folgendes: nemlich 116 allegorische Erzählungen; 197 Schwänke; 59 Fabeln; 64 Fastnachtsspiele; 52 weltliche Comödien; 28 weltliche Tragö-dien; 272 weltliche Historien; 26 geistliche Comödien; 27 geist-liche Tragödien; 107 geistliche Gedichte; 144 vermischte Ge-dichte; und außerdem noch die sämmtlichen Psalmen, das Buch Jesus Sirach, die Sprüche Sa-lomons, der Prediger Salomons, die meisten Evangelien und Epi-steln, und etliche Capitel aus dem Buche der Weisheit, in Verse ge-bracht. Welch ein Reichthum! und doch noch nicht Alles! Aber auch welch ein Mann, und welche überströmende Fülle in ihm! Ward je ein Mensch auf Erden zum Dichter geboren, so war es Hans Sachs.

Ich trete, um auch das Förmliche zu beobachten, demnach meinem Zwecke näher, und kündige hiermit

> Des deutschen Meister-Sängers Hans Sachsens Werke, in einer neuen Ausgabe, mit erläu-ternden Noten; acht Bände in groß Quarto,

auf Subscription und Pränume-ration an. Zu Behuf dieses Unter-nehmens, und damit Unkundige der Sache nur einen Vorschmack bekom-men, liefere ich in dieser nächsten Leip-ziger Ostermesse: Proben aus des alten deutschen Meister-Sän-gers, Hans Sachsens, Werken in groß Quart auf 3 Bogen, nebst einem Titulkupfer von Herrn Kraus, in Doppeldruck-Manier. Diese lege ich hiermit dem deutschen Publico, als Muster der ganzen Einrichtung der neuen Ausgabe, vor. Mein Plan dazu ist folgender:

1) Die neue Ausgabe soll in groß Quart, mit gespaltenen Columnen auf schönes Papier, und mit eben densel-ben,

ben, ganz neuen Schriften, als die Proben, gedruckt werden.

2) Das Ganze wird ohngefähr 21 Alphabete halten, und soll folgendergestalt in 8 Bände vertheilt werden. Der erste Band soll enthalten Hans Sachsens Leben; etwas über die Meister-Sängerey; und dann die allegorischen Erzählungen; der zweyte die Schwänke und Fabeln; der dritte, vierte und fünfte die Faßnacht-Spiele, weltlichen Comödien und Tragödien; der sechste die weltlichen Historien; der siebende und achte die geistlichen Comödien, geistlichen Tragödien, geistlichen Gedichte und vermischten Gedichte.

3) Die obgedachten bloß versificirten biblischen Bücher bleiben weg, weil sie eigentlich nichts als Meister-Sängerey, nicht Gedicht, sind, zu Bestimmung von Hans Sachsens poetischem Werthe nicht das mindeste beytragen, und das Ganze ohne Noth nur um einen Band vermehren und vertheuren würden.

4) Dem ersten Bande werde ich Hans Sachsens Leben, und alles was ich davon aufspüren kann, nebst einer kurzen Abhandlung über den Perioden der Meister-Sänger in der Geschichte der deutschen Dichtkunst, wie obgedacht, voranschicken; dem Texte aber durchaus höchst kurze erläuternde Noten alter Worte und Sachen unterlegen, und dem Leser dadurch das mühsame Nachschlagen eines Glossarii ersparen; wie es auch die Proben schon zeigen.

5) Was ich schon von Hans Sachsens noch ungedruckten Werken in Händen habe, oder durch die gütigen Bemühungen meiner Freunde noch auffinden kann, und wahres Gedicht, nicht Meister-Sängerey, ist, werde ich in einem besondern Nachtrage liefern.

6) Dem ersten Bande soll Hans Sachsens Bild nach einem guten und gleichzeitigen Originale gestochen, jedem der übrigen aber ein Titulkupfer, in Doppeldruck-Manier, von Hrn. Kraus vorgesezt werden.

7) An Hans Sachsens alter und so charakteristischer Sprache und Orthographie soll nicht das geringste verschnitzelt oder verneuert werden; und eben deshalb dies Werk hier unter meinen Augen gedruckt, und von mir selbst corrigirt werden.

8) Der Subscriptions- und Pränumerationspreis für das Ganze soll Acht Rthlr. Sächsisches Courant seyn; folglich jeder Band, der beynahe 3 Alphabete hält, nur 1 Rthlr. kosten. Ich schmeichle mir, daß jeder, der Bücherpreise kennt, einsehen wird, wie billig dies ist. Um die Zahlung aber noch mehr zu erleichtern, soll sie noch überdies in drey Termine vertheilt, und zu Michaelis 1778. 3 Rthlr., Michaelis 1779 3 Rthlr., und Michaelis 1780 die leztern 2 Rthlr. an die Herren Collecteurs gezahlt werden.

9) Dargegen sollen eben so in drey

auf einander folgenden Leipziger Michaelis Messen die Theile abgeliefert werden, nemlich Michaelis 1779 der erste, zweyte und dritte; Michaelis 1780 der vierte, fünfte, sechste, und Michaelis 1781 der siebende und achte.

10) Von jetzt an bis heuer zu Michaelis steht der Subscriptionstermin offen. Finden sich bis dahin 500 Subscribenten zusammen, so erkläre ich mich in der Michaelis Messe öffentlich, daß dies **Werk seinen Fortgang habe, und dann erst** zahlen die Herren Subscribenten ihre **erste Pränumeration**, gegen gedruckte und von mir eigenhändig unterschriebene Scheine, an die Herren Collecteurs. Ohne geleistete Zahlung aber kann, meiner Einrichtung nach, Niemand in die Pränumerantenliste eingetragen werden. Findet sich aber bis dahin die verlangte Anzahl nicht zusammen; wohlan, so unterbleibt alles; meine Hoffnung war ein süßer Traum, und **Deutschlands Dichter** schlafe fortan in Ewigkeit!

11) Hat aber Deutschland noch Edle genug, die aus Patriotismus und Liebe zu den Musen, mein Unternehmen unterstützen, so sey **Ihren Namen auf etlichen Blättern** vor dem **ersten Bande ein Ehrendenkmal** errichtet; und eben deshalb muß ich meine Herren Collecteurs bitten, mir alle, wo möglich, namentlich zu melden.

12) Ich ersuche daher alle mir noch unbekannte Freunde unsrer vaterländischen Litteratur und Beförderer alles Guten in und außer Deutschland, mein Unternehmen unmittelbar oder mittelbar möglichst zu unterstützen. Sammlen Sie Subscribenten; so erbiete ich Ihnen entweder das zehnte Exemplar frey, oder 10 pro Cent baar als Provision, und bitte Sie, sich deshalb mit mir in Correspondenz zu setzen. Alle Exemplare liefere ich Ihnen alsdann bis Hamburg, Leipzig, Frankfurt am Mayn und Nürnberg, Fracht frey.

Und nun noch ein Wörtgen an euch, Piraten Deutschlandes, sonst **Nachdrucker** genannt. Hier ist wieder ein Werklein von 21 Alphabeten, auf das ihr Jagd machen könnt, wenns euch beliebt. Ich geb's euch freywillig Preis. Tastet's an wenn Ihr könnt; denn ich verschanze es mit keiner einzigen allerhöchsten und allergnädigsten Freyheit oder Privilegio.

Weimar, am 1ten May 1778.

F. J. Bertuch,
H. S. W. Rath und geheimer Secretär.

Ein

Ein zuverläßiges Mittel wider den Brand im Weizen.

Zu mehrerer Bequemlichkeit bey der Bearbeitung, schütte man den Weizen, wenn er zuvor gehörig gereinigt ist, in einen länglichten Haufen, ohngefähr in Form eines Grabhügels. Dann nehme man guten frischen Kalk, welcher einige Tage an einem trocknen Orte gelegen und sich selbst zu Staubmehl aufgelöst hat; schütte solchen in ein dichtes Faß; gieße Wasser darauf, und lasse solches wohl durch einander rühren. Kann man es haben, so müssen alsdenn fünf Arbeiter zur Hand seyn, wovon der eine das Kalkwasser stets rühren muß, damit sich der Kalk nicht auf dem Boden des Fasses ansetze; zween Arbeiter treten mit Kornschaufeln gegen einander über, und stechen den Weizenhaufen solchergestalt um, daß sie immer beyde zugleich gegen einander einstechen, und dadurch dessen länglichte Form eines Grabhügels beybehalten: inzwischen gießt der vierte Arbeiter mittelst eines kleinen Eimers, von Zeit zu Zeit das Kalkwasser zwischen die Schaufeln auf den Weizen; der fünfte aber beschäfftigt sich damit, das auf allen Seiten aus dem Haufen abrinnende Wasser mit dem Besen wiederum anzufegen, der Weizen zieht sodann den Kalk mit ungemeiner Geschwindigkeit an sich, und läßt anfangs bloß das Wasser, ganz klar und ungefärbt, wieder abrinnen, so wie er sich aber nach und nach am Kalke sättigt, so rinnet auch das Wasser, zuerst etwas trübe, und endlich völlig gefärbt, als Milch, ab. Bis das letztere nun geschieht, muß mit dem Rühren, Umstechen, Aufgießen und Anfegen immer fortgefahren werden, wenn auch das Umstechen solchergestalt vier bis fünf mal erforderlich wäre. Das Abrinnen der Kalkmilch ist das Zeichen, daß der Weizen Kalk genug eingesogen hat. Man läßt sodann den Haufen noch zwey bis drey mal bloß umstechen, streuet gutes Küchensalz darüber, ohngefähr auf jeden Himten Weizen eine starke Mannshand voll, läßt ihn damit noch ein bis zwey mal durchstechen und zum Gebrauch liegen. Nach zwölf Stunden kann man schon davon säen, da er denn überall vom Kalk überzogen und gleichsam überzuckert ist. Die Quantität des Kalks und Wassers hängt von der Beschaffenheit des Weizens und des Kalks ab, und ist daher nicht genau zu bestimmen. Ohngefähr rechnet man auf einen Malter Weizen einen Viertel Himten Kalk, und hiezu so viel Wasser, bis es so flüßig wird, als Milch.

Mein Vater hat sich dieses Mittels, in einer Gegend, wo die Klagen über den Brandweizen allgemein waren, dreyßig Jahre hindurch bedient, und allzeit, ohne Ausnahme, reinen Weizen geerntet; sogar, wenn die unmittelbar an der seinigen herausliegende Ländereh ganz voll davon war. Ich kenne zwar verschiedene

landwirthe, welche sich des Kalks und Salzes ebenfalls wider dies Uebel bedient, und diese gute Wirkung davon nicht gehabt haben; sie haben es aber darin versehen, daß sie mit dem Kalkwasser aufgießen nicht so lange continuirt haben, bis selbiges, als Milch gefärbt, wieder abgeronnen war. Als sie dies, nach erhaltener Belehrung, beobachteten, hatten sie ebenfalls das Vergnügen, sich durch dies Mittel vom Brandweizen gänzlich befreyet zu sehen. Dies ist daher der Hauptumstand, welcher, beym Gebrauch dieses Mittels, nicht außer Acht zu lassen ist.

O. L. H. A.

Anfragen.

1.

Da alle Mittel, die der Schöpfer uns in der Natur durch genugsame Erfahrungen anweiset große Gefahren abzuwenden, ein Wink und Wille dieses Herrn sind: so wünschet man, daß diese Frage etwas genau erwogen werde: Ist ein guter Grund vorhanden, oder ist es Nachläßigkeit, oder Eigensinn vorgefaßter Meynungen, oder eitle Furchtsamkeit, daß man seine Gebäude nicht hier zu Lande eben sowohl, wie längst in Nordamerika und sonderlich in Philadelphia geschehen, gegen den Schaden des Blitzes gesichert? Man lese des Hrn. D. J. A. Reimarus Abhandlung von der Ursache des Einschlagens vom Blitze, nebst dessen natürlichen Abwendung von unsern Gebäuden. Nach so sehr vielen zuverläßigen Erfahrungen, die er vorträgt, hat er wohl Ursache hinzuzusetzen, §. 26. Unsere Nachkommen werden lächeln, daß man jetzo noch große Ermahnungen nöthig gehabt, auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, und unsere Vernunft, nach göttlicher Absicht, dazu anzuwenden, uns die Kräfte der Natur, so viel möglich, unterthan zu machen.

2.

Wann und wo hat der Mönch Bartold Schwarz, der das Pulver erfunden hat, gelebt? Sollte es wohl der Barthold Niger (Schwarz) seyn, der 1453 gelebt, welcher Vicarius zu Ramesloh, auch Vicarius Nicolai & Catharinä zu Bardowieck gewesen ist? Man sehe Chr. Schlöpkens Bardow. Chronik. Seite 281. und 493.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Freytag, den 10ten Julius 1778.

Die Nachtigall. Zur Beantwortung der Aufgabe in dem 8ten St. des Hannov. Magazins von diesem Jahre.

Die Natur hat dem kleinen Gefieder, was demselben an der Größe abgeht, durch den Gesang, welchen sie den großen Vögeln versagt hat, ersetzt. Die Amsel, oder Schwarzdroßel, ist der größte Singevogel; denn daß der Schwan, dessen Hals gar nicht zum Singen gebauet ist, sein Sterbelied singe, ist eine alte Fabel, die nicht mehr geglaubt wird. Aber unter diesen gefiederten Sängern hat die Nachtigall einen sehr großen Vorzug vor allen übrigen. Die Dichter reden nie ohne Entzücken von ihrem Gesange, und er ergötzt uns um desto mehr, da sie sich nur eine kurze Zeit im Jahre hören läßt, da sie uns mit ihrer lieblichen Stimme auch bey stiller Nacht, welche alles übrige Gefieder, bis auf die Eulen und Uhus, gleichsam stumm macht, erfreuet, da ferner ihr Gesang aus mehr Passagen, als der Gesang andrer Vögel besteht, mithin, da sie solche nicht immer in der nemlichen Ordnung auf einander folgen läßt, sondern sie auf mancherley Weise versetzt, mehr Abwechslungen hat, und vornemlich, da sie unser Ohr, welches das Geschrey der Raben, der Elstern und Sperlinge den Winter hindurch bis zum Ueberdruß anhören müssen, gleich mit der Wiederkehr des Frühlings zu belustigen anfängt, zu einer Zeit, wenn die Natur ihre durch den Winter zerstörten Schönheiten wieder herstellt, die Erde in neues Grün kleidet, Gärten, Wiesen und Aenger mit Blumen schmückt, und unser Herz neuen Freuden öffnet.

Die Griechen gaben der Nachtigall wegen ihres schönen Gesanges den Namen: Sängerinn (Αηδων). Der Sappho ist sie die Ankündigerinn des Frühlings, und sie giebt ihr ein Beywort, das die Lieblichkeit ihrer Stimme ausdrückt a). Der Hirtenliederdichter Theocrit weiß keinen Sänger, wovon die Nachtigallen noch lernen könnten, als seinen Daphnis; aber nur selten gedenken Griechenlands und Roms alte Dichter der Nachtigall in ihren Gedichten. Sollten sie we-

a) Ἦρος ἄγγελος ἱμερόφωνος ἀηδών, Veris nuncia, suavi voce prædita luscinia.

weniger zärtliches Gefühl gehabt haben, sollten sie durch ihren Gesang weniger entzückt worden seyn, als unsere neuern oft bis zum Ekel tändelnden Liederdichter, welche der Philomele und ihrer Liebesklagen so oft erwähnen? Dies kann man wohl, ohne ihnen Unrecht zu thun, nicht behaupten. Vielleicht hielten sie es aber für sehr überflüßig, ihre Zuhörer oder Leser auf den lieblichen Gesang dieser gefiederten Sängerinnen aufmerksam zu machen, welcher ohnehin jedermann entzückt.

Philomele könnte aber unmöglich eine so liebliche Stimme und süße Kehle haben, wenn sie nicht eine verwünschte Prinzessinn wäre. Sie und ihre Schwester Progne waren nach der Fabel Töchter des Königs Pandion zu Athen. Tereus, ein thracischer Prinz, heyrathete die letztere. Dieser ihre Liebe gegen die Schwester war zu stark, um lange von ihr getrennt zu seyn. Tereus mußte nach Athen, und die Erlaubniß von den Aeltern auswirken, Philomelen zu einem Besuch mit zurückzubringen. Er erhielt sie, aber unterwegens that der Bösewicht ihrer Tugend Gewalt an, und damit sie, was ihr begegnet, nicht entdecken könne, schnitt er ihr die Zunge ab. Schreiben konnten die Prinzessinnen der Zeit noch nicht. Philomele, welche der Unmensch in ein Schloß nach der Schandthat einsperrete, hatte aber die Geschicklichkeit, der Schwester ihren Unfall durch eine Stickerey abzubilden. Progne, von Zorn und Rache bey dem Anblick dieses Gemähldes entbrannt, setzte dem Tereus sein einiges Kind, den Itys, zu essen vor, und ließ ihn nach der Mahlzeit, durch Vorzeigung des Kopfes, der Hände und Füße, was er gegessen, sehen. Tereus griff sogleich zum Schwerte, Rache auszuüben, aber ehe er den Streich, der ihr das Leben kosten sollte, vollendete, wurde er in einen unflätigen stinkenden Wiedehopfen, der gleichwohl seine vorige Krone noch auf seinem Haupte trägt, verwandelt, Progne wurde zur Nachtigall, Philomele zur Schwalbe und Itys zum Fasan. So lautet die alte Fabel, die man aber schon zu Virgils Zeiten dahin umgeändert hatte, daß man aus der Progne die Schwalbe, und aus der Philomele die Nachtigall machte, und noch jetzt führt die Nachtigall in der Dichtersprache den Namen Philomele.

Die Nachtigall ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, bey ihrer Beschreibung weitläuftig zu seyn. Sie gehört unter die in viele Geschlechte sich ausbreitende Familie von Vögeln, welche mit vier unverbundenen Zähen, davon drey vorwärts, die vierte hinterwärts sitzen, versehen ist. Sie wird zu dem Geschlecht der Fliegenstecher gezählt, welches die Methodisten unter den Naturlehrern in die drey Gattungen, die Nachtigall oder Grasmücke, den Zaunkönig und den Brustwenzel einschränken. Dem Schnabel nach, der bey allen bloß von Insekten lebenden Vögeln dünne und spitzig ist, kommt dies Geschlecht mit der Lerche über-

überein, es unterscheidet sich aber von ihr durch die Klauen, welche bey diesem Geschlecht nach Verhältniß kurz, einander fast gleich, und ohne Sporn sind, womit hingegen die Hinterzähe der Lerche versehen ist. Die Nachtigall hat ohngefähr die Größe eines Finken, jedoch hat sie höhere Beine und einen längern Hals. Der Kopf der Nachtigall ist länglich, der Schnabel dünne, mit stumpfen Spitzen, die Augen groß und helle, die Brust schmal, und der Schwanz lang. Kopf, Rücken und Flügel haben nur Eine Farbe, welche, so lange sie in der Freyheit lebt, hellebraun ist, wenn sie aber eine Zeitlang eingesperrt sitzet, kastanienbraun wird. Am Unterleibe ist sie heller, und der Schwanz röthlich. Dies ist unsere gemeine Nachtigall, welche die Harzleute wegen solcher rothen Farbe des Schwanzes den Rothvogel nennen, und ihn dadurch von einer andern hier seltenen Art, welcher sie den Namen Sprosser oder Sproßvogel geben, unterscheiden.

Der ganze Unterschied zwischen beyden besteht darin, daß der Sprosser ein klein wenig größer, als die gemeine Nachtigall, und am Schwanze nicht so roth ist. Hingegen ist der Unterschied am Gesange desto größer. Der Sprosser singt zwar fleißiger, als die gemeine Nachtigall, aber dieser ihr Gesang ist lieblicher, als der Gesang des Sprossers, welcher mehr von dem Gesange einer Zippdroßel hat. Einige wollen auch die Nachtigallen in Tag- und Nachtsänger unterscheiden, allein eben die Nachtigall, welche am Tage schlägt, singt auch in der Nacht, wovon uns die Stubennachtigallen überführen können.

Die Nachtigall pflegt gemeiniglich nach der Mitte des Aprils, wenn das Laub auszubrechen anfängt, nach einer Abwesenheit von etwa neun Monaten wieder zu uns zu kommen. Aber woher kommen sie, und wo haben sie sich unterdessen aufgehalten? Dies ist die große Frage, welche in Ansehung der Nachtigallen, die nicht schaarenweise abziehen, sondern einzeln sich verlieren, ohne daß wir die Wege, welche sie nehmen, nachspüren könnten, desto schwerer mit Zuverläßigkeit zu beantworten stehet. Die gemeinste Antwort ist, daß sie und alle übrigen Zug- und Streichvögel, Schwäne, Wachteln, Lerchen rc. welche sich unsern Augen entziehen, sich nach Afrika und den südlichen Ländern in Amerika wenden, und bey der Rückkehr im Frühlinge ihre verlassenen Gegenden wieder besuchen. Diejenigen, welche ihnen diese Reisen über weite Meere andichten, sehen wohl, daß sie so große Meere nicht in Einem Fluge zurücklegen können. Sie lassen sie also, wenn sie ermüdet, auf die Schiffe, die sie antreffen, fallen, sich etwas ausruhen, und dann ihre Reise fortsetzen. Aber wie, wenn ihnen unglücklicher Weise kein Schiff aufstößt? Diesen Fall mußten diejenigen, welche diesen Vögeln das Winterquartier in andern Welttheilen anweisen, sich als möglich gedenken, deswegen retten sie solche durch eine

besondere Vorsicht, der sie sich bedienen sollen. Jeder Vogel, sagen sie, versieht sich bey seiner Abreise mit einem kleinen Span oder Stückchen Holz, das er im Schnabel mit nimmt. Dies legen sie, wenn sie im Fluge ermüden, sanft aufs Wasser, ruhen wechselsweise mit dem einen Fuße darauf, und halten den andern, bey ausgebreiteten Flügeln in die Höhe. Nachmals nehmen sie das Holz wieder auf, fliegen damit weiter, und machen so viel Stationen, als sie es nöthig finden. Man kann zwar nicht alle Erzählungen der Reisenden, daß sich Landvögel auf die Mastbäume und Segelstangen der Schiffe gesetzt haben, läugnen, allein dies ist vermuthlich alsdann nur geschehen, wenn diese kleinen Luftsegler durch Sturm so weit vom Lande weggetrieben worden, daß sie es aus dem Gesicht verloren, mithin sich verirrt, und für Müdigkeit auf die Schiffe niedergelassen haben.

Hiernächst ist es bekannt, daß die Verschiedenheit der Himmelsstriche und Länder auch eine Verschiedenheit der Thiere einerley Art mache. Der Tiger aus der alten Welt ist ganz anders, als der in der neuen. Unsere Schafe sind anders gebildet, als die Schafe in der Barbarey. Unsere Vögel haben eine andere Natur, andere Farben und Neigungen, als die Vögel in Amerika. So wohl **Rochefort** in seiner Geschichte der antillischen Inseln, als auch **Catesby** in seinen Bemerkungen über die amerikanischen Vögel, bezeugen, daß solche die unsrigen an Größe und Schönheit der Farben übertreffen, die unsrigen aber weit besser singen, und daß die Musik der europäischen Wälder aller andern in der ganzen Welt vorzuziehen sey. Nun hat aber noch Niemand jemals eine europäische Nachtigall weder in Afrika, noch in Amerika angetroffen, man hätte sie aber antreffen und bemerken müssen, wenn alle Nachtigallen aus Europa nach einem von diesen Welttheilen überziehen sollten. Und welchen Krieg würden nicht die dort einheimischen Vögel mit solchen fremden ungebetenen Gästen, die ihnen die Nahrung zu rauben ankämen, führen?

Es ist daher **Kleins** Muthmaßung sehr wahrscheinlich, daß unsere Nachtigallen und Grasmücken, wie die Uferschwalben, sich eine Winterherberge in hohen und sandigen Ufern, oder unter den Wurzeln der Bäume bereiten, den Herbst und Winter darin verschlafen, und unterdessen weder Hunger noch Durst empfinden.

Wenn bey angehender Frühlingswärme das Gewürme, Ameisen und andere Insekten, die gewöhnliche Speise der Nachtigall, wieder zum Vorschein kommen, so erwacht auch diese aus ihrem tiefen Schlafe, und findet sich gegen den 18ten oder 20ten April wieder bey uns ein. Das Männchen kommt zuerst an, und nimmt sein vorigjähriges Gebiet wieder ein. Nach zwölf oder vierzehn Tagen folgt das Weibchen nach. Vielleicht hat jenes eine hitzigere Natur, und ermuntert

sich

sich etwas früher als dieses. Jeder Hahn hat sein Revier, seinen Garten, oder Gebüsche, das sieht er als sein Reich an, und leidet keinen andern darinnen. Dies macht, daß sich die Nachtigallen überall verbreiten, und man ihres lieblichen Gesanges aller Orten genießt.

Die Brützeit der Nachtigall gehet bisweilen schon im May, gewöhnlicher aber erst im Junius an. Sie bauen ihre Nester in einem dicken Gebüsche oder Hecke, und zwar nicht auf Stauden, sondern zwischen selbige, auf die Erde. Die Materialien dazu sind Laub, welches sie so künstlich zusammen zu fügen wissen, daß der Bau länglich, wie ein Beutel wird. In den Dörfern und Gärten pflegen sie auswendig bisweilen etwas Stroh mit einzuflechten. Sie bringen gewöhnlich vier Junge aus, zuweilen findet man noch im Julius Nester mit Jungen. Wir dürfen aber deswegen nicht glauben, daß die Nachtigall zwey mal im Jahr hecke. Diese späte Brut geschieht nur alsdann, wenn die erste durch zwey- oder dreymalige Zerstörung der Nester verunglückt, oder verspätet worden.

Der Gesang scheint den Vögeln so wenig angeboren zu seyn, als dem Menschen die Sprache. Die Nestlinge lernen ihren Gesang vom Vater, auf den sie, auch bey dem Gesange aller übrigen Vögel, so wohl in der Freyheit, als in einem Zimmer, allein achten. Werden sie daher ganz zart, und ehe sie den väterlichen Gesang gelernt, aus dem Neste genommen, und in ein Zimmer zu einem andern Vogel gebracht, so nehmen sie allein dessen Gesang an, und legen ihn Lebenslang nicht wieder ab, ob sie gleich nachmals neben einen von ihrem Geschlecht gehangen werden. So lernen die ausgenommenen Nestlinge, die Stücke, welche man ihnen vorpfeift, oder auf einer Vogelorgel vorspielt. So hat man die Erfahrung gemacht, daß junge Häuflinge den Gesang der Lerchen, zu denen man sie gehangen, daß der Goldfinke und selbst der Sperling, der nichts als zwitschern kann, den Gesang des Häuflings, der ihnen zum Singemeister gegeben worden, angenommen, und nachher beybehalten haben.

Doch ist dem Vogel ein gelerntes Stück nicht so natürlich, als der Gesang seines Vaters. Denn da er diesen allemal aus dem nemlichen Tone singt, ohne jemals von solchem Tone, auch selbst nicht unter dem Geschrey andrer Vögel im geringsten abzuweichen, ein Vorzug, dessen sich kaum der beste Theatersänger rühmen kann, so habe ich oft bemerkt, daß ein abgerichteter Dompfaffe sein gelerntes Stück zu hoch angefangen, abgebrochen, und es aus einem niedrigern Tone von vorne angefangen und ausgesungen hat, das er im vorigen Tone nicht konnte.

Woher aber eine jede Vogelart ihren ersten natürlichen Gesang bekommen habe, ist so ungewiß zu bestimmen, als der Ursprung der Sprache bey den

Menschen. Man muß aber von dem durch Nachahmung angenommenen Gesange das Zwitschern, oder den ersten eintönigen Laut der jungen Vögel, wodurch sie ihre Begierde nach Nahrung an den Tag geben, welches bey den Nachtigallen sehr heisch und unangenehm ist, wie auch den ersten Anschlag, der, wie das Zwitschern, Männchen und Weibchen gemein ist, ausnehmen.

Der Gesang ist bey der Nachtigall, so wie bey andern Vögeln, ein Vorzug des Männchens. Zu dem Singen wird eine besondere Stärke der Muskeln oben in der Kehle erfordert, und des Hrn. Barrington Beobachtungen und Versuche über den Gesang der Vögel, davon die Uebersetzung vor zwey Jahren in diesen Blättern mitgetheilt worden, belehren uns, daß diese Muskeln bey den Hähnen der Singevögel stärker, als bey den Weibchen; hingegen bey denen, die nicht singen, bey beyden Geschlechten gleich sind. Die Stimme der Nachtigall, so klein wie seine Kehle auch ist, ist überaus stark: man kann seinen Gesang fast auf eine Viertelmeile, mithin weiter, als die Stimme eines Menschen hören.

Die Nachtigall hat den Vorzug vor allen Singevögeln. Der ganze Vogel ist gleichsam nichts denn Stimme, und die ganze Stimme nichts als Harmonie. Herr Barrington sagt, er habe, wenn sie ihren Gesang durchgesungen, sechszehn verschiedene Manieren bemerkt, welche mit so vielem Geschmack verbunden wären, daß sie die unterhaltendsten Variationen hervorbrächten. Einen zweyten Vorzug der Nachtigall setzt er in dem anhaltenden Gesange, der auf zwanzig Secunden bisweilen, ohne einige Pause, fortdauere. Müßte die Nachtigall unterdessen Luft schöpfen, so thäte sie es weit unmerklicher, als der beste Opernsänger.

Den alten Dichtern **Homer**, **Sophocles** und **Horaz**, ist der Gesang der Nachtigall ein Klaglied über ihr geliebtes Kind, den Itys, das sie Tag und Nacht von den Aesten eines hohen Baums herab wiederhole. Nach dem **Virgil** erfüllt Philomele Wald und Feld mit ihren Klagen über den Verlust ihrer Jungen, die ihr ein unbarmherziger Ackersmann, wenn er beym Pflügen ihr Nest bemerkt hat, raubet. Einige unsrer neuen Dichter, welche sich besser auf die Sprache dieses gefiederten Sängers zu verstehen glauben, und ihn eben die Thorheiten begehen lassen wollen, welche diesem oder jenem unter ihnen bisweilen den Kopf schwindlich machen, schwören darauf, daß er dadurch seine Schöne mit der Heftigkeit seiner Liebe und Zärtlichkeit unterhalte, zwischendurch auch über ihre Sprödigkeit und Kaltsinn, wo nicht gar über ihre Verachtung und Untreue klage. Gerade, als wenn ihre Weibchen eben die Capricen und eben die Fehler hätten, welche diesen Dichtern dergleichen Klagen über ihre, oft nur in ihrem Gehirn existirenden Schönen, auspressen.

Es

Es wird sich schwerlich ausmachen lassen, was die Vögel eigentlich zum Singen reize. Die Lust des Brütens, welche der Graf Büffon zur Ursache angiebt, kann es wohl nicht seyn, weil sie auch im Bauer, und zwar noch länger, als in der Freyheit singen. Eben so wenig scheint sie die Geilheit dazu zu reizen, da einige in dem Augenblicke zu schlagen anfangen, da sie gefangen werden. Soll aber ein Vogel singen, so muß er vollkommen gesund seyn, und einen Ueberfluß an Nahrung haben. Letztere findet die Nachtigall, wenn sie wieder zu uns kommt, an Gewürme, an Ameisen und an ihren sogenannten Eyern.

Was ist aber die Ursache, daß sie schon um Johannistag, ohnerachtet ihr Tisch alsdann noch eben so reichlich gedeckt ist, zu schlagen aufhört? Gehet alsdann bloß der Trieb zu singen für das Jahr zu Ende, oder verlieren ihre Kehlmuskeln, wodurch sie so verschiedene Töne hervorbringt, ihre Stärke und Geschmeidigkeit, und wodurch verlieren sie beydes? Dies läßt sich so wenig bey der Nachtigall, als bey andern Vögeln, welche nicht das ganze Jahr durch singen, bestimmen. So viel ist wohl gewiß, daß eine Veränderung entweder in dem ganzen Körper, oder doch nur in der Kehle des Vogels vorgehen müsse, die seinem Gesange ein Ende macht. Solche Veränderung aber tritt bey den Vögeln, welche in der Freyheit leben, eher, als bey denen, welche in einem Kefig eingesperrt sind, ein. Jene singen eine kürzere Zeit im Jahre als diese.

Die Nachtigall hört nach der Brützeit zu singen auf. Wenn die Brut durch einen Zufall verspätet wird, so kommen die Jungen erst aus, wenn die Alten nicht mehr singen. Sie singen auch den ersten Sommer nicht, und dennoch singen sie das folgende Frühjahr den ganzen Nachtigallengesang, ohne ihn vom Vater gehört, und gelernt zu haben; und ich muß bekennen, daß ich nicht weiß, wie sich dies mit der vorhin angeführten Meynung, daß dem Vogel sein Gesang so wenig, als dem Kinde die Sprache, angeboren sey. Sollten solche späten Nestlinge, welche den Vater das Jahr nicht mehr hören, für beständig stumm bleiben, oder den Gesang erst im folgenden Frühjahre und zwar in den ersten Tagen, daß die Nachtigallen wieder kommen, lernen? Im Freyen singt die Nachtigall acht bis zehn Wochen, in einem Zimmer aber drey bis vier Wochen länger. Da der Hänfling beynahe neun Monate im Bauer singt, so kann man des Nachtigallgesanges eben so lange genießen, wenn man junge Hänflinge von einer singenden Nachtigall lernen läßt. Je älter eine Stubennachtigall wird, desto später fängt sie an zu singen. Eine junge, welche man das Jahr aus dem Neste genommen, fängt im November an, sich hören zu lassen, und fährt bis zum April fort. Eine andere, die zwey bis drey Jahr alt ist, fängt vor Weihnachten an, und hört mit dem April auf. Eine dritte von vier bis fünf Jahren schlägt vom April

bis

bis Julius. Hat man nun drey Nachtigallen von diesem verschiedenen Alter, so kann man sich vom November bis zum August, acht Monate hindurch an ihrem lieblichen Gesange ergötzen. Wenn eine junge Stubennachtigall zu singen anfängt, und nur am Tage schlägt, so hänge man sie an einen ganz finstern Ort, wo sie weder sehen, noch fressen kann, und setze des Nachts ein Licht neben das Bauer, daß sie ihr Futter sehen kann, so wird sie nach einigen Tagen ihren Gesang des Nachts verrichten.

Kein Vogel läßt sich so leicht, als eine Nachtigall fangen. Damit aber eine Gegend nicht durch das Wegfangen einen Theil seiner Frühlingsanmuth verliere, sondern jedermann ihres entzückenden Gesanges genieße, so ist das Fangen an verschiedenen Orten verboten. Es unterbleibt dem ohngeachtet nun zwar nicht, geschieht es inzwischen in den ersten acht Tagen, da die Nachtigallen ankommen, und sich vertheilen, so ist kein Verlust dabey, indem, so lange ihr Strich dauert, eine andere den Garten, oder das Gebüsche wieder einnimmt, wo jene weggefangen worden. Haben sie sich aber schon vertheilt gehabt, so kommt das Jahr keine andere für die weggefangene in die Stelle. Geschieht das Wegfangen, wenn sie nicht mehr schlagen, so ist auch nichts dabey verloren, und das folgende Jahr nimmt ein neuer Sänger das erledigte Gebiet ein. Soll aber das Verbot des Fangens die Vermehrung der Nachtigallen an einem Orte zum Endzwecke haben, so wird solcher dadurch nicht erreichet, weil, so lange sich nicht die Hecken oder Gebüsche in einer Gegend vermehren, in jedem Garten und Gebüsche, wo eine Nachtigall schlägt, das folgende Jahr abermal nicht mehr, als nur eine sich hören läßt.

Der Schluß folgt künftig.

Beantwortung der Fragen im 49ten St. dieses Magazins, das blaue Siegellack betreffend.

Ich habe nach einigen Versuchen vor geraumer Zeit ein blaues Siegellack verfertigt, und bin bereit, meine Probe der von dem Herrn D. Dehne einzusendenden, beyzufügen. Da denn Unpartheyische beurtheilen und untersuchen müssen, welches das brauchbarste, und wer erweislich der erste Erfinder sey, wornach denn die allenfalls darauf gesetzte Prämie zu vergeben seyn wird.

Hannover. C. E. Fielitz, Mahler.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Montag, den 13ten Julius 1778.

Schluß der Abhandlung von der Nachtigall. Zur Beantwortung der Aufgabe in dem 8ten St. des Hannov. Mag. von dies. Jahre.

Da die Nachtigall an die Erde bauet, so bleiben die Jungen nicht so lange im Neste, bis sie fliegen können, sondern verlassen es einige Tage früher, und hüpfen in dem Gebüsche herum. Man würde sie daselbst noch mit Händen greifen können, aber nichts dabey gewinnen, wenn man sie fangen und zu Hause in einen Kefig einsperren wollte. Denn da sie alsdenn die Alten nicht zur Lehrmeisterinn im Singen haben, so lernen sie nie den Nachtigallengesang, sondern bringen nichts als wilde Schläge hervor, und alle Mühe, sie aufzufüttern, ist vergebens. Ist man dennoch unbarmherzig genug, wenn man ein Nachtigallennest findet, den Alten ihre Jungen zu rauben, so muß man sie mit frischen Ameiseneyern, die man an einen spitz geschnittenen Federkiel oder Holz spießt, und ihnen vorhält, füttern. Sind sie schon etwas groß, so werden sie die Speise nicht gern von freyen Stücken annehmen, sondern man muß ihnen den Schnabel aufsperren, aber nach wenig Stunden werden sie ihn von selbst öffnen, und durch Schreyen ihr Fressen begehren. Will man sie aber lieber durch die Alten auffüttern lassen, so setze man die Jungen in einem Bauer, dem man wider den Regen eine Bedeckung von Zweigen geben muß, an den Ort, wo man sie gefangen, oder man fange auch die Alten. Man bringet alsdann die Alten nebst den Jungen in ein Zimmer, das man mit grünen Büschen versieht, und streuet frische Ameiseneyer auf die Erde, jedoch daß keine Ameisen mit darunter sind, welche sonst die Eyer wegschleppen würden. Alsdann werden die Alten nicht säumen, ihre Jungen selbst zu futtern.

Wer noch in dem nemlichen Jahr den Gesang der Nachtigall in seiner Stube genießen will, der muß sich eine verschaffen, welche um Georgentag, das ist den 23ten April, wenn die Nachtigallen anzukommen pflegen, oder wenn sich der Frühling etwas verspätet, ein Paar Tage nachher, gefangen worden. Dann kann man versichert seyn, daß es ein Männchen ist, weil diese, wie es auch bey mehr Vögeln geschieht, voran streichen,

chen, und fast 14 Tage früher, als die Weibchen, ankommen. Der Kefig, worin man die Nachtigall setzt, wird inwendig mit Papier oder Tuche bezogen, damit sie sich nicht den Kopf zerstößt. Zur Vorsicht kann man ihr auch die Flügel binden, bis sie ruhiger wird. Man bestreut den Boden mit frischem Sande, giebt ihr Ameiseneyer, und setzt ihr lebendige Mehlwürmer in einem gläsernen Schälchen, aus welchem sie nicht herauskriechen können, vor. Bisweilen sind sie aber über ihre Gefangenschaft und Einsperrung so traurig, daß sie nicht von selbst fressen wollen, und man sie futtern muß. Nach und nach gewöhnt man sie an das Futter, das man ihnen in der Folge geben will. Wenn sie nach 14 Tagen anfangen zu singen, so nimmt man das Papier aus dem Bauer weg, und bezieht es mit grünem Tuche, oder besteckt es mit grünen Zweigen. Fängt sie aber nach vier Wochen noch nicht an zu singen, so darf man sicher denken, daß es ein Weibchen sey, und dem armen Thierchen die Freyheit wieder schenken.

Man kann der Stubennachtigall nicht eben die Kost geben, welche sie in der Freyheit genoß. Der eine wählt dies, der andere jenes zu ihrem Futter. Je simpler und ungekünstelter dasselbe ist, je weniger ist ihre Wartung umständlich und lästig. Das am leichtesten zu bereitende Futter für sie ist ein Gemengsel von zwey Theilen geriebener Semmel und einem Theile hart gesottener und klein gehackter Hühnereyer. Zur Zeit des Singens kann man von beyden gleich viel nehmen. Dabey giebt man ihnen täglich sechs bis zehn Mehlwürmer. Die Vorsicht, diesen vorher die Köpfe einzudrücken, ist unnöthig, weil die Nachtigall den Wurm erst selbst tödtet, ehe sie ihn frißt. Daß man ihr alle Tage frisches Futter und Wasser geben müsse, versteht sich wohl von selbst. Bey diesem Futter bleiben die Nachtigallen eben so munter, und singen eben so früh, als wenn man sie mit Erbsenbrodt, Rinder- und Schafherz füttert. Einige behaupten, daß die Nachtigallen früher anfangen zu singen, wenn man ihnen des Winters gestoßene Pinien, das ist Tannzapfenkerne, giebt, und ein oder zwey Zäsern Safran in ihr Saufen legt, oder auch ein wenig Bisam, in Baumwolle gewikkelt, ins Bauer hängt. Beydes kann ich, da mir keine Erfahrung davon bekannt ist, nicht für Wahrheit ausgeben. Eine Anzeige aber, daß eine Nachtigall bald singen werde, geben die großen blutigen Flecken, womit ihr Mist, der sonst eine todtweiße Farbe hat, vermischt ist.

Wenn mit der Fütterung der Nachtigallen ordentlich verfahren, und sie außer der Singezeit nicht zu stark gefuttert werden, so können sie acht bis zehn Jahr leben. Thut man ihnen aber zu viel zu gute, so sterben sie entweder frühzeitig, oder bekommen nach drey oder vier Jahren das Podagra, oder auch Geschwüre um die Augen und den Schnabel. Wider beydes wird frische Butter oder Hühnerschmalz als eine Salbe gebraucht. H.

Etwas von Minorca. *)

Die Luft ist in Minorca reiner und heiterer, als in England, doch sind die Thäler nebelicht, und die Ausdünstungen, welche der Wind von dem Meere herführt, fressen das Eisen und Kupfer an, und verursachen eine geschwinde Fäulniß des Holzgeräthes. In Zimmern und schattigten Orten bleibt das Thermometer des Sommers durch immer zwischen dem 48ten und 80ten Grade, obgleich die Beständigkeit der Witterung öfters Dürre und große Hitze verursacht. In den Sonnenstrahlen hingegen steigt das Thermometer öfters höher, als der Grad der Hitze des Blutes ist. Der Herbst ist feucht, warm und sehr veränderlich. Die Stürme sind zuweilen, besonders im Winter, sehr heftig, halten aber nicht lange an. Wenn Tag und Nacht gleich sind, sind sie am ärgsten, und nach Aussage der Schiffer haben sie bey den Inseln des Meerbusens zu Lyon eine andere Richtung als auf dem hohen Meere. Es erhebt sich gegen Mittag des Sommers ein gelinder Wind, der mit der Sonne geht und verschwindet. Sobald er unterbrochen wird, ist eine unerträgliche Hitze. Der Nordwind ist kalt, trocken und gesund, weil er die Nebel zerstreut. Die andern Winde sind hitzig, feucht und ungesund. Doch ist der Nordwind am gewöhnlichsten, welches die dicken Gipfel der Bäume beweisen, die sich alle gegen Süden neigen, und deren entgegengesetzte Seite verdorret und entblättert ist. Nach ihm ist der heiße Nordwest der gewöhnlichste, und den Gewächsen am schädlichsten. Der Nordost bringt immer Regen, und der Süd ist besonders im Sommer sehr gefährlich. Gegen den Herbst hat man Wirbelwinde, viele Irrwische, und öfters stürzen Wasserhosen auf die Insel nieder. Gegen das Herbst-Aequinoctium sieht man öfters auf einmal Wolken entstehen, und es erfolgen Platzregen, die alles niederreißen und verderben. Dergleichen Zufälle sind in heißen Ländern, wie schon Virgil bemerkt (Georg. I. 322. Aeneid. V. 693.) gemein und heilsam. Unter dem Regen hagelt und schneyet es im Winter, allein rechten Frost hat man sehr selten. Bey Menschen Gedenken ist es etwa das zweyte oder dritte mal geschehen, daß 1746 den 3ten März ein Fuß hoch Schnee drey Tage lang gelegen, wobey es was besonders ist, daß das Thermometer doch nur auf den 42ten Grad gefallen. Denn wo nicht die Luft des Zimmers etwa viel wärmer, als von außen, gewesen,

*) Ein Auszug aus einer zu London 1751 herausgekommenen Schrift, welche den Titel führet: Observations on the Epidemical Diseases in Minorca from the Year 1744 to 1749, to which is prefixed a short account of the Climate, Productions, Inhabitants, and Endemial Distempers of that Island, by George Cleghorn, Surgeon to Brigadier General Offarell's Regiment. S. Gelehrte Nachrichten aus dem Reiche der Wissenschaften. 50. Stück 1751.

wesen, so könnte daraus bewiesen werden, daß außer der Kälte noch eine besondere Ursache zur Hervorbringung des Eises hinzu kommen müßte. Das Land ist nur in der Mitte bergigt, und hat in den Thälern stehende Wasser. Es muß zur Regenzeit gewesen seyn, als der Cardinal Retz den Hafen von Mahon besucht hat, da er eine Menge von Flüssen sich dahinein stürzen sehen. Die ganze Insel ist ein großer Felsen, der mit einer subtilen steinigten Erde leicht bedeckt ist. Meersalz, Kalk und Salpeter machen das Erdreich fruchtbar, und der Wein- und Kornwachs könnte bey guter Witterung für alle Einwohner hinreichend seyn. Die vor Zeiten so hoch geschätzten Weine von Minorca (Plin. H. N. XXIV. 6.) würden es noch jetzo seyn, wenn man sowohl auf die Güte, als Menge desselben sähe. Die Holzungen bestehen aus immer grünen Bäumen, Myrthen, Cypressen, Palmen u. s. w. deren Schatten besonders lieblich sind. Die Oelbäume werden vernachläßigt, ob sie gleich von Natur hier selbst wachsen, und das Erdreich so ist, wie es Virgil anpreist. (Virg. Georg. II. 179.) Unter den mancherley Arten der Thiere, giebt es auch eine Art Schnecken, cochleæ cavaticæ genannt, welche an einander hängen, und sich in den Ritzen der Felsen aufhalten. Plinius irret, wenn er sagt, daß diese Thiere weder aus ihren Löchern herausgiengen, noch sich von Kräutern ernährten. (Eben daselbst VIII. 39.) Die in Minorca kriechen bey feuchtem Wetter aus, und suchen ihre Nahrung auf den Affodillenstengeln und an den Weinstöcken. Zwey sehr verschiedene Völker bewohnen anjetzo diese Insel. Die Einheimischen sind von mittlerer Statur, mager, stark, lebhaft, wohllüstig, wild und abergläubisch. Die englischen Soldaten haben ganz andere Neigungen, Lustbarkeiten und Ausschweifungen, außer daß beyde Nationen den Trunk lieben. Indessen hindert dieses nicht, daß sie nicht insgesammt einerley epidemischen Krankheiten unterworfen seyn sollten. Die Verstopfungen und Verhärtungen der drusigten Eingeweide, besonders der Milz, welche schon Hippocrates (Hipp. de Aere, locis & aquis, sub fin.) den stehenden morastigen Wassern zuschreibt, sind am gemeinsten. Doch bringt die Natur auch selbst die Heilungsmittel für diese Uebel hervor, z. E. Molken, Honig, erfrischende Früchte, gelinde purgirende Dinge, plantas saponaceas u. s. w. Bagliv sagt, (prax. med. L. I. C. XV. 6.) daß zu Rom die Verwundungen und Geschwüre der Beine schwer zu heilen wären. In Minorca hat man eben dieses zu beklagen, vielleicht weil die verstopften Eingeweide den Umlauf des Blutes in der Hohlader hindern. Hippocrates (de morb. intern.) und Celsus (L. II. C. VII.) leiten beyde dieses Uebel von einer Verstopfung der Milz her. Die äußerlichen Entzündungen, besonders der Augen, sind hier wegen der starken Zurückwerfung der Sonnenstrahlen von den

den Felsen und dem Sande, und weil die Luft voll salzigter Dünste, Staub und Insekten ist, ebenfalls sehr gemein. Es giebt noch ein seltenes Uebel, das ein spanischer Arzt, Hyacinthus Andre, in seinem kurzen Abrisse der Werke des Riverius beschrieben, nemlich die Convulsion des untern Kinnbackens bey Kindern. Dieses fast stets unheilbare Uebel findet nur in den ersten neun Tagen des Lebens Statt. Doch alles dieses sind nur besondere Zufälle. Die vornehmsten epidemischen Krankheiten sind 1) eine Art von dreytägigem Fieber, so ansteckend und tödtlich, wie die Pocken. Es hält seine Zeiten regulär so, daß man oft die Stunde des Todes vorher sagen kann. Die China ist dabey sehr gut befunden worden. 2) Die in allen heißen Ländern gemeine Sudamina, die papulæ sudoris und die ἱδρῶα des Hippocrates (aphor. L. III. §. 21.) 3) Im Sommer und Herbst die Ruhr und Cholera. 4) Die Erkältungen ziehen pleuritidem und peripneumoniam nach sich.

Gestorf. G. H.

Zufällige Gedanken.

Eine Menge von patriotischen Speculationen und Entwürfen, woran unsere aufgeklärten Zeiten so reichhaltig sind, könnte gar füglich realisiret werden, wenn wir nur die gehörige Welt dazu machen könnten. Aber so lange wir das nicht können, dürfte es wohl meistens beym Alten bleiben.

Sucht weder bey der alten noch neuen Hieroglyphe große Gedanken und tiefe Weisheit. Ihr findet nach mühsamem Aufschluß der harten Schale einen unbedeutenden Kern. Alltagsgedanken oder schale Grillen.

Daß wir oft mit dem Wege unsers Lebens zanken, rührt hauptsächlich von einem Irrthum her, den wir uns leicht benehmen könnten, wenn wir wollten. – Wenn wir auf eine Stelle kommen, wo der Weg eben und angenehm ist, so verlangen wir, es soll immer so seyn, und zürnen, wenn sie aufhört und der Weg wieder schlecht wird. Unsere Erfahrung, wenn sie nur auf eine gar mäßige Weite zurück reicht, muß uns doch wohl gesagt haben, daß das Terrain so wir durchwandern müssen überall ungleich, und mit Sümpfen, Anhöhen, hohlen Wegen und verwachsenen Gebüschen durchschnitten ist. Daß uns diese nicht so gut als ein gerader und angenehmer Weg gefallen, ist ganz natürlich. Daß wir aber murren, wenn der Weg ungebahnt wird, und immer gleichen und ebenen Weg verlangen, weil wir ihn einmal hatten, das ist unbillig und mehr gefordert, als die Natur je einem Sterblichen gab und geben wird.

Die Sprache der Vernunft ist sehr gut, richtig und articulat, aber zum Unglück etwas leise und schwach, weßhalb sie denn auch im Geräusch des Lebens und im Sturm der Leidenschaften selten gehört wird.

Gewöhnlich thun wir weniger um derer willen die wir nicht achten, als die wir achten. Das ist auch eitel, und eine große, obgleich gar gemeine Schwachheit.

Mode wird herrschend, Gewohnheit Gesetz, und der Ritus ein Heiligthum. So ist der Gang der menschlichen Sachen! Der kleine Bach, welchen man bey seiner Quelle mit dem Fuß aufhalten konnte, wird durch den Fortgang ein großer Strom dem nichts widerstehen kann.

Ihren Ideen und Hange folgen zu können, macht unstreitig das Favoritvergnügen der mehrsten Menschen. Sie sind um so viel mehr im Stande dasselbe ungestöhrt zu genießen, wenn sie ihren Hang und Grillen, denn mehr ist es doch gemeiniglich nicht, ein wenig nach der Vernunft und denen von andern Leuten accommodiren, damit sie weder mit der Natur noch mit denen welchen sie ins Zeug fahren zu viel Händel bekommen.

Die Ehre ist zwar immer ein unvollkommenes Surrogat für Tugend und Patriotismus. Indessen, und bis diese wieder hergestellt, und in den alten Besitz ihrer Rechte gesetzt sind, mag sie immer bleiben. Es ist auf alle Fälle besser, eine schwache als gar keine Barriere haben.

Die Achtung oder Beyfall so wir suchen, müssen wir weder erzwingen noch erbetteln. Contribution und Allmosen giebt man gemeinlich mit Unwillen oder Verachtung. *Verdienen* ist der einige rechtmäßige und sichere Weg, den wir ohne Gefahr und Schande betreten können.

Bey den Alten folgte die Ehre der Tugend. Bey uns geht sie voran. Welche Rangordnung die vernünftigste sey, braucht wohl nicht gesagt zu werden. – Der Schatten folgt dem Körper, außer wenn er vom Lichte weggeht.

Es ist schwer über den Menschen im Ganzen was ohne Furcht des Entgegengesetzten zu sagen. Bloße Speculation ist betrüglich. Evidente Beyspiele führen gewisser. Erfahrungen, von sichern Beobachtungen abgeleitet, kann man am meisten trauen.

In vorigen Zeiten bekümmerte man sich um die unsichtbare Welt zu viel, und in den gegenwärtigen zu wenig, weil man zu viel Aufmerksamkeit auf die sichtbare wendet.

Ich kenne einen Staat, wo ich nicht Lust hätte weder zur ersten noch zur letzten Classe zu gehören; und ich glaube, daß es noch viele giebt, die ich nicht kenne, wo ich eben so denken würde.

Daß sich so viel gute Köpfe angelegen seyn lassen ihre Welt zu erleuchten, das kann ich recht gern vertragen: aber daß sich so mancher mit Welterleuchten abgiebt, der höchstens nur

nur ein Lichtputzer ist, oder seyn kann, — das ist nicht wohl zu ertragen.

Wenn man mit Hobbes oder Rousseau noch so viel Böses von der gesellschaftlichen Verbindung denkt, so muß man doch bekennen, daß es sich aller daher entspringenden Unbequemlichkeiten ohnerachtet unter den Menschen immer noch gut genug und ungleich besser als in Hölen oder Wäldern lebt, welches diese Herren auch vermuthlich selbst so gefunden haben, weil sie bey allem Bösen so sie von der menschlichen Gesellschaft sagten, sie doch nicht verließen, sondern lieber in Städten als in Einöden lebten. In der That kommt man auch mit einer guten, billigen und gefälligen Gesinnung bey einiger Klugheit und Vorsicht immer gut genug durch die Welt. Oft ist die schlechte Begegnung worüber wir klagen nichts als der Wiederhall von unserm Zuruf. Wir machen durch eine sehr natürliche Folge die Menschen schlechter als sie waren, wenn wir ihnen schlecht begegnen, oder uns merken lassen, daß wir sie für schlecht halten.

Die Verschiedenheit der Regierungsform sagt freylich für das Wohl der Menschheit viel, aber doch bey weitem nicht so viel als die verschiedene Art womit sie verwaltet werden.

Der Kreislauf der Mode und des Geschmacks hat freylich in der galanten und gelehrten Welt manche nette Tracht und artiges Büchelchen zum Vorschein gebracht. Im Grunde aber ist der Nutzen nicht sonderlich, und trifft hauptsächlich den Galanteriehändler, Putzmacher, Friseur, Schneider, Papiermacher, Buchhändler und Scribler. Die Unterhaltung, welche dadurch unsern Putzdamen, Coquetten, kleinen Meistern und Lekturisten verschafft wird, kommt nicht mit in Anschlag, weil es eine unbedeutende Kleinigkeit betrifft.

Bey unsrer Glückseligkeit kommt sehr viel darauf an, was wir dafür halten, und was wir gewohnt sind. Dem unabhängigen amerikanischen Wilden ekelt für unsrer städtischen Pracht und Bequemlichkeit, worin wir so verliebt sind. Er fliehet bey der ersten Gelegenheit höchst erfreut in seine Wälder, und kehrt zu seiner wilden Lebensart zurück. — Bey unserer cosmopolitischen Reformationssucht verdient dieser Umstand eine bedächtliche Reflexion. Oft besteht die ganze hochgepriesene Verbesserung darin, daß wir Jemand unsere Visionen statt der seinigen aufdringen; und das ist nicht der Mühe des Lehrens und des Lernens werth.

Ob uns die Dichter in und außer dem Metrum durch ihre Verschönerungen einen guten oder schlechten Dienst thun, darüber bin ich mit mir noch nicht einig. Ich verdanke ihnen das Vergnügen, welches mir ihre Gemählde machen, recht sehr; — aber ich verdanke es ihnen sehr wenig, daß mir ihre Fictionen Gedanken in den Kopf setzen, die über die Wirklichkeit gehen, und daß mir meine Welt oft nicht schmek-

schmecken will, weil ich sie zu weit unter diesem eingeprägten Ideal finde.

Seltsam und unerklärlich ist es, daß uns eine und eben die Sache in so ganz verschiedener Gestalt erscheint. Der Affect, wird man sagen, – aber das thut mir nicht genug. Wie macht es der Affect, daß mir einerley Sache wechselsweise weiß und schwarz vorkommt? Den gefährlichen Sophisten kenne ich recht wohl, – aber ich möchte auch gern das Inwendige von seiner Kunst kennen, damit ich mich desto besser dagegen verwahren könne.

Meine vergangenen Tage wünsche ich so weise und regelmäßig als möglich durchlebt zu haben. In Ansehung meiner zukünftigen fasse ich den festen Vorsatz sie diesem Wunsch gemäß anzuwenden: – und bey den gegenwärtigen vergesse ich oft den Wunsch über die vergangenen und den Entschluß über die zukünftigen.

Wo der Witz dem Verstande in den Weg tritt, da wird er billig weggestoßen; wo er sich aber bequemet und zur Seite oder nachgehet, da kann er als ein nicht unangenehmer Gesellschafter mit allem Recht beybehalten werden.

Zudringliche Näherung schadet der Freundschaft eben so leicht, als zurückhaltende Entfernung. Hier bleiben wir fremd, und dort werden wir lästig; denn man behält gern so viel Raum, daß man sich frey bewegen kann, und wer uns so nahe aufs Leib tritt, daß er diesen benimmt oder beenget, macht sich unangenehm.

Anekdote vom Dr. Warner. *)

Vor einigen Jahren war dieser Mann in dem Laden eines großen Papierhändlers, als ein Parlamentsglied hinein kam und hundert Federn für 6 Schillinge kaufte. Was für ein luxuriöses Zeitalter, rief der Doctor aus, 6 Schill. für 100 Federn? Alle Federn, die ich mein ganzes Leben durch verbraucht, kosten mir nicht 6 Pence. „Das ist wunderbar, versetzte der Besitzer des Ladens, denn ihre Schriften sind sehr dick.„ Ich sage euch, fuhr der Doctor fort, mit einer einzigen Feder schrieb ich meine Kirchengeschichte, zwey Volumina in Folio, und meine Abhandlung über das Buch des allgemeinen Gebets, in breit Folio; diese Feder war schon alt, ehe ich anfieng zu schreiben, und ist noch nicht abgenutzt, nachdem ich beydes geendiget.„ Diese Geschichte breitete das Gerücht aus, die Verdienste dieser Feder wurden so hoch geachtet, daß eine bekannte Gräfinn den Doctor darum ansprach, er gab sie ihr, die Dame ließ ein goldenes Käfigen machen, worauf die Geschichte dieser Feder kurz geschrieben war, welches sie in ihr Raritätencabinet legte.

*) Aus dem Universal Magazine for August 1777.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Freytag, den 17ten Julius 1778.

Ein Paar neue nicht unbeträchtliche Vortheile in der Rechenkunst.

Zu dem Sohne eines reichen Mannes sprach der Vater: Mein Kind! die 5 Felder, deren jedes 95 Ruthen lang, $48\frac{2}{3}$ Ruthen breit ist, sollen Dein seyn, nütze sie so gut Du kannst und willst. Der Sohn verkaufte die 5 Felder, jeden Morgen zu $366\frac{2}{3}$ Thaler; für das gelösete Geld kaufte er Pferde, das Stück 30 Thaler; die Pferde vertauschte er gegen Schafe, 18 Schafe für 1 Pferd; die Schafe gegen Kühe, 16 Schafe für 3 Kühe; die Kühe verkaufte er das Stück zu $22\frac{1}{2}$ Thaler in Gulden; die Gulden verwechselte er gegen Louis d'or und bekam $9\frac{2}{3}$ pro Cent Agio; dies Capital sammt der Agio belegte er zinsbar zu 5 pro Cent, die $2\frac{1}{2}$jährige Zinse, giebt er wieder auf Zinsen jährlich zu 6 pro Cent. In welcher Zeit haben diese letzten Zinsen 1000 Thaler gebracht?

Um das verlangte Resultat liefern zu können, müssen zuvor die Antworten auf folgende acht Fragen durch Rechnen bekannt geworden seyn. Wie viel Morgen halten die 5 Felder, da 1 Morgen 120 Quadratruthen hält? Wie viel Thaler hat man für solche gehoben? Wie viel Pferde für dies Geld erhandelt? Wie viel Schafe hat man für die Pferde? und wie viel Kühe für die Schafe erhalten? Wie viel Thaler in Gulden hat man für die Kühe bekommen? Wie viel betrug dies Geld in Louis d'or? Wie viel Zinse beträgt es in $2\frac{1}{2}$ Jahren? Und nun erst sieht man sich in den Stand gesetzt, die neunte gesuchte Antwort auf die letzte Frage: in welcher Zeit betragen die Zinsen der $2\frac{1}{2}$jährigen Zinsen, 1000 Thaler? berechnen zu können.

Wie leicht schleicht sich bey einer so weitläuftigen Rechnung nicht ein Fehler ein, wenn man auch die hierauf verwendete Zeit nicht in Betracht ziehen will. Sollte man wohl nicht die letzte Antwort sogleich, ohne die acht vorhergehenden Dinge zu wissen, in einem einzigen Exempel berechnen können? Ja, es ist mir gelungen, dieses durch eine sehr leichte, einfache Methode zu verrichten.

Man bediene sich der Kettenregel,

und setze die erste Frage, wie viel Morgen halten die 5 Felder? so auf, wie es die Regel erfordert, ohne jedoch diesen Satz zu berechnen. Den zweyten Satz, wie viel Thaler kosten diese Felder? füge man dem ersten sogleich bey; in die Stelle, wo das Facit des ersten Satzes stehen sollte, schreibe man nur bloß das Wort Facit. Diesem füge man die dritte Frage bey, und das bloße Wort Facit wird auch hier, wie in allen folgenden Fragen, die Stellen der Zahlen vertreten, die da stehen sollten. Hat man alle neun Fälle so aufgesetzt, dann erst berechne man alle neun Sätze in Einem Exempel; und die gefundene Zahl sagt, daß das zuletzt belegte Capital in 248 Tagen $4\frac{6}{7}$ Stunden, 1000 Thaler Zinse bringe.

Der Grund dieses Verfahrens ist, daß die Glieder eines regelmäßig gesetzten Satzes, dasjenige was gefunden werden sollte, enthalten und ausdrücken. Es ist also gleichgültig, ob man jeden Satz wirklich berechnet, oder nur die Glieder regelmäßig niederschreibt, und am Ende die Glieder aller Sätze auf einmal berechnet. Das ist, man kann die nicht berechneten Sätze, statt ihrer Facit gebrauchen.

Da dieses richtig ist, so folgt auch, daß wenn das Wort Facit seinen Platz in der Divisions-Columne erhält, wie dies der Fall in der letzten Frage obiger Aufgabe ist, daß man alsdenn alle vor diesem Worte vorhergehenden Glieder, aus der Multiplications Columne in die Divisions-Columne, und die Glieder aus dieser, in jene werfen, die dem Worte folgenden Glieder aber, an ihrem Orte lassen müsse. Denn a mag alle vorhergehenden Glieder der Multipl. Col., b alle vorhergehenden Glieder der Divis. Col. bedeuten; so drückt $\frac{a}{b}$ die Antwort der ganzen vorhergehenden Aufgabe, so weitläuftig sie auch immer seyn mag, aus. Da nun das Wort Facit eben dasselbe sagt; so wollen wir, statt dieses Worts $\frac{a}{b}$ setzen. Wird nun der Nenner, wie immer geschieht, in die gegenseitige Columne geworfen; so erhalten dadurch diejenigen Glieder der Divisions-Columne, welche durch b ausgedrückt sind, ihren Platz in der Multipl. Col., und die durch a ausgedrückten Glieder befinden sich nun in der Divisions-Col. Auf die dem Worte folgenden Glieder aber hat $\frac{a}{b}$ keinen Einfluß.

Der Vortheil in der Arbeit ist beym Gebrauche der gezeigten Methode, besonders in weitläuftigen Aufgaben, beträchtlich. Denn das Wort Facit erfordert gar keine Arbeit, auch hat man nur bloß diejenigen Brüche, welche die Aufgabe enthält, da hingegen bey dem gewöhnlichen Verfahren, die Antwort des vorhergehenden Satzes durch eine Zahl ausgedrückt wird, die nur selten ohne Bruch erscheint; und diese Zahl füllt immer diejenigen Stellen, die in der gezeigten Methode, das Wort Facit enthalten. Berechnet man zweytens eine solche Aufgabe nach der gewöhnlichen Art; so wird der Vortheil des Aufhebens

hebens deswegen oft unbeträchtlich, weil hier zu wenige Glieder sind, in denen nicht so leicht ein gemeines Maaß zwoer Zahlen statt findet, da hingegen in der gezeigten Methode alle Glieder der ganzen Aufgabe mit einander verglichen werden können. Ein Paar kleine Beyspiele die wenig Platz einnehmen, werden das Verfahren selbst deutlich zeigen.

Für die $\frac{3}{4}$jährige Zinse eines zu 4 pro Cent belegten Capitals kauft man $6\frac{3}{4}$ Anker Wein, die Bouteille $7\frac{1}{2}$ mgr., fürs Capital kauft man Korn, den Himten zu 25 mgr; man finde in Einem Satze wie viel Himten man erhalten. Daß 40 Bouteillen 1 Anker sind ist ekannt.

1 Thaler.	—	$6\frac{3}{4}$ Anker.
1 Anker.	—	40 Bout.
1 Bout.	—	$7\frac{1}{2}$ mgr.
36 mgr.	—	1 Thal.
1 Thal.	—	Facit.
		Facit 2700. Ht.
$\frac{3}{4}$ Jahr	—	100 Thal.
4 Zins	—	1 Jahr
1 Himten	—	Facit
1 Thal.	—	36 mgr.
25 mgr.	—	1 Himten

Zu einem Kleide gebraucht man 10 Ellen $\frac{2}{4}$ breites Zeug, man kauft aber $\frac{3}{4}$ breites Zeug, 3 Ellen für $4\frac{2}{7}$ Thaler; wie viel Thaler kostet das Zeug zu diesem Kleide? Antw. 44 Thaler.

Weil man die Glieder der Multiplications-Columne der Kettenregel als Zähler eines Bruchs, der aus Factoren besteht, als Größen die getheilt werden sollen, als Mittelglieder einer geometrischen Proportion; die Glieder der Divisions-Columne hingegen als Nenner eines Bruchs, als Theiler, als Endglieder einer Proportion betrachten kann und muß; so folgt hieraus, daß wenn man das Facit eines Satzes mit einer Zahl multipliciren oder dividiren soll, man diese Zahl nur im ersten Falle in die Multiplications-, im zweyten in die Divisions-Columne schreiben dürfe, um den gesuchten Zweck zu erhalten. Denn ein Bruch, ein Quotient, eine Proportion wird multiplicirt, wenn man den Zähler oder ein Mittelglied multiplicirt, hingegen wird beydes dividirt, wenn die Multiplication am Nenner oder am Endgliede verrichtet wird. Diese Kleinigkeit erleichtert die geometrischen Berechnungen, und noch mehr die Berechnungen weitläuftiger algebraischer Formeln ungemein. Man sieht sich hiedurch in den Stand gesetzt in Einem Exempel aus dem gegebenen Durchmesser, oder dem Umkreise die Zirkelfläche, oder die Oberfläche der Kugel, oder ihren körperlichen Inhalt zu finden; aus dem gegebenen Durchmesser und der Höhe den körperlichen Inhalt eines Cylinders, eines Kegels u. d. gl. wie gesagt in Einem Exempel zu erhalten. Für einige Leser aber werden, ehe ein Paar Beyspiele folgen können, folgende Bestimmungen nothwendig seyn:

Daß sich der Durchmesser des Zirkels zum Umkreise wie 100 zu 314 verhält; daß die Zirkelfläche gefunden wird, wenn man den Durchmesser mit dem Umkreise multiplicirt, das Product durch 4 dividirt; daß sich

der körperliche Inhalt eines Cylinders und eines Prisma in dem Produkte des Bodens in die Höhe zeigt; daß das Produkt des Bodens in $\frac{1}{3}$ der Höhe den Inhalt des Kegels giebt; daß der Durchmesser einer Kugel mit ihrem Umkreise multiplicirt ihre Oberfläche; und diese Oberfläche mit $\frac{1}{6}$ des Durchmessers multiplicirt, der Kugel körperlichen Inhalt darstellt; daß die krumme Oberfläche eines Cylinders gefunden wird, wenn man den Umkreis des Bodens mit der Höhe des Cylinders multiplicirt; daß die krumme Oberfläche des Kegels im Produkte des Umkreises des Bodens in die halbe Seiten-Höhe erscheint; daß 1 Ruthe 16 Fuß, 1 Fuß 12 Zoll hat.

Vermöge dieser Bestimmungen wird man, mit Anwendung des zuvor gesagten, geometrische Aufgaben von mancherley Art in Einem Exempel aufzulösen im Stande seyn. Hievon ein Paar Beyspiele. Der Durchmesser einer Kugel hält 11 Zoll, wie groß ist der körperliche Inhalt?

$$
\begin{array}{rcl}
7 & - - & 11 \\
100 & - - & 314 \\
 & & 11 \\
 & & \frac{11}{6} \text{ Inhalt } 693\frac{157}{300}
\end{array}
$$

Der Durchmesser eines vollen Cylinders von feinem Silber ist 9 Zoll, die Höhe $\frac{2}{3}$ Ruthen; wie viel Thaler ist der Cylinder werth? da ein Cubikfuß Silber 720 Pfund wiegt, und 1 loth Silber 27 mgr. kostet? Antw. 81388$\frac{4}{5}$ Thaler.

Der Umkreis des Bodens eines eisernen Kegels ist 2$\frac{1}{3}$ Fuß, die Höhe 10$\frac{1}{2}$ Zoll; wie viel Pfund wiegt dieser Kegel, da ein Cubikfuß Eisen 558 Pfund wiegt? Antw. 70$\frac{43}{78}$ Pfund.

Man hat eine silberne Kugel, deren Durchmesser 4 Zoll hält, wie viel Thaler ist eine goldene Kugel von gleicher Größe werth; da sich überhaupt die Schwere des Silbers zur Schwere des Goldes wie 120 zu 221, und der Werth des ersten zum Werthe des letzten wie 1 zu 15 verhält? Antwort 9252$\frac{8}{15}$ Thaler.

Diejenigen Aufgaben, welche zur höhern Arithmetik gehören, sind solche Aufgaben, deren Glieder Potenzen sind, oder die durch geometrische Progressionen aufgelöst werden. Z. E. die *Zins auf Zins Rechnung*, wenn nemlich die Zinsen eines Capitals nicht ausgezahlt, sondern beständig zum Capital geschlagen, und mit verzinset werden; man soll bestimmen, wie das Capital durch die Zinsen und Zins-Zinsen in gegebenen Jahren, gewachsen sey. Die *doppelte Interusurien-Rechnung*, wenn ein Capital das erst nach Jahren zahlbar ist, vor der Zahlungszeit abgetragen wird, und zwar mit dem Bedinge, daß der Empfänger mit dem zu früh erhaltenen Capitale Zins auf Zins heben solle; man soll finden, wie viel der Zinsen, Zins-Zinsen und der frühern Bezahlung halber vom Capitale abzuziehen sey. Die *Annuität- oder Leibrenten-Rechnung*. Nach dieser soll man finden, in welcher Zeit ein Capital verzehrt sey, wenn man die Zinsen und dazu etwas vom Capitale

pitale aufnimmt, alle Jahr aber gleich viel verzehrt, u. d. gl.

Zins auf Zins zu nehmen verbieten die Gesetze mit Recht. Anfangs ist zwar der Unterschied zwischen Zinsen, und Zinsen auf Zinsen eben nicht beträchtlich, wie wichtig aber dieser Unterschied in der Folge werde, wird folgender Fall zeigen. Wenn Adam der Vater der Menschen vor 5600 Jahren $\frac{1}{1000}$ Pfennig zinsbar zu Ein pro Cent belegt hätte, und die sämmtlichen Zinsen würden erst jetzt sammt dem Capitale ausgezahlt; so würde der Empfänger dieses Geldes wenig über $\frac{1}{20}$ Pfennig erhalten. Würde aber der jährliche Zins, jedes Jahr immer mit verzinset; so wäre der $\frac{1}{1000}$ Pfennig weit über 5 Trillion Thaler angewachsen. Denn ein Capital wächst durch die bloßen Zinsen, nur in arithmetischer, durch die Zinsen und Zins-Zinsen hingegen in geometrischer Progression. Der angenommene Fall kann, der großen Weitläuftigkeit halber, ohne Logarithmen nicht berechnet werden.

Wie aber berechnet man die zur höhern Arithmetik gehörigen Aufgaben? Eine jede Art erfordert ihre besondere Regel, die man entweder auswendig wissen, oder für eine jede Art mühsam erforschen muß. Sollte man wohl nicht einen allgemeinen Weg finden können, der zu jeder Regel führt. Ja daß die hierher gehörigen Aufgaben durch geometrische Progressionen aufgelöst werden, in denen sich das erste Glied zum zweyten, wie das zweyte zum dritten u. s. w. verhält, das ist bereits gesagt. Eine bestimmte Progression aber erwächst aus dem ersten Gliede und dem Namen der Verhältniß. Das erste Glied ist, wenn man wenige Fälle ausnimmt, gegeben; oder es wird willkührlich angenommen. Es kömmt also nur noch auf den Namen an. Wie aber findet man einen solchen Namen der gerade das leistet, was die Aufgabe fordert? Aus dem ersten und zweyten Gliede. Und wie findet man das zweyte Glied? Ein geringes Nachdenken oder ein kleines Exempel, wird solches liefern. Da nun jedes folgende Glied der Progression durch die Multiplication des vorhergehenden mit dem Namen erwächst; so muß sich der Name zeigen, wenn das zweyte Glied durchs erste dividirt wird. Man hat also alles, was man um eine gegebene Aufgabe aufzulösen bedarf. Ein Paar Beyspiele werden dies näher zeigen.

Man belegt 320 Thaler zu 5 pro Cent jährlicher Zinse, nimmt aber Zinsen auf Zinsen, wie groß ist das Capital mit den Zinsen und Zins-Zinsen nach 6 Jahren geworden?

Das erste Glied, wäre hier das Capital 320; das zweyte, das Capital mit der einjährigen Zinse also 336, der Name $\frac{336}{320}$ oder $\frac{21}{20}$. Wird nun jedes Glied durch diesen Namen multiplicirt, so entstehet das folgende und die sechste Multiplication giebt die verlangte Antwort $428\frac{166121}{200000}$ Thaler.

Ist das Capital zu groß, oder von der

der Art, daß der Name in einer unangenehmen Zahl erscheint, wodurch die ohnehin weitläuftige Arbeit sehr vergrößert wird; so wähle man statt des gegebenen Capitals ein beliebig kleineres, welches einen kleinern Namen darstellt, etwa 100 oder 20, suche von diesem das verlangte Resultat, alsdenn ist der erhöhete Werth des gegebenen Capitals aus dem gefundenen Resultate des angenommenen in Einem Exempel leicht zu bestimmen.

Wird ein Bruch unter der Arbeit so weitläuftig, daß er über sechs oder sieben Ziffern hinaus geht; so kann man eine gleiche Anzahl der letzten Ziffern im Nenner und Zähler, ohne einen beträchtlichen Fehler besorgen zu dürfen, weglassen.

Eine Aufgabe zur Interusurien-Rechnung wäre folgende: Man kauft einen Wechsel auf 500 Thaler, der erst nach 5 Jahren zahlbar ist. Der Käufer will 4 pro Cent Zinsen und Zins-Zinsen des Kaufgeldes sogleich von der Summe des Wechsels abziehen; wie viel bezahlt er für den Wechsel?

Er muß ein Capital bezahlen, daß, wenn der Empfänger solches sogleich zinsbar belegte, das Kaufgeld sammt den Zinsen und Zins-Zinsen, in 5 Jahren, gerade 500 Thaler machen würde. Es ist also das erste Glied der Progression der Werth des Wechsels 500; das zweyte Glied ist ein Capital, das mit seiner einjährigen Zinse 500 Thaler macht, nemlich $480\frac{10}{13}$; dies zweyte Glied durchs erste dividirt, giebt den Namen $\frac{25}{26}$ und die fünfte Multiplication mit dem Namen zeigt, daß $410\frac{117255}{118807}$ Thaler der jetzige Werth des Wechsels sey. Nach einem Jahre ist sein Werth $427\frac{3897}{9139}$, nach zwey Jahren $444\frac{146}{2197}$, nach drey Jahren $462\frac{47}{169}$, nach vier Jahren $480\frac{10}{13}$. Zur Zeit der Zahlung 500 Thaler. Man kann auch hier wie zuvor ein beliebiges Capital statt des gegebenen berechnen, und aus dem gefundenen Werthe des beliebigen Capitals, den Werth des gegebenen bestimmen.

Wer ein Capital auf Leibrenten giebt, der bekömmt jährlich mehr als die gewöhnliche Zinse beträgt, dagegen aber wird das Capital nie wieder zurückgegeben. Dies mehrere kann und muß nicht von der Willkühr des Leihers oder Verleihers abhängen, es muß durch Regeln, welche die Billigkeit vorschreibt, bestimmt seyn. Eben dies mehrere was der Verleiher über die Zinse erhält, ist ein Theil vom Capitale, das ihm wieder zurück bezahlt wird. Dieser Theil wächst mit jedem Jahre, so lange, bis das Capital ganz wieder zurück gegeben ist; denn je kleiner das Capital wird, desto weniger Zins bringt es, je weniger die Zinse beträgt, desto mehr muß, weil der Verleiher alle Jahr gleichviel erhält, vom Capitale genommen werden. Die Bestimmung desjenigen, was der Verleiher jedes Jahr erhalten muß, hängt von zwo Fragen ab. Mit wie viel pro Cent soll das Capital jährlich verzinset werden?

Wie

Wie viel Jahr wird der Verleiher wahrscheinlich noch leben? Die verabredete Zinse mag 4 pro Cent, die wahrscheinliche Lebenszeit noch 10 Jahr, und das Capital 1000 Thaler seyn. Nun ist die jährliche Einnahme solchermaaßen zu bestimmen, daß der Verleiher am Ende des zehnten Jahrs, sein ganzes Capital gradatim wieder zurück erhalten, und die Zinsen von jedem Reste des Capitals empfangen habe. Stürbe der Verleiher vor dem zehnten Jahre, so gewönne der Leiher, weil er das Capital noch nicht ganz wieder zurück gegeben hätte. Dagegen müßte er den Verleiher so lange aus seiner Casse erhalten, als dieser über 10 Jahr lebt. Stürbe dieser gerade nach zehn Jahren, so wären beyde Partheyen ohne Schaden und ohne Vortheil.

Nun sollte ich freylich zeigen, wie die allgemeine Methode auch in diesem Falle anzuwenden sey. Allein sie ist nur alsdenn allgemein, wenn das erste Glied der Progression bekannt ist, hie aber ist es unbekannt, folglich ist die Methode in diesem Falle unbrauchbar, man muß, um die Regel zu finden, zur Algebra seine Zuflucht nehmen. Inzwischen ist die Methode in der folgenden zur Annuität gehörigen Aufgabe anzuwenden.

Man belegt ein Capital von 720 Thaler zu 5 pro Cent, kann aber mit der jährlichen Zinse, nemlich 36 Thaler allein kein Jahr auskommen, man nimmt also das erste Jahr vom Capitale 80 Thaler, gebraucht daher jedes Jahr 116 Thaler; in wie viel Jahren ist das Capital ganz verzehrt?

In der geometrischen Progression, welche die Aufgabe auflösen soll, ist 80 das erste Glied. Ein geringes Nachdenken und ein Paar kleine Sätze werden einem jeden sagen, daß 84 das zweyte Glied sey, der Name ist also $\frac{84}{80}$ oder $\frac{21}{20}$. Sezt man nun die Progression so weit fort, bis die Summe der Glieder dem Capitale gleich wird; so zeigt die Anzahl der Glieder, daß in 7 Jahren 216 Tagen das Capital verzehrt sey.

In einem Fasse sind 108 Maaß Wein, man gießt 9 Maaß Wasser zu, und nimmt 9 Maaß vom Gemische wieder heraus, dies sezt man 10 Tage fort. Wie viel Wein ist nach 10 Tagen noch im Gemische?

Weil die Glieder der Progression den Wein enthalten sollen, so ist 108 das erste Glied, man gießt 9 Maaß Wasser zu, hat also 117 Maaß Gemisch, von diesem 9 Maaß genommen, bleibt 108 Maaß Gemisch, in diesem sind $99\frac{9}{13}$ Wein, dies ist das zweyte Glied, dies zweyte Glied durchs erste dividirt, giebt den Namen $\frac{12}{13}$, und das zehnte Glied nach dem ersten sagt, daß nach zehnmaligem Zugießen und Ausnehmen von je und je 9 Maaßen noch $48\frac{383}{760}$ Maaß Wein im Fasse sey. Diesen Wein von 108 subtrahirt, giebt die Menge des Wassers.

Wenn eine Aufgabe ein vom ersten Gliede ziemlich entferntes Glied einer Progression fordert, so daß man die Rechnung durch viele Glieder fortsez-

zen

zen muß, so wird die Arbeit weitläuftig. Diese Weitläuftigkeit aber wird, wie bekannt ist, durch folgendes sehr vermindert. Man berechne, wie oben gezeigt worden, nur fünf oder sechs Glieder der Progression, dividire alle diese Glieder durchs erste gegebene Glied, so erhält man eine ähnliche neue Progression, die nur darin von der ersten unterschieden ist, daß das erste Glied 1 ist, und die übrigen Glieder in beyden Progressionen, sich wie 1 zum ersten Gliede gegen einander verhalten. Nun überschreibe man 1 mit 0, und die folgenden Glieder mit 1, 2, 3, 4 u. s. w. Diese überschriebenen Ziffern sind die Logarithmen der Zahlen, welche durch sie bezeichnet sind. Multiplicirt man nun zwey beliebige Glieder der neuen Progression mit einander, so stellt das Produkt dasjenige Glied dar, welches die Summe der Logarithmen anzeigt. Z. E. Man wollte ohne die Mittelglieder berechnen zu dürfen, in Einer Multiplication, das eilfte Glied finden; so würde das Produkt der Zahlen deren Logarithmen 5 und 6 sind, deswegen das eilfte Glied der neuen Progression darstellen, weil von 5 und 6 die Summe 11 ist. Sollte man gleich das zwölfte Glied liefern; so dürfte man nur die Zahl deren Logarithmus 6 ist quadriren, denn 6 und 6 ist 12. Wird nun das gefundene Glied wieder mit der Zahl multiplicirt, durch welche die alte Progression dividirt worden, so beantwortet das Produkt die Aufgabe. Um dies in einem bestimmten Falle zu zeigen, mag die letztere Aufgabe die Wahl treffen.

Man soll aus dem gefundenen zehnten Gliede ohne die Mittelglieder zu berechnen finden, wie viel Wein nach zwanzigmaligem Zugießen und Ausnehmen von je 9 und 9 Maaßen, unter 108 Maaß Gemisch, noch im Fasse sey.

Weil die zehnte Vermischung $48\frac{383}{760}$ Wein zeigt, so dividire man diese Zahl durchs erste Glied 108, den Quotienten $\frac{36863}{82080}$ dessen Logarithmus 10 ist, quadrire man, das Produkt $\frac{1358880769}{6737126400}$ multiplicire man wieder mit 108; so giebt dies letzte Produkt die Antwort, daß nach zwanzigmaligem Zugießen, und Ausnehmen noch $21\frac{1319567163}{1684281600}$ Maaß Wein im Fasse sey.

Man hätte auch gleich Anfangs statt 108 Maaß Wein, 1 zum ersten Gliede wählen können, alsdenn würde $\frac{1}{12}$ statt 9, nemlich die vierte Proportionalzahl zu 108, 9, und 1 zu nehmen seyn. Das zweyte Glied und der Name wäre $\frac{12}{13}$, und das verlangte Glied dieser Progression, durch 108 multiplicirt, würde die richtige Antwort gegeben haben.

N. Schmid.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Montag, den 20ten Julius 1778.

Etwas von den Wirkungen des in Taffia aufgelösten Guajacgummi, gegen Gicht und Podagra.

I. Beytrag.

Aus einem Briefe des Herrn Barons von —

Paris, den 23ten Januar 1778.

Unter der großen Menge von Menschen die sich dieses Mittels gegen das Podagra mit dem besten Erfolge bedient haben, befinden sich von meiner Bekanntschaft, der **Marschall von Dûras**, der **Herzog von Laval**, der Herr von St. Chamand, und andere; der letztere nimmt es noch seit sehr kurzer Zeit, und findet sich schon sehr erleichtert.

Alles kommt darauf an, daß der Guajacgummi frisch sey, und daß man ächten Taffia habe.

Man hat dieses Mittel in Paris niemals während einem Anfalle des Podadra genommen. Der **Marschall von Dûras** hat mir gesagt, daß er nach einem achttägigen Gebrauche desselben eine große Wärme und eine Bewegung ohne Schmerz in beyden Knien empfunden habe; daß darauf eine starke Ausdünstung gefolgt sey; daß ihm einige Tage darauf in der Hand eben das geschah; und daß seitdem diese Theile eben so frey und beweglich geworden seyen, als sie es in seiner Jugend waren. Er setzte hinzu, daß er mit diesem Mittel immer fortfahre, und daß es ihm auf keine Weise zuwider werde.

Folgendes muß man bey dem Gebrauche dieses Mittels in Acht nehmen.

1) Man nimmt einen Eßlöffel voll des Morgens nüchtern.

2) Man nimmt ein Stück Zucker, oder sonst etwas süßes, hinter her, weil es ziemlich herbe ist, und im Halse brennt.

3) Es bekömmt sehr gut, wenn man eine oder zwey Stunden nachher eine Milchsuppe nimmt.

4) Insgemein pflegt der Guajacgummi etwas abzuführen. Wenn sich aber Anfangs wider Vermuthen einige Verstopfung fände, so muß man um den dritten Tag eine kleine Dose Rhabarber des Morgens und Abends nehmen, und so lange das Mittel weglassen.

II. Beytrag.

Aus einem Briefe des Herrn Ministers von —

Berlin, den 7ten Februar 1778.

Ich habe in Berlin unter der Menge von Menschen die den in Taffia aufgelösten Guajacgummi genommen, solche gesehen, die dadurch wieder zu dem Gebrauche ihrer Glieder gekommen sind, nachdem sie seit zehen Jahren ganz erstarret, und wie todt waren. Unter diesen befindet sich der Kriegsrath **Bornemann** in Berlin, den ich vor vielen Jahren durch das Podagra ganz gelähmt gesehen. Neulich besuchte er mich zu Fuße, und stieg bey mir ohne die geringste Beschwerde zwey Treppen hoch.

III. Beytrag.

Aus einem Briefe des Hrn. Etatsraths und Königl. Leibarztes von Berger.

Kopenhagen, den 9ten May 1778.

Von dem Nutzen des aufgelösten Guajacsgummi weiß ich drey Beyspiele.

Unser Conferenzrath **Waschersleben**, der seit vielen Jahren mit unordentlichen podagrischen Schmerzen beschwert ist, bekam solche im vorigen Jahre in einem stärkern Grade, und so, daß ein Aufschwellen beyder Beine bis an die Knie zurück blieb, welches auf kein Mittel weichen wollte, und ihm das Gehen äußerst beschwerlich machte. Die Solution des Guajacs hat dieses Uebel völlig gehoben. Der beynahe siebenzigjährige würdige Mann befindet sich wohl, gewinnet täglich Kräfte und Appetit, und spüret nur alsdann Gichtschmerzen, wenn er den Gebrauch des Mittels einige Tage unterläßt.

Herr Etatsrath **Müller**, der die Flora Danica fortsetzt, ein Mann von vierzig Jahren, der seit verschiedenen Jahren mit unordentlichen Gicht- und besonders podagrischen Schmerzen behaftet gewesen, und desfalls vergebens das Carlsbad und das Meynberger Bad besucht hat, ist ebefalls durch die Auflösung des Guajacgummi völlig hergestellt worden.

Dasselbe Mittel hat auch einen Grafen Reuß in Stettin von einer nach der Gicht zurückgebliebenen, allen Bädern widerstehenden Steifigkeit des einen Knies, völlig befreyt.

Dagegen sind mir auch Beyspiele von Personen bekannt, welche diese Arzney nicht haben vertragen können. Sie verursachte ihnen einen stärkern Antrieb des Blutes gegen den Kopf, obgleich sie nicht vollblütig waren; eine Ermattung; eine Schwächung der Verdauungskräfte; und nicht die mindeste Linderung der podagrischen Schmerzen.

IV. Beytrag.

Aus einem Briefe der Fürstinn von —

den 13ten May 1778.

Sie wissen wie sehr mein Gemahl Ursache hat, sich gegen die Rück-

Rückfälle der ihm so gefährlich gewesenen Gicht zu verwahren. Deswegen fieng er den 12ten Februar an, sich der Auflösung des Guajacgummi zu bedienen, jeden Morgen zu einem Eßlöffel voll.

In den ersten drey Tagen ward gleich nach dem Einnehmen der Auswurf des sich gesammelten zähen Schleims rege gemacht und befördert; nachher verminderte sich solches. Wallung im Blute ward nie nach dem Gebrauch verspürt; das Verdauungsgeschäfft verbesserte sich, und Munterkeit und Kräfte nahmen merklich zu, ohne jedoch übrigens recht wahrnehmen zu können, auf welche Weise diese Arzney eigentlich wirkt. Indessen finden sich häufig theils stechende, theils spannende Empfindungen in dem von aller Geschwulst freyen Gelenke der Hand des Nachts, oder vielmehr beym Erwachen. Dem ungeachtet verliert mein Gemahl das Zutrauen zu genannter Arzney nicht, rechnet viel auf den anhaltenden Gebrauch, und hat sich dieselbe bis jetzt noch immer von Berlin kommen lassen.

Da er indessen besorgt, es werde in Berlin nicht der vom Rum doch verschieden seyn sollende Taffia dazu genommen; auch der Meynung ist, daß der frische aus Amerika kommende Guajacgummi besser sey, als der, welchen man in den deutschen Apotheken aus dem Holze kocht; so wünscht er, daß Sie durch den Herrn Apotheker — in —, ihm die aus **wahrem** Guajacgummi und **ächtem Taffia** verfertigte Arzeney zubereiten lassen.

V. Beytrag.

Aus einem Billet des Herrn Apothekers — in —.

den 21ten May 1778.

Für ächtes Guajacgummi will ich wohl einstehen, aber für ächten **Taffia** kann ichs noch nicht. Um gewiß zu diesem zu gelangen, bin ich endlich den Weg eingeschlagen, ihn selbst von Bourdeaux kommen zu lassen.

Aechten **Rum** werde ich mitlerweile erhalten, von welchem ich nicht umhin kann zu glauben, er und Taffia sey einerley. Kein Wunder, wenn dieses hin und wieder geläugnet wird, wegen einer geringen darin bemerkten Verschiedenheit im Geschmack. Aber, weniger oder mehr phlegmatisch, langsamer oder geschwinder destillirt, und das Ein- oder zweymal, das muß, wie wir eben dies bey unserm Kornbranntwein und beym französischen Branntwein sehen, leicht einen Unterschied hervorbringen in Geschmack und Geruch.

Von Berlin, wo man nothwendig ächten Taffia antreffen zu müssen, sich einbildet, haben einige Personen im Hannoverischen das componirte Mittel kommen lassen. Es wäre etwas zu viel gewagt, wenn ich sagen wollte, es sey mit **Kornbranntwein** und vielleicht auch aus **Guajacholz** gemacht; aber daß das Mixtum unserer

gemeinen Guajac-Holz-Tinctur sehr ähnlich ist, das würde wohl ein jeder, so wie ich, befinden.

VI. Beytrag.

Aus einem Briefe des Hrn. Etatsraths und Königl. Leibarztes von Berger.

Kopenhagen, den 30ten May 1778.

Von dem Guajacgummi kann ich noch nicht mehr Gutes sagen. Es hat wirklich einigen Podagristen geschadet; Auftreiben des Bluts gegen den Kopf verursacht, und den Körper geschwächt. Ich glaube daher, man müsse in der Anwendung desselben vorsichtig zu Werke gehen, und mit geringen Dosen den Anfang machen.

VII. Beytrag.

Aus einem Briefe des Churhannoverischen Herrn Amtmanns — in —.

den 14ten Junius 1778.

Der Guajacgummi in Taffia wird von dem Herrn O. und mir, seit einigen Monaten, nach unserer Meynung, nicht ohne Nutzen gebraucht.

Ersterer ist einer der stärksten Podagristen in hiesiger Gegend. Er hatte von Jugend auf, fast jährlich, besonders im Frühjahr, einige Wochen, auch zu Zeiten verschiedene Monate, davon die heftigsten Anfälle. Im December des vorigen Jahres nahm er, in Ermanglung von Taffia, zuerst den Guajacgummi mit gutem Rum, hiernächst aber mit Taffia. Im März dieses Jahrs kam das Podagra. Die Füße, Hände, Beine, Ellenbogen, und Schultern, wurden nach einander davon angegriffen, allein bey weitem nicht mit der sonst gewöhnlichen Heftigkeit und Dauer. Die Geschwulst kam fast zugleich mit dem Schmerz, und nach einem Lager von sieben Tagen konnte er schon auf der Stube, und nach Verlauf von vierzehn Tagen bis drey Wochen außerhalb Hauses, umhergehen. Das gewöhnlich damit verknüpfte Fieber dauerte nur zwey Tage, und auf zehn Tage ward das Mittel bey Seite gesetzt, nachher aber wieder angefangen. Die sonst lange anhaltende Mattigkeit, und Schwäche in den Beinen, verlor sich geschwinder; und seit der Zeit befindet er sich sehr wohl.

Ich ward am Anfang des Januars in diesem Jahre mit dem Podagra befallen, nachdem ich die bey mir gewöhnlichen Vorboten desselben, das Unterbleiben des mir sonst gewöhnlichen Nachtschweißes, und anstatt desselben jede Nacht ein heftiges Reißen in den Gliedern, schon verschiedene Wochen vorher bemerkt hatte. Das Podagra fiel mir zuerst auf die Knie, hiernächst auf die Füße, zuletzt auf die Hände, wobey es aber zuweilen, auf kurze Zeit, auch in den Unterleib, in die Brust, und in den Kopf kam. Der Schmerz war nicht so äußerst heftig als anhaltend, so daß ich eine mir sonst ungewöhnliche Zeit von zehn Wochen

nicht

nicht außer Bette seyn konnte. Die Ausdünstung, und eine merkliche Geschwulst, äußerten sich diesesmal selten und sehr geringe, welches ich einer Ursache beymesse, die mir nachher erst eingefallen ist, und die mir die so nöthige Ausdünstung der podagrischen Materie und die Geschwulst zurückzuhalten, folglich den Schmerz und die Krankheit zu verlängern scheint. Sobald ich außer Bette seyn konnte, fieng ich mit dem Gebrauche des Mittels aus Guajacgummi und Taffia an; doch konnte ich in den ersten drey Wochen kaum so weit zu Kräften kommen, um vermögend zu seyn von der Stube zu gehen. Die Schlaflosigkeit und das Reißen in den Gliedern fieng von neuem an, und der Nachtschweiß kam selten und geringe. Nun verfiel ich erst auf jene Ursache, das schädliche Einwickeln in blauen Flanell. Ich warf also den Flanell weg, fuhr mit dem Guajac fort, und kam bald zu Kräften, und zu meiner vorigen Gesundheit.

Mir ist in hiesiger Gegend Niemand bekannt, der dieses Linderungsmittel gebraucht, und nicht davon eine gute Wirkung gerühmt habe. Der junge Herr von — zu —, hat zwar nach dessen Gebrauch von einigen Wochen aufhören müssen, allein dieser ist schon seit verschiedenen Jahren gänzlich gelähmt, abgezehrt, und besonders mit den Hämorrhoiden so sehr beschwert, daß vermuthlich die Taffia für ihn zu feurig ist.

Herr O. hat, eben so wie ich, bemerkt, daß dieses Mittel den Schleim im Halse löset, und dessen leichten Auswurf befördert, auch den Stuhlgang geschmeidiger macht.

Zur jedesmaligen Portion nehmen wir einen guten Eßlöffel voll. Eine besondere Diät ist uns nicht vorgeschrieben; wir essen und trinken was uns gut schmeckt, jedoch mit Vermeidung des Uebermaaßes. Bey einer geringen Ausschweifung im Essen oder Trinken macht dieses Mittel, nach meiner Erfahrung, eine sehr heftige Wallung im Blut.

VIII. Beytrag.

Aus einem Briefe des herrschaftlichen Herrn Amtmanns - in -.

den 15ten Junius 1778.

Ich bin acht und dreyßig Jahre alt, sanguinischcholerischen Temperaments, und seit meinem fünf und zwanzigsten Jahre ward ich, von drey zu drey Jahren, mit podagrischen Schmerzen heimgesucht, welche beständig sehr üble Folgen hatten.

Letzten Sommer war aber das Podagra ganz wütend. Ich bekam es dreymal, mit Hüftweh begleitet, wobey ich sehr hinfällig wurde; und nachdem es endlich vorbey war, blieb mir eine große Schwäche in den Füßen, ein stumpfer Schmerz in den Hüften, und eine Unzufriedenheit in der Seele zurück, die mir sonst gar nicht eigen ist. Der vielen gebrauchten Antimonialmittel, und zumal des Sulphuris antimonii aurati liquidi ungeachtet

geachtet, war ich niemals von Schmerzen frey.

Ich setzte hierauf alle Arzneyen bey Seite. Ich lebte ganz nach den Vorschriften des englischen Arztes Cadogan. Dieses erleichterte mich; aber der stumpfe Schmerz wollte aus den Füßen und Hüften nicht weichen.

Nun kam das Mittel gegen Gicht und Podogra aus Guajacgummi in Taffia aufgelöst. Ich versuchte es auch, und bediente mich desselben auf folgende Weise. Zwey Tage, ehe ich damit anfieng, erweichte ich den Leib durch Salze, und darauf nahm ich alle Morgen nüchtern von diesem Mittel einen Eßlöffel in einem ganzen Bierglase voll Wasser. Dieses Glas trank ich nach und nach aus. Ohne dieses beygemischte Wasser konnte ich dies Mittel nicht nehmen. Ich fuhr damit fort bis ich davon ein halbes Maaß ausgebraucht hatte. Hierauf verlor sich der stumpfe Schmerz, ich bekam wieder Appetit, und erhielt die verloren gegangene Munterkeit des Gemüths. Anjetzt kann ich Eine bis zwey Meilen, ohne Ermüdung, zu Fuße gehen.

Eine Stunde nach der Einnahme des mir so heilsam gewesenen Mittels, trank ich ein Paar Tassen Thee mit vieler Milch, mehrentheils kalt. Ich habe angemerkt, daß man sich immer besser bey dem Gebrauch des aufgelösten Guajacs befindet, wenn man eine Stunde darnach viel Milch trinkt.

IX. Beytrag.

Anmerkung des Herausgebers.

Wie gefährlich und tödtlich schon manches sogenannte Specificum gegen das Podagra gewirkt hat, ist bekannt. Noch hat man kein wahres Specificum gegen das Podagra gefunden, und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß man auch keines finden wird. Aber eine wahre und große Wohlthat für die Menschheit wäre es doch, wenn durch die von neuem wieder berühmt gewordene Auflösung des Guajacgummi, die schrecklichen Leiden der Podagristen vermindert und verkürzt, und hauptsächlich die oft durch andere Mittel unheilbaren Ueberbleibsel des Podagra und der Gicht geheilt werden könnten.

Dieses scheint das nun so sehr berühmt gewordene amerikanische Mittel zuweilen gethan zu haben. Oefters hat es aber das nicht gethan. Es hat auch geschadet.

Mir deucht es deswegen nicht ganz unnützlich, daß man gute, gleichgültige, und böse Erfolge dieses Mittels von Zeit zu Zeit, mit der größten Unpartheylichkeit bekannt mache. Alle Aerzte können das, und ich bin so frey, die vielen vortrefflichen Aerzte in unserer Stadt und in unserm Lande, vorzüglich dafür zu bitten. Eine Probe solcher Erzählungen habe ich hier, mit leichter Mühe, gegeben; und ich bin überzeugt, daß man zumal die Auszüge aus Briefen eines Arztes von der

ersten Größe und Würde, des Herrn Etatsraths von Berger in Kopenhagen, mit Nutzen und Vergnügen lesen wird.

Hannover. J. G. Zimmermann.

Noch ein wenig zur Beantwortung der im 94ten St. des vorigjährigen Hannov. Magazins aufgeworfenen Frage:

Welches ist die beste Art den Betrügereyen oder sogenannten Beimeleyen der Schäfer Einhalt zu thun u. s. w. *)

Ich sage mit Willen ein wenig. Denn ich bin kein Bücherschreiber meines Handwerks, sondern ein ehrlicher Pächter. Freylich habe ich aus vieljähriger Erfahrung vieles gelernt, könnte über manche Sache wohl mehr sagen, als mancher Bücherschreiber. Allein überhaupt läßt es, als wenn es nicht mehr Mode ist, von ökonomischen Dingen auf Erfahrung gegründete Beobachtungen zu schreiben; und theils geht mir das Schreiben so nicht recht von der Faust; theils haben mir auch die Herren Beantworter dieser Anfrage schon vieles vor der Nase hinweggeschrieben.

Wirklich haben sie sehr viel Wahres und Gegründetes gesagt, haben die Fünde oft so genau getroffen, daß mancher Schäfer sagen möchte: Wer mag den Leuten das so erzählt haben? Freylich haben sie auch zuweilen das alte Sprichwort: die besten Schützen fehlen auch, beobachtet, und ziemlich weitläuftig beym Ziele vorbeygetroffen. Freylich haben sie oft unbrauchbare Mittel angegeben. Besonders halte ich es für grausam, und leide es durchaus nicht, daß man den Schafen des Schäfers die Ohren abschneide. Es sind ja doch eben so wohl Schafe, als wie die herrschaftlichen. Ich erinnerte mich gleich dabey des griechischen Sprichworts, das mir der Informator auf dem adelichen Hofe so oft vorbetet. Ich kann das kauderwälsche Zeug so nicht behalten, es soll im Deutschen heißen: ein guter Hirte scheeret seine Schafe wohl, er schindet sie aber nicht. Man könnte hier also füglich sagen: Ein guter Landwirth ohrmahlt seine Schafe wohl, schneidet ihnen aber nicht die Ohren ab. – Dem ungeachtet enthalten die Abhandlungen noch immer viel Gutes.

Und nun ist es wohl Zeit, meine Meynung von der Sache auch zu sagen. Wir Landleute haben alle so einen Hang zum Allgemeinen. Ein Kleid das man Winter und Sommer tra-

*) Man vergleiche das 17te und 46te Stück dieses Magazins vom gegenwärtigen Jahre.

tragen kann, ist uns weit angenehmer, als eins, das man nur im Winter oder nur im Sommer anziehen kann, und gewisse Arzeneyen, die wo nicht auf alle, doch auf die meisten Krankheiten eingerichtet sind, sind uns lieber als alle andere Quacksalbereyen. Ich weiß es wohl, daß die Herren Mediciner nicht sehr für die allgemeinen Arzeneyen sind. Aber ich lasse mich dadurch nicht irre machen, und gebe hier eine Universalmedicin wider alle Keimeleyen an. Sie ist diese: **Man sehe sich nach ehrlichen Leuten um,** (denn es giebt immer noch welche in Jsrael, die vor Baal ihre Kniee nicht gebeugt haben,) **gebe diesen ein hinlängliches Lohn, und behandle sie übrigens billig.** Ich halte es so mit meinem Schäfer und befinde mich ganz wohl dabey.

Sollte dies Mittel aber Jemanden zu simpel, (ich wollte es gern weitläuftig, umständlich – nennen, wenn ich die Wahrheit weniger liebte,) sollte dies Mittel also Jemanden zu simpel seyn, dem will ich ein anders an die Hand geben. Es ist leicht dergleichen Kniffe zu hintertreiben, wenn man sie erst recht aus dem Grunde weiß und kennet. Und zu einer solchen Kenntniß zu gelangen, kann ich mit einem trefflichen Rathe andienen. Man sehe sich nach einem recht ökonomischen oder geizigen Schäfer um, übergebe ihm auf einige Jahre die Wirthschaft und werde selber Schäfer. Ich könnte noch hinzufügen, daß dieser das Lohn brav verringern müsse, aber welcher Mann, der Weltkenntniß hat, sieht das nicht schon aus dem Beyworte? Ich versichere es, wenn unser Schäfer die Wirthschaft wieder übernimmt, so wird er uns die schönste Abhandlung über diesen Vorwurf liefern.

B. E = = h.

Beantwortung der Anfrage im 49ten St. dieses Magazins, das blaue Siegellack betreffend.

Vor einigen 30 Jahren hat die Societät der Wissenschaften und Künste in London, eine Prämie von etwa 6 Pfund Sterling für ein blaues Siegellack, das die Farbe im Feuer hält, gesetzt, und in Anno 1746 hat der berühmte Pitschierstecher Schildt in Frankfurt am Mayn eine Probe davon nach London gesandt, die ich selbst bey ihm gesehen, wofür er zwar nicht die völlige Prämie, doch aber einen Theil davon, erhielt.

Boitzenburg. Stelling.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Freytag, den 24ten Julius 1778.

Auszug eines Briefes des Don Joseph Anton von Alzate y Ratayrez, Correspondenten der Pariser Akademie der Wissenschaften in Mexico, an diese Akademie, über einige merkwürdige Gegenstände, die Naturhistorie der mexicanischen Gegend betreffend. a)

Meine Herren,

Da die Abreise des Hrn. Pauly (eines der übergebliebenen Gefährten des Abts Chappe) mir die Gelegenheit giebt, Ihnen einige Merkwürdigkeiten hiesiger Gegend zu übersenden; so halte es nicht für überflüßig denselben eine Erklärung beyzufügen, die ich aber völlig Ihren Einsichten und Urtheil unterwerfe.

Der Tod des Abts Chappe war mir äußerst schmerzhaft. Neu-Spanien hat an ihm einen Mann verloren, dessen Kenntnisse tausend natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes, welche bisher gänzlich unbekannt geblieben sind, in ihr gehöriges Licht gesetzt hätten. Diejenigen, welche es hier zu Lande thun könnten, geben sich nicht damit ab, oder sind auch nicht im Stande ihre Nachrichten mitzutheilen.

So viel ich aus dem Berichte des Herrn Pauly habe urtheilen können, so ist der Abt Chappe an einer epidemischen Krankheit gestorben, welche man hier in Mexicanischer Sprache

a) Dieser Brief findet sich in dem Journal des Sçavans 1771. Aout, und in der Voyage en Californie de L'Abbé Chappe d'Auteroche p. Caſſini. Da die Naturhistorie von Mexico uns so sehr unbekannt ist, und hier wirklich ganz merkwürdige Dinge vorkommen, so wird die Allgemeinmachung dieses Briefes hoffentlich angenehm seyn. Der Abt Chappe, eben derselbe, welcher in Tobolsk 1761 den Durchgang der Venus beobachtet hatte, gieng 1769 nach Californien, beobachtete auf San Joseph abermals den Durchgang, und starb kurz nachher an einer Art von Faulfieber. Es ist gewiß für die Wissenschaften ein beträchtlicher Verlust, denn da dieser Astronom Muth und Talent hatte, so hätte man durch seinen längern Aufenthalt, schätzbare Bereicherungen für die Naturhistorie dieses bis jetzt so unbekannten oder wenigstens übel beschriebenen Landes hoffen können. Anm. des Uebers.

Matlazahualt nennt, und welche in **Veracruz**, **Carthagena** und andern Orten, unter dem Namen des schwarzen Erbrechens bekannt ist b). Diese Krankheit ist die Geißel von **Neu-Spanien**. In den Jahren 1736 und 1737 entriß sie der Stadt **Mexico** ein Drittel der Einwohner; und 1761 und 1762 richtete sie noch größere Verwüstungen an und entvölkerte dieses Reich. Es starben allein in **Mexico** wenigstens fünf und zwanzigtausend Menschen; wovon freylich ein Theil auf die Rechnung der Blattern muß geschrieben werden, denn diese trugen nicht wenig zu der Verheerung bey.

Die Krankheit Matlazahualt hat nach meiner Meynung, keine andere Ursache, als die Vermischung der Galle mit dem Blute. Auch haben die Kranken eine bleiche Farbe, und geben aus Nase und Mund Blut von sich. Dieser Zufall ereignet sich gegen die Zeit der Crisis. Ein Recidiv ist gefährlicher als der erstere Anfall, welchem gewöhnlich mehrere folgen. In der Epidemie von 1761, (der einzigen die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe,) bemerkte ich, daß Abführungen und Aderlässe so schädlich waren, daß selbst Personen, welche sich wegen anderer Krankheiten dieser Mittel bedienten, sogleich von der Matlazahualt befallen wurden. Besonders sind die Indianer dieser Krankheit unterworfen, und sie fängt allemal bey ihnen zuerst an. Im Jahr 1761 und 1762 wurden in das Königl. Hospital, welches bloß für die Indianer bestimmt ist, binnen zwölf Monat gegen neuntausend Kranke aufgenommen, kaum zweytausend kamen wieder auf.

Keine Pflanze zeigt so viele botanische Merkwürdigkeiten als der **Mays**. (Zea Mays) An ihm kann man am bequemsten die Art und Weise, wie das Korn in der Pflanze genährt wird, bemerken. So bald das Korn groß oder voll wird, verliert die Pflanze selbst den Geschmack, so daß also die Säfte, welche in der Pflanze enthalten waren, und darin verbessert wurden, hauptsächlich dem Korne zur Nahrung dienten. Wirklich sind auch diejenigen Mayspflanzen, welche keine Körner bringen, (und es giebt ihrer eine beträchtliche Menge) von sehr angenehmen Geschmack. Man bringt sie in **Mexico** zu Markte, die Kinder verbrauchen sehr viele, sie essen sie eben so gerne als das Zuckerrohr. Ich habe den aus einigen dieser Pflanzen ausgepreßten Saft gekocht, und einen vollkommen guten Zucker daraus gezogen. Wenn in **Neu-Spanien** der Mays gesäet worden ist, so läßt man ihn ohne weitere Wartung, dann schießt er in Rohr auf und bringt keine Frucht.

Ob man gleich verschiedene gute Nachrichten von dem **Maguey** hat, (einer Pflanze, woraus ein Getränk ge-

b) Die Nachrichten so Herr Cassini von dem Tode und der Krankheit des Abts beybringt, sagen nichts von Erbrechen, sondern nur von starkem Kopfweh heftigem Fieber und Beschwerung in der Brust. Fougeroux.

gezogen wird, welches man Pulque heißt, und die Stelle des hier zu Lande seltenen Weins vertritt,) so weiß ich doch nicht, daß Jemand sich die Mühe genommen habe, die Quantität der Pulque so man aus der Pflanze ziehen kann zu bestimmen. Die Einwohner von Xachimilco verstehen sich am besten auf die Art den Maguey zu bauen; auch wird diese Pflanze bey ihnen größer als an sonst einem Orte. Eine Magueypflanze giebt in vier und zwanzig Stunden über zwey Aroben (etwa hundert Pfund) Saft, und man kann sechs bis acht Monat lang täglich so viel von ihr bekommen.

Die Cascalotte ist die Frucht eines Baums, welcher nur bloß in den heißen Ländern wächst. Man färbt mit ihr vortrefflich schwarz. Das Blatt dieses Baums ist klein, und gleicht dem der Huisache, von welcher ich gleich reden werde. Die Blüte ist gelb, und dem Wuchse nach gleicht der Baum einem Eichbaume. (Herr Fougeroux setzt hinzu, daß die Cascalotte eine Art Acacia sey und Schoten trage.) Da man hier keine Galläpfel hat, und die Apotheker im Fall der Noth diese müssen aus Europa kommen lassen, so hätten wir kein Mittel zum Schwarzfärben, wenn uns nicht die Natur mit der Cascalotte begünstiget hätte. Die schwarze Farbe, welche diese Frucht giebt, ist deswegen vorzüglich, weil sie weniger corrosiv ist als die übrigen, auch werden die schwarzen Zeuger hier fast durchgängig getragen, weil man aus der Erfahrung weiß, daß sie sehr dauerhaft sind. Die Hüte, selbst die schlechtesten verlieren fast nie ihre Farbe, ja sie können eher vor Alter in Stücken zerfallen, als daß sich ihre Schwärze im mindesten verringerte c).

Die Huisache, eine andere Art von Acacia, dient gleichfalls zum Schwarzfärben, aber mit geringerm Vortheil. Hauptsächlich macht man Dinte davon. Der Baum davon erfordert ein warmes Clima; jedoch hat man in der kältern Gegend von Mexico einige gepflanzt.

Ich übersende auch die Zeichnung eines monstreusen Baums. Er heißt hier Ahuehuete. (Herr Fougeroux sagt, er habe aus der Frucht und den Blättern gefunden, daß dieser Ahuehuete eine neue Art Cypresse sey.)

Weil ich einmal von ungeheuren Bäumen rede, so gedenke ich hier des Sabino, der sich auf dem Kirchhof des Dorfs Popotta ohnweit Mexico befindet. Sein Stamm, genau gemessen, beträgt sechzehn und eine halbe Vare in Umfang. Die Vare macht beynahe drey Pariser Fuß, so daß der Baum gegen funfzig Fuß im Umfang hätte.

In dem Hofe des Vicarius steht ein Baum, welcher folgende Merkwürdigkeit zeigt: Man hat die Gewohnheit an

c) Die Schoten der mehrsten Arten der Acacia geben eine schwarze Farbe; man kann sie auch zum Ledergärben gebrauchen. Sloane sagt, daß man von der indianischen Acacia Dinte mache. Fougeroux.

an einen seiner Zweige die Pferde anzubinden, so daß dieser Zweig deshalb von aller Rinde entblößt ist, und man das bloße Holz sieht. Dem ohnerachtet grünt der Zweig fort, trägt auch Früchte eben wie der gesundeste Zweig. Der Baum ist schön und bringt eine angenehme Frucht, er heißt Sapoto Blanco.

Zugleich übersende ich eine Art Saamen, welcher hier Chia genannt wird. Man macht eine Infusion davon, und mischt sie zum Getränke mit Zucker. Aus diesem Saamen ziehen die Mahler ein Oel, womit sie ihre Farben abreiben; es giebt den Gemählden ein gutes Ansehen, vielleicht entdeckt man noch weitern Nutzen dieses Oels. Man röstet den Saamen und preßt das Oel nachmals heraus. Herr Fougeroux sagt, daß dieser Saame von der Salvia hispanica Linnæi sey. Die Italiäner bauen sie gleichfalls, und Hr. Arduini hat davon eine Zeichnung geliefert.

Es giebt hier eine Pflanze, welche man Cacahuete nennt, von der ich glaube, daß sie kaum ihres gleichen unter den bekannten Pflanzen habe. Man kennt viele Pflanzen, von deren Wurzeln wir uns ernähren; daß aber eine Pflanze ihre Frucht in der Wurzel selbst erzeuge, ist eine ganz außerordentliche Eigenschaft. (Diese Cacahuete ist, dem Hrn. Fougeroux zufolge, die Arachina, oder Arachis hypogæa des Linnäus, Erdpistacie von Amerika d),) Man säet sie in den heißen Ländern, und sie kommt auch in den gemäßigten fort. Sie wird einen Fuß weit von einander gesäet oder gesteckt, und man wartet bis die Pflanze einen halben Fuß hoch geworden ist; sodann beugt man diese junge Pflanze, welche Fistolillo genannt wird, wieder in die Erde, so, daß die Wurzel und der oberste Theil der Pflanze bis zur Zeit der Ernte zugleich unter der Erde bleiben. Dann hebt man die Zweige aus der Erde heraus, um die daran sich in Menge findenden Früchte abzunehmen. Man säet darauf nicht von neuem, denn der Acker bringt aus den Ueberbleibseln hinreichende neue Pflanzen. Von der Frucht wird eine unglaubliche Menge im Lande verbraucht. Sie muß aber, um gegessen zu werden, vorher langsam am Feuer braten. Durch diese Frucht ersetzt man den Mangel der Mandeln. Uebrigens ist die Cacahuete nicht gesund, sie ist besonders dem Halse schädlich. Diese Pflanze bringt also eigentlich ihre Früchte nicht in der Wurzel, sondern am Ende der in der Erde liegenden Zweige hervor. Merkwürdig ist es, daß die Pflanze beym Sonnenscheine am schönsten ist; fehlt ihr die Sonne, so wird sie welk.

Ich übersende Ihnen auch lebendig gebährende Fische e). Folgendes habe ich bey ihnen in diesem Jahre beobachtet.

d) Das Trifolium subterraneum schlägt gleichfalls seine Blüten von selbst in die Erde, und reift seinen Saamen in der Erde. Uebers.

e) Lebendige Junge gebährende Fische, im genauesten Verstande, sind sehr merkwürdig. Es giebt verschiedene schwimmende Amphibien des Linnäus, z. B. die

tet. Wenn man durch einen Druck, die Jungen der Mutter vor der Zeit abzwingt, so sieht man in den Jungen unter dem Mikroskop den Umlauf des Geblüts völlig wie bey einem erwachsenen Fische. Setzt man solche Junge ins Wasser, so schwimmen sie so gut als hätten sie bereits lange in diesem Elemente gelebt. Bey den Männchen sind die Flossen und der Schwanz größer und schwärzer als am Weibchen, so daß man dadurch das Geschlecht sogleich unterscheiden kann. Die Art zu schwimmen ist bey diesen Fischen sonderbar, das Männchen und das Weibchen schwimmen in einer Parallellinie, das Weibchen oben und das Männchen unten; sie bleiben stets gleich weit von einander in vollkommenen Parallelen. Das Weibchen bewegt sich weder auf die eine noch andere Seite, ohne genau in dem Augenblick von dem Männchen darin nachgeahmt zu werden.

Unter den hiesigen Insekten ist besonders eine Spinne merkwürdig. Sie gleicht der Figur nach sehr der Neapolitanischen Tarantel; ist etwa acht Linien lang, haarigt und grau. Man sieht sie nie am Tage, sondern nur bey heitern Nächten; sie kündigt den Regen an, und ist ein zuverläßiger Barometer. Ein Beobachter hatte mir dieses mitgetheilt, und ich habe es durch viele Erfahrung wahr befunden, denn so oft ich diese Spinne sah, veränderte sich das heitere Wetter binnen 24 Stunden in Regen f).

Die **Mariposa plateada**, oder der versilberte Schmetterling, hat mir deswegen merkwürdig geschienen g), weil man

die Hayen, (Squali Linn.) die Meerpferdchen, (Sygnanthi Linn.) an welchen diese Art von Fortpflanzung ist bemerkt worden; aber das hier vorkommende Fischgen gehört augenscheinlich zu dem Geschlechte der Karpfen (Cyprinus. Abdominales Linn.), denn es kommt den Flossen und Gestalt nach mit diesen überein, nur ist es vorzüglich klein, da seine Länge etwa 12 bis 18 Linien, und die Breite gegen 7 Linien ausmacht; es hat sehr kleine Schuppen. Von diesem Fischgeschlecht ist eine lebendig gebährende Art, allerdings äußerst merkwürdig und den Naturalisten neu. Wäre die Haushaltung der Fische nicht so sehr unbekannt, so fänden sich gewiß mehr ähnliche Facta. Anm. des D. Uebers.

f) Unsere Egel und Laubfrösche dienen zu ähnlichen Beobachtungen, auch einige hiesige Insekten. Anm. des D. Uebers.

g) Wir haben in Europa mehr als fünf Arten Tagvögel, deren Unterflügel mit silbernen oder perlenmutterähnlichen Flecken geziert sind; Paphia, Aglaja und Lathonia Linn. nehmen sich darunter am schönsten aus. Die Raupen dieser drey Tagvögel, (von den übrigen europäischen Perlenmuttervögeln sind, so viel ich weiß, die Raupen bis dahin unbekannt,) hängen sich zum Verpuppen am hintern Ende auf, wie die übrigen Dornraupen. Der Analogie gemäß zu schließen, müßte sich also auch der mexicanische Perlenmuttervogel nicht in einer Hülse oder Gespinste verpuppen, und der von Alzate vorgebrachte Fall wäre außerordentlich. Aber die Zweifel vermehren sich noch durch folgendes. Herr Fougeroux sagt in einer Anmerkung, daß der Papillon des Alzate, der Vanillenvogel der Merianin sey, (Papilio Vanillæ. Linn. n. 216. Merian. Inf. Surin. T. 1. T. 25.) und die Raupe davon hängt sich, der Merianin zufolge, beym Verpuppen auf, eben

man ihn nicht bey Ihnen findet; wenigstens steht im Reaumür nichts davon. Das Puppengehäuse welches ich hier davon beylege hat eine besondere Einrichtung. Ich glaube nicht, daß sich etwas ähnliches in Europa finde. Sie, meine Herren, werden die Art und Weise wie der kleine Papillon die Thür oder vielmehr den Deckel seines Gehäuses eröffnet, erklären. Ich habe jährlich eine Menge dieser Puppengehäuse, und ich habe dennoch bis jetzt nicht entdecken können, wie die Raupe das Haus so künstlich bauet, und wie es zugehe, daß die Fäden, da sie doch klebricht sind, nicht während der Arbeit zusammen kleben. Ich hätte Ihnen sehr viel von unsern Papillons zu sagen; doch dies ein ander mal.

Es giebt hier viele Versteinerungen, besonders in einem kleinen Orte den man Chalma nennt; nächstens gedenke ich diesen Platz zu besuchen. Ich habe sehr schöne Muscheln gesehen, die man zu Souvra gefunden hat. Die Materie, (Mutter-Gestein,) worin sie sich finden, (gegraben werden,) ist gerade die, woraus man das Gold und Silber gewinnet. Man hat mir versichert, daß man in der Provinz Roucra, bey Grabung einer Mine, versteinerte Menschenkörper gefunden habe, welche sehr vielhaltig an Silber waren: unter andern eine Frau in der Stellung, wie sie ihrem Kinde die Brust giebt. Beyde Körper waren völlig versteinert, und gaben viel Silber. Da dies ein sehr merkwürdiges Factum wäre, so habe ich deshalb an glaubwürdige und gut unterrichtete Personen geschrieben, und bin sehr begierig auf die Antwort.

Dem Abt Chappe habe ich einen Backenzahn gegeben, welcher mehr als acht Pfund wog; er war zehn Zoll lang, und verhältnißmäßig dick. Welchem Thiere mag er zugehört haben? ich weiß es nicht. Man hatte ihn mir für den Zahn eines Riesen gegeben. So viel weiß ich, daß das Email davon, noch fast völlig unversehrt war. Ein Liebhaber hier zu Lande, besitzt einen Beinknochen, welcher unglücklicher Weise nicht mehr ganz ist. Der Kopf des Schenkelknochens hat anderthalb Fuß im Durchmesser. Dies ungeheure Bein ist ohnweit Toluca gefunden h). Der In-

eben wie die ihr ähnlichen Raupen; dadurch würde also dem Alzate widersprochen. Auf der andern Seite gesteht Fougeroux, man habe in dem Puppengehäuse, welches Herr Alzate übersandte, wirklich die vertrocknete Haut einer Dornraupe angetroffen, und da Herr Alzate ausdrücklich sagt, er habe die Raupe sehr häufig erzogen, so läßt sich hier freylich die Sache nicht mit völliger Gewißheit entscheiden. Die Gestalt des mexicanischen Puppengehäuses ist aber, bevor es geschlossen ist, einem Kruge mit offnem Deckel sehr ähnlich; denkt man sich dann den Krug mit geschlossenem Deckel, so hat man kein unähnliches Bild des geschlossenen Puppengehäuses; so viel kann man ohne Zeichnung etwa davon sagen. Künstlichere Puppengehäuse bauen bey uns Pavonia major, und Pav. minor Linn. Roes. Ins. 1 Th. Nachtvögel 2 Cl. 5. Taf. und 4. Th. 15 und 16. Taf. Reaum. Mem. T. 1. Pl. 48. Man sehe auch über ähnliche Materien. T. 1. p. 535. ed. 4. und Bonnet Contempl. de la Nature. Anm. des D. Uebers.

h) Große

Indianer der es gefunden hat, bediente sich desselbē statt eines Balkens um seine Thür damit zuzustemmen; auch ist dies gar nicht zu verwundern, da dasjenige was noch davon übrig ist noch über fünf Fuß lang ist. Man hat mir gesagt, daß der Pfarrer von Toluca nicht nur Knochen von ungeheurer Größe gefunden habe, sondern was noch erstaunlicher wäre, auch ihnen gemäße Gräber. Ich werde mich hiernach genau erkundigen, und Ihnen, meine Herren, davon Nachricht geben.

In den Memoires Ihrer Akademie für das J. 1744, werden todte Fische angeführt, welche man in den Brunnen von Mexico bey Gelegenheit des Ausbruchs eines Vulcans ohnweit Vera-Cruz gefunden haben soll. Dies ist ganz und gar falsch. Ich habe mir Mühe gegeben dies genau zu untersuchen; man weiß in Vera-Cruz nicht das Mindeste von diesem Volcan. In Mexico hat man auch nichts in den Brunnen gefunden; es sind ihrer dort eben so viel als Häuser, aber sie sind selten tiefer als sechs Fuß. Man findet schon bey drey Fuß Tiefe oftmals Wasser. Wie könnte man hierin todte Fische finden, da das Erdreich gar keine Spuren unterirdischer Canäle zeigt?

Eine Merkwürdigkeit muß ich hier gedenken, die man in der Gerichtsbarkeit der Königl. Minen von Pachuca in dem Departement Del Salto antrifft. Es ist ein Berg, dessen Steine alle mögliche Figuren zeigen. Man findet genau gehauene Steine von jeder beliebigen Größe; man hat sie nur von den ganzen loszumachen. Diese Steine liegen nicht horizontal, sondern sie stehen senkrecht i), und so wie man den ersten Stein irgend einer Lage antrifft, kann man sicher alle übrige ihnen an Gestalt ähnlich vermuthen.

Folgendes ist zwar nicht von eben der Art, aber vollkommen eben so merkwürdig. Es betrifft nemlich einen Stein, dessen völlige Größe ich deswegen nicht genau bestimmen kann, weil der eine Theil davon in der Erde liegt. Die Oberfläche des sichtbaren Theils hält völlig drey Fuß, (wahrscheinlich Quadratfuß.) Die Farbe ist die von schwarzem Marmor, bis auf einen Fleck, oder vielmehr Incrustation einer fremden Materie, welche gleichsam darin amalgamirt ist. Das Besondere dieses Steins besteht darin, daß er durch den allergeringsten Schlag eines Fingers einen Schall und sehr lange dauernde Vibrationen hervorbringt k). Dieser Stein fin-

h) Große Knochen und Zähne werden auch in Nordamerika, am Ohio, und in Sibirien gefunden. Die meisten sind von Elephanten. Man sehe Pallas und Gmelins Reise, auch Hunters Beschreibung in den Philosoph. Transaction. Anm. des D. Uebers.

i) Unstreitig Basalte, die hier auch mit Recht zu vermuthen sind, da es in diesem Theil von Amerika Volkane giebt. Anm. des D. Uebers.

k) In Rom in dem Palazzo Borghese, finden sich die elastischen Marmorplatten, welche diesen völlig ähnlich sind. Der berühmte Ferber glaubt, die Elasticität rühre von der unvollkommenen Verbindung der Theile dieses Marmors, welcher durch die Luft oder eine gelinde Calcination im Feuer vielleicht den größten Theil seines natürlichen Leimes verloren hat. Dieser Pietra elastica giebt während des Hin und her schwingens ein knisterndes Geräusch von sich. Ferbers Briefe aus Welschland S. 110. Anm. des D. Uebers.

findet sich in einem Flusse, welcher nicht zu jeder Zeit Wasser hat. Der Fluß läuft durch die Stadt Cuantla, die Hauptstadt der Länder, welche wir Accilpas nennen, ohngefähr 18 (franz.) Meilen von Mexico.

Hier ist ein Factum, wovon ich selbst Zeuge gewesen bin; und Sie meine Herren werden sich gleichfalls durch beykommende außerordentlich schöne Versteinerung aus der Herrschaft Guajannato der Königl. Minen davon überzeugen. In einer dieser Minen fanden sich Steine oder vielmehr das Gestein der Mine zeigt, wenn es auf irgend eine Art getheilt wird, jederzeit das Bild einer schönen Ceder. Bey einigen derselben ist dies noch bemerkens werth, daß der Theil welcher das Bild der Ceder vorstellt, aus reinem Silber besteht, das übrige ist gewöhnliches Erz der Mine l). Diese Mine heißt die Cedermine; nicht nur wegen angeführter Ursache, sondern weil sich auch bey der Einfahrt eine sehr schöne Ceder befindet; ein wunderbares Zusammentreffen!

Die natürlichen Verglasungen so sich im ganzen Königreiche finden, heißen bey den Indianern Pelistes. Besonders trifft man ihrer viel in den nördlichen Theilen von Mexico, vorzüglich bey dem Dorfe Zujapequaro, ohnweit Vallodolid. Hier giebt es ganze Berge von dieser Glasart. Auch hat das Dorf daher seinen Namen erhalten, denn der Name zeigt in der Michoacanischen Sprache diese Materie an m).

Die wollenen Fäden, welche ich beylege, heißen bey den Indianern Tochomites, man macht Bänder davon. Die Indianer haben eine Methode sie zu färben, welche von den europäischen Färbearten sehr abweicht. Zu diesem Behuf kaufen sie nur Scharlachkörner, die übrigen dazu gehörigen Ingredienzien sind von keinem Belang. Daher färben sie alle Arten Wolle roth mit geringen Kosten. Das Verfahren selbst ist ein Geheimniß; ich habe es nie erfahren köñen, ob ich mir gleich die äußerste Mühe deshalb gegeben.

Ich beschließe diesen Brief mit einem merkwürdigen Phänomen, es hat viel Aehnlichkeit mit den elektrischen Versuchen. Auf einem Landgute des verstorbenen Alonze de Gomez, Secretair des Vice-Königes, welches in der Gerichtsbarkeit Singiluca, nördlich von der Hauptstadt ohngefähr 22 franz. Meilen gelegen ist, befand sich ein Bedienter, der seit langer Zeit an beyden Armen gelähmt war, und daher nur als Eseltreiber gebraucht wurde. Da er eines Tages vom Felde nach Hause zurückkam, wurde er von einem sehr starken Donnerwetter überfallen. Er suchte sich gegen den heftigen Regen unter einem Baum zu schützen. Hier traf ihn ein Wetterstrahl, u. warf ihn auf einige Zeit leblos nieder. Er litt sonst weiter keinen Schaden, sondern hatte gegentheils den Vortheil, den völligen Gebrauch seiner vormals gelähmten Hände und Arme wieder zu erhalten n). Die Sache ist ohne Widerspruch wahr; ich weiß es durch einen Geistlichen von bekannter Wahrheitsliebe; er war ein Augenzeuge davon, und ich konnte ihm auch daher noch mehr trauen, weil er nicht den geringsten Begriff von der Elektricität hatte, er erzählte dies Factum ohne es je auf ein System anwenden zu wollen.

Dies meine Herren sind die Beobachtungen, welche ich die Ehre habe Ihnen mitzutheilen.

l) In dem Kasten, welchen Herr Alzate überschickte, fand sich bloß eine Silberstuffe, die wegen ihrer Spathkrystallen merkwürdig war, allein Cederförmiges hat man nichts daran bemerkt. **Fougeroux.**

m) Die übersandten Stücke bestanden theils in weißlichter Lava, theils waren es glasartige volcanische Produkte, auch schwarzes Glas, der Gallinasser Stein der Peruaner, lauter Zeugen ehemaliger Volcane in Mexico. **Fougeroux.**

n) Ein englischer Prediger, welcher seit verschiedenen Jahren vom Schlage gelähmt war, erhielt durch einen Wetterstrahl auf ähnliche Art den Gebrauch seiner Glieder wieder. **Anm. des D. Uebers.**

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Montag, den 27ten Julius 1778.

Barometerbeobachtungen über die Tiefe der Erzgruben auf dem Harze, von Herrn J. A. de Lüc, Mitglied der Londonschen Societät der Wissenschaften, in einem Briefe an Hrn. Pringle Präsidenten der Societät. *)

Mein Herr,

Ich habe die Ehre Ihnen einige Barometerbeobachtungen bekannt zu machen, die ich auf einer kleinen Reise in Deutschland angestellt habe, mit Bitte sie der Societät der Wissenschaften mitzutheilen, wenn Sie sie ihrer Aufmerksamkeit würdig finden sollten.

Schon bey dem Antritt meiner Reise hatte ich Hoffnung eine Excursion nach dem Harze zu machen um die dasigen Erzgruben zu besehen. Ich wußte daß sie sehr tief wären, und ich hatte daher große Lust meine Regeln für die Höhenmessung mit dem Barometer darinnen zu prüfen, um zu erfahren, ob in diesen Gruben, wo sich Dünste von mancher Art ausbreiten, die Verdickungen der Luft den nemlichen Gesetzen, wie außerhalb, folgten.

Beynahe wäre mir dieses wichtige Unternehmen durch einen Zufall fehlgeschlagen, der meinem Barometer begegnete. Ich hatte ihn verliehen, und den Tag vor meiner Abreise fand ich, daß man Luft hatte hinein kommen lassen. Glücklicherweise hatte ich noch Zeit ihn aus einander zu nehmen und das Quecksilber darinnen kochen zu lassen. Ein Umstand den ich hier nur deswegen anführe, weil mir meine Operation so vollkommen von statten gieng, daß von diesem Augenblick an während meiner ganzen Reise, und noch jetzt, das Quecksilber sich in dem Gipfel der Röhre angehängt hat, wenn ich es hinauf gebracht habe, wie es sich in dem Augenblick des Kochens anhängt, und nicht anders als durch einen Stoß wieder herabfällt. Zuweilen reißt auch die Säule unter dem Gipfel entzwey, und bleiben nur ei-

 nige

*) Barometrical Observations on the depth of the mines in the Hartz, by John Andrew de Luc, F. R. S. read at the Royal Society, March 20. 1777. London 1777.

nige Linien von Quecksilber in der Höhe.

Nur nach Barometern, die bis zu diesem Grade von Luft gereinigt waren, sind meine Formeln bestimmt worden. Auch haben sie auf dem Harze eben so sehr meiner Erwartung entsprochen, als auf den Gebürgen in der Gegend von Genf, wo sie zuerst ihren Ursprung erhielten.

Noch einen merkwürdigen Umstand muß ich Ihnen sagen, der den Barometer selbst betrifft. Weil ich an einigen Orten meiner Reise übereinstimmender Beobachtungen nöthig hatte, wandte ich mich an Liebhaber, die gute Barometer hatten. Ich fand unter andern Dollondische. Ich verglich sie mit den meinigen, weil ich gewiß war eine Verschiedenheit in der angegebenen Höhe zu finden, indem sie unten Kolben hatten. Dies verursacht, daß die Quecksilbersäule darinnen immer kürzer ist als in einer simplen Röhre in der Form eines Hebers, wie ich in meinem Werk über die Veränderungen der Atmosphäre gezeigt habe. Das fand ich nun auch wirklich bey allen diesen Barometern. Sie standen alle tiefer als der meinige, jedoch verschieden nach einigen besondern Umständen, die hauptsächlich in dem Durchmesser der Röhre und der Figur des Kolbens ihren Grund hatten.

Als ich von Hannover nach dem Harz reiste, kam ich durch Göttingen, wo ich mich damals nicht aufhielt, weil ich das schöne Wetter nutzen wollte. Ich reiste daher von da weg, ohne etwas wegen correspondirender Beobachtungen mit dem Barometer veranstaltet zu haben. Der Herr Professor **Lichtenberg** hatte indessen die Mühe über sich genommen mir solche zu verschaffen, und versparte die Vergleichung der Instrumente bis zu meiner Rückkunft. Er wandte sich zu dem Ende an den Herrn Professor **Erxleben**, weil dieser einen Barometer mit einer simplen gekrümmten Röhre hatte, nach der Regel des meinigen. Herr **Erxleben** hatte die Gütigkeit diesen Barometer sehr oft während meiner Reise zu beobachten, und nach diesen Beobachtungen habe ich die Höhe einiger Oerter auf dem Harz bestimmt, deren ich unten gedenken werde.

Nach meiner Zurückkunft brachte ich meinen Barometer bey des Herrn Erxleben seinen, und da sie zu einerley Temperatur gebracht wurden, fand ich zwischen beyden nicht den geringsten Unterschied.

Dies Exempel nebst allen denen, die ich seit langer Zeit durch eigene Versuche erhalten habe, erregt bey mir immer mehr den Wunsch, daß die Physiker die Skalen ihrer Barometer mit Kolben (die für den gewöhnlichen Gebrauch ohnstreitig sehr bequem sind) dadurch fixiren möchten, daß sie sie mit Barometern in Form eines Hebers verglichen, und nicht durch ein unmittelbares Maaß, welches von der Oberfläche des Quecksilbers in dem Kolben anfängt. Dieses ist das sicherste Mittel Beobachtungen mit Genauigkeit

nauigkeit gegen einander zu stellen, die mit Barometern gemacht sind, welche nicht mit einander verglichen werden können. Denn die Barometer-Höhe die durch Barometer in Form eines Hebers ausgedruckt wird, ist die einzig wahre, das ist, die einzige, die nach der Berichtigung für die Hitze die Schwere der Luft ausdruckt durch die Höhe der Quecksilbersäule von einer gegebenen Dicke, mit welcher sie wirklich im Gleichgewichte steht.

Ich will die Nachricht von meinen Barometerbeobachtungen auf dem Harze mit denen anfangen, welche ich an Oertern von bekannter Höhe gemacht habe. Da ich wußte, daß man die Erze in Tonnen durch die Schachte zu Tage fördert, so glaubte ich Anfangs, daß es mir möglich seyn würde diese Tiefen mit der Schnur zu messen, und hatte mich daher mit dem darzu nöthigen versehen. Als ich aber zu Clausthal, der Hauptbergstadt des Königs, angekommen war, lernte ich, daß diese Schächte, die nach dem Fallen der Gänge getrieben sind, eine zu starke Dohnläge haben, als daß diese Gattung des Messens möglich wäre. Das that mir Anfangs leid, weil mir diese Versuche sehr am Herzen lagen, aber der Herr Berghauptmann von Reden beruhigte mich bald hierüber. „Sie haben nicht nöthig zu messen, „sagte er, uns ist ungleich mehr daran „gelegen als Ihnen, die Tiefe aller „Punkte in diesen Gruben auf das „genaueste zu wissen, wie würden wir „es sonst anfangen um von einer in „die andere zu treiben?„ Diese Betrachtung verbannte in der That alle Zweifel, die in mir das Verlangen erregt hatten diese Tiefen selbst zu messen, und erleichterte mir einen großen Theil meiner Beobachtungen.

Die ersten derselben wurden auf dem Zuge bey Clausthal in der Dorothee, Caroline und neuen Benedicte angestellt. Der Herr Berghauptmann von Reden, der Herr Oberbergmeister Stelzner, und der Herr Einfahrer Friedrich, nahmen sich die Mühe mit mir einzufahren, und unter der Zeit, daß wir uns in den Schooß des Gebürges hinabsenkten, beobachtete der Herr Bergsyndicus Leyser, ein Liebhaber meteorologischer Beobachtungen, von Viertelstunde zu Viertelstunde oben am Tage des Schachtes, durch den wir gefahren waren, einen Barometer und Thermometer, die demnächst mit dem meinigen verglichen wurden.

Ich beobachtete meinen Barometer zuerst Morgens um $11\frac{1}{2}$ Uhr oben am Tage des Dorotheer Schachts, hierauf im Tiefsten dieses Schachts um $1\frac{1}{4}$ Uhr; denn im Tiefsten des Caroliner Schachts um $3\frac{1}{2}$ Uhr, in dem tiefsten Suchort der Benedicte um 6 Uhr, und endlich auf der Rückkehr um 7 Uhr oben am Tage des Dorotheer Schachts.

Während den $7\frac{1}{2}$ Stunden, daß wir uns in den Gruben aufgehalten hatten, war die größte Veränderung des Barometers $\frac{1}{4}$ Linie gewesen, und die Beobachtungen des Herrn Leysers

bezeichneten mir die Zeit, in welcher diese Veränderung vorgegangen war.

Bey meiner Zurückkunft berechnete ich diese Beobachtungen und gab die Resultate davon an den Herrn von Reden, um sie von dem Markscheider mit den Registern vergleichen zu lassen, welche über alle Tiefen in den Gruben gehalten werden. Hier haben Sie die Resultate dieser Berechnungen.

	Fr. Toisen.
Tiefe des Dorotheer Schachts zwischen zwey angenommenen Punkten, nemlich am Tage und im Tiefsten der Grube -	168, 96.
Tiefe des Caroliner Schachts in Beziehung auf eben den Punkt in der Höhe — —	170, 74.
Tiefe des allertiefsten Suchorts auf der neuen Benedicte nach eben demselben Punkt in der Höhe — —	143, 96.

Dem Herrn Einfahrer Friedrich geschah der Auftrag mir die von dem Markscheider angegebenen Maaße mitzutheilen. Er war ein Augenzeuge meiner Beobachtungen gewesen, und fand, daß die Resultate davon, ob sie gleich auf eine so leichte und in seinen Augen so sonderbare Weise waren gefunden worden, seinen Maaßen so nahe kamen, daß er mir einen Schein in gehöriger Form über die wahren Höhen ausfertigte, welche folgende waren.

	Harz Lachter.
Tiefe des Dorotheer Schachts von den Punkten die bey den Beobachtungen angenommen worden — —	172, 31. a)
Tiefe des Caroliner Schachts — —	173, 92.
Tiefster Suchort der Benedicte — —	144, 79.

Ich konnte Anfangs nicht über den Unterschied der beyden Maaße urtheilen, weil ich das Verhältniß eines Lachters gegen eine französische Toise zuvörderst wissen mußte. Ich hatte indessen eine sehr genaue halbe Toise mitgebracht, wir verglichen sie mit einem halben Lachter, und fanden letzteren in dem Verhältniß von 61 zu 62 kürzer als die halbe Toise.

Reducirt man nun nach dieser Vergleichung die obigen Markscheider-Messungen auf französische Toisen, so betragen die gemessenen Tiefen

	Fr. Toisen.
Von dem Dorotheer Schacht —	169, 53.
Von dem Caroliner -	171, 12.
Von dem Benedicter Suchort —	142, 42.

Die Markscheider Messungen kommen hiernach den Barometrischen sehr nahe, weil diese von jenen nur folgendergestalt verschieden sind.

	Toisen.
Bey der ersten Beobachtung	0,57 min.
Bey der zweyten —	0,38 min.
Bey der dritten —	1,54 plus

Ich

a) Sind 100 Theilchen eines Lachters. Ein Lachter hat am Harze 80 Zoll. A. d. Ueb.

Ich erstaunte wirklich den Markscheider Messungen so nahe gekommen zu seyn, die, wie ich nachher Gelegenheit haben werde zu zeigen, als die wahren Höhen angesehen werden können. Denn ich hatte mir eingebildet, daß die mancherley Ausdünstungen, die sich in den Gruben verbreiten, daselbst die gemeinen Gesetze der Elasticität der Luft in verschiedenen Graden der Wärme verändern müßten, und vielleicht selbst ihre absolute Elasticität. Da ich aber nachher über die besondere Uebereinstimmung der Grubenluft mit der äußern nachdachte, fand ich den besondern Grund davon in der äußersten Sorgfalt, die man bey dem Grubenbau anwendet, die äußere Luft in den Gruben circuliren zu lassen, um die schlimmen Folgen der bösen Wetter zu verhindern. Eben die Mittel also, welche wirklich die Gesundheit der Bergleute in ihrem unterirrdischen Aufenthalt erhalten, geben auch der Luft, die daselbst circulirt, besonders in den Schächten die am meisten gangbar sind, bey den Barometermessungen die Eigenschaften der äußern Luft. Dies ist ohnstreitig die Ursache von diesem merkwürdigen Phänomen, das für das Schicksal der Bergleute eben so beruhigend ist, als für die Regeln der Aerometrie. Eben dieses bestätigt sich noch mehr durch andere Beobachtungen, die ich einige Tage nachher in andern Gruben machte, wo ich zwar einige Unregelmäßigkeit fand, jedoch keine solche, als mich die Localumstände erwarten ließen.

Diese Gruben sind in dem Rammelsberge bey Goslar. Sie enthalten vorzüglich Bley, wie die Clausthaler Gruben, allein man bauet sie auf eine andere Art aus. Der Gang, welcher beynahe 18 Toisen mächtig ist, hat vieles feuerfestes Gestein, dergestalt, daß wenn solches erwärmt wird, die sich entwickelnden Schwefeldünste ein Absetzen des Gesteins verursachen, welches alsdenn von selbst in großen Stücken herabfällt. Man macht daher ein großes Feuer gegen das Gestein, und wenn es ausgelöscht ist, befördern alsdenn die Bergleute mit ihren Instrumenten den Fall des losen Gesteins.

Es sondern sich daher fast beständig Schwefeldünste von den erhitzten Erzen ab, welche in den Strecken und in den Schächten circuliren, mittelst deren die Strecken eine Communication mit einander haben.

Da der Tag, an welchem ich die Grube befuhr, ein Ruhetag für die Bergleute war, so befand sich kein Feuer darin, als das, welches der Herr Obergeschworne **Röder** die Gütigkeit gehabt hatte anzünden zu lassen, um mir eine Idee von der Art dieser Gewinnung der Erze und des Gesteins zu machen. Ich bemerkte jedoch Schwefeldünste, die oft so stark waren, daß sie mir die Empfindung eines sehr schmerzhaften Stickens verursachten. Zuweilen empfand ich auch noch die Ueberbleibsel der Hitze in dem Gestein, aus welchem diese Dünste ausgiengen, und in einigen Strecken, wo das Feuer erst des Ta-

ges vorher ausgelöscht war, stieg der Fahrenheitische Thermometer bis auf 110°, aber selbst diese Hitze ist ein mächtiger Ventilator die äußere Luft in den Gruben umzutreiben. Der Zugwind ist daher so heftig darinnen, daß man genöthigt ist Thüren an den Eingängen aller Strecken zu haben, und zuweilen mehrere hinter einander. Ohne dieses wäre es unmöglich die Lampen in diesen unterirrdischen Gängen im Brennen zu erhalten.

Dieser beständigen frischen Luft haben ohnstreitig die Bergleute im Rammelsberge ihre gute Gesundheit zu verdanken, ohnerachtet der erstaunenden Hitze, die sie während ihrer Arbeit ausstehen müssen, und der Menge Schwefels welcher allenthalben ausdünstet. Auch ist dieses wahrscheinlich die Ursache, daß meine Barometerbeobachtungen die Höhen genauer angaben, als ich sie nach den Umständen erwartete.

Hier haben Sie die Resultate dieser Beobachtungen:

	Fr. Toisen.
Höhe der Breitlinger Strecke über dem Tiefsten des Kanekuhler Schachts — —	44, 41.
Höhe der Einfahrkähe über der Breitlinger Strecke — —	27, 04.
Höhe des Kanekuhler Schachts am Tage über der Einfahrkähe nach den außerhalb der Grube am Tage gemachten Beobachtungen —	41, 27.
Tiefe des Kanekuhler Schachts nach den obigen drey Höhen —	112, 72.
Tiefe eben dieses Schachts nach Beobachtungen, die unmittelbar im Tiefsten und oben am Tage gemacht worden —	113, 13.

Die Markscheider-Messungen konnte ich sogleich nicht erhalten, weil den Tag nicht so viel Zeit übrig war, solche aufzusuchen. Den folgenden Tage aber schickte sie der Herr Röder (Bergvogt am Rammelsberge) an den Herrn Zehnt-Gegenschreiber von Uslar, der die Gütigkeit gehabt hatte mich in den Rammelsberg und bey meiner unterirrdischen Befahrung zu begleiten. Herr Röder war auch bey uns, hatte die Stellen, wo die Beobachtungen geschehen waren, bemerkt, und schickte mir darauf folgende Maaßen, die ich nur auf französische Toisen reducirt habe.

	Fr. Toisen.
Höhe der Breitlinger Strecke über dem Tiefsten des Kanekuhler Schachts — —	46, 86.
Höhe der Einfahrkähe über der Breitlinger Strecke — —	25, 76.
Höhe des Kanekuhler Schachts oben am Tage über der Einfahrkähe —	41, 32.
Summa —	113, 94.

Es

Es folgt daraus, daß bey der totalen Höhe der Grube die barometrische Messung von der Markscheidermessung um 0,81 Toisen, oder ohngefähr $\frac{1}{140}$ minus differirte; daß bey der Messung eines Theils dieser Grube die außerhalb geschah, jene von dieser um 0,05 oder ohngefähr $\frac{1}{800}$ minus differirte, daß sie aber bey den beyden andern Abschnitten der Höhe, welche innerhalb der Grube gemessen wurde, das eine mal um $\frac{1}{18}$ minus, das andere mal um $\frac{1}{21}$ plus differirt hat. Hierbey muß man bemerken, daß die absoluten Irrungen bloß $2\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{4}$ Toisen betragen, und daß diese Differenzen von einem Fehler in der Beobachtung herrühren können, sowohl bey geringen als bey beträchtlichen Höhen. In dem gegenwärtigen Falle, wo die Irrungen plus und minus sind, ist es wahrscheinlich, daß sie in der angegebenen Ursache liegen, und daß die Schwefeldünste dabey keinen merklichen Einfluß haben.

Nachdem ich diese Versuche im Innern der Grube gemacht hatte, wünschte ich sie auch in freyer Luft machen zu können. Ich gab solches dem Herrn **von Reden** zu erkennen, und er verschaffte mir dazu eine sehr angenehme Gelegenheit, indem er mir selbst nebst dem Herrn **Röder** dabey Gesellschaft leistete. Dieser letztere war genöthigt gewesen, bey Gelegenheit eines anzulegenden Wasserstollens mit der größten Genauigkeit die Höhe zweyer äußern Punkte auf dem Harze zu bestimmen, in Beziehung auf die Clausthaler und Zellerfelder Gruben. Es kam also bloß darauf an, die Barometerbeobachtung an dem Fahrloche eines gewissen Schachts anzustellen, welches ein fixirter Punkt war, und sie darauf an diesen beyden äußern Punkten zu machen, wovon der eine ohngefähr 3000 Toisen in horizontaler Entfernung jenseits eines Hügels, der andere ohngefähr 5000 Toisen gänzlich außerhalb dem Harze lag. Wir setzten unser Vorhaben am 30ten October ins Werk, und ich fand folgende Höhen durch die unten beygefügte Berechnungen meiner Observationen.

	Fr. Toisen.
Höhe des Fahrlochs des Altenseegner Schachts über einem gewissen Punkte im Bremecker Thal —	102, 18.
Höhe eben dieses Fahrlochs über einem andern Punkte ohnweit dem Dorf Laßfeld in dem von Osterode herabkommenden Thale —	173, 81.

Nachdem ich diese Beobachtungen berechnet hatte, war der Herr Markscheider **Rausch** so gütig, mir einen Profilriß von unserm gemachten Wege zu geben, worauf die oben angezeigten Punkte bemerkt waren. Ihre Höhen, auf französische Toisen reduciret, waren folgende:

Fr. Toisen.

Der Punkt in dem Bremecker Thal unter

dem

	Fr. Toisen.
dem Fahrloche des Alten Seegner Schachts —	100, 85.
Der Punkt im Osteroder Thal —	173, 56.

Es fand sich demnach, daß die eine Barometermessung in freyer Luft mit der Markscheidermessung beynahe völlig übereinstimmend war, die andere aber nur um $1\frac{1}{3}$ Toise plus davon differirte.

Es kam nun bloß darauf an, ob die Markscheidermessungen als wirklich zuverläßig angenommen werden könnten. Ich fand aber bald, daß ich mich auf ihre Richtigkeit vollkommen verlassen konnte, da diese nicht allein für die Bergleute sehr wichtig ist, sondern auch täglich durch die Erfahrung bestätigt wird. Indessen geschehen diese Markscheidermessungen auf eine so besondere Art, daß man wirklich jene Erfahrung haben muß, um sich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Eine Schnur von fünf Toisen, zwey Stäbe, ein Gradbogen, ein Compaß, sind die einzigen Instrumente des Markscheiders. Er spannt seine Schnur mit Hülfe seiner beyden Stäbe aus, in der Richtung der Strecke, die er mißt. Die Uebung macht, daß er sie beständig gleich stark spannt. Sein Gradbogen, der sehr leicht ist, wird in der Mitte der Schnur aufgehängt, und zeigt ihm alsdenn ihre Inclination, er erhält dadurch einen rechtwinklichten Triangel, dessen Hypotenuse und Winkel an der Grundlinie ihm bekannt sind. Er hat auf diese Art die verticale Höhe und horizontale Entfernung bestimmt. Er hängt hierauf seinen Compaß an eben die Schnur, um die Abweichung und folglich die Direction seiner Horizontallinie zu erfahren. Auf diese Weise bestimmt er den Grund- und Aufriß seiner unterirrdischen Labyrinthe, und auf diese Weise sucht er auch außerhalb über Berg und Thal die zu seinen Schachten und Strecken correspondirenden Punkte. Kann man sich nun wirklich auf diese Methode verlassen? Die Erfahrung spricht hier und macht Raisonnement überflüßig. Der Bergmann unternimmt auf die Versicherung seines Markscheiders in der absoluten Finsterniß der Eingeweide der Erde eine Arbeit, die ihn ganze Jahre kostet, und wobey er täglich das Gestein durchbohren muß. Man arbeitet ihm entweder aus einem andern Gange oder von außen her entgegen. Am Ende des bestimmten Maaßes hören sich unsere Gnomen und endlich treffen sie auf einander. Ich habe verschiedene dieser zusammentreffenden Punkte auf den Strecken bemerkt. Man hat oft Mühe das geringe Nachhauen des Gesteins zu bemerken, das man hat machen müssen, damit solches auf einander paßt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Freytag, den 31ten Julius 1778.

Schluß der Barometerbeobachtungen über die Tiefe der Erzgruben auf dem Harze, auch über die Höhe des Brockens in Beziehung auf Göttingen und Hannover.

Ich muß Ihnen nun noch einige andere barometrische Messungen bekannt machen, die nicht durch Markscheidermessungen bestätigt sind, mittelst deren ich die Höhe einiger Punkte, hauptsächlich des höchsten Punkts auf dem Harze gegen die Plaine bestimmt habe. Dieser höchste Gipfel, welcher Blocksberg oder Brocken genannt wird, liegt in dem Gebiete des Grafen von Wernigerode. Dahin gieng meine erste Reise, als ich auf dem Harz ankam, und der Herr von Reden machte sie mit mir. Wir reisten Abends um 10 Uhr von Clausthal, und kamen Morgens um 2½ Uhr nach der Oderbrücke, einem Ort von wenig Häusern, an dem Fuße des Brocken. Wir hatten uns vorgenommen mit Tages Anbruch unsern Marsch anzutreten, damit wir noch bey Sonnenaufgang den Gipfel des Berges erreichen möchten, denn dieses ist der günstigste Augenblick die unermeßliche Gegend zu sehen, die man von dieser Höhe ab entdeckt, weil alsdenn die Dünste, welche nach und nach dieses Gemählde verdunkeln, noch nicht aufgestiegen sind. Allein andere Dünste machten unsere nächtliche Reise unnütz. Die Wolken umzogen der Berge Gipfel, und wir waren lange Zeit unschlüßig, ob wir nicht unsere Reise auf einen andern Tag verschieben wollten. Endlich aber leuchtete uns doch ein Strahl von Hoffnung zur Oderbrücke, und wir entschlossen uns also den Berg hinan zu steigen. Es war Morgens um neun Uhr. In Zeit von einer Stunde würden wir den Gipfel erreicht haben, wenn es schön Wetter gewesen wäre. Da sich aber die Wolken immer mehr und mehr verdickten, so verirrten wir uns, ob wir gleich Wegweiser bey uns hatten, und ohne einen Compaß und Karte von diesen Gebürgen, welche der Herr von Reden aus Vorsicht mitgenommen

men hatte, würden wir vielleicht den ganzen Tag nicht auf den Brocken gekommen seyn, um den wir herumwanderten, ohne ihn zu finden. Gegen Mittag erreichten wir ihn endlich, und wir waren eben so sehr mit Reif bedeckt, als der ganze Berg. Es gieng ein sehr scharfer Wind, der Thermometer stand auf 31½ Fahrenheit, und die Wolken die durch den Wind zusammen getrieben wurden, bedeckten alles mit einer Eisrinde, die sich zusehends formirte. Ich hatte einen neuen Hygrometer mitgenommen, der nach den Regeln desjenigen verfertigt war, den ich vor vier Jahren der Königl. Societät vorgelegt habe, an dem aber verschiedene Fehler verbessert sind, die ich bereits durch die Erfahrung bey meinem ersten Versuch daran entdeckt habe. Als ich ihn mit auf den Harz nahm, hoffte ich die Erfahrung von der großen Trockne der obern Luftlagen zu wiederholen, die ich vorher auf einer Spitze der Alpen gemacht hatte. Allein es schlug ganz anders aus, obwohl nicht zu meinem Misvergnügen. Als wir endlich den Gipfel des Brokken erreicht hatten, hieng ich meinen Hygrometer außerhalb einer kleinen Hütte auf, die der Herr Graf von Stollberg-Wernigerode aus Menschenliebe, als einen Zufluchtsort für Neugierige bey schlimmem Wetter hat aufbauen lassen. In dem Augenblick wurde das Elfenbein, aus welchem dieses neue Instrument, gleich dem ersten, verfertigt ist, mit Eis überzogen, und was bey der Materie von der Feuchtigkeit einige Aufmerksamkeit verdient, der Hygrometer wurde dadurch beynahe völlig auf den Punkt der äußersten Feuchtigkeit gebracht.

Ich will mich hier nicht bey andern Beobachtungen aufhalten, welche ich mit diesem Instrumente während meiner Reise gemacht habe. Ich bin aus verschiedenen Gründen mit ihm zufriedener gewesen, als mit dem ersten. Indessen bin ich noch nicht über alle Schwierigkeiten hinaus, glücklicher Weise sind aber auch noch nicht alle Hülfsmittel erschöpft. Ich beobachtete auch auf dieser Höhe den Barometer. Ich hatte ihn bey meiner Abreise beobachtet, und wiederholte solches bey meiner Zurückkunft. Ich hatte auch übereinstimmende Beobachtungen zu Clausthal, und erhielt deren täglich, während meiner ganzen Reise, zu Clausthal, Göttingen und Hannover. Aus allen diesen Beobachtungen habe ich die Höhe des Brocken über den obbenannten Oertern bestimmt, nach den unten angehängten Berechnungen, deren Resultat folgendes ist:

	Fr. Toisen.
Das Häuschen auf dem Brocken über der Oderbrücke —	172, 93.
Oderbrücke über Clausthal — —	91, 39.
Clausthal über Göttingen nach 17 in Ansehung der Zeit übereinstimmenden Beobachtungen von Hrn. Prof. Erxleben und mir —	210, 21.

Göt=

	Fr. Toisen.
Göttingen über Hannover nach 16 ähnlichen Beobachtungen von Hrn. Erxleben und Herrn Legationsrath von Hinüber	– 56, 98.
Totale Höhe des Brokken über Hannover	— 530, 98.

Es würde leicht seyn die Höhe von Hannover über der Oberfläche des Meeres zu bestimmen, um diese Messung zu completiren. Uebereinstimmende Barometerbeobachtungen würden dazu hinreichend seyn. Indessen läßt sich leicht theils durch den Barometer selbst, dessen mittlere Höhe während dem Monat October, Morgens in einem zweyten Stockwerke 30,1 englische Zoll war, theils aus dem geringen Falle der Flüsse nach dem Meere urtheilen, daß die Höhe von Hannover über der Meeresfläche nicht sehr beträchtlich sey.

Dieses, mein Herr, sind die wichtigsten Beobachtungen, die ich auf dem Harze gemacht habe. Ich glaube, sie machen es der Mühe werth eine nähere Untersuchung aller physischen Grundsätze anzustellen, auf die sie sich gründen, Grundsätze deren ausgebreitete Folgen uns neue Schritte in dem Studium der Natur versprechen, nicht allein auf Erden, sondern auch im Himmel.

Berechnungen der Barometerbeobachtungen die auf dem Harze im October 1776 angestellt wurden.

Beobachtungen in den Clausthaler Gruben.

Den 26ten Oct. 1776, Morgens um 11 Uhr 20 Min. beobachtete ich meinen Barometer an dem Fahrloche des Dorotheer Schachts. Ich fand ihn (nachdem er sowohl bey dieser, als den folgenden Observationen nach der Wärme war berichtiget worden,) auf 26 Zoll 4 Lin. franz. Maaße. Der Barometer des Hrn. Berg-Syndicus Leyser, welcher neben den meinigen gesetzt und darauf den ganzen Tag von Viertelstunde zu Viertelstunde beobachtet wurde, fiel zwischen halb und ¾ auf Eins, und litt nachher bis vier Uhr keine merkliche Veränderung. Darauf schien er wieder steigen zu wollen, doch blieb er stehen, obgleich der Thermometer fiel, dergestalt, daß beym Ausfahren aus der Grube mein Barometer, nachdem er nach dem Thermometer war berichtiget worden, beynahe auf dem nemlichen Punkte stand, als da wir eingefahren waren. Vor der Zeit dieser ersten Veränderung hatte ich in der Grube noch keine Observation angestellt. Ich werde also 26 Zoll $3\frac{13}{16}$ Lin. als die Höhe des Barometers bey dem Fahrloche des Dorotheer Schachts annehmen, während meiner Beobachtungen im Innern der Grube bis $3\frac{1}{2}$ Uhr. Aber um sechs Uhr werde ich seine Höhe auf 26 Zoll $3\frac{15}{16}$ Lin. annehmen.

	Z. L. 16 Lin.	Logar.
Um $1\frac{1}{4}$ Uhr zwey Fuß über dem Tiefsten des Dorotheer Schachts —	27 4 $\frac{12}{16}$ = 5260	37209, 857
Oben am Tage des Schachts —	26 3 13 = 5053	37035, 493
Differenz — —		174, 364
Der Thermometer außerhalb dem Gaypel stand auf — 22 nach meiner Skale für die Ausdehnungen der Luft. Diese äußere Temperatur aber reichte nicht weit in die Grube. In dem Gesenke stand der Thermometer auf — 15. Ich nehme die mittlere Temperatur zu — $15\frac{1}{2}$ an, folglich muß ich $\frac{31}{1000}$ von der durch die Logarithmen gefundenen Höhe abziehen a).		5, 405
Tiefe des Dorotheer Schachts nach franz. Toisen —		168, 959

	Z. L. 16 v. L.	Logar.
Um $3\frac{1}{2}$ Uhr $1\frac{1}{2}$ Fuß über dem Ende der letzten Fahrt in der Caroline	27 4 13 = 5261	37210, 683
An dem Fahrloche des Dorotheer Schachts	26 3 13 = 5053	37035, 493
Differenz — —		175, 190
In dem Schacht dieser Grube stand mein Thermometer auf — 11 nach meiner Skale für die Ausdehnungen der Luft. Da indessen der Thermometer außerhalb damals auf — $23\frac{3}{4}$ stand, so schätze ich die mittlere Temperatur auf — 13 folglich ziehe ich ab $\frac{26}{1000}$ — —		4, 455
Tiefstes des Caroliner Schachts unter dem Fahrloche des Dorotheer Schachts		170, 735

	Z. L. 16 L.	Logar.
Um 6 Uhr im Gesenke des tiefsten Suchorts der Benedicte.	27 2 14 = 5230	37185, 017
Am Fahrloche des Dorotheer Schachts -	26 3 15 = 5055	37037, 212
Differenz — —		147, 805

An

a) Es würde zu weitläuftig seyn hier die Regeln anzuführen, auf die sich diese und die folgenden Berechnungen des Herrn de Lüc gründen. Unsere deutschen Leser finden sie in des Herrn Hofraths Kästner Anmerkungen über die Markscheidekunst, Göttingen 1775. S. 215. u. f. Anm. des Uebers.

An dem Beobachtungsort in der Grube stand der Thermometer auf — 8¾ also 2¼ höher als in dem Caroliner Schacht. Da aber das Suchort in der Benedicte mit diesem Schacht zusammenhängt, und daher die Luftsäule, die er umschließt, einen Theil derjenigen ausmacht, welche auf die Luft in dem Suchort drückt, so brauch ich bloß auf die Temperatur in dem Schacht Rücksicht zu nehmen, ich ziehe also, wie bey der vorhergehenden Beobachtung $\frac{26}{1000}$ ab. } 3, 843

Das tiefste Suchort der Benedicte unter dem Fahrloche des Dorotheer Schachts. } 143, 962

Beobachtungen auf dem Rammelsberg. Z. L. 16 v. L.

Den 28ten Oct. Morgens um 9¾ Uhr beobachtete ich den Barometer in dem Gaypel 2½ Fuß über dem Fahrloche des Schachts und fand ihn auf } 27 2 3

Um 2¾ Uhr beym Ausfahren aus den Gruben stand er auf 27 2 8

Er war also um $\frac{5}{16}$ Linien gestiegen. Da ich in der Zwischenzeit keine Beobachtungen gemacht hatte, so will ich eine graduelle Veränderung annehmen, mithin $\frac{1}{16}$ jede Stunde, während der Zeit daß ich in den Gruben war.

	Z. L. 16 Theil L.		Logar.
Um 11½ Uhr im Gesenke des Kanekuhler Schachts	27 7 14	= 5310	37250, 945
Mittags um ½ Eins beym Eingange der Breitlinger Strecke 27 4 8 also eine Stunde früher nemlich um 11½ Uhr	27 4 7	= 5255	37205, 727
Differenz	—		45, 218
Im Gesenke des Schachts Therm. — 5; An der Strecke — 13	— 9 mithin $\frac{18}{1000}$ abgezogen		1, 813
Höhe der Breitlinger Strecke über dem Tiefsten des Kanekuhler Schachts			— 44, 405

	Z. L. 16 Theil L.		Logar.
Um 12¼ Uhr am Eingange der Breitlinger Strecke nächst dem Schacht	27 4 18	= 3226	37206, 554
In dem Gäypel um die nemliche Zeit —	27 2 6	= 5222	37178, 369
Differenz	—		28, 185
Thermometer in dem Schacht — 13, also $\frac{12}{1000}$ abgezogen	—		, 732
			27, 453
Davon abgezogen den Stand des Barometers über der Einfahrkähe			, 416

Höhe der Einfahrkähe über der Breitlinger Strecke — 27, 037

	Z.	L.	16 L.		logar.
Um $2\frac{3}{4}$ Uhr in dem Gaypel —	27	2	8	= 5224	37180, 032
Um $2\frac{1}{2}$ Uhr oben am Tage des Kanekuhler Schachts	26	11	6	= 5174	37138, 264
Differenz —					41, 768
Diese beyde Beobachtungen wurden außerhalb den Gruben angestellt. Die Wärme der Luft war − 11; also abgezogen $\frac{22}{1000}$					, 918
					40, 850
Addirt die Elevation des Barometers in dem Gaypel über dem Fahrloche — — —					, 416
Höhe des Kanekuhler Schachts oben am Tage über der Einfahrkähe					41, 266
	Z.	L.	16 von L.		logar.
Um $11\frac{1}{2}$ Uhr im Tiefsten des Kanekuhler Schachts wie oben	27	7	14	= 5310	37250, 945
Um $2\frac{1}{2}$ Uhr oben am Tage des Schachts 26 11 6 also um $11\frac{1}{2}$ Uhr	26	11	3	= 5171	37135, 745
Differenz —					115, 200
Im Tiefsten des Schachts Therm. − 5; Oben am Tage − 13; − 9 also $\frac{18}{1000}$ abgezogen					− 2, 074
Völlige Tiefe des Kanekuhler Schachts —					113, 126

Beobachtungen zwischen zwey geometrisch bestimmten Punkten auf der Außenseite des Gebürges in Beziehung auf die Alten-Seegner Grube.

	Z.	L.	
Den 30ten Oct. Morgens um 10 Uhr beobachtete ich den Barometer in dem Gaypel der Alten-Seegner Grube, die bey Cellerfeld liegt, und fand ihn auf — —	27	7	2
Um $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends bey meiner Rückkehr von den folgenden Beobachtungen stand er auf — —	26	6	8

Also in $9\frac{1}{2}$ Stunden fiel der Barometer um $\frac{10}{16}$ einer Linie. Nach den Beobachtungen die der Herr Berg-Syndicus Leyser von Stunde zu Stunde machte, war dieser Fall gleichförmig.

	Z.	L.	16 Th. v. L.		logar.
Um Mittag in dem Bremeker Thal $\frac{1}{2}$ Toise tiefer als ein gewisser bestimmter Punkt	27	3	2	= 5234	37188, 337
Bey Altenseegen 2 Stunden nach der ersten Beobachtung —	26	7	0	= 5104	37079, 107
Differenz — —					109, 230
Hitze der Luft − 30; also $\frac{60}{1000}$ abgezogen — —					6, 554
					102, 676
Abgezogen die obige halbe Toise — —					, 500
Französische Toisen —					102, 176

Um

	Z. L.	16 von Linien	Logar.
Um $1\frac{3}{4}$ Uhr zu Laßfeld im Osteroder Thal außerhalb des Harzes auf einem bestimmten Punkt	27 8 10 =	5322	37260, 749
Beym Altenseegen ohngefähr 4 Stunden nach der ersten Beobachtung	26 6 14 =	5102	37077, 405
			183, 344
Hitze der Luft – 26; also $\frac{52}{1000}$ abgezogen	—		9, 534
			173, 810

Beobachtungen, um die Höhe des Brockens in Beziehung auf Göttingen und Hannover zu bestimmen.

	Z. L.	
Den 25. Oct. bey der Abreise von der Oderbrücke nach dem Brocken, Morgens um $8\frac{3}{4}$ Uhr	25 9 8	im ersten Stockwerk des Wirthshauses.
Bey der Rückkunft um $3\frac{1}{4}$ Uhr	25 8 14	
Differenz —	0 0 10	

Beobachtet auf dem Brocken um 12 und um 1 Uhr. Das Mittel $12\frac{1}{2}$ Uhr macht ohngefähr die Mitte des obigen Zeitraumes, und man kann also die Höhe des Barometers zur Oderbrücke um diese Zeit auf 25 9 3 annehmen.

Der Herr Berg Syndicus Leyser beobachtete den Barometer in seinem Hause zu Clausthal des Morgens und Mittags, statt zu fallen wie zur Oderbrücke stieg er $\frac{1}{2}$ Linie, und blieb auf diesem Punkt bis den Abend. Ich weiß diesen Unterschied zwischen des Herrn Leysers und meiner Beobachtung keiner andern Ursache beyzumessen, als daß die Hitze in seiner Stube zugenommen habe, allein es wurde keine Beobachtung des Thermometers angestellt um die Wirkung dieser Ursache zu corrigiren. Ich halte mich also bey dieser Messung bloß an meine eigene Beobachtung, ob ich gleich bey der folgenden des Herrn Leysers Beobachtung zum Grunde lege.

	Z. L.	16 von L.	Logar.
Um $12\frac{1}{2}$ Uhr sollte der Barometer zur Oderbrücke stehen auf —	25 9 3 =	4947	36943,419
Auf dem Brocken {um 12 Uhr 24 8 5; um 1 Uhr 24 8 1} Mittel	24 8 3 =	4739	36756,867
Differenz	—		186,552
Bey der Abreise von der Oderbrücke war die Hitze der Luft: – $34\frac{1}{2}$; Bey der Rückkunft — – $31\frac{1}{2}$ (Mittel – 33); Auf dem Brocken — — –40	– $36\frac{1}{2}$ also $\frac{73}{1000}$ abgezogen		13,618
Höhe des Brocken über der Oderbrücke	—	—	172,934

Aus

Aus den obigen Beobachtungen des Herrn Leyser und der Vergleichung seines Barometers mit dem meinigen, habe ich Ursache zu vermuthen, daß zur Zeit der mittlern Beobachtung

	Z. L. 16 von L.	logar.
des Barometers zur Oderbrücke, er zu Claustbal stand auf — —	264 3 = 5059	37040, 647
Mittlere Höhe beobachtet zur Oderbrücke	259 3 = 4947	36943, 419
Differenz — —		97, 228
Die mittlere Wärme der Luft mußte ein wenig größer seyn als die zur Oderbrücke. Ich nehme sie zu - 30 an, also abgezogen $\frac{60}{1000}$		5, 834
Höhe der Oderbrücke über dem ersten Stockwerk von des Herrn Leysers Hause zu Clausthal, oder, welches beynahe auf eins hinaus läuft, über dem ersten Stockwerk des Wirthshauses zur Krone, wo ich logirte		91, 394
	Z. L. 16 v. L.	logar.
Das Mittel von 17 Barometerbeobachtungen die von dem Hrn. Erxleben zu Göttingen am 24. und 25ten October angestellt wurden, ebenfalls nach der Wärme berichtiget —	279 3 = 5391	37268, 09
Das Mittel von 17 Beobachtungen die in dem ersten Stockwerk in der Krone zu Clausthal gemacht worden, und in Ansehung der Zeit mit den Götingischen übereinstimmen —	264 8 = 5064	37044, 94
Differenz — —		223, 15
Mittlere Wärme der Luft während den Beobachtungen zu Göttingen $26\frac{1}{2}$, — zu Clausthal $31\frac{1}{2}$	- 29 also $\frac{58}{1000}$ abgezogen	12, 94
Höhe von Clausthal über Göttingen —		210, 21
	Z. L. 16 v. L.	Logar.
Das Mittel von 16 Beobachtungen, die von dem Herrn Legationsrath von Hinüber zu Hannover vom 24ten Oct. bis den 1ten Nov. mit einem Dollondischen Barometer angestellt worden, welcher mit dem meinigen in Uebereinstimmung gebracht war —	28 2 3 = 5411	37332, 775
Das Mittel der Erxlebischen Beobachtungen die in Ansehung der Zeit übereinstimmend waren —	27 9 9 = 5337	37272, 972
Differenz — —		59, 803
Mittlere Wärme zu Hannover zur Zeit der Beobachtungen — $29\frac{1}{2}$, Zu Göttingen — $26\frac{1}{2}$	— 28 also $\frac{56}{1000}$ abgezogen	3, 349
Höhe von Göttingen über Hannover — —		56, 454

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Montag, den 3ten August 1778.

Von der Schönheit der Nelken.

Die Schönheit der Nelken zu studiren, ist unserm Jahrhunderte vorzüglich eigen. Und seitdem die Wartung der Blumen nicht mehr bloß ein Geschäffte der Gärtner und gemeiner Hände ist, sondern sich auch Leute von Stande damit beschäfftigen, wird auch besonders die Schönheit der Blumen mehr studirt und bewundert, als in den vorigen Zeiten.

Die Nelke, ob sie gleich eine der mühsamsten Blumen ist, behauptet doch mit Recht den ersten und höchsten Rang unter denselben. Es war also der Mühe werth, die Begriffe von ihrer Schönheit, welche bisher noch sehr schwankend, zweydeutig, ja wohl gar unrichtig waren, aus einander zu sezzen, und dieselben genau zu bestimmen. Nachdem zuerst im Jahre 1767 der Herr Inspector Schmahling dieselben im ersten Theile seiner Ruhe auf dem Lande aus den ersten Gründen der Vollkommenheit und des Ebenmaaßes hergeleitet hatte a), hat Herr Doctor Weißmantel zu Erfurt in seinen vermischten physicalischen Beyträgen, (Leipz. 1777. 8.) eine neue Abhandlung darüber geliefert. Und diese ists, welche ich denjenigen Freunden der Nelken, welchen dieselbe noch nicht bekannt seyn sollte, auf die jetzt eintretende Nelkenflor in der Absicht in einem kurzen Auszuge vorlege, damit ich sie eines Theils auf dieselbe und auf die von eben dem Hrn. Verfasser noch zu erwartenden die Blumen betreffenden Aufsätze aufmerksam machen, andern Theils aber denen unter ihnen, welche zwar wohl ein Blatt, wie dieses, aber keine ganze Bücher lesen mögen, Gelegenheit geben möge, die eigentliche Schönheit der Nelken mit einem richtigen Geschmack zu empfinden.

Die Nelken werden in folgende sieben Classen eingetheilt:

Qqq Erste

a) Der Kunst Nelken zu ziehen und ihre Schönheit zu beurtheilen, Nürnberg 1777. 8. 5 Bogen, deren Verfasser unbekannt ist, erwähne ich nicht, weil sie eine Rhapsodie aus Herrn Schmahlings und andern Schriften und voll von Fehlern ist.

Erste Classe. Picotten.

Picotten sind diejenigen Nelken, welche auf ihrer weißen oder gelben Grundfarbe a) eine einfarbige, und zwar b) klare, zarte, haardicke, und bey einigen etwas dickere Zeichnung haben. Diese Zeichnung ist bis jetzt in Absicht der Länge und Ordnung auch der Form, wie die Linien in der Grundfarbe stehen, auf eine dreyfache Art verschieden. Und diese dreyfache Verschiedenheit giebt die drey verschiedenen Gattungen der Picotten, welche die Natur bis jetzt hervorgebracht hat. Diese sind

1) **Picotten gemeiner oder alter Zeichnung**, welche ihre zarte einfache Zeichnung nur am äußern Rande des Blumenblatts herumstehend haben, und wenn ja einige von diesen Linien tiefer in das Blatt laufen, doch allemal gerade ausgehen.

2) **Picotten holländischer Zeichnung**, deren einfarbige zarte Linien eine Pyramide, oder einen spitzigen, mitten im Blatte herunter bis in das Herz der Blume laufenden Winkel ausmachen, welcher mit vielen langen, zarten, geraden Linien, nahe an einander laufend ausgefüllt ist. In den mehrsten derselben stehen noch am Rande des äußersten Blumenblatts kurze zarte Linien, welches aber nicht seyn sollte.

3) **Picotten römischer Zeichnung**, deren zarte einfarbige Zeichnung a) in der vorigen pyramidalischen, spitzwinklichten Figur in der Mitte jedes Blattes bestehet, und wo b) neben derselben noch viele lange zarte gerade ausgehende Linien bis in das Herz der Blume laufen.

Zweyte Classe. Picott-Bizarden.

Diese haben, wie die Picotten, auf ihrer weißen oder gelben Grundfarbe a) nur ganz zarte haardicke Linien, welche aber b) aus zwey verschiedenen Farben bestehen, davon die Linien neben einander, oft auch, welches aber ein Fehler ist, in einander laufen. Es giebt von ihnen, eben wie von den Picotten, drey Gattungen, deren Kennzeichen dieselbigen sind, außer daß die Zeichnungsfarbe aus zwey verschiedenen Farben besteht.

1) **Picott-Bizarden gemeiner oder alter Zeichnung.**

2) **Picott-Bizarden holländischer Zeichnung.**

3) **Picott-Bizarden römischer Zeichnung.**

Dritte Classe. Doubletten.

Diese haben außer ihrer Grundfarbe a) eine einzige Illuminationsfarbe, in b) breiten, bandförmigen c) geraden, d) langen bis in den Kelch laufenden Linien oder Streifen. Von ihren breiten bandförmigen Streifen führen sie auch den Namen **Bandblumen**, *Bannachées*, und auf Englisch *Flakes*, gleichwie sie auch **Englische** oder **Anglieren** genennt werden. Noch haben wir keine rechte, reine, ächte, gelbe **Doublette**, sondern sie sind alle mit weißer Grundfarbe.

Vierte Classe. Bizarden.

Diese haben außer ihrer Grundfarbe

farbe a) zwey Illuminationsfarben, und zwar b) in breiter oder starker Zeichnung, welche breite Zeichnung c) im Blatte geradelinicht herunter bis in das Herz der Blume läuft. Die vielen Punkte, welche man oft zwischen diesen breiten Strichen findet, sind ein Fehler, und werden von den Schriftstellern mit Unrecht zum Begriffe eines Bizards gesetzt. Noch hat man keine Bizarden von mehr als zwey deutlich verschiedenen abgesetzten, und die ganze Länge herunterlaufenden Illuminationsfarben. Denn was die mehrsten Schriftsteller, welche von drey, vier und fünf Farben derselben schreiben, für die dritte, vierte oder fünfte Farbe ansehen, ist die sogenannte Tuscharbeit, oder Ablaufung eines dunklen Streifes in eine hellere Farbe.

Man pflegt die **Bizarden** in **Englische** und **Deutsche** abzutheilen.

1) **Englische Bizarden** haben a) zwo Farben zur Zeichnungsfarbe, welche b) in lauter breiten bandförmigen, c) in gerader Linie bis tief in das Herz der Blume laufenden Linien oder Streifen aufgetragen sind.

2) **Deutsche Bizarden** haben zwar a) auch zwo Zeichnungsfarben, sie sind b) auch breit gezeichnet; aber α) sind nicht alle Zeichnungslinien breit, sondern es kommen unter den breiten viele zarte, picottenmäßige Linien mit vor, β) sind auch ihre breiten oder starken Streifen nicht so gar breit oder bandförmig, wie der Englischen ihre.

Gewöhnlich sind die **Englischen Bizarden** rund- oder stumpfblätterricht, die **Deutschen** aber alle spitzblätterricht oder gezähnt. Doch giebts auch **Englische Bizarden** mit gezähnten oder gezackten Blättern.

Fünfte Classe. Fameusen, oder Famösen b).

Die Engländer nennen sie Painted Ladies. (geschminkte Frau.). Ihre Farbe ist nur auf der obern Seite des Blattes zu sehen, die untere Seite aber siehet allemal weiß aus.

Zeithero waren alle Famösen einfärbig, roth oder blau, doch so, daß die Farbe, gegen den äußern Rand des Blattes zu, blässer oder schwärzer ausläuft, also in Schatten oder Tuscharbeit. Durch die Aussaat hat man aber schon verschiedene Gattungen **Bizardfamösen**, mit deutlich abgesetzten Linien oder Strichen erhalten, welche jedoch, wie alle Famösen, gern ausarten, und in wahre einfarbige zurückgehen. Herr D. **W.** ist sogar so glücklich gewesen, eine wahre, deutlich genug gestrichene **Picottfamöse** mit **gemeiner Zeichnung**, welche Zeichnungsfarbe blau ist, aus dem Saamen zu erhalten, deren Fechser drey Jahre nach einander reine beständig Picott geblühet, und noch kein einziger in die einfarbige blaue Mutterfarbe zurückgelaufen ist. Sie ist aber so zärtlich und ekel, daß sie so wenig Ableger liefert, daß andern damit noch nicht nach Verlangen hat gedient werden können.

b) Werden in Niedersachsen gewöhnlich die verkehrte Welt genannt.

Sechste Classe. Concordien.

Diese haben zweyerley, entweder rothe, oder aschgraue, oder andere dergleichen nahe zusammenstehende zweyerley Farben, davon eine die Grund- die andere die Zeichnungsfarbe ist. Weil man aber auf ihnen so wenig deutliches oder unterscheidendes findet, so werden sie heutiges Tages gar nicht mehr geduldet.

Siebende Classe. Feuerfaxe.

Diese sind Nelken von zwo Farben, die aber nicht in Linien oder Zeichnungen bestehen, sondern über die ganze Blume ausgebreitet sind, und gleichsam über die ganze Blume fließen. Es ist die eigentliche Tuscharbeit, so, daß eine Farbe in die andere ohnvermerkt langsam überschleicht, und zwar so, daß die hellere Farbe allemal in dem Kerne der Blume, die dunklere Farbe aber an dem äußern Rande der Blume sich befindet, und es also das Ansehen bekömmt, als wäre ein erleuchtend Feuer in der Mitte der Blume, welcher letzte Umstand auch wohl zu der Benennung Feuerfax Gelegenheit gegeben hat. Sie werden nur in den seltenen Farben geschätzt, z. E. in aschgrau und gelb, in kupferfarb und gelb etc. und man schätzt sie höher, wenn sie außer diesen beyden Tuschfarben eine dritte Zeichnungsfarbe und abgesetzte Zeichnung davon haben.

Gleichwie diese Beschreibungen bestimmter, mehr mit der Natur übereinkommend, und, so viel die Fähigkeit der verschiedenen, auch unstudirten Leser, zuläßt, logisch richtiger abgefaßt sind, als man es in andern Blumenschriften findet: so wird man nun auch, wenn man sich dieselben bekannt macht, das, was von der Schönheit der Nelken nun gesagt werden wird, deutlicher einsehen können.

Die Regeln über die Schönheit der Nelken theilen sich in zwo Classen, 1) in die, welche den **Bau** der Nelke, und 2) in die, welche die **Illumination** derselben betreffen. Und diese Regeln gründen sich nicht auf das Willkühtliche, oder die Phantasie, sondern auf die von der ganzen schönen Welt beynahe allgemein angenommenen **allgemeinen Schönheitsregeln des Engländers Hrn. Hogarth**, welche er in seinem bekannten Werke, **die Zergliederung der Schönheit** betitelt, vorgetragen; sodann auf die mathematischen Figuren des Zirkels und der Pyramide oder spitzigen Winkels, und drittens auf gewisse Grundsätze in der Mahlerey.

Erste Classe.
Schönheitsregeln der Nelken, den Bau oder die Form der Nelke betreffend.

Durch den **Bau einer Nelke** versteht man die Art und Weise, wie die Blumenblätter geformt, gelegt, oder geordnet sind.

Eine Nelke, welche in Absicht des Baues gut und schön seyn soll, muß

1) **rund** gebauet seyn, d. i. ihre Blätter müssen vom Mittelpunkte der Blume verhältnißmäßig alle gleich weit auslaufen, und in der Zirkelrundung aus-

ausgebreitet seyn. Eine Nelke wird verschönert, und die zirkelrunde Figur gewinnet gar sehr

2) durch die **runden oder stumpfen Blätter** derselben, welche man auch das **Brüßler Blatt** nennt. Die langen Zähne unterbrechen die Zirkelrundung. Es giebt rundblättrige Nelken, welche, flüchtig angesehen, ganz rund zu seyn scheinen, die aber, genau betrachtet, kleine unvermerkte Zähne haben. Ob dadurch gleich die Zirkelfigur nicht unterbrochen wird, so sind sie doch nicht so vollkommen schön, als die mit dem gleichsam mit der Scheere **geschnittenen** Blatte. Unter den Picotten und Picott-Bizarden sind diese stumpfblättrichten noch selten. Doch hat der Herr D. **W.** wohl ein Dutzend derselben, seine Bandblumen aber sind meist alle stumpfblättricht. Zur Schönheit der Nelke trägt

3) die Größe vieles mit bey. Soll sie schön seyn, so muß sie wenigstens die Größe eines Speciesthalers c), also wenigstens 2 bis 3 Zoll d) im Durchmesser haben. Ihre höchste anständige Größe aber ist die Größe einer völlig aufgeblüheten Centifolienrose, und also 3 bis 4 Zoll im Durchmesser. Man hat wohl noch größere Nelken gesehen, sie waren aber auf Papp künstlich ausgedehnt, wie ans Kreuz ausgespannete arme Sünder. Die natürliche und unauseinandergetriebene Nelkengröße ist die Rosengröße. Diese wird durch zwey Umstände bewirket:

a) Durch die **Menge der Blätter.** Dann aber pflegen die Knöpfe dickknospicht zu seyn, oder gar noch eine in der Blume sitzende zweyte Knospe zu haben, und zu stark zu plazzen, und dadurch die Zirkelründung zu verlieren, daher man ihnen denn auf eine mühsame Weise mit Unterlagen e) helfen muß, und also die Größe nicht natürlich ist.

b) Durch die **Größe und Länge** der

c) Ohne Zweifel sind hier alte Speciesthaler zu verstehen, welche dicker und kleiner sind, als die kaiserlichen, und jetzigen Harzthaler.

d) Ein **Erfurter** Zoll ist ohngefähr so viel kleiner, als ein **Calenbergischer**, als die Dicke des Rückens eines gewöhnlichen Taschenmessers betragen mag, oder enthält 10 Linien eines in 12 Linien getheilten Pariser Zolles. **Hausvat.** Th. I. Tab. IV.

e) Nach Herrn D **W.** Beschreibung, besteht die beste Gattung solcher **Unterlagen,** oder **Blumenträger,** aus einem runden zarten Papp oder Pergament. In dieses wird in der Mitte ein der Nelkenhülse proportionirliches rundes Loch ausgeschnitten, mit dem bekannten Einschnitt, daß man sie von einander biegen, und unter die Blume auf die Hülse derselben bringen kann. Auf diese pappene Unterlage nähet man mit Zwirn rc. rund um das Loch herum einen schwachen Drath, welchen man ½ bis 1 Fuß sodann als einen Stiel über den Rand der Unterlage hinaus fortlaufen läßt. Mit diesem Drathstiel befestigt man die zuvor mit grünem Wachs getränkte oder überzogene Unterlage an das Stäbchen der Nelken. Hierdurch stehen sie gegen den Wind und andere Zernichtungen so ziemlich gesichert, und man kann vermittelst dieses Drathes und Unterlage, der Blume eine selbstbeliebige Stellung und Richtung geben.

der Blumenblätter. Dann haben sie lange, oft wohl 2 Zoll lange Knospen, platzen nicht, und ohngeachtet sie oft kaum 40 bis 50 Blätter haben, da jene vorhergehenden noch einmal so viele haben, so erreichen sie doch mit ihren langen breiten Blättern die Rosengröße. Wenn man ihrer Hülse nur ein wenig durch Aufschneiden nachhilft, so bauen sie sich ohne weitere Hülfe zirkelrund, und legen sich schön, blühen länger, als die knöpfichten, und tragen Saamen. Dieser ungekünstelte Bau ist eine vorzügliche Schönheit einer Nelke. Und diesen hat der Grand Admiral, Grand Alexander, Gloria rubrorum u. s. w. f).

Wenn aber gleich eine Nelke so groß nicht ist, kann sie doch schön seyn, wenn sie die übrigen Eigenschaften hat, kleiner aber darf sie nie seyn, als ein Speciesthaler. Zur Nelkenschönheit in Ansehung ihres Baues gehöret

4) der **Rosenbau** derselben. Dieser besteht in der Krümmung der Blätter, so sie am äußern Rande des Blatts, so, wie die Centifolienrosenblätter, thun. Er beleidigt die Zirkelrundung nicht, und giebt doch der Nelke ein sonderbares gleichsam vornehmes Ansehen. Man findet ihn vorzüglich oft bey den Bandblumen. In dem gedruckten Nelkencatalogus der Erfurtischen Blumengesellschaft hat der Herr D. W. denselben mit drey Sternchen bezeichnet. Vormals hat man diesen Rosenbau nie gesehen. Er ist ein neues Geschenk der gütigen Natur. Eine Nelke wird ferner verschönert

5) durch den **Nelkenbau**, wo sich Blatt auf Blatt gerade auflegt, so, daß die innern Blätter immer kürzer und kleiner werden, und von dem äußern nur immer so viel sehen lassen, als es zur mehrern Aufmunterung das verborgene auch zu sehen genug ist.

Einige Nelken legen ihre Blätter in dem Mittelpunkte der Blume nicht, sondern stellen sie daselbst in die Höhe, werden dadurch sehr sphäroidisch, und verdienten Nelken mit dem **Kegelbau** genannt zu werden. Diese sehen ganz sonderbar aus. Eine solche ist die **Pallas**, ein aschgrauer und gelber Bizard. Einige ziehen diesen Kegelbau dem Rosenbau vor, Herr D. W. aber nicht. Endlich

6) giebt es noch einen **gemischten Bau**, welcher gleichsam eine neben und in einander geordnete Unordnung ist. Hier liegen nun die äußern größern Blätter gestreckt und gebreitet, die innern kürzern aber sind theils wie Rosenblätter gekrümmt, theils gerade gestreckt, theils liegen, theils stehen, theils sind sie einwärts, theils auswärts gebeugt; kurz, es ist eine schöne Unordnung. Rosen- und Nelkenbau ist hier unter einander gemischt. Die Blu-

f) Die hier und in der Folge genannten Nelken sind nach dem, verschiedenen Blumenfreunden aus dem Intelligenzcomtoir zu Hannover communicirten, gedruckten Catalogo der Erfurter Blumengesellschaft, gegen die beygesetzten Preise zu Erfurt zu bekommen.

Blumen sind groß, ohne viele Blätter zu haben. Dies Sonderbare findet eben sowohl Liebhaber, als das Schöne. Es gereicht diesen Nelken von gemischtem Bau zu einem Lobe, daß sie die besten Saamennelken sind, und vorzüglich gute Sorten auswerfen. Noch hat der Herr D. W. diesen Bau unter keiner Gattung, als unter den Bandblumen, gesehen.

Zweyte Classe.

Schönheitsregeln der Nelken, die Farben und Zeichnung, oder die Illumination der Nelke betreffend.

Die Farben, welche gegenwärtig in den Nelken wirklich da sind, sind 1) weiß, 2) gelb, 3) couleur de chair, oder blaß rosenroth, 4) rosa, 5) feu, 6) incarnat, 7) cramoisi, 8) violet, 9) purpur, 10) braun, 11) schwarz, 12) aschgrau, und 13) kupferfarb.

Einfärbige Nelken können nicht zu den schönen gezählt werden. Die Einheit misfällt dem Auge eben so sehr, als das Ohr an einerley Ton Misfallen hat. Wenn eine Nelke eine noch ganz neue bisher nicht vorgekommene Farbe hat, wie z. E. vor dreyßig Jahren, eine einfarbige gelbe, und jetzt der **Mohrenkönig**, eine schwarze Nelke: so ist sie zwar eine seltene oder rare, aber keine schöne Blume.

Bey den Schönheitsregeln in Absicht auf die Farben der Nelken, kommt

I. der Grund, die Grundfarbe, oder der Boden einer Nelke zu betrachten vor. Dieser soll seyn

1) **rein**, d. i. nicht schmutzig, oder wie von Fliegen oder Dinte beschmutzt. Ein unreiner Boden ist ein Hauptfehler an einer Nelke.

2) **Weiß.** Denn auf einem reinen weißen Boden nehmen sich die Illuminationsfarben gut aus. Vor ohngefähr 30 Jahren kannte man noch keine andere Grundfarbe, weil die andern erst nachher durch das öftere Aussäen hervorgebracht sind. Es giebt aber Nelken mit dunkler Illumination, die anfangs etwas röthlich von Grundfarbe aussehen, nach einigen Tagen aber an der Sonne ganz weiß werden. Man soll also eine solche nicht sogleich verwerfen, sondern erst abwarten, ob sie sich nicht etwa bleichen wolle. Besser aber ists, gleich anfangs weiß.

3) **gelb.** Auch in dieser nehmen sich die Illuminationsfarben gut aus, wenn sie helle ist. Sonderbar ist es, daß diese Farbe zeithero bloß zur Grundfarbe der Nelke gebraucht, und noch nie zur Illumationsfarbe angenommen ist. Doch scheint es jetzt, als wolle die Natur die gelbe Farbe in der aschgrauen Grundfarbe zur Zeichnungsfarbe anwenden. In hoch und blasgelb steigt die Natur in verschiedenen Graden.

4) **Aschgrau oder Bleyfarbe.** Zu dunklen Illuminationsfarben ist diese Grundfarbe zwar zu dunkel, und roth, braun, blau u. d. gl. nehmen sich darin nicht deutlich aus. Und noch kann sie also nicht zur schönen Grundfarbe gebracht werden. Wenn aber die Natur in diese dunkle Grundfarbe die hellen, nemlich die gelbe oder weiße

zur

zur Zeichnungsfarbe gäbe, gewiß, die würden sich deutlich unterscheidend darauf zeigen. Umgekehrt hat die Natur schon gearbeitet, und diese noch neue aschgraue Farbe, so zeithero nur immer Grundfarbe war, zur Zeichnungsfarbe angenommen, und sie in die weiße sowohl, als gelbe Grundfarbe eingetragen; wie denn Herr D. W. weiße Bizards mit grau gesehen hat, auch selbst zwey dergleichen weiße Picotten hat, welche aber so zärtlich und delicat sind, daß er immer Noth hat, die Art nur für sich zu erhalten. In der gelben Grundfarbe kommen mehr dergleichen mit aschgrauer Zeichnung vor, sind aber auch sehr weichlich, z. E. die Flavia cana prima, Flavia cana optima, Henriade, Romulus, Remus &c. Eine solche aschgrau und gelbe regelmäßig gezeichnete Picotte, oder Picott-Bizarde scheint es aber noch nicht zu geben.

5) **Kupferfarbe.** Diese ist, wie die vorhergehende aschgraue, zur Grundfarbe zu dunkel, es wäre denn, daß gelb oder weiß darin gezeichnet würde. Es ist gleichfalls eine neue Farbe, in welcher aber die Natur, (oder wir selbst,) jetzt noch zu wenig gearbeitet hat. Noch scheint sie in den Nelken nur als einfarbig, oder als Feuerfax mit aschgrau zu seyn. Im Sommer 1776 hat der Herr D. W. ein neues Produkt von ihr aus dem Saamen erhalten, welchem er den Namen Hecla gegeben, ein Feuerfax Kupferfarb und gelb allein, ohne aschgrau, sonderbar genug, aber nicht schön. Vielleicht geht die Natur mit der Zeit weiter, wenn die Blumenfreunde fortfahren, fleißig und aufmerksam zu seyn.

Dieses waren die sämmtlichen Grundfarben. Wir gehen nun

II. zu den **Zeichnungsfarben**, welche, (nur nicht weiß und gelb,) die übrigen eilf der vorher genannten dreyzehn Farben sind, zu denen die Natur vielleicht noch neue hinzuthun wird, wenn die Blumisten fortfahren so fleißig auszusäen, als in den letzten acht Jahren in Thüringen, und besonders zu Erfurt geschehen ist. Um die Schönheitsregeln dieser eilf Zeichnungsfarben genauer kennen zu lernen, müssen wir zu den verschiedenen Gattungen der Nelken selbst gehen, um zu sehen, worin die Schönheit einer jeden besonders bestehe. Weil aber oft eine Gattung vermittelst ihres Wesens das nicht haben kann, was an einer andern schön ist, so sollen zuerst die allgemeinen Zeichnungs- oder Illuminations-Regeln voraufgehen, und darauf diejenigen folgen, welche besondern Gattungen eigen sind.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Freytag, den 7ten August 1778.

Schluß der Abhandlung von der Schönheit der Nelken.

A. Allgemeine Zeichnungs- oder Illuminations-Regeln.

Die erste: Je näher die Farben mit einander verwandt sind, desto angenehmer, sanfter und lieblicher ist die Blume. Diese Regel gilt nicht nur z. E. von zweyen Zeichnungsfarben eines Picott-Bizards, oder eines Bizards, sondern auch von der Zeichnungs- und Grundfarbe. So ist z. E. couleur de chair, oder sehr blaß rosenroth mit der weißen Grundfarbe am nächsten verwandt, und daher sind solche Blumen lieblich und sanft anzusehen. Von dieser Art ist die Rose la Reine, eine englische Doublette, schneeweiß mit couleur de chair, und die Imperatrice incomparable, ein englischer Bizard schneeweiß mit couleur de chair und mit der damit wieder verwandten Carmoisinfarbe. So ist ferner z. E. Purpur mit Violet nahe verwandt, wie an der Rose supreme. So ist hell oder blaßblau mit rosa näher verwandt, als gewöhnliches Violet, wie am Grand valeur, welcher daher sehr lieblich aussieht.

Die zweyte: Je weiter zwo Farben von einander abstehen, je abstechender, prahlender, prächtiger, und in die Augen fallender ist die Blume. Der Mahler nennt das Contrast, oder eine kühne Verbindung. Man findet sie mehr bey den Bizarden, als Picotten und Picott-Bizarden. Von dieser Art ist der Superindente, eine Picotte mit hagelweißem Boden, und dem dunkelsten Braun; Diademe d'Erford, eine holländische Picotte, im höchsten gelben Grunde das höchste brennende Roth; Lili, ein Engl. Bizard, schneeweißer Grund, mit Couleur de chair, und dem allerdunkelsten Violet; so auch Roi de Danemarc u. a. m. Am weitesten aber ist dieser Contrast getrieben in einer vom Herrn D. W. 1776 aus dem Saamen gezogenen Nelke, Chanoine genannt, welche in einem weißen Boden wirklich schwarze, und neben diesen hoch feuerfarbene Streifen hat.

Die dritte: Farben, so selten oder neu sind, sie mögen matt oder stark seyn, geben der Nelke

eine Schönheit. Diese Regel der Schönheit, von der Neuheit oder Seltenheit hergenommen, taugt zwar nicht viel. Aber so wie öfters im gemeinen Leben eine düstere matte Farbe, um der Neuheit willen, für eine schöne und allgemein beliebte angenommen wird, so geht es auch im Blumenreiche. Gelb und aschgrau, kupferfarb und gelb, sind zwo einander matt machende Farben. Da sie die Natur aber erst kürzlich mit einander verbunden hat, sie also etwas neues sind, das noch nicht jedermann hat: wer will es denn dem Blumisten verdenken, daß er darnach strebt? Zumal, da das Neue in der Natur selten ist. Wenn aber eine neue liebliche oder stark abstechende Farbenmischung im Blumenreiche hervorgebracht wird, (z. E. die obgedachte Chanoine, falls sie sich alle Jahre schwarz zeigen wird,) so ist die Schönheit so viel größer.

Die vierte: Alle diese verwandte, abstechende, neue Farben müssen aus Linien oder Strichen bestehen, welche Linien oder Striche die Illuminationen heißen. Punkte sind eine zu einfache mathematische Figur, als daß sie das Auge vergnügen könnten. Sie heben überdem die Reinheit der Grundfarbe auf, und punktirte Nelken scheinen von Fliegen beschmutzt zu seyn.

Die fünfte: Die Farbenlinien oder Striche müssen nicht zu kurz, sondern meist lang seyn. Die deutschen Picotten, oder Picotten gemeiner Zeichnung haben zwar, vermittelst ihres Begriffes, keine lange Striche; aber, wenn sie nur erträglich seyn sollen, müssen sie einige lange Striche von $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Zoll mit unter haben, wenn auch die andern nur halb so lang seyn sollten. Aber eben um dieser kurzen Zeichnung willen werden sie auch nicht sonderlich mehr geachtet, wofern sie nicht mit andern sonderbaren guten Eigenschaften versehen sind. Selbst in der Holländischen Picotte sieht man gern, wenn die mittelsten Striche, welche die keilförmige Zeichnung machen, fein lang bis ins Herz der Blume hinunter gestrichen sind. Doubletten und Bizarden werden durch kurze Streifen gar verunstaltet.

Die sechste: Die Farben- oder Zeichnungslinien müssen ordentlich neben einander stehen, das heißt, der Zwischenraum von einer Linie zu der andern muß sich **meistentheils** gleich groß oder weit verhalten; der Zwischenraum und die Linien müssen nicht allzuunordentlich unter einander vorkommen, daß z. E. die eine Hälfte des Blatts drey bis vier Linien oder Streifen, die andere Hälfte aber nur eine oder gar keine Linie oder Strich hätte. Die gleichere und ordentlichere Austheilung der Farbenlinien vergrößert die Schönheit einer Nelke. Bey Picotten und Picott-Bizarden fordert man diese Gleichförmigkeit und Ordnung mehr, als bey den Doubletten und Bizarden, bey denen man zufrieden ist, wenn nur die mehrsten Blätter gezeichnet sind, weil der Zeichnungs-

nungslinien wegen der Breite nicht viel seyn können. Man ist zufrieden, wenn nur die Streifen *neben einander*, und *nicht in einander* sind, als welches letztere gar nicht seyn soll. Freylich wären sie schöner, wenn ihre Zeichnungen immer in gleich weiter Entfernung von einander abstünden. Aber man kann der Natur keine Gesetze vorschreiben.

Die siebende: Die Linien oder Striche müssen *scharf abgesetzt* oder *scharf gestrichen* seyn. Das heißt: 1) der Strich muß oben am Rande des Blatts etwas breit anfangen, und am Ende gegen das Herz der Blume zu, immer schmäler, dünner oder schwächer werden. 2) Die Linie soll ohne Seitenflecken gerade fortlaufen, soll sich nicht etwa, wie eine Linie auf Löschpapier gezogen, in die angränzende weiße Grundfarbe ziehen, oder als geflossen aussehen. Picotten und Picott-Bizarden verfallen nicht leicht in diesen Fehler, aber Doubletten und Bizarden öfters.

Die achte: Die Zeichnung oder Linien sollen *auf allen* Blättern der Blume seyn. Nelken, so drey bis vier Blätter ohne Zeichnung haben, taugen nicht; alle Blätter müssen Zeichnung haben. Bey zart gestrichenen fordert man sogar, daß ein Blatt, wie das andere, gleich viele und gleich starke Zeichnung haben solle. Bey Doubletten aber und Bizarden ist man zufrieden, wenn nur alle Blätter Zeichnung haben.

B. Besondere Schönheitsregeln der besondern Gattungen der Nelken.

Picotten gemeiner Zeichnung sollen wie überhaupt alle Picotten 1) **zarte nur haarstarke, wenigstens nicht sehr viel stärkere Zeichnung haben.** Je zärter die Linien sind, desto schöner, und wenn sie alle von einerley Zartheit sind, so schätzt man sie um so höher. Ein oder zwey mit unterlaufende stärkere Striche sind zu dulden, wenn sie sich mitten im Blatte befinden, weil dadurch das Blatt gleichsam in zwey Hälften getheilt wird. Viele holländische Picotten thun das, und vielleicht sollte ihnen dies nicht als Fehler, sondern als Verdienst angeschrieben werden. 2) **Sie müssen nicht wenige, sondern viele, und zwar nicht zu kurze Linien oder Strichlein haben.** Wenn sie auf jedem Blatte nur zwey, drey, und noch dazu ganz kurze Strichlein haben, werfe man sie weg, es wäre denn, daß sie anderweite sonderbare vorzügliche Schönheiten oder Seltenheiten hätten. Man sieht es auch gern, wenn ihre Linien meist oben am Rande des Blatts und nicht erst in der Mitte anfangen.

Picotten holländischer Zeichnung müssen 1) **die pyramidalische oder spitzwinklichte Zeichnung oder Figur in der Mitte des Blattes in haardicken Linien als Illumination haben.** Die Spitze der Pyramide kommt ins Herz der Blume, die Basis aber auf

dem Rande des Blattes zu stehen. Schön wäre es, wenn gerade mitten in der pyramidalischen Figur der stärkste Strich wäre, und zu beyden Seiten die schwächern oder kürzern. Auf diese Weise wäre die Pyramide in zwey gleiche Theile abgetheilt. Aber die wenigsten formiren diesen spitzigen Winkel so, sondern bey vielen laufen die zwey äußersten Linien in einen spizzigen Winkel zusammen, und der Mittelraum derselben ist mit vielen gleich langen oder kürzern Linien gleichsam ausgefüllt; bey andern laufen zwey oder drey kurze Strichlein der Länge nach über einander in der Mitte des Blattes oder doch knapp daran herunter bis in das Herz der Blume, und die andern stehen darneben immer kürzer. Sie formiren doch aber allemal einen spitzigen Winkel. Und um dieser Form willen ist die holländische Picotte die allervollkommenste Nelke. Sie und ihre Schwester, die holländische Picott-Bizarde, sind unter allen Nelkengattungen allein figürlich gezeichnet. 2) **Die Linien dieses Winkels oder Pyramide müssen gleichen Abstand von einander (verhältnißmäßig) haben.** 3) **Außer den Linien, so den Winkel der Pyramide ausmachen, sollen keine lange oder tief ins Blatt herunterlaufende Linien mehr da seyn.** 4) **Alle Blätter sollen diese Zeichnung haben.** Und dann kann man einer Nelke andere kleine Fehler vergeben. Vollkommen sind in diesem Stücke Cerinthe, la Magnifique, la flamme, brun aimable &c.

Picotten römischer Zeichnung müssen 1) außer den Linien 2) alles das haben, was die holländischen Picotten haben, so den spitzigen Winkel oder Pyramide ausmacht, und 3) zu beyden Seiten gerade auslaufende lange Linien oder zarte Striche. Je mehr, je besser, nur, daß die Illuminationsfarbe die Grundfarbe nicht gar verschlucke. Eine vorzügliche Nelke von dieser Art ist Reine de Naples.

Picott-Bizarden 1) gemeine Zeichnung. Von dieser gelten alle besondere Regeln der gemeinen Picotten. Außerdem aber müssen sie a) **zwey Illuminationsfarben haben,** und b) **diese fein fleißig wechselsweise aufgetragen.** 2) **Holländischer Zeichnung.** Von dieser gilt eben das, was bey den holländischen Picotten gesagt ist; außerdem aber müssen sie a) **zwey Illuminationsfarben haben,** und b) **beyde so viel möglich auf alle Blätter gut aufgetragen.** 3) **Römischer Zeichnung,** alles, wie bey den vorhergehenden. Nur zur Seite der pyramidalischen Zeichnung muß sie **noch lange geradelaufende Linien** haben. Palais de Salomon und Antoine sind Muster von dieser Zeichnung.

Gleichwie Picotten und Picott-Bizarden die regelmäßigste Zeichnung haben, so sind sie auch die standhaftesten und verlaufen sich nicht so leicht, als die viel und stark gestreiften.

Dru-

Doubletten. 1) **Jedes Blatt muß eine breite, lange, bis ins Herz streichende Zeichnung haben.** Wenn sie viele ungezeichnete Blätter, oder ganz kurze, oder zarte Streifen haben, sind sie fehlerhaft. 2) **Auf allen Blättern muß sich die reine Grundfarbe zeigen.** Haben sie ganze Blätter voller Zeichnungsfarbe, oder auch solche halbe Blätter, so sind sie fehlerhaft. 3) **Je mehr eine Doublette Zeichnung hat, desto schöner schätzen sie einige,** aber desto eher verläuft sie sich. Das Mittel ist das beste, nur nicht zu wenig Zeichnung.

Bizarden. 1) **Gemeine Bizarden.** a) **Jedes Blatt muß Zeichnung** und zwar, weil diese Gattung nicht so breite bandförmige Streifen wie die englische Bizarde hat, **viele Zeichnung haben**, billig beyde Farben auf jedem Blatt; unterdessen ist eine Bizarde schon schön, wenn nur alle Blätter gezeichnet sind. b) **Je mehr und öfter diese Farben auf jedes Blatt aufgestrichen erscheinen, desto schöner sind solche Blumen.** Inzwischen verlaufen sie sich dagegen auch gern, wenigstens einige Stücke, daher man ihrer mehrere einsetzen muß. c) **Je tiefer die Streifen des Bizards ins Herz der Blume laufen, desto schöner ist sie.** d) **Die Striche müssen seitwärts scharf abgesetzt seyn,** das heißt, sich nicht ins Matte verlieren, nicht geflossen seyn. Denn nur bey dem Feuerfax gilt Tuscharbeit, und bey den Aurikeln. 2) **Englische Bizarden,** d. i. mit breiter bandförmiger Zeichnung. Hier gelten alle bey der gemeinen Bizarde angeführte Regeln, und die dritte ist hier noch strenger zu nehmen. Je größer aber die Vielheit ihrer langen Streifen ist, desto leichter verlaufen sie auch.

Famösen, wenn sie einfärbig sind, nehmen ihre Schönheitsregeln bloß aus dem Bau und Seltenheit der Farbe her. Wenn sie keine seltene Farbe haben, werden sie nicht geschätzt. Die **Bizardfamösen** werden nach den Regeln der Schönheit eines Bizards beurtheilt, sind aber wegen ihrer Wandelbarkeit nicht hoch zu schätzen. Dies Jahr sind sie z. E. wie der schönste Bizard in weißem Boden gestreift, ein ander Jahr sind Mutter und Töchter völlig einfärbig.

Feuerfaxe. Ihre Schönheit beruht a) **im Bau.** Was aber b) **die Farbe** betrifft, beruht sie darin, daß ihre Flamme von innen heraus recht feurig und brennend ist. Im Mittelpunkt muß eine helle Farbe seyn, welche, gegen das Ende des Blattes zu, immer mehr und zwar so unmerklich, wie der Regenbogen, in eine andere dunklere Farbe läuft. Man duldet von ihnen nur die, welche seltene, oder ungewöhnliche Farben haben, z. E. gelb und aschgrau, oder wo gelb, kupferfarb und aschgrau nach einander ausgetuschet sind, oder wo noch einzelne Bizardstriche angebracht sind, wie z. E. der zuvor gedachte Hecla, gelb und kupferfarb mit einzelnen

Purpurstrichlein, dergleichen man Bizard-Zetterfaxe nennen möchte, die aber noch sehr selten sind.

Hier sind nun alle Regeln der möglichen Schönheit einer Nelke. Examiniren Sie nun, meine Herren Blumisten! ihre Nelken nach diesen Schönheitsregeln. Aber Sie würden barbarisch seyn, wenn sie die alle wegwerfen wollten, denen eine oder zwey dieser Regeln fehlen. Nein, das sind weiße Schwalben gleichsam, die dieses Examen durch immer Ja sagen. Sie müssen nur nicht öfter Nein sagen, oder nicht in Hauptstücken. Es giebt kleine Fehler, die durch anderweitige vorzügliche Schönheiten gleichsam verdunkelt, oder erträglich gemacht werden, gleichwie 20,000 Thaler einen Buckel oder blindes Auge bey einer Braut zudecken. Diese müssen Sie dulden, bis sie ganz vollkommene in gleicher Farbe und Zeichnung mit der Zeit an ihre Stelle erhalten. Doch rathe ich auch, keine mit großen Fehlern in ihrer Flor zu dulden. Es ist solches Schande für unsere erleuchtete Zeiten. Mit einer schlechten oder mittelmäßigen Blume hat man eben die Mühe und Kosten, als bey einer guten regelmäßigen. Der Weg zu mehr regelmäßigen guten Blumen zu gelangen, ist heut zu Tage nicht mehr so schwer, als vor zehn oder zwanzig Jahren, wo keiner was hergeben wollte.

Beschreibung einer recht vollkommen schönen holländischen Picott-Bizarde. An dieser muß sich finden 1) Zirkelrundung im Liegen, 2) geschnittenes oder stumpfes weit vom Mittelpunkte sich wegwerfendes Blatt, 3) Größe, wie eine Rose wenigstens wie ein Speciesthaler, 4) lange Hülse, die die großen weit vom Mittelpunkte abstehenden Blätter eben gibt, 5) ohne zu platzen, 6) Rosenbau, 7) lange Saamenhörnchen, 8) recht weißer, (oder recht gelber,) 9) reiner, und unbesprengter Boden, oder Grundfarbe, 10) rosenrothe und carmoisin, (oder andere nahe verwandte,) 11) holländische, 12) haardicke, 13) scharf gestrichene, 14) auf allen Blättern gleich stehende Zeichnung. Eine solche Picott-Bizarde wäre die höchst vollkommenste und schönste Bizarde. Wenn ihr aber auch gleich Nr. 2, 4, 5, 6, 7, 10 und 14 fehlen sollten, so bleibt sie dem ohngeachtet schön. Wenn ihr aber Nr. 1, 3, 8, 9 und 11 fehlte, so würde sie verwerflich seyn.

Beschreibung einer recht vollkommen schönen englischen Bizarde. An dieser muß man finden 1) Zirkelrundung, 2) geschnitten, stumpfes Blatt, 3) Größe einer Rose, wenigstens Speciesthalers, 4) lange Hülse, 5) ohne Platzen, 6) Rosenbau, 7) lange Saamenhörnchen, 8) recht weißer, (oder recht gelber,) 9) reiner unbesprengter Boden, oder Grundfarbe, 10) schwarz und hochrothe, oder andere nahe verwandte, oder abstechende, 11) breite, 12) viele, 13) scharf abgesetzte, 14) auf allen Blättern stehende, 15) und bis ins Herz hineinlaufende Streifen oder

Illu-

Illumination. Wenn ihr auch Nr. 2, 4, 5, 6, 7, 10, 12, 14 fehlt, bleibt sie doch schön, wenn sie nur in den dasenenden Schönheiten excelliret. Wenn ihr aber Nr. 1, 3, 8 und 9 fehlt, so ist sie verwerflich.

Auf eine gleiche Art kann man die Schönheit der übrigen Nelkengattungen mit Zuziehung der allgemeinen und besondern Schönheitsregeln beurtheilen, und seine Nelken darnach examiniren. Nur sey man in diesem Examen nicht zu strenge, aber auch noch weniger gar zu gelinde.

Erfahrung von einer großen Menge Mäuse und dem von denselben verursachten Schaden.

Der Landmann in hiesiger Gegend klagt anjetzo gar sehr über die Menge der Mäuse, und über den Schaden welchen sie seinem Getreide zufügen. Wie gegründet diese Klage sey, davon wird der nachfolgende Vorfall einen Beweis abgeben können. Der Kaufmann von R. in O. der zugleich den Ackerbau treibt, ließ im Februar d. J. einen sogenannten Hümpel (Fiehme) Bohnen von 36 Diemen oder 3600 Garben abdröschen, und er erhielt, statt 72 Himten, die bey dem schlechtesten Ertrage hätten erfolgen müssen, überall nur 4½ Himten neue Braunschweigische Maaße. Man bemerkte beym Eintragen der Bohnen den beträchtlichen Mäusefraß, wurde dahero auf die schädlichen Thiere selbst aufmerksam, machte solche Anstalt, daß der größeste Theil gefangen wurde, und erhielt bey der letzten Lage Bohnen in einem Umkreise von ohngefähr 54 Fuß eine Menge die man nie vermuthen mögen. Beym Zählen fanden sich 1027 Stück Mäuse und 7 Stück Ratzen, und man freuete sich, diese Brut zerstöhrt zu haben. Macht man hieraus einen Schluß auf das Ganze, welch eine erstaunende Menge muß dann in hiesiger Gegend vorhanden, und wie groß der Schade seyn, so dem Landmann daraus zuwächst! Welch eine unzählige Menge hätte nicht aus dieser Anzahl, wenn sie am Leben geblieben, noch entstehen können? Die Mäuse an sich sind von verschiedener Art und Gattung. Man findet sogar schneeweiße, ich selbst hatte eine dieser letztern an einer Kette, sie ist mir aber durch einen Unfall ums Leben gekommen.

Cadenberg. G. L. B.

Anekdote von Robert dem Normann. *)

Folgende besondere Anekdote mag zum Beweise und Beleuchtung des Geistes, Artigkeit und Edelmüthigkeit der Normänner dienen. Als Robert, Herzog von der Normandie, Vater Wilhelms des Eroberers, auf seinem Wege nach dem heiligen Land zu Constantinopel war, lebte er in sehr großer Pracht, und wurde sehr gerühmt wegen seines Verstandes, Leutseligkeit, Freundlichkeit und anderer Tugenden. Von diesen Normännern wurden viele merkwürdige Beyspiele dem Kaiser erzählt, welcher beschloß sich von der Wirklichkeit derselben zu überzeugen. In diesem Gedanken lud er den Herzog und alle seine Großen zu einem Fest in dem großen Saal des kaiserlichen Pallasts ein, er sorgte aber dafür, daß alle Tafeln und Sitze mit Gästen, vor der Ankunft der Normänner angefüllt waren, und befahl ihnen sich nicht um dieselbe zu bekümmern. Als der Herzog, begleitet von seinen Edlen in ihrem reichsten Anzug, in den Saal kam, sah er, daß alle Sitze von Gästen schon besetzt waren, und daß keiner so höflich war ihm eine Bequemlichkeit anzubieten, er gieng darauf ohne den geringsten Schein von Verwunderung oder Verlegenheit zu einem leeren Raum am einen Ende des Saals, zog seinen Mantel aus, wikkelte ihn sehr sorgfältig zusammen, legte ihn auf den Boden und setzte sich darauf, worin ihm sein Gefolge nachfolgte. In dieser Stellung aßen sie mit dem Anschein einer vollkommnen Zufriedenheit über ihre Bewirthung. Als das Fest geendigt war, stünd der Herzog und seine Edeln auf, nahmen von der Gesellschaft auf die anständigste Weise Abschied und giengen aus dem Saal, indem sie ihre Mäntel zurück ließen, welche von großem Werth waren. Der Kaiser bewunderte ihr ganzes Betragen, und sandte einen von seinen Hofleuten den Herzog und sein Gefolge zu nöthigen ihre Kleider anzuziehen: „Geh, sprach der Herzog, und berichte Deinem Herrn, es sey nicht die Gewohnheit der Normänner die Sitze mit sich zu nehmen, die sie bey einem Gastmahl gebraucht haben.„

*) Aus dem Universal Magazine for August 1777.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Montag, den 10ten August 1778.

Nachricht von der Versammlung der Königl. und Churf. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle, im Winter und Frühjahr 1778.

Den 16ten Januar wurde im engern Ausschuß zuerst die zweyjährige landwirthschaftliche Rechnung von 1776 und 1777 nachgesehen und quitiret.

Hiernächst wurde an Prämien wegen bebaueter wüster Höfe und zwar

a) auf des Herrn Amtsvogt Marwedels Bericht den dreyen Hauswirthen, Heinrich Bartels, Johann Jürgen Alms und Cord Schmidt, welche mit Königl. Churfürstl. Cammer Ratification den seit länger, als 100 Jahren, wüsten herrschaftlichen Vollhof, der Paschen Hof genannt, zu Bonstorf im Amte Herrmannsburg unter sich getheilt, und in drey kleinen Höfen wiederum an die Reihe zu bringen übernommen, die größere Prämie von Einhundert und funfzig Thalern: Ferner

b) auf des Königl. Amts Lüchow Bericht, dem Gränzvogt Vogeler, weil er den seit langer Zeit ganz wüsten und von Gebäuden entblößten Thielenschen herrschaftlichen ¼ Hof zu Lübbau in Cultur genommen und wieder an die Reihe gebracht, eine gleiche Prämie von Einhundert und funfzig Thalern, auch

c) auf des Hrn. Amtmanns Scharf zu Dannenberg Vorschreiben, an Johann Christian Schulze, wegen übernommener Cultur und Wiederherstellung des schon von 1681 her ganz wüste gelegenen herrschaftlichen Vollhofes eben solche Prämie von Einhundert und funfzig Thalern, imgleichen

d) dem Ernst Heinrich Schulzen, wegen übernommener Cultur des seit 1775 wirthlos gewordenen, aber noch mit Gebäuden versehenen adelich Wense-Holdenstädtschen Gutsherrlichen, sonst genannten Knopfschen Hofes zu Drohe, im Amte Bodenteich, die kleinere Prämie von Fünf und siebenzig Thalern; wie auch

e) auf des Herrn Amtmanns Albrecht zu Knesebeck Empfehlung an Johann Christian Sultmann, wegen Wiederherstellung des, Schulden halber seit 1772 wirthlos und wüste gewordenen Wilhelm Schulzenschen

zenschen herrschaftlichen Hofes die zweyte Prämie von Fünf und siebenzig Thalern zugebilliget.

Dem Herrn Esquadron-Chirurgus Brüning zu Isenbüttel, wurden zur Bezeugung der Societät Zufriedenheit mit seinen Bemühungen wegen der auf Kosten der Gesellschaft beym erkrankten Hornvieh gemachten Versuche, zwo silberne Medaillen ausgesetzt.

Hierauf wurde die Nachricht vom guten Wachsthum der Baumwollenspinnerey im hiesigen Waisenhause mit Vergnügen eingenommen, auch unter dem Wunsch fernerer Vervollkommnung zur Ermunterung der jungen Spinner und Spinnerinnen, eine kleine Geld-Prämie zur Vertheilung ausgeworfen.

Demnächst ward des Johann Christoph Niemanns Nachricht von seinem im Westzeller Felde versuchten Tabacksbau, des Hrn. Lange Anzeige eines aus gelben Wurzeln verfertigten Syrups, des Hrn. Leo zu Leimburg an der Lahn Tractat von Abschaffung der Brache, ferner eine von einem Ungenannten eingeschickte Abhandlung von Nutzung der Eichel- und Buchmast, wie auch des Herrn Salz-Factors Strube zu Gandersheim Anweisung zur Bienenzucht verlesen und beurtheilt, und beyde letzterwähnte nutzbare Abhandlungen einer öffentlichen Bekanntmachung durch den Abdruck in der nächsten Fortsezzung der landwirthschaftlichen Nachrichten werth geachtet, und dem Herrn Salz-Factor zugleich eine silberne Medaille ausgesetzt.

Des Herrn Cammerraths Zabel zu Wallrabenstein Abhandlung von der Vertilgung der Wucherblumen, erregte den Wunsch bewährter Nutz-Anwendung, und vorzüglich empfahl sich des Herrn Plate zu Wischhafen im Lande Kehdingen mitgetheilte Beschreibung der Bestellungsart der Gerste, nebst einer Anweisung, wie sie im Fürstenthum Lüneburg nachzuahmen seyn würde.

Der Seifenfabricant Herr Herzer in Zelle, machte der Societät eine Art brauner Seife als seine neue Erfindung bekannt, insonderheit aber wurden mit Wohlgefallen des hiesigen Herrn Kaufmanns Habich eingelieferte Proben gezwirnter und gefärbter Leinwande zu Mannskleidern, wie auch gefärbten leinen Bandes und Schnüren beurtheilt, und die patriotische Betriebsamkeit des Herrn Habichs einer öffentlichen Empfehlung werth geschätzt.

Zum Beschluß wurden der Herr Cammerer von Behr zur Hoya, und der Herr Oberforstmeister von Stralenheim zu Nordheim zu Societätsmitgliedern aufgenommen, wornächst sich die ordentliche Gesellschaft versammelte.

In derselben ward Eines und das Andere, was kurz zuvor im engern Ausschuß vorgekommen war, wiederholt, demnächst eine von dem Herrn Kaufmann Willich in Zelle eingesandte Probe seiner eigenen Erfindung eines

eines von einem einländischen, weder den Getreide- noch Obstarten beyzuzählenden Gewächses, welches in hiesiger Gegend häufig anzutreffen, fabricirten rothen Weins und Arracks beurtheilt, auch schmackhaft und gut befunden.

Der übrige Theil der Zeit ward auf Vorlesung derer bereits eingegangenen Beantwortungen der vorigjährigen Preisaufgaben vom Kaffee verwendet, und hiemit in der Frühjahrs-Versammlung des engern Ausschusses am 1ten und 8ten May dieses Jahrs fortgefahren.

Ueber die in der Frühjahrs-Versammlung 1777 (S. das 55. Stück des Hannov. Magazins vor. Jahrs) ausgesetzte Preisaufgabe vom Kaffee waren überhaupt zehen verschiedene Beantwortungen eingegangen, unter welchen die mit der Devise:

Accidit in puncto,
Quod non speratur in anno:

den ersten Preis von Funfzig Thalern, und eine andere mit der Devise:

— Me pascunt olivæ,
Me cichorea levesque malvæ.
Frui paratis & valido mihi
Latoë dones —

den zweyten Preis der Fünf und zwanzig Thaler erhielte, deren erstere den Herrn Registrator **Anton Dies** in Hannover, die andere aber den Hrn. Secretär **Kraut** in Lüneburg zu Verfassern haben.

Beyderseitige Abhandlungen wurden des öffentlichen Abdrucks unter den nächsten landwirthschaftlichen Nachrichten werth befunden, und hiezu auch noch eine dritte unter der Devise:

Hæ nugæ seria ducunt in mala:

unter vorausgesetzter Genehmigung des zur Zeit noch unbekannten Hrn. Verfassers bestimmt.

Die zwote vorigjährige Preisaufgabe, welche die Mittel der Verbesserung des Bauernstandes zum Augenmerk hat, hatte überhaupt nur vier Beantwortungen gefunden, worunter nur eine einzige unter der Devise:

Salus publica vota mea

merkwürdig, und des ersten Preises von Funfzig Thalern, wie auch des öffentlichen Abdruckes in den nächsten landwirthschaftlichen Nachrichten werth befunden ward.

Der Herr Amtmann **Brandes** in Harburg, wurde aus dem entsiegelten Billet als der Verfasser derselben bekannt.

Diesemnächst wurde des Hrn. Syndicus Dr. **Oldekops** Nachricht von dem Anfange und erwünschten Fortgange des neuen Armen-Instituts der Stadt Lüneburg und in solcher Absicht eingerichteten Wollenspinnerey mit wahrem Vergnügen erwogen, der Herr Syndicus selbst wegen seines thätigen Eifers für die Aufnahme und Fortdauer dieses heilsamen und nützlichen Instituts zum Mitglied der landwirthschaftlichen Societät aufgenommen, und ihm zugleich auch zwo silberne Medaillen erster Größe zugebilligt, daneben aber zur Vertheilung unter die besten Spinner eine Prämie von Funfzig Thalern Cassengeldes ausgesetzt.

Es verdient dieses Unternehmen bekannter gemacht zu werden.

Ihro Excellenz der Herr Geheime Rath und Staatsminister von Bremer haben sie zuerst veranlaßt, indem Sie dem löblichen Magistrat zu Lüneburg aufgegeben, es zu versuchen, ob man nicht die Armen zu Lüneburg dahin bewegen könnte Wolle zu spinnen. Der Magistrat trug die Direction davon dem zweyten Syndicus dem Hrn. Doctor **Oldekop** auf, und unter dessen Aufsicht wurden aus öffentlichen Cassen die Wolle, Spinnräder und übrige nöthige Instrumente angeschafft, die Wolle durch Kunstverständige zubereitet und eine Spinnmeisterinn angenommen. Die Armuth weigerte sich, diese Arbeit zu lernen, weil selbige für Zuchthäuser gehörte. Man mußte einigen Zwang gebrauchen. Alles Betteln auf den Gassen wurde mit Nachdruck abgestellt und gedroht die Allmosen, welche aus der Armencasse gereicht werden, einzuziehen, wenn man sich nicht bequemen wollte Wolle zu spinnen. Einige, besonders Kinder lernten selbiges zuerst, und kamen sehr bald so weit, daß sie ein gutes Lohn verdienten. Dieses reizte andere, sich auch an diese Arbeit zu geben. Die Anzahl derselben stieg in fünf Monaten, nemlich vom November 1777 bis zum März 1778 von neun Personen auf Ein Hundert und neune. Diese haben bereitet und gesponnen 2189¾ Pfund hiesiger Landes Wolle, und an Arbeitslohn erhalten 296 Thaler 21 ggr. 7 pf. Es ist auch große Hoffnung vorhanden, daß dieses Unternehmen einen guten Fortgang haben werde. Das Garn übernimmt die Fabrik zu Hameln und webet daraus schickliche Zeuge.

Eine von einem Ungenannten eingesandte Probe Wolle von Diesteln wurde, weil ihr die Festigkeit fehlt, unnutzbar befunden. Hingegen auf des Hrn. Amtschreibers *Jacobi* zu Harburg Bericht, dem Hrn. Amtsvogt Cumme zu Hopen, wegen seines rühmlichen Fleißes in Beförderung des Flachsbaues eine silberne Medaille erster Größe, und behuf nochmaliger unentgeldlicher Vertheilung zur Aussaat in den Geestvogteyen des Amts Harburg abermals vier Tonnen Rigaischen Leinsaamens verwilliget.

Hiernächst wurde dem Hauswirth *Hans Hinrich Rathmann*, wegen übernommener Cultur und Wiederherstellung des seit vielen Jahren wüsten und sowohl von Gebäuden als Wirthe ganz entblößten vormals Dyzmannschen gutsherrlichen Hofes zu Klinten, Amts Bodenteich, die größere Prämie von Einhundert und funfzig Thalern, ferner dem *Hans Hinrich Piper* zu Baven, im Amte Herrmannsburg, wegen übernommener Wiederherstellung eines zwar wirthlosen aber noch mit Gebäuden besetzten herrschaftlichen Hofes die zwote Prämie von Fünf und siebenzig Thalern, und zuletzt dem *Jacob Fischer* zu Elbenau, im Amte Gifhorn, wegen seines mit gutem Erfolg unternommenen neuen Anbaues in dürrer Heide ein Geschenk von Dreyßig Thalern Cassengeldes zur

Bey-

Beyhülfe und fernern Ermunterung verwilliget. Zum Beschluß wurde noch festgesetzt:

daß die ersten drey, welche von Ostern 1778 bis dahin 1779 ganz verwüstete und auch von Gebäuden ganz entblößte Höfe annehmen, bebauen und an die Reihe bringen würden, ein Jeder Hundert und funfzig Thaler Cassengeldes zur Belohnung haben solle.

Es muß aber, gleichwie vormals schon bedungen worden, ein Jeder von solchen neuen Anbauern von der Obrigkeit des Orts, unter welcher der wüste Hof liegt, ein Zeugniß beybringen, daß er den Ackerbau und Landhaushalt verstehe, arbeitsam, ordentlich und sparsam sey, und auch so viel eigenes Vermögen habe, daß er mit Hülfe obiger Prämie im Stande sey, einen solchen wüsten Hof wieder herzustellen.

Der französische Herr Major **Trey des Landes** (Verfasser des Socrate rustique,) wurde zum Mitgliede der Societät aufgenommen, die größere Versammlung aber, wegen eingetretener Hindernisse für das mal ausgesetzt.

Das bethörte Volk.

Eine morgenländische Erzählung. *)

In einer Insel im indischen Meere, lebte ein Volk, an dem die Natur alle Gaben, welche Menschen glücklich machen können, verschwendet hatte. Die Männer waren stark und wohl gemacht, die Weiber schön und sittsam. Beyde Geschlechte besaßen einen feurigen Wiz, lebhafte Einbildungskraft und ein nicht geringes Maaß von gutem Menschenverstande. Ihr Land war ein irrdisches Paradies. – Keine giftige, keine reißende Thiere hatten jemals diesen reizenden Aufenthalt beunruhiget. Aber der arbeitsame Ochse, das nicht zu ermüdende Kameel, der lenksame Elephant, das edle Pferd, das friedfertige Schaaf, der treue Hund, mit allen springenden Heerden von Hirschen, Thieren und Hirschkälbern, gehorchten demüthig dem herrschenden Geschlechte, in welchem die Vernunft den Vorzug hatte sich durch die Werkzeuge der Sprache auszudrücken. Auf der einen Seite wurden die Ohren durch die Musik des melodiereichen geselligen Vogels entzückt, wenn auf der andern der scherzende dreist gewordene Fisch in schlängelndē Bächen fortschleichend, die Augen belustigte.

Aber Stolz, der Vorläufer von tausend Uebeln, bethörte dieses Volk. Sie fiengen an, sich als die einzigen Bewohner des Erdbodens, welche der Vorsorge des Himmels werth wären, zu betrachten. Die Geschenke der Natur schienen ihnen ein Tribut zu seyn, wozu ihre Würde berechtiget sey. Und wie sie in diesem Taumel ihre Augen mit Verachtung rund um sich her warfen, bildeten sie sich ein, daß die Thiere, welche ihre Voraltern als Freunde behandelt hatten,

*) The Universal Magazine for Decemb. 1777.

ten, für sie zu Sklaven geboren wären, und als solche tractiret werden müßten.

Der Sporn ward erfunden das Pferd anzustrengen, der Stachel den Ochsen zu treiben, und Geißel und Ketten, um rund umher Züchtigungen austheilen zu können. Wenn das beste und schnelleste Pferd wegen Müdigkeit sein Ziel nicht erreichen konnte, oder zufälliger Weise anstieß, so wurden seine Seiten durch das grausame Eisen zerfleischt, und der arme Ochse durfte unter der Last seines Joches nicht mehr Odem holen, wenn er sein Fell nicht von dem scharfen Stachel durchbohrt sehen wollte, der wachsame Hund wurde oft von eben der Thürschwelle weggeschlagen die er zu bewahren pflegte, und wo das fromme Schaf aus Unvorsichtigkeit nur ein wenig von der Heerde abgestreifet war, mußte es ächzend unter den unbarmherzigen Streichen des Schäferstocks zurückkehren.

Dies ungerechte Volk hielt weder Maaß noch Ziel bey der Ausübung der despotischen Gewalt deren es sich angemaßt hatte. Es fand in nichts einen größern und edlern Zeitvertreib, als wenn es diese Geschöpfe, die es zu beschützen verbunden war, quälen konnte. Es jagte die schüchternen Kinder der Wälder die seine Vorfahren gesellig gemacht hatten, wieder in die Gehölze und zwang sie von neuen ein wildes Leben zu führen, bloß, damit es das barbarische Vergnügen haben möchte sie zu jagen und ihren Frieden zu stören.

Es stellte wider die Bewohner der Lüfte Netze auf, und fand mehr Ergötzen daran, wenn es selbige sich vergeblich bearbeiten sah durch ihr unnatürlich Gefängniß zu brechen, als ihm der ganze Reiz ihrer süßen Melodie gewähren konnte a).

Es bewunderte die Hurtigkeit der Fische nicht mehr. Sie in den Netzen schlagen oder auf dem Sande in letzten Zügen zu sehen, war ein unendlich angenehmeres Schauspiel für ihre Augen, oder vielmehr für ihre Eitelkeit. Denn sie suchten eine Ehre in der Kunst alle Thiere in allen Elementen quälen zu können.

Das Geschrey der unschuldig Leidenden forderte endlich die göttliche Rache auf. Ein himmlischer Bote wurde an einen weisen Mann abgesandt, mit dem Befehl, daß derselbe seine bethörten Landsleute bedeuten sollte, entweder den sanften und frommen Thieren mit der Leutseligkeit zu begegnen, welche alle Wesen einander schuldig sind, oder zu gewärtigen, daß sie innerhalb fünf Tagen ihrer Gesellschaft und ihrer Dienste beraubt seyn sollten. Der weise Mann überbrachte diese entscheidende Bothschaft und ließ seine Landsleute in einem Erstaunen, welches sie hinderte ihrem Zorne Luft zu machen. Endlich trat Cabul

a) Das ließ sich alles nicht entschuldigen. Aber recht war es, daß die Menschen auf einer andern Insel, nachdem sie die Thiere groß gefüttert und vor den Zähnen der Raubthiere mit Gefahr ihres Lebens geschützt hatten, das stätig gewordene Pferd spornten, weil es sich nicht mehr vom Stalle abreiten lassen wollte, daß sie dem Ochsen der sich weigerte den Pflug zu ziehen, den Stachel fühlen ließen und daß sie ihre Hunde auf die Schafe hezten, weil sie ihre Wolle nicht mehr hergeben wollten.

bul auf, dessen gewaltthätige Gemüthsart ihm schon längst ein Uebergewicht in ihren Versammlungen verschafft hatte, und sprach: Sollen wir einiger Unbequemlichkeiten halber die Würde unsrer Natur aufgeben? da wir uns durch Klugheit doch leicht aus dem Handel ziehen können? Keinesweges! laßt vielmehr alle diese so sehr gepriesene Thiere immerhin aus ihren Elementen verschwinden! – Das schwindliche Volk war leicht verführt. Einige forderten das ihnen angedrohete Schicksal heraus, und andere verlangten aus bloßer Neugier darnach. Plötzlich ward der Himmel mit einer undurchdringlichen Finsterniß überzogen. Aber, welche Bestürzung erfolgte nicht hierauf, als sie bey der Wiederkehr des Lichts einander der prächtigen Kleider und Kopfputze beraubt sahen und barfuß und meist nackend waren. Sie wurden durch diesen Unfall um so mehr gerührt, je weniger sie befürchtet hatten daß solcher in den Drohungen des weisen Mannes enthalten sey. Besonders führten einige Schönen bittere Klagen über den Verlust der Zierrathen, wovon sie sich um ihre Schönheit noch mehr zu erheben, einen reichen Vorrath angeschafft hatten. Denn wenn sie in den Verlust desselben gewilligt hatten, so waren sie weit entfernt gewesen zu glauben, daß solcher sogleich erfolgen würde. Sie hatten diesen Eitelkeiten mehr für ihre Töchter als für sich selbst entsagt.

Dem sey indessen wie ihm wolle, so verschwand mit den Thieren alles, was selbigen jemals zugehört hatte. Es gab weder Seide, noch Wolle, noch Häute, noch Federn, noch Perlen mehr, und alles was von Muschelschaalen, Elfenbein, Horn, und was sonst zum Luxus gehört, gemacht war, war fort. Mit einem Wort, sie verloren auf einmal nicht allein die Hülfe, sondern auch die Schätze und Bequemlichkeiten, die sie von diesen unschuldigen so hastig aufgegebenen Geschöpfen entweder als Gaben oder Erbstücke empfangen hatten.

Als sie ein mit Wuth vermischtes Geschrey der Verzweiflung ausstießen, töneten ihre Worte nicht anders, als ob sie durch einen unermeßlichen leeren Raum giengen, und ihre Ohren gelleten von einem fürchterlichen Echo derselben. Denn das ununterbrochene, obgleich nicht bemerkte Geräusch aller dieser Wesen, die die vier Elemente bewohnen und dem Auge theils sichtbar, theils unsichtbar sind, modificirte die Wirkung der menschlichen Stimme nicht mehr, und alle Harmonie war aufgehoben.

Nachdem die erste Bestürzung und Verwirrung sich ein wenig gelegt hatten und sie sahen, daß sie sich ihrem Schicksal schlechterdings unterwerfen mußten, wurden sie auf den Trost, den der verstockte Cabul ihnen zu ertheilen bemüht war, aufmerksam.

Werft eure Augen, sprach er, auf diese gelben Garben, die sich unter ihrer kostbaren Last beugen. Diese sind eine hinreichende Belohnung für den Fleiß des Menschen, der allein das Korn zu einer angenehmen und gesunden Speise, bey der er vor allem Mangel sicher ist, be=

bereiten kann. Schauet auf jene Trauben, die uns einen leckern Saft versprechen, auf jene wohlriechende Oelbäume, jene auserlesene Früchte und heilsame Pflanzen, und bedauert wenn ihr könnt, das Geschmacklose der Milch, der Eyer und des Honigs.

Es ist wahr, wir sind unsrer reichen Kleider beraubt. Aber was kann uns hindern unsere Baumwolle mit Gold zu durchwirken, und zu ihrer Weiße den Glanz der feinsten Seide hinzuzufügen. Diese Bergwerke von Diamanten und kostbaren Steinen ersetzen reichlich den Verlust jener Kinderpossen, die wir verloren haben, und können für die Köpfe der Herren des Erdbodens eine weit angemessenere Zierde abgeben. Was die Vermehrung der Arbeit betrifft, deren wir uns werden unterziehen müssen, so wird solche für unsern Körper eine heilsame Bewegung seyn, ja sie wird uns sogar auf eine angenehme Weise beschäfftigen, wenn wir uns dabey erinnern, daß wir eben durch sie, die Ehre unsrer Natur bewahret haben. Unter solchen Aufmunterungen und bey annoch unerschöpften Kräften überstanden sie die saure Mühe, der Erde ihre Geschenke zu entreißen, und brachten, ob es ihnen gleich an behörigen Werkzeugen fehlte, die verschiedenen Arbeiten, welche die Nothwendigkeit vorschreibt, und die Ueppigkeit entwirft, mit einer scheinbaren Munterkeit zu Stande. Aber, wie die Zeit zum Pflügen heran kam, waren ihre Kräfte verschwendet, die Thiere, denen der saureste Theil dieses Geschäfftes vorhin zugefallen war, wurden schmerzlich bedauret, und der Ackerbau war keine angenehme Beschäfftigung mehr.

Es mag nun seyn, daß die Furchen ihres eigenen Machewerks nicht halb so tief waren, als sie solche vorhin durch Hülfe der Ochsen gezogen hatten, oder daß die Myriaden von Gewürmen und kriechenden Thieren, die die Erde düngen und fett machen, nicht mehr vorhanden waren, so belohnte die Ernte ihren Fleiß nicht, und gab ihnen kaum so viel, daß sie auf das Jahr auskommen konnten. Bäume und Staudengewächse zeigten die nemliche Unfruchtbarkeit. Früchte und Kräuter hatten ihren gewöhnlichen Geschmack nicht mehr, weil die meist unsichtbaren und weislich erschaffenen Wesen, welche ihre mäßige Nahrung darauf suchen, sie nicht mehr zubereiteten, um den besten Einfluß der Sonne annehmen zu können. Wozu noch über dies alles kam, daß die versorgende Natur, die ihre Produkte nach der Anzahl ihrer Kinder abwiegt, allen Ueberfluß entzogen hatte, der für eine einzige Gattung derselben nicht nöthig war, und den so undankbare Menschen auch nicht verdienten.

Der Mangel an Lebensmitteln benahm den Künstlern die sich unter diesen Leuten befanden, nicht nur den Muth, sondern erregte in ihren Herzen Neid, Ungerechtigkeit und Mistrauen. Derjenige welcher einen größern Vorrath als sein Nachbar eingesammelt hatte, war in beständiger Furcht, daß dieser darnach greifen möchte. Da sein Haus nicht mehr von getreuen Hunden bewacht wurde, so mußte er zu der Last des Tages noch mühselige Nachtwachen hinzufügen. Denn da ein jeder befürchten mußte an Lebensmitteln Mangel zu leiden, so konnte man dergleichen nicht für Geld haben, und sich mithin auch auf Lohnarbeiter keine Rechnung machen.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Freytag, den 14ten August 1778.

Schutzschrift für Krähen, als die besten Vertilger der Käfer und Feldmäuse.

Es ist nicht leicht ein Thier einem so allgemeinen Hasse, und einer so durchgängigen Verfolgung ausgesetzt, als die Krähen, deren Vertheidigung ich, nicht etwa aus besonderer Zuneigung, sondern ihres großen Nutzens wegen, und von verschiedenen dazu aufgefordert, übernommen habe.

Schon von den ältesten Zeiten an, hat man selbige in dem übelsten Verdacht gehabt. Die Alten hielten sie für Vögel von der unglücklichsten Vorbedeutung. Noch im vorigen Jahrhunderte glaubte der Aberglaube, daß böse Geister und Hexen in Gestalt der schwarzen Katzen oder Krähen erschienen. Und noch jetzt giebt es hin und wieder, so schwache und einfältige Leute, welche glauben, daß wenn ihrem Fenster gegen über eine Krähe krächzet, oder eine Eule oder Nachtrabe ruft, ihnen solches Tod oder Unglück weißage.

Vielleicht eben so fehlsam als dieses, rechnete ein Naturforscher, vermuthlich aus Uebereilung, die Krähen unter das schädliche Kornfressende Geflügel, andere Naturforscher schrieben ihm dieses nach, ohne daß irgend einer untersuchte, ob dieses Vorgeben auch wahr sey. Nun waren eine große Menge von Zeugen, wovon die letztern es bloß glaubten, weil es der Erstere gesagt hatte. Viele Haushälter bemerkten eine Verminderung ihres Getreides auf dem Felde, sahen daselbst Krähen, und schlossen nun geschwind, die Krähen müßten das fehlende Korn gefressen haben. Und nun konnte es nicht fehlen, daß Männer die für der Länder Wohl besorgt waren die Krähen, nebst anderm schädlichen Geflügel ausrotten zu lassen suchten.

In vielen Ländern ergiengen wider selbige Verordnungen, und es wurde in einigen Landen den Bauren, und zwar den Vollmeyern die alljährige Lieferung von fünf, den Halbmeyern von drey, und den Köthern von zwey Krähenköpfen aufgelegt. So überaus löblich diese Anordnungen in der Voraussetzung waren, daß die Krähen so schädlich wirklich seyn sollten, als sie von den Naturforschern ausgeschrieen sind, und so wenig deren von so vielen

Haushältern gewünschte Abänderung füglich geschehen kann, ehe diese Frage nicht gründlich untersucht ist, und so lange noch die berühmtesten Naturkündiger jenes Vorurtheil, daß die Krähen der Saat so schädlich wären, beybehalten, so lange noch ein Brisson das zweyte Geschlecht der Krähen Corneille Moissonneuse, und Linnäus diese sogenannte Saatkrähe Corvus Frugilegus nennt; so wird es um so mehr wegen des dem Lande so wichtigen Vortheils, welchen die Krähen schaffen, sich gewiß der Mühe belohnen zu untersuchen:

1) Ob es denn wahr sey, daß die Krähen der Saat so schädlich sind? und

2) Ob nicht vielmehr der Nachtheil den sie noch etwa stiften, durch den überaus großen Nutzen den sie schaffen um ein großes überwogen werde?

Diese Untersuchungen müssen sich auf Erfahrungen, auf angestellte Beobachtungen und Experimente gründen, und man wünscht um deswillen, daß diese Beobachtungen durch öffentliche Blätter bekannt werden mögen, damit Gelehrte, Oekonomen u. Naturforscher auch ihres Orts diese Fragen untersuchen, mich etwaiger Fehler belehren, und auch ihre Beobachtungen bekannt machen mögen, diejenigen aber, von welchen die Beybehaltung oder Aufhebung jener Verordnungen abhängt, jetzt oder künftig beurtheilen mögen, ob in der großen Kette der Geschöpfe die Krähe verdiene geschont und beybehalten zu werden, oder ob man sie als bloß schädlich ferner ausrotten muß?

Um jene Fragen gründlicher zu bestimmen, muß ich zuvörderst die verschiedenen Arten der hierländischen Krähen anführen, indem nicht alle gleichen Nutzen und gleichen Nachtheil stiften, und ich auch nicht alle gleich genau untersuchen können. Mir sind vier Arten derselben bekannt, und ich glaube auch nicht, daß mehrere hierländische Krähen sind, indem der berühmte Klein nur zwo Arten, der Ritter Linné und andere aber nur drey Arten anführen.

Die erstere ist die große ganz schwarze Krähe, Corvus corone Linnæi. Sie kommt an Größe und Gestalt dem Kolkraben am nächsten, auch die sträubigen Federn oder Borsten, welche einen Theil des Schnabels bedecken, sind schwarz, auf den Flügeln, Rücken, und am Halse, ist das Schwarze bläulich, sie unterscheidet sich von der zwoten Sorte auch dadurch, daß sie nie in Fluchten fliegt, und wenn auch mehrere beysammen sind, sie doch einzeln auf die Nahrung kommen, und bey dem Auffliegen sich wiederum zerstreuen, sie sind nicht sehr scheu, folgen dem Pflug und Haken dichte nach, setzen sich auf die Schweine, und holen vorzüglich Birnen und Wallnüsse aus den Gärten, und dicht bey den Wohnungen der Bauren weg. Gewöhnlich ist ein Paar nicht weit aus einander. Sie nisten viel in Gärten, und allezeit einzeln auf den Bäumen, und gehen auch einzeln auf dem frisch geflügten Lande, in den Furchen der grünen Saat, auf den Wiesen, und

an

an dem Ufer der ausgetretenen Wasser, einher. Ihr Gang ist allezeit mit hohem Kopf und Schnabel, und blikken sie von beyden Seiten nach ihrer Nahrung umher. Am meisten sind sie in England, Deutschland und Böhmen, wenig in Preußen, und fast gar nicht in Schweden zu Hause.

Die zwote Art nennet Linnäus Corvus frugilegus. Sie ist nach meinen Bemerkungen etwas kleiner, nach dem Linnäus etwas größer wie die vorige. Die Stirn und der obere Theil des Kopfs fällt ins Aschgraue. Die Ruderfedern sind nicht so spitzig, und daher der Schwanz mehr wie bey Tauben, rund. Sie sind fast allezeit in großen Schaaren oder Fluchten, gesellen sich zuweilen zu den Sprehen und suchen auf den feuchten Wiesen, Weiden und Aeckern Gewürme. Sie leben auch vorzüglich vom Miste, und folgen daher oft den Schaafheerden nach, und lagern sich besonders auf das eben gedüngete, oder zum zweyten male nach dem Düngen gepflügte Land. Sie nisten in großer Menge bey einander in kleinen, mitten im Felde gelegenen, vom Wege entfernten Wäldern. Sie nahen sich den Wohnungen selten, und schaden daher nur der Baumfrucht der abgelegenen Gärten, sie lagern sich des Abends in großen Schaaren auf etwas freystehende Bäume, und sind weit furchtsamer, aber lange nicht so schlau wie die erste Sorte. Man soll sie, wie Müller in seiner Ausgabe des Linnäi schreibt, des Nachts durch ein Fackellicht geblendet mit Händen greifen können. Die Federspuhlen sind viel weicher als die von der erstern Sorte, und können sie daher bey heftigem Winde sich auch nicht in der obern Luft erhalten, und sind alsdenn leicht im Fluge zu schießen.

Drittens die Nebelkrähe, oder Herbstkrähe, Corvus Cornix Linnæi. Diese ist so bekannt und von den andern Geschlechten so sehr verschieden, daß eine Beschreibung davon überflüßig seyn dürfte.

Viertens, eine schwarze lang und spitz geflügelte Krähe, welche um den Schnabel weißliche Federn hat, sich von der erstern Sorte dadurch unterscheidet, daß sie nicht so dick, sondern sehr schlank ist. Sie ist ausnehmend scheu, nahet sich den Wohnungen nie, und ist es fast unmöglich ihr mit dem Gewehre beyzukommen. Sie unterscheidet sich von der zweyten Sorte dadurch, daß sie allezeit Paarweise, und nie in Fluchten ist, sie setzt sich gewöhnlich in der Erute auf die Rockenstiegen, welche nur einige hundert Schritt von einem hohen Walde sind, hingegen habe ich sie nie auf gepflügten Aeckern, an sumpfigten Orten oder hinter dem Pfluge gesehn. Sie ist selten, und pflegt in den besten Sammlungen zu fehlen, wie denn auch Linnäus sie nicht mit angeführt hat.

Von diesen vier Arten der Krähen ist die Dohle, Corvus monedula, unterschieden, welche allezeit in Gemäuer, auf Thürmen und in alten Gebäuden nistet, von Gewürm, Aas und Mist lebt, gewöhnlich in Fluchten auf feuchte

Wiesen zieht, übrigens bekannt genug ist, und da man gewiß nicht in Gefahr stehen wird, sie mit obigen Arten von Krähen zu verwechseln, hier keiner Beschreibung bedarf.

Wenn ich nun zu der Frage übergehe; „Ob es wahr sey, daß die Krähen der Saat so schädlich sind?„

So muß ich es zuerst der Beurtheilung geschickter Zergliederer überlassen, ob Krähen nach der Beschaffenheit ihres Schnabels, Schlundes und Magens, rohes unzermalmtes Korn fressen und verdauen können. Ferner würde es sich der Mühe verlohnen, wenn man Krähen bey Korn einsperrte, um zu sehen, ob sie solches gern, oder vielleicht aus Noth fressen würden. Ich habe solches einige mal mit flügellahm geschossenen Krähen versucht, welche Brodt, Obst und Fleisch fraßen, und das Korn unangerührt ließen, oder aus dem Bauer warfen. Jedoch habe ich geglaubt, daß diese beyde Erfahrungen, zu Untersuchung der Sache nicht unumgänglich nöthig wären. Sie würden doch nur allezeit, wenn sie gegen die Krähen ausfielen, einen Schluß von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit enthalten. Man kann einen Hund gewöhnen, daß er Anfangs aus Hunger, und nachher ganz zufrieden Holzäpfel und rohe gelbe Wurzeln frißt, und, so lange er eingesperrt ist, sich davon ernährt, aber um deswillen wird man nicht behaupten, daß dies der Hunde gewöhnliche Nahrung sey, und daß man Hunde nicht bey Wurzelnfeldern oder Obstbäumen lassen dürfe.

Sondern es wird vielmehr zur Erörterung dieser Fragen hinreichen, wenn man zuerst die Ursachen erforscht, warum man die Krähen für Kornfressend hält, und diesemnächst ferner die Gründe erwägt, welche für das Gegentheil reden. Ich will zuerst der ersten Art der großen schwarzen Krähe erwähnen.

a) Diese Krähe wird an einigen Orten die Saatkrähe genannt, da man an andern Orten der zweyten Sorte diese Benennung giebt.

b) Sie hält sich fast immer in den Kornfeldern auf.

c) Sie setzt sich im Sommer vielfältig zwischen und auf die Stiegen, ist daselbst geschäfftig, und zerhackt öfters etwas zwischen den Füßen.

d) Nimmt öfters in Kornfeldern ihre Nahrung aus der Erde auf. Endlich

e) durchsucht sie den Pferdemist, woraus bekanntlich die Sperlinge den noch nicht verdauten Haber sammeln.

Ich gestehe, daß dieses Verdacht erwecken könnte, und daß vielleicht Vorsicht dazu gehört, um nicht, durch den Schein betrogen, zumal bey dem so allgemeinen Gerücht, das Verbrechen nun schon für völlig bewiesen zu halten, und ohne alle Defension das Todesurthel zu sprechen.

Allein es glückte mir ein Paar mal wahrzunehmen, mit welcher ungemein großen Fertigkeit diese Krähen Mäuse fangen, ich wußte schon, daß sie vorzüglich den Sabben oder Eggerlingen, woraus der Maykäfer entsteht, aufpaßten.

ten. Die Bauren und kundigsten Landleute versicherten mich auf Befragen, daß beydes ihre gewöhnlichste Speise, und ihr Geschäfft hinter dem Pfluge und auf und neben den das Feld umwühlenden Schweinen wäre. Dieses söhnte mich mit ihnen aus, und ich fieng an sie für nützlicher zu halten als man gewöhnlich glaubt. Um mich nun um so mehr zu überzeugen, ob sie auch wirklich Korn fräßen, so schoß ich öfters Krähen, die eben von den frisch besaamten Feldern, oder von der Kornstiege herkamen, und fand unter ihrer genossenen Nahrung nie einiges Getreide. Ich gieng ihnen bey dem Spaziergange oft zwischen den Stiegen, hinter dem Pfluge, und auf den frisch besaamten Feldern nach, weil sie aber alsdenn des müßigen Zuschauers wegen, fast immer scheu und sorgsam wurden, und ihr gewöhnliches Geschäfft unterließen, so gerieth ich auf den Einfall, sie durch ein sehr starkes Telescop, und großen Dollondischen Tubum auf das genaueste zu beobachten. Da habe ich ihnen nun verschiedene Jahre nach einander ganze Stunden und überaus oft, auf den frisch besaamten Feldern, hinter dem Pfluge, und sowohl auf den Stoppeln zwischen den Stiegen, als auf selbigen zugesehn. Anstatt daß die Tauben und andere Korn lesende Vögel dichte vor sich auf die Erde sehn, hin und wieder gehen, und sich in einer Minute wohl dreyßig mal nach jedem Korne bücken, so steht die Krähe entweder auflaurend auf einer Stelle, oder geht mit langsamen Schritten mit hochgetragenem Kopf und Schnabel, und blickt einige Schritte weit um sich her, nur selten schießt sie dann zu nach einer Beute, und muß zuweilen mit schlagenden Flügeln mehrmalen darnach stoßen; zuweilen, wenn sie mir nahe genug waren, konnte ich genau sehn, daß das Gefangene eine Maus war, und oft erst auf eine Stiege genommen und daselbst gespeist wurde. Oft und zumal hinter dem Pfluge sah man nur aus der Bewegung der Krähe, daß sie größere Bissen als Getreide, ohne Zweifel Sabben oder Eggerlinge, aus der frischen Erde nahm, und nun gieng sie zu fernerer Jagd sogleich weiter fort. Ich erzähle dieses so umständlich, damit man daraus wahrnehmen kann, daß diese Bewegung unmöglich ein Kornlesen seyn konnte.

So erstaunend oft als ich mehrere Jahre nach einander, dieser mir so überaus wichtig scheinenden Frage wegen, solche Beobachtungen angestellt habe, fand ich immer ein gleiches Geschäfft der Krähen, und niemals etwas, woraus man ein Kornlesen hätte schließen können. Wenn sie auf den Stiegen saßen, so konnte ich gar deutlich wahrnehmen, daß sie den Mäusen, wenn diese über das Seil der Garbe wegschlüpfen wollten, aufpaßten, und sie gar oft erhaschten, oft auch von der Stiege herab in den Stoppel schossen, und dann manchmal mit der gefangenen Maus auf dieselbige Stiege zurückkehrten. Einige mal habe ich auch gesehn, daß eine Krähe eine Birn aus dem

dem Garten im Schnabel nach einer Stiege trug, und daselbst zwischen dem Fuße haltend verzehrte, welches ich freylich für ein Auspflücken der Aehren hätte halten können, wenn ich nicht vorher die Birn in dem Schnabel der Krähe bemerkt hätte.

Den Pferdemist durchsuchen sie, theils, weil sie selbst Mist fressen, theils, weil sie darin die großen Würmer, woraus der Roßkäfer wird, antreffen. Wenn man hier nun noch hinzu nimmt, daß die Krähe, große Heuschrecken, Schnecken, und anderes großes Gewürm frißt, mithin manchmal etwas von der Erde aufnehmen muß, der Name Saatkrähe aber überall nichts beweisen kann, und vielleicht anfangs nur von den Saatfeldern, wo sie sich aufhält, herrührt, so ist alles oben angeführte, woraus man das Kornfressen der Krähen vermuthete, bereits erklärt, und sie von diesem Verdacht schon mehrentheils frey gesprochen.

Dieser Satz aber, daß sie nicht Korn fressen, wird noch dadurch zu einer größern Gewißheit gebracht, weil sie 1) im Winter, wenn sie noch so sehr Hunger leiden, doch nicht in die Scheuren und auf die Kornböden zu kommen suchen, und 2) bey der Bestellung des Landes, nicht wie Tauben und andere Korn fressende Geflügel, dem Säemann und der Egge, sondern vorzüglich dem Pfluge und dem Haken nachgehn, weil dieser die Mauselöcher durchschneidet, und das Gewürm aus der Erde bringt; 3) aber, sich im Winter in papierene Tuten, deren Rand mit Vogelleim beschmiert ist, nie fangen, wenn man darin Korn und nicht vielmehr Fleisch legt. Aus diesem allen glaube ich den Schluß machen zu können, daß die hieselbst gewöhnlichste große schwarze Krähe der Frucht überall keinen Schaden thut.

Von der zweyten Sorte kann ich nicht so viel Beweise, daß sie kein Korn frißt, anführen, indem sie an den Orten, wo ich diese Beobachtungen mit den Fernröhren gemacht habe, sehr selten anzutreffen ist.

Inzwischen kann ich folgendes davon anführen: Ich habe zu verschiedener Jahrszeit mehr als zwanzig davon in dieser Absicht erschossen, und kein Korn bey ihnen gefunden. In einer Gegend, wo sie sehr häufig waren, habe ich doch nie gesehn, daß sie gleich den Tauben auf das eben ausgesäete Korn gefallen wären, sondern vorzüglich auf erst gestreuten Mist, auf Aecker die mit Schafhürden gedüngt wurden, auf andere Aecker, wo der Mist eben untergepflügt, oder wieder aufgepflügt war, und auf feuchte Wiesen und Weiden. Daß sie wie die erstere Sorte Mäuse fiengen, habe ich nur höchst selten bemerkt, auch nehmen sie auf den Aeckern weit öfter und mehr als die erstere Sorte etwas auf, und hat diese Art vermuthlich daher den Beynamen Corvus frugilegus erhalten. Da sie aber dieses sowohl auf den unbestellten frisch gedüngten als auf den besäeten Aeckern, und noch ungleich mehr auf erstern

thun,

thun, so kann ich dieses allein für keinen Beweis, daß sie Korn fressen, annehmen, vielmehr muß ich aus obigem das Gegentheil vermuthen.

Die dritte Sorte Krähen ist in ihrer Lebensart der erstern ähnlicher, ist jedoch im Fangen der Mäuse nicht so geschwind wie die erstere, kommt in größern Haufen auf das Land, geht jedoch nicht so viel umher, und fällt übrigens eben so wenig als die erstere auf das erst ausgesäete Korn, sondern verschluckt hinter dem Pfluge in großer Menge die Eggerlinge, frißt mehr Mist als die erstere, nicht aber so viel als die zweyte Sorte, und lauret hauptsächlich auf dem Schnee, und an den Ufern der ausgetretenen Wasser, den Feldmäusen auf. Der Umstand, daß sie erst nach der Ernte auf unsern Aeckern sich wieder sehen läßt, wirkt auch die Vermuthung, daß nicht das Korn, sondern das Wiederumbrechen des Ackers, und die Feuchtigkeit des Herbsts und Winters, und daher leichterer Fang des Gewürms und der Mäuse sie anlockt.

Die vierte Sorte, soll, wie mir ein erfahrner alter Landwirth, welcher jedoch die übrigen Arten davon frey sprach, versichert hat, Korn fressen, er wußte jedoch keine Beweise davon anzugeben, und es ist mir wegen der großen Seltenheit dieser Krähe unmöglich gewesen deshalb Versuche anzustellen. Es wird auch zu dem Vorwurf dieser Untersuchung nichts beytragen, denn da sie so sehr selten ist, so kann sie dem Lande keinen Schaden thun, und überdem ist sie zu scheu, als daß der Bauer sie berücken kann, mithin würde die Lieferung der Krähenköpfe durch die Bauren dieses Geschlecht nicht vermindern oder ausrotten können.

Die Dohle, oder wie der gemeine Mann sie nennt, Talke, Corvus Monedula, frißt auch Mist, Aas und Würmer, besonders auch den Eggerling, und so viel ich beobachten können kein Korn, ist auch in der Verordnung nicht mit begriffen, obgleich dem Vernehmen nach die Dohlenköpfe in der Lieferung mit angenommen werden.

Wenn man also die Behauptung, daß die Krähen Korn fressen, als völlig, oder doch größtentheils irrig ansehn muß, so bleibt folgender Nachtheil, welchen diese Krähenarten stiften:

a) besonders die erstere Sorte sucht alles Obst, vorzüglich Kirschen, Birnen und Wallnüsse von den Bäumen zu stehlen; die zweyte Sorte pflegt sich nur an Kirschen und Pflaumen zu vergreifen.

b) Die Krähen der zweyten und dritten Sorte, und auch die Dohlen, fressen und zerstreuen auf dem Felde den Mist.

c) Die erste Sorte soll sich zuweilen an junge Rebhüner und Wachteln, auch wohl an ganz zarte zahme Hüner, welche ohne Henne sind, vergreifen.

Der Vortheil hingegen, welchen sie dem Lande stiften, ist:

1) Daß alle drey bekannte Arten, (denn von der vierten läßt sich zu wenig mit Gewißheit sagen,) desgleichen auch

auch die Dohle, die Sabben oder Eggerlinge, woraus der Maykäfer entsteht, in dem neu gepflügten Lande aufsuchen, und in großer Menge verzehren.

2) Daß sie Heuschrecken, Schnekken, den Grillo-Talpa, und anderes schädliches Gewürme, fressen.

3) Das Land von Aas, und die Ufer des Wassers von todten Fischen säubern.

4) Daß die erste und dritte Art, (denn von den andern getraue ich mir kaum dies zu behaupten,) den Feldmäusen sehr gut nachstellen, und ihrer viele vertilgen.

Um nun den unläugbar großen Nutzen, der aus diesem fließt, einigermaaßen vor Augen zu stellen, und gegen den Nachtheil abwiegen zu können, so muß man kürzlich den Nachtheil erwägen, welchen die ihnen zur Speise dienenden Geschöpfe den Menschen hervorbringen.

Der Wurm des Maykäfers, der einem jeden unter dem Namen des Eggerlinges bekannt seyn wird, und sich in sehr großer Anzahl in allem gedüngten Lande, und auch in den Wiesen aufhält, beißt mit seiner großen Kneife die Spitze der Wurzeln des Getreides ab, und saugt der Pflanze den Saft aus. Herr Arderon aus Norwich, welcher in den Philosoph. Transact. Nro. 484. in dem dritten Artikel, Briefe über den Maykäfer liefert, zeigt, wie überaus nachtheilig dieser Wurm dem Getreide sey, und wie die Pflanze darnach sofort vertrockne. Dieser Wurm, sagt er, falle die Wurzeln des Weizens, des Rokkens, und fast aller nützlichen Pflanzen an, und weil er nur bloß die Spitze der mittelsten Wurzel abnage, die Pflanze aber doch gleich darnach ausgehe, so könne schon ein einziger Wurm eine große Menge Pflanzen verderben. Die Anzahl dieser Würmer ist aber noch weit beträchtlicher, als die der Käfer selbst, weil ein solcher Wurm nach Zeugniß des Linné und andrer Naturforscher, drey bis vier Jahr alt wird, ehe er als Käfer aus der Erde kommt. Als Käfer thut er nun nicht weniger Schaden, da er die Blätter der Eichen und anderer Bäume gleichsam zermalmt, und nicht nur sehr oft die schönste Hoffnung zur Mast und zum Obste vereitelt, sondern auch die Bäume an ihrem Fortkommen auf mehrere Jahre verhindert.

Der Schluß folgt künftig.

Druckfehler. Im 44ten Stück S. 700. in der zweyten Reihe mit, anstatt nit.
In der dritten Reihe Gemüth, anstatt Genöt.
In der letzten Reihe mit, anstatt nit.
Im 45ten St. S. 709. in der dritten Reihe von unten, Maywurms, anstatt Maywürm.
S. 719. in der fünften Reihe ¾ Ellen, anstatt ¾ Elle.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Montag, den 17ten August 1778.

Schluß der Schutzschrift für Krähen, als die besten Vertilger der Käfer und Feldmäuse.

Die Dublinische Societät der Wissenschaften hat, nach eben diesem Stücke der philosophischen Transactionen, berichtet, das Landvolk habe in einem Theile von Irrland, von diesen Insekten so vielen Schaden erlitten, daß sie einen Wald von einigen Meilen, welcher zwischen zwey an einander gränzenden Feldern gelegen, angezündet, um dadurch die fernere Vermehrung der Käfer zu verhüten. Daß um die Stadt Norwich weniger von diesen Käfern wären, schreibt Herr Arderon den vielen Krähen daselbst zu, und erzählt noch, daß ein Herr einige geschworne Landleute in Suffolk zusammen berufen hätte, um über die Krähen seines Parks ein Urtheil zu fällen, daß aber diese Geschworne einmüthig für die Nützlichkeit und Beybehaltung der Krähen gestimmt hätten a).

Die Feldmaus, Mus terrestris, oder vielmehr gemeine Erdmaus, Heerden weise kommende Maus, Mus gregarius Linnæi, denn diese letztere ist es die unsere Aecker und Scheuren verheeret, thut zweytens bekanntlich einen überaus großen Schaden, und ist oft als eine wahre Landplage zu betrachten. Noch im Jahr 1773 war noch im Julio Hoffnung zur ergiebigsten Ernte, und nun in wenig Tagen wurde die Frucht von Feldmäusen so sehr verzehrt, daß hin und wieder nicht ein Viertel einer guten Ernte, an einigen Orten kaum die Einsaat eingescheuret wurde.

Wenn man berechnet, was eine Maus von dem ersten Keim und der Wurzel die sie im Frühjahr zernagt, bis zu dem Vorrath Aehren den sie auf den Winter sammelt, im Felde Schaden thut, daß sie alsdenn noch oft mit in die Scheuren zieht, und da ihre Gefräßigkeit fortsetzt, so muß man erstaunen wie viel eine einzige Maus den Menschen schadet. Ihre Vermehrung ist nun ganz unglaublich groß. Nach dem Buffon trägt eine Maus bis auf acht Junge, und im Durchschnitt 5½. Sie heckt zu allen Jahrszeiten und we-

a) Hamburger Magazin 4. Theil S. 231.

wenigstens drey mal im Jahr, und die junge Maus braucht kaum einen Winter zu erleben um wieder fruchtbar zu seyn. Aristoteles sagt b): daß er von einer eingesperrten trächtigen Maus in kurzer Zeit eine Familie von 120 Mäusen erhalten.

Ich habe oft gesehn, daß eine Krähe in einer Stunde mehrere Mäuse speisete, wenn ich aber auch nur annehme, daß sie Jahr aus Jahr ein wöchentlich nur zwo Mäuse und nur etwa zwanzig Würmer des Maykäfers verzehrt, so würde, wenn man die Krähen geschont hätte, dieses allein hinreichen, alle die Reihe von Landplagen abzuhalten, welche wir in einem Seculo von Mausefraß und von den vielen Sabben oder Eggerlingen, und Maykäfern erlitten haben. Zwar gehören verschiedene Arten Mäuse unter die Zugthiere, wandern Schaarenweise aus einer Gegend in die andere, und es ist daher vielleicht die Policey eines Landes wie des unsrigen unzureichend diese Landesplage abzuhalten; allein auch die Krähen ziehen, ob sie gleich da am meisten sind wo sie geduldet werden, sie folgen also den Schaaren der Mäuse nach oder kommen ihnen entgegen, und dann so steht zu hoffen, daß auch unsere Nachbaren die Krähen dulden, und dadurch die Mäuse verringern werden.

In der großen Haushaltung der Schöpfung ist es so weislich geordnet, daß immer ein Thier vom andern gefressen wird, und das fressende wieder andern zur Speise dient, und wenn man daher ein Geschlecht der Thiere ausrotten, gleichsam ein Glied aus dieser Kette wegnehmen will, so muß man vorher wohl bedenken, ob nicht die Geschlechter von Thieren, welche dem ausgerotteten Thiere zur Nahrung dienten, sich zu unserm Nachtheile zu sehr ausbreiten werden, und hingegen diejenigen Thiere welche das ausgerottete Geschlecht speiseten, nun zu einer andern Nahrung eilen werden, welche der Mensch nicht so wohl entbehren kann. Wenn der Marder in seinem alten Gemäuer keine Dohlen findet, der Fuchs im Walde die jungen Krähen, die seine liebste Nahrung sind, entbehren muß, so giebt sich jener aus Hunger doppelt so viele Mühe um eine Oeffnung auf den Taubenschlag zu entdecken, und dieser schleicht so lange um das Hühnerhaus herum, bis er sich durch Hühner wegen der ihm weggefangenen Krähen entschädigt hat.

Von dem, dem Auge kaum sichtbaren Polypen des süßen Wassers, bis zum größten Seeungeheuer, von der Ameise bis zum Löwen, frißt alles und wird wieder gefressen.

Je mehr ein Thier zur Speise dient, je stärker ist seine Vermehrung. Der Seepolyp Caput Medusæ, wovon vielleicht eine halbe Million zu jeder Mahlzeit des Wallfisches gehört, der Hering, die Nahrung der mehrsten großen Fische, vermehren sich auch bey Millionen, und sind zu gewissen Jahrszeiten

b) In seiner Histor. Animal. Lib. VI. Cap. 37.

zeiten und in gewissen Gegenden der See in so ungeheurer Anzahl bey einander, daß es uns schwer wird, die Beschreibungen davon der sonst sehr zuverläßigen Reisenden, nicht für übertrieben und fabelhaft zu halten. Anstatt daß der Wallfisch spät und selten trägt, und zur Zeit nur einen, die Löwinn höchstens nur zween Jungen säugt.

Darf man sich denn wundern, daß die Maus und der Maykäfer sich in so entsetzlicher Anzahl vermehren, da beyde dem so fruchtbaren Geschlechte der Krähen, und noch vielen andern Thieren zur vorzüglichsten Nahrung bestimmt sind.

Unter allen Thieren aber welche Mäuse und Maykäfer speisen, sind keine dem Felde unschädlicher, und vielleicht keine diese Nahrung aufzusuchen geschickter, als eben die Krähen.

Das ganze Hühnergeschlecht frißt begierig den Maykäfer und dessen Wurm, allein unsere Saaten würden gewiß nicht dabey gewinnen, wenn wir statt der Krähen eine große Menge Hühner ins Feld schickten, welche bald die frisch gepflügte Furche verlassen, und das eben ausgesäete Korn verzehren würde, selbst würden wir aus dieser Ursache nicht dabey gewinnen, wenn wir die so verhaßten Krähen gegen die so beliebten und wohl schmekkenden Rebhüner oder Fasanen vertauschen könnten.

Die Mäuse haben zwar mehrere Feinde wie die Krähen, allein Füchse, Mardern, Wiesel, Iltis, Habichte, Eulen und Raben, selbst die Schweine würden zuweilen Schaden thun, wenn es auch bey uns stünde, sie so häufig werden zu lassen, als die Krähen nach einiger Jahre Schonung seyn werden. Der Nachtheil hingegen den diese Vermehrung der Krähen stiften wird, ist bey guten Hauswirthen fast unmerklich. Auf den Höfen ist der Mist vor den Krähen mehrentheils sicher, und auf dem Felde läßt ihn ein guter Hauswirth des Austrocknens oder Auswässerns wegen nicht liegen, sondern pflügt ihn ohnehin so bald als nur immer möglich ist unter. Von dem Obst werden sie durch aufgesteckte Lumpen oder an Schnüre gebundenes Papier verscheucht, und wenn ja eine Krähe etwas Obst, oder gar im Winter aus Hunger etwas Getreide fräße, so ist man ihr ja diese Belohnung wohl schuldig, wie man die Näscherey der Katzen duldet, welche doch nicht so viel Nutzen als die Krähen stiften. Und überdem wächst alsdann, wenn die Krähen die Käfer vertilgt haben, auch mehr Getreide und Obst, und ist daher nichts billigers als daß man ihnen einen geringen Zehnten davon gönne.

Um dem Zweifel zuvorzukommen, ob die Ausrottung der Krähen, die seit 1685 und länger geschehn, uns die vielen Landplagen habe zuwege bringen können, welche wir durch Mäuse-Käfer- und Sabbenfraß erduldet, und ob die künftige Schonung der Krähen bald einigen Einfluß auf die Verminderung der Mäuse und Käfer haben

 könne,

könne, will ich zu beliebiger Ausrechnung folgende Exempel empfehlen; die jetzo, da meine Leser aus dem 57sten Stück dieses beliebten Magazins, sämmtlich die Kettenregel erlernt haben, so sehr schwer nicht sind.

Erstes Exempel.

Ein gewisses Land so etwa 700 Quadratmeilen groß ist, hat ohngefähr 4600 Orte, viele derselben mußten mehrere hundert Krähenköpfe jährlich liefern, einige aber gar keine, einige sind später zu dieser Lieferung angehalten, andere kauften mit Geld die Lieferung ab, dies gegen einander erwogen, schlage ich jeden Ort nur auf 25 Krähenköpfe jährlich an die wirklich geliefert sind, außer dem sah man die Krähen nun als höchst schädlich an, und viele schossen zu ihrem Vergnügen Krähen, ohne daß davon die Köpfe mit in der Lieferung begriffen waren, oft flogen auch die angeschossenen Krähen so weit, daß man die Köpfe nicht erhielt, beydes mag füglich auf jeden Ort jährlich 6 Krähen betragen haben, jedes Paar dieser Krähen hätte im Durchschnitt noch drey Jahr gezüchtet, und jährlich jedes vier Junge groß gezogen, welche schon im Junius die Anzahl der Mäuse- und Käferfresser vergrößert, und diese Jungen hätten sich das nächste und die beyden folgenden Jahre in gleicher Verhältniß vermehrt. Jede Krähe wäre im Durchschnitt vier Jahr alt geworden. Frägt sich, wie groß könnte jetzt nach 93 Jahren das Geschlecht der Krähen seyn, welches wegen dieser Verordnung getödtet worden? Dies alles scheint mir nicht zu reichlich angeschlagen zu seyn, indem Krähen wohl 6 bis 8 Jahr züchten, einige Sorten des Jahrs 5 bis 7 Junge groß ziehen, und ein Alter von 10 bis 12 Jahren erreichen. Und doch wird man erstaunen wie groß die Summe ist, die diese Rechnung ergiebt.

Zweytes Exempel.

Um nun zu erfahren ob dieses Heer von Krähen hingereicht hätte, theils der Vermehrung der Käfer und Feldmäuse schon seit Alters her vorzubauen, theils eine vielleicht aus andern Gegenden hergekommene Menge von Feldmäusen in kurzer Zeit aufzureiben, kann man annehmen, daß jede Krähe eine Jahrszeit gegen die andere gerechnet, wöchentlich wenigstens ein bis zwey Mäuse, und täglich wenigstens drey Eggerlinge verzehrt, was hätte also das ausgerottete Geschlecht von Krähen, und ihre eben berechnete Nachkommenschaft nicht in den 93 Jahren seit 1685 verzehren können? Da dieses aber unterblieben; so haben sich die schon seit 1685 verschont gebliebenen Mäuse und Käfer folgendergestalt vermehrt. Jedes Paar Mäuse hat jährlich 14 Mäuse gebracht, und jede Maus drey Jahr gezüchtet. Von den jedes Jahr verschonten Eggerlingen ist in dem Jahre $\frac{1}{3}$, im folgenden Jahre $\frac{1}{3}$, und im dritten Jahr $\frac{1}{3}$ zu Käfern geworden. Jedes Paar Käfer hat drey Jahr gezüchtet, und jedes Jahr 42 Eyer gelegt, jeder Wurm ist nach

nach drey Jahren vom Ey an zum Käfer geworfen.

Frägt sich, wie stark kann jetzt nach 93 Jahren das Heer der Mäuse und Käfer seyn, welche selbst oder deren Vorfahren von den ausgerotteten Krähen wären vertilgt worden, jetzt aber bey dem Leben erhalten sind?

Drittes Exempel.

Will man den Schaden in Korn und Gelde berechnen, welchen die Ausrottung der Krähen in dieser langen Zeit von 93 Jahren dem Lande gebracht haben kann, so würde man etwa folgendes annehmen müssen.

Eine Maus thut durch ihr Umwühlen der Kornfelder, Abnagen der Wurzeln, Abfressen des grünen Keims, Blattes und Halms, durch ihr Fressen reifer Frucht während der Ernte, durch den Vorrath den sie sich auf den Winter zusammen trägt, durch ihr Ablesen der Aussaat, und durch ihren Fraß in der Scheure gewiß im Durchschnitt jährlich so viel Schaden, als das Drittel einer Metze beträgt, und der Wurm des Maykäfers mag leicht 50 bis 100 Getreidewurzeln jährlich zernagen und veranlassen, daß der 20te Theil einer Metze weniger wächst, der Käfer selbst aber in Wald und Garten wenigstens für 1 pf. Schaden thun. Wüßte man nun aus obigen Exempeln wie viel Mäuse durch die Ausrottung der Krähen verschont worden, und wie viel Eggerlinge deshalb im Acker geblieben, wie viel Käfer mehr entstanden, so würde die ungeheure Summe dieses mit jedem Jahr wachsenden Schadens leicht zu finden seyn.

Sucht man nun endlich, des Rechnens noch nicht müde, durch Zahlen zu bestimmen, ob die Schonung der Krähen in einigen Jahren die Anzahl der Mäuse und Käfer vermindern werde, so wird zwar solches mehreren Schwierigkeiten unterworfen seyn, weil dazu gehört, daß man erstlich nach Wahrscheinlichkeit bestimme, wie viel Krähen und wie viel Mäuse und Käfer im Lande sind. Alsdann würde man nach fortschreitenden Verhältnissen berechnen müssen, wie die Vermehrung des Käfers und der Mäuse sich gegen die Gefräßigkeit und Vermehrung der Krähen verhielte, und ob jemals Hoffnung sey, daß die Krähen die Mäuse und Käfer verminderten. Man sieht aber so viel schon ohne Rechnung voraus, daß wenn die Krähen geschont werden, sie sich sehr vermehren, und aus andern Ländern so lange hergewöhnen werden, als an Mäusen und Würmen hier für sie Nahrung ist. Daß ferner, wenn ein kalter Winter oder Nässe und Ueberschwemmung die Mäuse tödtet, alsdann die Krähen um desto begieriger den Käferwurm aufsuchen, und vielleicht seiner großen Vermehrung ungeachtet, endlich ihn bezwingen und größtentheils vertilgen, alsdenn aber seiner und der Mäuse so schädlichen Vermehrung Schranken setzen, und ihn nicht wieder aufkommen lassen werden.

Schließlich muß ich noch, um nicht unrecht verstanden zu werden, anführen, wie ich keinesweges glaube, daß die aufgegebenen Rechnungs-Exempel

genau die Summe herausbringen können, wie viel Schaden dem Lande durch Ausrottung der Krähen gestiftet ist. Kalte Winter, welche Krähen und vorzüglich auch die Feldmäuse aufreiben, späte Fröste welche den Maykäfer tödten, Emigrationen der Krähen, viele andere Feinde die die Feldmäuse und Maykäfer und auch die Krähen haben, ändern diese Rechnung, vermindern die Summe, und sind doch nicht wohl mit in Anschlag zu bringen, und dann müßte doch auch der Schade den die Krähen thun, wenn er auch noch so gering ist, gleichfalls berechnet, und von jenen Summen des Vortheils abgezogen werden.

Allein diese Berechnungen, und auch nur die Erwägung der Sätze worauf sie beruhen, werden immer auf das unwidersprechlichste zeigen, wie überaus wichtig diese Frage sey, und daß es ganz glaublich sey, daß die Vertilgung der Krähen, uns mindern Ertrag der Aecker, minderes Gedeyen der Forsten, und manche Landplage des Mäusefraßes zugezogen habe.

Weßhalb denn auch bekanntlich in verschiedenen andern Ländern die Verordnungen gegen die Krähen bereits aufgehoben sind.

Hannover. E.

Von Taffia und Guajac. *)

Das wunderthätige Mittel wider das Podagra, das so gar Culs de jalle curiret, das sich alle Podagristen ohne Unterschied ihrer Constitution aus ganz Europa zusammen suchen, – das vorsichtige Aerzte aber nie allgemein machten, und ob sie es gleich fast alle schon lange vor der französischen Ankündigung kannten, auch deswegen nicht für wunderthätig hielten, weil es aus einer für sie etwas trüben Quelle herkam, – das Guajacgummi in Taffia aufgelöst, oder die *Teinture des Caraïbes*, hat in sehr kurzer Zeit leider! das Schicksal gehabt, welches ähnliche specifische, gar zu laut empfohlne Mittel gewöhnlich haben. Die Wirksamkeit desselben bestätigt sich so wenig, daß sie vielmehr schon von den ersten Proneurs in Frankreich selbst (unter denen der gelehrte **Graf von Tressan** einer der vornehmsten ist,) wieder bezweifelt, und durch ihre eigene Erfahrung wiederrufen wird. Ich eile daher, diese Neuigkeit, so niederschlagend und wenig tröstlich sie auch unglück-

*) Unsere Leser werden sich bey diesem Aufsatze an die in dem neulichen 58sten Stücke enthaltene Abhandlung über den nemlichen Gegenstand erinnern. Beyde Aufsätze wurden fast zu gleicher Zeit, unabhängig von einander, eingesandt, und zeigen daher um desto mehr, wie sehr der darin behandelte Gegenstand derjenigen fernern Aufmerksamkeit werth sey, die von beyden verdienstvollen Herren Verfassern derselben erbeten wird. Anm. des Herausg.

unglücklicher Weise ist, bekannt zu machen. Bey Krankheiten, zumal schmerzhaften, ist es oft eben so wichtig zu wissen, was *nicht* hilft, als das wahre Heilungsmittel zu kennen, und es wäre zu wünschen, daß Kranke oder Aerzte, welche in hiesigen Gegenden sich dieses Mittels bedient, gleichfalls ohne Rückhalt, ihre Beobachtungen bekannt machten.

Wichmann.

Folgender Brief steht in den neuesten französischen Journalen, und lautet übersetzt also:

Mein Herr,

Nach allem, was ich von der Wirksamkeit des ausländischen Mittels die Anfälle vom Podagra zu lindern und zu heben, hatte sagen hören, gebrauchte ich es selbst im October 1770, und da ich erst im Januar 1777 nur einen leichten Anfall wieder bekam, der nur fünf Stunden dauerte, wobey zugleich die Schmerzen sehr leidlich, ohne Fieber und Schlaflosigkeit waren, so glaubte ich mich, nach dieser an mir selbst gemachten Beobachtung, berechtigt, zu schließen, daß dies Mittel der Caraiben den so nothwendigen Auswurf aus dem Blute, der bey alten Podagristen vorgehen soll, nicht hindere, sondern daß es die zähe und schleimigte Beschaffenheit desselben so verbessere, daß es dadurch flüßiger, weniger gerinnbar, und weniger scharf würde; daß folglich sich aus dem Blute etwas leichter auf die Gelenke absetzen könne, und eben dies alsdann für die nervigte Haut der Flechsen nicht mehr so scharf seyn müsse. Sie sehen leicht ein, daß die Erkenntlichkeit eines Podagristen (der bisher auf das grausamste gemartert worden,) für ein Mittel davon er so heilsame Wirkung verspürt zu haben glaubt, ihn zum Enthusiasmus verleiten kann; ich glaubte nemlich von dieser Beobachtung in einem eignen Aufsatze Nachricht geben zu können, und las ihn in einer unsrer Privatversammlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris vor. Diese Beobachtung ist nun zwar nicht dem Drucke übergeben, sie ist aber doch sehr bekannt geworden, und man hat vielleicht von dem, was aus diesem Aufsatze bekannt geworden, mit zu großer Gewißheit gesprochen, da ich doch nur allein große Hoffnung äußerte, die ich von dem Mittel hatte.

Es sollte mir sehr leid seyn, wenn das Publicum durch ein gar zu voreiliges Zutrauen getäuschet würde, und ich halte es daher für meine Schuldigkeit, hiedurch öffentlich anzuzeigen, daß, ob ich gleich seit dem letzten Monate bis den 13ten Jan. dieses Jahrs dieses Mittel ganz ordentlich und genau nach der Vorschrift gebraucht, ich einen heftigen Anfall vom Podagra, am 13ten Jan. wieder ausgestanden, der nur so eben wieder abnimmt, und wobey sich die gichtische Materie allmählich auf die ganze Hand, das Gelenk derselben, und den linken Vorderarm geworfen hat; es ist wahr, die Schmerzen sind dieses mal nicht so grausam gewesen als bey den vorigen An-

Anfällen, allein die ersten sieben Tage (von 24 Stunden) habe ich in einer beständigen Schlaflosigkeit, und einem anhaltenden Fieber zugebracht. Also gestehe ich selbst, mein Herr, daß ich im vorigen Jahre zu eilig gewesen bin, eine Beobachtung bekannt zu machen, welche von gar keinem Gewichte seyn muß, bis sie durch mehrere ähnliche bestätigt und bekräftiget wird, und daß ich sie selbst, nach meiner jezzigen Erfahrung, für nichtig ansehe. Ich habe die Ehre rc.

Graf von Tressan, Generallieutenant,
Mitglied der Königl. Gesellschaften der Wissenschaften zu Paris, London, Berlin, Edinburg rc.

Wahrnehmung und Vorschlag, das Mutterkorn im Rocken betreffend.

Vor sieben oder acht Jahren wüthete in einer Gegend dieses Landes, eine Krankheit, welcher man den Namen der Kribbelkrankheit gab, und deren Ursache man glaubhaft genug dem sogenannten Moder- oder Mutterkorn zuschrieb.

Irre ich mich nicht, so war es ein langes schwarzes Korn, welches in den Rockenähren neben dem guten Korn wuchs, ein auch wohl zwey mal so lang, und noch einmal so dick als ein gewöhnliches Rockenkorn. Eigentlicher aber war die äußere Farbe blauschwarz.

Diese Ausartung der verdorbenen Art Korns, finde ich jezo bey der Reifung des Rockens sehr häufig in den Gegenden wo ich gekommen bin, sowohl in der Geest als in der Masch, und sollte sich selbige an mehreren Orten finden, und wie behauptet worden, in großer Quantität (etwas weniges findet sich fast alle Jahr unter dem Rocken,) die Kribbelkrankheit verursachen:

So dünkt mich, eine Warnung von wegen der Obrigkeit jeden Distriktes, wo sich gedachtes Korn häufig findet, wäre höchst nüzlich und für den Landmann insonderheit nothwendig, damit er unwissend, und weil er sonst von wenig Körnern nichts nachtheiliges empfunden, sich bey der Menge die sich dieses Jahr zeigt, nicht eine Krankheit zuziehen möge, die, wo nicht schrecklich, doch von traurigen Folgen ist.

Ich setze hinzu, daß ich Gegenden gefunden, wo in einer Rockenähre 5, 6 auch 7 dergleichen Moderkörner gewesen, und wo dem Ansehen nach der vierte, wenigstens der sechste Theil des ganzen Rockens dergleichen schadhaftes Korn seyn dürfte.

L. M.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Freytag, den 21ten August 1778.

Von dem politischen Verhältniß der verschiedenen Stände. *)

Es giebt wenig Länder, wo nicht der Bauerustand der wichtigste von allen seyn sollte. Entweder bringen diese Länder die Lebensmittel und rohen Materialien selbst hervor, oder sie holen sie von andern. Bringen sie sie selbst hervor, so ist immer der Baurenstand der Grund, nicht allein der Menge an Einwohnern; sondern auch des Reichthums in den andern Ständen. Holen sie sie von andern, so beruht eines solchen Staats Macht auf so vielen zufälligen Ursachen, daß kein Volk in der Welt seine Sicherheit und Wohlstand auf einen so schwachen Grund bauen kann; dafern ihm nicht die Natur selbst alle andere Nahrungszweige versagt hat. Die Versäumniß des Ackerbaues, und alles was den Baurenstand drückt, ist daher einer der größten Staatsfehler in allen Ländern, die zum Ackerbau geschickt sind; selbst auch da, wo dieser Fehler unter blühenden Künsten und einer weit ausgebreiteten Handlung, die sich eine Zeitlang durch die Unwissenheit und Nachläßigkeit anderer Nationen erhält, versteckt ist. Wenn dergleichen Länder zugleich sehr fruchtbar sind, und das Clima so gütig, daß die Einwohner nicht viel zu ihrer Unterhaltung bedürfen, und folglich der Charakter des Volks begnügsam und zufrieden ist, so kann dieser Fehler lange verborgen bleiben. In andern Ländern hingegen, wo die Natur nicht so ergiebig ist, und doch die natürlichen Bedürfnisse groß sind: wo es viel Mühe kostet, das zu erwerben, was man nöthig hat, sich wider eine kalte und rauhe Luft zu schützen, und die Kräfte zu erhalten, die zu den schwerern Arbeiten, die die Natur auflegt, erfodert werden; in einem solchen Lande kann es nicht lange währen, daß nicht beträchtliche Fehler in der Landesverfassung die schädlichsten Folgen, als Mangel an Menschen, Armuth, und Unlust zur Arbeit, nach sich ziehen sollten. Kommt noch hierzu, daß in einem solchen Lande Künste und Handlung neu sind; so ist es unmöglich, es mit andern Ländern in ein Gleichgewicht zu setzen, ohne wenn man seine Pro-

*) Aus dem Dänischen patriotischen Zuschauer 1763. Nr. 213. und 214.

Produkte vermehrt, und dies muß durch den Baurenstand geschehen. Ich rechne zu diesem Stande nemlich alle die, welche Lebensmittel oder rohe Materialien von der Erde oder aus dem Wasser hervorbringen, es mögen nun Ackerleute, oder Hirten, oder Fischer, oder Jäger, oder Bergleute seyn. Jeder Fehler in den Einrichtungen, wodurch die Vermehrung und Wirksamkeit des Baurenstandes eingeschränkt wird, wird in solchen Ländern größere und geschwindere Folgen haben. Versäumung des Landbaues, und Mangel an Waaren, zum Lebensunterhalt sowohl als zum Handel, sind nicht die einzigen Folgen. Es entsteht ein allgemeines Verderben des Charakters der ganzen Nation daraus. Nicht allein Soldaten und Handwerker werden aus dem Baurenstande genommen, dieser Stand verbreitet sich unvermerkt über alle die andern Stände, und je mehr er unterdrückt wird, je mehr die Leute ihn zu verlassen gezwungen werden, desto mehr drängen sie sich aus diesem nützlichen Stande in die andern, wo sie mehr Bequemlichkeit suchen, und führen den sklavischen und niedergeschlagenen Geist mit sich, der eine so natürliche Folge eines Zustandes ist, wo man kein Eigenthum und keine Freyheit hat. Je größer in einem solchen Lande die natürlichen Bedürfnisse sind; desto mehr wird das Volk durch die Unmöglichkeit, sie auch durch die größte Arbeitsamkeit zu erlangen, und durch eine beständige Unsicherheit, für sich selbst sowohl als für ihre Nachkommen, niedergeschlagen werden. Hernach gewöhnen sie sich an eine gewisse Trägheit und Sorglosigkeit, und suchen im Müssiggang und in einer unstäten Lebensart Schutz wider die allgemeine Armuth. Eitle Hoffnungen und thörichte Wünsche erfüllen ihre müßige Seele, und unterdrücken endlich vernünftige Ueberlegungen. Eine allgemeine Schläfrigkeit und Schwäche in dem Körper selbst, drückt ein solches Volk noch mehr nieder, dem die Natur starke Glieder und viele Bedürfnisse gab, und das sie daher zu Fleiß und Wirksamkeit geschaffen hatte. Diese Betriebsamkeit und Gesundheit des Körpers sowohl als der Seele, kann nicht anders wieder hergestellt werden, als durch solche Einrichtungen, wodurch die fleißigen Arbeiter nicht allein für ihre Person und Familie vollkommenen Schutz der Gesetze genießen; sondern auch eines Nutzens von ihrer Arbeit versichert werden, der zu den natürlichen Bedürfnissen hinlänglich ist; und in diesem Punkt muß nichts willkührlich seyn, nichts vom bloßen Glück, von Billigkeit, Einsicht oder Eigennutz einzelner Personen abhängen. Die Gesetze müssen dem geringsten Arbeiter etwas geben, das er **Sein** nennen kann: eben das **Recht**, es zu fodern; eben die **Freyheit** es zu brauchen; und eben so **sichere Mittel** es zu bewahren, als dem größten Herrn. Das sind die Grundsätze: die Anwendung kann verschieden seyn. Man hat zur Verbesserung des **Baurenstandes** manche Vor-

Vorschläge gethan. Ich glaube, daß diejenigen, welche den Bauren das meiste geben, die besten sind; aber ich glaube nicht, daß sie alle in gleichem Grade nöthig sind. Die **persönliche Freyheit** könnte eingeschränkt seyn; Grund und Boden kann andern zugehören; aber die **Pflichten und Abgaben** müssen bestimmt werden, und zwar allemal so, daß ein fleißiger Arbeiter seinen nöthigen Unterhalt behält. Dies ist unumgänglich nöthig, und keine Einwendung findet dagegen Statt. Man mag noch so viele Gerechtigkeiten und Privilegien anführen; wenn die Folgen davon für das Ganze so nachtheilig sind, das ist genug zu beweisen, daß dergleichen Recht nicht Statt finden darf. Es kann niemals die Frage seyn, ob es billig ist, ein solches Vorrecht abzuschaffen; sondern nur, auf welche Weise es am besten geschehen könnte, und welche die wenigste Schwierigkeit hat.

Aber wenn auch dieses geschähe, so ist doch noch nicht alles gethan. Es ist nicht genug, etwas durch Gesetze einmal festzusetzen; es müssen neue Gesetze da seyn es zu unterstützen. Wie haben die Menschen zuerst Freyheit und Eigenthum verloren; auch in den Ländern, wo kein Feind sie beraubte? Einige haben ihre Gerechtigkeiten versäumt, andere verkauft oder vergeben. Der eine that es aus Noth, der andere aus Faulheit; und nun müssen die Nachkommen das Unglück und die Fehler ihrer Vorfahren büßen. Um diesen auf die Nachwelt sich erstreckenden Folgen vorzubeugen, muß der Staat nicht allein für das gegenwärtige Geschlecht sorgen; er muß auch des zukünftigen Vormund seyn. An den alten Gesetzen haben wir vortreffliche Muster der Vertheilung der Aecker und Güter, allein die neuen römischen Gesetze wurden zu einer Zeit gesammelt, die eben so verderbt; und von Juristen, die eben so nachläßig als die unsrigen waren. Nach so manchen Verfügungen blieb doch noch immer etwas zu bessern übrig, ehe man Nutzen sah. Nicht alle böse Folgen einer langen Verderbniß hören sogleich auf, wenn man die Ursache hebt. Sie sind zur Gewohnheit, und dadurch zur andern Natur geworden. Die Trägheit, Härte, Unmuth und Faulheit, die Folgen der Sklaverey des Bauren, hörten nicht sogleich auf, nachdem man seine Umstände verbessert hatte; vielmehr mußte eine vollkommene Freyheit im Anfang ein größeres Uebel hervorbringen, nemlich dieses: daß er seine Freyheit misbrauchte, und einen Stand verließ, der ihm schon so lange verhaßt war. Er mußte daher noch dazu genöthigt werden, um ihn hernach lieb zu gewinnen, aber dies sollte nicht lange währen. Dieser Stand ist dem Menschen viel zu natürlich, als daß man glauben könnte, daß ein allgemeiner Trieb ihn zu verlassen, nicht wichtige Ursachen haben müßte. Wir wollen uns Leute vorstellen, die auf dem Lande erzogen sind, und daselbst ihre Heymath, auch wenigstens Etwas haben, das sie ihr **Eigenthum** nennen können; wie bald ekelt denen nicht vor

großen Städten? Man muß entweder in der Eitelkeit der Stadt erzogen seyn, oder große Noth auf dem Lande leiden, oder aber einen sonderbaren Charakter haben, wenn man mehr Geschmack an einer Lebensart nach Phantasie und Mode; als an der, welche den Menschen natürlich ist, findet. Wenn ja noch Länder sind, wo eine solche Thorheit den Menschen angeboren ist, so wären es etwa die südlichen; allein laßt uns einen Schweizerischen Bauren an der Grenze von Frankreich fragen, ob etwas anders als die Noth ihn bewegen kann, seinen Stand oder Vaterland zu verlassen? War nicht etwas in dem Menschen selbst, welches ihn so stark an sein Vaterland band; so müßten Gegenden auf der Erde seyn, wo man ganze Städte leer fände? Denn was sollte lebende Menschen hindern können, wegzuziehen, wenn man die Einfuhr der todten Waaren nicht verhindern kann?

So wichtig der Grundsatz in allen Ländern ist, den Stand der Arbeitenden sicher und erträglich zu machen, eben so wichtig ist dieser, daß man reiche und bemittelte **Bürger** in allen den Rechten schütze, die sie auf eine rechtmäßige Art erworben haben, und die dem Staate nicht zur Last fallen. Es ist keine größere Chimäre in der Staatskunst als die **Gleichheit des Standes**, die so viele unsrer jetzigen Schriftsteller zu einer Maxime machen zu wollen scheinen. Ein solches System kann nicht gedacht werden, ohne den Fleiß gänzlich zu unterdrücken, die bürgerliche Sicherheit aufzuheben, alle Stände zu verwirren, das gemeine Volk stolz, neidisch, und eitel zu machen, und den Reichen Lust und Eifer, dem allgemeinen Besten zu dienen, zu benehmen. Wenn wir uns ein Volk im Stande der Natur, und in der vollkommensten Gleichheit der Umstände vorstellen; so müßte man entweder alle Lust, mehr als die unentbehrlichen täglichen Bedürfnisse zu erwerben, unterdrücken; oder es wird nicht lange währen, daß nicht Ungleichheit bey diesem Volke Platz greifen sollte; wofern nicht die Natur ihnen allen Ueberfluß versagt hat. Es wird nicht lange währen, daß nicht ein Unterschied im Vermögen; und folglich Reiche und Arme, entstehen sollten. Die Kinder, oder Erben, müßten das Vermögen und die Rechte, die ihre Aeltern erworben haben, entweder behalten, oder nicht. Setzen wir, daß sie sie nicht behalten sollten, weil es die Gleichheit nicht erlaubte; da heben wir ja die Betriebsamkeit und alle Lust zum Gewinnst, die auf die natürliche Liebe gegründet ist, auf; und folglich verwandeln wir diesen eingebildeten Stand der Freyheit und Gleichheit, in eben einen solchen, dergleichen in den morgenländischen und despotischen Staaten sich findet. Setzen wir hingegen, daß die Nachkommen das, was ihre Väter auf eine rechtmäßige Art erworben haben, behalten sollten, dafern es nicht dem ganzen Staate zur Last wird; so wird mit der Zeit eine merkliche Ungleichheit entstehen. Man mag diese ungleichen Stände nun nennen, wie man

will: Reiche und Arme, oder Adel und Bürger, oder Guthsherren und Bauren; die Namen thun nichts zur Sache. Es bleibt dasselbe. Und in allen Staatsverfassungen, (wenn man nur die beyden Extremitäten, Anarchie und Despotismus, ausnimmt) wird eine solche Ungleichheit der Stände Statt finden. Wer hieran zweifelt, der kann nur die Geschichte eines jeden Staats, von den ersten Demokratien bis zu den letzten Monarchien lesen, und sehen, ob er irgendwo diese Gleichheit findet; außer bey Wilden und Sklaven, da wo entweder alle alles seyn wollen, oder auch alle nichts sind. In der Verfassung unserer Europäischen Monarchien, die ihnen einen so großen Vorzug vor allen andern giebt, hat diese Ungleichheit noch stärkere Gründe; noch besondere, außer den allgemeinen. Dieses sind die **Grundsätze des Handels und der Ehre.** Die Reichthümer zu bewahren, und sie an sich zu ziehen, muß der Staat denjenigen Familien, die im Besitz derselben sind, gewisse bürgerliche Vortheile geben. Aber er muß zugleich eine solche Veranstaltung treffen, daß es nicht genug ist, sie zu besitzen; und hiezu ist eine gewisse Empfindung von Ehre nöthig, die die Menschen antreibt, ihren Reichthum zum Nutzen des Staats anzuwenden, ohne irgend eine andere Belohnung dafür zu erwarten, als **Ehre.** Dieses Gefühl von Ehre kann auf keine bessere Weise unterhalten werden, als dadurch, daß man gewissen Familien Hoffnung macht, zu eben den Ehrenstellen, die ihre Väter bekleideten, zu gelangen, dafern sie, theils sich eben so geschickt dazu machen; theils eben so viel dafür aufopfern wollen. Ohne diese Bedingung wäre es ungereimt, einen solchen Vorzug entweder einzuführen, oder zu vertheidigen. Denn woher will man beweisen, daß die Verdienste der Vorfahren in irgend einem Staate so viel gelten könnten, daß man, allein um **ihrentwillen**, wichtige Ehrenstellen an Unwürdige vergeben sollte? an solche, die sich nicht einmal die Mühe geben wollen selbige zu bekleiden, ohne noch eine ansehnliche Belohnung dafür zu genießen? oder, die nicht etwas von ihrem großen Vermögen aufopfern wollen, um den Mängel ihrer persönlichen Verdienste gewissermaaßen zu ersetzen?

Aber, wird man einwenden, würde eine solche, den reichen und vornehmen Familien zugestandene Hoffnung, allemal auch die erwünschte Wirkung thun? Diese, daß sie ihr Vermögen zum Dienst des Staats unmittelbar; oder mittelbar dadurch, daß sie sich dazu geschickt zu machen suchten, anwendeten? Hat man nicht Beyspiele genug von dem Gegentheile? Freylich! Allein die Historie zeigt auch eben so viele Exempel von ganzen Familien, die, in einigen Gliedern wenigstens, ihrer Voraltern Grundsätze treulich beybehalten haben. Wie voll ist von dergleichen Beyspielen die römische Historie, bis auf die verderbte-

sten Zeiten? Doch Exempel thun hier nicht viel zur Sache: es wäre auf beyden Seiten unmöglich sie zu zählen. Wenn wir Regeln festsetzen wollen, müssen wir uns die Menschen so vorstellen, wie sie überhaupt sind. Zwar die sichersten Regeln können zu Zeiten fehl schlagen; indessen bleibt es gewiß, daß wir noch weit öfter fehlen, wenn wir gar keinen Regeln folgen. Es giebt vielleicht Leute, bey denen die beste Erziehung von der Welt, verschwendet und vergeblich ist, und bey welchen Ehre, Exempel, Belohnungen, nichts wirken; aber gleichwohl bleibt es überhaupt gewiß, daß man viel auf **Erziehung**, und noch mehr auf **Ehre**, rechnen kann. Gesetzt, daß einige Menschen von Natur so kalt und unempfindlich wären, daß ihnen alle Länder in der Welt gleichgültig, gleich lieb, gleich angenehm, vorkämen; so ist doch im Ganzen unleugbar, daß bey den **meisten** eine Prädilection für dasjenige Land Statt finden wird, wo sie die mehrsten Rechte haben, und wo ihre Familie lange geblühet hat. Einerley Fehler können Wirkungen ganz verschiedener Ursachen seyn. Entweder, wir müssen alle diese verschiedene Ursachen aufsuchen; oder wir können aus den Exempeln keine Schlüsse machen. Nach der allgemeinen Verfassung der Welt, ist nunmehr eine gewisse Ungleichheit des Standes nicht allein nöthig; sondern sie ist auch nützlich. Wenn solches auch aus keinen andern Gründen erhellete; dürfte doch dieser einzige schon hinreichen: daß in den mehrsten Ländern der Mittelstand genug von dem Hochmuthe und von der Eitelkeit der Großen besitzt, um alle jene nützliche Aemter und Geschäffte, womit sie dem Staate dienen, und zugleich sich selbst ihr Glück machen könnten, zu verachten und zu verlassen; dafern man dieser Eitelkeit nicht Grenzen setzt. Und alsdenn, wenn ein Land von Lehrern, Kaufleuten und Künstlern entblößt wird: wenn Wissenschaft, Fleiß und Betriebsamkeit gering geschätzt werden: und diese wüsten Stände mit rangsüchtigen Bürgern angefüllt sind, stolz, ohne Reichthum oder Verdienste zu besitzen; dann würde der blinde und arme Pöbel, welcher nun, aus Mangel an guten Lehrern und Richtern, Unterricht und Schutz begierig, aber vergeblich, suchte: welcher, in Ermanglung guter einheimischer Handwerker und Arbeiter, sein Geld an Fremde hingeben müßte: und endlich, wegen Mangels an Kaufleuten, die eignen Landesprodukte nicht zu Gelde machen könnte; dann würde, sage ich, dieser gemeine Mann alle Ursach haben, sich über eine dem Staate wirklich zur Last fallende Ungleichheit zu beklagen.

Wenn nun aber eine gewisse **Ungleichheit** im Staate nothwendig ist; so wird eben so nöthig seyn, daß man die Grenzen derselben recht kenne, und genau bestimme. Die Familien, die dergleichen Vorzüge genießen, sind nur gar zu geneigt zu denken, daß sie sich selbst und ihrem vornehmen

Stammnamen solche Vorzüge zu verdanken hätten. Und dieser Gedanke allein, macht sie in der That derselben schon unwürdig. Man muß es ihnen also oft, recht oft, bis sie es selbst einsehen, sagen: daß es nicht um ihrer selbst, sondern um des gemeinen Besten willen geschieht: nicht wegen des Stammnamens, nicht wegen des Alterthums ihrer Familie; sondern wegen ihres Reichthums und wegen ihrer Verdienste. Zu recht wichtigen Aemtern müssen sie niemals einiges Recht zu haben glauben, dafern nicht beydes, Reichthum und Verdienst, in ihnen vereinigt ist. Aber der Staat braucht auch Bedienungen, bey denen es genug ist, nur Figur zu machen: hiezu ist nichts weiter nöthig, als Geld und gewisse persönliche oder äußerliche Vorzüge; und auf solche Stellen kann man ihnen allerdings einigen Anspruch verstatten; wenn sie nur ihr Vermögen zu diesem Zweck wohl anlegen wollen. Allein, es ist nicht genug, sie zu besitzen: dafür können sie keine Belohnung verlangen, und daraus folgt nicht, daß sie größere Rechte; wohl aber, daß sie größere Pflichten und Verbindlichkeiten, als andere, haben. Eine der wichtigsten von diesen Verbindlichkeiten ist diese: daß sie ihren Kindern eine zweckmäßige Erziehung geben: eine Erziehung, die sie zu den Ehrenstellen, wornach sie trachten, geschickt machen kann; und daß sie sie nicht nach eiteln oder eigennützigen; sondern nach ehrliebenden Grundsätzen erziehen. Ich schreibe dieses vornemlich für diejenigen, die das Unglück einer schlechten Erziehung gehabt haben, und diesen Fehler selbst nicht mehr verbessern können; denn für andere ist es nicht nöthig. Wer sich in diesem Falle findet, der muß bedenken, daß er dem Staat eine doppelte Schuld zu bezahlen habe: die eine, die er selbst schuldig ist, dafür, daß er so lange einen Vorzug besessen hat, ohne ihn zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden: und die zweyte, die die Nachkommen von ihm zu fordern haben. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo man, um hoch geachtet zu werden, nur stark und tapfer seyn durfte. Selbst im Kriegsstande kann jetzt kein Adlicher sich Hoffnung machen, fortzukommen, ohne Wissenschaft und Sitten. „Der französische „Adel„ (sagt der Verfasser des Testaments, das man dem Herzog von Belle-Isle zuschreibt a)), „glaubte „ehemals aus einem barbarischen „Stolz, daß es ihm anständiger sey, „auf eine niedrige Art bey Hofe zu „kriechen und den Schmeichler vorzu„stellen; als die Geschichte großer „Männer zu studiren, sich nach ihrem „Exempel zu bilden, und dann um „das Vaterland sich verdient zu ma„chen. Von dieser gothischen Den„kungsart eingenommen, bekümmer„ten sie sich nur um das Etikette des „Louvre, und um alle die prächtigen „Bagatellen, die unter diesem tän„delnden

a) Testament politique de M. de Belle-Isle, Chap. 3. pag. 53.

„delnden Volke zu ernsthaften Sachen „werden. Der Krieg allein, kann „bey Leuten von Stande ein Beweg= „grund seyn, solche weichliche und „müßige Lebensart zu verlassen; aber „(wenn man etwa vier oder fünf „wahre Helden, die jedes Jahrhun= „dert hervorbrachte, ausnimmt,) so „haben die Franzosen, die tapfer sind, „ohne Soldaten zu seyn, kein anderes „Verdienst gehabt, als dieses, daß „sie sich vor dem Tode nicht fürchte= „ten: eine recht edle und rühmliche „Eigenschaft! aber wahrlich die ge= „ringste in der Kriegskunst. Der „Geschmack, den **Ludewig** der XIV. „an allen Künsten fand, brachte einige „am Hofe dahin, daß sie die alten „Vorurtheile nach und nach überwan= „den. Der Herzog von **Rochefou=** „**cault** gab seine **Gedanken** heraus. „Die jungen Herren mit den rothen „Absätzen gaben sich alle Mühe von „der Welt, diesen vortrefflichen Mann „lächerlich zu machen, und erzählten „in acht Tagen allen, als ein Wun= „der: daß der Herzog von Rochefou= „cault ein **Autor** geworden sey! ein „Titel, der, zu unsrer Schande, lange „verächtlich blieb; selbst zu der Zeit „noch, da Künste und Wissenschaften „unter uns anfiengen zu blühen. Nach „dem Herzog von Rochefoucault, ha= „ben viele Standespersonen mehr, „sich auf die schönen Wissenschaften „gelegt; und der französische Adel, der „vormals im höchsten Grade unwis= „send war, kann sich nunmehr unter „allen andern Nationen der meisten „berühmten Männer in allen Arten „von Wissenschaften rühmen.„ Die Wirkung dieses Exempels ist in einigen Ländern sehr merklich, und es wird nicht lange währen, daß sie allgemein wird. Die Großen in allen Reichen wollen ja doch so gern den Franzosen nachahmen.

Mittel die Ameisen aus den Speisekammern und andern Behältnissen zu vertilgen. (Auf die Anfrage im 24ten St. dies. Mag.)

Man nehme Campher, binde solchen mit etlichen Pfefferkörnern, damit derselbe nicht verzehre, in kleinen leinen Beuteln, und hänge selbige da auf, wo die Ameisen kommen. Die Begierde nach allen Arten von Süßigkeiten klebt diesen fleißigen Thieren, so wie dem größten Theil der Geschöpfe, als eine Schwachheit an: der Campher aber, dieses chinesische Gummi ist seines starken und widrigen Geruchs halber, ein sicheres Mittel darwider.

* * *

In einer andern eingekommenen Beantwortung wird gemeldet, daß man den Campher in gutem Branntewein auflösen, und den Ort wo man die Ameisen vertreiben will, damit bestreichen, auch auf die Gefäße, von denen man diese Insekten abzuhalten wünschet, etwa einer Feldbohne groß Campher in ein Papier gewickelt legen möge.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Montag, den 24ten August 1778.

Versuch einer Beantwortung der von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen aufgegebenen Preisfrage: das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

* * *

Eine gekrönte Preisschrift des Herrn Superintendenten und Archidiaconus Reß in Wolfenbüttel.

Satis providus erit villicus, cui licebit ante multos dies cavere suspecta tempora.
Colum.

* * * * * * * * *

Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen verlangt, nach den dasigen Anzeigen von gelehrten Sachen, im 138ten St. vom J. 1775 einen auf Versuche und Erfahrung gebaueten

gründlichen Unterricht für den Landmann, wie er sich bey verschiedenen Wetterschäden in Absicht seiner Getreidefelder zu allen Jahrszeiten zu verhalten habe.

In dieser Aufgabe ist ohne Zweifel allein oder hauptsächlich auf den in den Chur-Hannoverischen Landen wohnenden Landmann gesehen, und unter diesen vermuthlich wieder zuerst auf den, für welchen der selige Herr von Münchhausen die Anweisung schrieb a), wie unsere Saatfelder beackert und bestellt werden sollen, mithin weniger auf den Bremer und Lüneburger, da überhaupt ein Unterricht für diese wegen der Natur und Lage ihres Bodens von so ausgebreitetem Nutzen nicht seyn kann. Ich lege also in Beantwortung der Aufgabe billig die angeführte Bestellungsart zum Grunde, da sie für den mittelmäßigen sich sehr weit erstreckenden Boden gehört, der mehr Aufmerksamkeit als der beste und schlechteste verdient, und werde nun den verlangten Unterricht vom Winterfelde durchs Sommerfeld bis zum

a) S. dessen Hausvaters ersten Theil.

zum Brachfelde nach meiner Erfahrung und Aufmerksamkeit führen.

Der zum Winterkorne ledig gebliebene Acker wird bekanntermaaßen gewöhnlich im Junius zum erstenmale, oder aus der Brach gepflügt b). Früher kann es bey unsern Landleuten nicht wohl geschehen, weil die allerwenigsten Zeit haben, ihn öfter als vier mal zu pflügen, so gut es übrigens seyn möchte, wenn er mehrmale gerührt werden könnte, und später geschieht es immer mit Schaden gemeiniglich für mehr als eine Ernte. Es kömmt überaus viel auf diese erste Pflugart an, die doch so leicht durch eine zu trockene und zu nasse Witterung ganz misrathen kann. Gottlob! daß die Fälle selten sind. Wenn es inzwischen den ganzen May hindurch trockenes Wetter, und Anschein zu fernerer Dürre wäre, so müßte der Landmann eilen so viel immer möglich die Brach umzupflügen, ehe sie zu hart wird, wie sich bey unserm Boden, dessen meiste Bestandtheile Leim und Thon sind, so leicht begiebt. Ist er schon zu dicht, so wird er mit aller seiner und des Viehes Arbeit doch keine gleich tiefe Furche zuwege bringen, und wenn er sich darauf sezt, den Pflug zerbrechen, oder, wenn er arbeitet wie die Herrendienste und Knechte zu arbeiten pflegen, Balken machen, das heißt, den Pflug über die Erde weggehen lassen, bis er in einer weichern Stelle wieder faßt. Diese Balken lassen sich bey der zweyten Pflugart nicht ohne die größte und aufmerksamste Mühe umlegen, bey der gewöhnlichen Arbeit der Leute gar nicht, weil sie gegen andere Erde gedrängt werden müßten; es mag daher so selten geschehen, daß man behaupten kann, in zu fest gewordenem Acker bleiben immer Balken stehen, und die werden eitel unfruchtbare Stellen wenigstens auf zwo Ernten. Wenn nun der Ackermann diesen Schaden verhüten will, so muß er ja auf die Brach bey anhaltender Dürre Acht haben und sie durchaus umbrechen, ehe sie zu hart wird. Er verläßt sich zwar darauf, daß es nach Johannis an Regen nicht zu fehlen pflegt, und scheuet die neue Arbeit einmal mehr pflügen zu müssen, wenn er früh die Brach gerührt hat. Und es ist wahr, daß er dann einmal wenigstens mehr pflügen muß, zumal, wenn es nachher viel regnen sollte, aber diese Arbeit wird ihm in der Ernte reichlich bezahlt, wie er auch selbst wohl weiß; traurig daher, unter einem Drucke zu stehen, der ihn auch eine vortheilhafte Arbeit zu meiden nöthiget, weil er die Zeit nicht sieht, wo sie unnachtheilig geschehen kann. Es ist nicht weniger aus Erfahrung wahr, daß die Regen nach Johannis zu erfolgen

b) Ich sehe hiebey nicht auf den Edelmann, der Freyheit und Dienste hat zu pflügen, wenn er will, sondern auf den Bauer, der froh ist, wenn er im Junius den Pflug in die Brach bringen kann. Jener läßt es seine erste Arbeit im Frühjahre seyn. Siehe des **Hausvaters** 1. Th. S. 98. ff. der 2ten Auflage. Er pflügt auch nur vier mal; das Land muß dort viel weniger verwachsen.

gen pflegen; aber kann man völlig sicher darauf rechnen? Wie, wenn sie bis in den August zurückblieben, wie würde es dann um die Zubereitung des Winterfelds stehen? Müßte sie nicht ganz unterbleiben? Sie kommen gewöhnlich, aber auch nicht selten gar häufig, und nun leidet sein Acker doppelt, durch das zu späte Pflügen und durch das Pflügen eines nassen Bodens. Dieses thut jeder Landmann äußerst ungern, daher wird er aufs Abtrocknen warten und warten, den Acker sich indeß verwachsen lassen, und ihm die Zeit, sich gehörig durchzuliegen, nicht mehr geben können. Hieraus nimmt man sich die Lehre: **Wenn die Bearbeitung der Brach, wodurch wir eben unsern Acker zu verbessern suchen, durch Dürre und Nässe nicht vereitelt, nicht nachtheilig werden soll: so muß nicht auf Regen gewartet, sondern zum erstenmale gepflügt werden, ehe der Boden zu hart wird, sollte es auch noch so früh im Junius seyn** c). Schaden kann hieraus nicht entstehen; regnet es nachher häufig, so muß ein oder zwey mal mehr gepflügt werden, wozu der ordentliche und fleißige Ackermann noch wohl Zeit findet, und das ist der größte Vortheil seines Landes; abgewandt aber wird hiedurch ein sehr beträchtlicher Schaden, den eine anhaltende Dürre oder Nässe der ungepflügten Brach unfehlbar verursacht.

Die erste Regel.

Der Brachacker wird erst aus einander, das zweyte mal wieder zusammen gepflügt, und wenn es daher gewöhnlichermaaßen nur vier mal geschieht, so kömmt bey der letzten Pflugart zur Saat die Erde wieder oben auf, die bey der zweyten, die Wanne genannt, oben war, wenn nemlich bey häufiger Nässe die Erde nicht krümelt, sondern an einander hangen bleibt. Hieraus folgt, daß das Unkraut in der Oberfläche der Wanne, besonders die Queckenwurzel, welches bey der dritten Pflugart wieder unten zu liegen kömmt, und von der Egge, zumal in der Nässe, nicht erreicht werden kann, bey der vierten wieder in die Oberfläche gebracht, und durch das Eggen des nun besäeten Landes sicher nicht einmal größtentheils ausgerissen wird. Was nun hieraus entsteht, sieht man leicht, das Unkraut nemlich kömmt ehe als der Rocken und tödtet ihn meistentheils, wenn es bey lange ausbleibendem Froste noch hoch wachsen kann. Ich hatte mirs zwar schon viel früher zur Regel gemacht, aus jener sehr begreiflichen Ursach die Wanne nicht verwachsen zu lassen, hätte aber doch den Nachtheil davon so groß mir nicht vorgestellt, als ich ihn 1771 sah. In diesem Jahre, da es vom Junius bis in den October fast täglich regnete, ließ ein

c) Ich will hier nur Einmal, ob ichs gleich in der Folge noch zwanzig mal könnte, den Schlesischen Landwirth im ersten Theile, S. 51. als Zeugen anführen, weil er sich, meines Wissens, noch nicht genug öffentlich gerechtfertigt hat. Er hat, meiner Meynung nach, sehr viel Gutes.

ein sonst sehr erfahrner Landwirth und Beamter die Wanne eines Brachfeldes, nachdem sie gehörig geegget war, oder mußte sie vielmehr der langsamen Ernte wegen so lange liegen lassen, daß sie ganz grün ward und gemähet werden konnte. Als nachher der Rocken gesäet war, zeigte es sich um Advent, daß der Acker keinen Rocken, sondern eitel Gras und Unkraut hatte, und im Frühjahre mit Gersten bestellt werden mußte. Man wollte zwar den Schnekken, woran es freylich den Herbst nicht fehlte, Schuld geben, allein wo sie anderwärts den Rocken vertilgt hatten, da sah der Acker, wie er wohl bey diesem Ungeziefer immer auszusehen pflegt, schwarz aus, und nicht grün, so grün wie eine Wiese. Grund und Erfahrung machē es also zur Regel: **Bey nasser Witterung muß man durchaus die Wanne rühren, ehe sie grün wird, falls es das wiederholte Eggen nicht zu verhindern vermag.** Ich kenne die Hindernisse, sie lassen sich aber heben, wenigstens mit geringerm Schaden, als wenn man die Wanne verwachsen läßt, als woher nicht allein der Verlust des Rockens, und eine geringere Ernte im nachmaligen Sommerfelde, sondern auch die Nothwendigkeit entsteht, das Land, wenn es wieder rein und gestärkt werden soll, gleich nochmals brach liegen zu lassen, und die Brachfrüchte darüber zu verlieren. Das eine Hinderniß macht die Ernte, die den Hauswirth mit Leib und Seele ins Winter- und Sommerfeld zieht, so daß er die Brach, welche unbestellt liegt, nicht sieht, gar vergißt, und wenn er daran denkt, doch ihre Bearbeitung den Erntegeschäfften nachsetzen zu müssen glaubt. Nun muß man zwar jeden Landmann nach seinen örtlichen und persönlichen Umständen billig beurtheilen, unter welchen ihm wohl nicht möglich ist, was ein anderer bequem beschicken kann; allein so viel ist ausgemacht, daß die Wirthschaft Fehler hat, dabey man die Wanne verwachsen lassen muß. Ich will hoffen, daß es derer nur wenige geben soll, und daß die verbessert werden können; in den allermeisten ist es sicher möglich, daß man die Wanne in Gedanken und vor Augen behält, und sie, wenn es nöthig wird, mitten in der Ernte rührt, und dabey möglich, daß es ohne Nachtheil der reifen und trocknen Früchte verschiedener Art geschehen kann. Gesetzt aber, man litte einigen Schaden daran, daß man einen halben Tag den Pflug statt des Wagens braucht, so kömmt der gar in keinen Anschlag gegen den, welchen eine verwilderte Wanne, wie schon gezeigt ist, verursacht. Das andere Hinderniß sie zeitig genug zu rühren ist die Furcht, es möchte der dritten und vierten Pflugart begegnen, was man bey der Wanne verhütet hat. Pflügen wir sie, heißt es, so bald sie nach dem Eggen wieder grün wird, welches bey nasser Witterung in der Mitte, auch wohl im Anfange des Augusts geschehen könnte, so wird die dritte Pflugart verwachsen, weil man nicht vor Ausgang

Die zweyte Regel.

gang des Septembers, gemeiniglich im October erst säet, mithin zum letzten male pflügt; oder, wenn wir, das zu verhüten, früh im September Saatfurche machen, und im folgenden Monate erst säen, so hat die indeß Zeit grün zu werden; ist es also in feuchtem Wetter nicht zu vermeiden, daß unsere Brach wenigstens einmal grün wird: so mag sie es in der Ernte werden, wo es schwerlich ohne Nachtheil der reifen Früchte zu verhindern steht. Ich muß aber, mit Erlaubniß dieser Wirthe, ihre Aufmerksamkeit und ihre Erfahrung bescheiden bezweifeln. Sie müssen wohl den Schaden nicht beobachtet haben, den eine verwilderte Brach verursacht, und bey der Erfahrung davon dem eigentlichen Ursprunge nicht nachgegangen seyn, sonst müßten sie wissen, daß es nicht gleich viel, und warum nicht gleich viel ist, welche Pflugart man verwachsen läßt. Auch müssen sie keine Erfahrung gemacht haben, wie wenig es schadet, wenn einmal die Saatfurche verwächst, folglich wohl keine früh gepflügt haben. Man kann sie sicher in vier Wochen vor dem Säen machen, und es schadet gar nichts, wenn sie bewächst d); aus der nun lockern Erde reißt begreiflich die Egge alles los, was aus der Oberfläche seit vierzehn Tagen aufgeschossen, und es würde auch, wenn man es auf dem Acker liegen ließe, wie doch ein guter Wirth nicht thun wird, nicht leicht wieder einwachsen, weil es dazu jetzt nicht mehr warm genug, und der stark sprossende Brachrocken vermögend ist, das oben aufliegende Unkraut von der Erde zu heben und sein Einwachsen zu verhindern. Es ist noch etwas hierbey zu sagen übrig, das aber am besten bey der vierten Regel vorkömmt, der ich guter Ordnung wegen die folgende vorsetzen will.

Die Erfahrung beweist es, ob ichs gleich nicht chemisch zergliedern kann, daß der Rocken wie der Weizen, doch jener besonders, häufig zurückbleibt, wenn der Acker, der gepflügt oder besäet werden soll, leicht übergefroren, oder nur stark bereist ist. Wie geschmolzener Schnee den schon sehr bewurzelten und begraseten Rocken tödtet, so ist der aufgelöste Reif des Keimes Gift, der sich entwickeln soll e). Der Landmann mache sich daher das Gesetz: **Man muß die Zubereitung des Winterfeldes so eifrig betreiben, daß man vor allem Froste säen, oder wenigstens dessen völliges Aufthauen abwarten kann.** Es trägt sich freylich Gottlob! nur selten zu, daß der Winter anhaltend um Michaelis schon eintritt, wer kann aber auf beständig sicher dafür seyn? und wie würde es den Landmann zurückbringen, der dann seinen Rocken noch nicht in der Erde hätte? Nicht aber bloß aus dieser Besorgniß, die einige bisherige lange Herbste gewiß noch nicht verdrängt haben, ist ihm obige Regel zu empfehlen;

Die dritte Regel.

d) S. des Hausvaters ersten Theil, S. 165.
e) S. des Hausvaters ersten Theil, S. 157.

len; sondern deswegen hauptsächlich, damit er keine gefrorne oder bereifste Erde unterzupflügen nöthig hat. Denn, wenn sie auch nur schadet, wie andere nasse Erde, die kein guter Landwirth leicht pflügt, so schadet sie schon genug, und so viel schadet sie aufs wenigste, aber sicher viel mehr. Doch, ich werde nicht nöthig haben, mich weitläuftiger hiebey aufzuhalten, jeder Landmann fürchtet Frost und Nässe, er wagt aber eine spätere Bestellung aus einer Ursach, die ich im folgenden Abschnitte untersuchen, und so weit ich kann, heben will.

Nach vorstehenden Regeln, kann er sagen, soll ich, um die Brach das erstemal gehörig tief und bey trocknem Wetter pflügen zu können, den Acker umarbeiten, ehe er zu dicht wird und ein erweichender Regen nöthig ist, müßte es auch im Anfange des Junius oder gar am Ende des May geschehen; soll ich durchaus die Wanne nicht verwachsen lassen, wenn sie auch in oder gar noch vor dem August gerührt werden müßte, und soll ich möglichst fertig seyn, vor allem Froste säen zu können: was wird denn aber aus dem so früh gesäeten Rocken in einem langen, warmen und nassen Herbste werden? Uebertreiben wird er sich so sehr, daß das Land im Frühjahre entkräftet und eine schlechte Ernte zu fürchten ist. Diese Einwendung hat in wärmerer mit Sand vermischter und auf einem Gesteine liegender Erde vielen Grund, in unserm leimigen, kalten Boden aber ungleich wenigern, und den kann man gänzlich durch folgende Regel heben:

Die vierte Regel. **Man muß den Saatrocken so trocken machen als möglich, und alten, oder vorjährigen Weizen, beydes aber in recht trockene Furchen säen.** Wenn sich der Rocken im Herbste verwächst, so ist fast gar nicht die Witterung, sondern die frische Furche und das frische Korn Schuld. Wie der Rocken auf der Scheure zur Einsaat gereinigt ist, so pflegt er gleich fest gesäcket und gesäet zu werden; ehe oft noch die Endfurchen gepflügt sind, fängt der Säemann schon an, den Mittelrücken zu bestreuen. Dies sind die beyden Fehler, woraus das Verwachsen entsteht, der Herbst hat nicht leicht Schuld. Es sind bekannte Grundsätze, daß frisches Korn in einer frischen, feuchten Furche geschwind keimt und treibt, er muß also mit Gewalt in die Höhe wachsen, der Rocken, den man eben aus bedecktem Stroh, worunter er nicht ausdünsten konnte, gebracht, und den man, so bald er frey geworden, als wenn er nicht ausdünsten sollte, gleich wieder in einen dichten Sack schüttet, und nun daraus in eine feuchte Furche streuet, mit feuchter Erde bedeckt. Daß schlechte Ernten allein hierin ihren Grund haben können, habe ich, um es gewiß zu wissen, genug gesehen; auszuführen aber brauche ich es nicht, da der Herr von **Münchhausen** f) es schon

f) S. dessen Hausvaters ersten Theil, S. 168. und 143. ff. auch den fünften Theil, S. 959. und anderw. Herr Reichardt empfiehlt das Trocknen des Rockens gleichfalls, s. L. u. G. S. 5ten Th. S. 107.

schon gethan hat, wie ich denn auch die Anweisung, den Saatrocken zu trocknen, nicht nöthig habe herzusetzen, da es ohne Zweifel zur vollständigen Beantwortung nicht erfodert wird, aus einem bekannten Buche abzuschreiben. Könnte ich nur dafür dem Bauer, der keinen bretternen Boden hat, zu einem Platze verhelfen, wo er den Saatrocken trocken schaffen könnte! Ich bin so sehr dafür, daß ich wünsche, es ließe sich noch bey den alten und künftig bey allen neuen Wirthschaftsgebäuden einrichten, einen Boden zum Korn trocknen zu haben. Bis dahin muß inzwischen der Landmann auf der wärmsten Kammer seines Hauses den Saatrocken so trocken, als er werden kann, zu machen suchen, wenn er nicht lieber einen räumlichen Backofen dazu brauchen, und den gehörigen Grad von Hitze sich bekannt machen will. Gegen alle künftige nachtheilige Witterung kann er seinen Rocken nicht mehr stärken, als wenn er ihn möglichst ausgetrocknet in eine möglichst trockene, nicht lange offen gestandene Saatfurche streuet. Er weiß es hie und da, der Landmann, daß es die reichsten Ernten giebt, wenn sich der Rocken, wie ers nennt, im Herbste quälen muß, ehe er aus der Erde kömmt; dennoch verdachten es in meinem Dorfe die übrigen einem Landwirthe, der auch in dem sehr trocknen Herbste 1766 erst alle sein Winterfeld in Saatfurche setzte, ehe er säete. Da wegen zu großer Dürre aus diesen Wochen lang offen gestandenen Furchen nicht ein Viertel des Rockens vor Winters auflief, so wurde ihm ein großer Schaden geweissagt. Er hatte indeß die vortrefflichste Ernte, die aber mit allen Erklärungen und Beyspielen nicht beydes, trocknen Rocken in eine trockene Furche zu säen, sondern nur das letzte, nur bey den meisten, und nur wenn im September Zeit übrig war Saatfurche zu pflügen, ausgerichtet hat. Wo er sich bedeuten läßt, der Bauer, da kann ihm in der Gegend, die ich gleich im Anfange angegeben, nichts heilsamers in Absicht seines Rockenfeldes gegen alle verschiedene Wetterschäden gerathen werden, als daß er seine Furchen austrocknet und seinen Rocken. Jenes nimmt auch der vorjährige Weizen gern an, ob er gleich noch ehe Nässe verträgt. Es ist hoffentlich nun bekannt und ausgemacht genug, daß er dem frischen darum vorgezogen wird, weil sich kein Brand daran setzt, der bey diesem in manchem Jahre auch durchs Einkälken kaum verhütet werden kann. Aber sicher unnöthige Sorge ist es, daß er bis kurz vor der Ernte im Stroh bleiben und in der Spreu liegen muß, wenn er auflaufen soll; eine Frucht des alten Irrthums, daß das Winterkorn zeitig keimen muß. Ich habe immer meinen Weizen im Froste dreschen und rein machen, und dann den ganzen Sommer auf einem Dielenboden liegen lassen, dennoch lief er immer zu dick, weil mein Säemann aus Furcht, es möchte zu viel ausbleiben, nicht zu bedeuten war, dünne zu säen. Als 1772 der Hagel unser Winterfeld so zerschlug, daß ein Morgen Rocken nur fünf Himten gab, da erntete ich doch von diesem eben so hart ge-

getroffenen Weizen noch zehen gehäufte Himten. Da man nun auch bey vorjährigem Weizen von einer trocknen Furche zuverläßig keinen Schaden, bey dem Rocken aber den größten Vortheil hat: so bleibt dem Landmanne nicht allein keine Ausflucht übrig, die ersten drey Regeln zu befolgen, von welchen die Folge ist, daß er das Brachfeld zeitig, mit Anfang des Septembers schon in Saatfurche setzen muß, um den Schaden von Dürre, Nässe und Frost zu vermeiden; sondern er wird auch durch ihre Beobachtung ausrichten, daß er dieser schädlichen Witterung ungeachtet im künftigen Jahre eine schöne Ernte erwarten darf. Wen die Dürre so klug macht das Brachfeld künftig früher zu pflügen, ehe es verhärtet, die Nässe so klug macht, die Wanne nicht verwachsen zu lassen, beyde Witterungen so klug machen, frühe Saatfurche zu pflügen, und endlich ein zeitiger Frost so klug macht zeitig zu säen und das Verwachsen in einem etwa sehr gelinden Herbste durch ausgetrockneten Rocken zu verhindern, den können diese nachtheiligen Witterungen zum guten Wirthe und wohlhabenden Manne machen. Es pflegt keine Remission gegeben zu werden, wenn sich der Bauer hat die Trockniß hindern lassen, die Brach überhaupt bearbeiten, oder zeitig und zur wahren Verbesserung des Ackers bearbeiten zu können; wenn er, besonders in einem nassen Jahre die Wanne so hat verwachsen lassen, daß er eitel schlechte Ernten erhält, bis er den verwilderten Acker in einer neuen Brach wieder reiniget und verbessert; wenn er sich durch Frost und Reif den Acker entweder ganz zu Winterkorne verschließen, oder nur verschlimmern läßt; und wenn er endlich gegen nachtheilige Witterung sein Winterfeld durch trockene Furche und Saat nicht möglichst sichert. Hierauf wird keine Remission gegeben; daher diese Fehler schädlicher als Hagelschlag, Mäuse- und Schneckenfraß werden können. Im J. 1766 da es vom Julius an fast gar nicht wieder regnete, blieb mancher Brachacker, weil er nicht mehr zu bearbeiten war, unbestellt; 1771 war vom Junius an fast kein Tag ohne Regen, und die da eingerissene Verwilderung konnte zum Glück 1774 von denen wieder vertilget werden, die eben die Aecker wieder brach liegen lassen konnten, wer es nicht konnte oder versäumte fühlt sie noch; 1739 ward es so früh Winter, daß sehr viele Aecker nicht mehr bestellt werden konnten; und der Jahre sind viele, wo man schon den Rocken, der aus einer trokkenen Furche aufgewachsen, sich vor dem andern auszeichnen sieht, nur der Landleute noch wenige, die ihn auch trocken hinein säeten. Die Wichtigkeit dieses Unterrichts hat mich weitläuftig gemacht; möchte ihn doch die Servitut, die Brach zur Schaafweide bis in den Julius liegen lassen zu müssen, nirgend vergeblich machen!

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Freytag, den 28ten August 1778.

Fortsetzung der Preisschrift, das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

Wenn Erbsen, Bohnen und Wicken in die Brach gesäet werden, so wird gewöhnlich dazu nur Einmal, und nachdem sie abgeerntet, noch drey mal gepflügt. Da dies Land wohl drey Monate Luft und Sonne wenig genossen, und, wo die Früchte nicht dick gestanden, viel Unkraut gezeugt zu haben pflegt, auch, zumal wenn es Bohnen getragen, erst spät im August leer wird: so fließt die lehre daraus: **Man muß das Stoppelfeld, so bald es möglich, an einem trocknen Nachmittage wenden, vierzehn Tage wenigstens in offener Furche stehen lassen, und sich bestreben, es in der zweyten Hälfte des Septembers in die Saatfurche zu bringen, worin es wiederum wenigstens vierzehn Tage zu lassen ist.**

Die fünfte Regel

Der Zubereitung dieses Feldes zu Winterfrüchten ist die Witterung selten schädlich, aber der geringe Einfluß der Witterung auf dasselbe desto schädlicher. Selbst 1766 in einem der trockensten Sommer konnte man es bequem wenden, denn es ist schon einmal im Frühlinge gepflügt, und hat unter seinen Früchten, und selbst unter seinem Unkraute so viel Feuchtigkeit behalten, daß es nie dem Pfluge widersteht, und da am wenigsten, wo es gedüngt ist. Versäumt und weniger fruchtbar zum Rocken wird es daher hauptsächlich dadurch, daß man es unbedächtlich hindert, sich in freyer Luft und Sonne wieder zu stärken und seines Unkrauts sich zu entledigen. Es muß mithin unverzüglich umgewandt werden, damit die so lange unten gelegene Erde, die, besonders bey nasser Witterung, da sie nicht genug aus einander fällt, oben aufkömmt, wenn der Rocken gesäet wird, bald möglichst an die Sonne gebracht werde. Je trockner man die mit Unkraut bedeckte Oberfläche umlegen kann, desto eher welkt es, und desto weniger schlägt davon wieder durch. Durch das baldige Pflügen

gen an einem trocknen Nachmittage richtet man also aus, daß die bisher bedeckte Erde die Sonne so lange sehen kann, bis entweder das Unkraut wieder durchwächst, da denn gleich geegget werden muß, oder, wenn das in trockner Zeit zu lange währen wollte, bis der September die dritte Pflugart nothwendig macht. Diese Furche kann nach wenigen Tagen geegget werden, und jetzt wird man sehen, ob die Wanne lange genug offen gelegen und trokken genug gepflügt war, wenn nemlich die Egge ihre Dienste gehörig thun kann. Denn jetzt muß sie dem verkrauteten Lande den größten Nutzen schaffen und es reinigen. Kann sie das, so ist die Wanne trocken genug gepflügt und lange genug offen gewesen, und eins von beyden hat gefehlt, wenn sie es nicht kann, oder das Unkraut noch nicht los geht. In beyden Fällen ists nun am besten gleich nach weggeschafftem Unkraute Saatfurche zu pflügen, welches mit dem größten Nutzen acht Tage nach dem Rühren, oder der dritten Pflugart geschieht, damit die Erde, welche das Korn aufnehmen soll, lange genug an der Sonne liegen, mürbe genug werden, und das noch fest haltende Unkraut, wenn die Saat geegget wird, desto williger fahren lassen möge, und man auch mit diesem Lande zeitig genug fertig sey, es gleich nach bestellter Brach eben so trocken wie diese zu besäen. Die gegebene Regel soll also, wie man sieht, den fast nur einzig zu befürchtenden Wetterschaden, den nemlich vom Mangel hinlänglichen Einflusses der Witterung in dieses lange bedeckt gewesene Land abwenden.

Fast gleiche Bewandtniß hat es mit den Brachfrüchten, wozu vier mal, und nach deren Aberntung noch zwey mal zum Rocken gepflügt wird; Flachs und Sommersaat, oder Rübesaamen sind die gemeinste. In Absicht der Flachsbestellung ist so viel Unterscheid, daß sich von der Zubereitung des Landes dazu gar nichts Gewisses sagen läßt. Ich will indeß die nehmen, die mit der zum Rübesaamen einerley zu seyn pflegt, und am ersten einer Verbesserung in Rücksicht auf die Witterung bedarf. Man düngt und pflügt besonders in meiner Gegend zu diesen Brachfrüchten erst im Frühlinge, aus keiner andern vernünftigen Ursach, als weil die langsame Winterfeldsbestellung, und die erste Pflugart zum künftigen Sommerfelde, die man Fälgen oder Strecken zu nennen pflegt, selten zum Pflügen des Flachslandes noch Zeit verstatten. Ich muß aber folgende Regel festsetzen: **Wenn die Witterung dem Flachse am wenigsten schaden soll, so muß das Land vor dem Winter tief gepflügt und besonders die Wanne sorgfältig geegget werden, damit der Boden möglichst locker und rein sey.** Je reiner er ist, desto weniger wird das im nassen Sommer so häufig wachsende Unkraut den Flachs überziehen können.

Die sechste Regel.

nen a). Im Jahre 1771 habe ich gesehen, daß mancher Flachsacker ganz verloren gieng, weil man in Hoffnung trocknerer Witterung das Jäten von einem Tage zum andern verschob, worüber das Unkraut so überhand nahm, daß nun das Jäten unterbleiben und der Flachs untergepflügt werden mußte. Jeder Ackermann weiß es, wie nöthig und gut dem so geschwind keimenden Leinsaamen ein recht lockeres klares Land ist, er egget es daher recht sorgfältig, und würde, wenn er es nicht thäte, von der Magd, die jäten und aufziehen muß, gescholten werden. Nun ist aber eben so bekannt b), daß ein vor Winters tief geflügter Acker durch Frost, Schnee und Regen so locker wird, daß die Erde schon krümelt, wenn man ihn im Frühlinge wendet; läßt man nun diese im Anfange des Aprils vorgenommene Pflugart so lange in der Furche stehen, bis sich das Unkraut zeigt: so ist die Egge jetzt schon vermögend so viel davon zu vertilgen, daß die dritte Pflugart und die der langsam in vierzehn Tagen folgende Egge nicht viel mehr zu tödten findet. Es ist ferner bekannt, daß der Flachs, weil er so dicke gesäet wird, so zeitig läuft, aufschießt und den Boden bedeckt, nicht viel Nässe braucht, und sich bey häufigem Regen leicht legt und verdirbt; die innere Feuchtigkeit kann man aber nicht besser vermindern, als wenn man Zeit genug hat, die Wanne lange offen stehen zu lassen; und die hat man, wenn zum erstenmale schon im Herbste gepflügt ist. Bey dieser Zubereitung des Ackers wird der Flachs nicht leicht in nasser Witterung durch das Unkraut überzogen werden, und in trockner Zeit nicht leicht im Wachsthum stehen bleiben, weil die im Lande steckende Winterfrucht kaum ganz von Wind und Sonne vertrieben werden kann. Bey der gewöhnlichen Bestellungsart aber pflegt der Flachs, dies so wichtige Produkt, in zu nassem und zu trocknem Wetter gar leicht zu misrathen, und es muß billig Niemanden wundern. Denn, da der Lein um Johannis gesäet wird, so muß in einer mit vieler andern Arbeit besetzten Zeit von zehen, höchstens zwölf Wochen, der Acker vier mal gepflügt werden, und ohne Winterfrucht bis zur dritten Pflugart so steif bleiben, daß ihn die Egge weder genug reinigen, noch mürbe genug machen kann, wenn auch recht dienliche Witterung dazu da ist; bey herrschender Nässe oder Dürre aber kann das Land keine andere als höchst mangelhafte Zubereitung empfangen, und eine geringe Flachsernte also leicht voraus gesehen werden. Wer sie dem-

 nach,

a) Ob er gleich vom frühen Flachse redet, Herr Reichardt L. u. G. S. im 5ten Th. S. 168. ff. so bestätiget er doch fast alles, was ich sage.

b) Ueber den Vorzug der Bearbeitung des Landes im Herbste, wovon ich alle Erfahrung und Ueberzeugung habe, will ich, wo er noch bezweifelt werden sollte, nur auf des Herrn Lueder fünften Brief über die Bestellung eines Küchengartens in Niedersachsen, verweisen.

nach, der ungünstigen Witterung ungeachtet, möglichst gut erwarten, und dabey seinem Lande eine vorzügliche Reinigung verschaffen will, der muß es vor Winter recht tief pflügen, wofür ihm auch noch der auf den Flachs folgende Rocken danken wird. Und geschehen kann es, so bald man die angegebenen ersten fünf Regeln befolgen, den Acker zum Winterfelde zeitiger bereiten und dessen Bestellung spätstens gegen die Mitte des Octobers vollenden will.

Nach gezogenem Flachse wird der Acker gewöhnlich noch zwey mal gepflügt und dann mit Rocken besäet, der aber gegen jede böse Witterung der empfindlichste und daher gemeiniglich der schlechteste zu seyn pflegt. Der Bauer schiebt alle Schuld davon auf das ausgezehrte Land; und so wahr es ist, daß so wohl Rübesaamen als hauptsächlich Flachs den Acker schwächen, so unrichtig doch zugleich, daß die Cultur nichts, nicht vielleicht gar viel dazu beytrage. Ich will es daraus deutlich zu machen suchen. Die mancherley Arbeiten, womit der gezogene Flachs alle Hände auf einem Bauerhofe beschäfftiget, verursachen, daß der Acker noch wohl acht und mehr Tage ungerührt bleibt, mithin gegen die Mitte des Septembers zum ersten, und um, auch wohl nach der Mitte des Octobers zum letzten male gepflügt und mit Rocken besäet wird. Es soll also dieselbe Oberfläche, die den Flachs getragen und seit Johannis beynahe gar keine Sonne gesehen, in der letzten Hälfte des Octobers schon wieder stark genug seyn, beynahe neun Monate Rocken zu nähren; und wer begreift nun nicht, daß der bey der besten Witterung sehr mittelmäßig, und bey Ost und Nordwestwinden, besonders aber im trocknen Herbst und Vorsommer, dünne stehen und kleinährig werden muß! Ich behaupte demnach: **Wenn der Flachsrocken am wenigsten durch die Witterung leiden und möglichst gerathen soll, so muß das Land zum Flachse vor Winters und nach dessen Ernte nur noch Einmal zusammen gepflügt und dünne besäet werden.**

Die siebende Regel.

Durch den schon empfohlnen tiefen Herbstpflug empfängt das Land Winterfrucht und eine Lockerheit, die der Flachs nicht verzehren, nicht vertreiben kann, wenn zumal guter Dünger in der Wanne dazu kömmt; und es wird hiedurch, und durch das nachmalige Jäten so rein, daß das Eggen nach gesäetem Rocken nicht allein mit Wirkung geschehen, sondern auch hinlänglich ist, das etwa noch aufgewachsene Unkraut völlig zu vertilgen. Wie es nun bey diesen Umständen möglich ist, das Flachsland mit einer Pflugart zum Rocken zu bereiten: so ists dabey äußerst vortheilhaft, weil es nun der Sonne und Luft wieder so lange offen gewesen, bis die Witterung zur Bestellung des Rockens räth, der nun wohl getrocknet in einer so trocknen Furche sich Zeit genug nehmen muß, des Landes Kräfte zu fodern, und ihm Zeit genug gönnt, sich einigermaaßen wieder

zu

zu stärken. Im Herbste 1768 lag unser Winterfeld an einer sanften Anhöhe gegen Morgen, und der auf Flachsland gewöhnlicher maaßen nach zweymaligem Pflügen in eine frische Furche bestellte frische und dick gesäete Rocken ward, weil er noch höher schoß, von denen, die bey dem Ackerbaue sehen und nicht denken, für Brachrocken angesehen; als aber im Frühjahre 1769 ein anhaltender sehr strenger Ostwind wehete, ward der gute Flachsrocken so dünne, daß der auf Rübeland ihn übertraf; denn diesem Feinde konnte weder die hohe, gleichsam durch ein flüchtiges Feuer aufgetriebene Pflanze, noch der seiner letzten Kräfte völlig beraubte Acker widerstehen; man sah jene häufig verwelkt liegen und die übrig gebliebenen kümmerlich fortwachsen. Ueber die Witterung hat kein Sterblicher zu gebieten; was wir gegen ihre Härte thun können, ist, daß wir möglichst unsern Acker und seine Pflanzen stärken, und ihn, wenn er schwach ist, damit nicht überladen. Nun kann es jeder, der es noch nicht weiß oder nicht begreifen will, aus der Erfahrung lernen, daß vor Winters tief gepflügter Acker ungleich stärker ist als der im Frühlinge geöffnete, welchem die gewöhnlichen scharfen Winde die nur durch eine feste Oberfläche eingedrungene geringere Winterfrucht leicht ganz entziehen; da wir nun den zum Flachse bestimmten Acker am schärfsten angreifen wollen; so müssen wir ihm auch diese vorzügliche Stärke, die die Winterfurche an sich zieht, verschaffen. Der gegen Sonne und Luft mit dick stehendem Flachse ganz bedeckte Acker verliert beyde wohlthätigen Einflüsse, und doch soll er in wenigen Wochen wieder tragen, nicht auf einige, sondern auf viele Monate tragen; was muß ich nun thun? ihn gleich, so bald seine Bedekkung weggeräumt ist, durch den Pflug öffnen und der Sonne und Luft so lange es möglich bloß stellen. Wer ihm jetzt den zweyten Dünger geben kann, thut sehr wohl, das können aber nur die allerwenigsten. Auf einem benachbarten Amte säet man den Lein auf ungedüngtes, aber im Herbste gepflügtes Land, und der Flachs geräth ohne Ausnahme besser als da, wo man im Frühlinge pflügt und düngt; dann wird der Acker gerührt, mit der Hürde beschlagen, und, wie gewöhnlich, gleich darauf in frische Furche bestellt. Das muß wohl vortrefflichen Rocken geben! Ja, im Herbste, in gelindem, feuchten Herbste; aber desto elendern, wenn der Frühlings-Ostwind dies flüchtige Feuer vom Schaafdünger ausgelöscht hat. Man hat hier schon lange aus Erfahrung gelernt, daß dieser Flachsacker in der nächsten Brach ruhen und gestärkt werden müsse; und das ist auch sehr zu rathen, da der feurige Hürdeschlag seine letzten Kräfte in Bewegung gesetzt und erschöpft hat. Ich würde ihn nicht brauchen; meine offene Furche ist dem Lande eine mehr stärkende Ruhe, als der flüchtige, und doch dabey scharf angreifende Beystand vom Hürdelager. Mattes Land muß begreiflich vor dem Winter gerade am we-

wenigsten angestrengt, mithin seine Pflanze vom geschwinden Wachsthum am meisten abgehalten werden; das geschieht durch möglichst trockene Furche und Saat. Mattes, aber doch reines Land, muß sicher am wenigsten mit Pflanzen überladen werden, nähren und erhalten kann es sie nicht; es ist allgemeine Erfahrung, daß im Frühlinge der Flachsrocken immer der dünnste ist, und es mag vielleicht anderwärts wie hier seyn, daß man nemlich dies Land am stärksten besäet: folgt nun nicht, daß viele seiner Pflanzen verwelkt sind? Wer darauf achtet, kann es sehen. Waren es aber Pflanzen, so haben sie, um es zu werden, des Landes Kräfte gebraucht, folglich auch erst vermindert, ehe sie starben. Offenbar muß man also Flachsacker dünne mit trockener Saat in trockener Furche besäen, so wird weniger Rocken verschwendet, das Land weniger geschwächt, und selbst bey der ungünstigsten Witterung davon geerntet, was billig erwartet werden kann. Ich habe hiemit ein großes Vorurtheil bestritten, an der Ueberwindung zweifle ich bey vielen Landleuten; meine Weitläuftigkeit wird man daher doch entschuldigen.

Die letzte Brachfrucht, nach welcher man noch, wenn es der Frost erlaubt, Rocken zu säen pflegt, ist Rübe und Kohl. Da man bey ihrer so späten Ernte den Acker zu wenig zum Rocken bereiten, folglich nur wenig erwarten kann: so wünschte ich, der Landmann nutzte seine Gärten besser, und ließe nicht so manche Stelle um seinen Hof her mit Nessel bewachsen, damit er die unentbehrlichen Vorspeisen mehr in der Nähe haben, bequemer warten, und ganz aus dem Felde lassen könnte. So lange sie indeß zu den Getreidefeldern gehören, muß der Schaden von der Witterung möglichst abgewandt werden; und dazu gebe ich folgenden Unterricht: **Man muß das Kohl- und Rübeland durchaus vor dem Winter, und das letzte besonders tief pflügen, möglichst nahe am Wasser wählen, und bey Erwartung feuchter Witterung bestellen.**

Die achte Regel.

Kohl und Rübe kennen kein größeres Hinderniß ihres Gedeyens als trocknes Wetter, jener wächst dabey nicht ohne mühsames Begießen, und doch nicht allgemein an, und nur sehr langsam fort; und diese frißt der Erdfloh, so bald sie zum Vorschein kommt, daher wir 1766 weiter keine behielten, als die das Ungeziefer nicht verzehren konnte. Da nun das Land ungleich mehr innere Frucht hat, und seine Pflanzen nicht leicht verwelken läßt, wenn es den ganzen Winter hindurch offen gelegen, so ist der Herbstpflug das erste, was man zum Gedeyen dieser Früchte in trockner Zeit thun kann. Wie der tiefe Pflug diese Absicht befördert, so dient er besonders den Rüben zum Wachsthum in die Länge, da sie sonst in festem Boden nicht eben länger, als er durch den Pflug aufgelockert ist, zu werden pflegen, und dient zugleich, den etwa selten fallenden Regen länger zu bewahren, welchen sonst die heiße Sonne aus einer

einer flachen lockern Oberfläche bald wieder heraus zu ziehen vermag. Man sieht bey dem Kohllande leicht, warum ich rathe, es in der Nähe von Wasser, wenn es möglich ist, zu bereiten, weil man nemlich die Pflanzen ohne alles Begießen selten zu erhalten vermögend ist. Auch die Rüben ließen sich bey dieser Nähe retten, wenn man die Kosten daran wenden wollte, wie in der Gegend, wo sie so häufig gespeist und zum besten Winterfutter der Kühe gebraucht werden, wohl zu rathen wäre. Ich kann es durch meine Erfahrung bestätigen, daß der Erdfloh auf nasse Pflanzen nicht geht, wer sie also bewahren will, darf sie nur nicht trocken werden lassen c). Nehme ich nun einen Morgen Land und in der Nähe Wasser an, so ist eine Person mit einer gewöhnlichen Gartenbrause schon vermögend, einen solchen Acker den Tag über stets naß zu erhalten, wenn zumal es ihr an bequem gestellten Gefäßen nicht fehlte, die sie, so lange der Thau auf den Pflanzen liegt und das Begießen unnöthig macht, mit Wasser füllen kann. Es wird selten sechs Tage nöthig seyn, weil Pflanzen, die man bey warmem Sonnenschein nie lange trocken stehen läßt, schnell wachsen, und dadurch dem Stiche des Erdflohes bald genug entwachsen. Sechs Tagelohne, oder 1 Rthlr. 12 mgr. aufs höchste möchte es daher etwa kosten, einen Morgen Rüben in heißer Witterung zu erhalten, und wer ihn mit diesem Aufwande retten kann, hat gewiß sein Geld sehr gut angelegt. Das größte Hinderniß wird indeß immer der Wassermangel seyn, dem aber in der Gegend, die auf Leim oder Thon steht, und die ich hauptsächlich vor Augen habe, leicht abzuhelfen wäre, wenn sich nützliche Dinge so leicht, als sie nützlich sind, möglich machen ließen. Ich will indeß meinen Vorschlag hier in Verbindung mit Erhaltung der Rüben, wo er gleich vor der Faust weg verworfen werden möchte, nicht anbringen, sondern bis zu einer Zeit, wo es auf Erhaltung des Rockens ankömmt, und ehe darauf geachtet wird, versparen; da es übrigens jeder Landmann weiß, wie leicht Kohl und Rüben in trockner Zeit verloren gehen und daher mit Bestellung derselben immer auf den Anschein von Regen wartet, darüber aber, wenn er zu lange zurückbleibt, die Zeit versäumt, und sein Land zu trocken werden läßt: so wird er wenigstens wünschen, zum Begießen Wasser in der Nähe zu haben, und, wo es angeht, dies Land wenigstens in diese Nähe bringen. Einer meiner Nachbaren verlor drey Jahre hinter einander seine Rüben ohne Schuld der Witterung, weil er sie zufälliger Weise zwischen zween Wickfutter-Aeckern bestellt hatte, aus welchen, wie er das dritte Jahr bemerkt haben wollte, und auch sehr wohl seyn kann, durch das tägliche Abmähen die Erdflöhe auf seinen Acker ver-

c) S. Reichardts Land- und Gartenschatzes sechsten Theil, S. 249.

verjagt, oder vielmehr durch die jungen Rüben gelockt waren. Diese Bemerkung gehört zwar nicht eigentlich, sondern nur in so weit hieher, als sie lehrt, daß öfter der Witterung Schuld gegeben werden mag, was doch wirklich Insekten veranlassen. Hätte sonst Niemand Rüben gebauet, so müßte ihr Misrathen ohne Widerrede am Jahre gelegen haben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Anfrage.

Findet sich nicht irgend ein aufmerksamer Landwirth, der aus Erfahrung Mittel anzugeben vermag, was man den Schaafen wider die Pocken oder Blattern, als ein Präservativ geben könne? Auf welche Art, wenn einzelne Stücke unter einer Heerde wirklich damit behaftet sind, man den übrigen Theil etwa durch sorgfältiges Separiren oder dergleichen zu retten vermöge? und was endlich bey der Krankheit selbst zu gebrauchen sey? Es würde derselbe, da diese unter den Heerden so große Niederlagen anrichtende Seuche, jetzt in verschiedenen Gegenden ausbricht, sich desto mehr um das Publicum verdient machen, wenn er solche in diesen Blättern baldigst bekannt zu machen, sich entschließen möchte.

Stolzenau. A. J. F. B.

Aufgabe.

Es giebt eine Art kleiner schwarzer Käfer, welche einige Schwaben, andere aber Brodt- oder Beckerwürmer, oder auch Schuster nennen. Ich kenne verschiedene Häuser worin solche niemals gewesen, jetzo aber auf einmal sich in ungeheurer Menge einfinden. Ziehen solche Thiere etwa, oder woher entsteht auf einmal eine so große Anzahl? Und hat man kein Mittel solche unangenehme Gäste zu vertreiben?

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Montag, den 31ten August 1778.

Fortsetzung der Preisschrift, das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

Der Kohl- und Rübeacker kann, wenn diese Früchte, die letzten besonders, erst spät im October abgeerntet sind, nur noch einmal zum Rocken gepflügt werden, und manches Jahr verhindert es der Frost gänzlich. Es ist, wie man sich vorstellen kann, sehr geringer Rocken, der auf diesen Aeckern, besonders nach den Rüben wächst, weil ihn die späte Jahrszeit so, wie er pflegt bestellt zu werden, sich nicht bestanden läßt. Die Witterung soll also bloß Schuld, der Ackermann aber gar keine haben; ich behaupte aber: **Wenn der Rüberocken, der rauhern Witterung ungeachtet, möglichst gerathen soll: so muß man die Rüben behauen lassen, und mit Aberntén der Brachfrucht so eilen, daß der zusammengepflügte Acker einige Tage in der Saatfurche stehen, und dann mit trockner Einsaat bestellt werden kann.** Daß der Kohl behauet oder bemülmet werden muß, weiß jeder, der ihn bauet, und rechnet es mit Recht als nothwendig zu seinem Wachsthume; das Behacken der Rüben aber hält man so nöthig nicht, weil sie doch wüchsen, und man nach der Größe, die durch diese Bearbeitung sichtbar ist, nicht frage. Diese sparsamen Wirthe bedenken aber nicht, daß das Behauen nicht allein den Rüben, sondern eben so viel dem Rocken hilft, denn es macht den Acker sowohl rein, als hauptsächlich locker, und wenn es in gehöriger Tiefe geschieht, ihn tiefer locker als er vielfältig nicht gepflügt wird. Ist er nun, nach der vorigen Regel, im Herbste tief umgebrochen, in der Wanne gut gedüngt, drey mal zwischen Ostern und Johannis gepflügt, und, damit er nicht wieder zu dicht wird, im August durchs Behakken aufs neue umgewühlt, so kann er immer, auch bey ungünstiger Witterung, noch ziemlich guten oder allemal bessern Rocken tragen, als man gewöhnlich darauf sieht, oder der Fehler muß an der Bestellung liegen. Und so wohl an dieser, als an der Zubereitung zu den Rüben liegt er offenbar.

Die neunte Regel.

Man pflügt dazu bloß im Frühlinge, düngt auch wohl in der Brach, beydes giebt die Lockerheit nicht, die der Herbstpflug und der Dünger in der Wanne gewähren, wo ihn die von der Winterfrucht geschmeidige Erde viel leichter anziehen und sich dadurch auflösen lassen kann, da noch dazu der Dünger in der Brach beym Säen der Rüben oben auf kömmt, und zum Theil unnütz wird. Behackt man sie nun nicht, so setzt sich das Land in vier Monaten wieder so fest, und wird durch das Unkraut dieser Zeit nicht allein sehr unrein, sondern auch so gebunden, daß es die Egge, welche den Rocken unterziehen soll, fast nicht einmal mehr klar genug zu dessen nothdürftigen Bedekkung machen kann. Nun wird endlich der Acker zum Rocken noch dazu aus einander gepflügt, und in die frische Furche mit frischem Rocken dick bestreuet, damit der Fehler so viele werden, um Ursachen von dem Misrathen genug angeben zu können. Denn der Acker ist zu klümprich, als daß das Korn liegen bleiben könnte, wo es der Säemann hinwirft, es springt umher, oder glitscht in Höhlen zusammen; was hieher fällt, hindert sich durch die Menge am Wachsthume, und was oben liegen bleibt, kann die Egge nicht bedecken und kömmt um. Durch das aus einander Pflügen entsteht auf dem Mittelrücken eine Furche die nicht trägt, und da die Erdfurchen zugeworfen sind, so kann das Wasser darin nicht abfließen, sondern muß auf den Acker treten, wo es sich denn auch leicht in den Saatfurchen, die die Egge nicht genug hat niederwerfen und füllen können, Wege zu machen weiß. Friert es endlich nicht gleich zu, daß der Rocken noch keimen kann, so überrascht ihn entweder der Frost und tödtet ihn in der Milch, oder, wenn er noch aufzulaufen Zeit hat, so schießt der oben liegende nur in die Höhe, um vom Winde mit seiner flachen Wurzel umgeworfen, vom Regen weggespült, oder vom Schnee gebeugt und losgerissen zu werden. Wer gegen alle diese Witterungen den Rocken schützen will, der muß ihn hindern, sich denselben bloß zu stellen und Preis zu geben, sonst sieht er, was man noch alle Jahre sehen kann, daß von zween gehäuften Himten Einsaat der dünnste und kürzeste Rocken aufwächst. Um ihn nun zu schützen, muß man wehren, daß er vor Winters gar nicht aufläuft, und also durchaus die Saatfurche einige Tage offen lassen, und um Mittage, wenn sie möglichst trocken ist, recht sehr trocknen Rocken hinein säen. Hiebey ist nichts zu befürchten, als daß der Frost die Bestellung gar hindern möchte. Dies wäre aber nur ein Schade für den, der einen elenden Morgen Rocken einem vortrefflichen Morgen Gersten vorzöge, denn in dieser offenen und mit aller Winterkraft erfüllten Furche wächst das folgende Jahr der schönste Gersten. Bleibt indeß der Frost zurück bis unsere Furche so trokken ist, als wir sie jetzt haben können, oder hält der erste nicht lange an, und die Erde wird wieder artbar, so können

nen wir denn unsern trocknen Rocken mit aller Ruhe säen, und sicher seyn, daß ihn der Winter nicht verderben, sondern zu dessen möglichstem Gedeyen vorträglich seyn wird. So stark wie Brachrocken kann er freylich nie werden, aber ungleich besser wird er sicher als sonst der Rüberocken auszufallen pflegt. Daß dem also sey, kann jeden der Faulste seines Orts zufälliger Weise lehren. Ich fürchte wenigstens, daß in allen Dörfern jemand seyn möge, der mit seinen Nachbaren nicht zugleich fertig werden kann, und es aufs Glück ankommen lassen muß, ob ihn der Frost das Korn noch in die Erde bringen läßt. Gelingts, wie es denn oft gelingt, so ists in der Zeit, sollte es auch im Sacke oder als das oberste im Fache etwas trocken geworden seyn, doch wohl trockner als seiner Nachbaren ihr ganz frisches, und manche Furche auch wohl trocken genug geworden, und ohne alles sein Verdienst erfährt sein so bestelltes Korn in der Erde den Schaden von der Witterung nicht, die seiner Nachbaren ihr geschwind in die Höhe getriebener, folglich einstänglicher, und den Winden, Regengüssen und Schnee gleich unterliegender Rokken zu ihrem großen Schaden erfährt. Und hier zeigt sich der Bauer in seiner bedauernswürdigen Gestalt, da er wider die Vorsehung murrt, die den Trägen mehr als den Fleißigen segnen soll, anstatt zu untersuchen, woher dieser Vorzug des Zauderers ohne sein Verdienst rühre, und da er ihn ehe für einen Zufall, oder, in seiner Sprache, für einen Schlump hält, als nachdenken oder annehmen zu wollen, daß er einen ganz begreiflichen Grund habe.

Es ist noch der Kartoffelnbau in der Brach übrig, worin noch nichts sehr ausgebreitetes fest gesetzt zu seyn scheint. An vielen Orten werden sie noch gar im Felde nicht gezogen, hie und da bauet man sie im Sommerfelde, weil der Rocken zu schlecht darauf werden soll, und wo sie ins Brachfeld gepflanzt werden, da wankt oder fehlt man in der Cultur. Sie sind indeß unstreitig eine sehr brauchbare Frucht, die es werth ist in einiger Menge gezogen zu werden; sie misrathen nicht leicht, und bezahlen ihre Stelle und Arbeit gut genug, lassen den Landmann nicht hungern, wenn das Hagelwetter Brodt und Futter zerschlagen hat, und verderben den Acker so wenig, daß sie ihn vielmehr verbessern, wenn man sich anders bedeuten lassen will ihn zu behandeln, wie es der vortheilhafte Bau der Kartoffeln erfordert. Da nun dieser nichts so sehr als Erde um die Stangen verlangt: so ist mein begreiflicher und durch die Erfahrung bewährter Rath der:

Die zehnte Regel.

Man pflügt zu den Kartoffeln vor dem Winter möglichst tief, und vor der Pflanzung wieder zusammen, bemülmet sie in die Länge des Ackers so hoch als möglich, düngt nach ihrer Ernte das Land, und säet in die Furche, die den Mist bedeckt, wenn sie trocken genug ist, trocknen Rocken: so werden beyde Früchte

wenig von der Witterung leiden. Wenn die Kartoffeln nicht gerathen, so haben sie entweder nicht Erde genug um sich gehabt, worin sie ihre junge Brut hätten ansetzen können, oder die Erde ist zu stäubig und unfruchtbar gewesen. In einem nassen Jahre können sie sich im Kraute verwachsen, doch nur, wenn es an Erde fehlt, worin sie Brut schlagen können. Fruchtbare Erde um sie her ist demnach alles, was sie in Dürre und Nässe ergiebig macht. Folgt nun nicht daraus, daß man den Acker vor dem Winter möglichst tief pflügen müsse, um so viel fruchtbare Erde als sie brauchen bey der Hand zu haben? und daß man sie so hoch als man kann damit umgeben müsse? Wer vor dem Winter nicht, und nicht tief gepflügt, wird in trockner Zeit mit doppelter Mühe die Erde um die Pflanze her aufhauen, und nur trockne Klümpe, die bald wieder zurückfallen, um sie herlegen können, mithin mehr als die Witterung Schuld seyn, daß die Kartoffel keine Brut absetzen kann und unergiebig bleiben muß. Wie nun durch dies Anhäufen der Erde an die Pflanze deren Fruchtbarkeit befördert wird: so reiniget es auch und bringt die Erde so durch einander, daß man das Land nur zu düngen, zur Saatfurche zu pflügen, sie austrocknen zu lassen, und mit trocknem Rocken zu besäen braucht, um mit vieler Zuversicht eine gute Ernte erwarten zu dürfen. Läuft der Rocken vor dem Winter kaum auf, so kann sich das Land durch Dünger und Winterfrucht so stärken, daß sein Rocken im Frühjahr und Sommer wie anderer, der einen guten Fuß hat, bestehen, und allenfalls einige ungünstige Witterung verachten darf. Treibt man ihn aber zur Unzeit in die Höhe, so erlebt er was seines gleichen, dem Flachs- und Rüberocken, begegnet, er stellt sich, milchbärtig mit jugendlicher Hitze und Kraft ernsthaft mächtigen Feinden entgegen, wird niedergeworfen und stirbt.

Ins Sommerfeld gehören, nach unserer Cultur, bekanntermaaßen nur Gersten und Haber, die am Auflaufen und Wachsthum von der Nässe nicht, aber desto mehr von der Dürre gehindert, und gegen diesen oft völlig verderblichen Wetterschaden durch nichts, als innere Frucht des Landes geschützt werden können. Da diese nur der Winter geben kann, so folgt: **Man muß das Sommerfeld im Herbste tief und zeitig von einander pflügen, im Frühlinge, so bald es seyn kann, wenden und eggen, und mit Aussicht auf zu hoffende Wärme in die frischeste, oder eine bethauete Furche das frischeste Korn säen.**

Die eilfte Regel.

Das meiste hievon thut der Landmann entweder völlig oder halb; ich muß indeß doch meine Regel völlig rechtfertigen. Es scheint schon lange ein guter Freund ihm gerathen zu haben, daß er das Sommerfeld im Herbste pflügen solle; er thut es daher a), wenn er

a) Es muß schlimm seyn, wo er auch das nicht einmal darf, um den Schaafen die Wei-

er dazu kommen kann, aber mit sehr weiten Furchen und sehr flach. Ist der Herbst, wie er es 1766 war, sehr trocken, mithin das Pflügen schwer, weil der Pflug, wo er faßt, große Stücke bricht und umlegt: so unterbleibt es mit so vieler Gleichgültigkeit, als wenn nichts darauf ankäme. Er sah zwar, daß der erst im Februar und noch später gepflügte Acker äußerst schlechtes Sommerkorn trug, und hatte theils erlebt, theils gehört, daß es so lange man denken kann, nicht reichlicher als 1740 ausgefallen, da der überaus strenge und anhaltende Winter den Boden recht mürbe gemacht und mit Schnee befruchtet hatte; dennoch bleibt er bey dem spätsten, flachsten Zusammenpflügen; und damit auch dies so wenig als möglich helfen möge, pflügt er im Frühlinge recht tief aus einander, wodurch denn die dann gewöhnlichen strengen Winde das bischen Winterfrucht desto leichter verjagen können. Bleibt nun, wie er oft ausbleibt, der warme Regen im May zurück, so liegt das Sommerkorn im Staube und erwartet ihn, und das, was noch Frucht findet, läuft indeß auf; und so hat man zweyläufiges, frühes und spätes auf Einem Acker, mithin reifes und unreifes, folglich nur eine halbe Ernte, wenn man auf das letzte nicht warten will, und nur eine halbe Ernte, wenn man darauf wartet, weil indeß das erste krumm geworden, und auf dem Acker geblieben ist. Ich rathe daher früh im Herbste zu pflügen, damit es Frost und Dürre nicht hindern; das etwa auflaufende Unkraut tödtet der Winter, oder es muß doch unter der Frühlings-Arbeit sterben. Ich rathe tief zu pflügen, um nicht allein den Acker so tief es seyn kann locker zu machen und mit Winterfrucht zu erfüllen, sondern auch dem tief steckenden Unkrautssaamen zum Auflaufen und Untergange zu helfen. Ich rathe endlich aus einander zu pflügen, weil das dadurch in die Wasserfurche geworfene Land den Abfluß des Wassers aufhält und sich den Acker recht voll saugen läßt, und man dessen so viel, als man kann, sammeln muß, da es, wenn ja Ueberfluß wäre, den Frühlingswinden gleich wieder Preis gegeben werden kann b). Man wird indeß in dieser Lage oft nicht seyn, öfter aber den ersten Pflug das Sommerfeld wenden lassen müssen, wenn man anders Ueber-

Aaaa 3 legung

Weide nicht zu verderben. Siehe die Aufhebung der Gemeinheiten in der Mark Brandenburg, nach ihren Vortheilen. S. 59.

b) Hierin ist fast nur Herr Reichardt meiner Meynung. Siehe L. und G. S. fünften Theil, S. 130. Der Hausvater, siehe ersten Theil, S. 187. räth zu dem flachen Pflügen, vornemlich, wenn es vor dem Winter geschieht, weil sonst die lose Erde den Winter über wegfließen möchte. Unnöthige Sorge! Hier kenne ich den Hausvater nicht, oder er müßte einen steilen Sandberg vor Augen gehabt haben. Unsere durch den Rockenstoppel sehr fest zusammenhangende Furchen sind außer aller Gefahr wegzufließen. Durchgenäßt werden sie, wie wir es verlangen.

legung mehr als Sitte den Ackerbau regieren läßt. Diese will, daß man zuerst zu den Erbsen und ähnlichen Brachfrüchten pflügen soll, und der Aberglaube, daß man sie nicht in dem neuen Mond, folglich dies Jahr 1778 nicht leicht vor dem 1ten April säen soll, vorausgesetzt nemlich, daß dann überhaupt die Witterung den Pflug zu Felde gehen läßt. Pflegte man nun zu den übrigen Brachfrüchten auch jetzt zum erstenmale zu pflügen: so könnte leicht vor dem 22ten April dieses Jahrs ans Rühren des Sommerfeldes nicht gedacht werden. Indeß aber ist die Frühlingsluft vermögend aus dem auf gewöhnliche Art spät, flach und zusammen gepflügten Acker alle, und auch aus dem zeitig, tief und aus einander gepflügten so viele Winterfrucht auszutrocknen, daß bey zurückbleibendem Regen der Gersten schwerlich auflaufen kann. Läßt man sich aber, wie hier so nöthig als irgendwo, beym Ackerbaue die Ueberlegung leiten: so wird man täglich, so bald es anfängt zu trocknen, das Sommerfeld untersuchen und rühren, so bald das Land trächtig ist, oder Vieh und Pflug tragen kann. Nach den vorigen Regeln ist die Frühlingsarbeit dadurch gemindert, daß das erste Pflügen des Flachs Rübe- und Kartoffelnlandes in den Herbst verwiesen ist; und da bey den Erbsen selten verloren, öfter gewonnen wird, wenn sie nicht zu früh bestellt werden: so wird schon vor und zwischen deren Bestellung das Sommerfeld gerührt und gleich geegget, mithin die empfangene Winterfrucht darin gleichsam verschlossen und aufbewahrt werden können. Nun kann es ruhig vier, fünf, sechs Wochen bis in den May liegen, auch allenfalls ziemlich grün werden: es ist so locker, daß die Egge, die den Gersten unterzieht, alles aufgegangene Unkraut losreißen kann, und besser, daß es sich jetzt zu seinem Verderben zu früh sichtbar macht, als daß es mit und nach dem Gersten zu dessen und des Landes Schaden erst erscheint. Was ich übrigens in der Regel erinnert habe, weiß und beobachtet der Landmann gewöhnlich; ich will daher nur noch kurz hinzusetzen, daß auch zur Saatfurche, wie beym Rühren, oder der ersten Frühlings-Pflugart, zusammen, und das letzte mal nur flach und möglichst Nachmittags gepflügt werden, den folgenden Morgen im Thaue gesäet und gleich geegget werden müsse; alles, wie man sieht, darum, damit die Winterfrucht möglichst im Lande erhalten, das Korn in eine feuchte Furche gesäet werden und zugleich keimen möge. Bey dieser Zubereitung und Vorsicht wird eine trockene Witterung das Sommerkorn weder zweyläufig noch dünne, und eine nachkommende Kälte nicht leicht gelb machen können; denn, daß dies gelb werden, wovon es sich oft nicht wieder erholt und sehr zurückschlägt, vom Mangel der innern Frucht und Kraft herrühre, kann ich begreifen, und werde ich so lange glauben, bis mir jemand eine begreiflichere Ursach angiebt. Wie man den Acker gewöhnlich behandelt, hat er gegen die

Saat-

Saatzeit vom Winter nichts mehr in sich, und der Gersten läuft von Einem Regen kurz vor, oder bald nach dem Säen auf, und muß zum fernern Wachsthum auf einen warmen Regen warten; statt dessen aber erfolgt Kälte, der das geschwind getriebene, mithin weichliche Korn nichts als innern Trieb und Kraft entgegen setzen kann. Werden nun seine Blätter gelb, so muß es wohl aufgehört haben zu wachsen, beym steten Fortwachs würden sie es doch wohl nicht werden; hört es aber gleich auf zu wachsen, so bald es von außen Kraft durch warmen Regen nicht empfängt, so muß es wohl innere im Lande nicht mehr haben. Daß dem allen also sey, kann abermals die es nicht einsehen können oder wollen, der Faule ihres Dorfs lehren, der das Gerstenland im Frühjahre nur noch einmal pflügt, und wenn der May kalt und die beyden folgenden Monate trocken sind, den besten Gersten erntet, warum? ohne Zweifel, weil sein Land durch wenigeres Rühren mehr Winterfrucht behalten hatte. Wäre es wärmer gewesen und mehr Regen gefallen, so hätte das Unkraut seinen Gersten unterdrückt. Es kömmt alles darauf an, wenn was wachsen soll, sagt der Bauer und auch wohl ein Klügerer; und wir andern: es kömmt auf die Ueberlegung an, unserm Sommerfelde die Kraft zu verschaffen, durch welche es auch in ungünstiger Witterung seine Früchte erhalten und treiben kann.

Was ich bisher gesagt, kann als der erste Theil der verlangten Beantwortung angesehen werden, da es den Unterricht enthält, wie das Land bereitet und das Korn in die Erde gebracht werden müsse, um manche ungünstige Witterung gar nicht, oder viel weniger zu fühlen. Auf meine Erfahrung habe ich mich nur selten berufen, denn was würde sie für besondere Autorität haben! aber desto zuversichtlicher auf solche Grundsätze, die aus dieser und andern Erfahrungen abstrahirt, jedermann begreiflich und daher dreist, wenn auch nur erst im Kleinen, zu versuchen sind. Daß sie in unserer mittelmäßigen, besonders leimhaltigen Gegend nicht gerade zu bestritten, nicht umgestoßen werden sollen, deß bin ich sicher, aber dafür nicht, daß ihnen jemand schwach, oder mit Vorurtheil beobachtete (falsche will ich nicht sagen,) Erfahrungen entgegen setzen möchte. So eifersüchtig können Gelehrte auf ihre Einsichten nicht seyn, als viele Haushälter, Bauern insonderheit, sind. Das Wichtigste, was man gegen meine Grundsätze haben kann, wird aus einigen ihrer Folgen genommen werden, worauf ich nun, so weit sich es voraus sehen läßt, erst antworten muß, ehe das Verhalten gegen Wetterschäden bey wachsenden Früchten erzählt wird.

Ich habe das tiefe Pflügen empfehlen müssen. Man wird sagen, das dürfen wir nicht wagen, weil wir sonst das Land todt pflügen. Ich habe diese Ausflucht oft gehört, wenn ein junger Prediger, dem seine Eingepfarrten das Land pflügen müssen, gebeten hat, den Pflug

Pflug etwas tiefer zu stellen, damit er von seinem vielen Acker wenigstens doch das Brodtkorn ernte. Wer sie mir entgegen stellt, muß wohl nicht zugesehen haben, wann ich das tiefe Pflügen rathe, nemlich bloß vor dem Winter, und beym Aufackern der Brach. In beyden Fällen kömmt der ganze oder halbe Zoll untere Erde, wenn es auch, wie selten seyn wird, bloßer Leim, Thon oder Grand wäre, doch hoffentlich unter zween, drey, oder vier Zolle artbare Erde, die er wohl nicht verderben kann, und liegt noch vier, sechs, ja wohl acht Monate an Luft und Sonne, ehe ihm Früchte anvertrauet werden. Wer nun noch behauptet, daß einen Zoll tiefer pflügen, wenn der Pflug bisher kaum drey Zolle gefaßt hätte, das Land unfruchtbar mache, mit dem kann man sich nicht wohl weiter einlassen. Es ist sicher nicht wahr, daß der vierte Zoll Erde, wenn man die drey darüber stehenden bisher immer gepflügt, ganz todt und unfruchtbar sey, oder man müßte das Land nie in offener Furche, bey welcher Sonne, Luft und Regen die Unterlage treffen und artbar machen kann, gelassen, und nie gedüngt haben, weil sich besonders des fetten Düngers Kraft doch zum Theil durch die Krume auf die Unterlage senken und sie zu guter, vielleicht besserer als die oben liegende allein gebrauchte Erde in langer Zeit verbessert haben wird c). Es ist nicht wahr, daß der Rocken durchaus nicht mehr als einen oder zween Zoll lockere Erde braucht; wahr zwar, daß seine Wurzeln nicht tiefer eindringen können, wenn sie nicht mehr finden, und wahr, daß sie keine Zeit haben sich tiefer einzusaugen, wenn man ihn durch sein eigenes jugendliches Feuer und die feuchte Furche geschwind in die Höhe treibt; man lasse ihn trocken, in trockner Furche, beym guten Herbste, im September zeitig gesäet, langsam wachsen, und man wird sehen, daß seine Wurzeln die Erde, so weit sie locker ist, durchdringen. Es ist endlich auch nicht wahr, daß man nicht tiefer zu pflügen brauche, als höchstens des Korns Wurzeln reichen, denn es reichen nicht allein viele Unkrautswurzeln, das man doch auch mit dem Pfluge vertilgen will, tiefer, sondern man will ja auch in der aufgelockerten Oberfläche Frucht einsammeln und vorräthig haben, wenn die Regenwolken uns vorbey ziehen, und eine tief lockere Oberfläche, unter welcher ein fester Leimboden steht, faßt im regnigten Winter mehr Wasser ohne Schaden des Korns als eine flache, die dann gleich zum Breye wird und seine Pflanzen zu verfaulen zwingt. Im Leimboden kann einleuchtend nichts vortheilhafteres als ein hinlänglich tiefer Pflug seyn.

Die Fortsetzung folgt künftig.

c) Siehe Reichardts L. und G. S. fünften Theil, S. 84.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Freytag, den 4ten September 1778.

Gedanken von einer anderweitigen Triebfeder bey der Erziehung, veranlaßt durch die beyden Briefe vom Gebrauch der Ehrbegierde bey der Erziehung vom Herrn Professor Feder und dem Herrn Rath Campe, im deutschen Musäum 4tes St. April 1778.

Die beyden Briefe, welche im deutschen Musäum, über die Frage: ob es rathsam sey, die Ehrbegierde zu einer moralischen Triebfeder bey der Erziehung zu machen? von dem Herrn Professor Feder und dem Herrn Rath Campe stehen, haben mir bey Durchlesung derselben, die Veranlassung zu dem gegenwärtigen kurzen Aufsatz gegeben, von welchem ich wünsche, daß er den beyden würdigen Männern zu Gesichte kommen möge, welches ich nach der weitläuftigen Kundschaft dieser Bogen wohl hoffen darf.

Zuvörderst muß ich nur gleich erklären, daß ich die Gründe weder des einen, noch des andern zergliedern, mein geringes Urtheil darüber fällen, für oder wider dieselben dieses oder jenes anführen werde, weil dies ganz wider meinen Endzweck seyn würde, sondern, daß ich nur etwas weniges von den Folgen der Ehrbegierde nach meiner Erfahrung hinschreiben, woraus sich allenfalls beurtheilen lassen wird: ob es rathsam sey, dieselbe zur moralischen Triebfeder bey der Erziehung zu machen, oder nicht, und ein anderes bey der Erziehung anwendliches Mittel, welches mir schon längst im Kopf gelegen, und dessen Hauptinhalt ich auch schon auf verschiedene Art gemeiner bekannt zu machen gesucht habe, angeben will.

Es könnte freylich noch über den Begriff, Ehrbegierde, allerley gesagt werden, um nicht in eingebildeten Streit zu gerathen, um Misverständniß zu verhüten, aber ich denke, daß ich gesichert genug seyn werde, daß alles Misverständniß wegfallen wird, wenn ich erkläre, daß ich das Wort so nehme, wie es in beyden angezogenen Briefen geschehen ist, nach welchen dieselbe doch wenigstens die Begierde nach dem guten Urtheil unserer Nebenmenschen über uns, und über un-

sere Handlungen, nach dem guten oder großen Begriff derselben von uns, von unsern Eigenschaften, unserm Fleiß, unserm Verstande, unserm Herzen, unsern Verdiensten um die Welt, und unsern Würden die wir bedienen, ist — — und von den Folgen der Ehrbegierde nach diesem Begriff, will ich etwas weniges erzählen.

Ich kenne einen Mann, der schon in seiner ersten Kindheit bey allen seinen kindischen Handlungen Ehrbegierde äußerte, der also dieselbe schon von Natur besaß, und bey dem es mithin nicht nöthig war dieselbe erst einzuflößen. So bald wie er Tadel und Lob, Gefallen und Misfallen unterscheiden konnte, so bald ließ er auch in allen Stücken ein Bestreben zu gefallen von sich blicken. Er blieb nur so lange gegen Wissen und Lernen gleichgültig, als er einen Hofmeister und Lehrer hatte, bey welchem erstern er nur allein war, und bey dem andern keine waren, welche durch ihren besondern Fleiß, dessen vorzügliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Er lernte was ihm war vorgegeben worden, gut, fühlte aber weiter nichts dabey, weil kein anderer da war, der mehr oder weniger that, wie er, mithin die Lehrer keinen vorzüglichen Gefallen an diesem oder jenem zeigen konnten, und also auch er das Wissen und Lernen nicht als eine Sache erkennen konnte, durch welche man sich das Wohlgefallen und die Zuneigung anderer erwerben könne. Aber schon in seinem eilften Jahre nahm er durch zwey entgegengesetzte Beyspiele wahr, daß der Fleiß eine Eigenschaft sey, welche ihn in den Augen seines Lehrers werth machen, und durch welche man sich Kenntnisse erwerben könne, die von andern hoch geschätzt würden, und nun bewies er einen unaufhaltsamen Fleiß. Es war ihm nicht genug, das Seinige zu thun oder gethan zu haben, bey welchem er doch schon Rechnung auf das Gefallen seines Lehrers machen konnte, weil dieser um die Trägheit und Nachläßigkeit eines andern Schülers wegzuschaffen, und denselben durch das Lob, durch die Freundlichkeit, und durch die kleinen Schmeicheleyen, welche er denjenigen zu gute kommen ließ, die fleißig waren, auch zum Fleiß zu reizen, nie eine gut gelernte Lection, ein gut gemachtes Exercitium oder Uebersetzung und das fertige Exponiren, welches von der guten Vorbereitung zu demselben zeugte, ohne Lob, ohne ein freundliches Gesicht, und ohne Backenklätschern ließ, sondern da er sah, daß es selbst Grade in der Freundlichkeit und der Zuneigung seines Hofmeisters gab, so bestrebte er sich, den höchsten Grad derselben für sich zu erhalten, und that jedesmal mehr, als von ihm verlangt wurde. Er erreichte seinen Endzweck, und die vorzügliche Zuneigung seines Lehrers, die er theils durch seinen vorzüglichen Fleiß, theils aber auch durch Anschmeicheln, und äußerst gefälliges und dienstfertiges Betragen (welches er schon vorher als Mittel, sich Liebe zu erwerben, kennen gelernt hatte,) er-

erhielt, und das Lob, welches ihm derselbe bey seinen Aeltern sowohl, als auch bey andern Leuten ertheilte, und die Anführung seines Fleißes zum Beyspiel und Muster, machten ihn immer eifriger und anhaltender und unternehmender in den Dingen, die zu den Wissenschaften gehörten. Es ist wohl nichts leichter zu vermuthen, als daß diese Ehrbegierde bald ausartete, denn in solchem Alter, in welchem noch kein gesetzter Charakter Statt finden kann, bey so vieler Ehrbegierde, bey so vielem Feuer, so vielem natürlichen Verstand, so vielem Lobe, bey der Erlaubniß von seinen Aeltern, in allen Dingen mit sprechen zu können, bey der Bewunderung seiner großen Urtheilskraft, und bey so vielen Prophezeihungen von künftiger Größe, konnte es wohl nicht gut anders kommen, als daß der Knabe eine große Meynung von sich selber erhalten und aus diesem denn Stolz, Verachtung und Herrschsucht über und gegen seines gleichen entstehen müßte. – Zu seinem Glücke wurde sein Hofmeister diese Ausartung früh genug gewahr, denn er bemerkte nicht allein, daß der Knabe es sich herausnahm, der übrigen drey ihre Sachen zu bemäkeln, und selbst in seiner und der andern Gegenwart Urtheile über sie zu fällen, seinem Hofmeister oft in Lob und Tadel vorzugreifen, ihm selbst Anschläge anzugeben, wie man es mit einem von den andern, der noch ziemlich weit zurück war, anzufangen hätte, sondern er sah auch, wie der junge Mensch, das, was die andern vornahmen, verachtete, – ihren Fleiß, der freylich nichts außerordentliches hervorbrachte, aber durch welchen sie doch das vollkommen leisteten, was ihnen vorgegeben worden war, gering schätzte, und jedes Bestreben der andern, auch etwas mehr leisten zu wollen, höhnisch belächelte, – auch, daß er mit vieler Selbstzufriedenheit seine Arbeiten überreichte, bey dem Lobe, welches er erhielt, nach den übrigen hinschielte, und, wenn er wieder zu ihnen kam, sagte: Seht, so müßt ihr es machen, wenn ihr doch was machen wollet.

Nach diesen Bemerkungen verwies der Hofmeister ihm jede Aeußerung seines Stolzes, ließ es durchaus nicht zu, daß er sich etwas über den andern heraus nahm, tadelte die Fehler die er machte, schärfer, erinnerte ihn oft bey den Entschuldigungen, die er der Fehler wegen anbrachte, daß er sich nicht so klug müsse dünken lassen, sondern versichert seyn könne, daß ihm gleich den andern, noch außerordentlich viel fehlte, begegnete ihm mit vielem Ernst und Kälte, ob er gleich vorsichtig und klug genug war, ihm das ihm gebührende Lob nicht zu entziehen, um seine Ehrbegierde nicht gar zu unterdrücken, doch war kein freundliches Gesicht, kein Streicheln mehr dabey, und so wie er ihm dieses entzog, wandte er es den andern zu, – lobte sie mehr, und war freundlicher noch gegen sie. Diese Veränderung wurde der Knabe bald gewahr, er dachte hin und her, wo-

durch er die Zuneigung seines Lehrers wohl eingebüßt hätte, – sein kaltes Lob war ihm zu wenig, – er fühlte es bey sich, daß, wenn ihm gleich jedes Lob außerordentlich wichtig war, und er um desselben willen, alles unternehmen würde, es ihm doch lange nicht mehr so angenehm sey, wie sonst, da dasselbe mit Freundlichkeit begleitet war. Die vorzügliche Zuneigung, die sein Lehrer jetzt gegen den andern bewies, kränkte ihn außerordentlich, er wurde misvergnügt, still, und endlich fieng sein Fleiß an merklich abzunehmen, – – ein Beweis, daß es ihm wirklich mehr auf Liebe, als auf Lob ankam! Sein würdiger Hofmeister ließ ihn nicht in diesem Zustand lange, sondern behielt ihn allein bey sich, fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit und der merklichen Abnahme seines Fleißes mit aller der Freundlichkeit, die er sonst gegen ihn bewiesen hatte. Mit Entzücken, und mit Schluchzen, ohne Thränen (meiner Meynung nach das Zeichen der stärksten Rührung,) griff er nach der Hand seines Lehrers, und drückte sie mit Heftigkeit an seine Lippen, – – das, – das hat mir so lange gefehlt, – ach Gott! warum sind Sie mir nicht mehr gut? – was habe ich Ihnen zu Leide gethan? ich will alles gerne thun, was Sie nur haben wollen! Sein Lehrer streichelte ihn, und sagte: er sollte sich nur erst wieder fassen, dann wollte er ihm alles bekannt machen. Er zeigte darauf seinen Stolz, seine Verachtung und Herrschsucht, als die Ursachen des Verlustes seiner Liebe, an, und lehrte ihn, daß das Bestreben, die Zuneigung und Liebe jedes Menschen, wenn er auch noch so weit unter uns sey, zu erlangen, tausend mal mehr werth sey, als das Bestreben nach dem Lobe, und der großen Meynung derselben von uns. Er machte ihm diese Lehren so deutlich und so anschauend, daß dieselben die erwünschte Wirkung thaten. Einzelne Stücke davon zu erzählen, würde zu weitläuftig seyn, genug ist es zu sagen, daß er mit seinem großen Fleiß zugleich das Bestreben jedem Menschen zu gefallen verband.

Nun scheint es, war seine Ehrbegierde gehörig geordnet. Allem, was er sah', oder hörte, das geschätzt, das werth gehalten, das gelobt wurde, strebte er mit Eifer und Fleiß nach, und er war ordentlich ängstlich bemüht, sich die gute Meynung aller Menschen zu erwerben und zu erhalten. Diese Ehrbegierde nahm immer mehr und mehr zu, je mehrere Kenntnisse von Dingen er erhielt, und je mehrere Menschen seiner Art er durch die Verwechslung der Schule seines Hofmeisters, mit der öffentlichen Schule, in deren erste Classe er im vierzehnten Jahre kam, kennen lernte. Im siebenzehnten Jahre kam er auf die Universität. – Hier war er sich selbst gelassen, – kannte keinen Menschen. Der Student war ihm der nächste. – Umgang mit Männern konnte er nicht kriegen, wenn er sich gleich darum bemühete, – die Studenten wurden also allein seine Welt, sein Publicum. Er hörte

hörte hier List, Betrug, Frechheit, Verführung des andern Geschlechts, Hinterlist, Bravour in Schlägereyen, schlechte Begegnung anderer Menschen, und ein Heer von Lastern und Narrheiten und Ungezogenheiten, loben, und mit Theilnehmung erzählen, – es schienen ihm die übrigen Menschen außer den Studenten nichts anzugehen, – wie gesagt, sie allein wurden seine Welt, – und Ehrbegierde, Ehrbegierde! – – Wo blieben nun die Grundsätze, die ihm so viel vorgepredigt wurden, Beyfall und Zuneigung der Menschen waren der Sporn von je her für ihn gewesen; so lange durch gute Thaten dieselben erhalten wurden, gieng es gut, – aber nun fehlte bey guten Thaten alles, sie hatten denen keinen Werth, die zunächst um ihn waren, es fiel ihm also kein Beyfall, keine Zuneigung mehr in die Augen. Er mußte das Gegentheil noch erwarten, – Menschenkenner, nur gemeine Menschenkenner! sagt, ob es möglich sey, daß ein junger Mensch mit allem Feuer gerade in den Jahren, in welchen die Leidenschaften am stärksten, und die Vernunft, wahre ächte Vernunft noch sehr schwach ist, dem der **Beyfall der Menschen von je her Sporn war**, der jezt gar keine andere Welt hat, nicht haben kann, als die gesammte Anzahl der Studenten, in welcher er vorher angeführte Dinge den größten Beyfall erhalten, hingegen andere gute Eigenschaften gar nicht geachtet werden sieht, nur einmal unentschlüßig seyn kann, was er jezt wählen will und soll, und ob er nicht vielmehr blind, ohne an Grundsatz einmal zu denken, das wählen, dem gleich nachfolgen wird, was ihm jezt Beyfall verschaffen kann? – – Doch wozu dies! ich wollte ja nur erzählen, – der Jüngling wurde durch seine Ehrbegierde, durch sein Bestreben, Beyfall, Lob, Zuneigung der Menschen zu erlangen, hingerissen, – durch unedle, schlechte Handlungen, den Beyfall der Menschen in seiner jezigen Welt zu erlangen. Die Feinheit, mit der er so verdeckt, ohne den geringsten Verdacht auf sich zu ziehen, seine Streiche machen konnte, und seine Anschläge die er manchen gab, sich aus verwirrten Händeln glücklich herauszuziehen, erwarben ihm in seiner Welt, Hochachtung, Bewunderung und Zuneigung, und sicherten ihn zugleich vor aller Gefahr. Unglücks genug für ihn, daß er durch sein Bestreben zu gefallen auch hierin so viele Kraft anwendete, – hätte er nicht den Kopf gehabt, nicht auf die Ausführung seiner Streiche so studirt, – so würde er vielleicht einmal zur Rechenschaft gezogen, und dadurch seine Aufmerksamkeit wieder auf das bessere, auf eine andere Welt, als die seinige, gerichtet worden seyn, – aber nun blieb er ohne alle Veranlassung, – er wurde und konnte nie zur Verantwortung gezogen werden, und daher fuhr er fort, sich des elenden Beyfalls noch mehr zu erwerben.

Endlich wurde er durch das Recht der Natur und durch die theologische Moral, welche er beyde zu gleicher Zeit

hörte, auf seinen eigenen Zustand aufmerksam gemacht. Er hörte kein Collegium, ohne über dasselbe selbst nachzudenken, und diese sehr rühmliche Gewohnheit, welche ihren Grund wohl nur allein in der Beschaffenheit seines Genies hatte, war die wahre Veranlassung seiner Rückkehr zum Guten. Um diejenigen Gesetze zu prüfen, welche ihm als natürlich für die, in einer großen Gesellschaft lebende Menschheit waren vorgetragen worden, dachte er sich die ganze Welt mit einmal, setzte sich in die verschiedenen Lagen der Menschen, und bestimmte nach diesen das Verhalten derselben gegen einander. In dieser Umfassung der ganzen Menschheit, und in der Vergleichung ihres Verhaltens zu ihrer Glückseligkeit, sah er die Vorschriften der theologischen Moral in einer vorzüglichen Größe, fühlte das Glück der Menschheit in derselben so innig, so ganz und so warm, daß er ganz von dem Bilde bezaubert wurde. Nun war er ganze Wochen mit nichts als der Ausbildung seiner projectirten Welt beschäfftigt, – er kam nicht von der Stube, und ließ auch Niemanden zu sich, natürlicher Weise mußte er durch dies sonderbare Verfahren auch zu sich selbst und auf sein bisheriges Betragen geführt werden, – aber dieses verursachte nur kurze flüchtige Blicke, er scheuete sich, sich selbst anzusehen, noch weniger sich mit den Erhabenheiten, Größen und Schönheiten, die er gesehn, gefühlt, bis zu dem äußersten Entzücken gefühlt hatte, zu vergleichen, – doch endlich überwunden die Vorstellungen der vielen andern seines gleichen, der Möglichkeit ihrer Besserung durch ihn und des großen Beytrags zum Glück der Welt durch dieselbe, seine Schaam, – er gieng seine ganze Aufführung ausführlich durch, betrachtete sich also als Mitglied der weitern Welt, und machte sich in eben dieser Rücksicht auch seine, aus den Betrachtungen des Ganzen, und aus dem Gefühl des Großen und Schönen, gezogenen Vorschriften.

Nun hatte er sich selbst wieder aus seiner kleinen Welt in die große versetzt, und suchte in dieser seine Vorschriften in Ausübung zu bringen, – er sah jeden Menschen als seinen Bruder an, und suchte so viel als möglich jedes Menschen Liebe, Zutrauen und Hochachtung zu gewinnen. Er war außerordentlich eifrig, und ängstlich in diesem Bestreben, und unvermerkt kam er so weit, daß er die gute Meynung seiner Nebenmenschen von seinem Willen so wohl, als auch von seinem Verstande, Wissenschaften, und dem Vermögen, Gutes hervorzubringen, für das größte hielte, (freylich nicht in der Theorie, nein er dachte es gar nicht einmal, aber wirklich war es doch, wie er nachher erfuhr,). Sein erster Gedanke, wenn er Jemanden sah, war, was denkt der wohl von mir, wie fange ich es an, daß er eine gute Meynung von mir bekömmt? und er war unglücklich, auf viele Tage unglücklich, wenn er gleichgültig begegnet, oder auf ihn gar nicht geachtet worden war. – Kurz! Ehrbegierde, Bestreben nach der

der guten Meynung seiner Nebenmenschen war Triebfeder aller seiner Handlungen, und diese machte ihn so oft unglücklich.

Er blieb lange so, bis er in seinen Betrachtungen und Untersuchungen auf die Bestimmung des Menschen hier auf der Erde, in Beziehung derselben auf die künftige kam, – ich würde eine Abhandlung von vielen Bogen schreiben müssen, wenn ich alles erzählen wollte, was er da neues entdeckte, – genug er überzeugte sich durch dieselbe, daß seine bisherige Triebfeder sehr unedel gewesen wäre, daß er nicht aus Neigung zum Guten selbst, das Gute gethan hätte, sondern nur, um sich Lob und Liebe und Hochachtung unter Menschen zu erwerben. Es fehlte wenig, daß er sich nicht eben so sehr jetzt für sich selbst geschämt hätte, daß er so sündlich in seinen Absichten und in seinen Handlungen gewesen sey, wie vorhin bey der Entdeckung seines schlechten häßlichen Zustandes, – und er nahm sich vor, von nun an, alles, was er unternehmen würde, bloß um des Guten, um der Vollkommenheit willen, die daraus entstehn könnte, zu thun. Er blieb bey seinem Vorsatze, gieng alle die verschiedenen Vorfälle, die er täglich in seinem Leben hatte, durch; und suchte den Endzweck, die Absicht derselben so zu lenken, daß aus denselben doch wenigstens eins oder das andere Gute für einen oder den andern kommen müßte. Dies gieng gut, hier stand er sich am besten bey, hatte jetzt weniger unglückliche Stunden und Tage, weil er nicht mehr in der Meynung, in dem Urtheil der Menschen, sondern in dem Bewußtseyn, seine Bestimmung nach allen seinen Kräften erfüllen zu wollen, sein größtes Gut setzte. Aber wie oft, wie sehr oft bemerkte er auch an sich, daß ihm die Sinnlichkeit, um seinetwillen, um seiner Ehre bey Menschen willen, etwas zu unternehmen, noch anklebte, – und wie viele unglückliche Tage machten ihm diese Bemerkungen! Unvermerkt kam noch immer das Urtheil der Menschen über ihn bey seinen Entschließungen zu diesem oder jenem mit ins Spiel, unvermerkt und unwillkührlich fiel ihm der Gedanke ein, was man wohl nach dieser oder jener Handlung von ihm denken würde. – Die Gewohnheit war so stark bey ihm geworden, daß er wider seinen Willen auf diese oder jene Art, allen Menschen, die ihm nahe kamen und mit denen er zu thun hatte, eine große Meynung von sich einzuflößen suchte, – er bestrebte sich auf alle Art noch, von andern zu seinem Vortheil bemerkt zu werden, er fühlte den Kitzel in der Vorstellung, daß man ihn für einen Mann von Verdiensten hielte, und das Misvergnügen, wenn andere nur nicht einmal gezeigt hatten, daß sie ihn wirklich schätzten. – Alles dieses geschah nie, ohne daß es von ihm, wenn es geschehen war, bemerkt wurde, – er machte sich die bittersten Vorwürfe dann darüber, fühlte sich so niedrig, so klein, daß sinnliche Vortheile ihn zu etwas reizen konnten, und verfluchte die Eitelkeit, die Begierde

bey Menschen Figur, sey sie so klein wie sie wolle, machen zu wollen, und daß dieselbe noch so stark, so herrschend, so ihm immer gegenwärtig sey. Oft dachte er, aber die gute, und allenfalls große Meynung meiner Nebenmenschen von mir, ist mir nothwendig, um das Gute bey ihnen ausrichten zu können, was ich gerne will, – ich verlange keinen Ruhm, keine Ehrerbietung an und für sich, verlange nicht die Aufmerksamkeit meiner Mitmenschen auf mich zu ziehen, um den Kitzel zu haben, den so etwas macht, – sondern ihr Zutrauen zu gewinnen, das ist nur die Sache, und das muß doch seyn, – – aber, wo wird die Grenze bestimmt werden können! Kann ich das Zutrauen, die Aufmerksamkeit meiner Nebenmenschen, um Gutes bey ihnen auszurichten, suchen, ohne auch zugleich meine Ehre zu suchen, – und ich sollte mittel- oder unmittelbar mit Fleiß etwas um meiner Ehre willen thun, sollte eigennützig handeln, sollte um sinnlicher Dinge willen etwas unternehmen? – – nein, nein, lieber gar nicht handeln! – allein ich kann doch unmöglich das Gute unterlassen, was ich wirklich thun kann, und wenn die Menschen dann ein Wohlgefallen daran haben, und wissen, daß es von mir kömmt, und ehren mich deswegen, – was kann ich denn darzu, so ist ja die Ehre eine Folge meiner Handlung, nicht die Absicht, der Endzweck derselben! Nach vielem hin und her denken kam er denn endlich zu dem Entschluß, bey keiner seiner Handlungen, Rücksicht auf das Urtheil der Menschen von seinem Verstande, seiner Gelehrsamkeit, seinem Fleiß, seinen Verdiensten um die Welt, seinem Herzen, seinem Stande und so weiter zu nehmen, sondern alle einzig und allein nur in der Rücksicht auf Vollkommenheiten, sie mögen im großen oder im kleinen gehen, auf Zufriedenheit, Glück, angenehme Empfindungen und so weiter, welches durch die Handlungen kann hervorgebracht werden, zu betrachten, und wenn es nöthig seyn dürfte, Aufmerksamkeit zu erregen, dieselbe nie auf seine Person, sondern nur allein auf die Sache zu ziehen. Er wachte ganz genau auf sich, bemerkte eine lange Zeit über, daß er noch immer seinem Vorsatz getreu sey, und glaubte endlich seine Ehrbegierde überwunden zu haben, sich nichts mehr aus dem Urtheil seiner Nebenmenschen zu machen, ob sie eine große Meynung von ihm hätten oder nicht, – nie wieder etwas um der Meynung, um des Urtheils der Menschen willen, und also nie um irrdischer sinnlicher Vortheile willen zu unternehmen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Montag, den 7ten September 1778.

Schluß der Gedanken von einer anderweitigen Triebfeder bey der Erziehung ꝛc.

Dasjenige läßt sich nicht so leicht ausrotten wozu wir von Natur geneigt sind, und was durch die Erziehung noch vermehrt, noch vergrößert worden ist, – freylich schwächen, so sehr schwächen, daß man glaubt, es sey gar nicht mehr da, aber wenn irgend viele Umstände zusammen kommen, die in Verwandtschaft mit dergleichen stehen, so wird man es ungerne wahrnehmen, daß es noch immer geneigt ist, sich wieder zu erheben, – und nur ein bischen Willen gelassen, so sitzt es wieder, wie vorhin. Dies letztere abgerechnet, machte mein Freund eine ähnliche Bemerkung bey sich selbst. – Es vereinigten sich viele Umstände, die ihn auf das Verdienst anderer, auf die Attention, welche man auf sie wandte, und auf das Gute, auf den Nutzen, welchen jene wirklich dadurch stifteten, aufmerksam machten, – er sah dies alles mit Vergnügen, und beunruhigte sich nur mit dem Gedanken, ob das, was er hervorgebracht hätte, und noch zu thun willens wäre, auch wohl solche Vollkommenheiten in der menschlichen Gesellschaft bewirken würde, wie die Bemühungen jener? Zu eben dieser Zeit fiel mancherley vor, von welchem er glaubte, daß es ihm eine ungleiche Meynung von seinen Nebenmenschen zuziehen würde, – zugleich wurde er durch viele Vorfälle abgehalten, so thätig wie gewöhnlich zu seyn, – er wurde zerstreut, fühlte es selbst bey sich, daß er lange nicht so wirksam wie sonst sey, er konnte sich nicht bald genug wieder finden, – tausend Ideen durchkreuzten sich in seinem Kopf, und er hielt sich schon für einen Menschen, der der menschlichen Gesellschaft wenig oder gar nichts nutz würde, – dieser Gedanke war schon einer von denen, die er gar nicht zu heben sich bemühete, denn er wollte freylich Vollkommenheiten hervorbringen, – aber die Frage, ob er der Welt nütze oder nicht? war deswegen schon gefährlich, weil sie so nahe an den Vorstellungen von Verdienst um die Welt und der daher entstehenden Ehre gränzt, – – indessen er ward zugelassen, – und ehe er es sich versah,

kamen (wie es natürlich war,) ihm schon die Fragen in den Kopf: Was halten deine Nebenmenschen von dir, glauben sie, daß du ihnen nützest oder nicht, glauben sie, daß du Fähigkeiten, Willen und Fleiß genug hast, um der Welt Dienste leisten zu können, – glauben sie, daß du schon wirkliche Verdienste um dieselbe hast, und wie nimmt man sich gegen dich, – ehrt man dich, zeigt man, daß man Hochachtung, Zutrauen, Liebe, und große Begriffe von dir hat? – – alle die Fragen quälten ihn ein Paar Tage hindurch. Zum Glück für ihn bekam er Ruhe von außen, er kehrte in sich, und sah mit Schmerzen und Unwillen, daß alle diese Fragen aus Ehrbegierde und Neigung, bey **Menschen, bey Menschen**, geachtet zu seyn, gequollen waren. Das ist die Frucht meiner Natur und meiner Erziehung, sprach er mit dem Bezeigen seines äußersten Verdrusses, wäre ich nicht immer auf den Beyfall der Menschen attent gemacht worden, wie könnte es mir einfallen, bey jeder Gelegenheit noch darnach zu fragen, ob ich solchen Beyfall habe oder nicht? Was kümmert mich der Beyfall? um dessentwillen thue ich ja nichts, – er ist ja nicht Endzweck meiner Handlungen, und wie kann ich denn fragen, **ich, ich nur**, – ob meine Handlung den **Erfolg** hat, **den ich gar nicht** bey derselben **intendirte**! – wenn ich wirklich was Gutes, was Nützliches thue, so erfolgt der Beyfall von selbst, der mir ja nichts, sondern nur der Sache angehen soll, – und das Zutrauen muß ja auch dadurch kommen, ohne daß ich mich um dasselbe bestreben darf. Er gieng alles genau durch, was die oben angeführten Fragen verursacht hatte, und die Folge davon war, (um immer vollkommener, immer geistischer in seinen Handlungen und seinen Endzwecken zu werden, um sich immer mehr von sinnlichen Beweggründen und sinnlichen Hülfsmitteln loszureißen, und also immer uneigennütziger in seinem Thun zu werden,) das Vornehmen: Nicht allein um das Urtheil der Menschen nichts zu thun, sondern auch gar nicht daran zu denken, was die Menschen für Begriffe von seinen Eigenschaften, Verdiensten um die Welt, und seinem Bestreben, Gutes zu wirken, haben, sondern immer daran zu denken, wie wirklich Gutes, Nützliches, Vollkommnes durch ihn hervorgebracht werde, – und eben so nicht zu fragen, was haben die Menschen für Begriffe von andern, sondern was stiften diese Gutes, und ist die Attention der Menschen auf das, was sie Gutes stiften, gerichtet? – – Er ist freylich hiedurch seiner edlen Absicht näher getreten, aber kann es doch noch nicht immer verhüten, daß sich in diesem Stücke nicht zuweilen auch seine Sinnlichkeit wieder regen sollte.

So viel aus der Geschichte eines Mannes, der Ehrbegierde von Natur hatte, bey dem dieselbe durch die Erziehung genährt und vermehrt worden, was sie bey ihm in seinen verschiedenen Zuständen gewirkt hat, und besonders, wie

wie sie sich jetzt bey seinem Bestreben, vollkommner, geistischer in seinen Absichten zu seyn, verhält. – Wider meinen Vorsatz ist dieselbe so lang geworden, indessen wird man desto besser daraus wahrnehmen können, was man nach derselben für Folgerungen von der **Ehrbegierde** sowohl, als auch von dem Bestreben, **Menschen zu gefallen**, als Triebfeder bey der Erziehung machen kann. Nun noch etwas von einer andern Triebfeder, welche mir der Bestimmung des Menschen angemessener, und also bey der Erziehung anwendlicher zu seyn scheint.

Der beste Name, der der Sache am angemessensten ist, welchen ich dieser zu gebrauchenden Triebfeder geben kann, dürfte wohl **Bestreben**, oder **Begierde nach Geistesgröße** seyn. Es ist unmöglich, daß ich die Sache hier vollkommen und weitläuftig aus einander setzen kann, doch glaube ich auch mit wenigem, dem, der Lust hat, darüber nachzudenken, genug sagen zu können.

Geistesgröße besteht in **der beständigen Thätigkeit, Vollkommenheiten und Gutes aller Art aus uneigennützigen Absichten, bloß ums Gute selbst willen hervorzubringen, und in der Ueberwindung der unordentlichen Sinnlichkeit.** Je uneigennütziger die Absicht der jedesmaligen Wirksamkeit, und je stärker die Reize der Sinnlichkeit sind, die überwunden werden müssen, und endlich je edler, je vernünftiger, je geistischer die Gründe sind, durch welche man die Sinnlichkeit überwindet, desto mehrere, desto stärkere Geistesgröße! Diese beyden Hauptbestandtheile der Geistesgröße aber begreifen jedes Gute, was in der Welt geschehen kann, und jede Ueberwindung der Sinnlichkeit aus geistischen Grundsätzen in sich, bestehen also beyde aus sehr vielen und unzähligen Theilen. Jedes erhabene, jedes edle, jedes große, schöne, übereinstimmende, angenehme, freundliche, leutselige, wohlthätige, gefällige u. s. w. gehört zu dem einen Haupttheile der Geistesgröße, so wie die Ueberwindung jeder unordentlichen sinnlichen Neigung, jedes starken oder schwachen sinnlichen Reizes, jedes übertriebenen Affects, jedes unrechtmäßigen Vortheils, jedes Reizes zur unrechtmäßigen Beförderung seines Glücks, jedes Ehrgeizes, jeder Ruhmsucht, Eitelkeit, sinnlicher Größe, jeder Rache, jedes übertriebenen Zorns, jeder Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Härte, Störrigkeit, Empfindlichkeit am unrechten Orte, und zur unrechten Zeit, jedes Neides, selbst jedes Bestrebens in den Augen der Menschen groß, tugendhaft, verdienstvoll zu scheinen, selbst jeder Neigung nur Menschen zu gefallen, selbst jedes sinnlichen Beweggrundes zu einer Handlung als **Hauptbeweggrund** u. s. w. und der Gebrauch jedes edlern Grundsatzes zur Ueberwindung der Sinnlichkeit, jede Ueberwindung der Religion wegen, des erhabenen großen Musters Gottes, der unaussprechlichen Größe unsers Erlösers,

sers, des innigen Dankes, und des Gehorsams, die wir Gott schuldig sind, der göttlichen Bestimmung des Menschen zu einer geistischen Glückseligkeit, der Würde der Menschheit über alle uns sichtbaren Geschöpfe, wegen, aus inniger Neigung zu jeder Vollkommenheit, aus Abscheu jedes Bösen, Unglück, Elend hervorbringenden, aus wahrer reiner Verachtung, und widrigen Empfindung bey allem dem, was von Unvollkommenheit zeugt, aus Bestreben, immer Gott ähnlicher, immer vollkommner, immer seiner Bestimmung gemäßer zu werden u. s. w. zum andern Haupttheile dieser Geistesgröße gehört.

Ein solches Bild von Vollkommenheiten, ein Bild von jedem einzelnen Bestandtheile dieser beyden Haupttheile der Geistesgröße, um den jungen Menschen dergestalt ausgemahlt, anschaulicher gemacht, und so hingestellt, daß sie jede Vollkommenheit, jede geistische Größe, den Besitz, und die Ausübung solcher großen Eigenschaften, und die Ueberwindung jedes Reizes der unordentlichen Sinnlichkeit, als etwas ganz unschätzbares, als ein Gutes, welches zu erlangen, man alle seine Kräfte anwenden müsse, ansehen, und daher Verlangen, so zu seyn, und Bestreben, so zu werden bekommen, – und im Gegentheil, alles diesem entgegengesetzte, als schändliches, niederträchtiges, oder elendes, hingeworfenes, niedriges, kleines, und hinkriechendes, ansehen, und daher eben so weit sich von demselben entfernen, als sie dem andern nachstreben. Sollte eine Triebfeder von der Art nicht anwendlicher, nützlicher, und der Bestimmung des Menschen gemäßer seyn, – sollte ein solches in der Jugend angefachtes, und beständig fortdaurendes Bestreben nicht (wenn es nemlich allgemeiner würde,) die ganze Menschheit glücklich, die Erde zum Himmel machen? – und sollten wir also nicht lieber mit Auslassung jeder andern, wahrhaftig nie so beglückenden, und auch lange nicht so edlen Triebfeder nur diese recht zu gebrauchen, diese recht gangbar zu machen suchen? Man wende mir ja nicht ein, daß solche Triebfeder viel zu abstract, unvorstellbar und unumfaßlich für Kinder, und Menschen von niedrigerm Stande sey, – eine solche Einwendung kann keiner machen, der sich je Mühe gegeben hat, Kindern etwas beyzubringen, oder denselben etwas deutlicher zu machen; denn ein solcher wird wissen, wie man auch die schweresten Dinge durch sinnliche Vorstellungen den Kindern anschaulich machen, ja dieselben selbst geistische Größen auf eine sinnliche Art fühlen lassen kann. Freylich den Kindern ein solches Bild geistischer Größe, nur vorperorirt, oder ihnen dasselbe ins Gedächtniß gebläuet, – wird gerade so viel wie nichts ausrichten, – ja selbst eine noch so deutliche Erklärung der Begriffe, selbst die mündliche Erläuterung durch Beyspiele, und die Erregung der Einbildungskraft bey der Vorstellung solcher Größen werden, obgleich alles dieses nothwendig vorher-

gehen

gehen muß, doch das noch nicht ausrichten, was ausgerichtet werden kann, wenn man ihnen dergleichen thätig erläutert, dergleichen selbst fühlen läßt.

Nur ein Beyspiel mit wenig Worten! Man setze zwey Kindern, die, wie gewöhnlich die mehresten, außerordentlich für Näschereyen sind, dergleichen Näschereyen von allerley Art hin, mit der Erklärung, daß es ihnen frey stünde, nach ihrem Wohlgefallen davon zu nehmen, aber daß man auch zugleich sehen wollte, wie weit sie im Stande wären sich zu überwinden. Beyde befingern und besehen alles nach der Reihe, (dadurch wird der Reiz natürlich größer,) eins nimmt davon, der andere läßt es liegen, und geht davon. Beyde haben schon die Vorstellungen von der Größe der Ueberwindung der Sinnlichkeit gehört, – nun lasse man den einen und den andern das fühlen, was der Erfolg ihres verschiedenen Benehmens ist, u. s. w. Andere Beyspiele von anderer Art wird man in einem diese Ostern 1778 herausgekommenen Buche unter dem Titel **der neue Diogenes** im 2ten Theil in der 6ten Abhandlung finden.

Nach meiner Meynung ist die Vorzüglichkeit des Gebrauchs dieser Triebfeder bey der Erziehung vor der Ehrbegierde augenscheinlich, weil man theils (das Glück der Welt, das so vorzügliche Glück, welches nothwendig aus der Allgemeinheit einer solchen Triebfeder bey den menschlichen Handlungen entstehen müßte, ungerechnet,) alle die Abfälle nicht zu besorgen hat, welche wirklich gar zu leicht bey der Ehrbegierde vorkommen, theils derselbe dem Bestreben, die eigentliche Bestimmung des Menschen zu erfüllen, nicht so viele Hindernisse in den Weg legt, wie jene wirklich thut, sondern vielmehr und im Gegentheil demselben außerordentlich zu Hülfe kömmt, und theils, weil man in derselben schon den Grund und die nöthigen Einschränkungen des Bestrebens nach sinnlichen Glücksgütern, und den vernünftigen Gebrauch derselben hat. Könnte ich mich hier in die Ausführung dieser angegebenen Vorzüge einlassen, so möchte es jedem völlig einleuchtend werden, so aber kann ich nur meinen Lesern eine Abhandlung **über Beschäfftigung, Erhohlung und Umgang**, als ein Stück des oben angeführten Buches, zum weitern Nachlesen vorschlagen, aus welcher sie sich vielleicht schon hinlänglich von den Vorzügen dieser Triebfeder vor allen übrigen werden überzeugen können. Freylich wird zur Allgemeinheit und zur Anwendlichkeit dieser Triebfeder noch sehr vieles erfordert werden, und besonders möchte unser Religionsunterricht, unsere Theologie, und mancher Theil unserer Philosophie noch nothwendig eine ganz andere Gestalt gewinnen müssen, als welche sie jetzo haben, – davon sich aber jetzt wenig sagen, dabey sich jetzt wenig thun läßt, weil ich die Welt nicht mit rohen, noch nicht völlig ausgearbeiteten, und noch nicht auf alle Art und Weise erprobten und für gut gefundenen

nen Gedanken heimsuchen mag, — vielleicht geht es in etlichen Jahren besser. Ich werde völlig zufrieden seyn, wenn ich durch diese gegenwärtige Abhandlung die Aufmerksamkeit der beyden würdigen Männer, deren einen ich seiner edlen Bemühungen wegen eine künftige glückliche Welt, durch eine jetzige schöne Erziehung derer, welche jene ausmachen werden, hervorzubringen, äußerst hoch schätze, und deren andern ich als meinen ehemaligen Lehrer verehre, auf die von mir angegebene Triebfeder ziehen könnte, und dieselbe ihr Augenmerk, zur Vervollkommnung und Verbesserung der Welt, darauf richten, und ihr Urtheil darüber fällen, und ihre Meynung, wie es mit derselben, um sie gangbarer zu machen, anzufangen sey, sagen möchten.

Schreiben aus Hamburg an einen Freund, die Geschichte eines Grönlandsfahrers enthaltend.

Hamburg, den 14ten Jul. 1778.

Bester Freund,

Heute will ich Ihnen für mein langes Stillschweigen genug thun, weiß ich doch längst, daß man Ihren Zorn und Ihre Neugierde zugleich befriedigen kann. Ich komme eben aus dem Hause unsers W., noch ganz voll von der Erzählung eines Mannes, den ich dort gesehen habe, dessen Schicksale, wenn sie gleich nicht die einzigen in ihrer Art sind, doch wegen der Neuheit mehr interessiren, als alle die Ebentheuer, die so manche Reisebeschreiber wollen bestanden haben. Legen Sie also Ihren Robinson Krusoe eine halbe Stunde bey Seite, ich gebe Ihnen keine verschönerte Geschichte, sondern die treuherzige Erzählung des Mannes, wie ich sie mir beym Zuhören aufzeichnete „Das hat Ihnen ein guter Geist eingegeben, rief mir W. entgegen, als ich zu ihm ins Zimmer trat; Sie werden bald eine merkwürdige Person ankommen sehen, einen kürzlich hieher zurückgekommenen Grönlandsfahrer, Namens Joachim Heinrich Rosenland, der aus Hamburg gebürtig, und eines hiesigen Bootsmanns Sohn ist. Ich habe ihn zu mir beschieden, um mir seine Begebenheiten erzählen zu lassen.„ Kaum hatte ich meine Freude darüber bezeigt, als ich ihn ins Haus kommen sah. Ich glaubte einen Wilden aus der Straße Davis zu sehen, wie sie in den Allgemeinen Reisen zu sehen sind. Er hatte ein Kabbedeck, oder weites Kamisol ohne Nath, von Robbenfellen, an, und seine Beinkleider und Stiefeln waren

von

von demselben Stoffe. Bey den Stiefeln war indessen das Rauhe inwendig gekehrt, und sie hatten eine künstliche Nath von ledernen Streifen, die mit der Kunst des übrigen Anzugs ziemlich contrastirte. Der Mann trug seine ganze Reisegeschichte an sich, denn sogar die Fäden, womit die Stiefeln genäht, waren von Seehundssehnen. Er mußte sich setzen, und nach einiger eingenommener Erfrischung fieng er seine Erzählung an.

„Im April des vorigen Jahrs 1777 gieng ich als Schiffszimmermann an Bord des wohl besegelten Schiffes **de tweede jonge Herrmann**, darauf Capitain **Albrecht Janzen** aus Jütland commandirte, und welches auf Rechnung sel. **Abraham Willings** Witwe nach **Grönland** auf den Wallfisch- und Robbenfang bestimmt war. Weil der Wind bald gut ward, giengen wir im kurzen unter Segel, kamen glücklich aus der Elbe, und erreichten schon in vierzehn Tagen das Eis im Eismeere, auf der Höhe von Spitzbergen, wo der **Robbenschlag** zu seyn pflegt. Wir fanden dort mehr Schiffe, die schon vor uns ausgelaufen und ziemlich glücklich gewesen waren. Unser Fang war gleichfalls mäßig, denn wir erhielten in kurzem über zwölf Centner gutes Robbenspeck. Allein weil die Zeit ziemlich vorbey war, in der man die Seehunde zu **schlagen** pflegt, segelten wir von da gegen Nordwest am Eise weg, um Wallfische zu fangen. Es kamen uns auch verschiedene zu Gesicht, ja wir schossen sogar fünf derselben mit den Harpunen fest; allein sie machten sich alle wieder los, und wir bekamen keinen einzigen. Unsere Gefährten waren indessen glücklicher, und bekamen bald ihre Ladung. Einige holländische Floytschiffe kehrten daher bald wieder zurück, und wir wären ihnen gern gefolgt, wenn unser Commandeur hätte wollen unverrichteter Sache umkehren. Wir lavirten daher noch ganzer drey Wochen an dem Eise und oft zwischen dem Eise umher, in guter aber stets eitler Hoffnung. Während dieser Zeit verloren wir alle Englischen und die meisten Hamburgischen Schiffe aus den Augen, und unser Schiff war mit vier andern noch allein beysammen. Wir entdeckten bald darauf ein **Gatt** im Eise, und weil es sehr geräumig war, liefen wir hinein; kaum aber waren wir durch, als die Eisfelder hinter uns dicht zusammen traten, und uns einschlossen. Das Eis that sich immer mehr zusammen, jedes Schiff suchte die nächste beste Oeffnung, und daher kam es, daß wir uns alle einander aus dem Gesichte kamen. Nicht selten mußten wir ganze Tage lang still liegen, und was war natürlicher, als daß wir das Einfrieren befürchten mußten. Und in diesem hoffnungslosen Zustande trieben wir uns bis in den Monat September herum, in welcher Zeit wir oft fest saßen und wieder flott wurden, endlich aber entdeckten,

deckten wir wieder ein freyes offenes Wasser, und befanden uns bey Staaten Hoek am Eingange der Straße Davis. Wir hatten in dieser ungeheuren Strecke während einer jeden Wacht (von 4 Stunden) kaum fünf deutsche Meilen zurückgelegt. Allein unsere Hoffnung verschwand auf einmal, als unser Schiff und die übrigen, die sich gleichfalls wieder bey uns einfanden, auf einmal von zwey Eisfeldern zertrümmert wurden. Wir hatten nur eine Schaluppe bey uns, und suchten in ihr unser Leben und einige Lebensmittel zu retten. Wir zogen sie auf dem Eise fort, und entdeckten bald darauf noch eine ledige Schaluppe, darin ein Faß Brodt und eine Tonne Butter lag; ein Bootsknecht hatte sich in ihr retten wollen, der aber bald am Scorbut starb. Es stießen noch fünf Mann von unsrer Equipage zu uns, die wir mit andern zurückgelassen hatten, und weil wir eben wieder an die offene See kamen, die Schaluppe aber nur acht Mann aufnehmen konnte, so mußten wir sie zurücklassen, und sahen sie hernach elend auf dem Eise umkommen. In dieser See sahen wir auch Capitain Andresen mit seinen Officiers in einer Schaluppe, wir setzten ein Segel auf, und fuhren glücklich bey gutem Wind und Wetter mit einander fort. Wir sahen bald noch andere fünf und zwanzig Mann auf einer Eisscholle stehen, die mit traurigen Blicken uns anriefen, und gern bey uns gewesen wären; allein wir konnten ihnen nicht helfen. Bald nachher sahen wir noch dreyzehn Mann auf einer dicken Eisscholle beysammen, weil sie aber auch keine Schaluppe hatten, mußten wir sie hülflos zurücklassen. Den Nachmittag dieses Tages litten wir noch einen gewaltigen Sturm, und giengen Abends an das Eis, kehrten die Fahrzeuge um, und schliefen darunter. Des andern Morgens segelten wir wieder dreyzehn Meilen, als wir aber eine Spitze des Eisfeldes in weiter Entfernung sahen, und verzweifelten, ob wir um sie würden herumkommen können, da das Wetter immer unruhig und unsere Schiffe zerbrechlich waren; so giengen wir von neuem auf das Eis, und schleppten die Schiffe hinter uns her. Bey Tage waren sie unsere Speisewagen, und des Nachts unsere Gezelte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Freytag, den 11ten September 1778.

Schluß des Schreibens aus Hamburg an einen Freund, die Geschichte eines Grönlandsfahrers enthaltend.

Nach einigen Tagen aber gieng unser Mundvorrath sehr zu Ende, weil wir indessen gegen Norden Land vermutheten, doch aber nicht wußten, ob der Eiswall, den wir vor uns sahen, so beschaffen wäre, daß man daran landen könnte, unsere Böte auch von dem holprigten Eise immer mehr zerstoßen wurden; so zog ich einen Bootsmann auf die Seite, der ein Mann bey Jahren, von vieler Vernunft, Erfahrung und Entschlossenheit war, und fragte ihn, ob er nicht für gut hielte, daß wir über das Eis geradezu ans Land anträten. Er gab mir Beyfall, und da unsere Gesellschafter mitzugehen entschlossen waren, so schickte ich ihn an P. Andresen und seine Gefährten, um sie zu demselben Entschlusse zu ermuntern; allein der wollte lieber sein Heil noch einmal auf dem Wasser wagen, und also trennten wir uns. Wir theilten nun unser noch übriges Brodt zu gleichen Theilen, ließen das Boot im Stiche, und jeder nahm ein Ruderholz mit sich. So giengen wir acht immer dem Lande zu, und verloren die andern bald aus dem Gesichte. Als es zum ersten mal Nacht war, legten wir uns auf die Ruder aufs Eis, damit uns die Kleider nicht anfrieren möchten. Des andern Morgens giengen wir weiter, machten aber vorher aus, daß wir das Brodt zu kleinern Portionen essen wollten, so daß wir kaum satt würden. Das ermattete uns nun noch mehr, so daß unsere Reise sehr langsam von statten gieng. Wir brachten auch volle vier Tage und Nächte zu, ehe wir den Wall erreichten, wozu der Umstand viel beytrug, daß wir die dünnen Stellen im Eise, die nahe am Walle immer häufiger wurden, durch viele Umwege vermeiden mußten. Auch hatten wir in den drey letzten Nächten oft aufstehen und herumgehen müssen, um nicht fest zu frieren, denn es fiel jedesmal ein starker Nebel, welcher zu Glatteis ward. Endlich kamen wir an den Wall, bey dessen näherm Anblicke wir aber in Furcht geriethen, denn er war sehr hoch, ganz steil, aus bloßem Fel-

sen, und von glattem Eise überlegt. Unsere Augen sahen betrübt umher, ob nicht ein leichterer Aufgang zu entdecken wäre; weil wir aber daran zweifelten, so verzehrten wir erst unsere letzte Nahrung von Brodt und Butter, um unsere Kräfte zu stärken. Und nun fiengen wir zu klettern an, wobey der alte Bootsmann voran war, und uns die besten Steige zeigte. Ich war der letzte von allen, weil ich noch Kräfte genug hatte, den ohnmächtigern etwas nachzuhelfen, denn dies war um so nöthiger, weil die Eiszacken unter den Füßen oft losbrachen. So erreichten wir nach unsäglicher Mühe die Spitze des Felsen, die ganz kahl und unfruchtbar war. Meine Gefährten wollten nun sogleich einschlafen, allein ich ermunterte sie, einiges Gesträuch zusammen zu lesen, um ein Feuer davon zu machen, dessen Wärme ich für zuträglicher als den Schlaf hielt. Wir erquickten und trockneten uns also, welches uns unsern Zustand sehr erträglich machte. Unterdessen war der alte Bootsmann weggegangen, ohne uns was zu sagen; allein wir sahen ihn bald wieder kommen, und zu unsrer großen Freude eine Schürze voll grönländischen Sallat mitbringen. Wir hatten noch einen Kessel bey uns, in dem wir jetzt den Sallat kochten, und das erste mal nach unserm Schiffbruche warm aßen. Bald nachher entdeckten wir auch in der Ferne einen grünen Raseplatz, welchem wir zueilten, hier Gott für unsere Rettung dankten, und uns zur Ruhe niederlegten. Den andern Morgen giengen wir landeinwärts, denn unser Felsen war wirklich die Küste von Grönland, und fanden niedrige Gesträuche mit schwarzen Beeren, welche unser erfahrne Bootsmann Heidbeeren nannte, und unsern Heidelbeeren ähnlich sind. Doch haben mir diese nie so gut geschmeckt, wozu unstreitig das große Bedürfniß alles beytrug. Wir konnten nun schon einige Veränderungen mit unsern Gerichten machen. Den einen Tag aßen wir Mittags gekochte Heidbeeren, und des Abends Sallat; des andern Tages umgekehrt. So wanderten wir vier Tage herum, zwar immer mit niedergeschlagenem Muthe, aber doch getroster als auf dem Eise. Unsere einzige Hoffnung, je einmal wieder von hier weg und in unser Vaterland zurückzukehren, beruhete darauf, daß diese Küste von Wilden bewohnt wäre, die mit Europäern Handelschaft trieben. Weil wir aber in vier Tagen keine menschliche Spur fanden, so vergieng uns fast diese Hoffnung. Am Abend des vierten Tages hörten wir hinter einem Felsen, der vor uns lag, ein ungewöhnlich starkes Geräusch, ohne daß wir wußten, was es wäre. Es hielt die ganze Nacht an, und machte uns nach dem Morgenlicht begierig, um uns davon zu unterrichten; es war natürlich, daß uns meistens bange dabey seyn mußte. Sobald es also zu dämmern anfieng, giengen wir dem Felsen getrost zu, nachdem wir uns noch einmal eidlich ver-

verbunden hatten, uns nicht zu trennen, und alle Gefahren mit einander zu theilen. Wir kamen glücklich hinauf, und fanden, daß das ungewöhnliche Getöse nichts anders, als die freye offene See wäre, die wir mit einer ungeheuren Brandung unten an den Felsen anschlagen sahen. Und das Land, darauf wir standen, war west- und ostwärts durch große breite Arme der See, von dem übrigen Lande abgeschnitten; gegen Norden waren hohe Gebirge. Bey dem allen verlor der alte Bootsmann seine Hoffnung nicht, sondern sprach uns allen Muth ein. Er glaubte nemlich zuversichtlich, daß dies der bequemste Ort sey, wo uns die Wilden ansichtig werden, und wir vielleicht durch sie zu Europäern kommen könnten.

„In dieser Hoffnung brachten wir einen ganzen Tag auf der Seekante hin, und machten uns am Ende aus unsern Rudern und Segeln ein Gezelt. Auf einmal sahen wir drey Wilde in *Kajacken* a) vorbeyrudern, denen wir winkten und zuriefen; allein statt näher zu kommen, nahmen sie die Flucht. Unser Bootsmann legte dies Betragen so aus, daß sie sich gegen uns zu schwach gedeucht hätten, und bald mit einer Verstärkung wieder kommen würden. Und er hatte auch hierin Recht. Denn in weniger als einer halben Stunde sahen wir sechs Kajacken mit so viel Wilden gerade auf uns zu rudern. Sie kamen ans Land ganz dreist zu uns, und so sehr wir noch immer verlegen waren, wie wir sie verständigen würden, so stark faßten wir auf einmal Hoffnung beym Anblick einer an sich geringen Sache, die uns aber hier Anlaß zur größten Freude ward. Einer dieser Grönländer hatte eine bunte Mütze auf dem Kopfe, gerade wie sie die Waisenkinder in *Altona* tragen; wir schlossen gleich, daß Europäer mit ihnen in Verbindung stehen müßten, und erwählten diese Mütze zu unserm Dolmetscher. Wir bedeuteten sie also, daß wir Leute wären, die dergleichen Sachen hätten, daß wir Schiffbruch gelitten, und hungrig wären. Der Mann mit der bunten Mütze bezeigte sich sehr freundlich gegen uns, bat um unser Ruder, ließ damit einen andern nach der Kajacke gehen, und ihn damit fortrudern. Er selbst führte uns darauf zu Lande nach seiner Wohnung. Als wir hier ankamen, fanden wir schon unsere Sachen, die wir nebst den Rudern hatten hergeben müssen, und einige Grönländerinnen waren beschäfftigt, über einigen Thranlampen frische Fische zu braten, wie auch

a) Eine *Kajacke* ist ein Fahrzeug der Wilden in Grönland und Straße Davis, darin ein Mann fest eingeschnürt sitzt, und auf keine Weise ertrinken kann, denn wenn das Schiff umschlägt, kehrt es sich gleich wieder herum. Er hat gemeiniglich eine Harpune und ein Paar Wurfspieße zum Robbenfange oder einiger Seevögel wegen bey sich. Auf dem Baumhause in Hamburg ist ein Modell einer solchen Kajacke.

auch mageres Robbenfleisch, (denn das Speck wird roh gegessen, und schmeckt ausnehmend süß.) Alle diese Zubereitungen waren für uns, und alles that, als wenn wir lang erwartete Gäste wären. Man machte uns darauf ein Lager zum Schlafen zurechte. Ich mußte mit drey andern in das Gezelt des Hausherrn, und die übrigen vier kamen in eine aus rohen Steinen aufgerichtete Wohnung. Die Männer trugen sämmtlich Hemden von Seehundsblasen und ein Kabbedeck darüber, so wie auch Stiefeln von Seehundsfellen. Die Weiber waren eben so gekleidet, außer daß ihre Hemden von wilden Entenfellen waren. Unsere gute Aufnahme gefiel uns ungemein wohl, wenn uns nicht ein Umstand unsere Freude sehr getrübt hätte. Alle Leute waren ganz voller Läuse, und wir waren selbst kaum einige Stunden unter ihnen gewesen, als wir sämmtlich davon befallen wurden. Aber ekelhafter als alles dies war die garstige Gewohnheit, der die Weiber sonderlich ergeben waren, daß sie sich beym Mangel andrer Geschäffte die Läuse absuchten, mit den Zähnen aufknackten, und sie mit vielem Geschmack verzehrten. Ich weiß nicht, ob es Höflichkeit oder Lüsternheit war, daß sie auch fleißig zu uns kamen, und auf das Wild Jagd machten. Diese Damen hatten auch ein eigenes Werkzeug zu diesem Fange, welches ein kurzes Stöckchen war, mit einem rauhen Robbenfelle umwikkelt, damit fuhren sie sich in den Busen, und ließen das Ungeziefer in die Haare kriechen, nahmen alsdenn das Stöckchen in die linke Hand, und suchten mit der Rechten die gefangenen Leckerbissen so appetitlich ab, wie unsere Kinder die an einem Stöckchen gebundnen Kirschen.„

„Des andern Tages bemühten wir uns, unserm Wirthe begreiflich zu machen, daß wir Freunde der Dänen und andrer ihre Küste befahrenden Nationen wären. Wir hatten den ganzen Morgen diese Versuche gemacht, aber ganz fruchtlos. Endlich fanden wir zu großem Glücke noch ein Stückchen Papier bey uns, darauf ich mit einem Bleystifte ein Schiff mahlte, nebst einem Boote dabey, daraus auf einen Wallfisch Harpunen geschossen wurden. Dabey bedeutete ich den Wirth, ob nicht in dieser Gegend solche Leute wohnten, oder dahin kämen, und ob er uns nicht zu ihnen führen könnte. Er antwortete sogleich auf das letzte *ap* oder *ja*, steckte das Papier hinters Ohr, zog seine bunte Mütze darüber, und gab durch Minen zu verstehen, daß er morgen abreisen, und den Tag darauf uns Nachricht geben würde. Der brave Mann hielt richtig Wort, er kam am dritten Tage Abends zurück, brachte jedem von uns einen Schiffszwieback, ein Töpfchen mit Butter und ein Fläschgen Brandtwein mit. Noch mehr aber erfreuete uns ein Brief, der halb Dänisch, halb Deutsch geschrieben war, welchen ein Herrnhuter einer nahe gelegenen Colonie geschrieben

schrieben hatte, mit Namen Kampferwell, und worin wir eingeladen wurden, zu ihm zu kommen. Diese Nachricht belebte uns alle, und ließ uns alles ausgestandene Ungemach vergessen. Zur Dankbarkeit schenkten wir unserm Wirthe jeder einige knöcherne Camisolknöpfe, wornach er immer viel Begierde bezeigt hatte, und dafür ließ er uns noch den Tag darauf auf einem Kunniboote (oder größern Fahrzeuge der Grönländer, das von Frauenspersonen gerudert wird) abreisen. Wir kamen bald zu Kampferwell, und fanden dort drey Männer und zwey Frauen, denn Ein Mann war unverheyrathet. Der älteste von ihnen fragte uns gleich Deutsch, ob wir Deutsche wären, und als wir dies bekräftigten, nahm er uns mit aller Liebe auf, tractirte uns mit vieler Freygebigkeit, so gut es seine Umstände erlaubten, denn Heidgrütze war unsere meiste Kost, und behielt uns bey sich. Wir mußten ihm unsere Schicksale erzählen, nach deren Endigung er uns fragte, ob wir nicht glaubten, daß noch mehr unsrer Gefährten geborgen und an diese Küste gekommen wären. Als wir dies bejahten, schickte er sogleich einen Wilden, der ein Christ geworden, und in seinem Dienste war, aus, um unsere Gefährten aufzusuchen. Dieser blieb einen ganzen Tag aus, kam aber unverrichteter Sache wieder, und wir glaubten schon, daß alle mit einander umgekommen wären. Der Bediente unsers Wirths fuhr indessen noch einmal ungeheißen aus, kam des Abends wieder und bekräftigte, daß er auf einem Felsen fünf Mann gesehen habe, die aber ganz ermattet gelegen hätten. Es ward sogleich ein Kunniboot ausgeschickt, sie abzuholen. Und als sie ankamen, sahen wir zu unsrer großen Verwunderung, daß es der Commandeur Peter Andresen und seine vier Officiers waren. Die armen Leute hatten es viel schlimmer gehabt als wir. Sie hatten alle Mühe gehabt, zu landen, und hernach weder Sallat noch Heidbeeren angetroffen, waren also fast verschmachtet, indem sie schon seit einigen Tagen nur noch ganz kleine Restgen Brodt zu verzehren gehabt hatten. Der Herrnhuter bewirthete uns noch einige Tage, bis sich die neuen Ankömmlinge erquickt hatten, entschuldigte sich dann, daß er uns nicht länger bewirthen könnte, und schickte uns darauf auf einem Kunniboote, mit einiger Zehrung und einem Empfehlungsschreiben, zu einem Dänischen Kaufmann, der auf Rechnung des Königs mit den Grönländern hier Handlung treibt. Allein dieser Mann konnte uns gleichfalls nicht behalten, so gerne er auch wollte; er schickte uns deswegen zu einer Dänischen Colonie, *Julianens Hope* genannt. Diese war funfzig Meilen weit entfernt, auf welchem Wege wir vierzehn Tage zubrachten, und unterwegens alle Dörfer der Wilden besuchten. Wir waren hier an einen großen Kaufmann gewiesen, der wirklich vier Buchhalter in seinem Comtoir hielt. Er nahm

 uns

uns gastfreundlich auf, wir hatten gute Zehrung und gutes Lager. Es lag hier ein Dänisches Schiff das Victualien gebracht, und unterwegens viele unsrer Gefährten auf Klippen angetroffen und mitgenommen hatte. Es sammelten sich auch fast wöchentlich einige von unsern fünf Schiffen, die meistentheils von den guten Grönländern gebracht wurden, so daß unser am Ende drey und funfzig Mann zusammen kamen. Wir bekamen ein jeder von dem Kaufmann sieben Robbenfelle und sechs Pfund Taback, um uns bey den Grönländerinnen Kleider machen zu lassen, indem die unsrigen ganz zerrissen waren. Den Taback mußten wir für Arbeitslohn hingeben, und das ist hier der gewöhnliche Arbeitslohn, weil die hiesigen Frauen sämmtlich Taback rauchen. Diese Colonie hat auch einen eigenen Lutherischen Prediger, bey dem wir den Gottesdienst abwarteten. Und auf diese Weise brachten wir den ganzen Winter dort zu, bis am 6ten April dieses Jahrs, da das Dänische Schiff wieder unter Segel gieng, und uns sämmtlich an Bord nahm. Es hatte nur auf sieben Wochen Vorrath bey sich, wir mußten daher in den Hafen von Bergen in Norwegen einlaufen. Und von daher sind wir gelegentlich hieher zurückgekommen. Meine Abreise verspätete sich am längsten, weil mich ein Bremischer Commandeur, den ich kannte, zu sich an Bord nahm, und nicht früh genug Ladung bekommen konnte. Von diesen drey und funfzig Mann sind nachher drey auf der See gestorben, die übrigen funfzig aber sämmtlich wohlbehalten zurückgekommen.

So weit mein Schifszimmermann. O! hätten Sie ihn doch erzählen gehört, um die Treuherzigkeit und den frohen Sinn nach seinen Gefahren auf seinem Gesichte zugleich zu sehen. Mich dünkt, ein solcher Mann ist zugleich durch sein Leiden der bewährteste Freund der Tugend geworden. Für mich und für Sie möchte ich aber noch gerne den Gedanken daraus ziehen, daß für jede Noth des Lebens Rettung ist. Ich bin ꝛc.

Von einem ungewöhnlich großen Pappelbaume.

Alle außerordentliche Naturprodukte, in allen drey Reichen der natürlichen Dinge, können mit Recht einen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit machen. Dahin gehören nun auch ungewöhnlich große und hohe Bäume, gleichsam die Patagonier im Pflanzenreiche. So bewundert man die starken Eichen und Kastanienbäume auf dem Berge Aetna; die Linde, die zu Neustadt an der Linde gestanden, deren Stamm sechs und

und zwanzig Pariser Schuhe im Umfange gehabt, und vielleicht noch andere, die einen vorzüglichen Rang unter diesen ansehnlichen und nützlichen Gewächsen des Erdbodens behaupten. Ich will diese Zahl noch mit einem sehr hohen und dicken Pappelbaume vermehren, der noch vor wenigen Jahren die Zierde seiner Gegend war, und es wohl verdient, daß das Andenken davon nicht gar erlösche. Er stand in der Grafschaft **Mannsfeld**, nicht weit von der Stadt **Hettstedt**, hatte noch eine zwote fast eben so hohe Pappel neben, und andere Weiden um sich, unter welchen er seinen stolzen Gipfel auf eine auszeichnende Art empor hob, und gab der ganzen Gegend den Namen, den sie noch führt, bey **der langen Weide**. Die eigentliche Höhe desselben, kann ich nicht nach Fuß oder Ellen bestimmen; daß man aber diesen Baum in einer sehr weiten Entfernung sehen können, und daß er daher den Reisenden schon von ferne zu einem sichern Merkzeichen diente, wissen alle diejenigen, die dieser Gegenden kundig sind, und es ist mir für gewiß versichert worden, daß man diesen Baum bey **Magdeburg**, sieben Meilen von da, habe sehen können, ob er gleich zwar wohl in einer etwas hohen Gegend, aber doch nicht auf der größten Anhöhe derselben, gewachsen war. Man maß seine Stärke, als er am 19ten December 1770 von einem Sturme war umgeworfen worden, und fand den Umfang achtzehn Leipziger Ellen. Also übertraf er darin noch jene Linde bey **Neustadt**. Er war hohl, und hatte nur an einer Seite eine mittelmäßige Oeffnung, wodurch man hinein kriechen konnte, und dieser innere Raum war so weitläuftig, daß einstmals vierzehn Ackerknechte, welche in den dasigen Feldern pflügten, sich hinein begaben und Platz darinnen fanden. Sein wahres Alter kann ich nicht angeben. Es lag aber ehemals ein Dorf, mit Namen **Wiesenstedt**, in dem Bezirk, das bald im Anfange des dreyßigjährigen Krieges, wo nicht noch eher, zerstöhrt worden, dessen ältere Einwohner vermuthlich diese Pappelweide gepflanzt haben. Wenigstens lese ich in einer gedruckten Predigt vom Jahr 1698 daß sie damals schon die **lange Weide** geheißen habe.

Anfragen.

I.

Ich habe bey meinem Rindviehe seit einigen Jahren das Unglück, daß auf die Milch, wenn sie einige Tage stehet, blaue Flecke kommen, welche sich nach und nach über die ganze Satte ver-

verbreiten, dergestalt daß der Rahm ganz blau aussieht. Die Folge hievon ist, daß beym Abrähmen allemal viele Satten mit Milch und Rahm in die Wäsche gegossen werden müssen, oder daß die Milch zeitig, und ehe sie Flecke bekommt, abgerähmet werden muß, in welchem Falle man aber nur den halben Rahm erhält. Gegen dieses Uebel sind verschiedene Mittel gebraucht, auch die Milchgefäße vielfältig ausgekocht und ausgescheuert, jedoch ohne weitern Nutzen, als daß sich die blauen Flecke wohl auf einige Zeit verringert oder verloren, nachher aber wieder häufig eingestellt haben. Sollte daher Jemanden ein bewährtes Mittel gegen dieses Uebel bekannt seyn, der wird gebeten, solches in diesen Blättern gütigst bekannt zu machen.

A. M.

2.

In Melchior Christian Käplers Anleitung zu mehrerer Erkenntniß und Verbesserung des Forstwesens heißt es §. 246.

„Es ist ein gewisser Tag im Jahre, wann es an demselben regnet, so gewinnen die Spinnen die Heyden, wie denn auch aus der Erfahrung zu sehen, daß manches Jahr die Heyden durch und durch in Wäldern mit Spinnweben überzogen sind, geschieht nun dieses, so ist der Ertrag mit den Bienen vorbey, anstatt daß sie den Honig aus den Blüten holen wollen, bleiben sie in den Spinnweben hangen, mithin leiden sie dabey mehr Schaden, als sie Nutzen schaffen können. Ist aber an dem mir gar wohl bekannten Tage schönes Wetter, so gewinnen nach dem Ausspruch aller Bienenverständigen die Bienen die Heyden, weil auf solche Weise das Jahr die Heyden von den Spinnen, und folglich auch von ihrem Gewebe befreyet bleiben. Dieses ist eine Sache, die nicht einem jeden wissend, aber doch aus der Erfahrung manches Jahr mit Verdrießlichkeit zu sehen ist.„

Man ersucht diesen räthselhaft bemerkten Tag in diesen Blättern bekannt zu machen, da solcher in hiesiger Gegend weder Forstbedienten noch Imkern, nach dem Ausspruch des Schriftstellers, wissend ist.

S. H.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Montag, den 14ten September 1778.

Fortsetzung der Preisschrift, das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

(Siehe das 68. 69 und 70te Stück.)

Die zweyte Einwendung könnte sagen, es würde an Zeit fehlen, so viel, als gerathen ist, im Herbste zu pflügen. Und das wäre wahr, wenn man nur auf Eine Regel allein, und nicht auf alle sehen will. Im leztern Fall aber kann ganz bequem, bis aufs wenige Rübe- oder Kohlland, alle Saatfurche im September gepflügt werden, und im gelinden Herbste haben der October, November, auch noch wohl der December Tage genug, woran man das Sommerfeld, das Flachs- Rübe- und Kartoffelnland umpflügen kann. Fröre es um Michaelis und thauete vor Ostern nicht wieder auf, so könnte es freylich nicht geschehen, es würde aber denn auch nicht schaden, weil ein solcher Winter der Erde mehr Lockerheit als der tiefste Pflug in einem andern giebt, und nicht schaden, wenn das Sommerfeld im Frühjahre dann nur zweymal gepflügt wird. Es weiß sich Niemand eine reichere Gerstenernte als die von 1740 zu besinnen, man hat 40 Himten auf einem Morgen geerntet, der sonst selten 20 trägt; der Winter that also mehr, als im andern der Pflug in ziemlicher Tiefe, empfiehlt ihn aber zugleich. Diese Unmöglichkeit aber verursacht nur der frühe und anhaltende Frost, beym abwechselnden kann der aufmerksame und fleißige Ackermann noch immer recht gut fertig werden. In einem so trocknen Herbste, wie 1766, ließ sich freylich spät hin so flach, als man das Sommerfeld zu fälgen pflegt, nicht mehr pflügen, im October aber besonders der starke Rokkenstoppel, der das Land nicht so sehr hatte austrocknen lassen, noch ganz leicht flach, wie man noch immer that, pflügen, und wer die tiefe Furche nicht fürchtete, konnte den ganzen Herbst Rocken- und Gerstenstoppel pflügen. Der häufige Regen pflegt noch weniger daran zu hindern, weil er gewöhnlich noch immer trockene Tage läßt, den Acker, dessen Oberfläche Stoppel und Wurzeln ziemlich fest machen, schwerlich so durchweichen wird, daß er kein Zugvieh mehr trüge, und am Ende das

Pflügen selbst nicht schädlich macht, wenn es auch unter Güssen geschähe, weil er sammt Frost und Schnee ferner zu erwarten ist. Im Sommer pflügt man nicht gern im Regen, weil, wenn er dann zurückbleibt, die darin zusammen geklebte Erde ein unauflöslicher, unfruchtbarer Kloß bleibt. Es bleibt also nur ein Hinderniß, wenn der Bauer den so vortheilhaften Herbstpflug nicht bestreiten kann, die unglückliche Nothwendigkeit nemlich, dem Dreschen obzuliegen und nach der Stadt zu fahren, um die häufigen Herbstgefälle aus der Ernte zu lösen. Muß er dreschen, statt zu pflügen, so kann ihn der beste Unterricht nicht glücklicher, aber seufzen machen, daß sein Druck ihn zu befolgen hindert.

Es ist noch eine dritte Einwendung gegen die gegebenen Lehren übrig, die nemlich, daß durch das frühere Pflügen der Brach, und des Rocken- auch Gerstenstoppels die nöthige Viehweide zu sehr beenget werde. Wie diese Einschränkung wahr ist, so muß es auch wahr seyn, daß der Ort, der diese Klage zu führen hat, keine gute Proportion des Ackerbaues und der Viehzucht getroffen, oder Servituten trägt. Hat Jemand das Recht, unsere Brach von Aberntung des Gerstens an bis in den Julius des künftigen Jahrs mit den Schaafen zu behüten: nun so kann unser Ackerbau nicht getrieben werden wie er sollte, und wir müssen uns gedulden. Hätten wir aber so vielen Boden zu Acker gemacht, daß wir weder Weide noch Wiesen genug für das Vieh behielten, und daher, zum Nachtheil des Korns, den Stoppel liegen lassen müßten, so lange noch ein Kraut oder eine Wurzel darin zu vermuthen stünde: dann könnten wir wohl für bedächtliche Wirthe nicht gelten, als welche dafür sorgen, daß ihr zum Ackerbaue unentbehrliches Vieh auch leben kann, und nicht mit dessen Nachtheile leben muß. Ich kenne indeß Oerter, die so lange Ackerland gemacht haben, daß sie nun ihre Pferde mit Korn oder auf ihrer Nachbaren Saat füttern, und ihre Kühe mit Stroh nähren müssen, und Heu ihnen nur weisen können; und muß es andern überlassen, bey diesen Dörfern eine bessere Proportion zwischen Ackerbau und Viehweide dahin wieder herzustellen, daß diese jenen nicht zurückbringt.

Nun kann ich wieder ins Feld gehen und dem Landmanne, dessen wachsende Früchte von der Witterung Noth leiden, meinen geringen Rath ertheilen. Erst also ins Winterfeld, um zuzusehen, ob der anhaltende Regen den jungen Rocken nicht zu ersäufen droht. Hier sind Wasserfurchen, dort fehlen sie; hier ziehen sie, dort nicht, hier lassen sie das Land bey einiger Festigkeit, daß der Rocken darin ausdauern kann, dort wird es ein Sumpf, worin er umkommen und dem Drespen Platz machen muß. Was zu thun? **Jeder Ort muß darauf bedacht seyn, dem Wasser Abfluß zu verschaffen, jeder Wirth die Abzugsfurchen auf seinem Lande nach dem wohl beobachteten Zuge**

Die zwölfte Regel.

ge

ge des Wassers anlegen und brauchbar machen, und ihm, bey einer untiefen Oberfläche auf einem festen Boden, am niedrigsten Theile einen Ausfluß öffnen, wenn der auch einige Ruthen Land kosten sollte. Das wäre mein Rath, den ich nun erläutern muß. Alle Sorgfalt, Arbeit und Ausgabe hilft dem Ackermann nicht, wenn der Ort nicht gemeinschaftlich oder durch Betrieb der Obrigkeit die Vorkehrung getroffen, das vom Acker geleitete Wasser weiter zu schaffen. Bleibt es unten, wo es hingeleitet ist, stehen, so muß es wieder auf die Aecker treten, und vielleicht nun noch mehr schaden. Wer mächtig genug ist auszurichten, daß jedes Dorf im Lande dem Wasser den Abfluß öffnen muß, und es fortschicken kann, der verdiene sich doch dies Gotteslohn! In nassen Jahren ist der Schaden oft sehr beträchtlich den das Wasser den Früchten verursacht, in den Gemeinen aber entweder nicht gute Gesinnung genug, gemeinschaftlich zu thun, was gemeinschaftlich geschehen muß, oder nicht Vermögen genug, bey ihren Nachbaren den freyen Durchzug des Wassers zu bewirken. Wo aber der Abfluß ist, da muß er auch dem Lande gemacht, mithin die Erdfurche bedächtlich ausgepflügt, auch wohl eine Queerfurche gegraben werden, wenn das Land wie im Kessel liegt. Bey dieser ists nun hauptsächlich nöthig, den Zug des Wassers wohl zu beobachten und sich mit einem sichern Steine zu merken, damit man die Furche auch dahin, wo der Zug ist, mache. Ich habe es hie und da gesehen, daß dieser ganz anders wie jene, und der Schaden also doppelt war; auch gesehen, daß die Erde aus der Furche an die Bergseite gelegt und dem Wasser, wenn es nicht mit einem Gusse kam, also unmöglich war, in die ihm geöffnete Furche zu fließen. Es ist eben so nöthig, den Eingang des Wassers in dieselbe und dessen ungehinderten Durchfluß, den nicht viele Erde verstopfen kann, zu erleichtern und sie daher oft zu besichtigen und zu erneuern, als eine überlegte Anlage derselben nöthig ist. Die Aecker an einem Berge sollten billig so gemessen und gelegt seyn, daß das Wasser in den Erdfurchen ablaufen könnte a), damit man nicht mit eigenen dazu Land und Zeit zu verderben nöthig hätte; und wo die Landesvermessung noch nicht geschehen, da will ich die Rücksicht hierauf bestens empfohlen haben. Denn, daß das Wasser, was oben in der Furche läuft, unten wo der Acker breiter wird, darüber wegfließt, ist eine gar häufige Erscheinung, der der Bauer selten vorbeugt, weil er das Wasser so billig hält, Furche zu halten. Die meiste Arbeit macht dem aufmerksamen Wirthe eine Vertiefung in der Mitte eines abhängig liegenden Ackers, die alles von der Höhe kommende Wasser behält, wenn nicht die Furche so tief ausgestochen wird, daß sie es fahren lassen muß. Am be-

a) Falls es nicht besser ist, den Berg in die Queer zu pflügen. Siehe Reichardts L. und G. S. 5ten Theil, S. 89.

sten wäre es, wenn sich die Vertiefung, oder Senke, füllen ließe; da es hiezu aber oft an Materie fehlt und an Zeit: so muß nur nicht versäumt werden, die Furche so weit durchzugraben, daß es abfließen kann. Der größte Wasserschaden entsteht indeß da, wo unter einer Oberfläche von einem oder anderthalb Fußen undurchdringlicher Leim oder Thon steht. Ein starker Herbstregen von 48 Stunden ist vermögend diese Oberfläche so durchzunässen, daß sie wie ein Morast wird, keinen Menschen mehr trägt und der Rocken darin verfaulen muß. Die Bewohner dieser Gegenden thun zwar was sie können, ründen ihre Aecker so hoch als möglich, und machen die Erdfurchen so tief, daß man sie für eitel Graben halten sollte; dennoch behalten sie in nassen Wintern wenig Rocken. Vielleicht hilft ihnen mein in der Regel kurz gethaner Vorschlag, wie er mir geholfen. Ich will mich weiter darüber erklären. Auf einer Wiese mitten zwischen Aeckern war am niedrigsten Theile eine beständig nasse Stelle, die ich, um zu wissen, ob da eine Quelle wäre, aufgraben ließ. Es fand sich aber in mäßiger Tiefe Thon, auf welchem, wie sich nachher leicht entdecken ließ, die Oberfläche der Wiese und Aecker lagen. In Hoffnung, beyde trockner zu machen, ließ ich zwanzig Fuß ins Gevierte alle Erde über den Thon wegnehmen, und gleich füllte sich die Oeffnung mit dem hellesten Wasser, ist auch seit dem Herbste 1772 bis jetzt nicht wieder trocken geworden, wenn man auch dem Wasser den Abfluß öffnet, wie so oft, und so lange, als es die Beschaffenheit der umliegenden Felder erlaubt, geschiehet. Woher dies Wasser? Es ist sicher Regenwasser, das sich durch die Oberfläche bis auf den Thon gesenkt, auf welchem es sich nach der tiefern Gegend, wo die Oeffnung ist, zieht, und da sichtbar wird. Und diese Beschaffenheit hat es ohne Zweifel mit den sogenannten Hungerquellen. Da sie nur zuweilen fließen, so muß die Thonlage, die ihr Wasser sammelt und dahin schickt, nicht groß seyn. Nun denke ich, man öffnete in den Gegenden, unter deren dünner Oberfläche Thon oder Leim liegt, bis auf denselben die Erde in den niedrigsten Stellen, wo doch aber diesen Oeffnungen, die ich wohl Bassins nennen möchte, Abfluß, so lange es nöthig, verschafft werden kann, und legte deren so viele an, als es die Größe des Thonfeldes, worauf das Wasser steht, erfodern möchte: so könnte man immer so viel abziehen, wie dem Rocken, wenn er nicht verderben soll, abgezogen, dem Gersten aber, zu desto besserm Gedeyen, gelassen werden muß, und könnte also einer Gegend damit aufhelfen, die bloß dadurch, daß sie fast in jedem nassen Winter ihr Winterfeld verliert, zurückbleibt. Aber nun der Verlust dieser Plätze! Ich halte ihn für keinen Verlust, weil sie das wichtigste Feld erhalten. Wer mit einer Ruthe Verlust die unentbehrlichsten Früchte auf 119 Ruthen bewahren und ihren Wachsthum dadurch gleichsam dirigiren kann, hat den beträchtlichsten Vor-

Vortheil wohlfeil genug erkauft. Durch solche Bassins lassen sich in trocknen Jahren Kohl und Rübe erhalten, da wir sie uns oben wünschten, und im Gersten- und Bohnenlande Frucht bewahren, denn sie sind mit einem Spadenstich Erde gleich geschlossen. Ich ließ die ausgeworfene Erde im Frost auf einen magern Berg fahren, der schlechten Rocken trug, 1777 aber schönen Weizen getragen hat. Eine solche Verbesserung, die in jenen Gegenden häufig nöthig ist, bezahlt schon alle Kosten des Aufgrabens und Wegfahrens. Mein Bassin steht nun ins sechste Jahr, als wenn es gestern ausgeworfen wäre, ob es gleich, wenn die Felder leer sind, genug vom Viehe besucht wird. Wo indeß die Erde Haltung nicht verspräche, da dürfte man das Ufer nur mit auf einander gelegten Törfen *), befestigen, die, wie ichs selbst versucht, neun Schuh hoch sandigen Boden nicht einschießen lassen, ob gleich das Pferd im Graben daran frißt, und das Pferd im Pfluge oben darauf geht. Doch wäre diese Befestigung fürs erste an der Seite zu widerrathen, woher das Bassin sein Wasser aus dem Acker ziehen soll, bis die Erfahrung bewiesen, daß es sich auch durch den Torf ohne Hinderniß ziehe.

Der Frost, welcher dem Herbstregen gemeiniglich eher als der Schnee folgt, pflegt baarer Frost genannt, und den Früchten nur schädlich zu werden, wenn er lange anhält und mit scharfen Ostwinden begleitet ist. Man kann ihm offenbar nichts entgegen setzen, als die Güte der Pflanzen, und ich wiederhole daher zu behaupten: **Wenn der Rocken vom baaren Froste und strengen Winden nicht leiden soll: so muß er ohne Ausnahme trocken in trockene Furche gesäet werden.** Es ist so sichtbar als begreiflich, daß sich der Flachs- und ähnlicher Rocken in dieser Witterung, sie komme um Advent oder Ostern, verliert und auch der Erbsen- und Brachrocken vermindert, und zwar um so mehr, je frischer er und die Furche war, worein er fiel. Denn, da er unstreitig hiedurch getrieben ist, so muß er so wohl weichlich als hoch seyn, und daher von der Kälte desto empfindlicher angegriffen und von dem Winde desto mehr geschüttelt, gebeugt und wurzellos gemacht werden. Es ist das meiste hierüber in dem vorhergehenden schon bemerkt und durch Erfahrungen bereits ausgemacht, wie nachtheilig baarer Frost und strenger Wind dem Rocken werden, daß auch sogar der unerfahrenste Bürger bey solcher Witterung in Sorgen ist und der lieben Saat bald eine Decke von Schnee wünscht. Leicht geht er zwar dabey nicht ganz zu Grunde, denn er muß den Winter vertragen können; aber er würde doch aufs äußerste dabey leiden, wenn diese Witterung einmal lange, den größten Theil des Winters, anhalten sollte. Und man kann ihn doch äußerlich nicht anders verwahren, als daß man den starken Rocken anhält, vor einem zu mäch-

Die dreyzehnte Regel.

*) Vermuthlich Rasen. Nicht Törfe, die man zur Feurung gebrauchet. A. d. H.

mächtigen Feinde sich zu demüthigen, und den schwachen nöthigt sich lieber gar nicht zu zeigen, sich in Gefahr nicht zu begeben. Der empfohlnermaaßen trocken und früh gesäete Brach- und Erbsenrocken, den ich Vergleichungsweise den starken genannt, hat sich im November oder December so tief schon bewurzelt und über der Erde so weit umher schon bestaubet und pflegt dabey so dicht auf dem Acker zu liegen, daß der Wind selten unter eins seiner Blätter fassen und der Frost nicht leicht alle seine tiefgeschlagenen und ausgebreiteten Wurzeln verderben kann, wenn er auch einige seiner Nebenschösse zerstört. Kann ihm etwas widerstehen, so muß es so beschaffener Rocken seyn. Der aber möglichst trockene, in die trockene Furche eines ziemlich ausgezehrten Ackers erst gegen die Mitte und das Ende des Octobers gesäete Flachs- und Rüberocken ist durch alle diese Umstände so in die Enge getrieben, daß er sich vor Ausgang Novembers kaum über der Erde sehen lassen, und dadurch der Gefahr entgehen wird, die seine voreiligen hochstämmigen Brüder zu Grunde richtet. Höher als daß man ihn eben sehen kann wird er nun bey dieser Witterung nicht wachsen, auch bey besserer im December und folgenden Monaten nicht wachsen können, mithin sich auch dem Verderben der Frühlings-Ostwinde durch seine Kleinigkeit entziehen, und nun erst in der mildern Jahrezeit aus dem geschonten und durch den Winter wieder gestärkten Lande freudig aufschießen; wie der Weizen, dem die rauhe Luft alle sein Grünes geraubt, im May erst aus der Wurzel wieder ausschlägt. Meinen vorjährigen trocknen, in trockene Furche gesäeten hat sie doch nie entblättert. Es geht gemeiniglich, und kann bey der gewöhnlichen Cultur selten ohne Schaden abgehen, wenn dem Froste nicht bald Schnee folgt. Wie der das gefrorne Land und seine Früchte gegen die Strenge der Luft schützt: so kann er ihnen auch nachtheilig werden, wenn er auf durchgeregnetes und noch Wasser tragendes Land fällt, weil er dann zum Theil zergeht und die Nässe so wohl mehrt als er sie fressender und schädlicher macht. Er fällt bekanntlich bald ohne Wind, bald mit dem Winde; in jenem Falle in gleicher Höhe, in diesem sehr ungleich. Vielfältig ist dann der Mittelrücken ganz bloß, die Furche einige Schuh, das niedrige Ende des Ackers aber und besonders der Graben wohl Manns hoch angefüllt. Jetzt, da man sich häufig um sein Winterfeld gar nicht zu bekümmern pflegt, gebe ich den Rath:

Die vierzehnte Regel.

Man muß, so bald es nur einige Zolle hoch geschneyet hat, dem künftigen Schneewasser gleich den freyen Lauf in den Abzugsgraben öffnen, und am eiligsten, wenn der Schnee spät gekommen ist.

Jeder Landmann weiß, wie verderblich es dem Rocken besonders ist, wenn er in Schneewasser steht, in zwölf Stunden kann er beynahe gänzlich getödtet werden. Dennoch läßt man das Ende

de der Furche, die es abführen soll und etwa auf ein Buschwerk, womit der Grabe besetzt ist, ziehet, so hoch mit Schnee bedeckt, daß das Wasser Tagelang auf den Früchten stehen bleiben muß, ehe es diesen Berg von Schnee erweichen und sich dadurch den Abfluß öffnen kann. Ich will nur einen Fall anführen, der die Nützlichkeit meines gegebenen Raths genug empfehlen kann. Im Jahr 1770 fiel fast die größte Kälte und sicher der tiefste Schnee um Ostern. Den 28ten April, wo ich nicht sehr irre, fieng es sehr gelinde an zu thauen, den 29ten April aber bey merklicher Wärme so schnell, daß, da ich um 10 Uhr früh noch durch eitel Schnee ritt, gegen 3 Uhr Nachmittags eitel Wasser antraf, und unter andern eine Wiese, die ich passiren mußte, für einen Teich gehalten hätte, wäre es mir nicht besser bekannt gewesen. Ein benachbarter Beamter schickte wohl zwanzig Leute auf eine abhängig liegende Breite Rocken, die auf einen mit Weiden besetzten Graben zog, um durch den hier sehr hoch liegenden Schnee dem von der Höhe kommenden Wasser geschwinden Abfluß zu verschaffen; da aber so geschwind, als die Sonne den obern Schnee in Wasser verwandelte, durch den untern Oeffnungen genug nicht gemacht werden konnten, und das Wasser sich einige Stunden auf der Saat verweilen mußte: so verdarb es sie hier doch in so kurzer Zeit, daß man diese untere Gegend mit Gersten bestellen mußte. So bald es daher nur einige Zolle hoch geschneyet hat, rathe ich gleich für den Abfluß des Wassers, als wenn es morgen sicher aufthauen würde, zu sorgen; vorzüglich im Frühjahre, da man es alle Tage erwarten und immer mit der größten Geschwindigkeit erwarten muß, oft aber behindert, oft nicht vermögend ist so eilig, als es geschehen sollte, Luft zu machen. Es giebt Winter, wo es nur Einmal zufriert und Einmal aufthauet; wer die zuvor weiß, kann das Wegräumen des Schnees, wo er dem Abflusse im Wege liegt, bis auf dies Schmelzen verschieben. Da sich aber Niemand einbilden wird sie vorauszusehen, so thue man lieber, wie ich gerathen, wenn es auch bey wiederholtem Schneewetter öfter geschehen müßte. Die Arbeit ist nicht groß, wenn man bey jedem Acker den Wasserzug einmal inne und bey vorhergegangenen Regengüssen schon geordnet hat, wie von einem aufmerksamen Wirthe zu erwarten steht; man darf ihn nur mit der Hohlschaufel so weit vom Schnee reinigen, daß das Wasser auf dessen Schmelzen zu warten und inzwischen auf den Acker zu treten nur nicht nöthig hat. Kömmt der Schnee mit dem Winde, so pflegen die Anhöhen ledig zu bleiben und die Vertiefungen desto voller zu werden. Wir haben hier so runde Aecker nicht, als man sie anderwärts aufzutreiben genöthiget ist, und sehen daher den Mittelrücken selten bloß. Wo sie aber mit ihren tiefen Furchen nöthig sind, da wollte ich wohl anrathen, aus diesen,

auf

auf jene etwas Schnee zu schaufeln, das bey gefrorner Erde so beschwerlich, als es scheinen möchte, nicht, aber für jenen Rocken so nützlich als für diesen an der Furche ist, da diesen der Ueberfluß, und jenen der Mangel von Schnee verderben kann. Der Nachbar lache immer einmal über diese neue Arbeit; er macht sie doch, wenn er ihren Nutzen sieht, das nächste mal nach.

Es ist noch eine sehr fatale Winter-Witterung übrig, bey welcher zum Unglück gerade guter Rath am theuersten ist, wenn es nemlich gegen Abend friert, bey Nacht etwas schneyet und gegen Mittag wieder aufthauet. Das Korn kömmt dadurch ins Wasser, das, ehe es abfließen kann, schon wieder zu Eis wird, und geht darüber größtentheils verloren. Das Unglück betrifft nun freylich das feuchte in frischer Furche aufgetriebene hauptsächlich, und ganz ungleich weniger den niedrig liegenden Brachrocken und den kaum noch über der Erde sichtbaren spätern. Da es aber noch wohl lange währen möchte ehe die Landleute aufhören ihren Rocken zu treiben und ihn so vieler Gefahr von jeder Witterung bloß zu stellen: so will ich ihnen indeß rathen: Den eben zugeeggeten Acker mit der großen Harke in die Queer zu überziehen, um dem Schneewasser den geschwindesten Abfluß zu verschaffen. Wo man der Aecker viele bey einander, und nicht nöthig hat, tiefe Furchen dazwischen zu halten, da können noch kürzer die letzten Eggen in die Queer gezogen werden, welches über das noch manchen andern bekannten Nutzen hat. Bey einzelnen Aeckern geht es nicht an, und da kann man diese Absicht mit gleichfalls geringer Arbeit durch die große Harke, womit man den Gerstenstoppel durchzuziehen pflegt, erreichen, und man wird erfahren, daß es viel hilft, so viel nemlich diesem recht unbedächtlich gewagten Rocken zu helfen steht, als welchem zu viele Feinde aufpassen, so daß er selten ungeschlagen in den Sommer kömmt und selten gerathen kann wie er soll. Ich wüßte noch wohl ein anderes Mittel, diese und ein Paar andere nachtheilige Witterungen unschädlicher zu machen, wo es sich nemlich anbringen läßt; um es aber desto einleuchtender vorzutragen, und um es nicht wiederholen zu dürfen, will ich es bis zu der Witterung, der ich zuletzt erwähnen muß, versparen.

Die funfzehnte Regel.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Freytag, den 18ten September 1778.

Fortsetzung der Preisschrift, das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

Die Witterung des Aprils trifft schon das sogenannte Rauhfutter, Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken mit, und ist, da sie Kälte und Schnee vertragen können, und Dürre des Aprils Fehler eben nicht zu seyn pflegt, ihnen selten nachtheilig. Trockene Zeit wäre ihnen indeß am undienlichsten, wenn sie so anhaltend werden sollte, daß sie das Auflaufen oder Fortwachsen hinderte, und das kluge Verhalten schiene dabey zu seyn, zu den Erbsen im Herbste zu pflügen, und sie in die nach dem Winter gedüngte Wanne zu säen, wobey die Vortheile wären, daß der Acker Winterfrucht in sich hätte, mithin so leicht nicht unvermögend würde, seine Früchte auch in der Dürre zu nähren; daß der Dünger in der Wanne bey der Saatfurche wieder unter die Erde käme, da er in die Brach gefahren oben auf liegt, wenn der Rocken bestellt ist, und daß man nach abgeernteten Erbsen nur noch zweymal zu pflügen nöthig hätte, folglich mit dem Winterfelde früher fertig werden könnte. Mich haben diese Vortheile zu dieser Bestellungsart vermocht, aber verlassen, wie es auch zugehen mag. Die Erbsen und übrigen Hülsenfrüchte wachsen hier am besten, wenn man von dem steifsten Lande nur so viele Krume losreißen kann, um sie nothdürftig zu bedecken, und je thoniger der Boden ist, desto reicher und gutartiger die Erbsenernte. Auch der Rocken, der auf dem nur noch zweymal nach derselben gepflügten Lande wuchs, war dem andern nicht gleich. Ein junger Wirth aus einer andern Gegend säete, nach seines Orts Gebrauche, hier die Erbsen bey einer guten Witterung im Februar, hatte aber auch Miswachs. Wir haben also noch nichts bessers ausfindig machen können, als die Erbsen im Ausgange des Märzes, so bald man nemlich ackern kann, auf frisch umgebrochene und gedüngte Brach zu säen, und wissen den Schaden, den ein, wiewohl selten kommender dürrer April verursacht, nicht abzuwenden. Gegen die folgende Dürre und gegen einen andern Feind, die im Frühjahre und auf Erbsen hungrige Feldtaube, die vielleicht gar den Schaden allein thut, den

man der Dürre zuschreibt, schützen wir uns möglichst durch dickes Säen. Da indeß doch die ersten Ackerleute fast immer die dünnsten Erbsen haben: so glaube ich noch mehr, daß sie von den Tauben aufgelesen, als von der Dürre zurückgehalten werden; und würde also die Verminderung derselben, da sie selten ihr Winterfutter bezahlen und zu geringen Ernten gar vieles beytragen, mehr als eine andere Vorsicht empfehlen müssen. Im Winterfelde hat, nach beobachteten vorigen Lehren, der Landmann im April nichts zu thun, als in der Näße nachzusehen, ob die Wasserzüge offen sind. Wie er hierauf bis zur Ernte Acht haben muß: so widerrathe ich ihm, sich weiter um sein Winterfeld zu bekümmern; des Menschen Beytrag zum fernern Gedeyen dieser Früchte hört nun auf. Hat er sie weislich bestellt und im Winter in Acht genommen, so hat er das Seinige gethan, und wird sie nun gegen keine nachtheilige Witterung weiter schützen, und ihren Schaden nicht weiter abwenden können. Als im Herbste 1771 die Schnecken das Winterfeld so kahl machten, ließ ich die ledigen Stellen auch auf allerley Art wieder nachsäen; ich fand sie aber im Frühlinge wieder eben so leer, und beschloß daher, nun weiter keinen Versuch sie mit Gersten zu nutzen, wie meine Nachbaren thaten, zu machen. Sie säeten also reichlich Gersten ins Winterfeld umher, hatten aber das Unglück, daß ihr Schaden durch das Hagelwetter 1772 desto größer ward. Wenn man nichts haben soll! sagte mein Nachbar. Als man, wie Herr **Reichardt** erzählt a) den kurz vor Johannis noch gefallenen Schnee mit einem langen Seile von den Aehren abstreichen ließ, hatte man fast die Hälfte taube Aehren, und die ihre Aecker der Natur überlassen hatten, eine gesegnete Ernte.

Im May und Junius ist die Aufmerksamkeit des Landmanns hauptsächlich aufs Sommerfeld gerichtet, er wünscht Regen, wenn es warm ist, und verbittet schweren Regen ehe der Gersten aufgelaufen. Sein Wünschen ist aber selten so wirksam als seine Pflicht, die folgendes erfodert: **Man muß auch dem wohl zubereiteten Sommerfelde den Wasserzug öffnen, und es gleich nach der Bestellung mit der großen Harke in die Queer überziehen.**

Die sechszehnte Regel.

Es ist freylich wahr, daß diesem Felde mehr und öfter die Dürre schadet, so wie es nemlich gewöhnlicher Weise zubereitet wird, als die Näße; will man es aber nach der eilften Regel behandeln: so wird dieser Schaden nicht leicht und nie bis zum gänzlichen Miswachse treffen. Da man ihn auf keine Art, als durch eine überlegte Bearbeitung des Landes abwenden, oder mindern kann, und doch alle Jahre fürchten muß und mit Bangigkeit fürchtet: so sollte längstens schon mehr auf Sammlung und Beybehaltung der Winterfrucht gesehen seyn. Ich werde es mit Dank erkennen, wenn jemand ohne

a) S. L. und G. S. 5ten Th. S. 124.

ohne dies Mittel das Aufgehen und Fortwachsen des Gerstens in trockner Zeit zu befördern weiß. Wäre man nun durch die Winterfrucht des Ackers diesem Nachtheile möglichst entgangen: so kann ein anderer von anhaltendem und schwerem Regen nicht weniger beschwerlich werden. Das Sommerkorn verdirbt sicher, wenn das Wasser darüber hersteht, und das trägt sich gewöhnlich im nassen Sommer zu, weil es gar nicht hergebracht ist, in diesem Felde den Wasserzug offen zu halten. Ob nun gleich das Wasser im Sommer geschwinder einzieht und verdünstet: so braucht es auch so lange Zeit nicht, den viel weichlichern Gersten zu verderben b); er darf nur 24 Stunden in Wasser stehen, und er wird schwerlich aus dem Schoßbalg kommen, wenn er auch nicht gleich umfällt und fault. Es ist indeß nur eine nöthige Hülfe, wenn man dem vom Lande abfließenden Wasser den weitern Lauf schon vorläufig geöffnet hat, auch das Abfließen vom Acker muß dadurch erleichtert werden, daß man ihn vorgeschlagenermaßen mit der großen Harke in die Queer überzieht. Der Gersten bleibt häufig zurück und wird auch, wenn er schon aus der Erde ist, aufgehalten, wenn ein schwerer Gewitter-Regen das Land zuschlägt, wie man es nennt, oder die äußerste Oberfläche dicht zusammen bindet, daß sie der Keim des Korns nicht durchbohren kann und daher verderben muß. Dies wird aber nicht leicht geschehen, wenn durch vorgeschlagene Queerreifen dem gußweise kommenden Wasser der Abfluß in die Furchen erleichtert wird, da ihn die in die Länge gezogene Egge verhindert; und es würde sich hoffentlich gar nicht begeben, wenn der Acker, wie ich so sehr empfohlen, tiefer gepflügt wäre und mehr Krume hätte. Eben diese beyden Mittel gegen das Zuschlagen des Landes können auch bey den Flachs- und Rübeäckern, denen es auch zu begegnen pflegt, angewandt werden, und findet hier das letztere, nemlich das Ueberziehen mit der großen Harke, das Hinderniß nicht, was man mir beym Sommerfelde entgegen setzen wird. Wir müssen, wird man sagen, den Acker walzen, um so wohl die Frucht darin zu erhalten, als den Kloß, der der Sense hinderlich ist, zu zerdrücken, und die sicherste Zeit dazu ist, wenn das Sommerkorn aufgegangen, damit wir nicht das Zuschlagen des Landes durch die Walze befördern. Wollte man inzwischen durch den tiefern Herbst- und zeitigern Frühlingspflug die Winterfrucht reichlicher sammeln und sorgfältiger bewahren: so würde die Walze gar nicht mehr nöthig, oder gleich nach dem Eggen unschädlich seyn. Zur Erhaltung der Winterfrucht kann sie da wohl nicht dienen, wo keine mehr im Lande ist, wie sich bey der üblichen Behandlung des

b) Das weiß der Hausvater so gut, wie zärtlich der Gersten ist, (siehe ersten Theil, S. 190.) und denkt doch nicht daran, ihn durch innere Frucht zu stärken und vor dem Ersäufen zu bewahren.

des Ackers und strengen, dürren Frühlings-Winden vielfältig begiebt; den Kloß kann sie allein noch in die Erde drücken, aber nicht zerdrücken, mithin ihre eigentliche Bestimmung nur in noch fruchtreichem und lockerm Lande erfüllen, und dann, wenn auch die Oberfläche noch Feuchtigkeit hat, ganz wegbleiben, oder, wenn sie trocken geworden, gleich der Egge folgen, worauf die große Harke den Beschluß macht, als welche sammt der tiefen Krume das Zuschlagen des Landes sicher verhindern.

Nun wären wir mit unsern Maaßregeln gegen ungünstige Witterungen so weit, daß ihr Verderben, so weit es in des Menschen Vermögen ist, weniger schädlich werden muß, und dürften uns auch durch den möglichst beförderten Wachsthum der Pflanzen weniger vor Insekten, die wirklich oft genug für nachtheilige Witterung angesehen werden, fürchten; wenigstens habe ich immer bemerkt, daß sie sich an frisch wachsende Pflanzen so leicht nicht als an stillstehende und kränkliche wenden. Soll inzwischen die Witterung durchaus fatal seyn, so können wir weiter nichts thun, als zusehen und hoffen, wer kann wider Gott! Unter diesen ist wohl der Hagelschlag die allerfatalste, da man es ihm gleichsam ansehen kann, daß er gesandt wird zu verderben. Selten mag er im May und August kommen, Junius und Julius sind seine Monate, und die Monate, worin er am meisten schaden kann, weil er vermuthlich soll. Je früher er kömmt, desto eher verwindet ihn der Rocken; weil ihm sein Nachwachs noch wohl entgeht; desto eher der Weizen, der vielleicht noch nicht geschossen ist; desto weniger fühlt ihn der junge Gersten und die noch weiche Erbse; und der späte Flachs, der erst um Johannis gesäet wird, leidet noch wohl gar nicht. Aber am 19ten Jul., da er 1772 unsere Felder traf, in einer Stunde zweymal traf, da zerbrach er den Flachs, quetschte die Erbse, tödtete den Gersten, und ließ uns höchstens ein Drittel des Rockens. Was konnte nun für den Sommer noch geschehen? Was sollte man auf umgepflügtem Gerstenlande noch bestellen noch reif erwarten? In beyden Fällen, der Hagel komme früh oder spät, halte ichs fürs beste, die Sachen zu lassen, wie sie sind; in jenem hat er die Hoffnung von jungen beschädigten Früchten nur verdunkelt, die aber von neu gesäeten gar nicht aufgeklärt; und in diesem sie gänzlich ausgelöscht. Bey solchem Wetter also gar kein Unterricht für den Landmann? Doch, einer, ein sehr heilsamer, aber leider! nur vielen nicht möglicher, daher ich ihn auch nicht unterstreichen will, dieser: Der Landmann muß sorgen, daß er einen Hagelschlag überwinden kann, ohne dadurch in Schulden zu gerathen. Macht er den, der es nicht ist, zum bessern Wirthe und bedacht, einen solchen Unfall ohne Ruin ausstehen zu können: so wird auch das Unglück, wie es seyn sollte, wohlthätig. Wo aber der

der Bauer von der jedesmaligen Ernte leben, oder hungern muß, da scheint mir sein Schicksal zu hart, und der Hagel ein Wink zu seyn, es zu bemitleiden und zu erleichtern.

Der allerruhigste Landmann ward doch ungeduldig und klein, als auch in der Ernte 1771 kein Tag ohne Regen war. Nachdem die immer unterbrochene Arbeit so vieler Tage Lohn und gute Speisung mehr gekostet hatte, waren die Früchte nun nicht gerettet, sondern theils schon ausgelaufen, ausgewachsen und verdorben, theils noch in eben der Gefahr, und man mußte am Ende doch thun, was man mir verdachte, da ich es zuerst that, obgleich doch nicht früh genug that, nemlich sie einscheuren, wie man sie haben konnte, und nicht, wie sie seyn sollten. Man hatte mich immer in der Ernte eilen gesehen, wenn auch die anhaltende gute Witterung nachher bewies, daß ich davon nichts zu fürchten gehabt hätte, denn ich hatte stets die Regel, und 1771 erweiterte ich sie dahin: **Man muß die reifen Früchte aufs geschwindeste unter das Dach bringen, und sie hier lieber durchs Umlegen vollends trocknen, wenn es der Regen draussen verhindert und ferner zu verhindern scheint.**

Die siebenzehnte Regel.

Der Bauer läßt gern die Früchte des Winterfeldes, den Winter-Rübesaamen ausgenommen, und besonders des Sommerfeldes, erst einmal beregnen, ehe er sie einfährt, weil die Körner dadurch grösser werden sollen; ohne zu bedenken, daß sie in der Scheure diese Feuchtigkeit wieder ausdünsten und ihre natürliche Größe wieder annehmen; und ohne darauf zu achten, wie viele davon indeß durch allerley Thiere verzehrt und zerstreuet werden, und wie groß die Gefahr ist, vom Winde ausgeschlagen und in anhaltender schlimmer Witterung größtentheils verdorben zu werden. Man sey doch lieber mit der Größe, die sie haben, zufrieden, und bringe was man hat in Sicherheit, damit nicht über die Erwartung von mehrern auch dies zum Theil verloren gehe c). Ich halte es für eine der nützlichsten Lehren, mit den Früchten aus dem Felde zu eilen, so bald sie zum Einscheuren trocken genug sind, damit man unter andern auch mit desto größerm Ernste an die Zubereitung des Winterfeldes gehen könne. Es taugt freylich nicht, wenn sie naß einkommen; was sollte man aber 1771 machen? sie wurden gar nicht gehörig trocken. Ich ließ also einfahren wie man sie haben konnte, und auf der Scheure fleißig umlegen, habe auch nicht gefunden, daß sie zum zweyten male warm wurden. Was den einen Tag eingebracht war, hatte sich fast durchgehends in der Nacht erhitzt, ward daher den folgenden Morgen

c) Siehe Reichardts L. und G. S. fünften Theil, S. 133. 142. Herr von Eckhardt in Oeconomia experimentali zeigt den Schaden vom langen Liegen der Früchte noch umständlicher; ich habe aber sein Buch nicht zur Hand.

gen vor dem Frühstücke wieder aus einander genommen und im Fache an den Wänden herum in die Höhe gerichtet, und in der Scheure, wie man leicht denken wird, aufgemacht, was geöffnet werden konnte. Nach dem Frühstücke konnten die allermeisten Garben ganz kalt schon wieder ruhig niedergelegt und vor dem Einfahren des Nachmittags die noch warmen auch ohne Sorge an Ort und Stelle gebracht werden. Seit ich es so machte, verlor ich nichts mehr, und meine Leute wurden auch bald zu dieser neuen Arbeit willig, da sie sie im Trocknen verrichten und andere bedauern konnten, die durch ein neues Regenschauer alle ihre Mühe durch Umsetzen und Wenden im Felde immer wieder vereitelt sahen, sich naß und traurig nach Hause schlichen, und es endlich doch eben wie ich machen mußten. Fast unbeträchtlich würde mein Schaden gewesen seyn, wenn ich keinen Tag auf besseres Wetter gewartet, und wie sonst eingefahren hätte, denn was auswuchs und verdarb, das verdarb alles auf dem Felde, auf der Scheure nichts mehr, auch das Stroh nicht. Einen kleinen Nachtheil verursachte das Federvieh, das bey so vielen Oeffnungen von der Scheure nicht ganz abgehalten werden konnte, indeß immer den erträglichsten, weil es dem Hauswirthe wieder zu Gute kömmt, was es verzehrt. Die Erbsen, die man bey uns nicht bindet, wurden auf den Ricken über die Balken unter dem warmen Dache so bald trocken, daß ich mich verwunderte und wiederholt bedauerte, sie zu ihrem Schaden länger wie sonst auf dem Felde gelassen zu haben. Da ich nun hiedurch einige Wochen früher denn andere aus dem Felde kam, und die Furcht vor dem Verderben in der Scheure ziemlich verloren hatte: so wagte ich es auch, um die bey uns gewöhnliche Zeit, gegen Ende des Augusts, die Wiesen zu mähen, die meine Nachbaren theils im October, theils gar das Jahr nicht ernteten. Mein Heu kam unvermeidlich feucht ein und fieng an, warm zu werden. So bald es aber bemerkt ward, ließ ich Kinder auf den Boden, wo man Obst umher gelegt hatte, rufen und ermuntern, sich, um im Trocknen spielen zu können, mit dem Heu zu werfen, worüber es, ehe das feuchte wieder darauf kam, so trocken ward, daß es seiner Bestimmung gemäß sehr gut gebraucht werden konnte. Es giebt indeß in großen und kleinen Landhaushaltungen Hindernisse, diesem meinem Beyspiele zu folgen, in jenen hauptsächlich die einmal eingeführte Ordnung in den Geschäfften, und in diesen der enge Raum. Jene Ordnung ist nöthig und viel werth, und hat dabey den zufälligen Nutzen, daß man seine Rittergüter ohne alle Kenntniß von Oekonomie verwalten, und bey Mitteln dazu große Pachtungen antreten kann, weil man sich nur erzählen lassen darf, was nach der Reihe zu thun längstens hergebracht ist, und jeder Hausgenosse in seiner Art weiß.

Wer aber sein eigener Hofmeister, Scheurenvogt, Meyer und Gärtner seyn, alle diese Geschäffte selbst, und wohl gar nur als Nebenarbeiten, ordnen, und doch alles gehörig beschicken, davon leben, und gar für seine Familie sorgen soll, und es thut, der hat sicher einen schwerern Beruf, und kann am ersten Lehrer in der Oekonomie werden. In großen Haushaltungen ist indeß eine schöne Ordnung; dann fährt man auf diese Weise ein, so viel wird den Tag über beschickt, die Leute gehören auf die Scheure, und da wird das Korn hingelegt. Nun kann das aber einmal so nicht gehalten werden, weil die Witterung die darauf gebauete Ordnung stöhrt, was macht man nun? Man läßt es häufig bey der einmal eingeführten Ordnung, weil nicht abzusehen steht, wie man davon abgehen könne, macht es wie gewöhnlich, läßt die Früchte verderben, klagt über Schaden, sucht Remission oder setzt zu. Wer die auf gute Witterung gegründete Ordnung seines Haushalts nach der schlechten nicht umändern, nicht dennoch alle Leute täglich wohl etliche mal anders beschäfftigen, nicht einige von andern Arbeiten zu den eiligsten abrufen, nicht im Falle der Noth neue anwerben kann, dem wird der ertheilte Rath unnütz. Ich wünsche, daß dies der Fall nicht oft seyn möge. Der kleinere Bauer nähme wohl guten Rath an, da der Verlust von einem Theile seiner Ernte gar hart für ihn ist, und gäbe mithin seinem Korne Raum unter dem Dache nachzutrocknen, wenn er ihn nur hätte. Zum Unglück sind aber seine Gebäude eben hinlänglich, die gemeinste Ernte zu fassen, und gegen Beywohner, Gesinde und Vieh so dicht verwahrt, daß man nur trokkene Früchte sicher hinein legen kann. Ohnstreitig aber müßten der nassen Witterung und einer reichen Ernte wegen die Gebäude jedes Hofes für eine gewöhnliche Witterung und Ernte zu räumlich seyn, mithin auch von Obrigkeits wegen in der Folge darauf gesehen werden, daß nicht das Wohnhaus des Bauern, wie es hie und da anfängt, schöner und kostbarer als nöthig, sondern die eigentlichen und immer wohlfeilern Wirthschaftsgebäude, Scheuren und Ställe, auf alle Fälle räumlich, dicht, luftig und warm genug aufgeführt und eingerichtet würden, wie durch die gewöhnlichen Bauremissionen leicht auszurichten steht.

Ich eile, der letzten nachtheiligen Witterung zu erwähnen. Es ist der Wind in der Zeit der Saat und der Ernte. Wer es ändern kann, säet nicht gern wenn der Wind heftig ist, und am wenigsten leichtes Korn; und wer nicht Ueberlegung, Fertigkeit und Kräfte genug hat, den Zug der Luft zu beobachten, dessen ungeachtet das Korn hinzuwerfen wo es hin soll, und wider denselben zu arbeiten, der kann sich durch Fehler beym Säen um den halben Ertrag des Ackers bringen, und durch die leeren Stellen Verwilderung darin veranlassen. Wie man im Winde säen müsse, brauche ich hier nicht

nicht zu lehren, sondern nur zu erinnern; daß der Hauswirth, der nicht selber säet, ja Bedacht hierauf nehme und die hier begangenen Fehler nicht auf fremde Rechnung schreibe. Der geübte Säemann kann sie inzwischen leichter vermeiden, als sich der Schaden verhüten läßt, den der Sturm im August zu thun pflegt. Selten bleibt er ganz aus, und wie er kömmt, so ist der Schaden. Trifft er die Erbsen auf dem Felde liegend, so zerstreuet er sie, jagt sie auch wohl in die Büsche und füttert mit ihren Körnern das Rebhuhn; stößt er auf die Rokkenstiege, so muß man die Garben oft weit umher wieder zusammen suchen, und, wenn man der letzte ist, nehmen, was andere nicht schon genommen; findet er den Flachs ausgebreitet, so müssen seine Halme mit, wo sie der Eigenthümer nicht sucht, nicht abreichen, nicht mehr für die seinigen erkennen kann; und wenn er endlich noch reifen Weizen und Gersten antrifft, so schlägt er ihn dergestalt aus, daß der Drescher wenig zu thun behält. Da dies der größte Schaden ist, den er anrichtet und oft anrichtet, so pflegt ihn der Landmann, der ganz bekannt damit ist, den Weizendrescher zu nennen. Den 30. und 31ten August vom Jahre 1777 machte er es mit dem noch stehenden Weizen und Gersten, auch hie und da mit dem auf dem Felde liegenden Flachse so arg, daß dies größtentheils verwehet, und jene fast gänzlich ausgeschlagen wurden. Ich muß also die vorige Regel auch gegen diesen Feind wiederholen:

Die achtzehnte Regel. **Man eile mit den reifen Früchten vom Halme und aus dem Felde, und suche den Flachs zu breiten, wo er möglichst vor dem Westwinde sicher liegen kann.** Ich weiß es wohl, daß man sich über mein Empfehlen des Eilens aufhalten und viele Rechtfertigungen des Zauderns in Bereitschaft haben wird; weiß aber auch, daß man beym Eilen immer am sichersten fährt und öfter dazu kommen kann, als man es Wort haben will.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Da der Stockfisch von sehr verschiedener Güte, so wünscht man belehrt zu werden, woran die recht gute Sorte zu erkennen, und wie er eingewässert werden müsse, damit er sich recht mürbe zubereiten lasse?

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Montag, den 21ten September 1778.

Schluß der Preisschrift, das Verhalten des Landmanns bey den verschiedenen Wetterschäden betreffend.

Der Landmann will nie gefehlt haben, das ist lange bekannt, immer zu einer Arbeit, die mit großem Schaden unterblieben ist, nicht haben kommen können, wenn es auch in die Augen fällt, daß er es gekonnt hätte; aber in großen Haushaltungen ist es die einmalige Ordnung der Geschäffte, und in kleinen eine ganze Sammlung von Vorurtheilen, die ich nicht mehr durchblättern mag, worüber der meiste Schaden erlebt wird. Wer aus Mangel des Raums die Früchte auf einander packen und sie daher äußerst trocken einbringen muß, hat so lange etwas für sich, als erweislich ist, daß er durchaus seinen Raum weder erweitern noch luftiger machen kann. Uebrigens bin ich überzeugt, daß die allermeisten Wirthe ihre Früchte zeitiger, als geschieht, vom Halme und unter das Dach schaffen könnten, wenn sie immer, wo die meiste Gefahr ist, hinsehen, nicht zur Unzeit ein Tage- oder Fuhrlohn sparen, die Hoffnung zur Vermehrung oder Vergrößerung derselben im Felde schwinden lassen, und zur rechten Zeit fleißiger seyn wollten; und eben so überzeugt, daß der nie vorsichtiger und eiliger moralisirt wird, den der Schaden, und wiederholter Schaden nicht vorsichtiger und eiliger macht. Es ist mir mehr denn ein Dorf bekannt, das durch die Nutzung seiner Lage nie den Flachs vom Felde verloren, auch in dem vorjährigen heftigen Sturme nicht verloren hat, wenn es sich nemlich von Mittag gegen Mitternacht zieht und an der Morgenseite den Flachs breiten kann, wo er durch die Gebäude sehr geschützt gegen den Westwind liegt. Es mag bey vielen Dörfern nicht angehen, ihm diese ruhige Lage zu geben, bey vielen aber auch möglich, und nur nicht hergebracht seyn. Indeß ist an dessen Erhaltung, besonders dann, wenn er die sauerste und kostbarste Arbeit bereits gekostet, den Landleuten zu viel gelegen, als daß sie nicht jeden guten Rath dazu erkennen, und zu befolgen versuchen sollten, so weit sich die Lage ihrer Gebäude, Gärten, Holzungen und Berge nutzen läßt.

Noch einen Einfall habe ich aufmerksamen Wirthen und Beobachtern der Natur vorzulegen, den nemlich, daß es gegen manche ungünstige Witterung gut seyn möchte, wenn die Aecker mehr von Mittag nach Mitternacht, als von Morgen nach Abend zögen. Diese Lage hat das Ungemach, daß, wie der Ostwind den ganzen Acker bestreichen und den dünnstänglichen Rocken niederwehen kann, auch der Westwind die Früchte schärfer fassen, mehr ausschlagen und die Gerstenschwate aufrollen, und so Haufenweise in die Luft zerstreuen; und ferner die Mittagssonne, weil sie gegen den Mittelrücken scheint, desto leichter diese Seite aufthauen, den Rocken schleunig ins Wasser bringen und verderben kann a). Bey der andern Lage aber giebt die Erhöhung auf der Mitte des Ackers dessen Westseite gegen den Ostwind, und dessen Ostseite gegen den Westwind einigen Schutz, wodurch mancher Schade wenigstens gemindert und das Verwehen der Gerstenschwate, wenn man sie mit dem Aehrenende gegen Abend legt, vielleicht ganz abgewandt werden kann. Auch scheint nun die Mittagssonne nicht mehr gegen die eine Seite, sondern auf den ganzen Acker, und thauet folglich nicht mehr so scharf, sondern nach und nach ohne merklichen Schaden des Rockens auf. Mir ist es wenigstens so vorgekommen, daß die Aecker, welche von Mittag nach Mitternacht ziehen, vom Ost- und Westwinde nicht eben leiden, wenn der Schaden von diesen Winden herrührt, und wenn das geschwinde Aufthauen und Zufrieren der Früchte Nachtheil wird, gleichfalls verschonter bleiben, da ich in diesem Falle die Mittagsseite der Aecker, die von Morgen gegen Abend gehen, immer dünner an Korne als die andere gefunden habe. Unsere Aecker haben diese Richtung fast durchgehends, und wo man sie anderswo anders sieht, da sieht man sie nicht immer in den Jahren, wo der Schaden von Winden und dem Aufthauen vorfällt, und nicht zu der Zeit, wo der letzte Schaden bemerkt werden kann. Hätte ich indeß auch richtig beobachtet, so würde doch damit nicht ausgerichtet werden, daß man den Zug der Aecker veränderte, der ohnehin gewöhnlich den Bergen folgt, und so lange folgen muß, als sie der Landmann einzeln auf der ganzen Feldmark zerstreuet liegen hat. Sollte man es aber einmal möglich machen können, jedem Hofe alle seine Ländereyen bey einander her zu geben, damit er jeden Platz seiner Natur nach frey und aufs beste nutzen könne: dann wäre ihm meine Beobachtung, falls sie durch andere bestätigt b) wird, mitzutheilen, und dann könnte er sie nutzen.

Glück-

a) Das weiß der Hausvater auch, siehe ersten Theil, S. 110. aber ich finde nicht, daß er einen Rath dawider gegeben.

b) Beym Nachsehen in der Schweizerischen Gesellschaft in Bern Sammlungen

Glückliche Folgen einiger Versuche der Einimpfung der Hornviehseuche.

Da im Meklenburgischen seit verwichenem Winter zwey angesehene Landwirthe mit glücklichem Erfolge Versuche mit der Einimpfung des Hornviehes gemacht haben, so glaube ich dem Publico, und besonders dem in Sr. Königl. Majestät Unsers allergnädigsten Herrn Deutschen Staaten, einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten, wenn ich umständliche Nachricht durch dieses gemeinnützige Blatt von dessen Anfang, Fortgang und bisherigem Erfolg ertheile. Vielleicht reizt solches einen oder andern, diesem so löblichen Beyspiele zu folgen, und ähnliche Versuche in solchen Gegenden anzustellen, wo es mit Sicherheit geschehen kann. Der erste Theil dieser Nachrichten ist zwar durch die Gelehrten Beyträge zu den Meklenburg-Schwerinischen Anzeigen schon bekannt gemacht, weil solche jedoch vielen außerhalb Meklenburg nicht zu Gesichte kommen dürften, so wird auch dessen Einrückung von Nutzen, und um so nothwendiger seyn, als eben daraus die Art und Weise wie die Einimpfung geschieht, erhellt, und man sich in den schriftlichen Nachrichten darauf beziehet.

Es ist zwar bereits um die nemliche Zeit viel Vieh, wie ich äußerlich gehört, auf einem andern großen adelichen Gute durchgeseucht worden, aber nicht durch Einimpfung, sondern durch natürliche Ansteckung, da man das junge Vieh in großer Anzahl in den angesteckten Stall gebracht, darinne es größtentheils durchgeseucht; inzwischen will verlauten, daß eine besonders gutartige Seuche hauptsächlich der Grund des Durchseuchens gewesen; da diese aber in der Folge bösartiger geworden, so daß zuletzt fast gar nichts mehr durchgeseucht, man die weitern Versuche eingestellt habe.

Ein angesehener Meklenburgischer Beamter der ein Vasall Sr. Königl. Majestät ist, ein Mann dessen Freundschaft ich mich rühmen, und daher für die Zuverläßigkeit seiner Nachrichten Bürge seyn kann, der aber aus Bescheidenheit noch nicht öffentlich genannt seyn will, deswegen ich auch alle Namen der Oerter verschwiegen habe, schrieb mir nemlich unterm 11ten Jul. dieses Jahrs.

„Vermuthlich lesen Euer &c. die „Schwerinischen Intelligenzblätter, „und haben in dem Beytrage schon „drey continuirte Bemerkungen eines „Landmannes über die Inoculation „gelesen. Dieser Landmann ist mein „Nachbar, der ***. Dieser hat seit

 „sechs

gen von landwirthschaftlichen Dingen, finde ich doch in des ersten Theils viertem St. S. 924. daß es der M. von Turbilly, wiewohl nur aus einem meiner Gründe, für eine Hauptsache hält, die Linien der Furchen allezeit von Mitternacht gegen Mittag zu ziehen, und niemals von Morgen gegen Abend.

„sechs Monaten bis an zweyhundert „Häupter durchgeseuchtes Vieh für sich „und seine Nachbaren durch die Ino„culation bekommen. Ich bin sein „Nachfolger, habe den 6ten May zur „Probe zehn, und den 20ten wieder „zwölf Stück inoculirt. Erstere zehn „wurden schwach krank, ich hielt sie „daher nicht für geseucht. Sie wur„den daher mit den folgenden zwölfen „zum zweyten mal inoculirt, wurden „alle krank, es starben vier, (und zum „Theil noch durch Versehen,) die übri„gen achtzehn sind geseucht. Es ist „zu bemerken, daß alles dieses junges „Vieh von ein, zwey und drey Jahren „war. Den 20ten Jun. habe ich zum „dritten mal vier und dreyßig Stück „inoculirt, einen Bollen, drey Ochsen, „zwey und zwanzig Kühe, und acht „Börnkälber. Den 8ten Jul. da ich „von Hause reisete, waren vier Kühe „todt, zwey krank, und zwey noch ge„sund, der Rest völlig geseucht, nach„dem er heftig krank gewesen. Heute „habe ich von hier acht und vierzig „Stück Ochsen und junges Vieh weg„gesandt, um es auch in das Kranken„haus zu bringen. Außer meinem Laza„reth habe ich in meinem Distrikt noch „zwey für herrschaftliche Unterthanen „und das ganze Publicum; in dem „einen jetzo vier und zwanzig Ochsen, „und in dem andern vier und zwanzig „Stück junges Vieh stehen. Die Sa„che verdient Attention und Nachah„mung. Ich habe es für Pflicht ge„halten Euer rc. vorläufige Nachricht „davon zu geben, und werde auf Be„fehl nähere davon ertheilen.

„Ein adlicher Hof * hatte eine so „gelinde Seuche, daß zu dem kranken „Vieh beständig gesundes zugefügt „ward, und von zehn kaum eins starb. „Hier sind an drey bis vierhundert „Stück auf die Art geseucht. Von „dieser guten Materie haben wir bis„her immer zur Inoculation genom„men, und nehmen nun von unserm „eigenen kranken Vieh.„

Da ich nun in meiner Antwort um diese versprochene umständlichere Nachricht nachsuchte, so erhielt solche unterm 9ten August. In dem dieselbe begleitenden Schreiben heißt es:

„Beygehende Versuche, die unter „meiner eigenen Direction, und gro„ßentheils mit meinem eigenen Vieh „zu * angestellt sind, verdienen in facto „alle Glaubwürdigkeit, womit dem „Publico für allen gedient ist, nicht „hintergangen zu werden. Der ein„zige Einwurf der hiergegen noch zu „machen seyn möchte, ist, ob dieses „auch die rechte Seuche sey. Die in „den angeführten Intelligenzblättern „enthalten hievon schon ganz sichere „Beweise. Mein siebenter Versuch „zu * redet auch dafür. Um das hie„sige Publicum redend zu überzeugen, „habe ich zwey Stück meines eigenen „durchgeseuchten Viehes nach einem „Ort geschickt, wo die heftigste natür„liche Seuche ist, wo es beständig un„ter dem kranken Vieh gestanden hat. „Es steht da vier Wochen, und ist bis „auf diese Stunde wohl, wie ich nicht „anders weiß; um aber nichts zu „avanciren was nicht völlige Wahr„heit

„heit und bescheiniget ist, werde ich „von dem Gutsherrn wo das Vieh „steht, mir ein ausführliches beglaub„tes Attestat von dem Befinden des „Viehes mit allen Umständen geben „lassen.

„Dieses werde in der Folge Euer ꝛc. „communiciren, nebst denen fortgesetz„ten hiesigen Versuchen.„

„Auf dem hiesigen Pachthof *, habe „ich nun bereits zwey und sechzig Stück „geseuchtes Vieh, und mein Unterneh„men ist wohl etwas dreiste zu nennen, „da ich die künstliche Seuche hieher „gezogen habe, da ich mit der natürli„chen Gottlob verschont gewesen bin. „Von meinem Gute habe ich vor drey „Wochen acht und vierzig Stück jun„ges Vieh hieher geholt, wovon die „Hälfte im Krankenstalle ist.„

Erste Versuche nach dem Inhalte der Meklenburg-Schwerinischen Beyträge, Nr. 15, 16, 21 und 26. dieses Jahrs.

Da auf einem adelichen Hofe allhier im Lande diesen Winter verschiedene Versuche mit der Einimpfung der Hornviehseuche gemacht worden, welche durch die immer mehr erhaltene Erfahrung, nach und nach besser geglückt, so daß in fünf Impfungen von zwey und funfzig Stück neun und dreyßig durchgeseucht; so hält man sich vor verpflichtet, solche hiedurch allgemein bekannt zu machen, in der Hoffnung, dadurch zu veranlassen, daß mehrere gleichfalls Versuche vornehmen, und die Sache zu einer solchen Vollkommenheit gedeyhen werde, daß die glücklichsten Folgen für das ganze Land aufs künftige daraus entstehen können.

Folgende kurze Erzählung wird alle Bemerkungen, so man hiebey gemacht, klar darstellen.

Es war im abgewichenen Monat November 1777 als die bekannte Hornviehseuche auf dem Gute * sich einstellte. Sie war von der bösesten Art, indem in kurzer Zeit, aller Auseinanderbringung ohngeachtet, neunzig Stück weggerafft wurden, und nur sieben durchseuchten. Man hatte dem kranken Vieh allerhand Genesungsmittel gebraucht, und viele Proben angestellt, alles war jedoch vergeblich, je mehr man gebrauchte, je mehr man Fleiß und Mühe an dem kranken Vieh verwandte, desto geschwinder starb es nur; man hörte zuletzt auf, und die oben benannten sieben Stück seuchten ohne Hülfsmittel durch. Der Besitzer des Orts hatte noch ein angränzendes Gut, und ein Bauerdorf. Er befürchtete, wie billig, wenn sich die Seuche auch bis dahin ausbreitete, würde der Verlust eben so ansehnlich seyn, und dachte daher auf Mittel, wo möglich noch etwas von dem jungen Vieh vorher zu retten, und zu diesem Ende mit der Einimpfung einen Versuch zu machen. Er machte sich mit denen in Dännemark, Holland und dem Hannoverischen angestellten Proben bekannt, und wählte aus allen diesen was ihm am besten schien, veränderte auch die Methoden nach seinen eigenen gemachten Erfahrungen.

Den 30ten November ließ er von dem

dem andern Gute vier dreyjährige Starken holen, und sofort bey der Ankunft einimpfen, und zwar auf folgende Art.

Mitten an der Seite des Rückens, etwa eine gute Handbreit vom Rückgrad, da wo die Rippen angehen, ward das Haar auf einer Stelle von ohngefähr vier Zoll breit und lang abgeschoren, und dann mit einem Federmesser eine anderthalb Zoll lange Incision durch die oberste Haut gemacht, welche vorher losgezogen werden muß; die inficirten Fäden darein gelegt, und mit einem Heftpflaster befestigt, doch muß man sich dabey wohl in Acht nehmen, die untere Haut nicht zu verletzen, das Blut aus der Wunde rein abwischen, und die Fäden mit einem ganz feinen und dünnen Instrument von Horn oder Knochen sehr accurat in die Incision einlegen.

Die Impfung durch eine Incision und diese Stelle ward deshalb beliebt, weil sie die bequemste war, einen starken Abfluß der bösen Materie aus der offenen Wunde zu befördern, welches nicht so gut angeht, wenn man den Faden nur mit einer Nadel durch die obere Haut zieht und keine ordentliche Wunde macht. Die Materie ward auf die Art genommen, daß man Fäden von halb geschlissenem groben heden Leinen, in den Ausfluß der Nase eines annoch an der Seuche kranken Viehes stark befeuchtete und benetzte, solche alsdann in einem, mit einer Blase wohl zugebundenen Glase an einem kühlen Ort verwahrte, und die Materie von einem Orte holen ließ, wo eine recht gute und gelinde Seuche herrschte. Die Fäden läßt man so lange in der Wunde liegen, bis das Vieh anfängt krank zu werden, oder nur mit den Augen zu thränen, und von da an müssen die Wunden täglich zwey mal ausgedrückt werden, damit die böse Materie heraus kommt. Nachmals heilen die Wunden recht gut von selbst zu.

Die inoculirten vier jungen Starken befanden sich bis zum siebenten Tag recht gut, jedoch waren die Wunden schon den vierten und fünften Tag angeschwollen, und eiterten stark. Den siebenten, achten und neunten Tag, wurden sie alle krank, mit den sämmtlichen Zeichen der Seuche, als Thränen mit den Augen, Fließen der Nase, Husten und Durchfall; sie gaben das Fressen auf einige Tage an, jedoch starb von diesen vier geimpften den 11ten December nur Ein Stück, und die andern drey kamen glücklich durch. Man hatte gleich Anfangs sich vorgenommen gar keine Mittel dabey zu gebrauchen, und dem Vieh nichts als gestoßene gelbe Wurzeln und Heu zu geben; dieses geschah, und während der Krankheit gab man ihnen einen lauwarmen Trank von Habermehl, wollten sie aber nicht saufen oder fressen, so ließ man sie zufrieden und begnügte sich es ihnen so oft anzubieten bis sie selbst wieder zum Fressen und Saufen Lust bekamen.

Dieser erste gute Versuch bewog den Besitzer des Guts sofort einen zwey-

zweyten anzustellen. Er ließ daher dieses mal eilf ebenfalls dreyjährige Starken holen, und den 13ten Dec. eben auf die Art wie die vorigen einimpfen, und behandeln. Das Heftpflaster dessen man sich diese beyden ersten male bediente, war aber zu dem Behuf nicht geschickt, das Vieh leckte sich an den Stellen wo es geimpfet war, die Pflaster fielen alsdenn ab, die darin gelegten Fäden desgleichen. Als man es bemerkte, war die Wunde schon zu, man machte also die Incision den dritten oder vierten Tag von neuem, und legte frische Fäden ein, es gieng aber eben so unglücklich wieder, und weil man das Vieh durchaus vollkommen inficiren wollte, so geschah bey verschiedenen die Impfung zum dritten mal. Dieses war zu viel Gift in den Körper gebracht, sie wurden alle auf das allerheftigste krank, den 26ten starb eine davon, den 28ten zwey, den 29ten noch eine, und den 4ten Januar die fünfte, die übrigen sechs Stück erholten und besserten sich allgemach, jedoch langsam, und eine von diesen behielt einen steten Husten, abwechselnde Verstopfung und Durchfall, und starb aller Vorsorge und Pflege ohngeachtet verschiedene Wochen nachher.

Noch muß hiebey bemerkt werden, daß unter den fünf Genesenen, eine trächtige Starke war, welche hernach wie gewöhnlich verwarf.

Ob nun schon der Erfolg bey dieser zweyten Impfung nicht der Erwartung gemäß gewesen, so konnte man doch natürlicher Weise urtheilen, daß solches entweder von der doppelten und dreyfachen Impfung, oder davon herrührte, daß die Materie nicht frisch gewesen, und vielleicht schon in die Fäulung gegangen war, welches man äußerst vermeiden muß; die kalte Jahrszeit konnte auch das ihrige dazu beygetragen haben.

Man machte also am 14ten Jan. dieses Jahrs einen dritten Versuch, mit vier Stieren und einer Starke, welche vier- und fünfjährig waren; mit ganz frischer Materie; und weil das vorige Heftpflaster nicht hinlänglich befunden, nahm man nun von dem Hamburger Pechheftpflaster, welches ganz dick auf Leinen geschmiert, und nachher über ein Licht ganz heiß und fließend gemacht und so aufgelegt werden muß. Hiemit vermied man das Verschieben der Fäden, so daß von nun an desfalls nichts weiter zu besorgen war.

Diese fünf Stücke wurden zur gewöhnlichen Zeit krank, und zwar nicht ausnehmend heftig, gaben auch alle Hoffnung zur Besserung, allein eine auf den bisherigen Durchfall gefolgte starke Verstopfung, die man nicht zeitig genug bemerkt hatte, raffte den 26ten Jan. einen, und den 1ten Febr. den zweyten Stier weg, jedoch blieben von dieser dritten Inoculation an fünf Häuptern noch drey übrig, die vollkommen durchseuchten.

Nachdem hat man wider die Verstopfung als ein zuverläßiges Mittel befunden, ein Quartier warm gemachtes Bier mit einem Achtel Quartier reinen

nen aufrichtigen Thran vermischt, dem Vieh auf einmal eingegeben, und wenn solches nach einigen Stunden nicht wirkt, solches wiederholt.

Um diese Zeit hatte man Gelegenheit die sämmtlichen von der Einimpfung wieder genesenen, bey der natürlichen Seuche zu probiren, sie standen in einem Stall bey drey Kühen die mit der natürlichen Seuche befallen waren und davon zwey starben, die inoculirten hielten die Probe aus, und fehlete ihnen nichts. Man schritt also den 10ten Febr. zur vierten Inoculation, und wählte dazu vier Stiere und drey Starken, die drey, vier und fünfjährig waren. Die Materie war ganz frisch, und von geimpfetem Vieh genommen, der Erfolg gereichte zu großer Zufriedenheit, indem von denen sieben Stück nur den 25ten Febr. ein Stier starb, alle übrigen aber vollkommen durchseuchten.

Von diesen letztern waren zwey Stück nur so gelinde krank gewesen, daß man es kaum bemerkt, man impfte sie zu mehrerer Gewißheit daher vier Wochen darauf noch einmal, allein sie bekamen die Seuche nicht, und da die Wunden das erste mal bey der Impfung stark geeitert, auch nachher sich wie bey allen wieder genesenen, der Ausschlag über den ganzen Körper eingestellt, so kann man sie für vollkommen durchgeseucht angeben.

Nun trug man kein Bedenken die Einimpfung mit einer größern Anzahl auf einmal vorzunehmen. Der Besitzer des Guts kaufte daher von einem benachbarten Orte fünf und zwanzig Stück zwey und dreyjährige Starken und Stiere, und ließ sie den 9ten März auf einmal mit frischer den Tag zuvor weit hergeholter recht vollkommen guter Seuche einimpfen; sie bekamen die Seuche den neunten, zehnten und eilften Tag, und nun übertraf der Erfolg die Erwartung, indem von obigen fünf und zwanzig Stück nur den 21ten ein Stier, und den 25ten zwey Starken starben, alle übrige zwey und zwanzig Stück aber, nachdem sie zum Theil die Seuche ganz heftig gehabt, vollkommen wieder hergestellt worden.

Man hat verschiedentlich angemerkt, daß die Seuche in dem abnehmenden Monde gelinder und besser ist, als in dem zunehmenden, man hat daher bey den Impfungen auch so viel möglich allemal die Zeit des vollen Mondes dazu erwählt, damit das Vieh im abnehmenden Monde krank werden möchte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Freytag, den 25ten September 1778.

Schluß der Abhandlung von den glücklichen Folgen einiger Versuche der Einimpfung der Hornviehseuche.

Bey denen zwey leztern malen hat man dem kranken Vieh aus Mangel an gelben Wurzeln keine mehr geben können, hingegen ist ihnen recht gutes Nachmatt, und ein wenig Habergarben gereicht, bis zum Krankwerden hat man sie stets zur Tränke geführt, und sie fressen lassen was sie gewollt. In Holland hatte man die meisten Proben mit der Inoculation an Börnkälbern gemacht, man wagte aber allhier aus Noth diesen Versuch, weil die natürliche Seuche bereits unter diesen kleinen Kälbern ausgebrochen, und drey Stück davon gestorben waren, man impfete den 15ten Jan. vier Stück so vier bis sechs Wochen alt waren, und den 2ten Febr. andere vier Stücke so nur vierzehn Tage bis drey Wochen alt. Beydes wollte nicht glücken, indem von jeder Impfung nur Ein Stück durchseuchte; von den natürlich krank gewordenen ward aber keines gerettet, und da diese allem Anschein nach auch inficiret waren, so ist hiernach noch kein sicherer Beweis zu nehmen, daß die Einimpfung der Seuche bey Börnkälbern nicht gleichfalls mit Nutzen von Statten gehen sollte.

Endlich ist auch der Versuch gemacht, daß man eine ansehnliche Anzahl Vieh, so man als durchgeseucht gekauft, mit recht starker und frischer Materie eingeimpfet hat. Die Wunden schwollen auch auf und eiterten, zum Beweis, daß der Gift gefangen; allein kein einziges Stück ward krank, und dieses kann wohl zu einem sichern Merkmal dienen, daß die natürliche und eingeimpfte Seuche einerley ist, und daß dasjenige Vieh so die eine gehabt vor der andern sicher ist.

a) Nach denen verschiedenen glücklich ausgefallenen Proben, war es nun auch nothwendig einige Versuche mit älterm Vieh anzustellen. Man impfete daher den 16ten März zwey Ochsen von sieben und acht Jahren; die Materie hatte man nicht selbst aufgenommen, sie roch schon etwas faul, beyde Ochsen wurden heftig krank, und einer

a) Siehe das 21te St. obgenannter Beyträge.

einer starb den 29ten, da inzwischen der andere durchseuchte, so war man mit dem Erfolg vergnügt, und um der Beschwerlichkeit zu entgehen, jedesmal frische Materie an entfernten Orten zu suchen, oder die Gefahr zu laufen, daß man schon in Fäulniß gegangene Materie einimpfte, und dadurch dem Vieh die Fäulniß zugleich mit ins Blut setzte, so inoculirte man den 23ten März, einen siebenjährigen Bollochsen, mit getrockneten Fäden; allein er wurde nicht zur gewöhnlichen Zeit krank, sondern erst den 12ten April als den zwanzigsten Tag nach der Impfung und seuchte durch, so, daß man nicht mit Gewißheit bestimmen kann, ob solches noch eine Wirkung der Inoculation, oder von Ansteckung der natürlichen Seuche herrührte, woran eben zu der Zeit einige Häupter krank lagen.

Man wollte daher auch im Großen die Probe mit getrockneter Materie einzuimpfen nicht wiederholen, impfte aber den 14ten April eilf Stück Bauer-Ochsen von sechs bis acht Jahren, und sechs Stück jung Vieh aus der Nachbarschaft, warum man ersucht war, mit frischer guter Materie ein.

Da die Ochsen schon dies Frühjahr hatten stark arbeiten müssen, so ließ man sie alle den Tag vor der Einimpfung zur Ader, und die Krankheit zeigte sich schon den achten und neunten Tag. Acht Stück davon wurden heftig krank, eines nur gelinde, und an zweyen bemerkte man nichts weiter, als daß sie etwas husteten, und nasse Augen hatten, von allen starb nur Einer den 24ten desselben Monats; und dieser war vorher schon ungesund und zur fernern Arbeit untauglich befunden. Die sechs Stück jung Vieh seuchten alle durch, unter diesen war ein zweyjähriger Bolle, der an der Verstopfung so übel war, daß ihm das gewöhnliche Thranmittel auch nicht helfen wollte; man gab ihm daher drey Löffel voll reines Leinöl, welches die gesuchte Wirkung that.

Bey den Ochsen muß hauptsächlich darauf gesehen werden, ob sie uriniren können, und wenn dieses nicht ist, giebt man ihnen ein Viertelquartier recht gutes Baumöl mit eben so viel Kornbranntwein warm gemacht ein, welches bald zu wirken pflegt, und im Nothfall nach einigen Stunden wiederholt wird.

Wenn das Vieh sich zu bessern anfängt, und doch noch nicht fressen will, pflegt es wohl ein Zeichen zu seyn, daß der Hals schlimm ist; man hat auf den Fall ihm ein Paar mal des Tages das Maul mit süßer Milch ausgespült, auch solche saufen lassen. Den 10ten April hatte man außer obigen noch zwey und zwanzig Stück jung Vieh aus dem Bauerdorf eingeimpfet, allein mit anderer Materie, die man von einem Ochsen nahm, der noch sehr krank zu seyn schien, der aber, wie es sich gleich nachher zeigte, die Seuche schon überstanden hatte; und den der Mangel des Urinirens nur noch krank machte; die Materie war also schon zu gelinde, weil von allen

allen diesen kein Stück krank würde, sondern nur einige mit den Augen thräneten. Man wartete den vierzehnten Tag ab, und inoculirte sie darauf aufs neue mit ganz frischer Materie benebst vierzehn Börnkälbern, worunter zwölf von durchgeseuchten Kühen gefallen sind. Was hievon der Erfolg seyn wird, muß sich künftig zeigen, besonders auch in Absicht des Mondes, da diese letzte Einimpfung aus Noth zur Zeit des Neumondes geschehen müssen, und also das Vieh im zunehmenden Monde krank werden wird.

b) In dem letzten Bericht, ist bereits von der den 24[ten] April zum zweyten male vorgenommenen Einimpfung der zwey und zwanzig Stück jung Vieh aus dem Bauerdorf Nachricht ertheilt. Der Erfolg derselben war so erwünscht wie möglich, indem dieses Vieh die Seuche größtentheils ganz gelinde bekam, und allesammt auch glücklich überstanden, ohne daß man ein einziges davon verloren hätte. Die vierzehn Börnkälber hingegen, so mit eben der Materie, und in eben der Stunde mit dem obigen Vieh inoculiret waren, wurden nicht krank, sondern nur einige davon bekamen einen gelinden Durchfall, und da acht Stück von diesen nunmehr schon drey mal eingeimpfet worden, ohne daß man sagen könnte, daß sie ordentlich krank gewesen, so schließt man hieraus, da sie fast beständig in einem inficirten Stall gestanden, entweder, daß sie ganz unmerklich durchgeseucht, oder daß die in Holland gemachte Bemerkung gegründet sey: daß nemlich die Börnkälber so von durchgeseuchten Kühen und Bollen gefallen, die Seuche durch die Einimpfung nicht eher erhalten, als bis sie eine Zeitlang in der freyen Luft gewesen sind.

So wie man es sich nun bisher zur Pflicht gemacht, alle diejenigen Vortheile bey der Inoculation des Rindviehes, so zu einem glücklichen Erfolg dienen können, öffentlich anzuzeigen; so sehr hält man sich auch für verbunden, durch Bekanntmachung eines unglücklichen Versuchs, allen denen eine Warnung zu geben, die Proben mit der Einimpfung anzustellen sich entschließen sollten.

Alle die in diesem Frühjahre gemachten Versuche ließen dem Besitzer des Guts keinen Zweifel, daß das eben die beste Jahrszeit zur glücklichen Inoculation sey; und da er aus dem guten Erfolge der letztern auch die Erfahrung erhalten: daß der Mondeswechsel keinen widrigen Einfluß hiebey verursache; so entschloß er sich, mit dem allerersten wiederum eine beträchtliche Anzahl Vieh einzuimpfen, und auch dieses mal mit milchenden Kühen einen Versuch zu machen.

Er hatte zu diesem Behuf einen Vorrath recht guter Materie von dem zuletzt inoculirten Vieh aufgehoben, als sich aber eben um die Zeit eine besondere Gelegenheit fand, einem guten Freunde mit dieser Materie zu dienen;

b) S. 26. St. l. c.

nen; so gab er sie weg, und zweifelte nicht, sich an denjenigen Orten wo eine gute Seuche herrscht, wiederum baldigst damit versorgen zu können, dieses schlug aber an zwey Orten fehl, und da er sonst keine gelinde Seuche zu bekommen wußte, und das zur Inoculation bestimmte Vieh schon alles herbey gebracht war; so sah er sich gezwungen, um eine natürliche Ansteckung zu vermeiden, Materie von einem Orte aus der Nachbarschaft holen zu lassen, wo die Seuche eben ausgebrochen, und man noch gar nicht wußte, ob sie gut- oder bösartig wäre.

Die Einimpfung geschah den 14. und 15ten May an zwey und dreyßig Stücken, worunter sieben frischmilchende und zwey vormilchende Kühe befindlich.

Da dies Vieh von verschiedenen Orten hergebracht war, so waren nur neun Stück darunter die noch nicht aus dem Stalle gewesen, die übrigen drey und zwanzig waren theils seit acht, theils seit vierzehn Tagen schon im Grase gewesen, und standen also in der sogenannten Grasseuche; diesen Umstand hielt man gar nicht für böse, sondern glaubte vielmehr, daß das Vieh nunmehro desto gereinigter seyn, und die Krankheit desto leichter überstehen würde. Allein hierin irrte man sich sehr, die inoculirte Materie war an sich bösartig, welches sich wenig Tage nachher zeigte, indem an dem Orte, woher man sie bekommen, alles wegstürzte, und dies Vieh war durch die Grasseuche zu schwach worden, eine so heftige Krankheit überstehen zu können.

Man hatte diejenigen, so noch nicht aus dem Stalle gewesen, bey ihrem gewöhnlichen Futter gelassen, die übrigen aber die ersten Tage nach der Einimpfung noch immer auf die Weide gejagt, allein anstatt erst den neunten und zehnten Tag, wie gewöhnlich, krank zu werden, fiengen diese alle schon den fünften an, die ersten Zeichen der Krankheit von sich spüren zu lassen, welche denn auch mit solcher Heftigkeit fast bey allen ohne Unterscheid zunahm, daß sie schon den neunten und zehnten Tag in der größten Gefahr sich befanden.

In einem so schlechten Zustande hatte man noch nie inoculirtes Vieh gesehen, alle Merkmale einer bösartigen natürlichen Seuche waren da, auch der weiße schleimige Durchfall, den man die weiße Ruhr nennt, und sonst immer als tödtlich befunden hatte, das Vieh bekam ein Fieberschauer nach dem andern, es zitterte, schauderte sich, und die Hörner waren in einer Stunde ein Paar mal eiskalt, und wiederum ganz warm. Das Fressen gaben sie ganz an, einige sogar auf sieben und acht Tage, man unterhielt sie also lediglich mit süßer Milch, die man ihnen drey und vier mal des Tages reichte, und wenn sie solche nicht gutwillig saufen wollten, ihnen in den Hals goß.

Um den heftigen und so sehr bösen Durchfall in etwas zu hemmen, ließ man ihnen einen Trank oder Decoct

von

von Rockenmehl nach der Dänischen Methode kochen, und zwey auch drey mal des Tages davon geben, welches alles denn bey dem Vieh, so noch nicht aus dem Stalle gewesen, die glückliche Wirkung that, daß von diesen neun Stücken, welche aus vier großen Stieren, zwey jungen Bollen, zwey acht- und neunjährigen Kühen, und einer kleinen Starke bestand, der heftigen und bösartigen Krankheit ohngeachtet, nur den 24ten ein Stier, und den 25ten die kleine Starke starb, die übrigen sieben Stück aber nach vielen Abwechslungen der Krankheit vollkommen durchseuchten. Von den drey und zwanzig Stück die im Grase gewesen, und die eben so heftig krank als die andern waren, rettete man hingegen, aller Bemühungen und alles Fleißes ohngeachtet, nicht mehr denn fünf Stück, und verlor alle übrige achtzehn, so daß aus diesem sehr großen Unterschied klar abzunehmen ist, daß die Grasseuche eben so viel Schuld an dem unglücklichen Ausschlag, als die bösartige Materie habe, und daß daher die Klugheit erfordere, nicht allein keine andere Materie einzuimpfen, als solche von der man zuverläßig weiß, sie sey gut und von einer gelinden Seuche, sondern auch, daß man kein Vieh inoculire, wo es nicht vollkommen gesund und in gutem Stande ist.

Hinwiederum kann man auch aus dieser Probe den Schluß ziehen, daß die allerböseste Seuche, wenn sie eingeimpfet wird, dem Vieh nicht so gefährlich und tödtlich ist, wie fast jede natürliche Seuche, wobey die innerlichen Theile mehr leiden, und geschwinder eine Entzündung entstehen kann, nur muß das Vieh bey vollen Kräften und Gesundheit seyn, wie diese Erfahrung an dem Vieh, so im Stalle gestanden, es zur Genüge beweiset.

Endlich verdient auch noch angezeigt zu werden, daß man alle diejenigen Häupter Vieh, so in den vorigen Inoculationen wenig und fast gar nicht krank gewesen, mit dieser bösartigen Seuche eingeimpft, daß aber dennoch dieses mal, nicht die geringste Spur einer Ansteckung an ihnen bemerkt worden, sondern selbige vollkommen gesund geblieben sind.

c) Obschon durch den Verlust bey der letzten im Monat May angestellten Einimpfung, dem Besitzer des Guts ein ansehnlicher Schade erwachsen war; so konnte, da die Ursache nicht von der Inoculation selbst herrührte, sondern nur zufälligen Umständen beyzumessen war, ihn auch solches nicht abschrecken, eine neue Probe zu machen, so bald nur das Vieh von der Grasseuche vollkommen sich erholt, und er Gelegenheit gehabt hatte, wiederum gute Materie zu erhalten. Es wurden also den 6ten Jun. sieben Ochsen und sieben Kühe, mit recht frischer Seuchmaterie eingeimpft, nachher auf dem Stall behalten, und abwechselnd mit Gras, Stroh,

c) S. 31. St. l. c.

Stroh und Heu gefuttert. Die ersten Merkmale der Krankheit äußerten sich den achten und neunten Tag; überhaupt war die Krankheit nur gelinde bey den Ochsen, die Kühe hingegen waren fast alle sehr heftig krank, jedoch seuchten alle vierzehn Stück glücklich durch, und da man von dieser Materie einen Vorrath aufgenommen, so entschloß man sich sofort einen Gebrauch davon zu machen, und impfte den 18. 19. und 20ten desselben Monats wiederum eine starke Anzahl Vieh damit ein.

Der Erfolg war gut, jedoch nicht so glücklich und ohne Verlust wie der vorige, wozu die gleich nach der Inoculation eingetretene, und nachher fortgedauerte heiße Witterung vieles kann beygetragen haben. Die Wunden wurden dieses mal gleich einige Tage nach der Einimpfung ungewöhnlich schlimm, und das Vieh mußte hieran und von den Fliegen sehr vieles ausstehen. Von neunzehn Ochsen von allerley Alter, verlor man jedoch nur zwey, und siebenzehn Stück seuchten durch. Von neunzehn Kühen behielt man vierzehn Stück, und fünf starben, worunter jedoch die meisten alt, und eine gar funfzehnjährig war, unter diesen neunzehn Kühen waren vier Stück aus einem angränzenden Fürstl. Ort, wo wenig Tage zuvor eine natürliche bösartige Seuche ausgebrochen war. Man inoculirte selbige gleich nach der Ankunft, und da kurz darauf die Seuche auch in der Heerde ausbrach, aus welcher sie genommen waren, so befürchtete man, sie möchten schon inficiret seyn; inzwischen wurden sie nicht vor dem neunten Tag krank, aber ein heftiger Ausschlag kam gleich mit dem Anfange der Krankheit, welches gewöhnlich kein gut Zeichen ist. Nachdem besonders drey Stück davon verschiedene Tage sehr heftig krank gewesen, besserten sie sich, und man jagte sie wieder hinaus ins Gras, wo jedoch die eine, vielleicht wegen des ganz außerordentlich starken Ausschlages, wieder befiel, und ohne daß man andere Zufälle an ihr bemerkte den 10ten Jul. also schon in der vierten Woche nach der Einimpfung starb.

Von drey Stück jung Vieh verlor man keines; hingegen von acht Stück Börnkälber, die von undurchgeseuchten Kühen gefallen waren, behielt man nur vier Stück die vollkommen durchseuchten, die übrigen wurden gleich den sechsten und siebenten Tag nach der Einimpfung sehr heftig krank, und starben einige Tage nachher.

Zweyte Versuche.

Aus Vorstehendem erhellt also, daß vom 30ten November 1777 bis zum 14ten May 1778 einhundert und vier und dreyßig Stück Rindvieh geimpfet, wovon vierzig gestorben, und vier und neunzig durchgeseucht sind.

Dieser rühmliche Vorgang munterte die *** Beamte auf, nach der * Methode folgende Versuche zu machen.

1) In dem Dorfe *, wo die natürliche Seuche war, sind den 17ten May 1778 von dem übrig gebliebenen gesun-

gesunden Vieh sechs Stück inoculirt, wovon vier gestorben, und zwey nicht krank geworden sind. An demselben Tage sind daselbst zehn Stück zweyjährige Starken und Stiere, so von gesunden Orten dahin gebracht sind, inoculirt. An dem neunten und zehnten Tage wo die Krankheit eintreten sollte, gaben die mehrsten das Fressen an, bekamen ein trauriges Ansehen, wurden aber in wenigen Tagen völlig hergestellt, ohne wahre Merkmale der Seuche zu zeigen.

2) Den 6ten Jun. wurden in dem Dorfe * vorgedachte zehn Stück junges Vieh zum zweyten mal inoculirt, und zu gleicher Zeit zwölf andere ein- und zweyjährige Stiere und Starken. Von erstern zehn Stück sind drey, und von leztern zwölf sind zehn krank geworden, mit allen sichern Merkmalen der Seuche, und man hielte sie alle hergestellt. Man vermuthete, daß von erstern zehn die sieben schon das erste mal geseucht wären. In dieser guten Hoffnung schickte man gesammte zwey und zwanzig Stück den 22ten Jun. auf eine gute grasigte Koppel, um sich zu erholen. Es fiel aber der größte Theil aufs neue in die Krankheit, und starben davon fünf, wovon man die Ursache darin allein setzet, daß das Vieh zu frühe sich selbst überlassen gewesen ist, und zu viel Wasser gesoffen hat, wofür das Vieh nach überstandener Krankheit sorgfältig in Acht genommen werden muß.

3) Den 20ten Jun. 1778, wurden auf dem Pachthofe * inoculirt vier und dreyßig Stück Vieh, nemlich ein Bollen, drey Ochsen, zwey und zwanzig milchende größtentheils trächtige Kühe, und acht Börnkälber von sechszehn bis acht Wochen. Hievon sind gestorben sieben Kühe und drey Börnkälber, gesammte übrige vier und zwanzig Stück sind geseucht. Von denen gestorbenen Kühen waren zwey in völliger Besserung, sturben aber bey Wegwerfung der Kälber, zwey Kühe waren unmerklich krank, wurden daher in der Folge zum andern mal inoculirt, blieben aber gesund.

4) Den 3ten Jul. 1778, wurden in dem Dorfe * eilf Starken von zwey und drey Jahren inoculirt, davon zwey gestorben und neun durchgeseucht sind.

5) In dem Dorfe *, brach Anfangs Julius die natürliche Seuche unter den Kühen aus, in welcher eilf Kühe sturben, und nur eine durchseuchte. Da die Ochsen dieser Dorfschaft in einer abgesonderten Heerde giengen, entschloß man sich den 9ten Jul. gesammte Ochsen und einen Bollen, ein und zwanzig an der Zahl, zu inoculiren. Der Erfolg davon ist so glücklich gewesen, daß alle ohne Ausnahme durchgeseucht sind.

6) Den 18ten Jul. 1778 sind auf dem Pachthof * inoculirt vier und zwanzig Stiere und Starken von zwey, drey und mehrern Jahren. Hievon ist bisher ein Stück gestorben, zwanzig sind völlig geseucht, drey

sind noch krank, geben aber auch Hoffnung zur Besserung.

7) Am 31ten Jul. 1778 sind zu * fernerweit ein und zwanzig Ochsen, so aus dem Dorfe * dahin gebracht sind, und sechs Stück güstes Vieh, welches der ** zu * dahin gesandt hat, inoculirt worden. Von den Ochsen sind heute schon sieben Stück krank, und die übrigen husten fast alle. Von dem güsten Vieh stehen vier Stück krank, eins fängt an krank zu werden, und das letzte frißt noch.

Am 1ten August 1778 sind annoch hieselbst dreyzehn Stück, bestehend in sechs Ochsen und sieben Stück güstes Vieh, so aus dem Dorfe * dahin getrieben sind, eingeimpfet worden, wovon schon ein Stier krank ist, und einige das Fressen angeben.

Am 3ten August 1778 sind hieselbst ferner sechszehn Stück güstes Vieh und eine Kuh, welche vom Hofe * dahin gesandt sind, inoculirt worden, die bis heute, weil es erst der sechste Tag ist, noch keine Spur der Seuche an sich haben können.

* Den 8ten Aug. 1778.

R. F. B.

Begegnung der im gegenwärtigen Magazine S. 864. enthaltenen Anfrage.

Wann und wo der Mönch Bartold Schwarz, der das Pulver erfunden hat, gelebt? erwähnen mit Einschluß der Wörterbücher eine große Menge Schriftsteller. Die vornehmsten derselben sind in dem sehr bekannten Pütterschen Grundriß der Staatsveränderungen des Deutschen Reichs S. 133. (der dritten Ausarbeit.) angezogen.

S. U. F. C. M.

Anfrage.

Ist es besser die Kälber, so man zuziehen will, 6 Wochen saugen zu lassen, oder so lange mit der Muttermilch von Anfang an zu tränken? Dieses letztere scheint um deshalb den Vorzug zu haben, weil sie sich sogleich an das Tränken gewöhnen. Wenn sie gesogen und abgesetzt werden, pflegen sie eine Zeit nachher nach der Mutter zu schreyen, und wollen nicht an die ihnen vorgesetzte Tränke, wovon sie abzunehmen pflegen.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Montag, den 28ten September 1778.

Anmerkungen über die Passat-Winde, und davon abhängende Witterung.

Der Zug der Luft, oder der Wind im Großen, geht von einem kältern Orte nach einer wärmern Gegend. Dies wird für die erste Ursache der abwechselnden Bewegung der Atmosphäre oder der veränderlichen Passat-Winde außerhalb den Wendezirkeln angenommen werden können. Wenn nun der nordliche Theil der Erdkugel durchgekältet ist, so müssen nordliche Winde die herrschenden seyn; Ist hingegen die südliche Halbkugel durchgekältet, so müssen südliche Winde regieren. Dies würde sich so verhalten, wenn allenthalben auf jeder gleichen Breite rund um der Erdkugel gleich Land und Wasser wäre; allein da auf derselben Breite bald eine Strecke Land, bald wieder selbiges durch Wasser unterbrochen ist, und Land und Wasser nicht allein einen ungleichen Grad der Wärme und Kälte annimmt, sondern auch Land beydes Kälte und Wärme länger behält, als Wasser: So muß daraus entstehen, daß der erste allgemeine Zug nach der Lage des Landes gegen dem Wasser dergestalt gedreht wird, daß von dem länger die Kälte behaltenden Lande der Wind alsdenn nach dem Wasser, und umgekehrt von dem eher die Wärme verlierenden Wasser zur andern Zeit der Zug nach dem länger warm bleibenden Lande wieder sich erstrecke. Dies ist die zweyte Ursache oder Veranlassung unserer Passat-Winde. Dabey hat drittens die Größe der Landstrecke, und deren Höhe oder Niedrigkeit noch einen merklichen Einfluß. Ist das Land in der Parallele gegen dem Wasser von erheblicher Größe, so werden die Abweichungen von der ersten Richtung so viel merklicher seyn; und ist es sehr hoch, daß es nicht so leicht erwärmt werden kann, so wird der Zug von selbigem nach dem Wasser, oder gar nach der entgegen gesetzten Hemisphäre so viel stärker und anhaltender seyn.

Wenn nun mit Winters Anfange unsere nordliche Halbkugel nicht allein überhaupt die Wärme verliert, oder durchgekältet wird, und hingegen auf der südlichen Halbkugel alsdenn die

Kälte mit der Wärme abwechselt: so muß daher ein Zug von dem nördlichen Hemisphärio nach dem südlichen entstehen; und da auf unserm Theile der nördlichen Halbkugel das größte Land im Osten ist, so muß ferner dieser erste allgemeine Zug sich von daher, als der Gegend, die einen größern Grad der Kälte über das Wasser annehmen kann, drehen; und auch, weil die Erde die Kälte länger als Wasser behält, so viel länger im Frühjahre anhalten, bis die Erdstrecke mit Anfange des Sommers erst wieder durchgewärmet wird. Daraus entsteht nun erstlich unser nordostliche Passat-Wind vom Winter-Solstitio an, und sollte währen bis zum Sommer-Solstitio; und umgekehrt der Zug aus dem Südwesten nach Nordosten als der Haupt-Passat-Wind vom Sommer-Solstitio an bis an das Winter Solstitium, weil das Land im Nordosten alsdann stärker als das Wasser im Südwesten durchgewärmt ist, und solche Wärme auch noch länger, obgleich sich die Sonne im Herbste schon entfernt hat, an sich behält. Insbesondere aber muß zweytens der Nordosten-Passat-Wind nur vom Winter-Solstitio bis an das Frühlings-Aequinoctium um deswillen vorzüglich herrschen, weil alsdenn die Kälte des Landes die vom Wasser nothwendig übertrifft. Allein weil vom Aequinoctio an beydes schon wieder erwärmt wird, und unter gleichen äußerlichen Umständen die Erde mehr Wärme wieder als das Wasser annimmt: So muß das Wasser im Westen verhältnißmäßig kälter als das Land im Osten bleiben; folglich drehet sich der generale nordliche Passat-Wind alsdann von Osten nach Westen; und wie vor dem Aequinoctio der Nordosten-Wind der Hauptpassat-Wind war, so muß nachher bis zum Sommer-Solstitio solches ein nordwestlicher Wind seyn. Vom Sommer-Solstitio an bis zum Herbst Aequinoctio ist das Land in der nordlichen Halbkugel am meisten durchgewärmt; daher müßte alsdenn der Haupt Passat-Wind Süden seyn. Weil aber Wasser nicht so viel Hitze als Land annimmt, und im Westen mehr Wasser, hingegen im Osten viel Land ist: so bleibt daher der Passat-Wind mehr nach Westen gedrehet, und wird südwestlich. Wenn er aber durch den Rückfall oder andere Ursachen mal nach Osten hinumschweifet, so bringt der östliche Wind von dem erhitzten Lande alsdenn eine so schwule Luft mit, als im Winter eben daher Kälte. Läuft der südwestliche Passat-Wind hingegen nach Nordwesten und Norden zuweilen hinum, so bringt er von da her eine kühle temperirte Witterung mit. Vom Herbst-Aequinoctio an, bis zum Winter-Solstitio, verliert das Wasser im Anfange geschwinder und stärker seine Wärme, als das östliche Land; daher muß sich der südwestliche Zug immer mehr nach Westen und bisweilen nach Nordwesten wenden, bis er nach dem Winter-Solstitio, wenn das östliche Land am stärksten durchgekältet ist, sich vorhin erklärtermaaßen wieder in Nordosten wirft.

Dies

Dies wären nun unsere Haupt-Passat-Winde. Allein, gleichwie überhaupt Wind und Wetter nothwendig eine anscheinende Unregelmäßigkeit haben muß, und dies eines der wunderswürdigsten Meisterstücke der unendlich weisen und gütigen Vorsehung ist, (denn wenn das Verhalten der Winde und Witterung so regelmäßig und beständig, als der Lauf des Planeten, worauf sie herrschen, wäre, was könnte daraus anders entstehen, als daß entweder gar kein Regen zusammen getrieben würde, oder dieser doch nur zu gewissen Zeiten ohne Aufhören, zur andern Zeit aber gar keiner fiele?) So wird durch viele uns unergründliche Nebenursachen diese zur Fruchtbarkeit so heilsame Unregelmäßigkeit unterhalten; wovon man wohl einige Veranlassungen entdecken, jedoch nicht angeben kann, warum diese bald so, bald anders, zu einer Zeit mehr, zur andern weniger, dann gar nicht, und manchmal unserm Bedünken nach zu viel wirken. Wir erkennen bloß, daß eine höhere Einrichtung in der angezeigtermaaßen nothwendigen Veränderlichkeit verborgen liege; den genauen Zusammenhang aber können wir niemals entdecken. Vielweniger dürfen wir von etwas, das für uns nothwendig eine Art von Unbeständigkeit an sich behalten muß, und wovon wir den ganzen Plan nimmer übersehen können, eine Folge mit solcher Zuverläßigkeit vorher anzukündigen wagen, die auf bestimmte Zeit und Tage eintreffen sollte. Nur überhaupt kann man aus der Einrichtung und Aenderung der Passat-Winde zu gewissen Zeiten, und aus der Witterung, die dabey nicht allein in unserer eigenen Gegend, sondern auch insbesondere an denen Orten, wo der Passat-Wind herkommt, geherrscht hat, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die künftigen Folgen, und daß selbige so lange der eintretende Passat-Wind stehet, fortdauern möchten, schließen; jedoch mit Vorbehalt aller derjenigen Ausnahmen, welche nur der höchste Regierer kennt, und wobey nicht einmal eine vorhergehende noch so langjährige Erfahrung zum gewissen Grunde gelegt werden kann; denn kein Jahr ist dem andern völlig gleich. Wie unsicher wäre es daher, wenn man gar, wie die Alten aus dem sogenannten Zwölften, wiederum eine Regel einführen wollte, von dem Verhalten der Witterung an gewissen wenigen Tagen auf so viel folgende Monate oder Perioden zu schließen? Da ungeachtet der im Großen eintretenden Aenderung eines Passat-Windes, woraus eine gewisse Witterung muthmaßlich zu schließen wäre, dennoch eine besondere Nebenursache an den bestimmten Merkeltägen ganz verkehrte Anzeigen geben könnte. Die alte sogenannte Bauren-Practik ist bey weitem nicht so ungewiß, als ein solches neueres System. Die Quatember und da herum einfallende Merkeltäge bleiben allemal wahrscheinliche Epochen; nur muß man aus einem alten Misverstande nicht genau auf solche einzelne

Tage allein achten, woran, wie vorgedacht, eine ungefährliche vorübergehende Nebenursache eine ganz entgegengesetzte Anzeige wirken kann; sondern darauf wird man Acht zu geben haben, wie sich einige Zeit nachhero, und insonderheit bey den Neu- und Vollmonden, etwa vierzehn Tage vor und nach den Aequinoctien und Solstitien, als so lange sich die Revolution verschieben kann, der Passat-Wind, und mit selbigem die Witterung, überhaupt genommen, einrichtet; dies pflegt insgemein eine Zeitlang ferner anzuhalten.

Die Nebenursachen, welche in die Abänderung der Passat-Winde Einfluß haben, und selbige so veränderlich machen können, daß öfters keine Spur davon überbleibt, sind außer andern folgende: 1. Die Anhäufung der Dünste, theils feuchter und kalter, theils warmer. Erstere können einen Zug der Luft von der Gegend ab, wo sie sich gehäuft haben, verursachen; und letztere den Fluß nach dem Orte hinziehen, wo sie die Luft erwärmen und verdünnen. Daß nicht die Wirkung für die Ursache hierunter angenommen werde, ist leicht einzusehen, da das Aufsteigen, Anziehen, und Anhäufen der Dünste, so wohl kalter als warmer, von Ursachen veranlaßt werden kann, die mit dem Winde in gar keiner Verbindung stehen. 2. Muß zwar der Rückfluß der allerobersten Luft, die von Kälte und Wärme nicht mehr afficiret werden kann, das aufgehobene Gleichgewicht allmählig wieder ersezzen; aber dem ungeachtet muß doch auch unten ein lange und steif anhaltender Wind theils einen Rückfall gerade entgegen, durch die Aufstauung und Pressung der voran getriebenen Luft, theils einen Wiederstrom zur Seiten aus erregen; und mit beyden verbindet sich denn noch die Wirkung der hin und her getriebenen und neuerlich hinzu kommenden Dünste. 3. Hat in dem heißen Erdgürtel, wo Tage und Nächte von gleicher Länge sind, mithin die nächtliche Abkühlung der am Tage erwärmten Erde beträchtlich ist, dieser Unterscheid einen vorzüglich merklichen Einfluß in den Wind. Es entsteht daraus ein täglich abwechselnder Passat-Wind in der Nähe des Landes und Wassers, nemlich ein Seewind, der alsdenn herrscht, wenn das Wasser kälter als das erhitzte Land ist, und hinwiederum der Landwind, theils von dem wieder erkälteten Lande, theils durch den Rückfall. Wie nun dadurch der Haupt-Passat-Wind in solchen Gegenden fast unmerklich werden kann, so muß 4. die Einmischung von solchen See- und Landwinden in unsern Gegenden, wo Land und Wasser so zerstreut durch einander liegt, wenigstens den Einfluß haben, daß unsere Haupt-Passat-Winde dadurch sehr irregulär gemacht werden, insonderheit im Sommer, da dieser, wie man an dem Zuge der Wolken in der obern Luft sehen kann, nur allda überbleibt, hingegen in der untersten Region eine so mannigfaltige Abwechselung leidet, die

sich

sich nicht bestimmt erklären läßt. Hievon rührt z. E. der Gewitterzug her. Die Hitze des Landes zieht erstlich gegen den obern Passat-Wind andere Winde und mit selbigen Dünste dahin; diese, wenn sie sich angehäuft und zusammen gezogen haben, werden denn durch den südwestlichen Passat-Wind zurück gebracht, und durch den contrairen untern Wind in Gewitterwolken zusammen gepreßt. Zu andern Zeiten wechselt der südwestliche Wind fast täglich mit einem nord- und nordwestlichen Seewinde ab, wodurch die Hitze temperirt wird. Endlich 5. ist auch nicht zu läugnen, daß die Abwechselung des Mondenlaufs sammt den davon abhängenden Fluthen einen merklichen Einfluß in die Atmosphäre, folglich in Wind und Wetter haben, und entweder allein, oder in Verbindung mit andern vorfindenden Nebenursachen auf selbige wirken müssen.

Wir wollen hiebey versuchen, ob sich nicht ein Paar merkwürdige Eräugnisse erklären lassen, die obiger Theorie, und sich sogar einander ganz zu widersprechen scheinen. Nach der angenommenen Regel wird das Land um die Pole im Sommer mehr erhitzt, und im Winter mehr erkältet, als Wasser. Daher müßte aber in dem nördlichen Theile von Amerika der Sommer noch wärmer seyn, als in unsern Gegenden, wo mehr Wasser um den Pol ist; und in der südlichen ganzen Halbkugel, wo sich um den Pol nach neuern Entdeckungen wenig oder gar kein Land findet, sollte hingegen, weil das Wasser keinen so großen Grad weder von Hitze noch von Kälte annehmen kann, auch weder die Wärme noch Kälte so groß als in der nördlichen Hemisphäre, sondern beyde mehr gemäßigt seyn. Allein es ereignet sich in beyden Fällen gerade das Widerspiel: Der nordliche Theil von Amerika ist, ungeachtet des großen Landes um den Pol, auch den Sommer über kälter als unsere Gegend in gleichen Höhen; und die ganze südliche Halbkugel ist, ungeachtet lauter Wasser um den Pol ist, außer dem Wendezirkel Winter und Sommer durch außerordentlich kalt. Die erste Erscheinung wird am leichtesten zu erklären seyn. Die Erfahrung giebt, daß außerordentlich hohes Land auch unter der heißesten Himmelsgegend nicht durchgewärmet werden könne, sondern daselbst auf den Gebürgen beständig Schnee und Eis fortdaure. Wie vielmehr muß dies weiter nach den Polen hin sich ereignen?

Nun ist aber der nordliche Theil von Amerika durchgängig außerordentlich hoch, deswegen kann derselbe nicht so, wie unsere niedrige Gegend durchgewärmt werden, sondern es muß, wie schon Eingangs erwähnt worden, ein beständiger kalter Passat-Wind auch im Sommer von daher fortdauren.

Das verschiedene Verhalten einer hohen und niedrigern Gegend in Absicht auf die anzunehmende und wiederum zu verbreitende Wärme, erklärt aber auch die zweyte Erscheinung.

Nicht ohne Ausnahme wird und macht das Land wärmer oder kälter, als Wasser. Ist es nicht höher, als daß es im Sommer durchgewärmt werden könne, so nimmt es zwar im Winter mehr Kälte an, als das Wasser darneben; allein im Sommer verbreitet es auch die mehr angenommene Wärme mit über das angränzende Wasser, und verursacht, daß dies nicht allenthalben mit Eise bedeckt bleiben könne. Eine entgegengesetzte Wirkung aber muß entstehen, in beyden Fällen, entweder das Land sey so hoch, daß es gar nicht durchgewärmt werden könne; oder es sey gar kein Land vorhanden, welches erwärmt werden, und seine Wärme über das Wasser darneben verbreiten könne. Beyder Orten muß ewig Eis und Kälte, Winter und Sommer durch seyn. Der eine Fall ereignet sich über Nordamerika, und der andere in der südlichen Halbkugel. Anstatt, daß man aus der Kälte, die außer der heißen Zone in derselben herrscht, vorhin gemuthmaßt hat, es müßte um den Südpol ein großes Land seyn: So muß man nun der Erfahrung und obigen Gründen nach urtheilen, es ist entweder gar kein Land daselbst, oder was noch vorhanden ist, muß außerordentlich hoch seyn. Beydes Wasser oder Land daselbst ist also mit immerwährendem Eise und Schnee bedeckt, kann gar nicht durchgewärmt werden, keine Wärme neben sich im Sommer ausbreiten, folglich muß ein beständiger und kalter Passat-Wind aus dem Süden daselbst regieren, der nur zuweilen durch den Nordwind mittelst der Rückstauung und anderer Nebenursachen überwältiget wird. Dies stimmt auch mit der Erfahrung daselbst überein.

Endlich giebt es noch einen zweyten Haupt-Passat-Wind oder Monson zwischen den Wendezirkeln, der eine ganz andere Ursache als die Passat-Winde von den Polen her hat, weil er von der Drehung der Erdkugel von Westen nach Osten herrührt. Daher kommt es, daß daselbst ein beständiger östlicher Passat-Wind herrscht. Nur durch die Einmischung der Passat-Winde vom Nord- und Südpol her ist er, nachdem diese regieren, das halbe Jahr durch von der Seite her, wo der Norden- oder Südwind herrscht, entweder nördlich oder südlich, folglich entweder Nordost oder Südost. An der andern Seite zunächst außerhalb dem Wendezirkel aber äußern sich die beständigen Folgen dieses herrschenden süd- oder nordöstlichen Windes darin, daß durch den Rückfall oder Wiederstrom daselbst ein westlicher Passat-Wind wehen muß, welcher nach Beschaffenheit des in der übrigen Halbkugel vorhandenen süd- oder nördlichen Passat-Windes sich demnächst gleichfalls entweder südlich oder nördlich drehet. Und diese Monsonne verrücken sich wechselsweise mit der Sonne bald nach Norden, bald nach Süden, woher die halbjährigen bald östlichen bald westlichen ganz contrairen Monsonne in der Gegend der Wendezirkel entstehen. Auf dem Meere sind solche Passat-Winde oder Monsonne am merklichsten und regel-

regelmäßigsten; die Nähe des Landes und dessen verschiedene Lage und Beschaffenheit aber macht darin Ausnahmen.

Da bekannt ist, was der Wind und dessen Verschiedenheit in Ansehung so wohl der Gegend, woher er kommt, als auch der Stetigkeit oder Veränderlichkeit desselben, für einen unstreitigen Einfluß in die Witterung habe: So denke ich, werde ein jeder, der über das Verhalten von dieser, Muthmassungen anstellen will, nunmehr einsehen, wie nöthig es sey, auf das Verhalten der Passat-Winde, und insonderheit auf die Einrichtung derselben um die Zeiten, wenn ihre gewöhnlichen Aenderungen einfallen, vor allem zu achten, und darauf seine Muthmassungen zu gründen. Will sich der gehörige Wind bey solchen Epochen nicht fest setzen, oder der herrschende werden, sondern er lauft immer den Compaß herum: So ist keine beständige Witterung dabey zu erwarten, die der Jahrszeit gemäß wäre; vielweniger läßt sich was gewisses voraus sagen; alle Merkmale trügen alsdenn, weil sie gleich durch gegenseitige Ursachen gestört werden; und wer denn was bestimmtes prophezeihen will, der schlägt fehl. Nicht mal anhaltende unbeständige Witterung darf man voraus verkündigen: denn wer kann wissen, ob nicht der Hauptwind doch bald die Ueberhand gewinnen werde; ob der bisherige Unbestand nicht entweder nur noch eine länger anhaltende Folge zum Beschlusse des vorhergegangenen, oder auch eine kurze Stöhrung von vorübergehenden besondern Ursachen sey. Von einem sich fest einrichtenden Passat-Winde läßt sich noch eher auf eine demselben und der Jahrszeit gemäße Witterung mit Hoffnung prophezeihen. Denn wenn Anzeigen von einer allgemeinen festen Einrichtung sind, so ist nicht so leicht zu befürchten, daß kurze Ausnahmen selbige ganz in Verwirrung bringen möchten.

Der sogenannte Donnerzug oder Ton, womit man sich herauswickeln will, wenn eine der Vorherverkündigung ganz widersprechende Wirkung erfolgt, und z. E. statt einer prophezeiheten lange fortdaurenden Winterkälte im Frühjahre, vielmehr eine außerordentlich fruchtbare Sommerwitterung einfällt, ist entweder nur eine vorübergehende Revolution, oder auch die Folge eines sich ganz anders, als man geglaubt, einrichtenden Passat-Windes; kann daher nicht für die Ursache der Abänderung von diesem, und der davon abhängenden Witterung angegeben werden. Hierauf sollte man vor allem achten; ich habe aber bisher nicht gemerkt, daß solches von unsern Wetterforschern geschieht.

Mittel

Mittel ertrunkene und dem Anschein nach todte Personen wieder herzustellen, von Dr. Wilhelm Cullen, erstem Leibarzt des Königs für Schottland und Professor der Arzneygelahrheit auf der Universität zu Edinburg, aus dem Englichen übersetzt von J. P. Ebeling, der Arz. B.

Man giebt sich gewöhnlich nur wenig Mühe, Ertrunkene wieder herzustellen, weil die Umstehenden und selbst Aerzte und Wundärzte sie leicht zu früh für völlig todt halten. Allein so viele Beyspiele, da Personen, bey denen man schon alle gewöhnlichen Zeichen des Todes fand, gerettet wurden, sollten billig diesen Irrthum schon längst gehoben haben, da ohnehin natürliche Ursachen deutlich zeigen, daß Ertrunkenen gewöhnlich weit leichter geholfen werden kann, als es vielleicht scheinen möchte.

Der Tod erfolgt nicht unmittelbar, wenn bey Menschen und andern Thieren die Bewegung der Lungen und des Herzens und folglich der Umlauf des Bluts aufhört. Der Umlauf des Bluts ist zwar zur Erhaltung des Lebens nothwendig, allein das Leben des Thiers besteht nicht bloß darin, sondern vorzüglich in einer gewissen Fühlbarkeit und Reizbarkeit der Nerven und Muskelfasern, von denen die Bewegung des Herzens selbst abhängt. Diese Beschaffenheit der Nerven und Muskelfasern ist das eigentliche Principium vitae bey Thieren, und so lange sie ihr Daseyn hat, wenn sie auch gleich sehr geschwächt ist, und so lange sie wieder hergestellt und thätig gemacht werden kann, so darf man auch hoffen, wenn anders der Bau der Theile nicht zerstört ist, daß die Bewegung des Herzens und der Lungen, der Umlauf des Bluts und folglich alle Geschäffte des Lebens gänzlich wieder hergestellt werden können. Daß in vielen Fällen die Lebenskraft noch ihr Daseyn habe, wenn der Umlauf des Blutes schon einige Zeit aufgehört hat, wird durch viele Versuche bewiesen, und eben so gewiß ist es, daß sie zu ihrer völligen Thätigkeit wieder gebracht werden kann, wenn sie gleich eine Zeitlang dem Anschein nach gänzlich unwirksam gewesen ist. Man kann nicht genau bestimmen wie lange sie bey Menschen noch fortdauern kann, nachdem sie ihr Daseyn verloren zu haben scheint, allein nach andern Thieren zu schließen, kann dies ziemlich lange geschehen, und so viele glaubwürdige Fälle von Personen, die, ungeachtet sie schon lange todt schienen, dennoch wieder hergestellt wurden, sollten uns abhalten, zu früh an der Möglichkeit, Ertrunkene wieder zu recht zu bringen, zu verzweifeln.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Freytag, den 2ten October 1778.

Schluß der Abhandlung von den Mitteln ertrunkene und dem Anschein nach todte Personen wieder herzustellen.

Die Zergliederung ertrunkener Menschen und andrer Thiere zeigt uns, daß sehr selten das Wasser in die Höhle der Lungen oder selbst in den Magen in einer so großen Menge eindringt, daß der Körper beträchtlich darunter leiden könnte; und überhaupt weiß man, daß bey den meisten Fällen die Werkzeuge des Lebens gar nicht beschädigt werden. Es ist daher wahrscheinlich, daß der Tod bey Ertrunkenen bloß von Erstickung herrühre, wodurch der Umlauf des Bluts gehemmt wird, die dem Körper seine Wärme gab, von welcher wieder die Thätigkeit der Lebenskraft abhängt. Allein da diese Wärme und Thätigkeit in vielen Fällen durch verschiedene Mittel wieder hergestellt werden kann, so muß es daher auch möglich seyn, so lange dies nemlich geschehen kann, Ertrunkene wieder zu recht zu bringen. Die Erfahrung bestätigt, vorzüglich seit einigen Jahren, diesen Satz. Wir wissen aus glaubwürdigen Nachrichten, daß in Paris und Amsterdam seit der Errichtung von Gesellschaften zur Erhaltung ertrunkener Personen ungefähr drey Viertel von denen bey welchen man die gehörigen Mittel angewandt hatte, wieder hergestellt wurden.

Man muß gestehn, daß es Fälle giebt, in denen die Zerstörung des Baues des Körpers, oder andere Umstände es unmöglich machen, Ertrunkene zu retten. Allein da man diese Fälle selten mit Gewißheit unterscheiden kan, so muß man sie auch nur selten voraussetzen. Selbst wenn Ertrunkene schon verschiedene Stunden unter dem Wasser gelegen haben, ist es Pflicht, alle mögliche Mühe auf ihre Rettung zu wenden. Denn selbst bey dem mislichsten Falle muß man bedenken, daß die Mühe vieler vergeblichen Versuche durch einen einzigen glücklichen Erfolg reichlich bezahlt wird.

Alle Mittel, die man unter der Voraussetzung anwandte, daß die Erstikkung von der Menge des eingeschluckten Wassers, welches man daher wieder aus dem Körper schaffen müsse, herrühre, waren äußerst ungereimt und unglücklich. Die Methode, Leute bey den Füßen aufzuhängen, oder auf den Kopf zu stellen, oder auf einem Fasse zu rollen,

len, rührten von der Voraussetzung eines Falles her, der, wenn er wirklich Statt hätte, wahrscheinlich alle Mittel vergeblich machen würde. Außerdem lief man dabey Gefahr, Gefäße im Gehirne oder in den Lungen zu zersprengen, und dadurch Personen hinzuopfern, die sonst leicht hätten gerettet werden können. Alle diese Arten sind daher mit Recht verworfen und untersagt.

Wenn der Körper nicht lange unter dem Wasser gewesen ist, wenn er folglich seine natürliche Wärme noch nicht ganz verloren und die Reizbarkeit der Muskelfasern nicht sehr gelitten hat, so wird vielleicht bloß eine ziemlich starke Bewegung desselben erfordert, um seine Lebenswerkzeuge wieder in Thätigkeit zu setzen. Wenn hingegen die Wärme und Reizbarkeit in einem größern Grade gelitten haben, so zweifle ich sehr, daß diese Bewegung mit Sicherheit angewandt werden, oder überhaupt von Nutzen seyn kann, bis die Wärme und Reizbarkeit gewissermaaßen wieder hergestellt worden sind. In jedem Falle ist eine heftige Erschütterung sehr unsicher, und meiner Meynung nach völlig unnöthig. Es müssen selbst, wenn der Körper von dem Orte, wo er aus dem Wasser gezogen ist, an einen andern Ort, wo man ihm besser zu Hülfe kommen kann, weggebracht wird, alle Stellungen, wobey er unnöthiger Weise gedrückt wird, vermieden werden. So ist es z. E. sehr nachtheilig, wenn ein Mann ihn auf dem Rücken fortschleppt. Der Körper muß ausgestreckt und der obere Theil desselben etwas aufrecht erhalten werden, doch muß man sich dabey hüten, den Hals zu weit vorn über zu biegen. Man kann ihn auf diese Art auf eine Seite auf etwas Stroh gelegt bequem mit einem Karren fortbringen. Die Erschütterung, welche eine etwas schnelle Bewegung des Karrns verursachen kann, wird in den meisten Fällen wenig schaden.

Aus den Ursachen, die ich vorhin von dem Tode oder dem Schein des Todes bey Ertrunkenen angeführt habe, erhellt deutlich, daß man bey ihrer Wiederherstellung zuerst darauf sehen muß, dem Körper seine Wärme wieder zu geben, ohne die seine bewegenden Fasern auf keine Art thätig seyn können. Man muß daher den Körper von seiner nassen Kleidung zu befreyen suchen, ihn gut trocknen, und in trockne, und wenn es möglich ist, warme Decken einhüllen. Es wäre zu wünschen, daß in jedem Falle, so bald man hört, daß Jemand ertrunken ist, Bettdecken ans Wasser gebracht würden, damit der Körper, so wie er aus dem Wasser kömmt, sie mit seiner Kleidung verwechseln, oder wenn er nackend war, sogleich getrocknet, und gegen die Kälte der Luft verwahrt werden kann. Es wird ebenfalls von großem Nutzen seyn, wenn man ohne Zeitverlust dem Körper des Ertrunkenen ein warmes Hemd oder Camisol, das jemand eben ausgezogen hat, anziehen kann.

Wenn aber zu der Zeit, da der Körper aus dem Wasser gezogen wird, die Sonne sehr heiß scheint, so glaube ich, daß es kein besser Mittel giebt, ihm seine Wärme wieder zu geben, als den nackenden Körper überall der Sonnen-

hitze bloß zu stellen. Doch müssen zu gleicher Zeit alle andere Mittel, ihn zum Leben zu bringen, sorgfältig angewandt werden.

Wenn die Sonne nicht scheint, so muß der Körper nach dem nächsten bequemen Hause gebracht werden. Am besten wird sich ein Haus mit einem geräumigen Zimmer, in dem ein Feuer gemacht ist, oder gemacht werden kann, dazu schicken, und noch besser ist es, wenn sich in demselben außer diesem noch ein anderes Zimmer befindet, das ebenfalls geheizt werden kann.

Man muß alle Leute, die nicht zur Wartung des Ertrunkenen unumgänglich nöthig sind, aus dem Wege zu schaffen suchen, und sich bemühen, dem Körper seine Wärme wieder zu verschaffen, wozu nach der Beschaffenheit der Umstände verschiedene Maaßregeln ergriffen werden können.

Wenn sich ein Brauhaus, eine Brantweinbrennerey, eine Färberey, oder eine Fabrik in der Nachbarschaft befindet, aus denen man bald eine hinreichende Menge warm Wasser und ein gehöriges Gefäß erhalten kann, so ist nichts zuträglicher, als den Körper in ein warmes Bad zu setzen. Selbst wenn man keine gehörige Menge Wasser auf einmal erhalten kann, so kann dies Bad dennoch Statt finden, wenn sich der Unfall nahe bey einer Stadt oder bey einem Dorfe zugetragen hat, wo viele Feuer zugleich angewandt werden können, eine geringere Menge Wasser zu kochen, da man auf diese Art leicht die erforderliche Menge erhalten wird. Ein Theil kochendes Wasser ist mehr als hinreichend, zwey Theilen See- oder Quellwasser die erforderliche Wärme zu geben, da das Bad anfänglich nicht zu warm, selbst nicht einmal so warm, als die gewöhnliche Wärme des Körpers seyn darf. Durch frisches warmes Wasser kann man es nachher stuffenweise etwas höher, als auf diesen Grad, bringē.

Wenn der Körper des Ertrunkenen nicht übergroß ist, so kann er bequem erwärmt werden, wenn sich Jemand zu ihm ins Bette legt, und ihn an seinen nackenden Körper andrückt, wobey er seine Stellung oft verändern muß, zugleich müssen die Theile, die nicht unmittelbar von dem warmen Körper berührt werden, mit warmen Tüchern erwärmt und gerieben werden.

Wenn keine von diesen Methoden bequem angebracht werden kann, so muß der Körper vor einem mäßigen Feuer auf ein Bette gelegt, und oft umgekehrt werden, um die verschiednen Theile desselben in gleichem Maaße zu erwärmen. Außerdem muß man ihn mit groben und gut gewärmten Handtüchern oder anderm Zeuge gut reiben, oft frische warme Tücher um die Lenden und den obern Theil des Arms schlagen, und die Füße auf warme Ziegelsteine oder Flaschen mit warmem Wasser setzen.

Man hat vorgeschlagen, beym Reiben die Tücher mit camphorirten Weingeist oder andern reizbaren Sachen anzufeuchten, allein dies muß das Reiben verhindern. Ich würde bloß Weingeist mit Salmiak am Handgelenke und am Knöchel einreiben lassen.

Viele rathen, um die Wärme wieder

herzustellen, den Körper ganz mit warmen Korne, Asche, Sand, oder Salz zu bedecken, und man kann sie gebrauchen, wenn man sie warm bey der Hand hat. Allein dies wird nur selten der Fall seyn, und außerdem kann diese Methode den verschiedenen andern Maaßregeln die nothwendig seyn dürften, hinderlich seyn. Beutel mit warmen und trocknen Salze lassen sich bequem auf den Händen und Füßen ertrunkener Personen anbringen, und die dazu erforderliche Menge wird leicht in einer gewöhnlichen Bratpfanne heiß gemacht werden können.

Man muß während der Zeit, daß man diese Maaßregeln anwendet, dem Körper seine Wärme wieder zu geben, durch andere Mittel suchen, die Thätigkeit der bewegenden Fasern wieder herzustellen. Die Eingeweide behalten wegen ihrer bedeckten Lage und ihrer besondern Einrichtung ihre Reizbarkeit unter allen Theilen des Körpers am längsten; und daher werden sich reizende Sachen wirksamer auf sie, als auf andere Theile zeigen. Man muß daher, so bald als möglich, darauf sehen, die Bewegung der Eingeweide zu erhalten, oder wieder herzustellen, da die Thätigkeit so vieler bewegenden Fasern, viel dazu beytragen muß, das ganze System wieder in Bewegung zu setzen.

Das beste Mittel, die Bewegung der Eingeweide wieder herzustellen, ist die Ausdehnung derselben, worin ihr gewöhnlicher Reiz besteht. Dies kann am besten geschehn, wenn man Luft durch den Hintern in sie hinein treibt. Selbst kalte Luft zeigt sich wirksam, doch ist warme Luft ihr vorzuziehn, vorzüglich wenn man etwas mit ihr vermischen kann, das durch seine Schärfe die Eingeweide stärker reizen muß.

Aus diesem Grunde hat man gewöhnlich Tabacksrauch und oft mit sehr gutem Erfolge gebraucht. Er kann am besten durch eine besondere Geräthschaft angebracht werden, die jeder Wundarzt so wohl zu diesem, als zu andern Endzwecken haben muß, und die auf öffentliche Unkosten überall auf dem Lande wo sich solche Fälle ereignen können, angeschafft werden sollte. In Absicht auf ihren Gebrauch muß ich anmerken, daß so lange, bis eine gehörige Menge des Tabacks angezündet ist, viele kalte Luft durch die Büchse und Röhre geblasen wird; und da diese nicht so wirksam ist, so muß man darauf sehen, daß der Taback gut brennt, und nicht stark blasen, bis der warme Rauch allein herauskömmt. Wenn die erforderliche Geräthschaft nicht bey der Hand seyn sollte, so kann man eine gewöhnliche Tabackspfeife dazu auf folgende Art einrichten. Eine gewöhnliche Klystierröhre an der ein Beutel angebracht ist, wird in den Hintern gesteckt, und die Oeffnung des Beutels wird um die Spitze einer Tabackspfeife gebunden, die mit brennendem Taback angefüllt ist. Man rollt eine Spielkarte zusammen und befestigt sie an dem Kopf der Pfeife, oder man setzt den Kopf einer ledigen Pfeife darauf, und bläst dadurch. Eine beträchtliche Menge Rauch kann auf diese Art in kurzer Zeit in die Eingeweide getrieben werden.

Wenn keines von diesen Mitteln,

Ta=

Tabacksrauch einzutreiben, angebracht werden kann, so wird es sehr zuträglich seyn, anderthalb bis zwey hannöverische Quartiere warmes Wasser einzusprützen. Dies kann mit einer gewöhnlichen Klystierblase, oder noch besser mit einer großen Handsprütze geschehen. Man kann in jedem Quartier etwa drittehalb Loth Küchensalz auflösen, und etwas Wein oder Brantewein hinzuthun.

Schon während diese Zeit, daß man diese Mittel zur Wiederherstellung der Wärme und Bewegung anwendet, und vorzüglich wenn man sie schon eine Zeitlang angewandt hat, muß man suchen die Lungen und das Herz wieder in Bewegung zu setzen, um dadurch die ganze Arbeit zu Stande zu bringen.

Ich bin in diesem Stücke Professor Monro, der durch verschiedene Versuche die beste Methode, die Lungen bey Ertrunkenen aufzublasen, gemacht hat, vorzüglich verbunden. Er fand bey diesen Versuchen, daß es weit vortheilhafter ist, in eines von den Nasenlöchern, als in den Mund einzublasen. Man braucht dazu eine hölzerne Röhre, die an einem Ende dazu eingerichtet ist, das ganze Nasenloch auszufüllen. An dem andern Ende bläst jemand mit dem Munde, oder es wird die Röhre eines Blasebalgs, die zu eben diesem Endzwecke dient, darauf gesteckt. Professor Monro behauptet, daß ein mittelmäßig starker Mann die Lungen durch diese Röhre zu einem beträchtlichen Grade aufblasen kann, und glaubt, daß die warme Luft aus den Lungen eines Menschen sich im Anfange am besten dazu schickt. Allein wenn der Ertrunkene dadurch noch nicht wieder zum Athemhohlen gebracht wird, und es daher nöthig ist, das Einblasen lange fortzusetzen, so kann man dazu einen Blasebalg gebrauchen, der aber groß genug seyn muß, um die ganze Menge Luft, die erfordert wird, die Lungen zu einem gehörigen Grade aufzublasen, zu enthalten.

Professor Monro fand, daß die eingeblasene Luft leicht durch den Schlund in den Magen eindringt, und daß man dies verhüten kann, wenn man den untern Theil der Luftröhre auf den Schlund zurück drückt. Für Leute, die keine große Kenntniß in der Anatomie besitzen, muß ich hinzufügen, daß der Druck blos auf den ringförmigen Knorpel (auf den untern Theil des sogenannten Adamsapfels) geschehn muß, wodurch der Schlund verengt wird, ohne daß dadurch der freye Durchgang der Luft durch die Luftröhre leidet.

Wenn man findet, daß beym Einblasen die Brust oder der Leib sich hebt, so muß man damit aufhören, und indem man auf die Brust und den Leib drückt, die eingeblasene Luft wieder aus den Lungen heraustreiben. Man fährt mit dem Einblasen und Herausdrücken fort, und sucht dadurch die abwechselnden Bewegungen des Athemhohlens so genau als möglich nachzuahmen. Man muß bey dem Einblasen das andre Nasenloch und den Mund sorgfältig zuhalten.

Wenn die Luft auf diese Art nicht ge-

hörig in die Lungen eindringen sollte, so kann man, wie mich Professor Monro versichert, sehr leicht eine krumme Röhre, ungefähr wie ein Katheter, der bey Mannspersonen gebraucht wird, in die Luftröhre hineinbringen. Der Wundarzt muß sich an die rechte Seite des Ertrunkenen stellen, und den Zeigefinger seiner linken Hand an den rechten Winkel in den Mund desselben bringen und mit der Spitze dieses Fingers hinter den Kehldeckel zu kommen suchen. Alsdenn steckt er den Katheter mit der rechten Hand an den linken Winkel in den Mund des Patienten, und folgt damit dem Zeigefinger seiner linken Hand bis er über die Spitze desselben hinauskömmt, und läßt ihn behutsam in die Kehle fallen. Man kann versichert seyn, daß durch diese Röhre, mit einer dazu passenden Sprütze die Luft in die Lungen getrieben wird. Herr le Cat schlug schon vorher eine ähnliche Methode in Frankreich vor, allein ich weiß nicht, ob man je davon Gebrauch gemacht hat. Ich fürchte, daß sie immer mit verschiednen Schwierigkeiten verknüpft seyn wird, und man muß es daher dabey auf das Gutdünken von Wundärzten ankommen lassen, die dazu gehörig unterrichtet sind.

Verschiedne riethen, um die Luft mit Gewißheit in die Lungen bringen zu können, die Luftröhre auf die Art zu öffnen, als es bey der Bronchotomie zu geschehn pflegt, und durch die Oeffnung in die Lungen zu blasen. Wenn das Einblasen durch ein Nasenloch nicht helfen will, und ein geschickter Wundarzt bey der Hand ist, so kann man dies Mittel versuchen, allein ich glaube nicht, daß es etwas helfen wird, wenn das Einblasen durch ein Nasenloch völlig fehlgeschlagen hat.

Man darf hoffen, durch das Einblasen in die Lungen das Wasser, welches etwa hineingedrungen seyn möchte, und die schaumigte Materie womit die Lungen bey Ertrunkenen angefüllt sind, und die wahrscheinlich ihre Erstickung am häufigsten verursacht, wieder herauszuschaffen. Man muß daher dies Mittel so früh, als möglich, anwenden, und eine bis zwey Stunden lang fortsetzen.

Ich habe jezt die vorzüglichsten und sichersten Mittel, Ertrunkene wieder zurecht zu bringen, gezeigt, allein ich muß noch etliche anführen, die ziemlich viel dazu beytragen können.

Die erste ist die Oeffnung der großen Halsader (vena jugularis) um den Andrang des Blutes, der sich fast immer in den Adern des Kopfes zeigt, und wahrscheinlich sehr oft den Tod bey Ertrunkenen verursacht, zu vermindern. Wenn diese Oeffnung frühzeitig gemacht wird, so wird sie unfehlbar gute Dienste leisten, und vorzüglich wenn das Gesicht blau oder dunkelroth angelaufen ist. Man kann dies Mittel wiederholen, wenn es die Ergießung zu vermindern scheint. Allein wenn der Ertrunkene schon gewissermaßen wieder zu sich gekommen, und das Blut schon anfängt, sich etwas zu bewegen, so muß man damit sehr behutsam seyn, und die Ausleerung nicht so weit treiben, daß dadurch die sich erholenden, aber

noch

noch immer schwachen Lebenskräfte geschwächt werden könnten.

Man kann außerdem noch durch reizende Mittel an den empfindlichen Theilen des Körpers die Lebenskräfte wieder in Bewegung zu bringen suchen. Man hält dem Ertrunkenen kaustischen Salmiakspiritus unter die Nase, oder steckt ihm Linnen das damit befeuchtet ist, in die Nase. Es ist üblich, ihm flüssige Sachen in den Mund zu gießen, allein es ist gefährlich, dies in großer Menge zu thun, bis man sieht, daß er gewissermaßen die Kraft zu schlucken wieder erlangt hat.

Wenn ein Wundarzt gegenwärtig ist, und die gehörige Geräthschaft bey der Hand hat, so kann eine krumme Röhre in den Schlund gebracht und dadurch, wahrscheinlich mit gutem Nuzzen, ein achtel oder ein viertel Quartier warmen Weins in den Magen gegossen werden. Aber wenn keine Geräthschaft bey der Hand, oder kein Wundarzt gegenwärtig ist, und man noch nicht sicher weiß, ob der Ertrunkene das Vermögen zu schlucken wieder erlangt hat, so muß man bloß zum Versuche etwas warmes Wasser ihm in den Mund gießen. Zeigt dieser Versuch, daß er wieder schlucken kann, so darf man es wagen, um seine völlige Wiederherstellung zu befördern, ihm etwas Wein oder Brantewein in den Mund zu gießen. — Ueberhaupt ist es unsicher, so lange sich noch keine Spuren vom Schlucken und Athemhohlen zeigen, reizende Sachen in den Mund zu bringen, etliche wenige Tropfen von einer scharfen Materie ausgenommen, deren Gewicht zu gering ist, um auf die Kehle hinabzufallen. Unter allen reizenden Mitteln kann ich kein bequemeres und sicherers finden, als etwas Tabacksrauch in die Nasenlöcher und den Mund zu blasen.

Ich kann mir zwar nicht vorstellen, daß Ertrunkene durch die Menge Wassers, die in ihren Magen hinabdringt, beträchtlich leiden können, allein da jeder Reiz im Magen und vorzüglich das Erbrechen ein Reiz für den ganzen Körper wird, so kann ich die französische Methode, ein Brechmittel zu geben, so bald das Vermögen zu schlucken wiederhergestellt ist, keinesweges tadeln. Ich würde in diesem Fall nach und nach etliche Theelöffel voll vom Ipekakuanhaweine eingeben. Wenn andre Maaßregeln nicht dadurch gehindert werden, so kann man den Schlund mit einer in Oel getauchten Feder gelinde kützeln.

Wenn der Körper nur eine kurze Zeit im Wasser gelegen und daher seine Wärme und Reizbarkeit in keinem großen Maaße verlohren hat, so sind reizende Mittel oft allein hinreichend, ihn völlig wiederherzustellen. Wenn er hingegen lange unter dem Wasser gewesen ist und seine Wärme fast gänzlich verloren hat, so werden alle reizende Mittel, das Einblasen von Tabacksrauch in die Eingeweide ausgenommen, wenig helfen können. Man muß durch den Gebrauch der übrigen die Mittel zur Wiederherstellung der Wärme und des Athemhohlens niemals verzögern.

Was diese ganze ganze Methode betrifft, so werden, wie ich hoffe, die Gründe, aus denen ich sie empfohlen habe, von selbst zeigen, daß man nicht

zu

zu früh damit aufhören müsse, wenn sich auch gleich ihre Wirkungen nicht unmittelbar zeigen. Man sieht leicht ein, daß es in vielen Fällen lange dauren wird, ehe die Wärme des Körpers und die Wirksamkeit der Lebenskraft wieder hergestellt werden kann, ungeachtet dies wahrscheinlich in etwas längerer Zeit geschehn wird. Man hat wirklich Beyspiele, daß Mittel über eine Stunde lang fruchtlos waren, und dennoch endlich, wenn man länger damit fortfuhr, den erwünschten Erfolg hatten. Es sollte daher in diesem Stücke eine festgesetzte Regel seyn, die gehörigen Mittel verschiedne Stunden hintereinander fortzusetzen, wenn gleich keine Spuren des Lebens sich zeigen, wenn anders nicht unterdessen die Zeichen des Todes immer deutlicher werden.

Bey allen diesen Vorschriften habe ich vorzüglich auf die Umstände bey Ertrunkenen gesehn. Allein man wird leicht einsehn können, daß viele von diesen Mitteln sich auch für andre Arten von Erstickung schikken, die vom Erhängen, den Ausdünstungen in Erztgruben oder dem Dampfe von Holzkohlen herrühren. Man wird bey einer geringen Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheit der Umstände, leicht die besten und bequemsten Mittel ausfündig machen können. —

Obige Vorschriften sind in einem Briefe an Lord Cathcart, Präsidenten des Polizeygerichts von Schottland enthalten. Dieser Brief ward auf Befehl des Polizeygerichts abgedruckt und alle Beamte, obrigkeitliche Personen, alle Vorsteher der Synoden und Kirchen erhielten Copien davon.

Die Geräthschaft, die, Ertrunkene wiederherzustellen, erfordert wird, besteht 1) in einer Rauchmaschine, die aus einem kleinen Blasebalge, einer messingernen Büchse und Handgriff, zwey biegsamen Röhren und elfenbeinernen Mundstücken, wenn etwa eine davon unbrauchbar werden sollte, zusammengesetzt ist, 2) in vier hölzernen Röhren, um dadurch in die Nasenlöcher zu blasen, 3) in zwey Flacons mit gläsernen Stöpseln, für Riechgeister, 4) in zwey Flacons mit gläsernen Stöpseln, für Spiritus am Handgelenke einzureiben, und 5) in einem Blasebalge, die Lungen aufzublasen. Der Materialist Lawrie in Edimburg muß sie auf Befehl des Polizeygerichts immer vorräthig haben, und zu einem gesetzten Preise, nemlich für 1 Pfund Sterl. 9 Sch. 6 Pf. oder ungefähr für 8 Rthl. 8 ggr. verkaufen.

Es wurden auf öffentliche Unkosten zwey solche Maschinen, mit allem Zubehör, für jedes Kirchspiel angeschafft, und um eine größere Bereitwilligkeit, Ertrunkenen beyzustehn, zu erregen, folgende Belohnungen angesetzt. Wer einem Wundarzt oder dem Pfarrer, in dessen Kirchspiele sich der Fall ereignet, zuerst Nachricht von einem Ertrunkenen bringt, soll eine halbe Krone empfangen. Einer oder mehrere zusammen, die zwey volle Stunden lang die oben angeführten Mittel zur Rettung eines Ertrunkenen angewandt haben, sollen, wenn ihre Bemühungen fruchtlos sind, zwey Guineen, und wenn sie einen guten Erfolg haben, vier Guineen erhalten. Jedem Wirthe, der ohne die geringste Weigerung, einen solchen Unglücklichen bey sich aufnimmt, soll, außer den nothwendigen Unkosten, eine Guinee bezahlt werden. Alle diejenigen, welche Erhängte oder Erstickte, es sey vom Kohlendampfe oder den Ausdünstungen von Brunnen, Kellern u. s. w. wieder zu recht bringen, sollen zu ähnlichen Belohnungen berechtiget seyn. Außerdem werden alle Geistliche ersucht, ihren Kirchenjuraten u. Pfarrkindern die oben vorgeschriebene Methode zu erklären, und ihnen zu zeigen, wie gefährlich es ist, Ertrunkene bey den Füßen aufzuhängen, heftig zu erschüttern, oder auf einem Fasse hin und herzurollen; vorzüglich aber sie zu bewegen suchen, solche Unglückliche willig bey sich aufzunehmen, wovon alter Aberglaube sie vorhin oft abhielt.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Montag, den 5ten October 1778.

Beschreibung eines Birnbaums, la deux fois bonne l'an genannt.

Der Name dieses Birnbaums kommt mit seinen Eigenschaften völlig überein. Er blühet in einem Jahre zweymal, und bringet auch zweymal reife Früchte. Ich habe ihn nur in zwey Obstverzeichnissen vorgefunden, als;

1) In des Herrn von Münchhausen **Hausvater**, welcher folgende Beschreibung von ihm gemacht: *La deux fois bonne l'an* **trägt zweymal in einem Jahre, und blühet wohl gar zum dritten mal.** Mehr schreibt er nicht davon.

2) In dem deutschen **Baumgärtner**, so An. 1773 zu Eisenach und Erfurt in 8. herausgekommen, welcher diese Birn nennet: **Englische Königinn**, Double Fleur & Fruit. Der französische Name ist unschicklich, und sagt das nicht, was er sagen soll. Denn er hat keine gefüllte Blüte oder doppelte Früchte, wie sein Name mit sich bringet, sondern blühet wie andre Birnbäume nur mit fünf Blumenblättern, die eben nichts Vorzügliches haben. Er trägt auch keine Zwillingsfrüchte.

Zwar beschreibt der Königl. Preussische Hofgärtner Herr J. J. Salzmann in seiner Pomologia (so 1774 zu Potsdam in 8. gedruckt, und nur bey dem Verfasser für 6 ggr. zu haben ist,) S. 40 eine Birn, so er nennet: *Double Fleur* **mit gefüllter Blüte. Ist eine lange, graue, an der Sonnenseite rothe, mit gefüllter Blüte versehene, schön aussehende, zum Kochen sehr gute, und lange dauernde Birn;** welche auch der Herr du Hamel in seinem Traité des arbres fruitiers S. 176 unter Nro. 58 weitläuftig beschrieben; aber diese hat der Deutsche Baumgärtner gewiß nicht im Sinne gehabt, sondern er meynt die von dem Hausvater genannte La deux fois bonne l'an, wie aus seiner Beschreibung, die ich ganz hieher setzen will, erhellet. So lautet sie: **Englische Königinn.** *Double Fleur & Fruit.* **Hat den Namen in der That. Denn der Baum hat vor allen andern Birnbäumen was besonders, daß er des Jahrs zweymal Frucht trägt.**

Die erste Frucht ist zu Anfange des Septembers reif, dauret aber nicht lange, von recht guten, derben, körnichten und mildem Fleische, genugsamen Saft und delicaten Geschmacke. Die andere Frucht folget im October. Ist eine ziemlich große Birn, von etwas länglichter, bauchichter Form, und nach dem Stiele zu wird sie etwas dünner, läuft aber nicht spitzig zu. Ihr Auge ist nicht tief, und ihr Stiel mittelmäßig lang. Doch fallen die Früchte an dem nemlichen Baum, theils kürzer, theils länger aus. Wenn sie reif geworden, hat sie eine glatte citrongelbe Schaale, welche blaß zimmetfarb getupft und auch wohl hier und dar gefleckt ist.

Ein mehreres habe ich von dieser Birn nicht in Schriften gefunden. Selbst der Herr du Hamel hat ihrer in seinem Traité, ohnerachtet er darin 119 Arten Birnen sehr weitläuftig, nach allen ihren Bestandtheilen beschrieben, mit keinem Worte erwähnet. Auch ist sie nicht in dem Catalogue des arbres à fruits der Carthäuser zu Paris zu finden.

Wann ich nun diese Seltenheit allhier in Gunsleben in zween Bauergärten, und sonst nirgends in der hiesigen Gegend, angetroffen, so achte es der Mühe werth, sie dem Publicum bekannter zu machen, indem ich davon noch etwas mehr, als der Deutsche Baumgärtner, sagen werde.

Der Baum hat ein gutes Ansehen, und ist mit wohlgeordneten Zweigen reichlich versehen, bekommt aber nie die Größe der andern einländischen Birnbäume, ohnerachtet die hiesigen Bäume des La deux fois bonne in den Bauergärten, nach Aussage alter Einwohner, über hundert Jahr alt seyn müssen. Ist der Baum noch jung, so kann man ihn in der Baumschule an seiner blaßgrünen, etwas ins Gelbe fallenden Farbe erkennen, die seine äußere Rinde hat. Was der Hardi unter den Apfelbäumen ist, indem ihn seine hellegrüne Farbe vor andern in der Baumschule kenntbar macht, wie ich in meiner Anweisung wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen und unterhalten solle, S. 141. gemeldet habe, das ist dieser unter den Birnbäumen, so lange er jung ist. Wird er aber alt, so ist er einem Herbstbergamottenbaume nicht unähnlich. Er trägt schon im vierten Jahre nach dem Pfropfen. Ob er gut auf Quittenstämmen wachse, und sich wohl zu Zwergbäumen schicke, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, weil ich bisher nur hochstämmige gezogen und Kernstämme dazu genommen habe.

Doch muß ich auch gestehen, daß, obgleich der Wachsthum auf Kernstämmen unvergleichlich ist, er dennoch ein wenig weichlich sey, indem mir in dem harten Winter 1776 viele junge Bäume der la deux fois bonne, (eben so wohl wie die von der Coule soif, oder Mouille bouche d'été, Saint Ger-

Germain, Virgouleuse und Crasanne) in der Baumschule erfroren; daß ich genöthigt wurde, sie tief abzuschneiden, und die nur erst in diesem Sommer 1778 sich wieder erholt haben.

Die eigentlichen Kennzeichen und Merkmale, wodurch sich dieser seltene Birnbaum von den übrigen Birnbäumen unterscheidet, bestehen in folgenden:

1) Seine **Jahrsschüsse** sind dikke, auf geilen Stämmen oft drey bis vier Fuß lang, über und über mit weißen Punkten getüpfelt, von Farbe hellegrün, so, daß er sich unter allen gepfropften Stämmen in der Baumschule gar leicht auszeichnet. Nur die Spitze oder das oberste zarte Sprößlein an jedem Zweige ist ein wenig roth gezeichnet und mit feiner Wolle überzogen.

2) Die **Augen** oder **Knospen** sind rundspitzig wie ein Kegel, nicht hoch, etwas vom Reise abstehend. Die Augenträger aber oder Augenfüße stehen nicht stark hervor, sondern sind ziemlich platt und eben.

3) Die **Blätter** sind von mittler Größe, drittehalb Zoll lang und zwey Zoll breit, etwas am Rande aus- und einwärts gekrümmet oder gewunden, an der Kante nur wenig ausgezackt. Der Blätterstiel ist beynahe anderthalb Zoll lang.

4) Die **Blüte** erscheint in jedem Sommer zweymal. Das erste mal zu der Zeit, wenn andere Birnbäume blühen. Das zweyte mal ohngefähr sechs bis sieben Wochen später, wenn die ersten Schüsse bis ans Ende getrieben haben.

Die **erste** Blüte ist wohl geöffnet, und hat über einen Zoll im Durchmesser. Die Blumenblätter sind einer Maurerkelle ähnlich und fast ganz eben. Sie kommen aus ordentlichem Trageholze hervor, so seine Augen im vorigen Sommer angesetzt hat. Welcher Umstand wohl zu merken ist.

Die **zweyte** Blüte ist allemal an der Spitze der Schößlinge, die in dem Frühjahre getrieben, und nicht auf Trageholze zu finden. Sie ist nicht von der Größe der ersten Blüte, sondern etwas kleiner. Die Blumenblätter sind nicht so glatt und eben wie die erstern, sondern etwas übergebogen. Einige Blumenblätter sind am Ende wie zerrissen oder zerfetzt.

Bisweilen (aber selten) blühet er wohl zum dritten mal. Damit geht es also zu: Weil die zweyte Blüte allemal am Ende oder an der Spitze der Schößlinge, die in dem Frühjahre getrieben, zum Vorscheine kommt, und daselbst Frucht ansetzt, so trägt sichs bisweilen zu, daß sich einige Schößlinge verspäten, und zu der Zeit, da der andern Spitze blühet und schon Frucht angesetzt hat, noch nicht bis ans Ende getrieben haben, sondern alsdenn erst ihr Ende erreichen, wenn die zweyte Frucht bald reif ist. Da scheints denn nur so, als wenn der Baum das dritte mal blühete. In der That aber ist es die zweyte Blüte. Weil nun diese zu spät kommt, da der Baum bald will sein Laub fallen lassen,

sen, so kann solche späte Blüte keine Frucht ansetzen. Jedoch habe ich auch erlebt, daß wirklich ein Baum zum dritten mal blühete. Dies war in dem schönen fruchtbaren Obstjahre 1775, da alles Obst wegen des warmen Sommers seinen natürlichen Geschmack hatte, und an welches ich nie ohne Vergnügen zurück denke. Als nemlich der erste Trieb um Johannis geendiget war, und an der Spitze desselben die zweyte Frucht angesetzt hatte, kam ohnweit dieser Spitze ein zweyter Schuß zum Vorschein, der um Michaelis seine Endschaft erreicht hatte, und die dritte Blüte ansetzte, die aber, ohne Frucht anzusetzen, abfiel. Man muß also zufrieden seyn, wenn man nur zweymal Blüte und Früchte in einem Sommer bekommt, da ohnedem die zweyte Frucht öfters misräth.

5) Die **Frucht**. Hiebey ist ein Unterscheid zu machen unter der **ersten** und **zweyten** Frucht.

Die **erste** Frucht ist eine proportionirliche Birn, und gehört, der Größe nach, zu dem mittelmäßigen, wo nicht gar zu dem kleinen Obste. Sie ist gewöhnlich vom Blütauge bis zum Stiele, nur zwey Zoll lang, einige Stücke haben nur eine Länge von $1\frac{3}{4}$ Zoll. Im Durchschnitt hält sie $1\frac{3}{4}$ Zoll, oder nur anderthalb. Ohnweit dem Blütauge (welches mit seinen fünf Kelchspitzen über der Birn hervorsteht, oder doch damit gerade ist,) ist sie am dickesten, und läuft von da bis zum Stiele immer dünner zu. Doch wird sie nie recht spitz, sondern bleibt vielmehr beym Stiele etwas stumpf, wie die Colmart beym Stiele zu seyn pflegt. Aber sie ist ungleich kleiner. Von Höckern und Ungleichheiten ist sie allenthalben befreyt. Der Stiel ist allemal einen Zoll lang, ziemlich dicke, und macht mit der Birn einen schiefen Winkel, weil er ein wenig gekrümmt ist.

Die **zweyte** Frucht ist von der ersten sehr unterschieden. War die erste wohl proportionirt und hatte die völlige Gestalt einer Birn, so hat hergegen die zweyte Frucht die Gestalt einer Gurke, und ist mit vielen Höckern und Ungleichheiten versehen. Die Größe beyder ist einerley. Denn, so viel die zweyte Frucht länger ist als die erste, so viel verliert sie an der Dicke.

6) Die **Schaale** ist sehr fein, grün wenn sie vom Baume kommt, mit häufigen grauen Punkten bestreut. Im Reifen wird sie gelb wie eine Zitrone, und die grauen Punkte verwandeln sich in rothe. Alsdenn hat sie ein schönes Ansehen.

7) Das **Fleisch** ist weiß, sehr mürbe, aber nicht schmelzend. Gar oft finden sich darin kleine Steine, aber nicht alle Jahre.

8) Der **Saft** ist eben nicht überflüßig vorhanden, obgleich der Deutsche Baumgärtner schreibt: Sie habe genugsamen Saft. Er verursacht zwar einen ziemlich erträglichen Geschmack, der aber nichts piquantes oder aromatisches bey sich führt, so Lecker-

mäuler

mäuler anreizen könnte, diese Birn zu dem besten Tafelobste zu zählen. Delicat kann ich sie nicht nennen, weil ihr das sonderbare Salz fehlt, womit einige Birnen unsere Zungen vornemlich zu kützeln pflegen. Man muß sich also damit begnügen, daß diese Birn zu den Seltenheiten gezählt wird. Und wer wollte solcher nicht gerne eine Stelle in seinem Garten gönnen?

9) Die **Kernen** von der **ersten** Frucht sind dunkelbraun, spitz, und der Größe der Birnen angemessen. Die **zweyten** Früchte haben selten reife Kernen, und so ja einige welche haben, so sind sie doch ungestaltet, lang und unvollkommen, die schwerlich, wenn sie zum Pflanzen gelegt werden sollten, aufgehen würden.

10) Die **Zeitigung** der **ersten** Frucht ist am Ende des Julius, oder im Anfange des Augustmonats. Reif und eßbar ist sie den 30ten August. Ihre Dauer ist etwa vierzehn Tage. Die **zweyte** Frucht ist zeitig im Anfange des Octobers, und am Ende dieses Monats zum Essen tüchtig.

Der vorzüglichste Nutzen dieser Seltenheit sollte eigentlich darin bestehen, daß, wenn die frühe Frucht mislingt, doch die späte gerathe, und umgekehrt. Mehrentheils aber geräth nur die erste. Dem ohngeachtet ist es eine große Gartenzierde, wenn ein Obstliebhaber einen Baum von der La deux fois bonne l'an in seinem Garten vorzeigen kann.

Solchen Liebhabern, die verlegen sind, wo sie dergleichen Bäume bekommen können, wird hiedurch bekannt gemacht, daß in meiner Baumschule noch wenige hochstämmige à 8 Ggr., mehrere aber ein- und zweyjährige das Stück à 6 Ggr. zu haben sind. Auch kann ich mit folgenden Obstbäumen der auserlesensten Sorten für beygesetzte civile Preise aufwarten:

I) **Hochstämmige Apfelbäume à 6 Ggr. von der Dicke eines guten Besenstiels, und einer Höhe von sechs bis sieben Fuß, von der Wurzel bis zur Krone.**

Nro.
1. Calville blanche d'hiver.
2. Pepin.
3. Borstorfer.
4. Reinette grise.
5. Reinette rouge.
6. Pomme de Cardinal blanche.
7. Calville rouge d'automne.
8. Pigeon rouge.
9. Rother Rostocker.
10. Englischer Gülderling.
11. Pomme d'Api.
12. Reinette blanche.
13. Weinapfel.
14. Rother Brasilienapfel.
15. Reinette dorée, schwache.
16. Speckapfel.
17. Grosser Herrenapfel.
18. Annaberger.
19. Hardi.
20. Passe-pomme rouge.
21. Tafta blanc.
22. Tafta rouge, Buchapfel.
23. Paleurapfel.
24. Grosser Rosenhæger.

Nro.
25. Zwiebel-Reinette.
26. Grosser Marienthalischer.
27. Calville rouge d'eté.
29. Junkerapfel.
30. Görlinger.
31. Grosse gelbe Reinette.
32. Non-pareille.
33. Winter-Citronenapfel.
34. Courpendu, Bardin, Fenouillete.
40. Prinzenapfel.

II) **Zwergapfelbäume auf Kernstämme, die aber bald tragbar werden** à 6 Ggr.

Nro.
1. Calville blanche d'hiver.
2. Pepin.
4. Reinette grise.
5. Reinette rouge.
7. Calville rouge d'automne.
8. Pigeon rouge.
10. Engl. Gülderling.
15. Reinette dorée.
20. Passe-pomme rouge.
27. Calville rouge d'eté.
28. Winter-Pearmean.
32. Non-pareille.
33. Winter-Citronapfel.
34. Courpendu. Fenouillette.
35. Sibirischer Eisapfel.
38. Pomme de Canel.
41. Rambour blanc.

III) **Hochstämmige Birnbäume** à 8 Ggr.

Nro.
1. Beurre blanc.
3. Mouille bouche d'eté, Coule Soif.
4. Claretenbirn.
5. Winterbirn.
6. Gernröder.

Nro.
7. Bergamotte d'automne.
8. Grosse Königsbirn.
9. Grosse Muscateller.
10. Verte longue d'automne.
11. Crasanne.
12. Colmart.
13. Epine d'hiver.
14. Merveille d'hiver.
15. Saint Germain.
16. Lerchenbirn.
17. Bergamotte Suisse.
19. Volkmarsche.
20. Virgouleuse.
24. La deux fois bonne l'an.

IV) **Zwergbirnbäume** à 6 Ggr.

Nro.
1. Beurre blanc, auf Quitten.
2. Beurre gris, Kernstamm.
3. Mouille bouche d'eté, auf Quitten.
7. Bergam. d'aut. Kernstamm.
9. Gr. Muscateller, auf Quitten.
10. Verte longue d'aut. auf Quitten.
11. Crasanne, Kernstamm.
12. Colmart, auf Quitten.
13. Epine d'hiver, auf Quitten und Kernstamm.
14. Merveille d'hiver, auf Quitten und Kernstamm.
15. Saint Germain, Kernstamm.
20. Virgouleuse, auf Quitten und Kernstamm.
21. Ambrette, Kernstamm.
22. Bergamotte d'eté, Kernstamm.
23. Verte longue d'hiver, Kernstamm.
24. La deux fois bonne l'an, Kernstam̄.
27. Marquise, Kernstamm.
30. Juliusbirn, auf Quitten.
33. Savoureuse delicate, Kernstamm.

V) Kirsch-

V) Kirschbäume, hochstämmig à 8 Ggr.

Davon sind jetzt nur einige saure Sorten vorräthig, als: Grosse Glaskirsche, Rothe Oranienkirsche, Kirsche von der Natte, Schwarze Forellenkirsche, Lothkirsche Leitzkauer, Octoberkirsche, Traubel oder Bouquetkirsche.

VI) Pflaumen à 6 Ggr.

Reine Claude. Schöne Zwergbäume.

VII) Zelternußstauden. Viele à 4 Ggr.

Nachricht.

Der Gartenknecht bekommt fürs Stück 2 Pf. Wenn eine oder andere Sorte sollte vergriffen seyn, so bittet man um Nachricht, ob man solche mit einer andern guten Art vertauschen dürfe.

Die Briefe bittet man sich franco aus. Sollten die verlangten Bäume nach Halberstadt, so zwey Meilen, oder Schöningen, welches eine Meile von hier gelegen, auf die Post geschafft werden müssen, so wird dafür, wie auch fürs Emballiren in Stroh und Linnen, besonders bezahlt.

Sam. Dav. Lud. Henne,
Pastor zu Hamers: und Gunsleben im Fürstenthum Halberstadt.

Edle Dankbarkeit eines Löwen. *)

Eines Tages daß man zu Rom dem Volke ein Vergnügen mit einem Thiergefechte machen wollte, befand sich unter andern Löwen einer von ungewöhnlicher Größe, welcher durch seine Stärke, Ansehen, und fürchterliches Brüllen die Augen aller Zuschauer auf sich zog.

Unter der Zahl der Sklaven, welche zu diesem Kampfe herbeygeführt, war ein Dacier, Namens Androdus, welcher einem Römischen Ritter gehörte.

Als jener Löwe diesen Androdus in die Augen kriegte, blieb er stille stehen, als wenn er in Verwunderung geriethe, darnach gieng er ganz leise, in sanfter schmeichelhafter Wendung zu ihm, als wenn er mit ihm Bekanntschaft machen wollte, und wedelte wie ein Hund der sich gegen seinen Herrn freundlich stellt, küßte und leckte die Hände und Beine dieses armen Mannes, der vor Furcht und Schrecken ganz außer sich war.

Durch die Freundlichkeit des Löwen aber kam er wieder zu Sinnen, Gedanken und Ueberlegung. Es war eine ausnehmende Freude die Schmeicheleyen zu sehen, und die Freundschaftbezeigungen welche diese beyde sich einander machten.

Das Volk, welches dieses sah, machte ein Freudengeschrey, und der Kaiser lies den Sklaven rufen, um die Ursachen dieser wunderbaren Begebenheit zu wissen.

Androdus erzählte ihm, daß, wie sein Herr in Afrika Statthalter gewesen, er von ihm mit solcher Grausamkeit behandelt, und täglich geschlagen worden, daß er sich genöthigt gesehen, sich ihm zu entziehen, und zu entfliehen.

Um sich vor einem Mann von so gro-
ßem

*) Montagne erzählt dieses aus A. Gell. L. V. c. 15. Sen. de benef. L. II. c. 19.

ßen Ansehen und Gewalt zu verbergen, sagte er, war mein nächster Weg in die Einsamkeit, und sandigte Gegenden, mit der Entschließung, wenn mir die Mittel meines Unterhalts fehlen sollten, daß sich alsdenn leicht ein Mittel finden würde mich zu ermorden.

Die Sonnenhitze war des Mittags sehr brennend und unerträglich, und da ich an einem fast unzugänglichen Orte eine verborgene Höle fand, so begab ich mich dahinein.

Kurz darauf kam auch ein Löwe dahin, und hatte eine verwundete blutige Pfote, that kläglich und winselte aus Schmerzen, die er daran ausstand. Anfänglich erschrack ich; da er aber sah, daß ich in einen Winkel seiner Herberge gekrochen war, kam er langsam zu mir, reichte mir und zeigte seine verwundete Pfote, als wenn er Hülfe von mir haben wollte.

Ich zog ihm darauf einen großen Splitter heraus, und da ich mich ein wenig an ihn gewöhnt, drückte ich die Wunde, reinigte, und wischte sie so gut ich konnte.

Wie er sich auf die Weise von Schmerz erleichtert befand, legte er sich nieder, und fieng an einzuschlafen, indem ich immer die Pfote in der Hand hatte.

Von der Zeit an lebten wir in dieser Höle drey Jahre vom Fleische. Denn von den Thieren, welche er auf der Jagd fieng, brachte er mir immer die besten Stücke, welche ich aus Mangel des Feuers an der Sonne gahr machte, und mich davon ernährte.

Da mir in die Länge dieses viehische wilde Leben misfiel, so begab ich mich eines Tages, da der Löwe auf seiner gewöhnlichen Jagd war, weg, ward aber des dritten Tages darauf von den Soldaten aufgefangen, welche mich von Afrika hieher zu meinem Herrn schlepten. Dieser verdammte mich gleich zum Tode, daß ich den Thieren sollte ausgesetzt werden.

Daher wie ich wahrnehme, ist dieser Löwe auch bald nachher gefangen, der meiner Spur gefolget ist, und wegen erhaltener Gutheit mir itzt noch danken will.

Die Geschichte breitete sich gleich unter dem Volke aus, auf dessen Bitte er in Freyheit gesetzt, ihm die Strafe erlassen, u. er mit dem Löwen beschenket ward. Er führete ihn nachmals an einer Linie in Rom an öffentlichen Oertern umher, und empfieng Geld, welches er zum Geschenk erhielt.

Der Löwe ward mit Blumen, die man ihm zuwarf, bedeckt, und jeder der ihn antraf, sagte: seht das ist der Wirth des Menschen, seht den Arzt des Löwen.

Man muß gestehen, jeder Mensch denkt nicht als ein Löwe. Wer lehrte diesen das Zutrauen bey einem fremden Menschen, und daß er Hülfe der Genesung bey ihm finden würde? Wer rieth ihm, seinen Arzt so gut er konnte, und so lange zu unterhalten, und Freundschaft zu erzeigen, ihm zu folgen, und zu schützen? Wer hatte ihm das Vergeltungsrecht ins Herz geschrieben? Er dachte königlich, obgleich nur als König der Thiere. Der Statthalter, welchem der Knecht ohne Zweifel mehr Dienste gethan, dachte nicht einmal thierisch, weil dieser aus Hungersnoth, jener aber zum unnatürlichen Vergnügen, einen Menschen aufopfern wollte, der ihm Gutes gethan hatte.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Freytag, den 9ten October 1778.

Bewährt gefundene Methode, den tollen Hundesbiß zu behandeln. Auf Befehl der französischen Regierung bekannt gemacht. 1776.

Unter denen Krankheiten, welchen der Mensch ausgesetzt ist, ist die Wuth vom tollen Hundebiß eine von denen, deren Natur und Charakter am wenigsten bekannt sind. Man findet nur hin und wieder in einigen Werken zerstreuete Bemerkungen über den Anfall, Ausbruch, allmähliges Zunehmen und Ende der Zufälle dieser Krankheit; eben so wenig ist man in der Cur selbst weiter gekommen; sie ist und konnte auch nur bloß empirisch seyn. Untersucht man genau und mit Vorsicht die Mittel, welche zu verschiedenen Zeiten, und an vielen unterschiedenen Orten als vortreffliche und selbst als specifique Mittel gerühmt, zum Theil bekannt, zum Theil aber zum Schimpf der Menschheit als Geheimnisse behalten worden sind, so scheint doch noch von keinem die Wirksamkeit und der vollkommen gute Erfolg hinlänglich bewiesen zu seyn. Es fragt sich immer noch, ob die bemerkten Curen an wirklich Rasenden gemacht worden? Ob die Bemerkungen genau genug und von Kunstverständigen gemacht, ob die Zeugnisse und die Proben hinreichende Zuverläßigkeit haben? Untersucht man ohne Vorurtheil, und vergleicht man die Umstände, so bleiben hierüber noch allemal Zweifel und Ungewißheiten zu beantworten.

Man muß doch gestehn, daß unter diesen Mitteln zwey oder drey sich finden, mit welchen man seit einigen Jahren zuversichtliche Versuche angestellt, und von welchen es scheint, als hätten sie, jedes vor sich, eine besondere Wirkung auf die Ursachen der Wuth.

Die richtig bemerkten und mit Zeugnissen versehenen Versuche mit der Quecksilbersalbe, zum Einreiben gebraucht, verdienen eine besondere Aufmerksamkeit; nimmt man diese als das Hauptmittel bey der Cur an, und verbindet man mit ihrem Gebrauch einige noch wirksamere und vorzüglich bewährt gefundene Mittel als mitwirkende, so werden diese vereinigten Mittel kräftiger seyn, das Gift dieser Krankheit zu überwinden, wann es anfängt schon einige Symptome zu

zeigen, oder es auch zu schwächen bey denen Personen, wo es sich zeigt, oder auch ehe es sich noch zeigt.

Die genaue Anzeige dieser Curmethode gab Herr Lassone, welchen der General-Controlleur bey Gelegenheit der schrecklichen Verwüstung, die ein wüthender Wolf in der Gegend von Macon anrichtete, um Rath fragte, und sie ist mit dem größten Nutzen bey einer Menge Personen angewendet, welche, nachdem sie schwer verwundet, und selbst von diesem wüthenden Wolf zerrissen waren, sich zu gehöriger Zeit ihr unterwarfen, da hingegen unterdessen wieder andere Unglückliche, welche eben so verwundet waren, und entweder aus falscher Furcht oder Eigensinn, oder blindem Vorurtheil für ein anderes Mittel, nicht auf diese Art behandelt worden, in den schrecklichsten Zufällen der Wuth starben.

Dieser wesentliche Umstand beweiset das wirkliche Daseyn des Gifts dieser Wuth an denen die in der Gegend von Macon verwundet wurden, und zugleich die Wirksamkeit dieses Raths des Herrn Lassone a), den der geschickte Arzt Herr Blais b) in der Gegend befolgte, so ungezweifelt, daß man es für das gemeine Beste vortheilhaft hielt, diese Heilmethode bekannt zu machen, und einem jeden anzurathen sich ihrer mit fester Zuversicht bald möglichst und vorzüglich bey dergleichen Zufällen vor allen andern Mitteln zu bedienen.

Heilart.

Ist der Verwundete von guter Leibesbeschaffenheit, und sanguinischen Temperaments, so muß man gleich am Fuße oder Arme ein oder zweymal die Ader öffnen, nachdem ihm einige eröffnende Clystiere vorher beygebracht; Noch mehr Indication hat man zum Aderlaß, wann sich schon einige Zeichen der Raserey äußern, denn alsdann ist das Gesicht roth, feurig, der Blick wild, die Augen gewöhnlich entzündet, der Puls stark, lebhaft und voll.

Man lasse Morgens und Abends die Beine in ein mäßig warmes Fußbad setzen, eine ganze Stunde lang, und wann es möglich ist, würde es noch nützlicher seyn, den ganzen Körper zu baden; die Wunde selbst muß mit warmem Wasser, mit Küchensalz versetzt, zu wiederholten malen lange ausgewaschen werden, besonders die erstern Tage hindurch, selbst länger als der üble Zustand und Ansehen der Wunde es zu erfodern scheint.

Wenn der Biß beträchtlich ist, wenn das Fleisch zerrissen und zerfetzt, und stark gequetscht ist, so muß man tiefe Sca-

a) Herr Lassone bezeugt, er hätte bey dieser Heilmethode bloß das Verdienst die verschiedenen Theile auf eine vortheilhaftere Art verbunden zu haben, da sie sonst vorher schon bekannt.

b) Der sich zu Clüni aufhält, und seiner Talente und Erfahrung wegen das Vertrauen der Landstände im Maconischen, des Bischofs von Macon, und Intendanten verdient, die ihm diese Unglücklichen anvertrauet, denen er auch mit dem größten Eifer die nöthige Hülfe bewiesen.

Scarificationen machen, und die losen Stücke wegnehmen; darauf wasche man die Wunde mit gesalzenem warmen Wasser, oder wenn es die Umstände erlauben, nehme man (welches noch vorzüglicher wäre,) Salmiak anstatt des Salzes.

Hat man ein gebissenes Hausthier zu behandeln, so ist es am besten die Wunde mit glühendem Eisen auszubrennen, anstatt sie zu scarificiren. Das Verfahren ist zu grausam, um es bey Menschen zu gebrauchen, aber doch vorzüglicher als die Scarification.

Unmittelbar nach diesen Vorbereitungen, reibe man um den Rand und in die Gegend der Wunde ein Quentchen Quecksilbersalbe ein; hernach bedecke man die Wunde mit einer Eiterungssalbe, oder der von Basiliken; wollte man sich einer andern Salbe bedienen, so darf man nur eine sehr wenig reizende oder solche die den beyden vorigen gleich, gebrauchen.

Man muß regelmäßig alle Tage zweymal Eiterungssalbe, oder die aus Basiliken auflegen, nachdem die Wunde mit dem warmen Salzwasser ausgewaschen, man darf aber das Einreiben der Quecksilbersalbe nur alle 24 Stunden einmal verrichten c).

Alle Tage muß man den Leib offen zu erhalten suchen, und dies thut man bequem durch einfache Clystiere, mit einem Löffel voll Honig, und zwey Löffeln voll Essig versetzt. Um den Speichelfluß zu verhüten, lasse man alle vier oder fünf Tage ausleeren, indem man ein abführendes Pulver giebt, weil man es aber so oft wiederholen muß, so ist es gut, und selbst höchst nöthig, daß man die Dosis mäßige. Empfindet der Patient Ekel, oder wohl gar öftere Neigung zum Brechen, so wird es besonders im Anfange oft Nutzen schaffen, wenn man ihm ein oder zwey Brechmittel giebt. Morgens und Abends giebt man einen Löffel voll Wein mit 20 bis 25 Tropfen Eau de Luce. Sollte dieses aber gar zu viel Hitze erregen, so kann man mit einem Löffel voll des Tages zukommen. Zeigen sich Schweiße wie gewöhnlich, so muß man diese unterhalten, doch ohne den Patienten zu heiß zu halten; man hört alsdann mit dem Gebrauch des Eau de Luce auf oder schränkt die Menge wenigstens ein.

Alle Tage läßt man folgende Pillen nehmen:

Rec. Campher 4 Gran.
Moschus 2 Gran.
pulverisirten Salpeter 6 Gran
mit Honig vermischt.

 Fin:

c) Die einfachste und beste Art des Einreibens der Quecksilbersalbe ist, sich hiezu einer Feder oder Charpie zu bedienen; dadurch verursacht man keinen Reiz, und finden sich mehrere Wunden, so kann man die Salbe gehörig theilen, um sie allerwärts wo sie nöthig ist, anzubringen.

Obgleich bis jetzt noch Quecksilber das beste Mittel gegen die Wuth vom tollen Hundebiß zu seyn scheint, so hat es nicht völlig den Nutzen, wenn man es innerlich als Salz, oder auf eine andere Art braucht. Die Erfahrung lehrt, daß Quecksilbersalbe äußerlich auf dem Rande und in der Gegend der Wunde aufgestrichen den mehrsten Nutzen schafft.

Findet sich zu große Schlafloßigkeit und Unruhe; so darf man ein beruhigendes Mittel geben, doch nicht mehrere Tage nach einander und nur in geringer Dosi.

Die Kranken müssen öfters genöthiget werden, eine Infusion von Lindenblüte oder Orangeblättern mit Honig versüßet, und mit gemeinem oder distillirtem Essig, welcher besser ist, etwas sauer gemacht, zu trinken.

Kommt man dem Patienten zu späte zu Hülfe, und findet sich schon ein unüberwindlicher Abscheu vor allem Getränke, ein gewöhnliches Symptom der wirklichen Raserey vom tollen Hundesbiß, so muß man in einem Clystier alle drey oder vier Stunden einen Becher voll von diesem Aufguß beybringen, und auf eben diese Art kann man das oben angeführte Mittel in einem Clystier aufgelöst geben, und auch eben so das beruhigende Mittel, wann es nöthig, und das Eau de luce, aber alsdann darf man wohl Honig, jedoch keinen Essig hinzufügen.

Sollte der Patient das Abführungsmittel in Pulvern auch nicht nehmen können, so bediene man sich anstatt dessen eines abführenden Clystiers.

Man darf nur wenig nicht erhitzende, und so viel als möglich vegetabilische Nahrungsmittel erlauben. Milch und Milchspeisen sind völlig untersagt.

Auf diese Art verfährt man, bis die Wunde geheilt ist, und die Narbe gut aussieht.

Ueberhaupt muß man mit dem Gebrauch der Mercurialsalbe, der antispasmodischen Pillen, des Eau de luce, und der Abführungen wenigstens einen ganzen Monat hinter einander fortfahren, um sich vor der Wuth völlig in Sicherheit zu setzen.

Sind die Patienten schwer verwundet, und zeigen sich schon einige Zeichen der Wirkung des Gifts, so muß man noch länger damit fortfahren. Wenn ungeachtet des Verbandes und des Waschens die Wunde schlecht aussieht, so verschreibe man mehrere Tage hinter einander alle zwey Stunden zwey bis drey Löffel voll eines starken Chinadecocts.

Wenn nach diesem Verhalten noch Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, und heftige Traurigkeit übrig bleibt, so muß man acht bis zehn Tage alle Tage drey Chinapulver geben.

Man richte die Dosen der Arzneyen nach dem Alter, den Constitutionen und Temperamente ein; es muß also diese Cur allemal unter der Aufsicht eines erfahrnen und klugen Arztes geschehen.

Wenn nützliche Hausthiere, z. E. Rindvieh, oder Pferde, von einem andern tollen Thiere gebissen seyn sollten, und man wollte sie vor der Tollheit bewahren, so muß man sie, wie oben angeführt, cauterisiren, unter das warme Wasser mehr Salz thun, die Dosin von der einzureibenden Quecksilbersalbe dreymal so stark nehmen, und die Wunde mit der Salbe, welche durch Terpentin mehr flüßig gemacht, und mit ein wenig Baum- oder Nußöl versetzt worden, verbinden; Man lasse

sie viel Wasser mit Honig und vielem Essig saufen. Während dieser Cur gebe man ihnen einige abführende Mittel, welche sich für diese Thiere schicken, und Clystiere, wenn sie Verstopfung haben. Vier bis sechs Wochen muß man alle mögliche Gemeinschaft mit anderm gesunden Viehe sorgfältig verhüten. Man muß aber nicht versuchen solche Thiere bey welchen schon die Wuth ausbrechen will, auf diese Art zu behandeln, und jeden Hund oder weniger nützliches Thier gleich unter jedem Umstand tödten.

Abschrift eines Briefes des Hrn. Blais an den Herrn von Lassone.

Mein Herr,

Ich habe von dem Herrn General-Controlleur im Anfange des Januars den Plan der Curart erhalten, den Sie zur Heilung der Unglücklichen, die in unserer Gegend von dem tollen Wolf beschädigt sind, entworfen; da die Mittel, die man nach dem Plan gebraucht, so großen Nutzen geschafft, so eile ich, Sie davon zu benachrichtigen. Ich bin so sehr von dem Nutzen der Beobachtungen, besonders in einem solchen Fall, wo noch so vieles dunkel ist, überzeugt, daß ich gewiß weiß, Sie werden mit Vergnügen diese Bemerkungen von dem Nutzen des Quecksilbers die Tollheit zu verhüten, aufnehmen. Ob ich gleich den Herrn Intendanten von Bourgogne gebeten, Ihnen die genaue Beschreibung die ich ihm zugesandt, mitzutheilen, so werden Sie dennoch erlauben, daß ich Ihnen kürzlich die Folgen dieser schrecklichen Begebenheit und den Nutzen der Curart, die Sie vorzuschlagen die Güte gehabt, erzähle, und zugleich Ihren Verdiensten das schuldige Opfer bringe.

Der tolle Wolf verwundete innerhalb 24 Stunden funfzehn Personen in der Gegend von Macon; die mehresten wurden im Gesicht, oder am Kopf, oder am Arm, so weit er bloß ist, von ihm gebissen; alle diese Unglücklichen eileten sehr, sich unnützer Mittel zu bedienen, die seit langer Zeit ein blindes Vorurtheil in dieser Gegend bekannt gemacht hat. Eines von diesen ist unter dem Namen des Mittels des Grafen von Sigy bekannt, und ist eben dasselbe das sonst schon Palmarius anpries, das andere sind gebrannte Austerschalen.

Der Bischof von Macon, dessen Güte, menschenfreundliche und christliche Denkungsart ich nie genug loben kann, gab mir den Auftrag, mich dieser Unglücklichen nach äußerstem Vermögen anzunehmen; ich besuchte sie auf dem Lande, und verschrieb ihnen gleich Quecksilber. Auf meine Vorstellungen die ich von der Dürftigkeit dieser Leute den Herren Ständen von Macon that, daß nemlich einige dieser Unglücklichen aus Armuth diese Mittel nicht gebrauchen könnten, ja, daß es ihnen so gar an dem nothwendigsten Unterhalte fehlte, ließen dieselben

sie hieher bringen, um sie auf alle mögliche Art zu unterstützen.

Ich erhielt im Anfange des Januars hier eilf Kranke, die ich alle auf die von Ihnen gütigst vorgeschriebene Art behandelte; ich verlor Einen nach acht Tagen; dieses war ein sehr robuster Mensch, seine Wunden im Gesicht und Händen waren sehr groß, und der Wolf hatte ihn in der Zeit seiner heftigsten Wuth gebissen; doch waren, ob diese Umstände gleich seine Zufälle verschlimmerten, die Anfälle, die er litt, nicht so heftig, als bey denen, die keine Mittel brauchten.

Ein anderer starb nach der regelmäßigsten Cur, nach zwanzig Tagen. Ob ich gleich gegen das Ende gewisse Symptomen der Wasserscheu bemerkte, so glaube ich doch, daß sein Tod von einem unmäßigen Genusse des Weins herrührte, den er ohne Jemandes Wissen mehr Tage fortgesetzt.

Ein dritter hat das Ende der Cur nicht abgewartet, seine Verwandte nahmen ihn mit Gewalt, gegen alle meine Vorstellungen weg, aus Furcht, er möchte verhungern, und weil er zu viel Medicin brauchte; ich weiß, daß er drey Wochen nachher starb, und sein Tod befremdete mich auch nicht, weil er am Kopf eine große Wunde hatte, wobey der Knochen mit angegriffen wurde, und seine Verwandten ihm die gehörige Wartung auf dem Lande, wo kein Wundarzt war, nicht geben konnten; als man ihn wegnahm, befand er sich nach seinen Umständen recht wohl, und man hätte eine gründliche Heilung erwarten können, wenn er die Cur bis zu Ende fortgesetzt hätte.

Die acht übrigen Kranken, die die Cur ganz ausgebraucht haben, sind gesund nach Hause gegangen. Ich glaube mit Recht, daß ihre Heilung sicher ist, weil die Mittel die zu erwartenden Wirkungen thaten, und man sie mit aller möglichen Sorgfalt angewendet hatte. Die Wunden sind sehr lange offen gehalten, und man hat die genaueste Vorsicht in Ansehung der Diät angewendet. Die vier übrigen Kranken, die nicht herkommen wollten, sind zu Hause nach den schrecklichsten Anfällen der Wuth gestorben. Ich gieng selbst nach dem Orte wo sie gestorben, um genaue Erkundigung über die Umstände die vor ihrem Tode vorher giengen, einzuziehen.

Ich wünschte sehr, daß alle die Bemerkungen, die man vom Nutzen des Quecksilbers der Tollheit zuvorzukommen, oder selbst die Wuth zu heilen hat, eben so deutlich seyn, und übrigens eine so genaue Aehnlichkeit haben möchten, als diese die ich die Ehre habe Ihnen mitzutheilen. Ich bin u. s. w.

Clüny, den 21ten Febr. 1776.

Man hält es für nützlich bey dieser Gelegenheit, die genauern und vollständigern Beobachtungen, so wie sie der Herr Doctor Blais der sich zu Clüny aufhält, mitgetheilt hat, mit der genauen Behandlung bekannt zu machen, der sich diese Kranken unterworfen.

Diese Beobachtungen die sowohl ihres Gegenstandes als ihrer Zuverlässigkeit

läßigkeit wegen sehr wichtig sind, werden noch um desto lehrreicher, weil sie zeigen, wie nach den verschiedenen Zufällen, nach dem verschiedenen Zeitpunkt der Krankheit, nach dem Alter, Temperament und Geschlecht, ein kluger Arzt die verschiedenen Mittel, und die Art sie zu gebrauchen verändern kann und muß, ohne sich von der Vorschrift und den Hauptregeln, die das Wesentliche der Cur ausmachen, zu entfernen.

Abschrift des Briefes, den Herr Blais, den 19ten Febr. 1776. an den Bischof von Macon geschrieben.

Mein Herr,

Kann etwas die väterliche Liebe, die Ew. rc. den unglücklichen Leuten, die in unserer Gegend von dem tollen Wolf gebissen, erwiesen, Genüge leisten, und die gütige Unterstützung der Herren Staatsräthe ersetzen, so thut es gewiß die Versicherung, daß diese elenden Leute ihren Familien wieder zugeschickt, und durch Ew. rc. Sorgfalt vor der schrecklichsten Krankheit, die nur das menschliche Geschlecht überfällt, bewahret sind. Ob ich Ew. Bischöflichen Gnaden gleich von allen wesentlichen Umständen, die sich seit der traurigen Begebenheit zugetragen, Bericht abgestattet, so glaube ich, wird es doch nöthig seyn, alles Merkwürdige seit meiner Behandlung der Patienten aufzuzeichnen.

Die Vorurtheile die in diesen Gegenden in Absicht des Gebrauchs ganz unnützer Mittel die Wuth zu verhüten, herrschen, sind so stark, daß man nicht genug Sorgfalt anwenden konnte, wirksamere nach medicinischen Grundsätzen eingerichtete und durch Erfahrung bestätigte bekannt zu machen. Den 4. und 5ten Jan. bekam ich hier eilf Personen, die gebissen waren, unter meine Aufsicht; ich verschaffte ihnen so gute Wohnungen als ich konnte, und drey Wochen lang ließ ich sie auf die strengste Art nach der Vorschrift die der Minister uns verschafft hatte, behandeln. Einige hatten zu Hause schon angefangen beynahe eben die Mittel zu gebrauchen, die ich ihnen geben ließ, ehe ich den Aufsatz des Herrn Lassone erhielt.

Von diesen eilf Patienten, die sehr schwer an unbedeckten Stellen (ein besonders merkwürdiger Umstand) gebissen waren, starb Einer den eilften Tag d). Er war von starker Leibesbeschaffenheit, die Wunden im Gesicht und Händen waren sehr groß, dem ungeachtet hat er nie so heftige Zufälle gehabt, als diejenigen, die die Mittel nicht gebraucht. Ein anderer starb nach zwanzig Tagen bey der regelmäßigsten Cur, und ob ich gleich gegen das Ende Zeichen der Wasserscheu bemerkte, so glaube ich doch daß sein Tod von einem anhaltenden Misbrauch des Weins, dem er ohne Jemandes Vorwissen sich überlassen, herrührte. Ein drit-

d) Vorher in dem Briefe an Herrn Lassone, bemerkt Herr Blais, er sey den neunten Tag gestorben, der Irthum findet sich im Original.

dritter erwartete das Ende der Cur nicht, seine Verwandte nahmen ihn unter dem Vorwande, daß er verhungerte und zu viele Arzneyen brauchte, mit Gewalt weg. Ich weiß, daß er nach drey Wochen starb, ohne alle Zeichen der Wuth. Sein Tod befremdete mich um desto weniger, da er am Kopfe eine große Wunde hatte, wobey schon der Knochen angegriffen war, und die mehr Wartung erfoderte als seine Verwandte auf dem Lande ihm verschaffen konnten. Als er weg gieng, befand er sich nach seinen Umständen sehr wohl, und man hätte vollkommene Herstellung erwarten können, wenn er mit den Mitteln fortgefahren hätte.

Die acht übrigen sind nach geendigter Cur sehr gesund nach Hause gegangen; ich habe alle Ursache zu glauben, daß sie vollkommen geheilt sind. Ich trieb den Gebrauch des Quecksilbers bis zu einem mäßigen Speichelfluß, weil ich überzeugt bin, daß ein leichter Ausfluß aus den Speicheldrüsen das sicherste Mittel ist die Wuth zu verhüten, und in der That ist der Sitz dieser fürchterlichen Krankheit in diesen Theilen, und Fehler des Speichels sind die Ursach. Die Wunden sind beynahe die ganze Cur über offen gehalten, und man hat mit der größten Sorgfalt die Regeln bey der Diät und den Mitteln angewendet.

Um aber mehr Ordnung in dieser genauen Beschreibung zu beobachten, werde ich ihnen von jedem einzelnen Patienten, so wie ich seine Krankengeschichte in meinem Journale aufgezeichnet, Nachricht geben.

1) A. R. 16 Jahr alt. Dieser junge Mensch war am Arm und Kopf verwundet, wo ihm der Wolf ansehnliche Wunden mit den Zähnen beygebracht. Als er hieher kam, war er traurig, unruhig, und glaubte alle Augenblicke sterben zu müssen, den 4ten fieng man seine Cur an; seine Wunden welche sich zu schließen anfiengen, wurden geöffnet und sorgfältig verbunden. Den 10ten wollte er nicht essen, er war tiefsinnig, er wollte nicht im Bette bleiben; er nahm ein Brechmittel und kleine Abführung; den folgenden Tag war er, obgleich die Mittel ihre Wirkung gehabt, noch schlecht; er beklagte sich über Schmerzen im Magen und Eingeweiden, wie ich bey denen bemerkt, die anfiengen wüthend zu werden; übrigens war der Puls sehr ruhig und alle Absonderungen in ihrer Ordnung. Einige Tage nachher ward er besser; man sezte das Einreiben fort, er speichelte wenig, aber das Zahnfleisch war sehr entzündet, er empfand ein geringes Halswehe. Als er weg gieng, war er ganz hergestellt.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Montag, den 12ten October 1778.

Schluß des Aufsatzes von einer bewährt gefundenen Methode den tollen Hundesbiß zu behandeln. Auf Befehl der französischen Regierung bekannt gemacht. 1776.

2) J. B. L. 13 Jahr alt. Dieses Kind war am Kopfe heftig gebissen, der Wolf hatte es über funfzig Schritte fortgeschleppt. Da dieser einer der ersten war, den ich auf dem Lande sah, machte man alle Vorkehrungen, um die Wunden offen zu halten, um die Folgen der angefressenen Hirnschädel zu verhüten. Ich verordnete ihm auch das Einreiben des Quecksilbers und antispasmodische Mittel. Als er den 5ten hier ankam, waren seine Wunden sehr gut und eiterten sehr. Man setzte das Einreiben und die übrigen Mittel bis den 24ten fort, ohne daß er den geringsten Zufall hatte; alles gieng erwünscht, und wir schmeichelten uns, dieses Kind, welches am übelsten zugerichtet war, zu erhalten, als seine Aeltern aus unzeitiger Güte es gegen alle meine Vorstellungen wegnehmen wollten. Diese einfältigen Leute beklagten sich, daß man ihm zu viele Mittel brauchen und es verhungern ließe, ohne Zweifel, weil man seinen Appetit zu besondern Speisen, die seinem Zustande im geringsten nicht angemessen waren, nicht befriedigen wollte; ich vernehme so eben, wie ich oben schon angeführt, daß er drey Wochen, nachdem er von hier weggieng, gestorben. Ich habe keine genaue Umstände von ihm weiter erfahren, als daß er sehr mager geworden, und daß sein Kopf einen häßlichen Geruch von sich gegeben. Er hatte keinen Anfall von der Wasserscheu, denn er trank und aß mit dem größten Appetit, ja er verzehrte selbst eine Stunde vor seinem Tode eine sehr dicke Suppe. Man kann den Tod dieses Kindes nur seiner schlechten Diät, die es beobachtet, und seinen Wunden die die größte Sorgfalt und genaueste Behandlung erforderten, zuschreiben.

3) Frau Ch. B. 45 Jahr alt, und seit sieben Monaten schwanger. Sie war an den Armen und Beinen so weit sie bloß sind, heftig gebissen. Als diese Unglückliche hieher kam, war sie in dem schrecklichsten Zustande, sie hatte eben zwey von ihren Nachbarn sterben gesehen, welche eben so wie sie gebissen waren, dieses schreckliche Schauspiel hatte

sie so sehr angegriffen, daß sie sich allem Schrecken der Verzweiflung überließ, sie bat mich, sie nur sterben zu lassen, um ihr die schrecklichen Martern zu ersparen, die ihre Nachbarn ausgestanden. Ich gab mir alle Mühe sie zu trösten; ich ließ um ihr zu dienen ihren Mann komen, darum sie mich sehr bat.

Da ihr Zustand sehr gefährlich, und sie noch dazu schwanger war, ließ ich ihr am Arm die Ader öffnen, und fieng die gewöhnliche Curart mit Vorsicht an; sie fürchtete sich immer sehr; sie sprach beynahe gar nicht, sondern stieß beständig Seufzer aus, und war allemal des Nachts sehr unruhig, sie bildete sich oft ein, als wenn sie von dem wüthenden Thiere das sie verwundet, oder von Hunden oder andern Thieren verfolgt würde; ihr Puls war klein, zusammen gezogen, und convulsivisch, ihr Blick war unsicher; sie hatte vielen Durst, und alle Ausleerungen waren gestört. Nach einigen Tagen schlug sie alle Arten von Nahrungsmitteln aus, ihre Stimme wurde lebhaft, und sie zeigte eine Art von Herzhaftigkeit, sie fühlte eine Art von Schluchsen, das ich von einer großen Reizbarkeit der Nerven des Zwerchfells und Magens herleite, und dieses pflegte sich bey denen einzustellen die starben. Ich glaube auch einige Symptomen der Wasserscheu bemerkt zu haben; dem ungeachtet trank sie auf vieles Bitten, aber doch hatte sie einen gewissen Widerwillen dagegen. Inzwischen setzte ich die Cur fort; ich verband bloß schlafmachende Mittel mit den gewöhnlichen, weil dieses der besondere Zustand dieser Frau zu erfordern schien, und diese gab ich mit krampfstillenden Mitteln in ziemlich starker Dosi; ich setzte sie einige Tage fort, nach welchen sie allmählig ruhiger ward. Ich glaubte diese Frau vor ihrer Niederkunft herstellen zu können, sie hatte sich aber verrechnet, sie kam in der Nacht vom 5ten auf den 6ten in der strengsten Kälte nieder; ich eilte ihr alle nöthige Hülfe zu reichen, aber die große Kälte, die sie bey ihrer Niederkunft ausgestanden, brachte sie an den Rand des Grabes. Die natürlichen Ausleerungen der Niederkunft wurden gestört, das Fieber vermehrte sich, und es zeigte sich ein heftiger Durchfall; ich setzte sie in gehörige Diät, und gab ihr oft Abführungen, weil ihr Fieber fauler Art zu seyn schien; sie gab viele Würmer von sich, und nach 14 Tagen war sie hergestellt.

Das Kind starb 7 bis 8 Stunden nachdem es getauft war. Die Wunden dieser Frau eiterten ihre ganze Krankheit hindurch, und ich ließ sie erst zuheilen, da sie hergestellt war. Das Wochenbett dieser Frau war Ursache, daß ich sie 14 Tage länger behielt als die andern Kranken.

4) L. D. 22 Jahr alt, von starker Constitution. Dieser junge Mensch war am Halse und Kinn schwer verwundet. Einige Tage, nachdem er hieher gebracht war, tödtete man die beyden Ochsen die er bey sich hatte, und die auch zu der Zeit gebissen waren. Gleich den Tag, da er hieher kam, fieng man seine Cur an, und öffnete die Wunden; er hatte nicht die geringste Unbequemlichkeit, als ein leichtes Halsweh, das ihn am Essen

sen nicht hinderte, er behielt immer seinen Appetit, und gieng so gesund als möglich nach Hause. – Man findet sehr selten Temperamente, die die Wirkung der Mittel so gut ertragen.

5) M. 44 Jahr alt. Er war grausam an der Nase und Hand verwundet; dieser hatte den Wolf feste gehalten, und sich lange gewehrt, indem er um Hülfe rief. Seit den ersten Tagen des Januars hatte er die Mittel mit der größten Genauigkeit zu brauchen angefangen, alles gieng gut; es schien als wenn das Queckſilber zu wirken anfienge; die Wunden eiterten gut, und sahen sehr gut aus. Den 11ten beklagte er sich über ungewöhnlichen Frost, er bemerkte einige Beschwerden im Unterleibe; ich ließ ihm einige Clystiere setzen, die ihn zu erleichtern schienen. Den 12ten ward er traurig, er wollte sein Testament machen, sprach den ganzen Tag nur von traurigen Sachen, und schlug hartnäckig alle Nahrungsmittel aus. Gegen Abend zeigte sich der Widerwille gegen flüßige Dinge. Ich hielt es sogleich für nothwendig ihn allein zu legen; es kostete viele Mühe ihn zu überreden, seine Bekannten zu verlassen, wie er mir aber im Ganzen sehr trauete, folgte er mir und ich brachte ihn ins kleine Hospital.

Dieser Unglückliche beklagte sich hauptsächlich über eine Beschwerde in der Gegend des Magens, es fand sich das Schluchsen ein, das wirklich eine Convulsion des Zwerchfells ist; als ich ihn bat zu trinken, antwortete er mir, er würde es um meinet willen gerne thun, es sey ihm aber unmöglich, weil er zugleich schlucken und ausathmen müßte, er könnte auch den Abscheu, welchen das Wasser bey ihm erregte, nicht bezwingen. Sein Puls war sehr ruhig, seine Zunge mehr roth als gewöhnlich, und er beklagte sich über heftiges Brennen am Ende des Schlundes. Er gab weder durch Stuhlgang noch durch den Urin etwas von sich, und obgleich sein Gesicht blaß und eingefallen war, so sah er doch lebhaft aus; er sprach mit Mühe, seine Stimme war rauh und unterbrochen. Er bat inständig, man möchte ihn in Ruhe lassen, und ihm nichts sagen; den 14ten starb er ohne alle heftige Zufälle; er hatte keine Convulsionen, blieb immer bey Verstande, drohete Niemanden, und hatte überhaupt nicht so grausame Anfälle als die übrigen.

Sollte die Verringerung der Anfälle daher kommen, daß die Mittel die er gebraucht einen Theil des Gifts verbessert? Dieses ist um desto wahrscheinlicher, da er sehr schwer im Gesicht verwundet war, da er eine sehr robuste Constitution hatte, und zu einer Zeit gebissen war, da der Wolf am wüthendsten war; doch will ich keine Muthmaßungen darüber machen.

6) E. B. 24 Jahr alt. Dieser Mensch war am Oberarm verwundet. Vom 25ten Dec. an hatte er zu Hause die Mittel, die ich ihm verschrieben, gebraucht; er hatte sich nach dem Rath seines Predigers gerichtet, der ihm davon den Vortheil bemerken ließ. Als er hier her kam, fieng das Quecksilber an zu wirken; ich ließ das Einreiben fortsetzen, und brauchte die gewöhnliche Heilart fort, mußte aber doch bald aufhören, weil der Speichelfluß zu stark kam. Ich

setzte ihn in gehörige Diät, und ließ ihn neue verdünnende Tisane brauchen, und oft abführen; das Zahnfleisch, und die Mandeln waren ihm aufgelaufen; als er weg gieng, verlor sich alles, und er befand sich wohl.

7) Ph. D. 62 Jahr alt, von robustem Temperamente, dieser Mann war schwer im Gesichte verwundet. Der Wolf hatte ihm wenigstens die Hälfte der Unterlippe weggerissen, und hatte ihm eine große Wunde auf der Wange beygebracht; da dieser einer von den Leuten war, wobey ich den größten Verdacht hatte, untersuchte ich alle Tage seinen Zustand genau. Er fieng die Cur den 4ten an, den 12ten ohngefähr um die Zeit da der vorhergehende M. Nr. 5. zu rasen anfieng, ward er sehr traurig. Er beklagte sich wie jener, über Beschwerde im Magen; deswegen gab ich ihm ein Brechmittel, weil er einen sehr unreinen Mund und bedeckte Zunge, und oft Neigung zum Brechen hatte; ob er gleich viel von sich gab, fühlte er doch wenige Erleichterung, und ich sah bestätigt, daß Brechmittel und Abführungen in dergleichen Fällen schaden. Alle Zufälle, die die Kranken zu der Zeit empfinden, kann man nur bloß den Nerven zueignen. Er aß gar nicht, war sehr unruhig, stieß oft unwillkührliche Seufzer aus, und sein Schlaf war äußerst unruhig; übrigens war sein Puls regelmäßig und die Ausleerungen ordentlich. Dieser sehr verdächtige Zustand trieb mich an, das Quecksilber in stärkern Dosen zu gebrauchen. Ich ließ ihn einige Bäder gebrauchen, und ein gehöriges Verhalten beobachten; alle Tage ließ ich ihn schlafbefördernde Pillen nehmen, weil außer den übrigen Symptomen er des Nachts sehr unruhig war. Einige Tage nachher verringerten sich die Zufälle, und ich fuhr mit den Mitteln fort. Ich war um diesen Menschen desto bekümmerter, weil wir die Wunden nicht zur Eiterung bringen konnten. Am Ende der Cur gieng er gesund nach Hause. Ich gab ihm Quecksilbersalbe, die antispasmodischen Pillen, und einige Abführungen, die ich ihm nach der beygefügten Vorschrift zu nehmen rieth, weil ich, da seine Wunden sehr schwer waren, wünschte, daß er die Cur acht Wochen fortsetzte.

8) J. B. 32 Jahr alt, von einer sehr starken Leibesbeschaffenheit; er war in dem Daumen der linken Hand gebissen. Seit dem 5ten hatte man ihn auf das regelmäßigste behandelt; er hat nie die geringste Beschwerde gehabt, außer daß er wenig Halsweh fühlte, das vom Quecksilber welches auf den Mund und das Zahnfleisch seine Wirkung äußerte, herrührte. Den 18ten beklagte sich dieser Mensch, bey dem ich gar keinen Verdacht hatte, über starke Kopfschmerzen. Er hatte ein starkes Fieber, das Gesicht war sehr roth, ich ließ ihm am Arm die Ader öffnen, und strenge Diät halten, auch ihn verdünnende Ptisane brauchen von der er sehr viel trank; den 29ten fieng er an zu rasen, gleich von der Zeit an ließ ich ihn allein bringen, weil er den übrigen Kranken sehr beschwerlich wurde. Er nahm ein Fußbad, und ihm wurde am Fuß eine Ader geöffnet. Den 30ten wurde das Aderlaß wiederholt, weil das Irrereden stark wurde, er wurde

de sogar wüthend, und bildete sich ein, daß alle die ihm zu nahe kamen, ihn bestehlen wollten. Da alle diese Zeichen einen sehr convulsivischen Zustand anzudeuten schienen, ließ ich ihn in laulicht warmem Wasser baden; er blieb mit Vergnügen anderthalb Stunden darin; er trank wie gewöhnlich; am Abend nahm er einen beruhigenden Trank, darauf er auch ruhiger schien. Den 31ten stieg das Delirium erstaunend, er wollte die Ptisane nicht trinken, sondern forderte Wein, den er auch nicht trank. Gegen Abend gieng alles schlimmer, er zeigte Widerwillen gegen flüßige Sachen, er wollte mit Gewalt nichts zu sich nehmen. Den folgenden Tag war die Wuth sehr heftig, ich mußte ihn festbinden lassen, weil er jedem drohete. Sein Puls war sehr geschwind, zusammengezogen. Es zeigten sich deutliche Symptome der Wasserscheu. Er hatte übrigens keine Beängstigung noch Schlucken, noch sonsten Zufälle, welche die andern fühlten. Er starb den folgenden Tag an einer Art von Schlafsucht.

Den Tag darauf nachdem dieser Mensch schlechter geworden, erfuhr ich, daß er drey Tage nach einander eine starke Debauche in Wein gemacht. Unter dem Vorwande in ein geheiztes Zimmer zu gehen, gieng dieser Unglückliche ohne Jemands Vorwissen aus, und trank mit einem Freunde bis zum Uebermaaße. Ich bin fast überzeugt, daß die große Menge Weins die dieser Mensch trank, vieles zu seinem Tode beytrug. Es äußerten sich inzwischen von der Wasserscheu nicht undeutliche Zeichen. Sollte der Wein den Ueberrest des Gifts, der nicht hinreichend war, deutliche Symptome der Wuth hervor zu bringen, entwickelt haben, und würde es wohl nicht ganz verbessert worden seyn, wenn der Mensch regelmäßiger gelebt, und man Zeit gehabt hätte, die Mittel fortzusetzen?

9) L. G. der Schwager des vorigen. Er war am Arm verwundet, 25 Jahr alt, von starkem Temperament. Er zeigte während der ganzen Cur nichts besonders; er ließ sich zwanzig mal einreiben, und hatte einen geringen Speichelfluß, er fühlte nicht die geringste Beschwerde.

Eben so befand sich

10) C. L. 21 Jahr alt. Dieser junge Mensch war im Arm und am Unterleibe gebissen. Ob ihn gleich im Anfange eine große Furcht beunruhigte, so überstand er ohne große Ermattung die Cur; er hatte einen besondern Widerwillen gegen das Eau de luce, ich zwang ihn daher auch nicht es zu gebrauchen. Das Quecksilber wirkte etwas auf den Mund, und er hatte einen geringen Speichelfluß.

11) H. C. 28 Jahr alt, und von starker Constitution. Der Wolf hatte ihn am Arm und an der Hand heftig gebissen. Im Anfange der Cur war er vollkommen gesund. Gegen den 15ten wurde er traurig, und empfand in der Gegend des Magens eben die Beschwerde, darüber sich die andern beklagten. Er hatte überdem heftige Kopfschmerzen, und sein Schlaf war sehr unruhig. Ich verordnete ihm ein Aderlaß und Brechmittel. Da es sich nicht mit ihm besserte, und er die Nacht sehr ermattend zubrachte, ließ ich ihn einige Abende die schlaf-

schlafmachenden und antispasmodischen Pillen nehmen; ich vermehrte auch etwas die Doses des Quecksilbers; er hatte gar keinen Speichelfluß, aber es brach über den ganzen Leib ein frieselartiger Ausschlag aus; von dem Augenblick verschwanden alle üble Zufälle; ich hörte mit den Mitteln auf, und setzte ihn in gehörige Diät. Der Ausschlag trocknete nach dem fünften oder sechsten Tag; er veränderte die ganze Haut, die sich in großen Stücken absonderte. Der Zustand dieses Menschen beunruhigte mich lange Zeit, aber vor dem Ende der Cur war er vollkommen gesund, und gieng ganz hergestellt zu Hause zurück.

Ew. rc. haben hier die genaueste Beschreibung von allem was sich während der Cur mit denen Kranken zugetragen, die Ew. rc. mir anzuvertrauen geruhetten. Es fällt in die Augen, daß die angewendeten Mittel großen Nutzen stifteten, da von eilf Kranken die hier gewesen nur zwey gestorben sind, und der Tod des letztern dieser beyden, dürfte eher von einem hitzigen Fieber, als von der Wasserscheu herzuleiten seyn. Um aber den Nutzen noch sichtbarer zu machen, muß man auch auf die Unglücklichen Rücksicht nehmen die gestorben sind, und keine andere als durch blindes Vorurtheil beliebte Mittel gebraucht haben.

G. B. 18 Jahr alt. Dieser junge Mensch starb den 3ten Januar an der Wuth, er war am Halse und Arm verwundet. Ich weiß, daß er sehr heftige Anfälle gehabt, und daß er mehr als einen Tag anhaltende Convulsionen ausgestanden, er soll schrecklich geschrieen haben. Dieser junge Mensch hatte calcinirte Austerschaalen in Pulver, mit der größten Sorgfalt und aller möglichsten Vorsicht gebraucht.

J. D. starb zu Hause den 11ten Jan. nachdem er sechs Tage die heftigsten Anfälle von der Wuth gehabt; dieser Mensch war 55 Jahr alt, und sehr starken Temperaments; er war im Gesichte grausam zerrissen. Ich habe von Leuten die ihn gesehen in Erfahrung gebracht, daß er einen so starken Widerwillen gegen flüßige Dinge hatte, daß er fürchterlich schrie, wenn man sie ihm nur vorhielt. Sein Uebel zeigte sich mit merklichem Frost, den er einige Tage merkte; er wurde traurig und sehr unruhig. Von dem Augenblicke litt er Beklemmungen, und stieß unwillkührliche Seufzer aus. Er bemerkte auch in der Gegend des Magens mit Heftigkeit diejenigen Convulsionen, die eine Art von Schluchsen hervorbringen, sie verstärkten sich sonderbar, wenn man mit ihm vom Trinken sprach. Er vergoß zu Zeiten viel Schweiß. Seine Wuth war einigemal so stark, daß sich ihm Niemand nähern durfte; er fürchtete sich zuletzt selbst vor Licht, und die Luft fiel ihm sogar beschwerlich; er starb unter fürchterlichen Martern, das Gesicht gegen die Erde gerichtet, und zerfraß das Stroh worauf er lag. Er hatte, wie der vorige, calcinirte Austerschaalen gebraucht.

Ch. J. Sie wurde den 4ten Januar hieher gebracht, sie war wasserscheu seit dem vorigen Tage; dieses Mädchen war 22 Jahr alt. Sie war auf der Nase und unter dem Auge gebissen, wo sie eine große Wunde hatte. Kurz nach ihrer

An-

Ankunft traf ich schon alle Zufälle der Wuth bey ihr an. Sie hatte einen so starken Widerwillen gegen flüßige Sachen, daß es ohngeachtet aller angewendeten Mühe nicht möglich war, sie zu bewegen einen Löffel voll Wasser oder Wein zu nehmen. Ihr ward zwey mal am Fuß die Ader geöffnet, man badete sie mit Gewalt. Den 5ten schien sie mehr ruhig. Sie nahm den Tag über, obgleich mit vieler Mühe drey Dosen von den antispasmodischen Pillen, dazu ich Eau de luce gesetzt hatte. Es ward zwey mal eine doppelte Dose des Quecksilbers eingerieben; den 6ten hatte sie nach einander drey Anfälle von Wuth, in denen sie unter heftigen Convulsionen starb. Zwischen den Anfällen betete sie, und bat ihre Wärter um Verzeihung; so bald aber der Anfall wieder kam, warnete sie selbst, daß man sich entfernen möchte, weil sie Lust hätte zu beißen; alsdenn speichelte sie entsetzlich. Sie beklagte sich, wie die übrigen, einige Zeit vorher ehe sie so übel ward, über heftigen Frost, ihre Wunden schmerzten sie sehr, sie seufzete unwillkührlich, und ihre Stimme war unterbrochen, sie hatte auch wie die übrigen das Schluchsen, und die Convulsion des Zwerchfells, das sich, wenn man ihr Wasser vorhielt, merklich verstärkte; dieses unglückliche Mädchen hatte das Mittel des Palmarius mit aller möglichen Sorgfalt gebraucht.

Die Tochter des M. Nr. 5. die so schrecklich zugerichtet war, starb den 5ten Jan. in dem Augenblick, da man sie hieher brachte. Sie hatte zu Hause die gewissesten Anfälle der Wasserscheu gehabt; ihre Wunden waren so groß und gefährlich, daß es unbegreiflich ist, wie diese Person so lange hat leben können.

Nimmt man dieses alles zusammen, so sieht man

1) Daß von funfzehn Personen die verwundet waren vier unter den deutlichsten Zeichen der Wuth gestorben, ob sie gleich mit der größten Vorsicht die in dieser Gegend berühmtesten Mittel gebraucht haben.

2) Daß von den übrigen die sich der Heilmethode unterworfen, einer den zehnten Tag starb, daß er aber bey weitem so heftige Zufälle nicht gelitten, als die ersteren, und daß der zweyte ob er gleich nicht undeutliche Zeichen der Wasserscheu bemerken ließ, mehr das Opfer seiner Ausschweifung als der Wuth war.

Man kann glauben, daß er wie die übrigen würde gerettet seyn, wenn er durch seine Ausschweifungen nicht die Wirkung des Ueberrestes des Gifts, ehe es ganz besiegt war, erhöht hätte. Vom dritten ist gar nicht die Rede, weil es gewiß ist, daß er an den Folgen der Wunden, welche seine Verwandte übel behandelten, starb, und weil sie ihn die schlechteste Diät beobachten ließen.

3) Daß die acht übrigen die sich eine methodische Behandlung fünf Wochen lang gefallen ließen, gesund nach Hause giengen. Sechs von ihnen waren sehr schwer an unbedeckten Theilen verwundet. Die mehrsten zeigten beynahe zu Einer Zeit Nervenzufälle, die man dem Gift,

Gift, das zu sehr geschwächt war, um die Wasserscheu hervorzubringen, zuschreiben kann.

Es wäre sehr zu wünschen, daß alle Beobachtungen über diese Materie, eben so deutlich wären, und eben so sehr eine noch so strenge Untersuchung aushielten als die, die ich die Ehre gehabt Ew. rc. zu erzählen, sie würden vielleicht das unglückliche Vertrauen das man auf unnütze Mittel in diesen Gegenden schon so lange gesetzt, widerlegen. Die ausgebreitete hoffnungsvolle Meynung von dergleichen Mitteln rührt ohne Zweifel daher, weil sie von Personen gebraucht werden, die in aller andern Absicht die vorzüglichste Achtung verdienen. Es ist gewiß nöthig, daß die Regierung, die mit so vielem Eifer das Wohl des Landes befördert, auf diesen Gegenstand die größte Sorgfalt wende; sie müßte darin bestehen, allen Leuten zu verbieten in dergleichen Zufällen Mittel zu geben, und man müßte die Kranken verpflichten, den Augenblick bey denen Hülfe zu suchen, die dazu gesetzt wären, die von der Regierung gebilligte Behandlung in Ausübung zu bringen.

Es ist gewiß, daß die Mittel, die wir gebrauchten, vielen Nutzen gestiftet, aber sie würden noch mehr geleistet haben, wenn man sie zur rechten Zeit und gleich vom Anfange hätte gebrauchen können, wenn man kurz nachdem die Kranken gebissen die äußere Hülfe die nöthig war hätte anwenden können, die ich für äußerst nothwendig halte, nemlich die tiefen Scarificationen, das Wegschneiden der abgerissenen Stücke, und der Theile, die nahe an der Wunde sind, das Cauterisiren und Anlegen der Schröpfköpfe, und besonders die Beförderung einer langen und starken Eiterung der Wunden, weil es sich zutragen kann, daß das Gift sich in dem Zellengewebe versteckt, wo es fest und unwirksam bleibt, bis es, durch eine Ursache erweckt, in den Umlauf der Säfte kommt, auf die Nerven wirkt, und eine Reihe der fürchterlichsten Symptomen hervorbringt.

Ich werde nicht den umständlichen Bericht von der Behandlung unserer Patienten schließen, ohne Herrn Martin, Chirurgus bey unserm Hospital, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Er hat mit dem größten Eifer nicht nur die Wunden verbunden, sondern auch alle Mittel die ich ihm vorgeschrieben, angewandt. Er ließ sich durch seinen Sohn, der in dieser Stadt auch Wundarzt ist, und durch den Aide Chirurgus Preaud helfen, die mich sehr gut unterstützt haben, um den Unglücklichen alle Hülfe die Ew. rc. die Güte hatten, ihnen zu geben, zu verschaffen.

Ich bin rc.

Göttingen.

L. A. M.
der Arzn. Gelahrh. Beflissener.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Freytag, den 16ten October 1778.

Verzeichniß der Lectionen zu Ilfeld, von Michael 1778. bis Ostern 1779.

Ehe wir von unsern bisherigen Bemühungen Rechenschaft geben, und unsere im bevorstehenden Winter zu haltende Lectionen anzeigen, sey es uns erlaubt, einigen Vorurtheilen zu begegnen, welche sich auswärtig zum Nachtheil der hiesigen Erziehungsanstalt ausgebreitet haben müssen: uns sind wenigstens verschiedentlich von entlegenen Orten her einige solche Urtheile gemeldet worden, die uns nicht ganz gleichgültig seyn können.

Man hat uns gesagt, daß auswärts die Meynung sey: der Aufwand hieselbst sey zu kostbar, und das hiesige Pädagogium sey eine Anstalt, in der nur ziemlich begüterte Aeltern ihre Söhne zu unterhalten vermöchten: selbst auch diejenige, welche eine Freystelle erlangt hätten, bedürften noch nebenher so viel, als wenig Aeltern anzuwenden im Stande wären.

Wir glauben, daß wir dieses Gerüchte nicht besser widerlegen können, als wenn wir bey dieser Gelegenheit die nothwendige Kosten bekannt machen, welche hier erfordert werden. Ein jeder, dem daran gelegen ist, mag alsdenn die Vergleichung zwischen diesem und den Kosten Verzeichnissen, welche andere ähnliche Anstalten bekannt gemacht haben, selber anstellen.

Hier ist zuförderst unser Kosten-Verzeichniß dem wir hernach noch einige kurze Anmerkungen beyfügen werden.

	Rthlr.	gr.
1) Die Pension ist jährlich in Pistolen zu 5 Rthlr.	80 Rthlr.	- gr.
2) Für den öffentlichen Unterricht im Französischen wöchentlich 2 Stunden jährlich	2	-
3) Für besondere Stunden im Lateinischen wöchentlich 4 Stunden im Jahr	8	-
4) Die Aufwartung jährlich	1	8
5) Die Wäsche jährlich	4 bis 6	-
6) Bettmiethe, wer nicht eigene Bette hat, jährlich	5	-
Für folg. Seite	102 Rthl.	8 gr.

Transport	102 Rthlr. 8 gr.
7) Zu einer gemeinschaftlichen Casse, über welche der Erste der Scholaren unter Aufsicht des Rectors Rechnung führet, jährlich	5 bis 6 –
Summa aller nothwendigen Ausgaben	108 Rthl. 8 gr.

Außer diesen obverzeichneten Geldern, muß jeder Kostgänger beym Antritt und Abzuge noch verschiedenes erlegen, welches zusammen einmal gegen 10 Rthlr. und denn gegen 8 Rthlr. beträgt.

Für die Pension Num. 1. genießt der Kostgänger täglich zwo Mahlzeiten warmes gutes Essen, jede Mahlzeit drey Gerichte. Er hat dafür den Unterricht in allen Lectionen, welche im folgenden Verzeichnisse öffentliche genannt werden, und die ihn täglich fünf Stunden beschäfftigen. Die französische Lectionen, und die besondere Stunden, unter Num. 2. und 3. sind darunter nicht mit gerechnet.

Er hat ferner für die Pension, die Wohnung und Feurung im Winter, und es wohnen nie mehr als zween Scholaren auf einem Zimmer, und nicht 4 bis 6 wie wohl anderswo. Er findet die großen Hausgeräthe, Tische, Stühle, Kleider- und Bücher- und Wäsche-Schränke und Bettstellen. Er hat nicht nöthig, noch besonders für die Aufsicht etwas zu bezahlen, obgleich dieselbe sehr genau und mühsam geführt wird, indem die Lehrer in den Stunden, in welchen die Untergebene sich außer den Hörsälen befinden, dieselben fleißig besuchen, und auf sie und ihre Beschäfftigungen achten.

Da auch die hiesige Anstalt, nie über vierzig Scholaren aufnehmen kann, weil nicht mehr Wohnungen auf dem Gebäude des Pädagogiums vorhanden sind, und auswärts zu wohnen keinem Scholaren verstattet wird; so wird man daraus abnehmen, daß jeder Scholar in allen Lectionen, wo eine fleißige Uebung ihm sehr förderlich ist, desto öfter an die Reihe kommen, und mehr bey der Aufmerksamkeit erhalten werden kann, als dort, wo eine Classe mit sechszig und mehr jungen Leuten besetzt ist.

Es sind aber auch sechszehn Freystellen vorhanden, und diejenige, welche damit begnadigt werden, ersparen die 80 Rthlr. Pension gänzlich, und haben also nur an nothwendigen Kosten 28 Rthlr. jährlich zu tragen. Sie genießen aber alle dieselben Vortheile, welche vorhin erwähnt sind, und es ist zwischen einem Kostgänger und Beneficiaten nicht der geringste Unterschied. Wie denn überhaupt kein andrer Unterschied hier unter den Untergebenen Statt findet, als der, welcher im Fleiß, in Geschicklichkeit und guten Sitten gegründet ist. Hierauf wird auch höhern Ortes bey Besetzung der Freystellen die gnädige Rücksicht genommen, und ein Kostgänger, der sich Empfehlungswürdig zeigt, kann immer die Hoffnung hegen, nach Jahr und Tag seines hiesigen Aufenthalts mit einer sol-

solchen Wohlthat zur Belohnung und Ermunterung begnadigt zu werden.

Was noch in Ansehung der übrigen vorhin verzeichneten Kosten zu bemerken ist, besteht kürzlich darin.

Wer seine Betten mitbringt, kann auch diesen Artikel noch ersparen. Wer stückweise waschen läßt, und gewohnt ist, sich reinlich und ordentlich zu halten, kann noch wohlfeiler als mit 6 Rthlr. zukommen.

Für Theewasser und Schuhwachs wird nichts besonders bezahlt.

Aus der gemeinschaftlichen Casse Nr. 7. wird eine Botenfrau, welche wöchentlich etliche mal nach Nordhausen geht, um jedem seine kleine Bedürfnisse daher zu holen, bezahlt; es wird daraus dem Einheizer etwas gereicht; es werden allerley zur Bequemlichkeit der Scholaren gereichende Ausgaben, als Dinte; u. d. gl. daraus bestritten; es werden die Spielplätze daraus unterhalten, und auch Allmosen gegeben; es werden endlich auch bey ein Paar öffentlichen Ergötzlichkeiten, welche den Scholaren jährlich gegönnt werden, die Musik und einige Erfrischungen für sie und andere Gäste daraus bestritten.

Dieses sind schlechterdings alle nothwendige Ausgaben, auf welche ein jeder rechnen muß, und die etwa vor jetzo in den hiesigen Verfassungē gegründet sind.

Was noch über diese erfordert wird, darüber können wir nichts mit Gewißheit bestimmen; sondern müssen uns deswegen nur mit einigen Anmerkungen zur Nachricht der Aeltern, die ihre Kinder hersenden wollen, begnügen.

Wenn Jemand ganz besondern Unterricht verlangt, so bezahlt er für 26 Stunden im Quartal 4 Rthlr. wenn er diese Stunden ganz allein nimmt, und halb so viel, wenn er sich darin mit andern verbindet.

Allein zu solchen Lectionen ist Niemand durch die hiesige Verfassung eigentlich gezwungen, es müßte der einzige Fall seyn, der aus denen in einerley Stunden zusammentreffenden Unterweisungen entstehen kann, welcher aber nur bey der griechischen Sprache und den mathematischen Stunden vorhanden ist. Welcher Vater also eine solche besondere Unterweisung seinem Sohne aus dem Grunde geben lassen wollte, weil er glaubte, daß in den öffentlichen Lectionen entweder nicht alles Nothwendige gelehrt würde, der beliebe nur das folgende Verzeichniß der öffentlichen Lectionen nachzusehen. Wir glauben, daß in diesem alles, was den Bedürfnissen der meisten Scholaren angemessen erachtet werden könnte, anzutreffen seyn wird. Noch mehr würden sich aber Väter irren, und uns zugleich Unrecht thun, wenn sie sich überreden wollten, daß die hiesige Lehrer solchen besondern Stunden die beste Weisheit vorbehielten. Wir glauben vielmehr, daß wir unsern größten Fleiß dem öffentlichen Unterricht widmen müssen. Wir wollen indessen zugeben, daß der besondere Unterricht einigen Scholaren unentbehrlich seyn kann, nemlich, wenn sie in der Vorbereitung die sie mit hieher bringen sollten, zurücke; wenn sie von Fähigkeit lang-

sam sind, und wenn ihnen auf eine Art nachgeholfen werden muß, als nicht leicht in öffentlichen Stunden ohne ihre Beschämung, und ohne die übrigen zur Ungebühr aufzuhalten, geschehen könnte; oder wenn sie im Französischen mehr Uebung, als die zwo öffentliche Stunden geben können; oder wenn Sie Unterricht im Englischen und Italiänischen, welche Sprachen nicht öffentlich gelehrt werden, verlangen; oder wenn einige in der Mathematik über die reine Mathematik hinaus geführt; oder in gewissen philosophischen Wissenschaften unterwiesen seyn wollen. Alles kann doch auch in öffentlichen Stunden nicht gelehrt werden, diese müssen allemal den Bedürfnissen der Meisten angemessen seyn.

Auch werden die Unterweisungen im Zeichnen, in der Musik, im Tanzen besonders bezahlt. Für 26 Stunden im Quartal das Zeichnen mit 2 Rthlr., die Musik mit 1 Rthlr. 18 gr., und das Tanzen mit 1 Rthlr., welche Preise hoffentlich Niemand unbillig finden wird.

Es hat aber in diesen Stücken jeder seine Freyheit dergleichen Stunden zu halten, und sie mit jedem Quartal wieder aufzugeben. Man nöthigt und überredet Niemand dazu, und man fängt auf die bloßen Vorschläge der Untergebenen dergleichen mit keinem an, ohne erst überlegt zu haben, ob sie ihm nöthig und heilsam seyn würden, und ohne zuvor die Bewilligung der Aeltern eingeholt zu haben.

Die Besorgung der nöthigen Reinigung des Kopfes: die Ausbesserung der Strümpfe, die Reinhaltung des Theezeuges kostet im Quartal 16 gr. Wir zählen diese Ausgabe aber nicht unter die nothwendigen, denn die Hälfte derselben kann wenigstens derjenige ersparen, der durch eigene Achtsamkeit auf sich selbst und seine Sachen, sich fremde Hülfe entbehrlich macht. Indessen würde es eine Unvollkommenheit in den hiesigen Anstalten seyn, wenn nicht dafür gesorgt, und dazu Leute vorhanden wären.

Eben die Bewandtniß hat es auch mit dem Haarfrisiren. Es sind Leute dazu vorhanden, die es besorgen können. Wer sich wöchentlich einmal frisiren läßt, bezahlt dafür vierteljährig 16 gr. Wer es aber selber thut, erspart seinen Aeltern diese Ausgabe.

Auch zur Reinigung der Kleider von Staub und Flecken, und kleine Ausbesserungen zu machen, wenn eine Nath aufgegangen, oder ein Knopf abgerissen ist, sind Schneider vorhanden, die dafür vierteljährig 8 ggr. bekommen. Indessen wer sich hierin selber bedienen kann und will, der kann auch diesen Aufwand ersparen.

Zum Taschengelde pflegt man meistens 8 ggr. auf jede Woche zu rechnen, wofür der Jüngling sein Frühstück, und sonst kleine Ausgaben stehen muß, dieses kann auch meistens hinreichen, weil die kleinen Bedürfnisse an Oel, Puder, Pomade, Haarnadeln u. d. gl. jedem noch besonders in Rechnung aufzuführen zugelassen wird.

Große Kleidungsstücke sind hier nicht

nicht theurer als anderswo, vielleicht noch wohlfeiler. Kostbarkeit in Kleidung ist hier so wenig nothwendig, (ob man gleich auch dieses auswärtig sagen soll,) daß wir sie vielmehr angelegentlich verbitten, zumal Besetzungen u. d. gl. Wer ein Kleid für 14 bis 16 Rthlr. hat, der kann solches füglich als ein Feyerkleid gebrauchen, und wird darob alleine gewiß nicht beschämt werden. Zum täglichen Gebrauch und in den Lehrstunden, kann eine Kleidung die hier hinreichend ist, für 8 bis 10 Rthlr. angeschafft werden.

So ist es mit dem hiesigen Aufwande nach der Wahrheit beschaffen. Wir haben hier noch jetzo Scholaren, die außer dem Kostgelde, vierteljährig mit 15 bis 20 Rthlr. alles bestreiten, sogar die kleine Kleidungsstücke, und einige besondere Unterweisungen. Aus diesen wirklichen Beyspielen dürfte denn doch wohl die Möglichkeit folgen, daß man mit so vielem auskommen kann.

Wir wollen uns sogar anheischig machen, jeden Jüngling mit 20 Rthlr. vierteljährig zu unterhalten, unter folgenden Bedingungen: 1) daß die Pension besonders bezahlt, und 2) für die Kleidung besonders gesorgt, und 3) uns von den Aeltern die völlige Einrichtung lediglich überlassen werde. Wir wollen ihm sein Taschengeld dafür reichen, die obangeführte Ausgaben von Nr. 2. an bestreiten, ihm auch den nöthigsten besondern Unterricht dafür verschaffen, und dann über diese Gelder eine ganz genaue Rechnung ablegen. Allein der junge Mensch muß lediglich unsrer Führung überlassen seyn, und von den Aeltern nicht, ohne mit uns zugleich gehört werden.

Denn wer mehr gebraucht, der gebraucht es nicht, weil es so nothwendig und unvermeidlich ist; sondern weil er etwa vermögende Aeltern hat; weil diese wohl öfters Reisen veranlassen: dem Sohne mehr Kleidung geben als nöthig ist: mehr Bücher, und kostbare Ausgaben derselben ihm anschaffen: vielleicht auch seinen Vorstellungen zu leichte glauben, als ob dieses oder jenes, was er sich eben ausbittet, in hiesigen Umständen unentbehrlich sey, wenn er nicht geringer als andere geachtet seyn wollte: oder weil er auch überhaupt nicht haushälterisch gewöhnt ist u. s. w. Wer siehet aber nicht ohne Mühe ein, daß aus diesen angeführten und denselben ähnlichen Ursachen, ein Aufwand an jedem Orte, sehr hoch getrieben werden kann! Wer siehet aber nicht auch zugleich die Unbilligkeit ein, die Schuld dem Orte und der Anstalt beyzumessen. Vielleicht mögen auch wohl manche, wo nicht Aeltern, doch junge Leute zuweilen prahlen und vorgeben, hier mehr gebraucht zu haben, als wahr ist. Es giebt nun einmal eine solche Schwachheit in der Welt, daß man sich für desto geehrter hält, je kostbarer man lebt, oder zu leben scheint. Von einigen ist uns so etwas namentlich gesagt worden. Wir können aber eben die, welche uns genannt worden sind, durch ihre eigenhändige Rechnungen über-

überzeugen, daß ihr Aufwand gegen den, welchen sie vorgegeben haben sollen, hier nur mittelmäßig gewesen sey.

Aeltern sollten dahero billig in diesem Punkte mit den Lehrern Rücksprache halten, und den Vorstellungen und Bitten ihrer Söhne nicht für sich Gehör geben, sondern solche sammt den Gründen, womit sie solche unterstützen, den Lehrern mittheilen, und wenn sie dadurch entdecken, daß man sie habe täuschen wollen, es gehörig übel empfinden, und darüber am wenigsten lächeln.

So viel haben wir diesmal zur Nachricht derer, die in der Entfernung durch falsche Gerüchte hintergangen worden, und weil wir es auch der Anstalt der wir dienen schuldig sind, bekannt machen wollen. Wir bitten also in Ansehung des hiesigen Aufwandes und der Kleiderpracht, sich an diese Nachricht zu halten, und uns darnach zu richten.

Wir danken indessen der göttlichen Güte, die unsere Bemühungen an der uns anvertrauten Jugend bis hieher gesegnet, und uns zumal jetzo eine gute Anzahl Jünglinge zugeführt hat, die sich durch Fleiß und sittsame Aufführung vortheilhaft auszeichnen, und denen wir dieses öffentliche Zeugniß auf mehr als eine Weise schuldig sind.

Hierdurch aufgemuntert, und im Vertrauen auf den fernern Segen Gottes, werden wir auch mit Freudigkeit die neue Laufbahn betreten, welche wir im folgenden Verzeichniß vorzeichnen wollen.

Der Rector **Meißner** lehrt die allgemeine Geschichte nach dem Schröckhischen Lehrbuch, und wird dieselbe im bevorstehenden Winter vom sechsten Zeitraum des ersten Haupttheils, oder von Cyrus an erzählen und vortragen, und wenigstens die alte Geschichte zu endigen, oder bis zum Theodosius dem Großen herunter zu kommen suchen, dieser Unterricht wird in den ersten Frühstunden des Dienstags, Donnerstags und Sonnabends gegeben.

Die **Erdbeschreibung der neuern Zeiten** wird von neuen wieder angefangen, und Mittwochs und Freytags in der letzten Frühstunde gelehrt.

An eben diesen Tagen in der ersten Frühstunde, wird auch die **Moral** oder **Tugendlehre** erklärt, und auf eine solche Weise, die zugleich paränetisch ist, vorgetragen, wobey einige Dictata zum Grunde gelegt werden.

Die **reine Mathematik** wird der **ersten Ordnung** nach **Rougers mathematischen Lehrbuch** gelehrt, und jetzo von neuen wieder angefangen, wozu die letzten Nachmittagsstunden Dienstags und Freytags bestimmt sind. Die Anfänger werden Mittwochs und Sonnabends in der zwoten Frühstunde, im Zeichnen, Ausrechnen und Verwandeln der geometrischen Figuren, und im Gebrauch der Sinus- und Logarithmus-Tafeln geübt.

In der **lateinischen Sprache** erklärt der **Rector** der **ersten Ordnung** der **Privatisten** den **Livius**, und

und wird die dritte Decade anfangen. Dieser Lection sind wöchentlich die vier Stunden Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr Nachmittags gewidmet.

In ganz besondern Stunden lehrt er auch die **Logik** nach Reimari Vernunftlehre, und die **angewandte Mathematik**; wird auch die **Geschichte und Verfassung der Braunschweig-Lüneburgischen Häuser und Lande** nach des Herrn Hofraths und geheimten Secretairs **Rudloffs Einleitung in die Geschichte und heutige Verfassung der deutschen Chur- und Fürstlichen Häuser**, vortragen.

Von dem Conrector M. **Schwabe** ist in der **hebräischen Sprache**, sowohl den Anfängern, als den Geübtern, in den beyden hierzu wöchentlich ausgesetzten Stunden bisher Unterricht gegeben worden. Mit den Anfängern hat derselbe einige Stellen aus dem ersten Buch Mose nach Anleitung der **Michaelischen Grammatik** analytisch durchgegangen. Den Geübtern aber ist von ihm das erste Buch Samuelis bis ins vierzehnte Capittel erklärt worden. Auf eben die Art wird der Unterricht künftig fortgesetzt werden des Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **ersten griechischen Classe** hat er bisher, nachdem die letzten Stücke von den Xenophontischen Schriften, die in der Bachischen Sammlung sich befinden, geendiget worden, die **Parallelen vom Plutarch** nach der **Baumannischen Ausgabe** angefangen, und davon die Lebensbeschreibung des Themistocles erklärt. Die übrigen Stücke werden künftig hinzugefügt werden, des Mittwochs und Sonnabends in der zwoten Vormittagsstunde, und des Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde.

In der gewöhnlichen **lateinischen Privatstunde** hat er bisher mit der zwoten Abtheilung der Untergebenen die fünf ersten Bücher der **Briefe des Plinius** gelesen. Die übrigen wird er künftig erklären, des Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags von 5 bis 6 Uhr.

Um einen Theil der Untergebnen in der **Verfertigung deutscher Aufsätze** zu üben, hat der Conrector **Schwabe** Aufgaben von historischen, moralischen und physicalischen Inhalt der Fähigkeit eines jeden gemäß gewählt, und davon einen kurzen Entwurf mitgetheilt. Die davon verfertigten Ausarbeitungen hat er öffentlich beurtheilt. Diese Uebung wird auf gleiche Art künftig fortgesetzt werden des Mittwochs und Freytags in der letzten Vormittagsstunde.

Der Unterricht in der **englischen Sprache** wird ebenfalls von ihm künftig denen, die es besonders verlangen, so wie bisher geschehen, ertheilt werden.

Die Erklärung der **römischen Alterthümer**, welche er in dem verflossenen halben Jahre nach dem **Handbuche** des **Cellarius** geendiget hat, wird

wird er künftig wieder von neuen anfangen, bey einer jeden Materie die Hauptstellen aus den Classiken zum Grunde legen, und die Sachen, die es bedürfen, mit Kupfern erläutern, des Dienstags und Freytags von 3 bis 4 Uhr.

Auf eben diese Art wird er in dem bevorstehenden halben Jahre die **Mythologie** nach dem **Pomey** lehren, des Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5 Uhr.

Der Conrector **Pätz** wird in seinen **theologischen Lehrstunden**, am Montage und Donnerstage von 9 bis 10 Uhr in der an Ostern angefangenen Einleitung, worin er die Untergebenen von der **Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion** zu überzeugen sucht, im bevorstehenden Winter fortfahren, und sie zu Ende bringen.

In der **lateinischen Sprache** giebt derselbe der ersten Ordnung der Scholaren in folgenden Lectionen Unterricht:

In vier Stunden jeder Woche, nemlich Montag, Dienstag, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. wird ein prosaischer Schriftsteller statarisch gelesen, und in Rücksicht auf Sprache und Sachen ausführlich erklärt. Gegenwärtig sind **Cicero's drey Gespräche vom Redner** dazu ausgesetzt, welche im verfloßnen halben Jahre zur Hälfte gelesen worden, und im bevorstehenden fortgesetzt und geendigt werden sollen.

Zwo Stunden, Montags und Donnerstags von 3 bis 4. sind zu Uebungen im **Lateinschreiben** bestimmt, bey welchen auf eine beständige Anwendung dessen, was in jenen Stunden gelesen und erklärt worden ist, Bedacht genommen wird.

In zwo außerordentlichen Stunden, Dienstags und Freytags von 2 bis 3. die nur einigen ausgesuchten Scholaren gegeben, und worin selbige besonders zur Erklärungskunst angeleitet werden, ist bisher aus **Quintilians Unterweisung in der Beredtsamkeit** das zehnte Buch ganz und ausführlich durchgegangen worden. Da dieser Schriftsteller von den Untergebenen mit Vergnügen gelesen wird; so wird er auch diesmal beybehalten, doch in Ansehung der übrigen Bücher nur Auszugsweise erklärt werden, so, daß hauptsächlich solche Stellen ausgesucht werden sollen, die eben die Materien abhandeln, welche in Cicero's Gesprächen vom Redner bereits vorgekommen sind, um zwischen beyden Vergleichungen anstellen zu können.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Montag, den 19ten October 1778.

Schluß des Verzeichnisses der Lectionen zu Ilfeld, von Michael 1778. bis Ostern 1779.

Einen lateinischen Dichter erklärt der Conrector Pätz am Montage und Donnerstage von 4 bis 5. und am Dienstage von 9 bis 10. Bisher sind Horazens Satyren und Briefe gelesen worden. Da noch einige lesenswürdige Briefe zurück sind, die wegen Kürze des vorigen halben Jahrs nicht haben erklärt werden können, so werden diese im Anfange der neuen Lectionen noch nachgeholt, darauf aber Virgils vier Bücher vom Ackerbau und der Landwirthschaft hinzugefügt, und hoffentlich ganz zu Ende gebracht werden.

In den gewöhnlichen vier Privatstunden wird er statt der zeither gelesenen Commentarien des Cäsars nunmehro die Lustspiele des Terenz wieder anfangen.

Endlich ist auch die Bibliothek, wie gewöhnlich, Mittwochs von 1 bis 3. für die Scholaren geöffnet, die vom Conrector Pätz in diesen Stunden mit dem vorhandenen Büchervorrath bekannt gemacht, und auf mancherley Weise nützlich beschäfftigt werden.

Der Subconrector Leopold, welcher bishero der zwoten poetischen Classe die Verwandlungen des Ovids erklärt hat, wird statt derselben die Bücher Fastorum dieses Dichters mit derselben nehmen Montags und Donnerstags in der zwoten Nachmittagsstunde. In der dritten poetischen Stunde des Dienstags von 9 bis 10 Uhr wird er einige ausgesuchte Briefe dieses Dichters ex Ponto erklären, und zugleich die Prosodie dabey üben.

Die zwote griechische Classe hat bisher unter seiner Anführung das zweyte Buch der Bibliothek des Apollodors und die Todtengespräche des Lucian, welche in der hallischen Sammlung enthalten sind, gelesen, wobey doch auch immer die Rücksicht genommen worden, sie in den Anfangsgründen und der Grammatik dieser Sprache durch fleißige Uebung zu befestigen. Im bevorstehenden Winter werden nun die vermischten Erzählungen des Aelians auf gleiche Weise erklärt werden. Wozu die beyden letzten Nachmittagsstunden des Dienstags

und Freytags, und die zwoten Frühstunden des Mittwochens und Sonnabends bestimmt sind.

Außerdem hat er noch in einer außerordentlichen Lection wöchentlich in zwo Stunden unentgeldlich, einigen auserlesenen Jünglingen, das Stück des Polybius in der Schützischen Chrestomathie erklärt, welches die Geschichte des zweyten Punischen Krieges bis zur Schlacht bey Cannä enthält. Die gute Lust und der glückliche Fortgang, welchen er bey diesen Jünglingen merkt, ermuntern ihn diese Uebung ferner fortzusetzen, und entweder das vierte Buch des Diodors von Sicilien, so in erwähnter Chrestomathie enthalten ist; oder auch, um diese Jünglinge mit einem Dichter bekannt zu machen, einige Stücke der Iliade des Homers zu erklären.

Im Lateinischen unterrichtet der Subconrector die vierte Ordnung der Privatisten, und wird mit derselben wöchentlich in vier Stunden die Lebensbeschreibungen vom Cornelius Nepos lesen, und dabey zugleich allerley Uebungen im Lateinschreiben anstellen.

Der erste Collaborator Schmidt erklärt der zwoten prosaischen lateinischen Classe das Leben Alexanders von Curtius, und nimmt bey der genauen Erklärung dessen, was zur Sprache gehört, Gelegenheit, die Grammatik immer geläufiger zu machen, auch werden Uebersetzungen gemacht und ausgebessert, und wöchentlich auch gewisse Stücke ins Latein zurückgesetzt. Zu diesen sämmtlichen Uebungen sind für diese Classe sechs Stunden bestimmt, Montags und Donnerstags, Dienstags und Sonnabends von 10 bis 11. und an beyden erst genannten Tagen auch die erste Nachmittagsstunde.

In der französchen Sprache unterrichtet der zwote Collaborator Meißler, und wird im bevorstehenden Winter der ersten Classe in dieser Sprache die Henriade von Voltaire erklären, zugleich aber auch allerley Aufsätze derselben zu Hause zu verfertigen aufgeben, und solche mit der Feder außer den Lehrstunden verbessern, und in den Lehrstunden nur kürzlich die Ursachen der Verbeßrung angeben, Montags und Donnerstags von 11 bis 12.

Mit der zwoten Classe werden die Briefe des von Bussy im Choffinschen Auszuge gelesen, und zugleich auch Uebungen im Schreiben, hauptsächlich im Briefschreiben angestellt. Dienstags und Freytags von 11 bis 12.

Die dritte Ordnung liest das Leben Carls des XII. von Voltaire, macht Uebersetzungen und Zurücksetzungen derselben ins Französische Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12.

Die vierte Classe übersetzt mündlich und schriftlich die Anekdoten bey der Peplierischen Grammatik, und wird geübt, theils in der Grammatik fester und läufiger zu werden, theils einen Vorrath von Wörtern und Redensarten ins Gedächtniß zu fassen. Montags und Donnerstags von 6 bis bis 7 Uhr Nachmittags.

Die fünfte Ordnung lernt die ersten Anfangsgründe der Sprache,

che, und es wird dabey die Pepliericsche Grammatik zum Grunde gelegt. Dienstags und Freytags von 6 bis 7 Uhr Nachmittags.

In zwo Stunden wöchentlich wird der Collaborator Meißler auch die italiänische Sprache lehren, und außerdem ist derselbe auch bereit, in beyden Sprachen, denen die es verlangen, besondern Unterricht zu geben.

Zu solchen besondern Unterweisungen sind auch die übrigen Lehrer, jeder in seinem Fache erbötig.

Es werden auch in der Schreibekunst, so wohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im praktischen Rechnen, von dem Cantor Liebau öffentlich Uebungen angestellt: jenes geschieht Montags und Donnerstags, und dieses Dienstags und Freytags in der zwoten Nachmittagsstunde. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beyden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik, auf der Violine, Violoncello und Flaute. Der Cantor Liebau auf der Davidsharfe: Der Organiste Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freytags nach Tische Collegium musicum gehalten.

Beschreibung gewisser Luftbehälter in den Vögeln, welche mit den Lungen in Verbindung stehen. Von Johann Hunter.

(Philosophical Transactions, Vol. 64.)

Die besondern Communicationen, welche man zwischen den Höhlungen der Lungen, und zwischen gewissen andern Höhlungen in den fleischigten Theilen und den Knochen der Vögel findet, sind diesem Geschlechte der Thiere allein eigen. Weder Naturhistoriker noch Anatomiker haben sie je hinlänglich untersucht, ja vielleicht nicht einmal bemerkt. Ich hoffe daher, daß eine Beschreibung derselben dieser Gesellschaft nicht unangenehm seyn wird. Es ist jetzt meine Absicht nicht, mich in eine genaue Beschreibung aller Communicationen von dieser Art, welche man bey diesen Thieren findet, einzulassen; sondern ich will nur solche allgemeine Thatumstände anführen, welche hinreichen werden, diese Materie ins künftige in der Naturgeschichte abzuhandeln, und die Untersuchung in die Endzwecke derselben zu eröffnen.

Um diese Materie verständlicher zu machen, muß ich erst den Unterschied zeigen, welcher sich zwischen den besondern Höhlungen, wovon wir reden, und den Höhlungen in dem zellichten Häutgen, (membrana cellulosa,) die alle Thiere haben, findet, und mithin muß ich erst deutlich machen, wie die

Knochen, welche Luft enthalten, von denen unterschieden sind, welche keine in sich fassen.

Die Luftbehälter, die sich bey den Vögeln finden, stehen mit den Höhlungen in dem zellichten Häutgen in gar keiner Verbindung. Einige von ihnen stehen unmittelbar mit einander in Verbindung, und man kann sagen, daß sie alle durch die Lungen als einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt Communication mit einander haben. Einige von ihnen sind Säcke, die in den größern Höhlungen, wie zum Beyspiele im Unterleibe, (abdomen) liegen, andere aber sind zwischen die Glieder so vertheilt, daß man sie im Anfange für verbindende Häutgen halten sollte, wie zum Beyspiele in der Brust (axilla.).

Sie sind von sehr verschiedener Größe, nachdem die verschiedenen Theile, wo sie liegen, sie groß oder klein verlangen.

Die Knochen, welche Luft enthalten, sind von zweyerley Gattung; einige wie das Brustbein (sternum), die Ribben und die Wirbelknochen (vertebræ) sind inwendig in unzählbare Zellen getheilt; dagegen sind andere, wie das Oberschenkelbein (os femoris) und os humeri, als weite Canäle ausgehölt, durch welche an den Enden einige Knochen queer durch laufen. Diese Art von Knochen kann man durch verschiedene Merkmale von denen unterscheiden, welche keine Luft enthalten; 1) Sie sind nicht so schwer. 2) Sie sind nicht so gefäßigt und daher weißer. 3) Sie enthalten wenig oder gar kein Oel; und können daher leicht gereinigt werden; wenn sie gereinigt sind: so sind sie viel weißer, als die andern Knochen. 4) Sie enthalten selbst in ihren Zellen weder Mark, noch sonst eine blutige oder fleischigte Materie. 5) Da sie im Ganzen nicht so fest und hart sind, als die übrigen Knochen: so sind sie bey manchen Vögeln so weich, daß man sie mit den Fingern zerdrücken kann. Und dennoch sind die übrigen Knochen sehr fest. 6) Man kann den Weg sehr leicht gewahr werden, wodurch die Luft in die Knochen geht. Ueberhaupt sind verschiedene Höhlungen nahe an dem Ende des Knochens zusammen, welcher dem Rumpfe des Vogels am nächsten ist; und sie unterscheiden sich dadurch, daß sie außen rund sind; das sind aber die Höhlungen nicht, wodurch die Nerven oder Blutgefäße gehen.

Nun muß ich einen Begriff von dem Mechanismus der Lungen der Vögel geben, wodurch die oben beschriebenen Theile die Luft erhalten.

Man hat versichert, daß die Vögel kein Zwergfell hätten, aber dieser Wahn ist entweder aus Mangel der Beobachtung oder aus einem zu eingeschränkten Begriffe vom Zwergfelle entstanden. Es giebt ein ziemlich starkes, aber dünnes und durchsichtiges Häutgen, welches die untere Oberfläche der Lungen bedeckt, und an ihnen hängt. In diese Haut laufen verschiedene dünne Muskeln, welche aus der

der innern Oberfläche der Ribben kommen.

Durch diesen Theil wird die Höhlung der Lungen gegen den Unterleib (abdomen) verkleinert, wenn sie fliegen wollen, und die Luftbehälter werden erweitert. Hiedurch erfüllt er also einen großen Endzweck des Zwergfells.

Außer diesem Zusammenhängen der Lungen mit dem Zwergfelle, sind sie auch mit den Ribben und Seiten der Wirbelknochen verbunden. Diese Verbindungen sind dieser Art von Thieren allein eigen, und für sie außerordentlich nützlich oder vielmehr unumgänglich nothwendig, weil aus solchen Lungen, als die Vögel haben, die Luft einen Weg nach andern Höhlungen finden kann. Denn wenn die Lungen in der Brust (thorax) ganz frey lägen, wie es der Fall bey allen andern Thieren ist: so würden ihre Höhlungen weder durch das Niederdrücken des Zwergfells noch durch die Erhebung der Ribben ausgedehnt, weil die Luft, die hinein dringt, um das leere auszufüllen, welches durch jene Bewegungen gemacht ist, aus der Luftröhre durch jene Wege gleich durchgehen, und mithin keinen Theil der Lungen ausdehnen würde, denn die Lungen liegen außer dieser Linie, und das Luftschöpfen würde also gänzlich verhindert werden. Es würde der nemliche Fall seyn, als wenn die Lungen bey andern Thieren so beschädigt wären, daß sie den freyen Durchgang der Luft in die Höhlung der Brust nicht zuließen.

Von den innern Oeffnungen der Lungen.

Die Oeffnungen in den Lungen, durch welche sie den andern Theilen die Luft mittheilen, sind folgende:

Das oben gedachte Häutgen oder Zwergfell ist an verschiedenen Orten durchlöchert, und diese Löcher verursachen den freyen Durchgang zwischen den Höhlungen der Lungen und des Unterleibes (abdomen). Diese Communication ist bekannt genug.

An einem jeden von diesen Löchern hängt ein außerordentlich dünnes und durchsichtiges Häutgen, welches die Luft aufnimmt, hernach durch den Unterleib geht, und sich an einige Theile hängt, welche es berührt.

Es ist hier nicht der Ort, alle diese Häutgen und alle Theile, woran sie hangen, zu beschreiben, sondern es ist genug, wenn ich sage, daß sie sich durch den ganzen Unterleib ausbreiten.

Die Lungen öffnen sich an dem vordern Theile, das ist gegen das Brustbein (sternum) in gewisse häutige Zellen, welche auf den Seiten der Herzhaut (pericardium) liegen, und mit den Höhlungen des Brustbeins in Verbindung stehen.

Der obere Theil der Lungen öffnet sich in weite Höhlen eines Netzwerkes, durch welches die Luftröhre (trachea), die Speiseröhre (œsophagus) und große Blutgefäße gehen, die aus dem Herzen kommen und nach demselben zurücklaufen.

Wenn diese Zellen mit Luft angefüllt sind: so vergrößern sie den Theil

ansehnlich, wo sie liegen. Dies ist im Allgemeinen ein Zeichen einer Leidenschaft, wie man bey dem Welschen Hahn und dem Täuber ganz deutlich sieht, und es ist in der Brust einer Gans, wenn sie schnattert, sehr sichtbar.

Diese Zellen stehen mit andern unter den Flügeln (axilla) in Verbindung, und diese wieder mit der Höhlung des os humeri.

Der unterste Theil der Lunge, welcher am Rückgrade liegt, und sich rückwärts bis zwischen die Ribben verbreitet, öffnet sich in die Zellen der Wirbelbeine (vertebræ), der Ribben, des Canals des Rückenmarks (medulla spinalis) des heiligen Beines (os sacrum) und anderer Knochen des Beckens (pelvis); und aus diesen Theilen findet die Luft einen Weg nach der Höhlung der Beine.

Diese Beschreibung paßt auf die meisten Vögel, und nur wenige haben mehr oder weniger von diesen Communicationen.

In dem Strauße findet sich keine Luft in dem os humeri, dagegen findet sich desto mehr in allen andern, oben beschriebenen Theilen. In dem gemeinen Adler scheint kein Knochen Luft zu enthalten, als das os humeri. Die Schnepfe hat weder in den ersten Knochen der Flügel, noch in den Beinen Luft. Auf der andern Seite geht in dem Pelikan die Luft bis an die ulna und radius, und bis in die Knochen, welche bey den Vögeln das sind, was carpus und metacarpus bey vierfüßigen Thieren ist.

Mithin stehen der Unterleib, die Zellen, welche das Herzfell (pericardium), den untern Theil des Rückens, die axilla, die zellichte Haut unter den Brustmuskeln rc. umgeben, mit den Lungen in Verbindung, und können mit Luft angefüllt werden. Aus diesen Zellen können wieder das Brustbein, die Ribben, die Wirbelbeine, die Knochen des Beckens, os humeri und os femoris in den meisten Vögeln mit Luft versehen werden.

Diese Anfüllung der Knochen mit Luft geschieht aber nicht allein durch die Lungen, denn die Zellen in den Kopfknochen sind bey manchen Vögeln, wie zum Beyspiel bey der Eule, auch damit angefüllt. Bey diesem Vogel ist die gitterförmige Materie (diploe) zwischen den beyden Tafeln der Hirnschaale häufig, und läßt durch die Tubam Eustachii eine ansehnliche Menge Luft zu.

Einige Schriftsteller haben diese Materie für eine Fortsetzung des processus mamillaris gehalten; und haben geglaubt, daß dies bloß bey singenden Vögeln so sey; aber es ist falsch. a).

Der untere Theil des Schnabels des Pelikans ist auch mit Luft angefüllt, wodurch es geschieht, weiß ich nicht.

Da

a) Man findet bey vierfüßigen Thieren nichts, was der Communication der Zellen in den Knochen der Vögel mit der äußern Luft ähnlich wäre, als die Verbindung des innern Ohrs mit der Luft durch die Tubam Eustachii.

Da ich dies bemerkt hatte: so machte ich im Jahre 1758 verschiedene Versuche, um die Verbindung der Lungen mit den oben angezeigten Theilen zu beweisen.

Der erste Versuch war an einem Hahn. Ich machte in dem Bauche dieses Thieres eine Oeffnung, und steckte hierin eine silberne Röhre, hielt die Luftröhre (trachea) zu, und fand daß er durch diese Oeffnung Luft schöpfte, und lebte. Es entstand aber eine Entzündung in den Eingeweiden, wodurch die Röhre unrein, und der Zufluß der Luft abgeschnitten wurde.

Ich zerschnitt bey einem andern Vogel im Flügel das os humeri, hielt wie bey dem Hahne die Lufröhre zu, und fand, daß die Luft durch die Höhlung in diesem Knochen nach den Lungen gieng und daher zurück kam. Eben dies Experiment machte ich mit dem os femoris bey einem jungen Habicht, welches wie das vorige ausfiel. Aber das Durchdringen der Luft durch diese beyden Theile, vorzüglich durch den letzten, war weit schwerer als bey dem ersten Versuche; denn die Thiere konnten nicht länger leben bleiben, als daß man deutlich sehen konnte, daß sie durch die zerschnittenen Knochen Luft schöpften.

Ich wurde durch diese so sehr besondere Communicationen veranlaßt, über den Endzweck derselben nachzudenken. Zuerst glaubte ich, daß sie zum Fliegen vortheilhaft wären, weil das diesen Thieren allein eigen ist, und dachte es daher, weil bey der nemlichen Quantität der Materie der Raum und die Kraft dadurch vergrößert würde. Denn das Gewicht des Ganzen wurde dadurch nicht größer, sondern vielmehr wegen des Unterschiedes der specifiquen Schwere zwischen der äußern und innern Luft noch kleiner. Diese Meynung wurde durch die Beobachtung bestärkt, daß man in den Federn der Vögel eine ansehnliche Menge Luft findet. Man findet in den Fischen auch Luft, um ihre specifique Schwere zu vermindern, und ihr Endzweck ist bey Fischen bekannter, als bey Vögeln, weil jene in einem schwerern Elemente leben.

Aber als ich fand, daß der Strauß, der nicht zum Fliegen bestimmt ist, fast eben so gebauet sey, und daß der gemeine Adler, die Schnepfe und andere, welche fliegen, nicht so mit Luft versehen sey, als der Strauß; und daß endlich die Fledermaus, welche doch fliegt, in diesem Stücke von andern Thieren, welche nicht fliegen, nicht verschieden sey: so nöthigten mich diese Widersprüche, von meiner Theorie abzugehen, und auf einen andern Endzweck zu denken.

Die erste Muthmaßung, welche sich von selbst darbot, war nun, daß man diese Theile als ein Stück der Lungen betrachten müsse. Die Analogie der Amphibien führt hierauf, denn bey vielen von ihnen als der Schnecke, der Viper rc. laufen die Lungen den ganzen Bauch hinunter in der Gestalt von zween Säcken, wovon die obere allein zum Athemholen

holen dient. Den andern kann man also für nichts, als einen Luftbehälter ansehen. Nun ist zwischen Vögeln und der Classe von Thieren, welche Amphibien genannt werden, eine große Aehnlichkeit. Der Bau der Organen, welche zum Athemholen bestimmt sind, ist zwar bey einer Schnecke und einem Vogel nicht derselbe, aber der Umstand, daß bey beyden noch außer der Lungen in der Höhlung des Bauches Luft ist, führt uns auf die Vermuthung, daß eine so ähnliche Structur einen und eben denselben Endzweck habe. Diese Analogie wird noch bestärkt durch das Gewebe der Lungen, welches bey beyden aus großen Zellen besteht. Bey den Amphibien ist der Endzweck dieser Bildung der Lungen ganz klar, nemlich daß sie nicht so oft zu athmen brauchen, als andere Thiere. Betrachtet man dies so, so wird man leicht sehen, daß es mit den Vögeln im Fliegen eben so beschaffen ist, denn man kann sich leicht einbilden, daß diese Bewegung das öftere Athemholen sehr schwer macht. Mithin würden Luftbehälter überaus nützlich seyn.

Es kann vielleicht manchem vorkommen, daß man alle diese Zellen wie ausgedehnte Lungen betrachten könne; aber ich kann gewiß glauben, daß jede Luft, welche außer den Lungen ist, das Blut der Thiere berühren müßte, da die andern Höhlungen in welche sie kömmt sowohl in den fleischigten Theilen als in den Knochen sehr wenig gefäßigt sind.

Wie weit dieser Bau der Organe des Athemholens den Vögeln im Singen nützlich sey, ist einer Betrachtung würdig, und man wird finden, daß es dieser Ursache zuzuschreiben sey, wenn ein Canarienvogel so anhaltend singen kann, ohne Athem zu holen.

Jetzt kann ich dies nicht weiter ausführen, sondern muß es einer folgenden Abhandlung überlassen, weil zu viele Versuche erfordert werden, um den Endzweck auszumachen.

Anfrage.

In einem Hause auf dem Lande ist es dergestalt feucht, daß das Bänkwerk und die Fußboden in den Stuben in wenig Jahren dergestalt verstocken und mürbe werden, daß die Bretter mit der Hand eingedruckt werden können. Wie ist diesem Uebel abzuhelfen? und könnte dazu etwas beytragen, wenn die Bretter auf der untern Seite mit einer Lauge von weißem Vitriol bestrichen werden? und wie ist diese Lauge zu verfertigen?

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Freytag, den 23ten October 1778.

Von der Schönheit und dem Bau der Hyacinthen.

Die Hyacinthen sind jetzo die Modeblumen und haben andern den Vorzug in der Achtung der Blumenfreunde abgewonnen. Keine zu verachten, so haben sie doch ihre eigene und erhabene Zierde, obgleich ein feinerer Geschmack erfordert wird, ihre Schönheit zu empfinden, als die prahlende Pracht einer Tulpe, oder die Mannigfaltigkeit der Nelke und Ranunkel gewahr zu werden. Ich habe mich von vielen Jahren her, mit dem Bau und der Pflege derselben beschäfftiget, und wie weit ichs darinnen gebracht habe, können Liebhaber zur Zeit der Blüte bey mir hier in Osterwieck selbst in Augenschein nehmen. Einige Freunde haben mich ersucht ihnen meine durch Erfahrung erlangte Kenntniß von dieser Sache mitzutheilen, und ich mache daraus kein Geheimniß, weil es mir angenehm ist etwas zum Vergnügen dererjenigen beyzutragen, die die Geschenke der Natur zu schätzen wissen; ja nicht allein dies, sondern ich erbiete mich auch so wohl von meinem Vorrath der Hyacinthen, Ranunkeln und Tulipanen den Blumenfreunden gute Sorten gegen billige Preise zu überlassen, als auch mit ihnen umzusetzen und Tausch zu treffen, wenn sie mir ihre Blumenverzeichnisse postfrey einsenden. Es steht ihnen auch mein Blumenverzeichniß zur Durchsicht zu Dienste, welches ich jährlich durch neue Sorten, die ich aus dem Saamen erhalte, vermehre.

Meine Absicht ist hier theils über den Bau, die Fortpflanzung, die Krankheiten, und Cur der Hyacinthen, theils über ihre Schönheit einige Anmerkungen zu machen, und solche mit Exempeln zu erläutern.

Aus dem Saamen guter einfacher Sorten habe ich die schönsten gefüllten Hyacinthen erhalten; doch kommen die Farben der Nachkömmlinge nicht allezeit mit ihren Vorfahren überein. Zwey Jahr hinter einander habe ich einige Saamenkörner von meiner gelbsten Hyacinthe Couronne de souffre, gesammelt, aber so wenig voriges als dieses Jahr eine gelbe Blume davon erhalten, da ich doch voriges Jahr zehn, und dieses Jahr zwölf Stück zur Blüte davon gebracht habe. Vielleicht sind sie von

dem Blumenstaube ihrer Nachbaren geschwängert und dadurch ausgeartet. Man würde also die Blumen vielleicht ächt bekommen, wenn man sie allein und von andern abgesondert pflanzte, welches ich versuchen werde.

Ist der Saame noch nicht recht reif, wenn ich die Zwiebel aufnehme, so stecke ich den Stengel in die Erde bis die Saamengefäße anfangen gelb zu werden und sich zu öffnen. Hernach lege ich sie hinter ein Fenster bis der Saame recht trocken wird. Ich säe ihn im October in Reihen drey Zoll tief, in ein gutes zubereitetes Beet. So bald der Winter anfängt sich zu nähern, so decke ich ihn drey Zoll hoch mit Gerberlohe zu, und nehme solche im Frühjahre wieder ab, ehe der Saame durchsprießet, welcher sich ganz zart wie Schnittlauch zeigt. Ich gäte und begieße das Beet im Sommer, lasse meine kleinen Zwiebeln das erste Jahr liegen, decke sie eben so zu, und behandle sie wie vorigen Sommer.

Um Johannis des zweyten Jahres nehme ich die jungen Zwiebeln aus der Erde, und behandle sie wie die alten, nur daß ich sie etwas früher pflanze. Auf diese Art habe ich sie im vierten und fünften Jahre zur Blüte gebracht, und meine Mühe sattsam belohnt erhalten.

Was die Zubereitung der Erde betrifft, so müssen sich Blumenliebhaber hüten, ja keinen Schlamm, Morast, oder Straßenerde zu nehmen, oder die Verbesserung in Schaf- Pferde- und Schweinemist zu suchen, wodurch ich mir selbst anfänglich großen Schaden gethan habe. Die beste Mischung der Erde ist diese: Man nehme $\frac{1}{6}$ gute Gartenerde, $\frac{1}{6}$ guten Sand, $\frac{1}{3}$ verfaulte Kuhfladen, $\frac{1}{6}$ verfaulte Gerberlohe, und eben so viel verfaulte Baumblätter. Diese Materialien bringe man auf einen Haufen drey bis vier Fuß hoch, damit die Sonnenstrahlen sie durchwärmen können. Man steche sie alle drey bis vier Wochen einmal um, und kehre das unterste zu oberst, und arbeite sie auf diese Art recht durch, so daß alle Klumpen klein werden. Es ist gut, wenn man sie ein Jahr vorher bereitet hat, das Durchsieben aber ist nicht nöthig. Vier Wochen vorher, ehe man die Zwiebeln pflanzt, bringe man diese Erde ins Blumenbeet, welches drey Fuß tief ausgegraben seyn muß. Auf dem Grunde des Beetes bringe man eine Lage Kühmist einen Fuß hoch, welcher fest eingetreten werden muß. Das Blumenbeet wird mit Brettern eingefaßt, so daß es einen halben Fuß höher, als die Erdfläche stehet. Die breite Seite des Beetes muß etwas abhängig seyn, damit das Wasser seinen Abfluß hat, weil die Hyacinthen einen feuchten Boden nicht gut vertragen können. Man fülle dasselbe darauf mit vorbeschriebener Erde, so, daß sie ein Paar Zoll tiefer als die Einfassung liegt, und sich vor der Pflanzung etwas setzt. Die also zubereitete Erde, wenn sie einmal abgetragen hat, kann man nach drey Jahren mit einem kleinen Zusatz vermoderten Kuhfladen und Sandes wieder gebrauchen

brauchen, und also die Hyacinthenerde Jahrweise in Haufen liegen haben.

Der October und November sind die beste Zeit der Pflanzung. Vor dieser Zeit kann man das Schadhafte an den Blumen nicht recht kennen, und nach derselben treibt die Zwiebel schon die Wurzel hervor, ehe sie in die Erde kommt, welches ihr schadet. Die Zwiebel muß vier bis fünf Zoll in der Erde liegen, und man bedient sich zur Pflanzung eines Steckepflocks, an dem diese Tiefe genau bemerkt ist. Kommt nun der Winter herbey, so decke man seine Beete mit ausgelaugter Gerberlohe, Baumblättern, oder Moos zu, indem die Zwiebel zwar den Frost verträgt, aber nicht die Wurzeln, denen er Schaden thut. Ist der härteste Winter vorüber, so muß man die Bedeckung wieder abnehmen, ehe die Hyacinthe aus der Erde treibt, weil sonst der Keim gelblich wird, welches sich so leicht nicht wieder verliert. Die gefährlichste Zeit für die schönen Hyacinthen ist der März und Anfang des Aprils, weil es da noch öfters Nachtfröste giebt, und bey Tage schloßt und schneyet, welche Witterung sie nicht gut vertragen können. Man muß sie deswegen mit Brettern oder Strohdecken verwahren des Nachts, und bey schlimmer Witterung, wenn sie unbeschädigt bleiben sollen.

Die großen und schönen Hyacinthen müssen an kleine Stäbe gebunden werden, weil sonst die Winde die wäßrigen, und von großen Blüten beschwerten Stengel leicht zerbrechen. Will man der Augenweide der Blumen eine gute Zeit genießen, so müssen sie, nachdem sie aufgeblüht haben, vor der Sonnenhitze und dem Regen verwahrt werden, und es können insbesondere die rothen, die Sonnenhitze nicht vertragen. Man muß einen Schirm von Wachstuch, in hölzerne Rahmen eingefaßt, von der Länge und Breite des Blumenbeetes haben, der auf Pfosten aufgelegt, und mit eisernen Haken daran befestiget wird. Denselben kann man in der großen Hitze, und bey heftigem Regen auflegen, und gegen Abend wieder abnehmen, damit die Blumen die Wohlthat des Thaues erhalten. Weil aber die Blumen nicht auf einmal zur Blüte kommen, so muß man blecherne Hauben in der Form eines Trichters haben, an welchen drey lange Stiefeln von Drath befestigt sind, welche in die Erde gesteckt werden, so daß die Blumen unter demselben bedeckt und frey stehen. Derselben bedient man sich so lange bis die Flor vollständig ist, und alle Blumen heraus sind, worauf man sie mit dem großen Schirm bedeckt, welchen man aber ganz bey Seite legt, so bald die Blumen zu verwelken anfangen.

Wenn die Flor vorüber ist, so kommt die Zeit, die Zwiebeln wieder aus der Erde heraus zu nehmen. Hier kann man sehr leicht fehlen, und sich um seine besten Hyacinthen bringen, wenn man sie zu zeitig, oder zu spät aus der Erde aushebt. Ich thue dieses so bald die Spitzen der Blätter gelb werden. Läßt man die Zwiebeln länger in der Erde, so werden sie zwar größer, aber

sie bekommen auch mehrere Krankheiten, davon ich unten reden werde. Man muß bey dem Ausnehmen große Behutsamkeit anwenden, weil die geringste Verletzung ihren Tod verursachen kann, indem sie zu dieser Zeit voll Saft sind. Ich breche die Blätter ein Paar Finger breit über der Zwiebel ab, und lege sie auf einem Brette eine Stunde lang in die Sonne. Hierauf säubere ich sie von der Erde, und von der jungen Brut, damit sie umgeben ist, ohne sie zu verletzen, davon sie den Schimmel bekommt. Ich schneide die Wurzeln ab, und untersuche die Spitze der Hyacinthen, ob sie gesund ist, alsdann verwahre ich sie an einem luftigen und von der Sonne befreyeten Ort bis zum October, untersuche sie aber alle Monat einmal, um sie vom Schimmel zu reinigen.

Ich weiß zwar wohl, daß die Holländer ihre Hyacinthen nach dem Ausnehmen drey bis vier Wochen abkühlen, wie sie es nennen, oder in Erdhaufen einschlagen: allein ich habe davon wenigen Nutzen verspürt, daher ich seit fünf Jahren davon abgegangen bin, und mich bey meiner vorhin beschriebenen Methode ganz wohl befunden habe.

Die Zwiebeln, welche man geschickt bekommt, müssen so bald sie ankommen, aus dem Papier-Säckchen heraus genommen, von dem Moder, welchen sie angesetzt, gereinigt, und an einem luftigen Ort verwahrt werden. Es ist einmal das Schicksal der Sachen, welche kostbar sind, daß sie vergänglich und vieler Gefahr unterworfen sind. Es ist also Mühe und Vorsicht nöthig sie zu erhalten, allein das Vergnügen, welches sie uns machen, bezahlt solche auch reichlich, und ich genieße fast einen Monat lang die Freude, meine Hyacinthen zu bewundern, welche mich zu einem neuen Fleiß in ihrer Pflege ermuntert.

Auch der geschickteste und vorsichtigste Blumist kann nicht alle Zufälle verhindern, die den Blumen nachtheilig sind, und man bekommt zwar alle Jahre Brut, die unsern Blumenschatz vermehren kann, indessen ist es doch allezeit traurig einige Hauptblumen zu verlieren. Unter den Krankheiten der Hyacinthen offenbaren sich einige am Keim, andere an dem Boden, andere an den Blättern derselben. Die Krankheit, die man an dem Keim beobachtet, heißt die Ringelsucht, und man erkennt sie, wenn man von dem Keim einer Blume, nachdem man sie aus der Erde genommen hat, ein wenig abschneidet, und sie von rothgelblicher Farbe findet, welches ein Zeichen der Krankheit ist. Man schneidet darauf so lange an dem Keime bis der Schnitt weiß wird, und wenn dieses bald geschieht, so kann sie erhalten werden.

Am Boden der Hyacinthe äußert sich bisweilen eine Fäulniß, und diese muß ebenfalls mit einem Messer ausgeschnitten werden. Kommt man dabey noch auf eine weiße und gesunde Substanz, so geht zwar die alte Zwiebel verloren, aber man bekommt noch

Brut

Brut von der Art für die künftigen Jahre, wenn man die also beschnittene Zwiebel an einen luftigen Ort legt, und sie hernach zu gehöriger Zeit wieder auspflanzt.

Man bemerkt bisweilen im Frühlinge an den Blättern der Hyacinthen, daß sie krumm und gebeugt wachsen, sich in einen halben Zirkel zusammen rollen und eisenrostige Streifen bekommen. Dies ist ein Zeichen der Krankheit der Zwiebel, und sie muß alsbald aus der Erde genommen werden, theils das Anstecken der übrigen zu verhüten, theils die Art der Blume in der Brut zu erhalten, weil die alte Zwiebel verloren geht. Man fühle sie an, ob sie weich ist, und alsdann taugt sie zu nichts weiter, und muß weggeworfen werden. Ist sie aber noch hart, so reinige man sie von aller Fäulniß, und mache zwey Einschnitte übers Kreuz in den Boden der Zwiebel. Alsdann verpflanze man sie an einen andern Ort, und bedecke sie einen Zoll hoch mit Erde, doch so, daß der Keim unten, und der Boden oben zu stehen kommt, und durch die Sonne ausgetrocknet wird. Alsdann bringt die Zwiebel eine Menge junger Brut hervor, und man wird zum wenigsten die Art derselben erhalten.

Es geschieht bisweilen, daß die Hyacinthen ihre Blumenstengel abwerfen. Sie werden unten welk, fallen um, und die Blüte ist verloren, ohne daß die Zwiebel oben Schaden leidet. Ich habe die Ursache davon noch nicht entdecken, noch ein Mittel dagegen erfinden können. Vielleicht rührt dieses Uebel von einem Insekt her, welches den Stengel verwundet, und sterbend macht.

Was nun die Schönheit der Hyacinthen betrifft, so richtet sich das Urtheil davon theils nach der Mode und dem Geschmack der Zeit, theils kommt sie auf die Seltenheit an, welche bis jetzt noch die gelben geltend gemacht hat, die übrigens keinen besondern Vorzug haben, und mittelmäßig werden, so bald sie gemein werden, theils beruht sie auf hohen Farben, als scharlachroth, und schwärzlich blau, welche ihnen einen besondern Werth geben, theils ist sie den Blumen wesentlich und beruht auf allgemeinen Regeln des Ebenmaaßes und der Vollkommenheit, wie der Herr Inspector Schmahling in seiner Aesthetik der Blumen dargethan hat. Ich will davon meine Meynung sagen.

Eine Hyacinthe, wenn sie schön heißen soll, muß vorzüglich mit einem dicken, geraden und wohl gewachsenen Stengel versehen seyn, der bey seiner Länge stark genug ist, die Menge der Blüten zu tragen, denn wenn er lang und dabey schwach ist, so beugt er sich und die Blume verliert ihr Ansehen, ist er zu kurz, so verliert sich die Blume in den Blättern, und kann nicht recht gesehen werden. Die Blüten müssen in guter Anzahl vorhanden, und um den Stengel her, in schöner Ordnung angereihet seyn, so daß sie eine wohlgestalte Pyramide formiren, die völlig ausgebauet ist und keine

Lücken hat. Sie selbst müssen groß, artig gebogen, und die untersten etwas länger als die obersten am Stengel seyn; sie müssen gerade vom Stengel abstehen, und nicht herab hangen, welches ein Fehler ist.

Man theilt die Hyacinthen ein, in einfache und gefüllte, jene sind nicht zu verachten, ja es giebt Arten derselben, die den gefüllten weit vorzuziehen sind, und höher im Preise gehalten werden, sie ersetzen den Mangel der Größe und Füllung der Blumen an Menge derselben, und man hat sie zu dreyßig bis vierzig Glocken, die so in einander gebauet sind, daß sie ein sehr schönes Ganzes ausmachen. Man muß sie so zusammen sortiren, daß sie weder zu spät, noch zu früh blühen, sondern mit einander in Flor kommen, welches bey den gefüllten nicht so leicht möglich ist. Sie geben alsdann dem Beet einen sehr schönen Anblick, und verwandeln dasselbe in ein lebhaftes Gemählde, welches mit allen Farben ausgeschmückt ist. Ihr Vorzug ist noch, daß sie Saamen tragen, und zur Fortpflanzung dadurch dienen, auch schicken sie sich besser zur Winterflor; da sie leichter als die gefüllten blühen. Ich will einige Stücke aus meinem Sortiment anführen, die ich Liebhabern überlassen kann.

Der Afrikaner, eine schöne regelmäßige pyramidalische Blume, macht ein starkes Bouquet, hat einen starken Stiel, mit großen ganz dunkelblauen Glocken, die sehr ins Schwarze fallen.

Princesse de Prusse, hat etliche dreyßig Glocken, von dunkelm und doch glänzendem Blau, welches etwas abschattiret ist, eine in allen Absichten vollkommene Blume ihrer Art.

Grandeur, lasurblau, von ungemeiner Größe, welche allein einen Strauß ausmacht.

Prinz Wilhelm, schön carmoisinroth, von strahlender Farbe, macht ein sehr großes pyramidalisches Bouquet ohne Fehler.

Duc de Hollstein, ein angenehmes ins Carmoisin fallendes Roth, stehet sehr gerade aufgerichtet, und hat keine Stütze nöthig, weil sie einen sehr starken Stiel hat.

Rose surpassée, eine sehr angenehme incarnatrothe Blume, macht ein großes Bouquet von vierzig Glocken.

Cardinal Rezzonico, ist weiß als ein Schnee, hat einen sehr hohen Stiel, der mit einer Menge Glocken besetzt ist, die eine vollkommene Pyramide bilden.

Friedereich, ist ebenfalls weiß, und ganz kraus von Blüten, die in der schönsten Ordnung um den Stengel gewunden sind, und ein vollkommenes Ganzes ausmachen.

Premier Noble, hat etwas große weiße Blüten, die prächtig ins Auge fallen, und die Reinlichkeit selbst vorstellen.

Couronne jaune, ist unter den gelben eine der vorzüglichsten, weil sie sehr wenig Weiß hat, sich dabey gut bauet, und ein wohl gerundetes Bouquet macht.

Couron-

Couronne de Souffre, eine ganz neue gelbe Hyacinthe, von reiner Schwefelfarbe und schönem pyramidalischen Bau, ist eine gute Saamenblume, von der ich schöne Sorten gefüllte erhalten habe.

Die gefüllten Hyacinthen müssen vor andern einen starken Stengel haben, weil die Blumen groß und schwer sind, und getragen seyn wollen, zum wenigsten müssen sie zehn Glocken haben, wenn sie nicht mangelhaft seyn sollen, und diese müssen von ansehnlicher Größe seyn. Ich habe Hyacinthen, welche an die dreyßig Glocken haben, die aber alsdann kleiner sind, aber auch nicht übel lassen. Die Figur der Glocken ist entweder pyramidalisch und lauft spitzig zu, oder konisch, und endigt sich stumpfrund gegen den Stiel. Die Einschnitte derselben sind entweder lang und schmal, welche sich angenehm kräuseln, oder sie sind kurz und breit, und dann müssen sie sich fein rückwärts beugen, so daß man die Füllung derselben offen sieht, welche ein schöner Theil der Blumen ist, sonderlich wenn ihre Farbe von den äußern Blättern verschieden, und in weißen Blumen incarnat und violet, in den blauen aber dunkel und Purpur ist; eine der großen Schönheiten ist, wenn die Glocken um den Stengel her, wohl angereihet, nahe an einander gesetzt, und so verbunden sind, daß sie ein ganzes und wohl gerundetes Bouquet ausmachen. Die kleinen Stielchen der Glocken müssen nicht zu lang seyn, damit sie nicht herab hangen, und ihre Schönheit verbergen. Doch haben manche schöne Blumen diese Unvollkommenheit an sich, und sind darum nicht ganz zu verwerfen, weil man wenig Sachen findet, die in allen Absichten vollkommen sind. Ich will nun einige Stücke aus meiner Sammlung anführen und beschreiben, dabey ich mich in den Namen nach den Holländischen Blumencatalogis richte.

La beauté supreme, eine neue große und vollkommene regelmäßige Blume, die sehr prächtig ins Auge fällt, mit schönen Glocken, welche gerade stehen, von der Größe eines Guldens, die Blätter sind brennend roth, die Füllung aber Purpur und violet.

Le Comète, gleichfalls eine der schönsten rothen Blumen, sehr groß, das Rothe der Blätter ist sehr lebhaft. Die Füllung purpur, sie macht eine vollkommene Pyramide aus, blühet aber etwas später.

Perruque quarrée, hoch roth, mit Rosenfarbe melirt, hat starke gekräuselte Glocken, macht ein starkes sehr in die Augen fallendes Bouquet, und trägt Saamen, davon ich die schönsten Blumen erhalten habe.

Pythagoras, eine große prächtige schneeweiße Blume, daran die Füllung inwendig stark mit blutrother Farbe gezeichnet ist, sie hält sich sehr lange, und die Spitzen der Glocken, wenn sie ausgebreitet werden, bedecken einen harten Thaler.

Etat General, eine vollkommene Blume, von weißer Farbe, und violetter

letter Füllung, die Glocken sind schön gekräuselt, und legen ihre ganze Schönheit dar.

Gloria florum, weiß mit wenig Rosenfarbe gefüllt, sehr groß, und überaus schön, blühet etwas frühe.

Regina Augusta, eine ganz neue schöne weiße Blume, mit rother emaillirter Füllung, macht ein artiges Bouquet, mit vielen Glocken.

Grand Monarque de France, eine der größten Blumen, mit sehr hohem und starkem Stengel, ungemein großen Glocken, sehr pyramidalisch, weiß in Rosenfarbe spielend.

Roy de Jacintes, eine große und mit allen Vollkommenheiten versehene Blume, von schöner lasurblauer Farbe, und Purpur emaillirter Füllung.

Rien ne me surpasse, eine vorzüglich hohe schöne Blume, lasurblau, mit Schwarz gefüllt.

Globe céleste, glänzend dunkelblau, die Füllung dunkel Purpurfärbig, macht ein schönes Bouquet, und hat ungemein große Glocken, trägt sich unangebunden schön, und ist die Zierde eines Blumenbeetes.

Metellus, hat ein bewundernswürdiges Porcellainblau, mit schwarzer Füllung, von unvergleichlichem Bau und Zusammenfügung der Glocken, daher sie vor andern gesehen zu werden verdient.

Osterwieck.

J. C. D. Küster.
Königl. Preußischer Factor.

Anfrage.

Marcus Poli führt in seiner Morgenländischen Reisebeschreibung die von Ramnusio in italiänischer Sprache edirt, von Megisero in die deutsche Sprache übersetzt, und 1611 in Leipzig gedruckt worden, an, daß er im Jahr 1250 von Constantinopel ab mit seinem Vater Nicolaus Poli, und mit seinem Vetter Maffeo eine Reise in die große Tartarey zu dem großen Chan von Cathay gethan, und sich an dem Hof des Kaisers Cublai zu Cambalu lange Jahre aufgehalten, und im Jahr 1295 wieder zurück nach Venedig gekommen. Was für ein Morgenländischer Hof ist es gewesen bey dem Poli sich aufgehalten? Was für eine Gegend in Asien wird durch Cathay verstanden? Und wo ist die Stadt Cambalu belegen?

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Montag, den 26ten October 1778.

Historische Abhandlung vom Weinstock und Weinbau.

Wenn die Ceder und die Tanne zu einer ansehnlichen Höhe heranwachsen, und ihre Gipfel bis zu den Wolken erheben, so bleibt der Weinstock niedrig, und seine Reben kriechen an der Erde fort, wenn sie keine Stütze finden, an welcher sie sich hinan schlängeln, und in der Höhe erhalten, so daß ein Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts a) seine Verlegenheit bezeuget, ob er ihn unter die Classe der Bäume oder des Gesträuchs bringen soll. Ich unterstehe mich nicht, sagt er, ihn einen Baum zu nennen, denn in der That ist er es nicht. Ihn zu der Staude herabzusetzen, das wäre eine Beleidigung für ihn, daher er wegen seiner Vortrefflichkeit zwischen beyden mitten inne stehet. So unansehnlich aber der Weinstock ist, wenn man bloß auf seinen Wuchs sieht, und von so wenigem Werth und Nutzen sein Holz ist; so giebt ihm doch seine edle Frucht und der Saft seiner Reben, welcher nach der Parabel, die Gideons Sohn Jotham den Leuten zu Sichem zu Gemüthe führte, Götter und Menschen fröhlich macht, einen grossen Vorzug vor allen übrigen Bäumen.

Von Weinstöcken giebt es, wie von vielen andern Bäumen, zwo Hauptsorten; man hat gute und wilde Weinstöcke. Von den letztern bringen einige gar keine Früchte, andere haben zwar Trauben, sie werden aber nicht reif, und sind Heerlinge, andere bringen Beeren, welche reifen, aber nicht zu Wein taugen. Unter den fruchtbaren Weinstöcken trifft man eine sehr mannigfaltige Verschiedenheit an, wovon man den Grund, der Verschiedenheit des Bodens und des Clima, wo er wächst, zuzuschreiben pflegt. Allein die Ursache dieser Verschiedenheit muß in den verschiedenen Arten des Weinstocks selbst liegen, so wie sie unter den verschiedenen Gattungen von Apfel- Birn und Pflaumenbäumen liegt, bey welchen sie nicht von dem Erdreiche

 und

a) Platin. Cremon. de tuenda valetud. l 2. Uvam ex arbore nasci, non ausim dicere, cum non plane sit arbor; eandem quoque fruticem dicere, injuria esset. Tenet igitur, tanquam res præclara, medium quoddam.

und der Himmelsgegend herrührt. Hiedurch entsteht wohl ein Unterschied in der Vollkommenheit, in der Größe und Wohlschmacke der Früchte, aber nie eine Abänderung seiner ihm eigenen Art. Eine Reinette, eine Calville, ein Borsdorfer Apfel wird, in einen andern Boden und andere Gegend versetzt, schlechter, oder besser, aber es bleibt jedes was es ist, und eine Reinette wird nie zu einer Calville, oder einem andern Apfel, man mag sie hin versetzen, wo man will. Und so, dünkt mich, sey es auch mit den verschiedenen Arten des Weinstocks.

Die Fabel mag immer ihren Bacchus zum Weingott machen, und von ihm rühmen, daß er die Menschen die Kunst, den Wein zu bauen, zuerst gelehrt habe, oder die Aegyptier ihren Osiris, oder Plutarch den Saturn zum Erfinder dieser Kunst machen; wir haben einen sicherern Beweis, daß Noah gleich nach der Sündfluth angefangen habe, den Acker zu bauen, und Weinberge zu pflanzen, und daß er die Kraft des Rebensafts an sich erfahren habe. So wenig aber aus dieser Stelle der heiligen Schrift, welche den Acker und Weinbau zur ersten Beschäfftigung des Erzvaters, nachdem er die Arche verlassen, macht, geschlossen werden kann, daß die Menschen vor solcher allgemeinen Ueberschwemmung kein Getreide gebauet, sondern über anderthalb tausend Jahr von Eicheln und wild wachsenden Kräutern gelebt haben; so wenig ist wohl die Folgerung daraus zu ziehen, daß er der erste Weinbauer gewesen sey. Es giebt Leute, welche in der heidnischen Götterlehre gern überall was Wahres finden möchten, und den Stoff zu den Fabeln, welche sie enthält, aus der Offenbarung hergenommen zu seyn, sich träumen lassen. Diese finden so viel Aehnliches zwischen unserm Erzvater und zwischen dem Bacchus, dem Saturn und Osiris, daß sie aus diesen dreyen jenen machen, um die ihnen angedichtete Erfindung des Weinbaues nicht fallen zu lassen.

Der Weinstock gehört also im Orient, wie die übrigen Bäume, die für das menschliche Geschlecht, welches da seinen Anfang nahm, von einem so vorzüglichen Nutzen sind, zu Hause. Das Land der Verheißung war so reich damit versehen, und seine Trauben von einer solchen Größe, daß sie eine starke Reizung für die Israeliten waren, in dasselbe einzubrechen. Die Schrift sagt, daß eine einzige Traube, welche die Kundschafter am Bach Escol abgeschnitten, von ihrer zweyen an einem Stecken sey getragen worden. Dies darf Niemanden anstößig seyn, da wir auch das Zeugniß heidnischer Schriftsteller von der ungewöhnlichen Größe der Trauben einiger Gegenden Asiens haben. Strabo versichert, daß einige die Länge von zwey Fuß erreichen, und beym Athenäus finden wir, daß ein Mensch an einer einzigen zu tragen habe b). Um auch

b) *Strabo l. 11. & 15. Athenæus l. 20.*

auch neue Reisebeschreiber anzuführ n, so hat Olearius in Persien Trauben von drey Viertelellen, und der P. Ignatius von Rheinfelden im gelobten Lande dergleichen, einer Ellen lang, angetroffen. Der größte Reichthum dieses Landes bestand außer dem Getreide im Weinstocke und Feigenbaume. Unter beyden sicher zu wohnen, war der figürliche Ausdruck von der Glückseligkeit und der Ruhe des Staats, und unter dem Segen, welchen Moses vor seinem Ende seinem Volke, wenn es in den Geboten des Herrn wandeln würde, prophezeihete, war dieser nicht der geringste, daß Gott es mit dem Blut der Trauben tränken werde. Von dem großen Reichthum des jüdischen Landes an Weine zeugen überdem zwey alte Münzen, auf deren jeder eine Traube abgebildet ist, und wovon die eine dem Simon Maccabäus zugeschrieben wird, die andere aber von dem König Herodes ist.

Seitdem Mahomedaner, denen der Koran den Gebrauch des Weins verbietet, Herren dieses Landes sind, ist der Weinstock vernachläßiget, und wird jetzt nur um Jerusalem und Hebron gebauet, wo eine Menge von Trauben und Rosinen verkauft, auch ein Syrup, den die Araber Dibse nennen, daraus verfertiget wird. In den übrigen Ländern Asiens, welche jener Botmäßigkeit unterworfen, sieht es um die Cultur des Weinstocks nicht besser aus, und ist solche fast allein den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen überlassen. In Klein-Asien hat Bithynien, Lydien, Mysien, besonders die Stadt Cyzicus gute Weine gehabt, und was die Armenier daselbst bauen, gehet noch jetzo nach Constantinopel. In Syrien, Arabien und Georgien wachsen die Weinstöcke an den Bäumen hinauf. In Armenien und Persien wird von den Christen viel Wein gebauet, der aber noch besser seyn würde, wenn sie gut damit umzugehen wüßten. Chardin hat auf seiner Reise in diesen Ländern verschiedene Sorten Weinstöcke angetroffen. Aus Persien sind in neuern Zeiten Weinstöcke nach Astracan verpflanzt worden, welche so sehr vermehrt worden, daß daselbst schon etwas Wein gemacht wird. Obgleich China reich an Weinwachs ist, so wird doch nur in der Provinz Sciansi Wein bereitet, in den übrigen aber die Trauben zu Rosinen gedörret, wie denn die Chineser ihren aus Reis gekochten Trank lieblicher finden, und ihn höher schätzen, als den Traubenwein.

Hätte auch die Natur den Weinstock nicht allen dereinst zu bewohnenden Ländern, deren Clima es verstattet, mitgetheilt, so ist seine Frucht doch zu wohlschmeckend, und ihr Nutze zu groß, daß man ihn nicht aus dem Orient auch in andere Länder sollte verpflanzt haben. Aegypten war wahrscheinlich das erste Land, was außerhalb Asien bevölkert wurde. Die Fabel macht Osiris, den sie vergöttert, zum Regenten dieses Landes, und läßt ihn seine noch rohen Unterthanen so-

wohl den Getreide- als Weinbau lehren. Von ihm singt Tibull c): dieser lehrte den schwachen Weinstock an Pfähle zu befestigen, und ihm sein grünes Haar (Blätter) mit einer scharfen Hippe wegzunehmen. Ihm gab die mit besprützten Füßen getretene reife Traube zuerst ihren süßen Most. Daß aber Aegypten frühzeitig und zwar in Ueberfluß Wein gehabt, beweist nicht nur das Mahl, welches Joseph seinen Brüdern gab, wobey sie mit ihm trunken, und trunken wurden, sondern daß auch die Israeliten mit Mose darüber murreten, daß er sie aus Aegypten in die Wüsten geführt, wo weder Feigen, noch Weinstöcke, noch Granatäpfel wären.

Wenn die Küste der Barbarey nicht schon in alten Zeiten den Weinstock aus Aegypten bekommen, oder die Carthaginienser ihn aus Phönicien mit gebracht, so haben doch ohne Zweifel die Römer, nachdem sie diesen Theil von Afrika erobert, solches mit dem Weinstocke bereichert, welcher aber hier, wie in Aegypten, unter der Herrschaft der Saracenen, wieder vernachläßiget worden. Die aus Spanien vertriebenen Mauren brachten von daher Weinstöcke wieder mit nach der Barbarey, deren Trauben über Ellen lang werden, und deren Beeren an einigen Orten mittelmäßigen Aepfeln gleichen. Daß die französischen Flüchtlinge, die sich auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung niederließen, den Weinstock dahin verpflanzt haben, der den Capwein giebt, ist bekannt. Abyssinien hat zwar Weinstöcke, aber aus seinen Trauben kann kein Wein gemacht werden, weil er bey der zu großen Hitze in diesem Lande in der Gährung verdirbt.

Griechenland soll seinen ersten Weinstock durch einen Sohn des Deucaleons, der nach der Fabel mit seinem Weibe Pyrrha in einer allgemeinen Ueberschwemmung erhalten worden, aus Asien bekommen haben. Schon die ältesten Schriftsteller dieser Nation reden vom Wein, als von einem herrlichen Gewächse. Homer macht ihn zu einem Tranke der Götter. Aristoteles wirft die Frage auf, ob der Wein der Gesundheit nützlich oder schädlich sey, und erklärt sich, jedoch mit der Einschränkung, für dessen Nutzen, daß man ihn mäßig gebrauche, und sein Rath ist, entweder wenig, oder gar keinen zu trinken. Sein Schüler Theophrast handelt in seiner Geschichte der Pflanzen weitläuftiger vom Weinstocke. Er setzt den Unterschied seiner Trauben und des Weins, den sie geben, in den Unterschied des Bodens und des Clima, wo er wächst. Er lehrt, wie der Weinstock in den ver-

c) Tibull l. 1. Eleg. 7.

Hic docuit teneram palis adjungere vitem,
Hic viridem dura cædere falce comam.
Illi jucundos primum matura sapores
Expressa incultis uva dedit pedibus.

verschiedenen Jahrszeiten zu behandeln, wie er durch das Einsenken der Reben fortzupflanzen, wie er zu düngen, zu schneiden, zu behacken, zu blättern u. s. w. Und hieraus sehen wir, daß Griechenlands Weinberge schon vor mehr als 2000 Jahren so behandelt worden, als sie von unsern jetzigen Winzern behandelt werden.

Weil aber Griechenlands Weine so viel Feuer haben, so eiferten nicht nur seine Philosophen wider den starken Gebrauch dieses berauschenden Getränks, sondern es sahen sich auch verschiedene seiner Fürsten genöthigt, dem Weintrinken wegen der greulichen Unordnungen, welche die Trunkenheit verursacht, Maaße zu setzen. Von Amphion, dem dritten König, den Athen soll gehabt haben, heißt es, daß er der erste gewesen, welcher verboten, Wein, ohne ihn mit Wasser zu mischen, zu trinken. Die Lacedämonier, welche wegen der harten Erziehung, die sie ihrer Jugend gaben, so berühmt sind, wählten ein anderes Mittel wider die Trunkenheit. Sie glaubten, es sey Verwahrung genug gegen dies Laster, wenn sie es verhaßt und verächtlich machten. Sie machten in dieser Absicht ihre Sklaven, die Heloten, besoffen, und brachten sie in solchem Zustande in die öffentlichen Versammlungen, damit ihre Kinder durch die närrischen Ausschweifungen und das unsinnige Bezeigen dieser Besoffenen einen Abscheu an der Völlerey bekämen. Als ihr Gesetzgeber Lycurgus sah, daß dies Verwahrungsmittel gegen solches Laster nicht kräftig genug sey, so ließ er alle Weinstöcke ausrotten. Plutarch d), welcher dies von ihm erzählt, tadelt ihn darin, und sagt, daß er besser gethan hätte, wenn er den Weinstock gelassen, aber ihm die Nymphen zugesellt, das ist, wenn er Wein, ohne ihn mit Wasser zu vermischen, zu trinken verboten, und auf solche Art den unsinnigen und tobenden Bacchus durch eine vernünftigere und weisere Gottheit in Schranken gehalten hätte. Zaleucus, Regent der Locrier, erlaubte den Gebrauch des Weins nur den Kranken und Schwachen auf Vorschrift der Aerzte, und verbot ihn allen übrigen bey Lebensstrafe e). Pittacus, einer von Griechenlands Weisen, und Regent der Insel Lesbus, belegte den mit doppelter Strafe, welcher betrunken sündigte, und ließ ihn sowohl sein Verbrechen selbst, als auch die Trunkenheit, welche ihn dazu gebracht, büßen f).

Pythagoras verbot seinen Schülern allen Wein, und lehrte sie, daß dies Getränk eine Feindinn der Weisheit sey, und Apollonius der von seiner Sekte war, soll diese Lehre so genau befolgt haben, daß er nie welchen getrunken. Plato ist in seinen Gesetzen so strenge nicht, daß er den Wein ganz aus seiner Republik verbannen sollte; er

d) Plutarch. in Lycurgo & de legendis Poëtis.
e) Athenæus l. 10. c. 9.
f) Diogen. Laert. l. 1. c. 5. Athen. l. 1. c. 2.

er erlaubt nur nicht, daß man vor dem achtzehnten Jahre welchen trinke, weil das frühere Weintrinken so viel sey, als wenn man Feuer zu Feuer bringe. Auch selbst vom achtzehnten bis dreyßigsten Jahre verstattet er nur sehr wenig, bis vierzig Jahr etwas mehr. Allein in jedem Zeitalter solle man sich sehr für das Betrinken hüten, und nicht vergessen, ehe man sich zu Tische setze, die Götter zu bitten, daß man durch die Gelegenheit und den Wohlschmack nicht hingerissen werde, die Maaße zu überschreiten. Wie wenig wird dies von Christen beobachtet, wenn sie die Weinhäuser besuchen oder zu einem Gastmahl gehen? Plato verbietet auch nicht, mit seinen Freunden an Festtagen ein Glas mehr zu trinken, aber doch, daß alles sittsam und anständig zugehe, und man das Berauschen, als die häßlichste Sache von der Welt, vermeide. Bey alten Leuten nehme man es so genau nicht, wenn sie zu Zeiten ein wenig mehr, als die von jüngern Jahren, trinken, weil der Wein ihnen gleichsam zum Mittel diene, sie zu stärken, sie fröhlich zu machen, und sie auf gewisse Weise an Körper und Seele zu verjüngen.

Die Wohllüstlinge unter den Griechen machten außer dem ordinairen Weine noch eine vorzügliche Sorte. Hiezu suchten sie die reifsten und besten Trauben aus, legten sie auf einem sechs bis sieben Fuß hohen Gerüst von Brettern an die Sonne, und brachten sie des Abends, ehe der Thau fiel, unter eine Bedeckung; und wenn die Trauben auf solche Art sieben bis acht Tage an der Sonne gleichsam gekocht, und ihr Wässeriges verloren hatten, dann brachten sie solche erst auf die Kelter. Im Gegentheil machten sie aus Sparsamkeit zum ordinairen Gebrauch einen geringern Wein, der auf der Kelter mit Wasser vermischt wurde. Sie nannten ihn den zweyten Wein, (δεύτερος οἶνος) und dieser war das, was wir Lauer oder Tresterwein, die Franzosen Piquette nennen. Er war nach dem Verhältniß des Wassers, welches dazu ka«, stärker oder schwächer.

Obgleich Griechenland den Türken unterworfen ist, so fehlt es ihm doch nicht an Weinbergen, und die Christen, besonders die Klöster, denen die meisten Weinberge gehören, setzen daselbst den Weinbau fort. Die Insel Lesbus, jetzt Mitylene, ist wegen ihres trefflichen Weins, der in Constantinopel den Vorzug vor allen übrigen hat, berühmt. Denn die Türken sind nicht alle so gewissenhaft, daß sie das Weinverbot des Korans nicht überschreiten sollten. Von andern wird der cyprische Wein, der selbst den Großsultan Selim den II. zur Eroberung dieser Insel gereizt haben soll, vorgezogen. Candia liefert den besten Malvasier, von dem die Venetianer, welche eine Zeitlang von dieser Insel Herren waren, sagten, daß er ein Manna für den Mund, und ein Balsam für das Gehirn sey. Die Insel Scio hat nicht weniger schöne Weine, so wie auch die Gegend von Napoli di Malvasia auf Morea.

Die Colonien, welche die Griechen nach Sicilien und dem untern Italien sandten, nahmen den Weinstock mit nach ihren neuen Pflanzungen. Das mittlere Italien hat dies Gewächs ebenfalls von den Griechen, wo nicht vor Roms Erbauung, doch kurz nachher, bekommen. Zu Numa Pompilius Zeiten war der Wein noch so selten, daß er solchen den Göttern zum Opfer zu bringen verbot, welches das Gesetz der zwölf Tafeln wiederholte, und die Zeit der Weinlese, wenn der Stock seine Blätter fallen ließe, bestimmte. Und da der Wein zu vielen Ausschweifungen verleiten kann, so wurde das Weintrinken dem weiblichen Geschlechte, das solche zu Bewahrung ihrer Ehre, als ihres größten Schatzes; vorzüglich vermeiden muß, gänzlich, und den Mannspersonen unter 35 Jahren untersagt g). Als daher Aequatius Metellus seine Frau, die er beym Weinfasse antraf, tödtete, so fand das Gericht diesen Mord nicht strafbar. Fabius Pictor führt in seinen Annalen das Exempel einer andern Römerinn an, der von ihren Verwandten das Leben genommen wurde, weil sie den Schrank, worin der Schlüssel zum Weinkeller verwahrt wurde, aufgebrochen hatte, und Cato sagt, daß die Gewohnheit, seine Anverwandtinnen mit einem Kusse zu grüßen, daher entstanden, um zu erfahren, ob sie Wein getrunken. Man ließ nachmals von dieser Strenge sehr ab, und der Prätor C. Domitius erkannte einer Frau, welche ohne ihres Mannes Wissen Wein getrunken, und sich berauscht hatte, keine andere Strafe als den Verlust ihres Brautschatzes zu h), auch erlaubte man ihnen endlich einen gekochten Wein von Rosinen i).

Noch 460 Jahr nach Roms Erbauung, war der Wein noch eine so seltene Sache, daß Papirius in einem Kriege wider die Samniter eine Flasche (cyathus) im Fall des Sieges gelobte. Erst um das Jahr 600 breitete sich der Weinbau mehr in Italien aus. Cato der um diese Zeit lebte, unterrichtete seine Landesleute zuerst, wie es Theophrast bey den Griechen gethan hatte, was sie bey diesem Bau zu beobachten hätten, und Varro handelte etwa funfzig Jahr nachher noch weitläuftiger davon. Im Jahr 675 setzten die Censoren einen gewissen Preis, über welchen weder der Landwein, noch der griechische Wein, der damals in Rom noch sehr rar und theuer war, verkauft werden durfte k). Die Censoren konnten wohl glauben, daß den letztern Niemand für den Preis geben könne. Ihre Absicht war aber wohl, das Geld, welches dafür ausgieng, dem Staate zu ersparen. Sie suchten durch diesen niedrigen Preis es dahin zu

g) Plinius l. 14. c. 13. Aelian. variar. Histor. l. 2. c. 38.
h) Plin. l. c.
i) Polyb. l. 6.
k) Plin. l. c.

zu bringen, daß sich kein Verkäufer einer Waare finden sollte, welche man nicht eingeführt wissen wollte. In unsern Zeiten geht man gerade den gegenseitigen Weg, und sucht durch Erhöhung der Preise, welche durch die auf dergleichen Waaren gelegten Imposten erfolgt, es dahin zu bringen, daß sich keine Käufer dazu finden sollen. Welcher Weg ist der beste?

Horaz, „ein guter Weinkenner,„ rühmt den Falernischen, den Cäcubischen, den Formianischen, den Calenischen und Massischen, nebst dem Sabinischen Weine. Der Falernische, von welchem Plinius sagt, daß er bis zu einem Alter von funfzehn Jahren sich immer bessere, nachher aber an Güte eben so wieder abnehme, war unter allen der beste. Der K. August hielt den Setimischen der Gesundheit am zuträglichsten, und ließ seine Keller nach eben dem Autor nur mit diesem Weine versehen. In unsern Zeiten wird aus den Weinen von Syracus auf Sicilien, aus dem Thränenwein (Lacrimæ Christi) aus dem Neapolitanischen, der deswegen so heißt, weil er nicht gepreßt wird, sondern seinen Saft selbst austräufeln läßt, aus den Weinen von Monte Albano und vom Monte Pulciano, wie auch aus dem Muscateller Weine von Monte Fiascone am meisten gemacht.

Man weiß nicht, daß Spanien, Portugall mit eingeschlossen, vor der Römer Zeiten Wein gebauet hat, wenigstens bezeugen Diodor von Sicilien, Plinius und Athenäus, daß die alten Einwohner Bier getrunken. Die Römer erfochten den südlichen Theil dieses Landes, der den Carthaginiensern unterwürfig war, in dem zweyten Punischen Kriege. Das Land hat einen trefflichen Boden und Clima zum Weinbau, und es ist wohl zu glauben, daß die Römer, wenn sie noch keine Weinstöcke darin angetroffen, solche frühzeitig genug dahin verpflanzt haben. Der Kaiser August unterwarf sich auch den nördlichen Theil Spaniens, wo der Weinbau noch nicht stark war. Denn Strabo sagt, daß die Lusitanier in den portugiesischen Gebürgen zwar Wein, aber in so geringer Menge gebauet, daß sie den ganzen Vorrath, den sie in einem Jahr gebauet hatten, an einem Festtage, den sie nach der Weinlese zu feyern pflegten, verzehrten l). Die Weinstöcke sind aber in Spanien und Portugall so gut angeschlagen, daß ihre Weine mit allen Weinen in Europa um den Vorzug streiten. Unter den spanischen Weinen nimmt sich der Alicantenwein, der beynahe schwarz von Farbe, theils süß, theils bitter ist, aus, und unter seinen Sekten, deren es auch süße und bittere giebt, wird der Mallaga vorgezogen. Unter den Sekten von den canarischen Inseln ist der Palmsekt von der Insel Palmo der beste. Allein der von Teneriffa, der grün, dick und schwer ist, findet in Europa nicht viel Liebhaber.

l) Strabo l. 3.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Freytag, den 30ten October 1778.

Schluß der historischen Abhandlung vom Weinstock und Weinbau.

So wollen auch die portugiesischen Weine, welche von dunkelrother Farbe und fast schwarz sind, weil sie einen etwas unangenehmen Nachgeschmack haben, den Ausländern eben nicht gefallen, und die Portugiesen würden von ihren Port- und andern Weinen nicht so viel absetzen, wenn sie nicht so gute Kunden an den Engländern hätten, welche solchen in Menge für sich, für ihre Colonien und für ihre Schiffe gebrauchen. Der köstlichste von ihren Weinen ist der von der Insel Madera, besonders wenn er zwey bis drey Jahr alt ist. Der Weinstock, welcher ihn giebt, ist von der Insel Candia dahin gebracht worden, daher ist er von eben der Art, als der Malvasier, der von solcher Insel kommt. Die Weine von den azorischen Inseln gehen meist nach Amerika.

Noch später, als nach Spanien, ist der Weinstock aus Italien nach Gallien und den mehr nordwärts gelegenen Ländern verpflanzt worden. Die Phocenser, eine griechische Nation, hatten zwar schon 600 Jahr vor Christi Geburt Marseille erbauet, und den Weinstock mit dahin gebracht, aber ihre Nachbarn die Gallier blieben noch immer bey ihrem Biere, und noch zu des Diodor von Sicilien Zeiten, hatten sie keinen andern Wein, als welchen ihnen die Fremden zubrachten, und Posidonius, welcher um eben die Zeit lebte, sagt, daß die vornehmen Gallier den Wein zu ihren Gastgeboten von Marseille, oder aus Italien kommen lassen a).

Nach des Plinius Behauptung, lernten die Gallier die Weintrauben erst durch einen gewissen Helvetier, der sein Schmiedehandwerk in Italien getrieben, und von da Trauben und Feigen und andere köstliche Früchte mit zu Hause gebracht, kennen, wodurch sie wären gereizt worden, sich eines Landes, das so herrliche Früchte zeugte, zu bemächtigen. Nach dem Plutarch wurden sie von einem Etrurier, der gegen seinen Minderjährigen, welcher ihm

a) Diodor. Sicul. l. 5. Strabo l. c.

ihm seine Frau verführt hatte, kein Recht bekommen konnte, und deswegen zu den Galliern gieng, und ihre Vornehmsten mit Italiens besten Weinen beschenkte, zum Einbruche in sein Vaterland verleitet. Rom wurde von ihnen erobert, und eingeäschert. Das Capitol war auch schon im Begriff zu capituliren, als Camill einen großen Theil des gallischen Heers, das sich in den umliegenden Gegenden den Wein, der ihnen was neues war, zu wohl hatte schmecken lassen, des Nachts überfiel und schlug, und dadurch Italien von diesen fürchterlichen Feinden befreyete.

Nun kam die Reihe an die Römer, über die Alpen zu dringen, und die Gallier in ihrem Lande heimzusuchen. C. Sextius setzte zuerst festen Fuß darin, und legte die Stadt Aix (Aquæ Sextiæ), die diesen Namen von ihren warmen Bädern hat, an. Hierauf wurden die Allobroger und andere benachbarte Völkerschaften überwunden, und das Land zu einer römischen Provinz gemacht, welchen Namen ein Theil davon bis jetzt behalten hat. Cäsar bezwang das übrige Gallien bis an den Rhein, den Canal und den Ocean. Die Römer brachten den Weinstock nach der Provence, von da verbreitete er sich in Dauphiné, Languedoc und so weiter in die übrigen Provinzen. Nur die Nervier und Belgier wollten sich zu diesem Bau nicht bequemen, sie verstatteten nicht einmal, daß Wein bey ihnen eingeführt wurde, weil sie glaubten, daß er den Körper, Muth und Tapferkeit schwäche b).

Noch ehe ein Jahrhundert nach dem Cäsar verfloß, war Frankreich schon reich an Weinbergen, und Plinius gedenkt nicht nur derer in Provence, Languedoc und Dauphiné, sondern auch derer in Bourgogne, in Berry und Auvergne, und bemerkt, daß die gallischen Trauben in Italien sehr angenehm gewesen, so wie hingegen die Gallier eine Delicatesse aus den italiänischen Trauben gemacht haben. Als eins von den Regierungsjahren des Kaisers Domitian einen Reichthum an Weine, aber Mangel an Getreide hatte, so glaubte er, daß die zu starke Vermehrung der Weinberge den Getreidebau minderte, und befahl, daß in Italien keine neue Weinberge mehr angelegt, in allen übrigen Provinzen des Reichs aber, solche ruinirt, oder doch in den Ländern, wo ihrer viele wären, auf die Hälfte vermindert werden sollten c). Diese Verordnung, ob sie gleich nicht durchgehends so strenge befolgt wurde, mochte doch wohl Gallien um einen Theil seiner Weinberge bringen, und es scheint nicht, daß dieser Verlust vor dem Kaiser Probus völlig ersetzt worden, welcher 182 Jahr nachher zur Regierung kam. Als dieser die Deutschen aus Gallien heraus getrieben, und durch harte Niederlagen zum Frieden gezwungen, auch die Sarmaten und andere Völker, welche in

b) Cæsar de B. G. l. 2. Strabo l. 7.
c) Sveton. in Domitiano c. 7.

in Pannonien und Illyrien eingefallen waren, bezwungen, und nun für seine Soldaten nichts mehr zu fechten hatte, so befürchtete er, sie möchten durch den Müssiggang verderbt, und zu Meutereyen und Rebellionen, die damals bey den römischen Heeren sehr gewöhnlich waren, verleitet werden; daher gebrauchte er sie, in Gallien, am Rheine, und auch an der Donau in Oesterreich und Ungarn, besonders bey seiner Geburtsstadt Sirmium, Weinberge zu pflanzen. Wie er es denn überdem unbillig fand, daß der Staat den Soldaten Sold und Proviant reichen sollte, ohne Nutzen von ihnen in Friedenszeiten zu haben. Diese Arbeit war ihnen zwar nicht zu Sinne, doch mußten sie solche verrichten. Als er sie aber nachher auch zu Ziehung eines Canals bey Sirmien, um die dasigen Moräste trocken zu machen, gebrauchen wollte, so erregten sie einen Aufstand, und brachten den Kaiser um d).

Gallien bekam zu Ende des fünften Jahrhunderts neue Herren an den Franken; diese beförderten den Weinbau nicht weniger, und solcher nahm von Jahrhunderten zu Jahrhunderten dergestalt zu, daß man unter Carln dem IX. dem zu starken Anbau der Weinberge Schranken zu setzen, nöthig fand, und es wurde in einem Artikel des Policey-Reglements von 1567 den Befehlshabern in den verschiedenen Districten, dahin zu sehen, aufgegeben, daß der Feldbau durch die zu starke Vermehrung der Weinberge nicht leide, und wenigstens zwey Drittel des urbaren Landes für den Getreidebau bleiben müßten, und daß alles Land, was zum Wiesenwachs tauge, nicht zu Weinbergen genommen werde. Heinrich der III. wiederholte diese Verordnung 1577, sie ist aber in der Folge so sehr überschritten worden, daß Frankreich zwar einen solchen Ueberfluß von mancherley Sorten Wein hervorbringt, daß ganz Europa damit versehen werden könnte, dagegen aber nicht so viel Getreide bauet, als es nöthig hat, sondern den Mangel daran durch die Zufuhr aus Deutschland, aus England, aus Sicilien und der Barbarey ersetzen muß e). Die edelsten Sorten der französischen Weine sind bekanntermaaßen der Champagner und Bourgogner. Seine süßen Weine sind der Muscat von S. Lorent in Provence und der Frontignac in Languedoc. Unter den rothen Weinen haben außer dem Bourgogner der Eremitage und Coterotie den Vorzug.

Deutschland hatte noch zu Tacitus Zeiten kein anderes Getränk, als Bier, und keinen andern Wein, als den, welchen die Anwohner des Rheins von Fremden kauften. Seinen Weinbau hat es dem Kaiser Probus zu danken, welcher an diesem Flusse, am Neckar und an der Mosel die ersten Weinstöcke pflanzen ließ. Daß sich aber der Weinbau in sehr langer Zeit nicht

d) Vopiscus & Aurel Victor in Probo.
e) Delamare Traité de Police l. 5. c. 4.

weiter in Deutschland hinein verbreitete, erhellt daraus, daß der deutsche König Ludewig in der Theilung mit seinen Brüdern Lothar und Carl über 560 Jahr nach dem Probus sich von des Vaters Ludewigs des Frommen Ländern einige Städte am Rhein, als Maynz, Speyer und Worms, wegen ihres Weinbaues ausbedingte. Nach der Zeit hat sich dieser Bau durch das ganze obere Deutschland, bis in Böhmen, Schlesien, Mähren, die Mark Brandenburg, Sachsen und Nieder-Hessen, bis nach der Werre verbreitet. Unsere deutschen Weine haben, da die Trauben nicht so gut, wie in heißen Ländern, von der Sonne gekocht werden, zu viel Wässeriges und dabey etwas Herbes und Säuerliches an sich. Dies verliert sich mit den Jahren, und unsere Rhein- und Frankenweine werden, je älter sie werden, immer geistiger und wohlschmeckender, da im Gegentheil die süßen Weine hitziger Länder nur die ersten Jahre genießbar sind.

Pannonien und das übrige von Ungarn, jedoch nur unterhalb der Donau, welcher Strom auf dieser Seite das Gebiet der Römer begränzte, hat seine ersten Weinstöcke ebenfalls durch die Veranstaltung des Probus bekommen, und sie sind erst lange nachher in die Länder jenseit dieses Stroms in Ober-Ungarn, in Siebenbürgen, die Moldau, Wallachey und Bulgarien verpflanzt worden. Die Thracier hatten den Weinbau schon zuvor von den Griechen, welche sich unter ihnen niederließen, bekommen, und sie waren dem Dienst des Bacchus so sehr ergeben, daß wohl kein Land war, wo die Trunkenheit so allgemein war. Unter den Ungarischen Weinen, welche, dem spanischen und italiänischen gleich, am Geschmacke süß und lieblich, und dabey auch sehr geistreich sind, ist der Tokayer in Ober-Ungarn und der Oedenburger in Nieder-Ungarn der beste.

Unter den Schweizer Cantons haben nur einige wenige, als Basel, Zürch, Bern 2c. etwas Weinwachs, mehrern aber das Walliserland, Graubündten, Veltelin und die italiänischen Aemter. Von den Niederlanden hat nur Namur und Luxemburg einigen schlechten Wein. Großbritannien, Dännemark, Schweden und den übrigen nordischen Ländern, hat die Natur den Weinwachs versagt.

Alle Länder in Amerika haben, so weit es das Clima zuläßt, Weinstöcke, welche wild in den Wäldern wachsen, und deren Früchte eine Nahrung der Vögel, der Bienen und Wespen, auch wohl der Bären sind. Ihre Beeren sind theils süß, theils sauer. Wein kommt von diesen wilden Weinstöcken nicht, doch machen die Wilden in Canada eine Art von rothem Wein aus einer Sorte rother Trauben, und füllen ihn auf ihre ledigen Rumflaschen. Auf der Insel Cuba haben die Spanier Weinstöcke in der Dicke eines Mannes angetroffen, welche an den Bäumen hinan gewachsen, und saure Trauben getragen haben. In der Land-

schaft

schaft Guatimala in Mexico, trägt der Weinstock des Jahrs zwey mal. In Chili wächst ein Weinstock mit kleinen rothen Beeren, von sauersüßem Geschmack, wovon Essig gemacht wird. Auch soll in dieser Provinz eine Sorte Muscatellerwein gemacht werden, dem alle Weine dieser Art in Spanien am Geschmack weit nachstehen müssen. In Carolina soll der europäische Weinstock nicht gedeihen wollen. In Georgien aber hat man den wilden Weinstock gepfropft, und die süßesten Trauben erhalten.

Nach der kleinen unansehnlichen aber einen lieblichen Duft von sich gebenden Blüte des Weinstocks, folgen seine Früchte, die Trauben, welche groß oder klein, rund oder länglich, und von mancherley Farbe, grün, gelblich, bräunlich, blau, helle- oder dunkelroth, sind. Der ausgepreßte Saft der unreifen Trauben, Agrest, und von den Franzosen Verjus genannt, wird in den Weinländern in der Küche gebraucht, auch die noch harten Trauben in Essig wie Oliven eingemacht, und auch so genossen. Die reifen Trauben werden theils frisch genossen, theils zu Rosinen aufgetrocknet, theils unter die Kelter gebracht, und aus dem daraus erhaltenen Safte oder Moste durch die Gährung Wein gemacht. Die großen Trauben, welche ein etwas härtliches Fleisch und nicht so viel Saft haben, nannten die Alten die edlen Trauben. Weil aber ganz frische Trauben den Magen leicht aufblähen, welchen Fehler sie verlieren, wenn sie einige Tage alt sind, so legten sie solche einige Tage auf Stroh, oder hängten sie auf. Von diesen aufgehängt gewesenen Trauben heißt es beym Horaz f), daß sie nebst Nüssen und Feigen den Nachtisch geziert haben. Die gedörrten Trauben oder Rosinen, sind von zweyerley Art, große und kleine, die leztern haben den besondern Namen Corinthen. Zu den großen Rosinen werden die besten und reifsten Trauben gewählt, und, wenn sie abgeschnitten, so lange an der Sonne gedörret, bis sie ihre Feuchtigkeit so weit verloren haben, daß sie ohne zu schimmeln und anzugehen, eingepackt, und aufbehalten werden können. An andern Orten wird der Stiel der dazu ausersehenen Trauben durch einen Schnitt bis in die Mitte gespalten, und die Trauben so lange an dem Stocke hangen gelassen, bis sie durch die Sonne und aus Mangel der Nahrung so dürre und trocken werden, als es nöthig ist. Die größten und schönsten Rosinen sind die von Damascus, von Smyrna und Cypern. Die kleinen Rosinen oder Corinthen sind eine besondere Gattung kleiner Weinbeeren, welche man an den Stöcken überreifen, und trocken werden läßt, da sie denn von selbst abfallen, aufgesammelt, und vollends getrocknet

f) Horat. 2. Sat. 2. v. 121. 122.

Et pensilis uva secundas,
Et nux ornabat mensas cum duplice ficu.

trocknet werden. Sie werden darauf in Tonnen oder Ballen geschlagen, und mit bloßen Füßen, die mit Meerwasser befeuchtet, darin fest zusammen getreten. Wein wird aus diesen Beeren nicht gepreßt, weil er zu stark, und wie Branntewein ist. Ihren Namen haben sie von der Stadt Corinth in Griechenland, wo sie sonst sehr häufig wuchsen. Vor beynahe hundert Jahren sind daselbst alle Stauden, worauf sie wuchsen, ausgerottet worden. Seit dieser Zeit haben wir unsere Corinthen von den Venetianern, welche sie auf ihren Inseln Cephalonia und Zanthe an der griechischen Küste bauen, und das Monopolium damit treiben.

Sind die Trauben zum Weine bestimmt, so werden sie bey der Weinlese in Zuber oder Büdden gesammelt, darin gestampft oder getreten, dann auf die Kelter gebracht, und der übrige Saft ausgepreßt. Was schon vor dem Treten von selbst aus den Trauben in den Zubern ausläuft, wird der Vorlauf, was durch das Treten daraus fließt, der Vorschuß, und was endlich die Kelter giebt, der Nachdruck genannt. Alle diese drey Sorten von Most werden in den Fässern gleich vertheilt, wenn man nicht verschiedene Sorten Wein eines Gewächses haben will. Hierauf wird der Most in Fässer gethan, und wenn er darin gegohren, wodurch aus dem Moste Wein wird, solche ganz angefüllt, zugespündet, und in die Keller gebracht. Auf die Hülsen der Trauben wird nachmals Wasser gegossen, und solche noch einmal gepreßt, woraus der Tresterwein oder Lauer wird. Daß aus dem Weine auch Essig und Branntewein gemacht werde, ist bekannt genug.

H = e.

Auszüge nützlicher Briefe.

Ich erhalte zum öftern von meinen Freunden kleine Briefe, von denen ich glaube, daß sie, ihres Inhalts wegen, verdienen auch andern Leuten bekannt zu werden. Ich habe mir deswegen vorgenommen, das merkwürdigste daraus, von Zeit zu Zeit, dem Publicum in diesen öffentlichen Blättern mitzutheilen. Von den Lesern und ihrer gütigen Aufnahme allein, wird die Fortsetzung des angefangenen abhängen.

Ich wünsche indessen mit diesem Wenigen recht nützlich zu seyn. Womit ich mich denn allen Natur- und Menschenfreunden bestens empfehle.

Hannover, den 21ten Oct. 1778.

F. Ehrhart.

* * *

Erster Brief.

Sie fragen mich, bester Freund, um chemische Neuigkeiten, und berichten mir zugleich, die gute Aufnahme meiner Abhandlung von der Luft und dem Feuer, bey Ihren Journalisten,

nalisten, welches mir sehr unerwartet ist. Aber wissen Sie wohl, daß diese Recensenten eben nicht allezeit Chemisten sind? Ich wünsche, daß wahre und naturforschende Scheidekünstler ihre Meynungen über meine Abhandlung möchten bekannt machen. Diese ihre Meynungen aber müssen, wenn solche meiner Lehre zuwider, auf deutliche Versuche und daraus hergeleitete wahre Vernunftschlüsse gegründet seyn, da ich denn gerne meine ganze Theorie will fahren lassen, und solche als ungegründet erkennen, denn ich weiß allzuwohl, daß ich ein Mensch, und folglich vielen Fehlern unterworfen bin. Kann man mir aber nichts sonderliches gegen meine Schrift einwenden, so glaube ich mich berechtiget, meine Theorie als eine wahre und ächte Feuerlehre anzusehen, und meine Erfahrungen noch ferner darauf zu gründen.

Ich kann mir wohl vorstellen, daß Sie bey Ihnen den Inhalt von den Abhandlungen unserer Akademie der Wissenschaften nicht eher werden zu sehen bekommen, bis solche in das Deutsche übersetzt sind. Hier übersende Ihnen deswegen einen kurzen Auszug, von einigen meiner letztern Versuche.

Der Blasenstein ist eine Art Säure, welche durch das Kochen in Wasser sich auflöst, ungeachtet sehr vieles davon zu ihrer Auflösung erfordert wird. Diese Auflösung färbet Lacmus roth. Der Stein löst sich sehr leicht und in der Kälte, in kaustischen Laugensalzen und Kalkwasser auf. Er giebt in der Destillation einen sauren Sublimat und einen ölichten Geist, welcher dem vom Hirschhorn ähnlich ist. Von der Salpetersäure wird er in der Digestion zerstöhrt. Diese Auflösung ist klar wie Wasser, färbt aber, auf die Hand gestrichen, solche nach einigen Stunden roth, wie der schönste Zinnober. Aller Harn enthält solches Salz oder Stein aufgelöst in sich. Der Harn der Kranken ist damit in noch größerer Menge angefüllt, und der ziegelfärbige Bodensatz des Febricitantenurins, ist eben dieser Stein, so sich bey dem Kaltwerden des Harnes niederschlägt.

Die Bereitung des Mercurius dulcis auf dem nassen Wege, ist sehr behändig. Es ist ein reiner weißer Quecksilberpräcipitat. In dem Processe ist zu merken, daß wenn die Salpetersäure in der Digestion kein Quecksilber mehr auflösen will, solche doch noch lange nicht damit gesättiget ist, denn kommt die Säure zum Kochen, so löset sie noch weit mehr davon auf, doch wird dieses letzte Quecksilber in der Auflösung von der Salpetersäure nicht calcinirt, wie es mit dem vorhergehenden geschieht. Die Auflösung wird mit überflüßigem Kochsalz niedergeschlagen, der Präcipitat aber mit warmem Wasser recht gut edulcorirt. Das überflüßige Kochsalz verhindert, daß der Niederschlag keinen Sublimat mit sich nimmt, welches sonst sehr leicht geschieht, und beyde sich so feste mit einander verbunden, daß das bloße Wasser den letztern nicht herauslaugen kann. Ich habe gefunden, daß das Koch-

Kochsalz den Sublimat in wenig Wasser eben so auflöslich macht, als wie der Salmiak solches thut, und daß letzterer den Mercurius dulcis decomponirt, wenn er damit gekocht wird, welches das Kochsalz nicht thut. Dieser Mercurius dulcis ist sehr fein und wird nun stark gebraucht.

Das Algarottische Pulver wird nach unserer Pharmacopöa zum Brechweinstein erfordert. Ich habe eine kurze Methode angegeben, dieses Pulver ohne Spießglasbutter zu erhalten. Man detoniret einen Theil Salpeter mit zwey Theilen Spießglas. Die erhaltene Spießglasleber wird zu Pulver gemacht, und mit einer Mischung von Kochsalz, Vitriolöl, und etwas Wasser digerirt, die Solution durch ein leinen Tuch filtrirt, mit vielem Wasser niedergeschlagen, und der Präcipitat getrocknet. Doctor Levels Dissertation vom Brechweinstein ist fehlerhaft, denn der Weinsteinrahm löset eine weit größere Menge vom Algarottischen Pulver auf, es mag nach dieser oder der gewöhnlichen Manier bereitet seyn, als darinnen angegeben worden.

Nun habe unserer Akademie noch eine andere Arbeit vorgelesen, welche mit Molybdäna membranacea nitens (Cronstedts Mineralogie. §. 153.) angestellt worden. Diese ist von dem ordinairen Wasserbley, oder Molybdäna und Plumbago officinalis weit unterschieden. Unsere Molybdäna bestehet aus einer besondern erdartigen Säure, welche wie ein weißes Pulver aussieht, sich aber in vielem kochenden Wasser auflösen läßt, den Lacmus roth färbt, mit Kreide und Laugensalzen aufbrauset, damit Mittelsalze macht, und mit Schwefel im Feuer tractirt, wieder zu Molybdäna wird. Man kann diese Molybdäna im Feuer mit Salpeter decomponiren, da denn ihre Erde in dem Alcali des Salpeters aufgelöst und mit vitriolisirtem Weinstein gemischt, zurückbleibt. Auch in der repetirten Digestion und Destillation mit der Salpetersäure wird diese Molybdäna decomponirt und läßt alsdenn ihre Säure als ein weißes Pulver zurück. Diese Erde oder Säure ist im offenen Feuer flüchtig, im verschlossenen aber nicht, sondern gehet bloß in Fluß. Mit Phlogiston verbunden, bekommt sie kein metallisches Ansehen, wird aber doch merklich dadurch verändert, sie verliert ihre salzige Natur und wird von der Salpetersäure wieder calcinirt.

Sie haben wohl die deutsche Uebersetzung von unserer Pharmacopöa Suecica schon gesehen? Sie ist so schlecht gerathen, daß ich mich genöthigt gesehen, die groben Fehler des Uebersetzers in unseren gelehrten Zeitungen bekannt zu machen.

Köping, den 2ten Oct. 1778.

C. W. Scheele.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Montag, den 2ten November 1778.

Fortgesetzte Nachrichten von den glücklichen Folgen einiger Versuche der Einimpfung der Hornviehseuche.

(Siehe das 76 und 77te Stück.)

Da ich mich gegenwärtig im Stande befinde, dem Publico eine genaue Beschreibung der mit so glücklichem Erfolge versuchten Inoculation der Rindviehseuche im Herzogthum Meklenburg vorzulegen, so thue ich solches mit Wiederholung des Wunsches, daß diese glücklichen Versuche bald auch in hiesigen Landen Nachfolger haben mögen, zumalen die erhaltene Erlaubniß die beyden würdigen Männer, welchen man solche zu verdanken hat, nennen zu dürfen, Bürge für derselben Zuverläßigkeit seyn kann, wie denn auch der Herr Ober-Hauptmann von Oerz, als ein würdiger lauenburgischer Landstand, ratione seines Guts Preten, sich wiederholt gegen mich erboten hat, einem oder andern die erste gutartige Materie zur Einimpfung durch einen Boten, der aber zu Pferde seyn müßte, holen zu lassen, zu verstatten, welcher Bote, wenn es ein Mensch, der zur Aufsicht gebraucht werden sollte, sich auch in einigen Handgriffen unterweisen lassen könnte, die nicht so genau zu beschreiben sind, daß nicht dabey gefehlt werden möchte. Ratzeburg, den 10. Oct. 1778.

F. Graf von Kielmannsegge.

* * *

Genaue Beschreibung der von dem Herrn Cammerjunker von Bülow auf Prützen zuerst versuchten, und nachher in den Aemtern Bützow und Rühe, unter der Direction des Herrn Ober-Hauptmanns von Oerz auf Preten mit dem besten Erfolg angewandten Inoculation der Rindviehseuche.

Kap. 1.

Vorläufige nöthige Beobachtungen bey der Inoculation.

I. In Absicht des einzuimpfenden Hornviehes.

§. 1. Es kann zwar allen Arten von Hornvieh die Seuche mit ziemlich gutem Erfolg eingeimpfet werden, doch

 ist

ist es nach den gemachten Erfahrungen bey einigen Arten mit mehr Gefahr verknüpft.

Hieher gehören vorzüglich trächtige Kühe und dann Börnkälber, die nicht wenigstens ein halb Jahr alt sind. Bey den Kühen tritt der auch bey der natürlichen Seuche gewöhnliche Umstand ein, daß sie in, oder gleich nach der Seuche die noch unreife Frucht wegwerfen, und durch die Krankheit geschwächt, nicht Kräfte genug haben, diese überdem schwere Arbeit der Natur glücklich zu vollbringen; daher es denn oft geschieht, daß sie wirklich durchgeseucht, bey dem Versetzen umfallen.

Vorsichtiger und sicherer gehet man also zu Werke, wenn man die Kühe nicht anders inoculirt, als wenn sie abgekalbet haben, und noch nicht wieder trächtig, oder doch solches nur seit einigen Wochen sind, da man denn vorerwähnter Gefahr ausweicht.

Bey den Börnkälbern, die nicht über ein halb Jahr alt sind, vermehren die der Seuche noch nicht gewachsenen Kräfte die Gefahr. Solche werden dem Anschein nach nur gelinde krank, kränkeln aber immer fort, und gehen zuletzt aus Mangel an Kräften darauf. Doch sind bey den hiesigen nunmehro schon häufig gemachten Versuchen, fast noch immer die Hälfte gerettet worden.

§. 2. Dahingegen ist die Inoculation bey Ochsen von jeglichem Alter, nicht trächtigen Kühen, und jungem güsten Vieh von wenigstens einem Jahr fast allemal mit gutem Erfolg, und sehr geringem Abgang versucht.

§. 3. Bey diesem zur Inoculation tüchtig bemerkten Vieh aber ist es ein Hauptrequisitum, daß solches noch völlig gesund sey, und nicht schon etwas von der natürlichen Seuche im Leibe habe. Verhält es sich anders, so wird der Gift nur vermehrt, und es crepirt fast alles, wie man dessen durch mehr als eine Erfahrung belehret worden ist. Daher es dann nicht rathsam, mit der Inoculation so lange zu warten, bis sich schon krankes Vieh unter der Hude findet, wenigstens hat man von dieser Hude nichts viel gutes zu hoffen. Bey anderm aber von solcher Hude separirt, mithin noch gänzlich gesund gewesenem Vieh, hat man die glücklichsten Versuche gemacht, obgleich solches in Einer Feldmark gewesen.

II. In Absicht der Beschaffenheit der Materie, wodurch dem Hornvieh die Seuche beygebracht wird.

§. 4. Hier ist vor allen Dingen zu bemerken, daß diese Materie von einer natürlichen gutartigen Seuche seyn muß, die in diesen oder jenen Gegenden zuweilen eintritt, und bey der diesmaligen Seuche in Meklenburg sich besonders an einigen Orten ausgezeichnet hat, wohin ohne Inoculation viel Vieh von andern Orten getrieben worden, und größtentheils durchgeseucht ist. Denn daß die Inoculation einer bösen Seuche viel mehr Vieh wegrafft, darüber sind gleichfalls überzeugende Proben angestellt worden.

§. 5.

§. 5. Diese gute Seuche nun wird folgendermaaßen um sichern Gebrauch aufgenommen. Wenn ein Haupt Vieh an einer natürlich guten Seuche erkranket, und die Krankheit zu ihrer größten Stärke gekommen ist, so daß das Haupt Vieh stark aus der Nase zu treiben anfängt, (jedoch muß der Ausfluß nicht schon gelb sehen, klebericht und stückweise, sondern klar fließen,) wird eine Parthey baumwollener oder aus halb verbrauchter Leinwand Faden genommen, und dem Vieh so lange in die Naselöcher gesteckt, und darin herum gewendet, bis solche von dem vorbeschriebenen Ausfluß durch und durch angefeuchtet sind. Diese Faden schlägt man alsdenn sogleich in ein mit Wachs getränktes Papier, steckt es in einen kleinen gläsernen Hafen, und verbindet solchen mit einer Blase so tüchtig, daß keine Luft dazu kommen kann.

Will man sie nicht gleich gebrauchen, so wird der Hafen im Sommer an einen kühlen Ort im Keller gesetzt, oder in die Erde gegraben, im Winter aber allemal in den Keller gesetzt, da man denn auch im Sommer die Seuchmaterie auf diese Art fünf bis sechs Tage und im Winter noch länger zum Gebrauch frisch und gut erhalten kann; stehet sie aber zu lange, so wird sie entweder trocken, oder gehet in die Fäulniß über, und leistet nachher nicht die intendirte Wirkung.

Cap. 2.

Beobachtungen bey der Inoculation selbst, und so lange bis das Vieh erkranket.

§. 6. Bey Einimpfung vorbeschriebener Materie nun ist zu bemerken:

a) Der Ort, wo solche eingeimpfet wird.

b) Die Art und Weise der Einimpfung.

Ad a. Hat man hieselbst immer die einer guten Hand breite Stelle am Hornvieh, vom Rückgrad bis dahin, wo die Rippen ausstehen und sichtbar werden, genommen. Hier sind die Knochen ziemlich dicke mit Fleisch bedeckt, und ist diese Stelle auch der ganzen Operation die angemessenste, nur muß man sich hüten, daß man weder zu hoch am Rückgrade, noch zu niedrig an den Rippen, weder zu weit nach hinten an den Kreuzknochen, und der holen Seite, noch zu weit nach vorne, den Bauchknochen zu nahe komme. Hat das Vieh um diesen Ort sogenannte Fieckbeulen, so sucht man den Einschnitt in solche zu verhüten, weil eine so sehr um sich greifende Fäulniß der Wunde daraus entsteht.

Ad b. Wird am vorbeschriebenen Orte das Haar im Umfange einer kleinen flachen Hand, so kurz, als nur immer möglich, mit einer Scheere abgeschoren, alsdann wird das Haupt Vieh von einem tüchtigen Kerl beym Kopf, und dem zweyten nach hinten zu so feste wie möglich gehalten, der dritte aber verrichtet die Operation folgendermaaßen: Mit dem Daumen linker Hand hält er die Haut des Viehes an der abgeschornen Stelle so viel möglich dem Rückgrade zu gespannet. In der rechten Hand hat er ein

scharfes nicht zu kleines Federmesser, und schneidet mit diesem in der gespannten Haut eine Wunde, die gewöhnlich, ehe sie durchkömmt, anderthalb Zoll lang wird. Ist der erste Schnitt geschehen, und das Vieh wieder ruhig, so untersucht der Operateur mit einem kleinen elfenbeinernen Messer, ob die Wunde durch die Haut gekommen ist. Ist dieses nicht, so schneidet er entweder so nochmal, oder, welches sicherer ist, faßt die Haut auf der eingeschnittenen Stelle mit zwey Fingern zusammen, und schneidet sie durch, denn die Wunde muß nothwendig durch die Haut gehen, aber wenn es zu verhüten ist, nicht ins Fleisch kommen. Ist die Wunde durch die Haut, so läßt man sie ausbluten, und verrichtet unter dieser Zeit eben beschriebene Operation an dem übrigen zur Inoculation bestimmten Vieh.

Endlich kehrt man zu dem zuerst operirten Haupt Vieh zurück, streichet das in der Wunde etwa noch hängende Blut mit einem elfenbeinernen Messer, oder einem als Messerklinge geschnittenē harten, und polirten Holz rein heraus, und nimmt nunmehro das Papier, worin die Seuche befindlich, aus dem Hafen zur Hand. Von dieser schneidet man einen Faden etwa einen oder zwey Zoll lang mit einer kleinen Scheere ab, nimmt solchen zwischen den Daumen und Vorderfinger der linken Hand auf der einen Spitze, und hütet sich, so viel möglich, die Feuchtigkeit aus demselben herauszudrücken.

Mit der rechten Hand öffnet man, vermittelst des vorbeschriebenen elfenbeinernen, oder hölzernen Messers die Wunde, legt den Faden hinein, und bemühet sich vermittelst einer kleinen Sonde auch die noch etwa heraushangende Enden hinein zu bringen, so daß von dem Faden nichts zu sehen bleibt, und alsdann wird die Wunde auf folgende Art zugemacht.

Man streicht zuvor auf starker Leinwand englisches Heftpflaster, oder auch nur simples Pech, ohngefähr ein Rokkenkorn dick. Dies Pflaster wird nachher in lauter Striemen, einen halben Zoll breit, und zwey Zoll lang geschnitten, und zum Gebrauch zur Hand gehalten. Ist nun vorbeschriebenermaaßen der Seuchfaden in die Wunde gebracht, so hat man ein Licht in einer Leuchte zur Hand, hält daran einen der vorbeschriebenen Pflasterstriemen, daß er warm und das Pflaster weich werde, alsdann klebt man ihn queer über die Wunde, und macht es mit zwey solcher Striemen eben so, bis die Wunde völlig geschlossen ist, hierauf wird das Vieh in einem Stall, oder wie hier in Hütten, die an abgelegenen Orten erbauet worden, angebunden, damit es die Wunde durch Scheuren oder Lecken nicht öffnen könne, und muß so bis in den dritten Tag stehen. Findet man, daß in dieser Zeit hie und da ein Pflaster abgefallen ist, so muß derjenige, der darauf sieht, solches sogleich wieder auflegen, nach dieser Zeit aber bekümmert man sich so sehr nicht mehr darum,

weil

weil die Seuche vermuthlich schon gefangen hat, und ist im Sommer das Vieh hieselbst nach dem dritten Tag losgelassen, und des Tages im Grase gehütet worden. Im Winter, und ehe man es losgelassen, wird es ordentlich, doch mäßig gefuttert, und des Tages zwey mal getränkt.

§. 7. Dies dauert fort bis zum sechsten Tag nach der Inoculation, alsdenn ist es Zeit die Wunde zu öffnen, und die Seuche heraus zu nehmen.

Weil die Wunden dem Vieh alsdann schon stark schmerzen, so bringt man eins nach dem andern, in dazu von Pfählen und Schlete gemachte Zwänger, oder Nothställe, öffnet alsdann die Wunde, drückt den darin befindlichen Eiter stark aus, und suchet den Faden heraus zu nehmen.

Zur fernern Reinigung wirft man in etwa eine Kanne fließenden Wassers eine Hand voll ungelöschten Kalk, der zu Grunde fällt, und worüber das Wasser klar zu stehen kommt. Mit diesem klaren ohne Kalk vermischten Wasser nun wäschet man die Wunde, nach vorher geschehener Ausdrückung, vermittelst eines weichen Lappens rein aus, und dies muß täglich zwey mal geschehen, so lange die Wunden nicht heilen.

Cap. 3.

Beobachtungen bey der Seuche, und den in solcher das Vieh treffenden Zufällen.

§. 8. Am siebenten, achten, oder neunten Tage äußern sich schon Spuren der Krankheit, das Vieh fängt an zu husten, gehet traurig, und will nicht recht mehr fressen, alsdann muß es, wenn es herum gegangen, wieder eingezogen und angebunden werden. So lange es frißt, wird es mäßig gefuttert, und des Tages zwey bis drey mal, doch nur in geringer Quantität von einer Kanne reinen Wassers, getränket. Will es gar nicht fressen, so gießt man ihnen des Tages wohl ein bis zwey Pott süsse Milch, doch nicht mit einmal, zum Unterhalt des Lebens ein, weiter bedarf es nichts.

Hier ist alsdann die genaueste Beobachtung der Wärter auf die das Vieh bey der Krankheit treffenden Zufälle nothwendig.

Diese sind

1) daß es gar nicht oder zu hart mistet.

2) Daß es zu dünne mistet, und gleichsam an der Ruhr umfällt.

3) Daß es nicht uriniren kann.

4) Daß ihm der Hals inflammiret wird, es auch wohl ein Geschwür an der Kehle bekommt.

Um die beyden ersten Fälle zu bemerken, muß das Vieh Morgens und Abends trocken gestreuet werden, damit man sehe, ob, und wie solches miste.

Der dritte Fall läßt sich durch genaue Aufsicht, und an dem Bängen des Viehes, und der vierte durch den Augenschein hinlänglich bemerken.

§. 9. Bey diesen Zufällen müssen ohne Verzug folgende Mittel als bisher durch die Erfahrung bewährt gefunden, angewandt werden.

Ad 1. Wird dem Haupt Vieh Ein Pott oder Quartier warm gemachtes Bier mit $\frac{1}{8}$ Quartier reinen weißen Thran vermischt gegeben, man nimmt auch wohl statt des Biers den Barm oder das letzte von der Tonne, welches noch bessere Wirkung thut. Dies muß wiederholt werden, wenn es nicht nach einigen Stunden wirkt, und will es noch nicht, giebt man ihm drey Löffel voll Leinöl, und wiederholt auch dies nach einigen Stunden.

Ferner hat man auch mit dem besten Erfolg, vermittelst großer Clystiersprützen dem Vieh ordentliche Clystiere, von Sehm, Kräutern, Salz, und statt des Fettes mit Thran vermischt, beygebracht.

Ad 2. Wird dem Vieh ein Decoct von Rockenmehl im Wasser zur Substanz eines Breyes gekocht gegeben, und zwar in Quantität eines Quartiers auf einmal. Ferner ist die Wurzel, von den Botanicis Radix Tormentilla genannt, hier mit großem Nutzen gebraucht, und dem Vieh eine Hand voll davon mit dem Kraut eingegeben worden, obgleich man glaubt, daß die Wurzel allein die Wirkung thut.

Ad 3. Giebt man einem großen Haupt Vieh Ein Viertel Quartier reines Baumöl, mit Einem Viertel Kornbranntewein vermischt, und wiederholt solches nach fünf oder sechs Stunden bis es hilft. Auch hat man dem Ochsen grüne Seife in den Dop gebracht, und ihm ein Qualmbad von Tremsen und Flederblumen in Wasser gekocht gebraucht.

Bey einer Kuh gebraucht man die grüne Seife folgendermaaßen. Man bewindet einen kleinen Stock mit weicher Leinewand, beschmiert solchen mit grüner Seife, und bringt diesen Stock in das Geburtsglied der Kuh.

Auch hat man das bey einem Menschen anwendliche chirurgische Instrument Catheter genannt, nach Proportion des Viehes vergrößert, mit Nutzen gebraucht.

Ad 4. Hat man bisher noch kein recht wirksames Mittel ausfinden können. Der Halsschaden findet sich gemeiniglich erst ein, wenn das Vieh schon die Seuche überstanden zu haben scheint, und die meisten, die dies Accidens betroffen hat, sind daran crepirt. Man hat ihnen warme Umschläge von Hopfen und Honig mit Bier gefeuchtet gemacht, die den Geschwulst zu vertheilen schienen, aber doch nur wenig damit gerettet. Das beste ist, daß dieser Zufall nur selten eintritt. Ein wenig süße Milch kann man ihnen auch zuweilen eingießen, um damit den Hals zu reinigen.

Wäre es möglich, das Geschwür durch eine Incision auswärts zu ziehen, und die schlimme Materie dadurch abzuführen, so möchte dies wohl am wirksamsten seyn. Weil aber die harte Dröse gemeiniglich an der Kehle liegt, so hat man solches aus Besorgniß, dem Vieh zu nahe zu kommen, und schädlich zu werden, bisher nicht wagen wollen.

Cap. 4.

Beobachtungen nach überstandener Seu-

Seuche, und wenn sich das Vieh zu bessern anfängt.

§. 10. Beym richtigen und ordentlichen Gebrauch dieser Mittel kömmt das mehreste Vieh durch, ja man hat oft von zwanzig und mehreren, nicht Ein Haupt verloren, nur muß man noch folgendes nachher genau beobachten.

Nach drey oder vier Tagen der heftigsten Krankheit, fängt das Vieh wieder an zu fressen, hat aber die mehrste Zeit noch weit größere Lust zum Saufen, alsdann muß es nur mäßig gefüttert und noch mäßiger getränkt werden. Man giebt ihm lieber öfter, aber nur in geringer Quantität, etwa Einer Kanne Wassers, zu trinken, und dies muß nach acht bis zehn Tagen beobachtet werden, ehe man ihm wenigstens im Trinken seinen freyen Willen läßt, alsdenn aber ist weiter keine Vorsicht nöthig.

Cap. 5.

Enthält einige noch für dienlich erachtete Anmerkungen.

Anmerkung 1. Auf diese Art sind in den hiesigen Aemtern bey siebenzehn nach einander angestellten Versuchen 305 Häupter Vieh inoculirt, und davon nur 57 Stück gestorben, mithin 248 Stück durchgeseucht. Die Zahl der gestürzten würde noch geringer ausgefallen seyn, wenn man auch hier nicht durch Erfahrung hätte klug werden müssen. Denn dies weiß man nunmehro gewiß, daß durch nicht genugsam beobachtete Vorsicht, und andere äußere Umstände, als Veränderung der Weide vor der Inoculation, über zwanzig Häupter darauf gegangen sind.

Anmerkung 2. Diese eingeimpfte Seuche steckt auch, doch nur sehr langsam, an; dabey hat man nun auch schon zwey auffallende Beyspiele, eins auf dem hiesigen Amtshofe Glambeck, und das zweyte auf dem Pachthofe Wolken, daß die Seuche dieselbe, und unverändert gut bleibt. Denn am ersten Orte ist von an solcher erkrankten Häuptern, welches noch größtentheils trächtige Kühe waren, nur Ein Haupt crepirt, und am letzten Orte sind die drey erst erkrankten Häupter gleichfalls durchgeseucht, und die übrigen geben annoch den besten Anschein. Eine in der Wahrheit begründete sehr wichtige Anmerkung.

Anmerkung 3. Noch ist dem Publico der Zweifel zu heben, ob die inoculirte Seuche das geseuchte Vieh für die natürliche Seuche bewahre, und das kann man demselben durch die bewährtesten Erfahrungen, als nunmehro ganz unbezweifelt versichern. Denn

1) ist sie der natürlichen Seuche in allen äußern Symtomatis gleich, und steckt auch, obgleich nur langsam, an.

2) Hat man an Orten, wo die natürliche Seuche gewüthet, Vieh, welches von dem an solcher erkrankten separirt gegangen, inoculirt, es ist durchgeseucht, und nachher von der natürlichen nicht angegriffen worden.

3) Hat man zu Prützen an der künst-

künstlichen Seuche krank gewesenes Vieh zum zweyten mal mit der bösartigsten Seuche inoculirt, und es ist gesund geblieben.

4) Hat man von hieraus den Versuch gemacht, daß man zwey von der inoculirten Seuche gewesene Häupter, in eine der schlimmartigsten natürlichen Seuchen gedruckt hat, woselbst von vierzig Häuptern ein und dreyßig gestürzt sind: sie haben vier Wochen beständig unter diesem Vieh gestanden, und sind von allem Uebel unangefochten geblieben.

Anmerkung 4. Endlich lasse man es sich nicht irre machen, wenn einige Häupter von der inoculirten Seuche gar zu leichte genesen. Man findet zuweilen, daß sie nur ein wenig husten, und gar nicht zu fressen aufhören, dem ohngeachtet sind sie durchgeseucht, und es hat sie bey der wiederholten Inoculation nichts angefochten: dasselbe geschieht auch bey der natürlichen Seuche. Man reibe ihnen allenfalls nur, wenn sie nicht krank werden wollen, den Ausfluß von andern in die Nase, und sey alsdann sicher, daß sie wirklich geseucht sind.

Die Fortsetzung folgt.

Preisfragen der Churfürstl. Akademie der Wissenschaften zu Mannheim.

Auf das Jahr 1779.

In animalibus fulmine, vel naturali vel artificiali, percussis caussam mortis indubiis observationibus & experimentis definire.

Auf das Jahr 1780.

I. Quæritur de rationibus geographicis, ad quas institutæ ac descriptæ sunt in Angaria & Westphalia Diœceses episcopales, quarum potissimum fines accurate investigandi, docendi & ad statum geographico-politicum, secundum pagos illius ævi, reducendi sunt.

II. De summis S. R. I. officiis quatuor secularibus, vulgo Archiofficiis, quomodo & quando facta sint hereditaria archiprincipatibus, quibus Aureæ Bullæ sanctione adhuc inhærent.

Die Beantwortungen müssen in benannten Jahren vor dem Erntemonate an den beständigen Secretarius der Akademie, Hrn. Hofrath Lamey, eingeschickt werden. Man hat die Freyheit, in lateinischer, deutscher oder französischer Sprache zu schreiben. Der gewöhnliche Preis, auf eine jede dieser Fragen, ist eine goldene Denkmünze von funfzig Ducaten.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Freytag, den 6ten November 1778.

Der Wind.

Die Luft ist das nützlichste, das unentbehrlichste Geschöpf für alles was Wachsthum und Leben hat. Der Mensch und das Thier überhaupt, so bald es ans Tageslicht gekommen, kann nur wenige Augenblicke, ohne sie einzuathmen, leben, und die Pflanzen und Gewächse haben, wie Malpighius und Grew entdeckt haben, sowohl ihre Luft- als Saftröhren. Sie athmen vermittelst jener, so zu sagen, die Luft ein, und duften sie wieder aus, welches uns der Geruch ihrer Blüten bemerklich macht. Allein sie würde ohne ihre Bewegung, welche, wenn sie merklich ist, Wind genannt wird, diesen Nutzen wo nicht ganz, doch größtentheils verlieren, sie würde, wie stillstehendes Wasser, in Corruption gehen, und diese ihre schädliche Eigenschaft den Körpern, welche sie umgiebt, und in welche sie dringt, mittheilen. Denn die Bewegung ist der Luft so wenig eigenthümlich, als dem Wasser, nur ihre Leichtigkeit in Relation gegen andere Körper macht, daß sie solche so leicht annimmt, und diese ihre Bewegung rührt allemal von andern äußerlichen Ursachen her.

Die Bewegung der Luft, oder der Wind, verhindert aber nicht nur ihre Corruption, sondern reiniget solche auch von faulen und schädlichen Dünsten, welche aus der Erde, aus Sümpfen, Morästen, verfaulten Körpern, aufsteigen, und Seuchen und Tod über die lebenden Geschöpfe bringen würden. Der Wind sammelt auch die aus dem Meere aufsteigenden wässerigen Ausdünstungen in Wolken, und führt sie über alle Länder des festen Erdbodens, wo sie in Regen und Schnee verwandelt denselben überall Wachsthum und Gedeihen mittheilen, und Quellen und Flüsse, daß sie nicht versiegen, unterhalten. Denn würden nicht die Dämpfe der Meere gerade in die Höhe steigen und senkrecht, wenn kein Wind wäre, wieder darein zurück fallen müssen? Der Wind führt kalten Ländern aus warmen Ländern Wärme, und den letztern aus den erstern eine erquickende Abkühlung im Sommer, und Frost im Winter zu. Er theilet den Ueberfluß wässeriger Lufttheilchen,

chen, welche die Atmosphäre wasserreicher Länder erfüllen, der zu trocknen Luft dürrer Länder mit, und unterhält gleichsam eine verhältnißmäßige Mischung von Kälte und Wärme, von Trockniß und Feuchtigkeit in der Luft, welche unsern Erdkreis umgiebt.

Was für einen wohlthätigen Einfluß überdem die Bewegung der Luft auf die Gesundheit und Stärke der Gewächse und des thierischen Körpers habe, davon können wir uns überzeugen, wenn wir den kränklichen Zustand einer Blume, welche in einem verschlossenen Zimmer, oder eines Menschen, der nie aus der Stube kommt, und ängstlich verhütet, je an die freye Luft zu kommen, gegen den gesunden Zustand andrer, die derselben ausgesetzt sind, halten. Es mag auch diese Bewegung der Luft dann und wann bis zum Sturme zunehmen, und hie und da Schaden verursachen, kann solcher wohl in einige Berechnung gegen den allgemeinen Nutzen des Windes kommen a)?

Ist der Wind eine merkliche Bewegung der Luft, so setzt eine gründliche Kenntniß von jenem die Kenntniß von dieser voraus. Wer wird sich aber rühmen können, daß er dies unsichtbare Element, das noch dazu eben so wenig, als die übrigen Elemente, irgend an einem Orte rein und ohne Beymischung fremder Theile anzutreffen ist, genau kenne? Wollen wir auch nicht, wie an einem Orte in den Hallischen Observationen b) behauptet wird, zugestehen, daß die Philosophen bis jetzt nicht wüßten, was die Luft sey, so müssen wir uns doch nicht schämen, mit dem du Hamel c) und vielen andern großen Männern unsere Schwäche in gründlicher Kenntniß der Luft zu bekennen. Um wie viel weniger ist uns also ihre Bewegung, der Wind, was ihn entstehen macht, was ihm diese oder jene Richtung giebt, was ihn solche in kurzer oder längerer Zeit abzuändern nöthigt u. s. w. genau bekannt. Es wird also wohl eine ewige Wahrheit bleiben: Der Wind bläset, wo er will, du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt.

Wie fruchtlos würde daher nicht der Versuch seyn, eine vollständige Theorie der Winde zu liefern. Hätten wir aber das, was man in verschiedenen Weltgegenden von dem Striche und der Abwechselung bemerkt hat, in einer Folge, und wäre diese Folge genau, und erstreckte sich so weit, daß man gleichsam mit Einem Blick übersehen könnte, was die Veränderungen der Luft in jedem Lande zu Wege bringe, so würde man ohne Zweifel die Stuffe der Kenntniß, von welcher wir noch so weit entfernt sind, erreichen, und zu einer Lehrart gelangen, nach

a) Siehe des Herrn von Wolf Gedanken von der Absicht natürlicher Dinge, P. 2. c. 3. wie auch dessen Gedanken von den Wirkungen der Natur. §. 205.

b) Observation. Hallens. T. 5. observat. 3.

c) *Du Hamel* in Physica general. Tr. 1. c. 3.

nach welcher man die verschiedenen Beschaffenheiten des Himmels und der Witterung vorher sehen, und zum voraus sagen könnte. Es ist aber noch nicht lange genug her, daß man, wie die Natur durch die Luft wirkt, bemerkt hat, und noch eine kürzere Zeit ist es, daß diese Bemerkung mit Fleiß angestellt worden. Vielleicht würde es auch noch sehr lange währen, ehe man das, was aus allen solchen Bemerkungen herauskömmt, anzuwenden weiß, welches doch das einzige Mittel für uns ist, zu einer gewissern Erkenntniß in dieser Sache zu kommen d). Die Seewinde sind weit ordentlicher, und beständiger als die Landwinde, daher hat man es in der Kenntniß jener, mithin in der Schiffahrt viel weiter gebracht, als in der Kenntniß der Landwinde und der davon herrührenden Abwechselungen der Witterung, welche Kenntniß dem Landmann doch so nützlich seyn würde.

Die Eigenschaften der Luft, welche sie der Bewegung fähig machen, sind vor andern 1) daß sie sich verdünnen, und ausdehnen, 2) daß sie sich zusammen drücken läßt, und 3) ihre Schnellkraft oder Elasticität, nach welcher sie sich, wenn sie zusammen gedrückt wird, wieder auszudehnen trachtet, und nach gehobenem Widerstande wirklich wieder ausdehnt. Daß die Luft sich ausdehnen, und einen größern Raum erfüllen könne, das beweist eine nicht aufgeblasene an ihrem Halse zugebundene Blase, welche, wenn sie an die Sonne, oder zu einem warmen Ofen gebracht wird, nach und nach, indem sich die darin verschlossene wenige Luft durch die Wärme ausdehnt, als wenn sie aufgeblasen wäre, aufschwellen wird. Eben diese Ausdehnung einer schlaffen zugebundenen Blase erfolgt, wenn sie unter die Glocke einer Luftpumpe gebracht, und der Glocke die Luft entzogen wird. Nicht weniger dehnt sich eine am Fuße eines Berges zugebundene Blase nach und nach aus, wenn man sie von der Ebene bis auf den Gipfel eines hohen Gebürges bringt. Daß sich die Luft zusammen drücken lasse, davon überzeugen uns die Windbüchsen, in deren Röhre sich eine solche Menge von Luft zusammen pressen läßt, die vermögend ist, eine so starke Wirkung hervorzubringen, als man mit diesem Instrument hervorbringen kann, so wie auch jene Blase, welche auf dem Berge ganz ausgedehnt ist, wieder zusammen fällt und runzlich wird, wenn man mit ihr den Berg wieder verläßt. Und **Varenius** e) behauptet, daß die Luft so zusammen gedrückt werden könne, daß sie kaum den sechszigsten Theil des vorigen Raums erfülle. Aus diesem Ausdehnen und Zusammenpressen der Luft folgt ihre Elasticität von selbst. Da nun weder eine Verdünnung, noch ein Zusammendrücken der Luft, ohne daß selbige be-

d) Herr von Buffon in der allgemeinen Historie der Natur I. Theil.
e) *Varenius* in Geographia generali. l. 12. c. 19.

wegt würde, geschehen kann, so muß nothwendig, es mag das eine oder das andere vorgehen, Wind entstehen, und überhaupt alle Ursachen, welche die Luft merklich ausdehnen, oder zusammen drücken, müssen Winde hervor bringen, die nach den Orten, wo die Ausdehnung, oder das Zusammendrücken am stärksten ist, allezeit entweder ab- oder zunehmen.

Wenn demnach ein Theil der Luft verdünnet wird, und eines größern Raums bedarf, so sucht sie die ihr benachbarte nicht verdünnte Luft aus dem Wege zu stoßen, sie bricht an einer Seite entweder gegen Mittag oder Abend, oder Morgen, oder Mitternacht, wo sie den schwächsten Widerstand findet, durch, die ihr weichende Luft stößt ebenfalls die, welche an sie gränzt, weiter fort, und dieser Strich des Windes gehet so weit fort, als die fortgestoßene Luft noch Stärke genug hat, die benachbarte Luft gleichfalls weiter zu treiben, und dauert so lange, bis eine andere Ursache diesen Windstrich ändert, und ihm eine andere Richtung giebt. Wir finden etwas ähnliches bey der Bewegung eines stillstehenden Wassers. Man werfe einen Stein in einen Teich, so wird von dem Orte, wo er hinein fällt, eine wallende Bewegung entstehen, eine Welle treibt die andere fort, sie werden aber immer schwächer, und hören endlich auf, weil die Kraft des Wurfs, welcher das Wasser in Bewegung setzte, bey Erregung jeder neuen Welle etwas verliert. Und wie diese Bewegung bey einem großen Teiche oder einem See nicht bis an alle Ufer fort geht, sondern eben dem Teiche an einem Orte durch einen schrägen Wurf von Norden gegen Süden eine Wellenwerfende Bewegung nach Süden hin, an einer andern entfernten Stelle durch einen dergleichen Wurf von Süden gegen Norden eine Bewegung in eben dieser Richtung nach Norden hin beygebracht werden kann, so gehet auch der Windstrich, der an einem Orte entsteht, nicht um den ganzen Erdboden, sondern wird nach und nach schwächer, oder durch den Windstrich, der an einem andern Orte entstanden, und mehrere Kraft hat, abgeändert. Und so geschieht es, daß wenn in einer Gegend der Nordwind heulet, in einer andern liebliche Zephirs spielen.

Die Verdünnung der Luft geschieht durch die Hitze. Wir sehen solches nicht nur bey dem angeführten Exempel einer an die Sonne gelegten, oder zum warmen Ofen gebrachten Blase, sondern auch bey jedem Feuer, wobey wir immer Wind bemerken werden. Wenn das Feuer in einem Camine oder Windofen die verdünnte Luft zum Rauchfange hinaus jägt, so dringt sogleich die nächste Luft wieder hinzu, und verursacht einen Windzug, welcher noch merklicher wird, wenn die äußere Luft durch die Eröffnung eines Fensters oder der Thür des Gemachs frey ein- und zum Feuer dringen kann. Aus gleichem Grunde wird man bey Anzündung eines Haufens Queken oder Stro-

Strohes auf dem Felde Wind verspüren, und man irret sich, wenn man den Wind der mit dem Feuer vergesellschaftet ist, für Ausdünstungen der brennenden Materie hält. Da nun die Sonnenstrahlen die Luft merklich verdünnen, so wird man gemeiniglich, wenn die Sonne über den Horizont hervortritt, und ihre Strahlen nicht durch dicke Wolken aufgehalten, und zurückgeworfen werden, mehr Wind verspüren, als den übrigen Theil des Tages. Da auch diese Verdünnung, welche die Sonnenhitze nach und nach von Morgen gegen Abend in dem Luftkreise verursacht, zwischen den Wendezirkeln, wo die Sonne den Scheitelpunkt einnimmt, am stärksten ist, so entsteht daher der Ostwind, welcher in diesem Erdstriche beständig herrscht. Noch eine stärkere Verdünnung der Luft, als durch die Hitze der Sonne, verursachen Blitze und andere Entzündungen der Dünste, es sey in der obern Luft, oder in den feuerspeyenden Bergen, oder in den tiefsten Höhlen der Erde.

Das Zusammendrücken der Luft geschieht im Gegentheil durch die Kälte, und solches ist die zwote Ursache des Windes. Die Luft zieht sich vermittelst der Kälte zusammen, sie nimmt nicht mehr einen so weiten Raum ein, und die Luft zur Seite, welche diese Veränderung nicht gelitten, tritt in die ledige Stelle. Eine dritte Ursache des Windes sind die Ausdünstungen. Wenn solche in die Luft steigen, und sie schwerer machen, oder ihren Platz einnehmen, so kann ihr die leichtere Luft, welche solche Dünste nicht empfangen hat, nicht mehr das Gleichgewicht halten, sie muß jener weichen, und daraus eine Bewegung in der Luft entstehen. Weil nun das Wasser beständig, theils durch seine Bewegung, theils durch die Sonnenstrahlen erwärmt, ausdünstet, und das in Dünste aufgelösete Wasser einen viel größern Raum einnimmt, als da es noch Wasser war, so finden wir hier die Ursache, warum man auf dem Meere, auf und neben den Flüssen, mehr Wind, als auf dem Lande und fern vom Wasser antrifft. Eben so muß abermal Wind entstehen, wenn sich die schwerere Luft durch das Regnen wieder erleichtert, und mit der übrigen das vorige Gleichgewicht wieder erhält. An einigen Orten, als in dem südlichen Theile der Insel Candia und in der Landschaft Troada wehet der Wind schon, wenn es nur thauet, und die Luft den Raum, welchen der Thau ledig zurück läßt, wieder ausfüllt. Die Ausdünstungen sind auch der Grund, daß bey dem Schmelzen des Schnees und Eises Wind entstehet.

Daß aber wässerige Dünste Wind erregen, davon geben die Luftbälle, oder sogenannten Aeolopilen, einen in die Augen fallenden Beweis. Es sind hohle Kugeln von Kupfer oder Zinn, darin ein Loch, ohngefähr einer Linse groß, angebracht ist. Wenn man solche heiß gemacht, und dadurch die darin befindliche Luft aufs äußerste ver-

verdünnet hat, und sie dann in Wasser legt, so zieht sich die Luft in der Kugel so sehr wieder zusammen, daß sie nur etwas über die Hälfte des vorigen Raums einnimmt, da alsdann das Wasser in die Kugel hinein tritt, und den ledigen Raum erfüllt. Wenn man sie dann wieder zum Feuer legt, so fährt so viel Wind aus dem Loche der Kugel mit einem starken Geräusche heraus, daß man sie zum Blasebalge gebrauchen kann. Die Dünste welche die Sonne aufzieht, sind ebenfalls eine Ursache des Windes, der gemeiniglich ihren Aufgang zu begleiten pflegt.

Es verursachen aber die trockenen Ausdünstungen nicht so viel Wind, als die wässerigen. Dies wußte, wie der Jesuit **Dechales** f) anführt, der englische Admiral Digby sehr wohl. Als derselbe mit einer Flotte aus Aegypten zurück kehren wollte, so war seine Meynung, man müsse nicht an der Küste von Aegypten, Barcan und der Barbarey hinfahren, weil diese sandigen trockenen Länder keinen Wind zeugten, sondern es würde besser seyn, wenn sie gerade nordwärts weiter aufs Meer segelten. Er wurde überstimmet, man wählte den ersten Weg, fand aber in der That, daß er recht geurtheilt hatte. Sind die Ausdünstungen in Wolken gesammelt, so macht dieser ihr Druck auf die untere Luft, und daß sie vom Winde getrieben, die Luft oft mit Schnelligkeit durchschneiden, und solche zur Seite stoßen, noch stärkern Wind. Dieser verhindert, wenn er eine gewisse Stärke hat, daß die Dünste nicht in Regen herunter fallen, wird er schwach, so entledigen sich die Wolken ihrer Wasserlast, aber das Regnen selbst gebieret neuen Wind, indem die Luft in den Platz, welchen die Regentropfen leer zurück lassen, wieder eindringt. Nicht alle Wolken enthalten so viel Feuchtigkeit in sich, daß sie Regen verursachen müßten, und die man eben nicht uneigentlich Windwolken nennen könnte. Man kann sie sich als eine Sammlung kleiner Luftbläsgen, die den Wasserblasen gleichen, vorstellen, welche man bisweilen bey einem warmen stillen Regen entstehen sieht. Wenn diese Windbläsgen in der Wolke, entweder von der Sonne erhitzt, und ausgedehnt, oder von der äußern Luft zusammen gedrückt, zerspringen, so verschwindet die Wolke nach und nach am Horizont.

Die anziehende Kraft der Sonne und des Mondes hat wohl einige Wirkung auf den Luftkreis, und setzt freylich die Luft in einige Bewegung, welche mit der Ebbe und Fluth des Meers eine Gleichheit hat, allein diese Bewegung ist unmerklich, und heißt nichts, wenn man sie gegen die Bewegung der Luft hält, welche von ihrer Verdünnung durch die Sonnenhitze hervorgebracht wird, und man muß nicht glauben, daß die Luft deswegen, weil sie eine Schnellkraft hat, und auf acht bis neun hundert mal leich-

f) *Dechales* l'art de naviger l. 27. proposit. 21.

leichter, als Wasser ist, durch das Wirken des Monds, der der Erde am nächsten ist, auf eine sehr merkliche Art bewegt werde. Denn man wird bey wenigem Nachdenken, sagt der Herr von Büffon an dem angeführten Orte, finden, daß diese Bewegung fast nicht stärker seyn kann als diejenige, welche am Seewasser bey Ebbe und Fluth geschieht. Ein Meer von Wasser, oder einer andern flüßigen Materie, welche man sich vorstellen will, fügt dieser große Naturkündiger hinzu, wird in gleicher Entfernung vom Meere genommen, fast von gleicher Bewegung seyn, weil die Kraft, wodurch diese Bewegung hervorgebracht wird, die Materie durchdringt, und mit der Quantität derselben ein Ebenmaaß hat. Es würde also ein Meer von Wasser, Luft, Quecksilber ꝛc. durch das Wirken der Sonne oder des Monds zu einer fast gleichen Höhe getrieben werden, und daraus ersehe man, daß eine Bewegung, welche die anziehende Kraft der Gestirne in dem Luftkreise erregen kann, zur Hervorbringung einer großen Wallung nicht stark genug sey. Endlich erregt auch Ebbe und Fluth einigen Wind, der aber nur wenig Stunden dauert.

So verursachen demnach die Verdünnung und das Zusammendrücken der Luft, die Ausdünstungen der Erde und des Meers, die Entzündungen, welche in der obern Luft, oder in dem Innern der Erde vorgehen, der Druck der Wolken, die Auflösung der Dünste in Thau und Regen, das Schmelzen des Eises und Schnees, nebst Ebbe und Fluth Winde, oder Bewegungen im Luftkreise, und eine jede dieser Ursachen bringt nach Verschiedenheit ihrer Vereinigung verschiedene Wirkungen hervor. Es können aber doch noch andere uns unbekannte Ursachen seyn, und sind es vermuthlich auch, welche Winde erzeugen. So veränderlich auch die Winde sind, so hat die Erfahrung doch allgemeine Anmerkungen gegeben, worauf sich die Geschichte der Winde, an welche sich der berühmte Baco von Verulamio zuerst gewagt hat, gründet, welche in der Schiffahrt von einem so großen Nutzen ist, und es nicht weniger in der Landwirthschaft seyn würde, wenn die Landwinde nicht so veränderlich wären, und man von ihnen eben so viel allgemeine Bemerkungen, als von Seewinden hätte. In Ermanglung solcher richtigen Bemerkungen hat man den Landleuten viel abgeschmacktes und thörigtes Zeug für wahre Erfahrung verkaufen wollen, als z. E. daß Erbsen bey Ost- und Westwinde gesäet, wohl gerathen, aber während des Nordwindes in die Erde gebracht, harte Hülsen geben, daß der Weizen bey Nord- und Westwinde, Rocken und Haber ebenfalls bey Nordwinde, und die Gerste bey Ost- und Westwinde ausgesäet, am besten gedeyen sollen.

Der Wind ist wie die Luft, denn er ist nichts anders, als Luft, an sich weder warm noch kalt, weder trocken noch feucht, sondern hat diese Beschaf-

schaffenheit von der Gegend, woher er kommt, und von den fremden Theilchen, die sich der Luft beymischen. Einige Jahre haben mehr Wind, andere mehr Regen, nachdem die von der Sonne aufgezogenen Dünste mehr trocken, als wässerig sind, und nachdem letztere entweder in unserm Erdstriche niederfallen, oder durch den Wind einer andern Weltgegend zugeführt werden. Bey uns ist der Ostwind, weil er über ungeheure Strecken festen Landes und dürre Steppen oder Wüsten, von welchen er keine starken Dünste empfangen kann, aus China, der großen Tartarey, Rußland und Pohlen zu uns kommt, trocken, und gewöhnlich von schönem Wetter begleitet. Den Südwind schicken uns warme Länder zu, unterwegens wird er von den Ausdünstungen des mittelländischen Meers geschwängert, und ist daher sowohl warm, als feucht und regenhaft. Der Westwind hat, weil wir ihn von dem atlantischen Meere her haben, viele wässerige Dünste und eine gemäßigte Kälte. Der Nordwind kann, da er aus Gegenden kömmt, die entweder nie, oder doch nur kurze Zeit von Eise und Schnee rein sind, nicht anders als kalt seyn. Seine Kälte ist des Winters desto größer, weil jene Länder dann eine Nacht von einigen Monaten haben, mithin die Atmosphäre daselbst alsdann von der Sonne nicht erwärmt wird. Im Sommer haben sie einen eben so langen Tag, als sie vorher Nacht gehabt. Dann erwärmt der anhaltende Sonnenschein den Luftkreis um desto mehr, so daß der Nordwind, wenn er in den Hundestagen sich erhebt, eine erquickende Kühlung, die so erwünschten Etesien, giebt. Dieser Wind ist, ohnerachtet er über die Ostsee streichet, trocken; denn eines theils ist solche nicht groß, andern theils ist sie zu weit gegen Norden, als daß da die Ausdünstungen so stark als auf andern nicht so weit von der Sonnenstraße entfernten Meeren seyn könnten, und überdem fallen die Ausdünstungen den Winter über, da diese See mit Eis belegt ist, weg.

Die Mittelwinde, als Nordost, Südost und Südwest, participiren von den Eigenschaften der Hauptwinde, zwischen welchen sie ihren Strich haben. Allein der Nordwestwind, den wir von Terreneuve in Amerika und den dasigen fast unaufhörlich mit dicken Nebeln bedeckten Bänken und von der uns so nahen Nordsee haben, bringt uns fast beständig Regen, und kaum hat ein Gewölke das er uns von daher mitbringt, sich des Regens entledigt, als er wieder ein zweytes, ein drittes u. s. w. herzuführt. Weil diese Wolken aber ihre schwere Last von der Küste an bis über unsere Gegenden hinaus gemeiniglich schon ganz ausschütten, so ist dieser Nordwestwind weiter hin in Obersachsen und dem obern Deutschland nicht mehr so regenhaft, als bey uns.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Montag, den 9ten November 1778.

Schluß des Aufsatzes vom Winde.

Der Südwind ist der leichteste Wind, denn er führt uns die durch die Hitze der südlichen Länder am meisten verdünnte Luft zu. Den nächsten Grad der Schwere nach ihm hat der Ostwind, welcher eine minder ausgedehnte Luft ist. Weil er aber nicht über Meer herfährt, so ist er nicht so schwer als der Westwind. Der Nordwind bringt uns die durch die Kälte am meisten zusammen gedrückte, mithin die schwereste Luft. Dieser Unterschied der Schwere ist der Grund, warum der Barometer bey gleich heiterm und schönem Wetter den niedrigsten Grad bey Südwinde, einen höhern bey Ostwinde, einen noch höhern bey Westwinde und den höchsten bey Nordwinde anzeigt. Und hieraus folgt, wie wenig sicher man aus dem Stande des Barometers, aus seinem Steigen und Fallen, auf die künftige Witterung schließe, wenn man nicht zugleich Rücksicht auf den Wind hat, welcher alsdann wehet.

Im Frühjahr und Herbst giebt es mehr Wind, als in den übrigen Jahrszeiten. Zu den Frühlingswinden trägt sowohl das Schmelzen des Schnees, als die zunehmende Verdünnung der Luft durch die sich immer mehr nähernde Sonne, und zu den Herbstwinden sowohl die bey der Entfernung dieses Gestirns wieder eintretende Verdikkung der Luft, als auch die Auflösung der Dünste des Sommers, die bey solcher Verdickung im Herbst in Regen verwandelt herunter fallen, das Ihrige bey. Denn so bald die größte Hitze gegen das Ende der Hundestage vorüber ist, so fängt die Luft wieder an, sich zu verdicken und Wind zu erregen. Dann heißt es bey den Landleuten, der Wind wehet über die Haberstoppeln. Ferner sind die Fluthen im Frühlinge und Herbst am stärksten, mithin auch die dadurch erregten Winde. Hiezu kommt, daß die von der Sonne und dem Monde herrührende Bewegung in der Luft, wodurch gleichsam Ebbe und Fluth im Luftkreise entsteht, um die beyden Zeiten, wenn Tag und Nacht gleich sind, am stärksten ist. Und endlich kann Hitze und Kälte, oder Kälte und Hitze nicht ohne merkliche Vermehrung oder Minderung

rung des Umfanges der Luft abwechseln, welches allein starke Winde verursachen muß. Auch hat der Winter mehr und stärkern Wind, als der Sommer. In diesem giebt es Windstillen, die oft viele Tage anhalten, in jenem aber sind sie, wenn es einige darin giebt, weit kürzer. Denn wenn die Luft im Sommer einmal durchaus verdünnet ist, so ist sie nicht so stark, als die verdickte Luft des Winters. Hiernächst steigen die Dünste im Sommer weit höher, als im Winter, ihr Druck und die daher entstehende Bewegung in der Luft äußern sich daher mehr nahe an der Erde, als in der obern Region der Luft. Oft bemerkt man an den Wetterhähnen, welche in ungleicher Höhe stehen, und an dem Laufe der Wolken, daß in der obern Region der Luft ein anderer Wind, als in der untern herrscht, und man sieht ein Gewölke diesen, ein anderes, das höher, oder niedriger daher fährt, jenen Weg, bisweilen auch das eine dem andern gerade entgegen ziehen. Diese widrige Bewegung dauert selten lange. Der stärkere Wind stößt den schwächern zurück, und reißt ihn mit sich fort. Je stärker die Wolke ist, desto stärker ist der Wind, welcher sie in der Luft schwebend erhält und forttreibt. Daher weicht der gemeine Wind dem stärkern Winde der Gewitterwolke, wenn diese sich jenem entgegen bewegt.

In der Höhe sind die Winde heftiger, als auf der Ebene, und je höher man kommt, je stärker wird der Wind, bis man die ordentliche Höhe der Wolken erreicht, welche etwa den dritten bis vierten Theil einer Meile in senkrechter Höhe ausmacht. Höher hinauf ist der Himmel gemeiniglich, wenigstens des Sommers, heiter, und der Wind nimmt wieder ab. Einige behaupten, daß auf den Spitzen der höchsten Berge gar kein Wind sey. Da aber solche mit Eis und Schnee belegt sind, so läßt sich natürlicher Weise wohl nicht anders gedenken, als daß diese hohe Luftgegend sowohl beym Schneyen, als beym Schmelzen des Schnees, vom Winde bewegt werde.

Man muß einen Unterschied unter Land- und Seewinden machen. Erfahrne Seeleute sollen beyde wohl von einander zu unterscheiden wissen, und man sagt, Americus Vespucius habe vermittelst dieser Kenntniß Amerika entdeckt, indem er aus der Beschaffenheit des Windes, welchen er auf dortigen Meeren antraf, geschlossen habe, daß solcher von einem nicht weit entfernt seyenden festen Lande herkommen müsse. Die Seewinde wehen stärker und beständiger, als die Landwinde, wechseln weniger ab, und gehen richtiger; denn auf der See, als auf einem freyen offenen Raum, stehet ihrem Gange nichts im Wege, da hingegen auf dem Lande Gebürge, Wälder, Städte &c. den Winden hinderlich sind, und machen, daß nicht nur ihr Strich verändert, sondern auch oft durch das Zurückschlagen von den Gebürgen, worauf sie stoßen, ein dem er-

ersten ganz entgegen stehender Wind erregt wird. Wenn auch die Landwinde bisweilen heftig sind, so giebt es doch Augenblicke, wo sie nachlassen, und zuweilen gar ruhen. Bey den Seewinden aber gehet der Luftstrom beständig ununterbrochen fort. An vielen Orten bemerkt man Winde, welche des Tages vom Lande, und des Nachts von der See her wehen.

Die Winde sind ferner entweder veränderlich, oder unveränderlich. Letztere sind wieder von zweyerley Art, entweder verändern sie fast niemals, oder selten ihren Strich, oder ihre Abwechselungen sind periodisch, und stellen sich immer zu gewissen Zeiten ein, man nennet sie Passatwinde. Bey uns ist nichts veränderlicher, als Stärke und Richtung des Windes, in andern Ländern ist diese Veränderung so groß nicht. Diese Unrichtigkeit der Landwinde verursachen nicht nur, wie schon gesagt, die Gebürge, nach deren Umfange, Höhe und Lage sich der Wind richten muß, sondern die Gebürge erzeugen auch selbst, wenn der Schnee auf selbigen zu Wasser wird, Winde, welche nach Verschiedenheit der Ursachen entweder beständig, oder veränderlich sind. Wenn ferner Dünste an den Bergen hängen bleiben, und sich häufen, so verursachen solche Winde, die in allen Weltgegenden anzutreffen, und so veränderlich sind, als die Erdfläche uneben ist. So verursacht das Schmelzen des Schnees auf den Thracischen Gebürgen in Macedonien, Griechenland, und auf dem ägäischen Meere bis nach Aegypten hin einen Nordwestwind, der gewöhnlich den Sommer durch anhält, und den Winter durch den Südostwind abgewechselt wird. Der Berg Libanon in Syrien, giebt dem mittelländischen Meere den Südostwind, das atlantische Gebürge in Afrika den Südwestwind, die Gebürge in Dauphiné den Nordwestwind, die Alpen den Nordwind, und die Pyrenäen den Nordwestwind.

Das feste Land ist aber nicht nur veränderlichen Winden unterworfen, sondern deren Wirkungen sind auch oft sehr sonderbar. Auf einem Berge in dem kleinen Königreiche Cachemire, das von dem caucasischen Gebürge umgeben ist, empfindet man schleunige Abwechselungen des Windes und der Witterung welche davon abhängt. In weniger als einer Stunde tritt man so zu reden aus dem Sommer in den Winter, welches von den sich entgegen gesetzten Winden, dem Nord- und Südwinde, herrührt. In der Indischen Halbinsel, welche das Gebürge Gate von Norden nach Süden theilt, ist es zu gleicher Zeit auf der einen Seite dieses Gebürges Sommer, wenn es auf der andern Winter ist, so daß auf der Küste Coromandel heitere und stille Luft, auf der von Malabar aber Kälte, Regen und Sturmwind anzutreffen; umgekehrt hat Malabar Sommer, wenn Coromandel Winter hat. Eben solcher Unterschied ist auf dem Vorgebürge Cosalgate in Arabien, auf dessen nördlicher

licher Meerseite es ganz stille ist, wenn es auf der südlichen heftig stürmet. Die Insel Ceylon hat in ihrem südlichen Theile das schönste Sommerwetter, wenn im westlichen Theile Winter und starke Winde hausen. Aegypten hat oft, aber nur auf sehr kurze Zeit, so heiße Südwinde, daß man kaum Luft schöpfen kann. Halten sie länger an, so verursachen sie ansteckende Krankheiten und Sterben. Eben dieser Wind, der Samum oder Samyel genannt wird, ist auf dem rothen Meere, in Arabien und Persien noch schrecklicher, erstickend und tödtlich. **Thevenot** sagt, daß er zu Balsora 1665 über 4000 Menschen getödtet hat. Er wüthet nicht anders als ein aus feurigen Dünsten entstehender Wirbelwind, und Niemand kommt davon, der von ihm ergriffen wird. Hingegen klagen die Portugiesen und Spanier über die Schädlichkeit eines sehr kalten Windes, den sie Gallego nennen, und der sich oft plötzlich von den Gebürgen in Gallicien und Asturien herab erhebt.

Der Ostwind herrscht zwischen den beyden Wendezirkeln fast ohne alle Abwechselung um den ganzen Erdboden. Er wird von vielen für eine Folge des täglichen Umdrehens der Erdkugel um ihre Achse gehalten, als welches eine stärkere und schnellere Bewegung unter und neben der Mittellinie, wo die Erdfläche von ihrer Achse am weitesten entfernt ist, machen müsse, als weiter nach den Polen hin, wo dieser Abstand immer geringer wird. Allein diese Meynung ist bloß scheinbar. Denn es ist leicht zu begreifen, daß die Luft von diesem Herumdrehen der Erdkugel keine sonderbare Bewegung erhalte, und daß, weil sich beydes Erde und Luftkreis zugleich herumdrehet, diese Bewegung eben so wenig im Luftkreise, als auf der Erdfläche zu bemerken seyn müsse. Ueberdem müßte dieser Ostwind, wenn er von der angegebenen Ursache herrühren sollte, nicht nur unter dem Aequator am stärksten seyn, sondern auch auf beyden Seiten desselben eine gleiche Breite einnehmen, und in solcher Strecke auf dem festen Lande so allgemein, als auf dem Meere seyn, welches aber alles anders sich befindet. Die Verdünnung der Luft durch die Sonnenhitze ist also wohl die Hauptursache dieses Windes, wie es Herr **Halley** in den Philosophical Transact. g) gezeigt hat, welche Verdünnung natürlicher Weise der Sonne von Osten gegen Westen folgen muß.

Dieser Ostwind erstreckt sich in einigen Gegenden über die Wendezirkel hinaus, in andern reicht er nicht bis an selbige. Auf dem stillen Meere, das Asien von Amerika scheidet, ist sein Strich am breitesten, und bringt die Schiffe, welche die Spanier von Aquapulco in Mexico nach den Philippinischen Inseln schicken, in weit kürzerer Zeit, und daß sie, so zu reden, kei-

g) Die Leipziger Acta Eruditor. von 1687, enthalten einen Auszug der Halleyischen Abhandlung.

keiner Aufsicht und Führung bedürfen, dahin, als sie von daher nach Aquapulco zurückkommen können. Zwischen eben diesen Inseln und den östlichen Küsten von Africa, läßt sich dieser Wind nicht so beständig verspüren, das rührt aber wohl von den Inseln und andern Hindernissen, die man auf diesem Meere antrifft, her. Zwischen Mosambik und Indien wehet er vom Januar bis März, in den übrigen Monaten macht er andern Winden Platz. Auf dem atlantischen Meere zwischen der guineischen Küste und Brasilien ist auch beständiger Ostwind, daher die Schiffe, welche nach dem mittägigen Amerika wollen, von Norden nach Süden an Spanien, Portugall, und der afrikanischen Küste bis jenseits der Linie hinunter segeln, und dann mit diesem Winde ihre Fahrt dahin fortsetzen. Dieser allgemeine Ostwind befördert auch die allgemeine Bewegung des Meers von Osten nach Westen, und erzeugt beständige Meerströme, deren einige eben diesen Strich haben, andere aber von Osten nach Süden, oder nach Nordost sich ergießen, und in ihrem Laufe sich nach den Höhen, Klippen und Bergen, die sich auf dem Grunde des Meers befinden, und deren Thäler und Zwischenräume das Bette dieser Ströme sind, richten. Die abwechselnden Winde, welche bald östlich, bald westlich sind, erregen auch dergleichen Ströme, die, so bald der Wind sich drehet, ihren Lauf ebenfalls ändern.

So wie der Ostwind sich den hitzigen Erdstrich gleichsam zu eigen gemacht hat, so haben sich die Winde, welche von beyden Polen her wehen, der beyden kalten Zonen bemächtiget, wenigstens halten sie darin ziemlich ihre gesetzte Zeit. Je näher man aber der Linie kommt, je schwächer werden die Polwinde. Dies ist beyden Polen gemein. Denn man hat gefunden, daß so wie in Nova Zembla nächst dem Nordpole fast immer Nordwind ist, auch auf der Feuerinsel (Terra del Fuego) unter Amerika, und den noch weiter nach dem Südpol hin belegenen Orten der Wind von solchem Pole her wehe. In den beyden gemäßigten Erdstrichen wechseln die Winde mehr ab, und man könnte die übrigen Winde, welche nicht gerade von Osten oder den Polen herkommen, als Ströme der Luft ansehen, deren Bewegung aus der Bewegung dieser beyden Hauptwinde bestehet, die alle andere Winde, welche zur Rechten oder Linken abweichen, hervorbringen.

Von den Passatwinden, deren Abwechselung periodisch ist, halten einige länger, andere kürzer an: einige bestreichen einen größern, andere einen kleinern Raum; einige sind richtiger, andere unrichtiger; einige stärker, andere schwächer; einige derselben sind See- andere Landwinde. **Varenius** hat die hauptsächlichsten davon in seiner allgemeinen Erdbeschreibung angemerkt, und ihre Kenntniß ist für die Schiffahrer überaus wichtig. Auf dem atlantischen Meere findet man unterm 28ten oder 30ten Grad dies-

seits der Linie gemeiniglich beständige Westwinde, daher die Schiffe aus dem Meerbusen von Mexico und den westindischen Inseln nordwärts segeln, um unter diese Winde zu kommen, welche sie nach den Azoren bringen. Von der malabarischen Küste und andern Häfen der diesseitigen Halbinsel von Indien, kann man nicht anders, als vom Jenner bis May, nach Persien, Arabien und Afrika abreisen, weil es nachher bis zum September aus Norden oder Nordost so sehr stürmt, daß die Schiffe nicht See halten können. Aus Ceylon und Batavia schiffet man im September nach den Molucken, weil man dann auf dasigen Höhen Westwinde hat. Verläßt man in dasigen Meeren die Linie auf funfzehn Grad südlich, so hat man den allgemeinen Wind, der daselbst nicht gerade Ost, sondern Südost ist. Ceylon hat vom März bis October Westwind, dann findet sich der Nordostwind ein. Von Batavia gehet man zu einer andern Zeit nach den Moluckischen Inseln, zu einer andern nach Ceylon, zu einer andern fähret man nach China, und wieder zu einer andern von da nach Japan, nach Unterschied der Passatwinde, welche diesen Schiffahrten günstig sind. Die Insel Madagascar hat im Februar und März Nordwinde, im April gehen Südwinde an. Auf dem mittelländischen Meere herrscht der Nordostwind die längste Zeit im Jahre.

Einige Winde kann man als gewissen Küsten eigen ansehen. Auf der Küste von Chili und Peru ist immer Südwind, welcher die Reise von Lima nach Panama bequem macht, auf der Magellanischen Küste ist Nordost, auf der von Java ist in den beyden letzten Monaten des Jahrs kein anderer, als Westwind. Zu Cochin auf der indischen Halbinsel hat der Westwind den Winter so sehr die Herrschaft, daß er den Hafen der Stadt, welchen die Mündung des Flusses Cochin macht, dergestalt mit Sande verschlemmt, daß der Eingang sechs Monat großen und kleinen Schiffen gesperrt ist, bis der Ostwind der übrigen sechs Monate den Sand ins Meer zurücktreibt, und die Fahrt frey macht. In der Straße von Babelmandel, welche ins rothe Meer führt, giebt es jährlich zu gewissen Zeiten Südwinde, denen allemal Nordwestwinde folgẽ.

Alle diese abwechselnden Winde sind Seewinde, an andern Orten wechseln diese mit Landwinden ab. Auf der malabarischen Küste wehet vom September bis April ein östlicher Landwind von Mitternacht bis Mittag, die übrige Hälfte des Tages aber ein westlicher Seewind. Auf den Küsten von Mexico, von Cuba und Congo nehmen die Landwinde die Nacht, und die Seewinde den Tag ein. Zu St. Domingo hat man zwey verschiedene Winde, welche sich ebenfalls täglich ablösen. Ein Seewind aus Osten fängt gegen Mittag an, und auf ihn folgt des Abends ein Landwind aus Westen. Auf Jamaica blasen des Nachts Winde von allen Seiten zugleich, und die Schiffe können daselbst, ehe es Tag wird, weder sicher ein- noch auslaufen. H = = c.

Fortsetzung von Versuchen die in Meklenburg mit Inoculation der Rindviehseuche angestellt sind.

(S. das 76. 77. und 88te St.)

Da bey der Anzeige vom 8ten Aug. 1778, von dem völligen Ausgange des sechsten und siebenten Versuches noch nichts mit Sicherheit zu sagen war; so wird hier nachgeholt, daß in dem sechsten Versuch vom 18ten Jul. überhaupt 3 Stück Stiere und Starken gestorben, und 21 Stück geseucht sind.

Unter den siebenten Versuch sind drey verschiedene Inoculationes zusammen gezogen.

Am 31ten Jul. sind zu Göllin 21 nach dem Dorfe Baumgarten gehörige Ochsen, und 6 Stück junges Vieh nach Warin gehörig inoculirt. Hievon sind überhaupt 3 Ochsen gestorben, alles übrige ist durchgeseucht.

Die gleichfalls zu Göllin den 1ten Aug. aus dem Dorfe Qualitz inoculirten 8 Ochsen, und 6 Stück junges Vieh sind insgesammt durchgeseucht.

Die den 3ten Aug. auch zu Göllin inoculirte, nach dem Hof Glambeck gehörige 16 Stück junges Vieh und eine milchende Kuh, sind auch alle durchgeseucht.

Achter Versuch.

Den 2ten Aug. 1778, sind auf dem Hof Wolken inoculirt 7 Ochsen, davon 2 gestorben und 5 durchgeseucht.

Neunter Versuch.

Den 9ten Aug. 1778 sind auf dem Hof Wolken inoculirt 3 milchende Kühe, so kürzlich gekalbet haben, 1 Starke von 3 Jahren, und 11 Starken von 1 Jahr.

Hievon sind gestorben 1 milchende Kuh, 1 Starke von 3 Jahren, und 10 Starken von 1 Jahr, und geseucht 2 Kühe und 1 Starke. Die Vorboten dieses übeln Ausganges waren, daß das Vieh schon den vierten und fünften bis siebenten Tag nach der Inoculation krank ward, da solches sonst nicht vor dem neunten oder zehnten Tag geschieht.

Bemerklich ist hiebey, daß die 11 Starken kurze Wochen vorher von fremder fetter Weide gekommen sind, worin vielleicht ein Grund dieses übeln Ausganges zu finden seyn mag.

Zehnter Versuch.

Am 10ten Aug. 1778 sind zu Jablitz inoculirt worden 14 Ochsen, nach Jablitz gehörig, 16 Stiere und Starken nach dem Hofe Hermannshagen gehörig. Davon sind bis den 29ten Aug. gestorben 3 Stiere, durchgeseucht 12 Stück, und die übrigen sind noch krank.

Eilfter Versuch.

Am 11ten Aug. 1778 sind zu Göllin inoculirt 6 Börnkälber, davon 3 gestorben, und 3 geseucht.

Zwölfter Versuch.

Am 17ten Aug. 1778 sind auf dem adelichen Gute Lüttenmienhagen, wo die natürliche Seuche unter der Kuh- und Kälberheerde ausgebrochen war, inoculirt 15 Kühe und 10 Stück junges Vieh, so alles crepirt.

Desgleichen sind 7 Ochsen inoculirt, die von jenen inficirten Heerden ganz abge-

abgesondert waren, wovon 1 gestorben und 6 durchgeseucht.

Dreyzehnter Versuch.

Am 12ten Aug. 1778 sind auf dem adelichen Gute Berenshagen, wo die natürliche Seuche in vollem Gange war, inoculirt 2 Kühe und 10 Börnkälber, davon sind gestorben 1 Kuh und 4 Kälber, durchgeseucht 1 Kuh und 6 Kälber.

Vierzehnter Versuch.

Am 14ten Aug. 1778 sind zu Göllin inoculirt 2 Ochsen, nach Göllin gehörig, 5 Ochsen und 2 Starken nach Glambeck gehörig. Sind insgesammt durchgeseucht.

Funfzehnter Versuch.

Am 20ten Aug. 1778 sind auf dem Hofe Wolken inoculirt 5 milchende Kühe, so nicht trächtig, 4 Stiere und Starken von 1 und 2 Jahren. Hievon sind durchgeseucht 6 Häupter, gestorben 3 Häupter.

Sechszehnter Versuch.

Am 27ten Aug. 1778 sind zu Göllin inoculirt 3 Kühe, so nicht trächtig, 3 Starken ins dritte Jahr. Sind sämmtlich durchgeseucht.

Siebenzehnter Versuch.

Am 30ten Aug. 1778 sind zu Jürgenshagen inoculirt 22 Ochsen. Hievon sind durchgeseucht 20 Stück, und gestorben 2 Stück.

Eodem sind in dem Gute Altenhagen inoculirt 6 Ochsen, und an Börnkälbern 14 Stück.

Nota. Da hier die natürliche Seuche vorher ausgebrochen war: so versprach man sich aus diesem Grunde keinen guten Erfolg; der denn auch dahin ausgefallen ist, daß davon nur 4 Kälber durchgeseucht, die übrigen aber alle crepirt sind.

Achtzehnter u. neunzehnter Versuch.

Am 3ten Sept. 1778 sind zu Göllin abereinst inoculirt, aus dem Dorfe Qualitz an zwey- und dreyjährigen Stieren und Starken 15 Stück.

Den 5ten Sept. sind daselbst wieder von dieser Art Vieh inoculirt 7 Stück.

Nota. Bey diesen 22 Häuptern wollte die Seuche nicht fangen, und das Vieh hatte nicht die mindesten Kennzeichen der Seuche an sich, welches man der Ursache, daß das Vieh nicht dazu disponirt gewesen, zuschreiben muß. Man resolvirte also, dieses junge Vieh nach Verlauf von beynahe vier Wochen wiederum, und also zum zweytenmal inoculiren zu lassen. Dies schlug dergestalt an, daß nun schon durchgeseucht sind 12 Stück, die übrigen 10 Stück sind nicht merklich krank gewesen.

Zwanzigster Versuch.

Den 5ten Sept. 1778 sind zu Glambeck inoculirt an jungem Vieh 22 Stück. Hievon sind durchgeseucht 20 Stück, gestorben ist 1 Stück, und noch ist etwas krank 1 Stück.

Ein und zwanzigster Versuch.

Den 16ten Sept. 1778 sind zu Jablitz überhaupt inoculirt an Stieren und Starken 29 Stück. Hievon sind durchgeseucht 23 Stück, gestorben 4 Stück, nicht krank geworden 2 Stück.

Zwey und zwanzigster Versuch.

Den 16ten und 19ten Sept. 1778 sind zu Glambeck an jungem Vieh inoculirt 24 St. Hievon sind bis hieher durchgeseucht 12 St., gestorben 1 Stück, krank 8 Stück, noch nicht krank geworden 3 Stück.

Drey und zwanzigster Versuch.

Den 21ten Sept. 1778 sind zu Jürgenshagen an jungem Vieh inoculirt 9 Stück. Hievon sind durchgeseucht 8 Stück, gestorben 1 Stück.

Noch hat man wiederum fünf Versuche der Einimpfung machen lassen, von deren Erfolg man dereinst Nachricht zu ertheilen sich vorbehält.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Freytag, den 13ten November 1778.

Kurze Lebensgeschichte des Columbus.

Das Leben solcher Männer zu schildern, die Erfindungen gemacht haben, die nicht allein von den wichtigsten Folgen begleitet gewesen sind, sondern sogar Revolutionen gestiftet, die ganze Welt verändert haben, ist unstreitig Eines der vorzüglichsten und wichtigsten Stücke der Geschichte. Es versteht sich, daß solche Männer Genies gewesen, und nicht von ungefähr zu ihren Erfindungen gekommen seyn, sondern sie durch ihre Scharfsinnigkeit, durch ihre Gelehrsamkeit und Erfahrung, und durch ihr eigenes Nachdenken gemacht haben müssen. Freylich bleiben uns auch immer die Männer von unendlicher Wichtigkeit, und verdienen einen vorzüglichen Platz in der Geschichte der Menschheit, den spätesten Nachruhm, und die größte Dankbarkeit ihrer Nachkommen, die auch nur von ungefähr ohne ihr eignes Zuthun etwas wichtiges für die Welt entdeckt haben, wie z. E. der Mönch Barthold Schwarz, der das Pulver erfand, und ein Märtyrer seiner eigenen Erfindung ward. Aber ihre Geschichte ist gemeiniglich leer an wichtigen Begebenheiten, uninteressant und wenig lehrreich für die Welt.

Unter allen Erfindern der erstern und edlern Gattung ist wohl keiner, dessen Leben für die ganze Welt interessanter und lehrreicher ist, und dessen Geschichte wir so vollständig, obgleich zuweilen verwirrt und ungewiß, haben, als das Leben Colombs, oder des, unter dem Namen Columbus, weltberühmten Entdeckers des vierten Welttheils. Sein Charakter, vorzüglich aber die Wichtigkeit seiner Entdeckung machen ihn zum berühmtesten und bekanntesten unter allen. Sein Leben ist zwar schon sehr oft beschrieben, und fast in allen größern Geschichtsbüchern, worin von seinen Zeiten gehandelt wird, zu finden. Weil aber dieses lauter große Werke sind, die wegen ihres hohen Preises von den wenigsten angeschafft werden können, und seine Lebensgeschichten theils gar zu weitläuftig sind, da denn wegen der vielen unnützen Sachen, die sie enthalten, nur gar zu oft das Wichtige übersehen wird, theils aber auch oft wichtige

Umstände weglassen: so habe ich es für keine unnütze Mühe gehalten, eine kurze Lebensgeschichte, die nichts als das Wichtigste enthalten soll, von einem Manne zu entwerfen, dessen Entdeckung auf die ganze Welt einen solchen Einfluß gehabt hat, und noch hat, daß gewiß Jedermann wünschen muß, mit ihm bekannt zu seyn. Ich werde mich dabey hauptsächlich der Geschichte bedienen, die Colombs Sohn, Don Ferdinand, von seines Vaters Leben geschrieben hat. Doch wird mich zuweilen Mangel an Nachrichten und eine leicht zu entschuldigende Partheylichkeit dieses Schriftstellers nöthigen, auch andere Geschichtschreiber, als den Herrera, Purchas u. a. m. mit zu Rathe zu ziehen.

Christoph Columbus, oder, wie er sich, nach dem Zeugnisse Ferdinands, in Spanien selbst umtaufte, und ihn die spanischen Schriftsteller und Urkunden nennen, Colomb, war von Geburt ein Genueser. Der Ort der Geburt dieses großen Mannes ist aber eben so streitig, wie der Geburtsort Homers. Savona, Cucurgo, Neri, und die Hauptstadt Genua selbst eignen sich diese Ehre zu, und jeder Ort hat Schriftsteller auf seiner Seite. Eben so streitig ist es, ob er aus einem vornehmen und großen, oder aus einem mittelmäßigen, oder gar niedrigen Geschlechte entsprossen ist. Aber, obgleich Don Ferdinand jenes, gewiß aus einer höchst unnützen Eitelkeit, (denn ein Mann, wie Colomb, braucht keinen angebornen Adel: er ist edel genug durch seine Thaten, wenn er auch dem niedrigsten Geschlechte sein Leben zu verdanken hat,) fest behauptet, und man sogar einen Brief von ihm selbst an eine vornehme Dame anführt, worin er sagt, er wäre nicht der erste Admiral aus seiner Familie; so zeigen uns doch alle Umstände, und die mehrsten Geschichtschreiber sagen es, daß er aus keinem vornehmen Geschlechte herstammte. Sein Vater hieß mit Vornamen Dominicus. Unter seinen Brüdern ist vornemlich Bartholomäus zu merken, der zwar eben keine Seereisen that, aber doch Seewissenschaften zu Hause trieb und vortreffliche Seekugeln und Karten verfertigte. Unser Colomb zeigte sehr frühe eine starke Begierde zum Seeleben, und legte sich mit ganz außerordentlichem Fleiße auf die Erdkunde und Schiffahrt, so, daß er es schon in seiner Jugend sehr weit in diesen Wissenschaften brachte. Er bewies sich sein ganzes Leben hindurch, als einen nüchternen, mäßigen, ernsthaften und frommen Mann. Er besaß dabey eine sehr scharfe Beurtheilungskraft, eine große Gegenwart des Geistes und ganz erstaunende Standhaftigkeit. Welchen starken Beweis gab er nicht von der letztern, da er ungeachtet der vielen Vorurtheile, die er bekämpfen mußte, ungeachtet der Abgeneigtheit der europäischen Staaten, ihn zu unterstützen, und ungeachtet aller Hindernisse, die ihm die Bosheit seiner Feinde in den Weg legte, doch nicht eher ruhete, als bis er endlich sein nach einem vorher

wohl

wohl überlegten Plane entworfenes Project zur Ausführung brachte. Er hatte sich dabey eine nach damaligen Zeiten große Gelehrsamkeit erworben, und vornemlich eine sehr starke Kenntniß in der Mathematik und Erfahrung im Seewesen. Er brachte auch die Kunst, die Breite eines Ortes oder Polhöhe desselben vermöge des Astrolabii zu beobachten, die nur noch bloß auf Schulen gelehrt ward, zuerst auf freyer See in Ausübung. Alles Eigenschaften, die nothwendig in dem Manne zusammen kommen mußten, der eine für das Menschengeschlecht so wichtige Entdeckung machen sollte, und die auch das mehrste dazu beytrugen, daß er endlich durch den Schutz eines Hofes dazu in den Stand gesetzt wurde.

Portugall war damals eine der ansehnlichsten Seemächte, und wegen seiner zu der Zeit gemachten Entdeckungen berühmt. Die Portugiesen fiengen nemlich endlich an, den Compaß recht zu gebrauchen, und der Hof, an welchem Gelehrsamkeit blühete, schickte Schiffe aus, die vornemlich südwärts auf Entdeckungen segeln sollten. Diese fanden auch wirklich erst die Canarischen, dann die Azorischen, und endlich die Inseln des grünen Vorgebürges. Dies bewog den Columbus, eine Reise in dieses Reich zu thun mit seinem Bruder Bartholomäus, der hier sehr gute Gelegenheit fand, seine Seekugeln und Seekarten zu verkaufen. Es verliebte sich hier ein junges Fräulein in ihn, Philippa Muncy de Paristrello, die er auch nachher heyrathete, und seinen ältesten Sohn, Diego, mit ihr zeugte. (Den Ferdinand, seinen Biographen, hatte er von seiner zweyten Frau, Beatrix Buriquez aus Cordua,) Sein Schwiegervater starb bald, und hinterließ ihm etwas Geld, und nun fieng er an, häufige Seereisen, vornemlich nach Guinea, zu thun. Der Hauptzweck davon war freylich Handel und Verdienst, er hatte aber dabey doch auch immer die Bestätigung seiner nach der Beschaffenheit der Erde gefaßten Meynung vor Augen, daß, da die Erde kugelförmig gestaltet sey, nothwendig das feste Land auf der einen Seite durch eben so viel auf der andern im Gleichgewichte gehalten werden müsse. Er that auch verschiedene Reisen nach den canarischen Inseln, und kam auf einer derselben im J. 1477 so hoch, daß, wäre er nur noch ungefähr acht Tage länger gesegelt, er höchst wahrscheinlich schon damals Amerika entdeckt haben würde. Als er einmal nach Madeira kam, bemerkte er da gewisse stille Winde, die ihn Land schließen ließen. Noch mehr, Westwinde hatten Holz angetrieben, das hier gar nicht wuchs, Canoes, oder aus einem Stamme gemachte Kähne, und todte Menschenkörper von ganz ungewöhnlicher Gestalt, von ganz anderer Farbe und sehr langen Gesichtern. Alles dieses waren Umstände, die ihn fest von der Wahrheit seiner Meynung überzeugten, daß in Westen noch unbekanntes Land seyn müsse, so fest, daß er seiner Begierde auf Entdeckungen auszusegeln, gar

nicht mehr widerstehen konnte. Da er aber wohl sah, daß er, als ein Privatmann, diesem Unternehmen nicht gewachsen sey, und sein geringes Vermögen lange nicht zureichte, die Kosten dazu zu bestreiten; so faßte er den Entschluß, sich mit seinem Projecte an einen Hof zu wenden, und um Unterstützung darin zu bitten.

Ob er sich gleich damals in Portugall aufhielt; so eröffnete er doch, von den erstaunenden Vortheilen dieser Unternehmung überzeugt, sein Project aus Patriotismus zuerst der Republik Genua. Aber theils gilt kein Prophet in seinem Vaterlande etwas, und wurde Genua auch damals, da jeder Länder entdecken wollte, stark von solchen Leuten überlaufen, theils war die Republik nicht im Stande, seinen Vorschlag auszuführen, und mußte noch dazu besorgen, sich den Unwillen verschiedener Seemächte dadurch zuzuziehen. Er ward also abgewiesen.

Von da wandte er sich an Johann den II. König von Portugall, in dessen Gebiete er sich auch schon lange Jahre aufgehalten hatte. Hier wurde sein Vorschlag, da der Portugiesische Hof, durch die schon gemachten Entdeckungen gereizt, damals recht im Geschmacke war, Entdeckungen zu machen, und man den Colomb hier schon als einen geschickten Cosmographen und Seefahrer kannte, gleich mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Der König ernannte gleich eine Commission, die aus dem Bischofe von Ceuta, Don Diego Ortiz, und zween gelehrten und der Weltbeschreibung kündigen jüdischen Aerzten, Joseph und Rodrigue, bestand, um den Plan zu untersuchen, und dann ihre Meynung davon dem Geheimde Rathscollegio zu entdecken. Der offenherzige Columbus sagte ganz treuherzig alles, worauf sich sein Plan gründete, und die drey Herren merkten, daß was dahinter wäre. Es verdroß sie aber, daß nicht Portugiesen, und noch mehr, daß nicht sie selbst ihn ausgesonnen hätten, und Neid und Ehrsucht verleiteten sie zu der Verrätherey, den König zu bitten, sogleich in aller Stille eine Caravelle auszuschicken, um einem Portugiesen die Ehre dieser Entdeckung zu geben, mit dem Befehle, sich aufs genaueste nach einer mitgegebenen nach der Aussage des Columbus aufgesetzten Instruction zu richten. Doch Colomb hatte zwar sein Project gegeben, aber es auszuführen, dazu gehörte auch ein Colomb. Der ausgeschickte portugiesische Schiffer, der zu frühe bange wurde, und die Sache nicht recht anzugreifen wußte, kam bald wieder zurück, und sagte, es sey nichts da, zu entdecken. Colomb erfuhr indessen diesen schändlichen Betrug bald, und wurde so erbittert darüber, daß er sich sogleich heimlich mit seinem Bruder und Sohne (denn seine Frau war schon gestorben,) aus dem Reiche begab, und auch glücklich zu Palos in Andalusien ankam.

Nun entschloß er sich sowohl durch seinen Bruder bey dem englischen Hofe, als auch zugleich selbst bey dem Spa-

Spanischen, die Mittel zur Ausführung seines Plans zu suchen. Er schickte also den Bartholomäus, mit Instructionen versehen, an den König Heinrich den VII. Aber dieser hatte das Unglück, unterwegens von Seeräubern geplündert zu werden, so, daß er in einem sehr elenden Aufzuge in England ankam. Er half sich zwar endlich durch Kartenhandel ziemlich wieder auf, und fand im Jahr 1488 Mittel, dem Könige eine Karte zu überliefern, und das Project seines Bruders vorzustellen, und der weise Heinrich nahm dieses auch sehr willig an, verglich sich mit ihm im Namen seines Bruders und sagte, dieser sollte gleich herüber kommen. Aber Colomb erhielt, ich weiß nicht, wie, gar keine Nachricht weder von seinem Bruder selbst, noch von dem glücklichen Ausgange seines Geschäfftes. Er hatte bey seiner Ankunft in Spanien sich gleich mit einem gewissen Martin Alonso Pinson, bekannt gemacht, der einer der größten Kenner des Seewesens damaliger Zeiten war, und ihn durch die Stärke seiner Gründe so überzeugt, daß er sich erbot, ihn auf der Reise zu begleiten, wenn er sie zur Wirklichkeit bringen könnte. Ueberhaupt erwarb er sich in kurzem durch seine vortrefflichen Eigenschaften viele große und mächtige Freunde, obgleich allerdings die Menge seiner Feinde die Anzahl jener weit überwog. Die vorzüglichsten darunter waren Don Alphonso de Quintaniglia, Auditor bey der Königl. Schatzkammer, ein vernünftiger und einsichtsvoller Mann, der ihn so sehr liebte, daß er ihn an seinen Tisch nahm, und mit Geld und allem Nöthigen versorgte, ihn auch mit dem Erzbischofe von Toledo bekannt machte, dessen Unterstützung ihm wichtige Vortheile verschaffte, und Don Ludewig de Santo Angelo, auch einer der Bedienten der Königl. Schatzkammer. Diese und andere nicht weniger mächtige Freunde desselben brachten es endlich dahin, daß die Königinn Isabella, durch ihren gelehrten Beichtvater Fernand de Tolavera, Prior zu Prado, einige Cosmographen versammeln ließ, sein Project zu untersuchen. Aber dieses waren theils Dummköpfe, die noch dazu ganz voll von Vorurtheilen waren, theils drückte sich Colomb nur mit halben Worten aus, um sich nicht wieder einem Betruge, wie in Portugall, auszusetzen. Sie machten ihm daher die drey Einwürfe: 1) Es habe noch keiner von dem Lande, was er entdecken wolle, etwas gewußt; warum er es denn just finden wolle? 2) Man könnte gewiß in drey Jahren nicht so weit kommen, und wo man denn so viel Proviant lassen könnte? Seneca hätte ja sogar die Frage aufgeworfen, ob die Welt nicht unendlich sey? wenigstens doch sehr gezweifelt, ob man weiter, als bis an gewisse von der Natur gesetzte Schranken kommen könne? 3) Man wüßte, die Welt wäre rund; wie er nun also, wenn er hinuntergesegelt wäre, wieder herauf kommen wolle, wenn er auch die heftigsten und günstigsten Winde hätte? – Und

aus diesem allen nun urtheilten die weisen Commissarien nach reifer Ueberlegung: Colomb sey ein Betrüger. Nach ihrem Berichte verflossen noch fünf Jahre, ehe er Antwort erhielt, und dann kam endlich der Bescheid vom Hofe: Vor jetzt sey die Casse zu sehr erschöpft, und es stehe noch dazu ein Krieg mit Granada bevor: Wenn dieser zu Ende wäre, wollte man sein Project noch einmal untersuchen lassen, und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchen.

Colomb nahm dies als eine völlig abschlägige Antwort auf. Er wandte sich daher an reiche Privatpersonen. Aber diese wollten sich ohne Consens des Hofes auf nichts einlassen, und der war gar nicht zu hoffen. Nun verzweifelte er ganz an einem glücklichen Erfolge in Spanien und bot sein Project schriftlich dem Könige von Frankreich an. Da aber dieser damals mit dem italiänischen Kriege beschäfftiget war; so erhielt er gar keine Antwort. Hierauf faßte er endlich den Entschluß, da er noch nicht die geringste Nachricht von seinem Bruder Bartholomäus hatte, selbst nach England zu gehen. Aber, ehe er abreisete, besuchte er erst seinen Sohn Diego, den er in ein Franciscanerkloster, la Rabida, bey Polas gegeben hatte, und hier gerieth er mit dem Superior des Klosters, Juan Perez de Marcheno, in einen Discours über sein Project. Dieser ließ es durch einige geschickte Männer untersuchen, und schrieb, da er es gegründet fand, an die Königinn, bey welcher er sehr in Gnaden stand. Sie hielt sich damals zu Santa Fe auf, und, als sie den Brief erhielt, wurde schon die Stadt Granada belagert. Sie ließ gleich nach dem Empfange desselben den Columbus zu sich holen, und sprach mit ihm über sein Project, zeigte auch schon mehr Geschmack daran, als vorher, und verströstete ihn, er möchte nur noch einige Zeit warten. Ja, es kam zuletzt gar so weit, daß schon von Bedingungen gesprochen wurde. Aber hier stieß es sich. Colomb's Forderungen waren gar zu groß. Er wollte 1) erblicher Admiral seyn. 2) Erblicher Unterkönig und Oberstatthalter über alle Inseln und feste Länder, die er entdecken und erobern würde. 3) Den zehnten Theil der wirklichen Einkünfte haben, die die Krone durch den guten Ausgang seiner Unternehmung erlangen würde. Diese Foderungen kamen der Königinn zu stolz vor, und da auch seine Feinde bey dieser Gelegenheit keine Mühe sparten, ihm zu schaden, so zerschlug sich alles wieder.

Nun faßte er den festen Entschluß, Spanien zu verlassen. Quintaniglia hingegen, St. Angelo und Marcheno, suchten es auf alle mögliche Weise zu verhindern, und stellten dem Cardinal Mendoja, Erzbischofe zu Toledo, und Präsidenten im Staatsrathe der Königinn vor, er möchte doch einen solchen Mann nicht gehen lassen, ohne ihn wenigstens zu sprechen. Dieser ertheilte ihm hierauf zwar auch eine lange Audienz, und war mit seinen

Ein=

Einsichten völlig zufrieden, erklärte aber, er könnte für ihn nichts thun. Hierzu kam noch, daß seine Feinde noch immer fortfuhren, ihn zu verläumden. Sie sagten unter andern, er könne dergleichen leichte thun, er habe nichts dabey zu verlieren. Colomb erklärte zwar, er wolle den achten Theil zu den Unkosten beytragen, und auch keinen größern Antheil am Gewinne haben. Aber auch dies half nicht. Daher reisete er endlich voll Verdruß über die Verläumdungen seiner Feinde und das günstige Gehör, was sie fanden, wirklich nach Cordua ab, um sich nach Frankreich oder England zu begeben. Aber just um die Zeit öffnete Granada seine Thore. Da nun hierüber der Hof und alles voll Freude war; so suchten die Freunde Columb's und ihres Vaterlandes diesen glücklichen Zeitpunkt zu nutzen, und thaten der Königinn noch einmal Vorstellungen. Das von Freude geöffnete Herz der Königinn nahm nun den Vorschlag mit großer Bereitwilligkeit an, und verliebte sich bald so sehr darin, daß sie sogar, da die königliche Schatzkammer durch die langen Kriege mit den Mohren erschöpft war, ihr Geschmeide versetzen wollte, um die zur Ausführung nöthige Summe aufzubringen. Aber St. Angelo half auch dieser Schwierigkeit ab, und schoß den größten Theil davon aus seinem eignen Beutel vor. Columbus war schon in dem Hafen Pinos, zwey Meilen von Granada, als der Courier kam und ihn wieder zurück holte, und, so wie er wieder in den Hafen kam, wurde er auch schon als künftiger Admiral geehrt. Alle seine vorigen Foderungen wurden ihm eingeräumt, und überdem ihm noch folgende Rechte ertheilt: 1) Sollte er das Recht haben, drey Personen zu Unterstatthaltern vorzuschlagen, worunter sich der König die Auswahl vorbehielt. 2) Sollten alle Händel und Streitigkeiten, die über Handlung und Waaren in dem Gerichtsbezirke des Admirals entstünden, seinen und seiner Nachgesetzten Entscheidung unterworfen seyn. 3) Könnte er zu allen Schiffen, die man zu dieser Reise ausrüstete, oder nachher zu eben solcher Absicht ausrüsten würde, den achten Theil beytragen und den Gewinn davon ziehen. – Dieser Vergleich wurde den 17ten April 1492 zu Santa Fe im Königreiche Granada unterzeichnet, und dreyzehn Tage nachher erhielt er den Bestallungsbrief. Alles dieses geschah zwar zum Schein unter dem Namen beyder Majestäten. Aber eigentlich betrieb es doch bloß die Königinn Isabella, die noch eine abgeschiedene Königinn war, und in ihrem Reiche allein herrschte, und Castilien gab auch allein die Kosten dazu her. Diese betrugen 17,000 Ducaten, und so lange die Welt steht, hat sich wohl nie eine Geldsumme besser verzinset, als diese. Denn die 17,000 Ducaten haben den Spaniern, seit ihrer Schiffahrt nach Amerika, gegen 20,000 Millionen Piaster an baarem ungemünztem Gelde eingetragen, der übrigen Waaren nicht einmal zu gedenken.

Ich

Ich bin in der Erzählung der Unterhandlungen des Columbus mit den Höfen, und vornemlich mit dem Spanischen, etwas weitläuftig gewesen. Aber ich halte diese auch mit für einen der wichtigsten Theile seiner Geschichte. Denn sie stellen nicht nur seinen Charakter in ein wahres Licht, und vornemlich eine seiner vorzüglichsten Eigenschaften, seine ausnehmende Standhaftigkeit, sondern zeigen auch, wie gründlich und richtig sein entworfener Plan war, da so viele gelehrte und kluge Leute, denen er ihn offenbarte, gleich die Gründlichkeit desselben einsahen, und durch welche Wege und Mittel er nach langen vergeblichen Bemühungen doch endlich so weit gekommen ist, seinen Plan ausführen zu können.

So bald Colomb den Bestallungsbrief erhalten hatte, wurden ihm drey Schiffe angewiesen, die Santa Maria, eine Carracke, das Admiralschiff, das er selbst führte, und die Pinta und Ninna, beydes Caravellen oder offene Schiffe, wovon dieses von Vincent Yanes Pinzon, und jenes von Alfonso Pinzon geführt, der den jüngsten Pinzon, Franz Martin, zum Steuermann hatte. Diese Pinzons waren für sehr reiche Leute und die geschicktesten Seefahrer im Lande bekannt. Die ganze Mannschaft auf den Schiffen machte nach dem Herrera nur 90, nach aller andern Schriftsteller Zeugniß aber 120 Mann aus: Immer noch wenig genug für eine so gefährliche Unternehmung. Den 3ten August 1492 lichteten sie in dem Hafen von Palos die Anker. Den folgenden Tag fehlte schon was an dem Steuerruder der Pinta. Die Matrosen sahen dies gleich als eine üble Vorbedeutung an. Columbus aber bemühete sich, ihnen den Irrthum zu benehmen, und fieng zugleich an, sie in den Grundsätzen der Schiffahrt zu unterrichten, so, daß er zugleich ihr Befehlshaber und Lehrer war. Indessen nöthigte ihn doch jener Zufall nach den canarischen Inseln zu segeln, um das Schiff wieder auszubessern. Er hielt sich hier vom 11ten August bis zum 7ten Sept. auf, und würde vielleicht noch länger geblieben seyn, wenn er nicht erfahren hätte, daß die Portugiesen ihn aus Neid und Verdruß aufzufangen suchten. Nachdem er also frisches Wasser, Holz u. d. gl. eingenommen hatte, gieng er wieder unter Wasser, und rückte von nun an in einem ganz unbekannten Oceane fort. Sobald seine Leute das Land aus dem Gesichte verloren, überfiel sie ein panischer Schrecken, und sie verlangten von ihm, er sollte wieder umkehren. Aber er brächte sie theils durch falsche Berechnungen, wodurch er sie glauben machte, sie wären noch gar nicht weit vom Lande entfernt, theils durch seine Gegenwart des Geistes und Standhaftigkeit, bald wieder zur Ruhe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Montag, den 16ten November 1778.

Fortsetzung der kurzen Lebensgeschichte des Columbus.

Den 14ten Sept. 1492 bemerkte Columbus die Abweichung der Magnetnadel, vielleicht das erste mal, da man dies Phänomen wahrnahm. Das Schiffsvolk aber verzagte und murrete immer mehr. Selbst die günstigen Winde, die sie beständig hatten, da nur zwey Tage auf ihrer ganzen Reise contrairer Wind wehete, jagten ihnen Furcht ein. Sie glaubten, dieser Wind wehete hier beständig, (worin sie sich auch nicht ganz irrten; denn es giebt hier eine Art von Passatwinde,) und verzweifelten daher an der Möglichkeit ihrer Rückkehr. Hätten sich nicht zuweilen Zeichen von nahem Lande gefunden, und hätte nicht Colomb bald durch falsche Berechnungen, bald durch Versprechung großer Belohnungen, und vornemlich durch sein sanftmüthiges Betragen und seine Standhaftigkeit sie zu beruhigen und ihnen wieder Muth einzuflößen gewußt; so würde er gewiß nie nach Amerika gekommen seyn. Endlich aber wirkten doch die Sorge wegen ihrer Rückkehr, die Gefahr des Schiffbruches in unbekannten Gewässern, und die Furcht vor Hunger so stark auf die Geister des Schiffvolks, daß das Murren und der Aufruhr allgemein wurde. Selbst die Pinzons nahmen Theil daran. Alle wollten nach Europa zurück, und sie droheten dem Columbus, wenn er nicht gleich umkehrte, wollten sie ihn über Bord werfen. In dieser Verlegenheit verfiel er auf einen desperaten Einfall. Er accordirte noch auf drey Tage, nach Verlauf derselben übergab er sich auf Discretion, und das Schiffsvolk schwur, zurückzukehren, wenn sie gegen die Zeit kein Land entdeckten. Aber Colomb hatte auch sichere Kennzeichen von Land. Er fand wieder Grund: es fand sich was am Bleylothe, das von Land zeugte: es zeigten sich Thunfische, die sich immer am Lande aufhalten: die Luft wurde auch ganz anders und die Winde ungleich. Auch wurde gleich in den ersten zwey Tagen alles wieder voll Hoffnung. Denn sie sahen ein frisch abgeschnittenes Rohr beym Schiffe schwimmen, auch ein bearbeitetes Stückchen Holz, ein Brett u. s. w. Am Ende des zweyten Tages ließ Co-

lomb alle seine Leute zusammen kommen, und sagte ihnen, er hoffe noch diese Nacht Land zu sehen. Zugleich ermahnete er sie zu häufigen Betstunden, und um sie noch mehr zu beleben und aufmerksam zu machen, versprach er, daß, wer zuerst Land sehen würde, außer den schon von dem Könige für ihn auf Zeitlebens ausgesetzten jährlichen 10,000 Maravedis, noch überdem von ihm selbst einen sammtenen Mantel haben sollte, eine damals noch sehr rare und kostbare Sache. Nun war alles Auge. Aber das Schicksal wollte, daß Colomb seinen Mantel selbst behalten sollte. Denn am letzten Abend sah er, als er im Hinterkasteele war, zu allererst Feuer. Er rief Einen her, der es auch sah, darauf noch Einen, der es aber nicht sehen wollte; doch endlich sahen es alle auf seinem Schiffe. Nicht gar lange nachher rief auch auf einem der andern Schiffe alles: Land! zuerst aber Rodrigo Triana. Dieser grämte sich sehr, als er erfuhr, Colomb habe schon lange Land entdeckt, und wollte doch noch Ansprüche auf die versprochenen Prämien machen. Aber Colomb hatte zu viele Zeugen vor sich und er erhielt nichts, da hingegen jenem die 10,000 Maravedis jährlich zu Sevilla von der Auflage aufs Fleisch ausgezahlt wurden. Den 10ten Oct. rückten alle drey Schiffe vereint an, und Colomb und seine Leute traten mit Schwert und Fahne ans Land, wo diese sogleich dem Admiral zu Füßen fielen. Er hatte sich auch weislich auf dieser Reise, als einen sehr großen, und mit allen zu einer solchen Unternehmung nöthigen Eigenschaften versehenen Mann bewiesen. Die ganze Reise dauerte nur zwey Monate und sieben Tage, und doch war in den Zeiten eine solche Reise schon weit genug, um die Schiffsleute zum größten Grade der Verzweiflung zu bringen a).

Die Insel, wo sie aus Land getreten wa-

a) Da wir nun auf die Besitznehmung von Amerika durch die Spanier kommen, so, glaube ich, ist hier der rechte Ort, mit wenigem über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit derselben zu raisonniren. — Die Länder, die die Spanier jetzt entdeckten, wurden schon von Menschen bewohnt. Durchs jus primi occupantis konnten sie sie also nicht mehr erlangen. Sie mußten sie also entweder durch eine freywillige Abtretung der Besitzer, oder durch Kauf und andere rechtliche Mittel zu erlangen suchen. Aber dies war ihnen zu weitläuftig und nicht vortheilhaft genug. Sie nahmen also lieber das jus potentioris zur Hand. So verfuhren keine alte und neue Barbaren; so verfuhr kein Mogole, Tatar, Römer und Alexander. Die Menschheit schaudert bey diesem kanzleymäßigen Verfahren der Spanier: Sie schämten sich selbst davor, und, um ihre Besitznehmung wenigstens vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, wandten sie sich an den Pabst, und dieser schenkte ihnen auch durch eine Bulle ganz Amerika, unter dem Vorwande, sie wollten die dortigen Völker zu Christen machen. Wie konnte aber dieser Mann das thun? Wer hatte ihm ein Recht über das Land gegeben? Und wie war es möglich, daß Er, der sich einen Statthalter Christi nannte, sich nicht schämte, so etwas zu thun, da dieser uns ganz deutlich sagt: Gebet dem Kaiser, was

waren, hieß in der Landessprache Guanahomi oder Katzeninsel. Columbus gab ihr aber den Namen St. Salvador. So bald sie ans Land gestiegen waren, fielen sie alle nieder, küßten die Erde, und dankten Gott in einem feyerlichen Te Deum. Darauf ließ Colomb ein Kreuz mit dem castilianischen Wapen aufrichten, und nahm so feyerlich im Namen Ihrer Catholischen Majestäten von der Insel Besitz. Bey ihrer Ankunft war das Ufer voll von nackten Menschen, die sich über die Kleidung und Gestalt der Spanier, noch mehr aber über ihre Schiffe wunderten, die sie für große Seethiere hielten. Als sie das Kreuz und das Schreiben daran sahen, glaubten sie, man wolle sie behexen und flohen. Aber Colomb ließ Einige wieder einholen, begegnete ihnen sehr freundlich, beschenkte sie, und ließ sie darauf wieder gehen. Dies hatte den erwünschten Erfolg. Ihre Furcht verschwand; sie wurden ganz vertraut und kamen alle wieder zurück. Sie hatten eine erstaunende Fertigkeit im Schwimmen. Ihre Waffen bestanden in Wurfspießen mit Fischzähnen. Denn Eisen kannten sie noch nicht, und sie rieben ihre Hände in aller Unschuld an den spanischen Schwertern, und wenn Blut darnach kam, wußten sie nicht, was das hieß. Sie bewunderten alles, was sie hatten, ja, nahmen sogar Scherben von zerbrochenen Töpfen, als Heiligthümer mit nach Hause, und gaben Baumwolle dafür. Ein Stückchen Glas schien ihnen für 25 Pfund Baumwolle im geringsten nicht zu theuer. Columbus suchte Gold und Spецereyen, aber er fand hier nichts, außer, daß die Wilden kleine Goldbleche, an die Nasen geklebt, trugen, die, wie sie sagten, aus Süden kämen, wo dergleichen viel wäre. Er gieng daher den 15ten October von hier wieder unter Segel, nachdem er sieben Wilde freywillig mitgenommen hatte, und entdeckte die Inseln St.

was des Kaisers ist u. s. w. Indessen erreichten die Spanier ihren Zweck dadurch. Die damalige dumme Welt hielt nun die Besitznehmung jener Länder für gerecht. Aber in der Folge sahen die spanischen Politiker doch das Närrische dieser Schenkung selbst ein, und verfielen daher auf ein anderes Mittel. Sie erklärten alle Amerikaner für Orang-Outang, und sagten, Menschen hätten sie gar nicht in den neuentdeckten Ländern gefunden. Doch dies gefiel dem Pabste nicht, und er befahl in einer eignen Bulle, man sollte sie für Menschen halten und nicht für Affen. – Wir sehen, selbst die Spanier schämten sich für diese Besitznehmung, und suchten sie auf alle Art und Weise zu rechtfertigen und zu bemänteln. Aber vergebens. Diese schwarze That wird ewig für sie ein Schandfleck in der Geschichte der Menschen seyn. Ihre spätesten Nachkommen werden sie lesen, und schaudern über die Grausamkeit und Unmenschlichkeit ihrer Vorfahren. Aber wir wollen den Vorhang über dieses Trauerspiel zuziehen, und nur noch bedauren, daß der Glanz dieser Entdeckung, die dem menschlichen Geschlechte so viele Ehre macht, durch eine so abscheuliche Verletzung aller moralischen Grundsätze, und Hintansetzung aller Menschheit und menschlichen Gefühle verdunkelt ist.

St. Maria de la Conception, Fernandina und Isabella, die er alle feyerlich in Besitz nahm. Darauf segelte er nach Cuba, weil, wie ihm die Einwohner von Fernandina und Isabella gesagt hatten, da ein Ueberfluß an Gold und Perlen seyn sollte. Hier flohen die Eingebornen vor den Spaniern. Colomb schickte aber zwey von seinen mitgenommenen Wilden, und zwey von seinen eignen Leuten ans Land. Diese fanden auch bald ein Dorf von einigen funfzig Häusern, wo sie ganz freundlich aufgenommen wurden. Auf diese Nachricht gieng auch der Admiral mit mehrern Spaniern dahin. Die Wilden hielten sie für Götter, küßten ihnen Hände und Füße, und opferten ihnen. Sie trugen auch goldene Ringe in der Nase. Als die Spanier sie frugen, wo sie die her bekämen, antworteten sie, Cubanacan, d. i. aus der Mitte von Cuba. Die Spanier aber verstanden das nicht, sondern glaubten, sie sprächen von einem ganz andern Lande. Auf dieser Insel trennte sich auch Alphonso Pinzon vom Columbus aus Eifersucht über den Ruhm desselben, der aller anderer Ruhm verdunkelte, und aus Begierde, auch selbst welchen einzuernten. Bald nachher segelte auch Colomb von hier ab nach Hispaniola oder Hayti, wie es in der Landessprache heißt. Er fieng hier gleich im Anfange eine Weibsperson auf, der er sehr freundlich begegnete, sie herrlich kleidete und darauf wieder wegschickte. Diese, durch die freundliche Begegnung gewonnen, machte ihren Landesleuten eine so vortheilhafte Beschreibung von den Fremdlingen, daß sie wieder guten Muths wurden und Haufenweise herzu eilten, ja, ein Cacike von ihnen, Guakanagari, gab sogar dem spanischen Admiral einen Besuch auf seinem Schiffe, und war von hier an beständig ein großer Freund desselben und der Spanier. Colomb und Guakanagari erzeigten sich einander die größte Ehre und machten sich häufig Geschenke. Unter andern schenkte dieser jenem einmal eine Larve, davon die Ohren, Zunge und Nase von geschlagenem Golde waren, und einen vier Finger breiten Gürtel mit sehr zarten und wie Perlen abgerundeten Fischknochen. Auf seine Einladung besuchte ihn Colomb auch bald wieder, und die Frucht von dieser Zusammenkunft war eine Handelsabrede, wodurch die Spanier und Wilden ganz bekannt zusammen wurden, und anfiengen mit einander zu handeln. Wie groß dabey der Vortheil der Spanier war, kann man daraus sehen, daß einmal ein Amerikaner glaubte, einen Spanier betrogen zu haben, als er ihm acht Loth Gold für eine Schelle gegeben hatte, die ungefähr 1 gr. werth seyn mochte, und nach dem Kaufe geschwind davon lief. – Nun entschloß sich Colomb, nach Europa zurückzukehren, beschloß aber, vorher auf dieser Insel ein Fort anzulegen, um die Rechte Spaniens zu behaupten. Um den Caciken zu bewegen, dieses zu erlauben, gab er sich sowohl alle Mühe, seine

seine Gewogenheit zu gewinnen, als ließ auch das Geschütz abbrennen. Bey dem Schalle davon fielen alle Wilde zur Erde, und bedeckten ihre Köpfe mit ihren Händen. Der Cacike glaubte, die Fremdlinge wären Söhne des Donners, und erlaubte ihnen, ohne die geringste Schwierigkeit zu machen, die Erbauung einer Schanze in seinem Lande. Diese wurde auch in kurzer Zeit aus den Trümmern des Admiralschiffs, das an dieser Insel durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns gescheitert war, angelegt. Colomb besetzte sie mit 36 Mann, und bestellte einen Edelmann aus Cordua, Diego d'Arano, zum Gouverneur. Er ließ ihnen auf Ein Jahr Lebensmittel, und gab ihnen verschiedene Verhaltungsbefehle, die hauptsächlich darauf hinaus liefen, sie sollten die Wilden vorzüglich durch Güte zu gewinnen suchen, fleißig Gottesdienst halten und sich bemühen, den Eingebornen Liebe und Achtung für ihre Religion einzuflößen. Und hätten sie diese beobachtet, so würden sie gewiß mitten unter den Wilden glücklich und vergnügt gewesen seyn; aber sie thaten gerade das Gegentheil, und wurden alle von den Eingebornen erschlagen. Nachdem nun Colomb mit allen diesen Einrichtungen fertig war, und vom Guakanagari aufs freundlichste Abschied genommen hatte, trat er den 16ten Jan. 1493 seine Rückreise nach Europa an. Gleich nach seiner Abfahrt stieß der treulose Pinzon wieder zu ihm und suchte sich auf alle Art wegen seiner Entfernung zu entschuldigen. Er erzählte, er hätte einige Inseln entdeckt und etwas Gold darauf gefunden, davon er die Hälfte für sich behalten, die andere Hälfte aber unter das Schiffsvolk vertheilt hätte. Colomb hörte alles geduldig an; er war zu klug um sich etwas merken zu lassen, und so fuhren sie wieder mit einander fort. Aber ein gewaltiger Sturm, den sie am 14ten Februar auszustehn hatten, trennte sie wieder von einander. In dieser Verlegenheit schrieb Colomb seine Entdeckungen auf zwey Pergamenthäute, wickelte sie in Wachstuch, befestigte sie so in Tonnen, daß sie nicht beschädiget werden konnten, und warf diese darauf ins Meer. Es war ihm um die Unsterblichkeit zu thun. Doch der Sturm legte sich bald wieder, und sie bekamen bald die azorischen Inseln, die den Portugiesen gehörten, zu Gesichte. Verschiedene Spanier, die hier ans Land traten, wurden von der Besatzung, die Befehl vom Hofe hatte, den Columbus zu fangen wo sie könnte, gefangen genommen. Da aber diese nicht stark war, und sie doch ihren Hauptzweck verfehlt hatte, so brachte Colomb sie leichte dahin, daß sie alle wieder heraus gab. Kaum war er weiter gesegelt, so überfiel ihn schon wieder ein Sturm und jagte ihn in den Tago. Er schickte gleich einen Courier nach Spanien ab, seine Ankunft und Gefahr zu melden. Zugleich ließ er den König ersuchen, in den Hafen von Lissabon einlaufen zu dürfen. Dies wurde ihm auch erlaubt.

 Aber,

Aber, als er in den Hafen kam, wollte man sein Schiff durchvisitiren. Er widersetzte sich aber mit der Erklärung, er brauchte dies als Admiral nicht zu leiden, und trotzte sich auch zuletzt durch. Der König von Portugall ließ ihn sogar freundlich zu sich bitten. Colomb gieng auch hin, und wurde mit der größten Distinction empfangen. Alle Vornehme des Hofes giengen ihm entgegen, und führten ihn in den Pallast. Der König selbst empfieng ihn sehr gnädig und er mußte sich in seiner Gegenwart bedecken. Er gieng den 13ten März von hier wieder unter Segel, und kam den 15ten in Palos vor Anker, wo er das Jahr vorher ausgefahren war. Die Freude über seine Zurückkunft war hier so groß, daß auch ohne Verhaltungsbefehle vom Hofe mit allen Glocken geläutet wurde. Er begab sich von hier gleich nach Barcellona, wo sich der Hof damals aufhielt. Seine Reise dahin war einem Triumphe ähnlich. Alle Felder und Straßen erschallten von freudigem Zurufen, und wo er in einen bewohnten Ort kam, lief ihm alles entgegen. Als er in Barcellona ankam, giengen ihm alle Vornehme des Hofes entgegen mit einer unzähligen Menge Volks. In dieser Begleitung zog er in einem ordentlichen Zuge durch die Straßen der Stadt zur Audienz bey Ihro königlichen Majestäten. Viele Wagen mit Kronen, Goldblechen, Baumwolle, Pfeffer, Papagoyen u. d. gl. folgten ihm. Ihro königliche Majestäten erwarteten ihn im königlichen Schmucke außerhalb des Pallastes unter einem kostbaren Himmel, den Kronprinzen neben sich und unter dem prächtigsten Hofstaate, den sie seit langer Zeit gehabt hatten. Als Colomb vor ihnen auf die Kniee fiel, ließen sie ihn gleich aufheben, und befahlen ihm, sich zu setzen. Die größte Ehre, die einem spanischen Unterthanen begegnen kann. Er erzählte hierauf seine Entdeckungen, und dann fielen beyde Majestäten und alle Anwesende auf die Kniee und dankten Gott. Sie befahlen auch, in der Hofkapelle ein feyerliches Te Deum zu singen. Fröhlich über diese glückliche Begebenheit, und voll Hoffnung noch größerer Entdeckungen, wandten sie sich hierauf an den Pabst Alexander den VI. und dieser schenkte ihnen Amerika durch die berühmte Bulle vom 4ten May 1494, darin er auch, um die Streitigkeiten der Spanier und Portugiesen zu endigen, eine Gränzlinie von Süden gegen Norden, dreyßig Grade westwärts von der Insel Ferro bestimmte, und dabey den Ausspruch that, daß von dieser Linie an die Spanier Einhundert und achtzig Grade gegen Westen, und die Portugiesen Einhundert und achtzig Grade gegen Osten zu segeln und Länder zu erobern berechtigt seyn sollten. — Der König begegnete dem Colomb während seines Aufenthalts in Spanien beständig sehr gnädig. So oft er sich in der Stadt sehen ließ, hatte er seinen Prinzen zur rechten und Colomb zur linken Hand. Alle Große des Hofes folgten diesem Beyspiele und

und erzeigten ihm alle mögliche Ehre. Ihro Majestäten erstreckten ihre Gnade sogar auf dessen beyde Brüder, Diego und Bartholomäus, ob sie gleich nicht in ihren Landen waren. Sie gaben ihnen den Titel, Don, und der ganzen Familie ein prächtiges Wapen. Seine beyden Söhne, Diego und Ferdinand, behielten sie als Edelknaben am Hofe, damit sie standesmäßig erzogen würden. – Colomb selbst ließ indessen sieben Indianer, die er mitgebracht hatte, im Christenthum unterrichten. Sie wurden darauf mit ihrem freyen Willen getauft, und der König, die Königinn und der Kronprinz vertraten Pathenstelle bey ihnen. Fünfe davon nahm er wieder mit in ihr Vaterland zurück, damit sie ihren Landesleuten erzählten, wie gütig sie begegnet wären; die andern zwey aber behielt man in Spanien zurück.

Der gute Erfolg dieser Reise, und die Hoffnung, noch mehrere und wichtigere Entdeckungen zu machen, bewogen Ihro königliche Majestäten, den Colomb gleich im Herbst wieder mit einem Geschwader von siebenzehn Segeln auszuschicken. Der Admiral besetzte sie mit 1500 Freywilligen, und nachdem er alles, was zur Anlegung einer Colonie nöthig ist, als Handwerksgeräthe, Kühe, Pferde u. s. w. auch Schellen, Knöpfe u. d. gl. zum Handel mitgenommen hatte, trat er den 25ten December 1493 seine zweyte Reise aus Cadix an. Er landete auch diesmal auf einer canarischen Insel, und nahm frischen Vorrath ein, auch Schweine, Kälber, Schafe u. s. w. die die Stammältern aller solcher Thiere in Amerika sind. Nach einer glücklichen Fahrt und Entdeckung vieler Inseln, unter andern Dominico's, kam er wieder nach Hispaniola, fand aber gleich todte Spanier am Ufer und seine Schanze von Grund aus zerstört. Es kam auch gleich ein Bruder des Guakanagari zu ihm, und benachrichtigte ihn: die zurückgelassenen Spanier wären unter einander uneins geworden, und hätten die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten verübt. Seine eigene Unterthanen hätte Guakanagari zwar zurück gehalten, aber da einige in das Gebiete des Kaonabo, Besitzers des Goldlandes Cibao, gekommen wären, hätte er sie erschlagen und darauf die Schanze belagert und zerstört. Guakanagari hätte ihn nachher geschlagen, läge aber noch an seinen dabey empfangenen Wunden. Colomb gieng gleich zu ihm hin, und erneuerte die vorige Freundschaft mit ihm. Darauf legte er eine neue Stadt an, die erste in dem neuen Welttheile und nannte sie Isabella. Die Kirche, das Vorrathshaus und die öffentlichen Gebäude darin wurden von Steinen gebaut, die andern aber von Holz und Stroh. Nun schickte er, weil er selbst krank war, den Alphonso de Ojeda ab, den Berg Cibao und die Goldgruben zu entdecken. Dieser fand, so wie er weiter vorrückte, immer mehrere Merkmale der natürlichen Reichthümer des Landes, Goldflammen und Goldkörner im Sande. Er eilte, diese erfreuliche Nachricht dem

Colomb zu überbringen, der gleich nachher, seinem Bestallungsbriefe zufolge, den Anton Torrez mit zwölf Schiffen, dem Golde des Ojeda und den Geschenken des Guakanagari nach Spanien zurück schickte, und nur fünf Schiffe bey sich behielt. Bald darauf entstand eine Revolte gegen ihn, die er aber noch in ihrer Geburt erstickte, da er das Haupt derselben, Bernhard von Pisa, nebst den Beweisen seiner Missethat nach Spanien schickte, die andern Rädelsführer aber im Angesichte der ganzen Colonie bestrafen ließ. Als er so die Ruhe wieder hergestellt hatte, beschloß er, die Goldgruben zu Cibao selbst zu besichtigen. Er nahm die besten Soldaten und viele Freywillige, alle zu Pferde, und das nöthige Bauzeug zur Errichtung einer Schanze mit, und übergab unterdessen seinem Bruder Diego die Aufsicht über die Stadt Isabella. Er steckte in diesem Lande, daraus die Castilianer unermeßliche Reichthümer zogen, in eigener Person eine Schanze auf einem Berge ab. Sie wurde von Steinen und Holz erbauet, und mit breiten Graben umgeben. Er übergab die Aufsicht darüber dem Ordensgebieter, Don Pedro de Margarita, und ließ ihm 56 Mann, theils Soldaten, theils Werkleute. Darauf eilte er nach Isabella zurück, und erstaunete über den schleunigen Wachsthum der vor zwey Monaten ausgesäeten Früchte, die alle schon reif waren. Aber dieses reichte doch alles noch nicht hin zum Unterhalte der Colonie, und es entstand eine große Hungersnoth. Es fehlte vornemlich an Mehl, und es mußten Mühlen angelegt werden. Da nun zu dieser Arbeit die Soldaten und Handwerksleute zu entkräftet waren: so mußte Colomb die Edelleute an die Arbeit stellen. Dies sahen sie für eine große Schande an, und es entstand ein allgemeines Misvergnügen. Boyl, das Haupt der Heidenbekehrer, war der allerunbändigste. Colomb ließ sich aber gar dadurch nicht stören, sondern blieb bey seiner heilsamen Strenge. Indessen drohete Kaonabo, die Spanier aus der sogenannten Thomas-Schanze in Cibao zu vertreiben. Colomb aber schickte gleich den Ojeda mit 400 Mann dahin. Darauf ordnete er ein Gericht in Isabella an, wovon er den Diego zum Präsidenten verordnete, machte alle nöthige Vertheidigungsanstalten und gieng auf weitere Entdeckungen aus. Nachdem er auf dieser Reise Jamaica und viele andere Inseln entdeckt hatte, kehrte er wieder nach Hispaniola zurück. Er fand hier seinen Bruder Bartholomäus, von welchem er seit seiner Reise nach England nichts gehört hatte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Freytag, den 20ten November 1778.

Schluß der kurzen Lebensgeschichte des Columbus.

Colombs Bruder Bartholomäus war, nachdem er in Frankreich gehört hatte, daß Columbus Amerika entdeckt hätte, nach Spanien gegangen und da sehr gnädig aufgenommen. Man gab ihm die Anführung von drey Proviantschiffen, die man dem Admiral nachschickte, und mit diesen kam er in Jsabella an, kurz nach der Abreise seines Bruders aus dieser Stadt. Es waren während seiner Abwesenheit auch große Unruhen entstanden. Die Soldaten des Margaritta, der auf seinen Befehl die Länder der Indianer durchziehen mußte, um sie im Zaume zu halten, hatten, vom Hunger gezwungen, Gewalt gegen die Indianer gebraucht. Hierüber erbittert hatten sich alle Caciken, außer Guakanagari, gegen sie vereiniget. Don Diego ließ dem Margaritta zwar wegen dieser Unordnung einen Verweis von der Regierungskammer geben, aber dies machte die Sache nur schlimmer. Denn nun warf sich Margaritta, den dieses verdroß, in die Thomasschanze und ließ seine Leute machen, was sie wollten, und endlich gieng er sogar nebst dem eben so unruhigen Boyl, nachdem sie beyde sehr heftige Reden gegen den Admiral ausgestoßen hatten, nach Spanien zurück. Colomb griff indessen die Caciken an, und zwang sie, nachdem er den mächtigsten darunter, Konnabo, mit List aus seiner eignen Residenz gefangen weggeholt, und die übrigen überwunden hatte, einen großen Tribut, vornemlich an Golde zu bezahlen. Inzwischen hatten ihn Boyl und Margaritta beym Hofe des Geizes, der Grausamkeit, kurz aller möglichen Laster beschuldiget, und Ihro Majestäten bewogen, einen gewissen Johann von Aguada, einen schlechten Menschen, dahin zu schicken, um die Sache zu untersuchen. Dieser nahm, sobald er in Jsabella ankam, da Colomb just abwesend war, um einige Unruhen zu stillen, alles in Besitz, überschritt in allem seine Vollmacht, und begegnete dem Bartholomäus, den sein Bruder zum Atelantade oder Generallieutenant gemacht, und der König in dieser Würde bestätigt hatte, sehr verächtlich. Colomb, der bald nachher zurückkam, begegnete ihm sehr höflich, sagte ihm aber zugleich, er werde sich vor

vor dem unpartheyischen Richterstuhle seiner Herrschaft verantworten. Er ließ ihm zwar den Schein einer Gewalt, behielt aber die wesentlichen Gerechtsame seiner Würde bey. Darauf übertrug er die Regierung während seiner Abwesenheit seinen beyden Brüdern, besetzte die Schanzen, die er hin und wieder angelegt hatte, mit welchen er wollte, und machte sich fertig, zugleich mit dem Aguada, dem er, weil dessen eigene Schiffe gescheitert waren, eine von seinen beyden Caravellen abgab, nach Spanien abzugehen. Kurz vor seiner Abreise trug sich noch eine für ihn bey seinen damaligen Umständen sehr glückliche Begebenheit zu, wodurch der Haupttheil der Klage gegen ihn widerlegt wurde. Es wurde nemlich eine sehr wichtige Goldgrube entdeckt, die in der Folge unsägliche Schätze gab. Hier legte er erst eine Schanze an, setzte einen Gouverneur darüber, und gieng darauf nach Spanien ab. Er wurde bey seiner Ankunft am Hofe zu Burgos sehr gnädig empfangen. Man sprach weder vom Aguada noch vom Margaritta, sondern lobte ihn nur und dankte ihm für seine neuerlich geleisteten Dienste. Er verlangte sehr, gleich nach Amerika zurückzukehren; aber die Intriguen seiner Feinde hinderten ihn daran, und nöthigten ihn wider seinen Willen, sich noch lange in Spanien aufzuhalten. Inzwischen legte sein Bruder eine neue Stadt in Hispaniola an, versetzte in kurzem die mehrsten Einwohner von Isabella dahin, und nannte sie St. Domingo.

Endlich brachte es doch Colomb durch die kräftige Unterstützung der Königinn so weit, daß er den 30ten May 1497 seine dritte Reise antreten konnte. Er schickte von den acht Schiffen, die er hatte, zwey mit Proviant nach Hispaniola voraus, und gieng mit den übrigen sechs auf neue Entdeckungen aus. Er war auch diesmal so glücklich, das feste Land von Amerika zu entdecken a). Er stieg in der Gegend vom Orenoko aus

a) Die Engländer hatten schon Ein Jahr früher, nemlich 1496, das feste Land von Amerika entdeckt, und nannten es das neugefundene Land. (New-found-land.) Sobald nemlich der glückliche Ausgang von Colombs Unternehmung bekannt wurde, schickte auch Heinrich der VII. einen Venetianer Johann Cabot, der in englischen Diensten stand, und zu Bristol wohnte, dahin aus, und dieser war auch so glücklich, das feste Land vom 24ten bis zum 67ten Grade nördlicher Breite, das ist, von der südlichen Spitze der Halbinsel Florida an, bis über das Land Labrador oder Neu-Britannien hinaus, für die Krone England zu entdecken, und nach damaliger Art in Besitz zu nehmen. — Es ist merkwürdig, daß die beyden ersten Entdecker der neuen Welt Italiäner gewesen sind, und doch die Welschen Staaten nie einen Fuß breit Landes darin besessen haben. — Außer der Entdeckung von Amerika sind auch zwischen den J. 1492 und 1500 noch sonst die wichtigsten Entdeckungen geschehen. Denn 1497 kamen die Portugiesen um's Vorgebürge der guten Hoffnung glücklich nach Ostindien, und faßten da durch ihren Admiral Vasko de Gama zuerst festen Fuß, wodurch der Ostindische Handel einen ganz andern Lauf bekam und vorher dadurch mächtige Staaten fielen. Auch wurde Brasilien

ans Land. Die Küsten waren hier sehr anmuthig. Man fand sehr gute Häfen, angebauetes Land, und viele Flüsse, auch vortreffliche Weintrauben und allerley andere Früchte. Die Einwohner nahmen sehr gerne Schellen und Messingstückchen, und gaben alles dafür hin. Sie trugen Goldplatten in der Größe eines Hufeisens am Halse, die sie zwar sehr hoch hielten, aber doch gerne für eine Schelle hingaben. Die Weiber trugen die Arme voll Perlschnüren. Zuletzt fehlte es den Spaniern an Schellen, diesen vortheilhaften Handel fortzusetzen, und sie segelten daher weiter. Colomb hatte dies Land Anfangs für eine Insel gehalten, aber nachher schloß er aus der erstaunenden Länge der Küste, woran er herunter fuhr, es sey festes Land, und diese seine Meynung declarirte er den 1ten August. Hierauf begab er sich wieder nach Hispaniola. Er fand hier alles in der größten Unordnung. Roldan, Alcalde Major oder Oberrichter, hatte sich gegen den Bartholomäus empört, um sich zum Oberhaupte der Insel zu machen. Sein Anhang war so stark, daß dieser mit Gewalt nichts ausrichten konnte. Er that ihm daher verschiedene male gütliche Vorschläge, aber Roldan schlug sie aus. So standen die Sachen, als Colomb ankam. Er sah gleich, es ließe sich mit Gewalt nichts ausrichten, und mußte, um die Ruhe wieder herzustellen, mit dem Roldan sich dahin vergleichen, daß Roldan seine vorige Stelle wieder haben, und es den übrigen Rebellen frey stehen sollte, unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Spanien zu gehen oder zu bleiben.

Colomb hatte nach seiner Wiederankunft in Indien schon eine Flotte zurückgeschickt, mit der Nachricht von der Entdeckung des festen Landes von Amerika, und dem vielen Golde und Perlen, die sie da gefunden hatten. So groß hierüber die Freude des Hofes war, eben so sehr wuchs auch die Anzahl seiner Feinde dadurch. Der Bischof von Badajoz, der von jeher der eifrigste von seinen Feinden gewesen, und gleichsam Staatsrath von Indien war, suchte Gelegenheit, ihm empfindlich zu schaden. Er machte in der Absicht den Alphonso de Ojeda zu seinem Vertrauten, und gab ihm endlich Vollmacht, Schiffe zu bauen und auf weitere Entdeckungen auszusegeln, und unterzeichnete sie, ohne daß Ihro Majestäten was davon wußten; wenigstens unterschrieben sie sie nicht. Sie verletzte auch offenbar den Vergleich mit dem Colomb: denn sie erlaubte dem Ojeda, das feste Land und alles, was ihm vorkäme, zu entdecken, nur sollte er weder in die Portugiesischen, noch in die vor dem J. 1495 von den Spaniern entdeckten Länder kommen. – Ojeda verband sich mit einem gewissen Amerika Vespucci, einem reichen und in der Weltbeschreibung und Schiffahrt erfahrnen, aber dabey auch sehr eiteln und aufgeblasenen Manne aus Florenz, der nicht allein viel Geld

 dazu

silien entdeckt, und 1499 geschah der erste Zug gegen die Samojeden, der den Weg nach Sibirien öffnete und Gelegenheit zu dessen Entdeckung gab.

dazu herschoß, sondern auch die Reise selbst mitmachte, und trieb in kurzem so viel Geld auf, daß er vier Schiffe ausrüsten konnte. Mit diesen segelte er den 20ten May 1499 ab, und landete nach einer sehr günstigen Fahrt auf dem festen Lande von Amerika, ungefähr 200 Meilen vom Orenoko. Als er aber hier kein Gold fand, segelte er weiter nach dem vom Colomb sogenannten Lande Pavia, und von da, vermuthlich um dem Colomb zu trotzen, nach Hispaniola. Der Admiral schickte auf die Nachricht von seiner Ankunft den Roldan zu ihm, sich seine Verhaltungsbefehle zeigen zu lassen, und ihn um die Ursache seiner Ankunft zu fragen. Ob Ojeda ihm gleich jene nicht zeigen wollte; so bekam er sie doch durch List zu lesen, und, da er sah, sie waren nur vom Bischofe von Badajoz unterschrieben, gieng er nach St. Domingo zurück und meldete es dem Admiral. Ojeda suchte darauf eine Rebellion gegen den Colomb anzustiften, aber Roldan zwang ihn, zu capituliren und sich wieder von der Insel wegzubegeben.

Kaum war diese Unruhe vorbey, so entstand wieder eine andere. Fernand de Guerara hatte Unruhen angestiftet, und war vom Roldan gefangen genommen. Um ihn wieder loszumachen, erregte sein naher Verwandter Moxika, einen Aufruhr, wiegelte alles auf und hatte nichts wenigers vor, als den Admiral sammt dem Roldan und allen Anhängern desselben umzubringen. Doch Colomb hatte das Glück, ihn gefangen zu bekommen, und ließ ihn nebst einigen andern an den Zinnen der Festung aufhängen.

Aber indeß er so unermüdet arbeitete, die Ruhe in diesen Gegenden festzustellen, brachten seine Feinde nicht allein das Volk, sondern auch Ihro Majestäten gegen ihn auf. Wenn der König ausfuhr, umgab eine Menge Volks seinen Wagen, und schrie, man solle ihnen den Sold für ihre Dienste in Amerika bezahlen, und den Adel rächen, den er, als ein Ausländer, so unanständig behandelte und auf die Schlachtbank führte. Ihro Majestäten glaubten, sie müßten, um dem Unheile zu stören, die Macht des Columbus theilen. Sie erwählten also den Ordensgebieter von Calatrava, Francisco de Bovadilla, einen schlechten Menschen, zum Intendanten der Justiz und Generalstatthalter, mit dem Befehle, seine Bestallung nicht eher bekannt zu machen, als bis er in St. Domingo aufgenommen wäre. Als er hier angekommen war, ließ er seine Bestallungsbriefe durch einen Notarius ablesen. Darauf foderte er, die gefangenen Rebellen sollten ihm übergeben werden. Don Diego aber, (denn Colomb und Bartholomäus waren just abwesend,) weigerte sich, dies zu thun. Darauf ließ er eine königliche Ordre lesen, daß der Admiral, alle Befehlshaber der Festungen und Schiffe u. s. w. ihn für ihren Obern erkennen sollten, und zuletzt noch eine Ordre wegen des Soldes der Soldaten und Handwerksleute, die alle diese Leute auf seine Seite zog. Hierauf wiederholte er seine Foderung, und setzte sich, da sie ihm wie-

wieder abgeschlagen wurde, mit Gewalt in Besitz der Citadelle, und versprach den Gefangenen Gnade. – Als Colomb von allem diesem Nachricht erhielt, versammelte er Truppen zu Bonao, und sagte, als man ihm die Bestallungsbriefe des Bovadilla wies: Als Intendanten der Justiz erkennte er ihn, aber die Bestallung, als Oberstatthalter, käme unmöglich aus einer ächten Quelle. Bald darauf aber kamen der königliche Schatzmeister Velasquez und ein Franciscaner Mönch, und überbrachten ihm ein eigenhändiges Schreiben Ihro Majestäten, worin sie ihn bloß Admiral nannten, und ihm befahlen, die Gewalt des Bovadilla zu erkennen: Und nun gieng er auch gleich nach der Hauptstadt ab. Als er hier ankam, erfuhr er, Bovadilla habe sich in sein Haus gelegt, sich seiner Papiere bemächtigt, und alle sein Geräthe, seine Pferde, sein Gold und Silber eingezogen: er habe seinen Bruder Diego in Fesseln legen, und auf eine seiner beyden Caravellen bringen lassen. Kaum hatte er sich von dieser traurigen Botschaft etwas wieder erholt, als er selbst ergriffen und in Fesseln gelegt wurde. Aber er ertrug alles dieses mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit und Großmuth, und bat selbst seinen Bruder Bartholomäus, der sich noch widersetzte, und dem Bovadilla nicht geringe Sorge machte, nach St. Domingo zu kommen, und sich zu unterwerfen. Nachdem nun auch dieser auf die Bitten seines Bruders gekommen und in Fesseln gelegt war, fieng Bovadilla die Untersuchung gegen die drey Columben an, und hier zeigte es sich recht, wie stark das Unglück einer Person selbst auf die Gemüther ihrer Freunde und der ihr Verpflichteten wirkt. Jedermann war wider ihn: Es fand sich Niemand, der etwas zu seinem Vortheile ausgesagt hätte. Man beschuldigte ihn, er habe seine Untergebenen zu unanständigen Arbeiten gebraucht und ihnen nicht den nöthigen Unterhalt gegeben, er habe nicht erlaubt, alles Gold, was man gefunden, herauszuziehen, in der Absicht, sich einmal unabhängig zu machen, u. d. gl. mehr. Seine Brüder wurden eben so beschuldiget. Bovadilla sprach das Todesurtheil gegen alle drey aus, wagte es aber doch nicht, es selbst an ihnen zu vollstrecken, sondern schickte sie gefesselt mit allen Acten ihres Processes nach Spanien. Er hatte gewiß so schon seine Vollmacht überschritten. Es war ihm zwar die Untersuchung der Klagen gegen die Columben aufgetragen, aber er hätte doch immer Ehrerbietung gegen sie selbst, gegen ihre Personen beweisen müssen.

Sobald sie aus dem Hafen kamen, erbot sich der Hauptmann der Caravelle, Alphonso de Vallejo, sie auf seine eigene Gefahr zu entfesseln. Allein Colomb wollte es nicht, behielt auch nachher diese Fesseln immer auf, und befahl in seinem Testamente, sie mit in sein Grab zu legen. Als sie bey Cadix vor Anker kamen, fand ein Pilote, Andreas Martin, vom Unglücke des Admirals gerührt, Mittel, heimlich davon zu gehen, und dem Hofe seine Briefe zu überbringen, ehe man noch daselbst Nachricht von seiner

Ankunft hatte. Ihro Majestäten bezeigten bey dem Empfange derselben vieles Mitleiden, und heftigen Unwillen, daß ihre Ordre so sehr überschritten war. Sie schickten gleich Befehl, die drey Brüder loszulassen, und ihnen 1000 Rthlr. auszuzahlen, damit sie an den Hof nach Granada kommen könnten. Hier wurden sie sehr gnädig empfangen, und ihnen viel Mitleiden bewiesen. Aber ungeachtet man ihnen sagte, Bovadilla habe die königliche Ordre überschritten; konnten sie es doch nicht dahin bringen, daß er bestraft würde, und Colomb erhielt nie seine General-Statthalterschaft wieder. Und hieraus, und aus der heimlichen Ordre des Bovadilla, seine Bestallungsbriefe nicht eher, als bis er in St. Domingo aufgenommen wäre, bekannt zu machen, schließen viele, der Hof selbst habe aus Furcht, Colomb möchte sich einmal dort unabhängig machen, dem Bovadilla befohlen, so scharf mit den Columben zu verfahren.

Seitdem nahm sich Colomb vor, von nun an in Spanien zu bleiben und nicht wieder nach Amerika zu gehen. Aber da er sah, daß er in Spanien gar zu viele Feinde hätte, segelte er doch den 20ten May 1502 wieder nach dem Lande ab, das er als sein zweytes Vaterland ansah, um noch mehrere Entdeckungen zu machen, und dies ist seine vierte und letzte Reise dahin. Der König ermunterte ihn auch selbst durch ein eigenhändiges Schreiben dazu. Er nahm seinen Bruder Bartholomäus, und seinen zweyten ungefähr dreyzehnjährigen Sohn Don Ferdinand, mit.

Er machte auf dieser Reise sehr große und wichtige Entdeckungen, und würde unfehlbar schon Mexico und das Land Yukatan entdeckt haben, wenn ihn nicht sein Irrthum wegen Katay und seine Begierde es aufzusuchen, abgehalten hätte, weit nach Westen zu segeln. Indessen fand er viele andere Länder und viel mehr Cultur. Er traf hier unter andern schon eine Art von Bier aus Mais an, und ein Gebäude, worunter Gräber waren, und in einem von diesen eine ganz ausgetrocknete Leiche, in Baumwolle eingewickelt, und so gut einbalsamirt, daß man keine Spur von Fäulniß daran fand: Oben auf dem Grabe war die Figur eines Menschen, vermuthlich des Verstorbenen, eingegraben. Die Eingebornen trugen goldene Teller am Halse, glänzend, wie ein Spiegel, und 12 bis 22 Pistolen schwer, die sie gerne für Schellen u. d. gl. hingaben. Zuletzt fand er noch den Fluß Veragua, und das Land Urira, wo er sehr ergiebige Goldbergwerke antraf, und eine erstaunende Menge Gold. Er beschloß daher, hier am Ufer des Belem eine Colonie anzulegen, seinen Bruder mit einer hinlänglichen Mannschaft da zu lassen, und selbst noch mehrere aus Spanien zur Besetzung derselben zu holen. Er errichtete auch wirklich einen Wohnplatz, aber es war nicht möglich, ihn gegen die beständigen Anfälle der Eingebornen zu vertheidigen. Er ließ also dies Vorhaben wieder fahren, nahm alle seine Leute an Bord, und gieng wieder unter Segel. Aber er fand bald, daß seine Schiffe so schadhaft waren, daß es unmöglich

angieng, weiter damit zu segeln, und sah sich daher genöthiget, seinen Lauf nach Jamaica zu richten. Er kam hier zwar nach einer höchst gefährlichen Fahrt endlich an, mußte aber gleich seine Schiffe, damit sie nur nicht untergiengen, auf den Strand setzen. Dies setzte ihn in die größte Verlegenheit. Es fanden sich zwar zuletzt einige, die es wagten, auf bloßen Kanoen nach Hispaniola zu segeln, und den Gouverneur derselben Ovando zu bitten, dem Colomb ein ausgerüstetes Schiff auf seine Unkosten zu schicken, aber dieser schickte ihm keines. Dies feindselige Betragen des Ovando, noch mehr aber eine Empörung seiner eignen Leute, und das barbarische Verfahren derselben gegen die Eingebornen versetzten ihn in die größte Noth. Denn dadurch aufgebracht, wollten diese ihm keine Lebensmittel mehr bringen, und er würde gewiß da seinen Untergang auf eine erbärmliche Art gefunden haben, wenn nicht zum Glück just eine Mondfinsterniß eingefallen wäre, deren er sich sehr gut zu bedienen wußte. Er schickte zu den Amerikanern und ließ ihnen sagen, Gott sey böse, daß sie ihm nichts zu essen bringen wollten. Er wolle sie dafür strafen und zum Zeichen würde der Mond mit Blut aufgehen. Anfangs lachten sie darüber. Als aber die Mondfinsterniß wirklich kam, wurden sie bange, und baten ihn, für sie zu beten. Dieses that er auch auf die feyerlichste Art, und von dieser Zeit an brachten sie wieder alles im Ueberfluß. Endlich erhielt er doch zwey Schiffe aus Hispaniola, und gieng darauf gleich nach Spanien zurück. Aber hier erwartete ihn die für ihn höchst traurige Nachricht von dem Tode seiner großen Gönnerinn der Königinn Isabella. Der König empfieng ihn zwar dem Scheine nach sehr gnädig, war ihm aber in der That gar nicht gut. Dies zeigte sich auch bald nachher, da er von ihm verlangte, er sollte auf alle seine Vorrechte Verzicht thun, und dafür einige Güter in Castilien annehmen. Colomb grämte sich hierüber so sehr, daß er am 20ten May 1506 im 64. Jahre seines Alters zu Valladolid starb. Er ward erst im Carthäuserkloster zu Sevilla beygesetzt, hernach aber nach Hispaniola gebracht, und in der Domkirche zu St. Domingo begraben. So starb der große Mann, dem wir die wichtigste Entdeckung zu danken haben, und keiner wird ohne Rührung das schändliche und undankbare Verfahren gegen ihn lesen können. Erst nach seinem Tode erkannte man seinen Werth, und der König befahl nicht allein, er sollte mit der größten Pracht und Feyerlichkeit begraben werden, sondern setzte auch seinen ältesten Sohn Diego, in alle seine Würden ein.

Aber es ist nicht allein dabey geblieben, daß man ihm seine Verdienste so schlecht belohnt hat, es haben ihm auch viele sogar die Ehre der Entdekkung des vierten Welttheils rauben wollen. Einige sagen, ein gewisser Alfonso Sanchez wäre auf einer Reise nach Madeira verschlagen, und nach langem Herumirren endlich auf einer

Insel ans Land getreten, die man für Hispaniola hält. Hier habe er ein genaues Tagebuch gehalten und alles aufgezeichnet, was ihm auf seiner Reise begegnet wäre. Dieses nun hätte er bey seinem Tode im J. 1484 dem Columbus hinterlassen, und daraus hätte er nicht nur seinen Plan hergenommen; sondern auch den Lauf gesehen, den er zur Erreichung seiner Absichten nehmen müsse. Aber dies widerlegt sich schon allein dadurch genug, daß Colomb bereits seinen Plan völlig ausgearbeitet den Genuesern im Anfange eben des Jahrs übergeben hat, da er der eignen Angabe jener Verläumder desselben gemäß jenes Journal erhalten haben soll. – Noch ärger machte es jener Ameriko Vespucci, dessen Reise wir schon vorher kurz haben berühren müssen. Er behauptete ganz dreiste, er wäre der Entdecker des neuen Welttheils, und ließ Karten davon in die Welt gehen, worin er es nach seinem Namen benennte. So ungegründet dies nun auch ist, so heißt der vierte Welttheil doch noch jetzt Amerika: Ein Beweis, wie leicht sich das Publicum durch Prahler hintergehen läßt. – Außer diesen beyden wird ihm noch ein dritter entgegen gestellt, Martin Behaimb, der aus einer edlen Familie in Nürnberg herstammte und um die Zeit des Columbus lebte. Dieser soll in Diensten des Burgundischen Hofes auf Entdeckungen ausgegangen seyn, und auf seiner ersten Reise die azorischen Inseln, auf seiner zweyten aber Amerika noch vor Colomb entdeckt haben. Da aber der gelehrte Herr Professor Toze schon in einer lesenswürdigen Abhandlung den Ungrund dieser Meynung gezeigt hat, und diese meine Geschichte so schon die Gränzen überschreitet, die ich mir gesetzt hatte; so muß ich meine Leser in Ansehung derselben auf jenen verweisen.

Und nun glaube ich genug gezeigt zu haben, daß unserm Colomb wirklich die Ehre der ersten Entdeckung von Amerika gebührt, und kein Vernünftiger zweifelt auch in diesen erleuchteten Zeiten mehr daran. Er ist aber nicht allein der erste Entdecker des vierten Welttheils gewesen, sondern fast alle nachherige Entdeckungen, als die Umschiffung der ganzen Welt, fließen aus seinen Grundsätzen her. Es sind gleichsam nur Verbesserungen des Planes, den er entworfen hatte, mit gleichem Glücke, gleicher Klugheit und Tapferkeit ausgeführt. Der berühmte Boyle sagt daher sehr schön: „Wir sind dem Colomb nicht allein „für die Entdeckungen, die er selbst „gemacht hat, sondern auch für die, „welche nach seinem Tode gemacht sind, „verbindlich.„

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Montag, den 23ten November 1778.

Von der verhältnißmäßigen Schwere verschiedener Holzarten.

Die unendliche Mannigfaltigkeit der natürlichen Dinge läßt sich auch bey den Holzarten bemerken. Nicht nur ihre Farbe, ihre Festigkeit, ihr Geruch, ihre Structur, sondern auch ihre Schwere ist so verschieden, als verschieden sie selbst sind. Ich habe hier einen Versuch machen wollen, bloß in Ansehung des Gewichts, einige derselben und ihren Unterschied genauer zu bestimmen. Forscher der Natur mögen gern eine jedwede Sache von allen ihren Seiten kennen, und es giebt mehr als Einen Fall, da das Gewicht des Holzes verdient, in Betrachtung gezogen zu werden.

Es kommt aber bey dieser Untersuchung vornemlich auf drey Stück an. Erstlich, daß man Hölzer von vollkommen gleicher Größe habe; zweytens, daß dieselben durchaus trocken sind, und drittens, daß sie von gesunden Stämmen im Mittelalter genommen worden. So viel mir nur möglich gewesen, habe ich diese Regeln, bey denjenigen Holzarten, die ich jetzo näher bestimmen will, nicht aus der Acht gelassen. Es sind Täflein, die von einem Schreiner aufs genaueste zu gleicher Größe behobelt und polirt worden, 2 Zoll und 3 Lin. hoch, 1 Zoll 8 Lin. breit und 1½ Lin. dick, alles nach Pariser Maaße. Diese habe ich auf einer Goldwage aufgezogen und ihre verhältnißmäßige Schwere nach Assen berechnet, deren 72 einen Ducaten wägen. Es kann freylich seyn, daß bey einigen ein Hobelspängen mehr oder weniger sitzen geblieben; allein dieser Mangel der Accuratesse würde bey jedweder andern Form hölzerner Figuren eben so unvermeidlich gewesen seyn. Was ferner die Trockniß des Holzes anlangt; so habe ich um desto weniger dabey zu befürchten, da sie bereits länger als Jahr und Tag in dieser Gestalt, an einem nicht feuchten Orte aufbehalten worden, und was endlich die dritte Vorsicht betrifft, daß das Holz von Stämmen genommen werde, die weder zu jung noch zu alt, am wenigsten aber krank und ungesund sind; so sind auch in dieser Absicht unverdächtige Stücke ausgesucht worden. Junges Eichenholz ist

viel compacter, folglich auch schwerer, als solches, das von hundertjährigen Bäumen genommen worden, und wenn der Stamm schadhaft ist; so gehen freylich durch die Fäulniß viele wesentliche Theile des Holzes verloren, es entstehen mehr Luftlöcher, und das Holz muß in der That leichter werden, als es seiner Natur nach ist.

Die Zahl der verschiednen Hölzer ist, wie die Zahl der Gattungen in allen Classen der Naturkörper, überaus groß. Zu der Sammlung natürlicher Seltenheiten, welche die königliche **Akademie der Wissenschaften in Berlin** besitzt, schenkte der Herr D. **Feldmann** zu **Ruppin**, im J. 1763 allein siebenhundert Holzplatten a). Und vermuthlich wäre es besser gewesen, wenn ich noch mehrere Arten gegen einander abgewogen, als ich gethan habe. Allein es soll dies nur ein Versuch seyn, der vielleicht Besitzer von stärkern Sammlungen ermuntert, die Untersuchung weiter zu treiben. Ein Paar unter den angeführten Holzarten sind von der Beschaffenheit, daß der Stamm derselben selten die Dicke von einigen Zollen erreicht: sie sind also zusammen geleimt, um ihnen eine gleiche Größe, wie den andern zu geben; doch ist solches mit so vieler Genauigkeit geschehen, daß dieser Umstand nicht verdient, in Betrachtung gezogen zu werden. Und nach diesen Vorerinnerungen folgt also hier das Verzeichniß der Hölzer selbst, so wie ich sie im Gewicht verschieden gefunden, und welche ich zugleich, nebst den gewöhnlichsten deutschen, mit dem **Linnéischen** lateinischen Namen bezeichnet habe.

	Aß.
1. Schwarz Ebenholz, Ebenus	284
2. Granadill, Passiflora cœrulea?	279
3. Grün Ebenholz, Aspalathus Ebenus	262
4. Franzosenholz, Pockenholz, Guajacum off.	258
5. Blau Brasilienholz, Hæmatoxylum Campechianum	230
6. Cornelkirsche, Cornus mascula	225
7. Königsholz, Hernandia sonora?	218

Diese sieben Arten sinken alle im Wasser unter.

	Aß.
8. Buchsbaum, Buxus semper virens	$203\frac{1}{2}$
9. Sandelholz, Cæsalpinia Brasiliensis	201
10. Oliven, Olea Europæa	189
11. Mahagany, Swietenia Mahagany	187
12. Berbisbeeren, Berberis vulgaris	186
13. Kreuzdorn, Rhamnus catharticus	$185\frac{1}{2}$
14. Rosenholz, Spartium spinosum?	185
15. Hertern, Cornus sanguinea	184
16. Türkischer Hollunder, Syringa vulgaris	183
17. Mispeln, Mespilus Germanica	180

18.

a) Siehe Beschäfftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde 3. Band, S. 512.

	Aß.
18. Eschen, Fraxinus excelsior	171
19. Wilder Oelbaum, Elæagnus angustifolia	171
20. Taxbaum, Taxus baccata	169
21. Rothbüchen, Fagus sylvatica	167
22. Citronen, Citrus communis	167
23. Apfelbaum, Pirus Malus	166
24. Apricosen, Prunus Americana	165
25. Wasserhollunder, Spiræa Opulifolia	165
26. Weißbüchen, Carpinus Betulus	162
27. Mandelbaum, Amygdalus communis	161
28. Pfirschen, Amygdalus Persica	158
29. Quitzbeere, Sorbus Aucuparia	157
30. Maulbeere, Morus nigra	156
31. Feigen, Ficus Carica	155½
32. Manchinelle, Hippomane Mancinella	154
33. Kiefern, Fichten, Pinus sylvestris	154
34. Birnbaum, Pirus communis	153½
35. Weinstock, Vitis vinifera	153
36. Pflaumenbaum, Prunus domestica	152
37. Ahorn, Acer Pseudo-Platanus	149
38. Elzebeeren, Cratægus torminalis	142
39. Steineichen, junges, Quercus Robur	142
40. Ilmen, Rüstern, Ulmus campestris	137
41. Spillbaum, Evonymus Europæus	135
42. Cedern, Pinus Cedrus	131
43. Kirschbaum, Prunus Cerasus	130
44. Nußbaum, Juglans regia	130
45. Geißblatt, Lonicera Caprifolium	127
46. Hollunder, Sambucus nigra	125
47. Ellern, Betula Alnus	123½
48. Quitten, Pirus Cydonia	123
49. Haseln, Corylus Avellana	120
50. Linden, Tilia Europæa	113½
51. Sumach, Rhus Typhinum	111
52. Eichen, alt Eichen, Quercus Robur	111
53. Birken, Betula alba	110
54. Lerchenbaum, Pinus Larix	100
55. Tannen, Pinus Abies	94
56. Weiden, Salix fragilis	94
57. Espen, Populus tremula	93
58. Pappeln, Populus nigra	76
59. Aloe, Aloë Aloës	49
60. Kork, Quercus Suber	42

So sehr sind also sechzig Holzarten am Gewicht von einander unterschieden, so daß theils kaum zwey oder drey Gattungen unter denselben eine völlig gleiche Schwere haben, theils einige darunter drey, vier und noch mehrmal leichter sind, als andere. Es wird daher nicht überflüßig seyn, die Ursachen dieser verschiedenen Schwere mit wenigem zu untersuchen.

Ueberhaupt kommt die Schwere des Holzes nicht allein von der Quantität und **Menge**, sondern auch von der Qualität und **Beschaffenheit** seiner Bestandtheile und von der **Art** ihrer **Zusammensetzung** her. Wenn ich Holz verbrenne; so bleibt nichts zu-

zurück, als Asche, und zwar dem Gewicht nach sehr wenig. Es muß also viel **brennbare**, ölichte oder auch volatilische salzige Theile enthalten, welche durch das Feuer verloren gehen. Wenn ich diese Asche auslauge; so bleibt eine Erde zurück und in der Lauge steckt noch ein alcalisches Salz. Ich denke also, daß ich nicht irren werde, wenn ich die Bestandtheile des Holzes in **Erde, Salz und brennbare Partikeln** eintheile. Erde ist schwerer als Salz, und Salz schwerer als Oel. Je mehr also ein Holz aus erdigten Theilen besteht, und je weniger es von brennbaren und salzigen Partikeln hat; desto schwerer muß es seyn und wieder umgekehrt. Es kommt aber auch dabey viel auf die Zusammensetzung an. Ein Holz kann nach Proportion mehr erdigte Theile als ein anderes enthalten, und doch leichter seyn, wenn nemlich dieselben durch viele und große Zwischenräume weiter von einander abgesondert und ausgedehnt sind. In einem Centner Eichenholz können mehr terreßtrische Partikeln, als in einem Centner Kiefernholz stecken, und doch ist dieses schwerer, als jenes. Warum? weil das erste mehrere und größere leere Zwischenräume hat. Je näher also die eigentlichen Theilchen des Holzes zusammengefügt sind; je weniger es Poros hat: desto mehr muß es wägen, und wieder umgekehrt. Daß überhaupt das Holz viel Zwischenräume habe, erhellt theils aus dem Augenschein, theils aus den Versuchtn mit der Luftpumpe. Wenn ich unter einer vertieften hölzernen Schale, die mit Wasser angefüllt ist, einen luftleeren Raume mache; so dringt das Wasser haufenweise hindurch. Es müssen sich daher in dem Holze viel kleine Canäle befinden, die die Feuchtigkeit durchlassen. Um sichtbar von dieser, ohnedem zum Wachsthum des Holzes erforderlichen Structur überzeugt zu werden, darf man nur allerhand Queerschnittchen verschiedener Hölzer durch ein starkes Microskop betrachten; so wird man theils die Regelmäßigkeit und das Ebenmaaß, theils auch die Menge dieser Canäle nicht genug bewundern können. Da nun diese Röhrchen, im trocknen Zustande, mit Luft angefüllt sind, Luft aber wieder viel leichter als alle andere Bestandtheile des Holzes ist; so muß ein jedes Holz, je compacter es ist, je weniger es Zwischenräume hat, auch desto schwerer seyn.

Allein es können bey dem Gewicht des Holzes noch einige andere außerwesentliche Umstände mit wirken. Wenn es noch frisch; wenn es noch jung; wenn es gesund und nicht angefault ist; so muß es allemal ein größeres Gewicht haben, als ein anderes von eben der Art, dem diese Eigenschaften mangeln. Wenn es frisch vom Stamme abgehauen wird; so sind alle seine Zwischenräume mit einer wäßrigen Feuchtigkeit angefüllt. Da nun dergleichen Feuchtigkeit viel schwerer als Luft ist; so muß auch ein frisches Holz schwer, ein völlig trocknes und dür-

dürres Holz aber, wo jener Saft ausgedunstet ist, allemal viel leichter seyn. Wenn ein Holz noch jung und in dem besten Wuchse ist; so sind seine Holzfasern, meinem Erachten nach, noch dichter und compacter, als wenn sie sich in einem Alter von vielen Jahren, durch häufige Circulation des Nahrungssafts weiter ausgedehnt haben. Junges Holz also aus einem mittlern Alter, wird vermuthlich schwerer, als älteres seyn, wie selbst die Erfahrung an dem Eichenholze Nr. 39. und Nr. 52. zeigt. Wenn endlich eine Art Holz durch Alter oder Krankheit und Fäulniß verschiedene seiner eigenthümlichen Theile verloren hat; was ist es Wunder, daß es auch alsdann an seinem Gewicht merklich verlieren muß?

Wie verhält sich aber das Holz im Wasser? Von den hier angeführten Holzarten sinken nur die sieben ersten Gattungen unter; die andern schwimmen oben. Eigentlich haben die meisten Holztheilchen eine größere specifische Schwere, als Wasser, und es müssen also viel mehrere Arten Hölzer in demselben niedersinken. Weil aber die leichtern zu viel Zwischenräume haben, die mit Luft angefüllt sind, oder aus sehr viel ölichten und fettigen Theilen bestehen, so kommt es daher, daß sie es nicht thun. Wäre man im Stande ihm diese zu nehmen, oder auch nur das Holz dichter zusammen zu pressen, oder seine Zwischenräume mit einer Materie auszufüllen, die schwerer als Wasser ist; so würde dasjenige, so jetzt schwimmt, zu Boden sinken. Wie aber, wenn ich diese Zwischenräume mit Wasser anfülle? Schwerer wird es dadurch wohl in der Luft; aber vermöge des in der Physik angenommenen Lehrsatzes, daß **Wasser im Wasser nichts wiegt**, kann diese Vermehrung seines Gewichts das Niedersinken im Wasser nicht verursachen, als nur in so fern es dasselbe durch die Austreibung der Luft, welche hauptsächlich das Holz im Schwimmen erhält, zum Untersinken desto geschickter macht. Ich habe zu dem Ende meine beyden Täflein Nr. 39. (welches 142 Asse wog) und Nr. 52. (am Gewicht 111 Aß) ins Wasser gelegt. In vier bis fünf Stunden war die erste schon 32 Asse, und die zweyte 31 Asse schwerer geworden, als ich sie heraus nahm, etwas abtrocknete und auf die Wage legte, bis endlich nach dreymal 24 Stunden die erste bis auf 224 Asse stieg, und also 82 Asse Wasser in sich gesogen hatte; die letztere aber gar 87 Asse zugenommen, und bis auf 198 am Gewicht gestiegen war. Hier brauchte ich nur auf das erste Täflein noch 20 Asse aufzulegen, als es anfieng unterzusinken. Ja, wenn durch das Einsaugen des Wassers alle Zwischenräume von der darin befindlichen Luft leer geworden wären; so würde es auch ohne diesen Zusatz schon niedergesunken seyn. Daß es dergleichen Fälle gebe, davon bin ich noch vor kurzem belehrt worden. Ich sah, daß man zwey eichene Walzen aufs Was-

ser warf. Die eine sank unter, theils weil das Holz derselben von einer jüngern gesundern Eiche genommen seyn mochte, theils weil die Pori derselben viel Feuchtigkeit und wenig Luft enthielten; die andere blieb oben, vornemlich weil sie noch viel mehr Luft in ihren Canälen hatte. Indessen, um auf die vorhin angeführten Holztäflein zurück zu kommen, könnte es freylich einen Beobachter befremden, daß das eine unter denselben, welches 224 Asse wog, doch noch einen Zusatz von 20 solchen Assen nöthig hatte, um unterzusinken; da doch ein trockenes Täflein, das 218 wiegt, bereits niederfällt. Allein der vorhin angeführte Grundsatz, daß Wasser im Wasser eigentlich kein Gewicht hat, erklärt dies Phänomen. Etwas trägt das eingesogene Wasser durch die Verjagung der Luft, wie schon gesagt, dazu bey, sonst würde ich an statt 20, noch 76 Asse haben auflegen müssen; aber alles kann es nicht thun.

Es lassen sich aber aus diesem angestellten Versuche noch einige andere Folgen herleiten. **Einmal**, das leichtere Täflein hatte mehr Wasser eingesogen, als das schwere; folglich bestätigt sich es, daß leichtes Holz mehr Poros habe. **Zweytens**, diese Pori nehmen von der ganzen Masse des Holzes einen beträchtlichen Raum ein. Sechs und dreyßig Aß Wasser nehmen einen Raum einer Linie hoch von einem Quadratzoll Pariser Maaße ein. Neunzig Asse also einen Raum von $2\frac{1}{2}$ Lin. eines solchen Quadratzolls. Nun kann ich annehmen, daß die Oberfläche meiner Täflein 3 Par. Zoll ausmacht, folglich, da sie $1\frac{1}{2}$ Lin. dick sind; so wird der ganze körperliche Inhalt eines solchen Täfleins so viel seyn, als wenn ich $4\frac{1}{2}$ Lin. von einem Cubiczoll abschneide. Von dieser Masse war nun ein Raum von zwey und einer halben Linie mit Wasser angefüllt, indem es beynahe 90 Asse eingesogen, folglich machte der zuvor mit Luft angefüllte leere Raum dieser kleinen Holzplatte mehr als die Hälfte seiner Größe aus. Daraus erhellt denn **drittens**, daß das Gewicht und nicht bloß die Größe, den besten Maaßstab von der Güte und dem Werthe des Holzes gebe, in Vergleichung mit andern seines gleichen, wenn sie nemlich in eben dem Grade trocken sind. Ein Centner schweres Eichenholz liefert mir eben so viel wirkliche Holzmaterie, als ein Centner leichtes, obwohl das letzte einen ungleich größern Umfang hat. Hingegen bey zwey gleich großen Haufen Holz kann ich noch nicht ganz sicher seyn, ohne Verlust zu bleiben, wenn ich diesen oder jenen wähle. Ein Malter schweres Eichenholz, gegen ein Malter leichtes, muß wenigstens zum Brennen viel vortheilhafter seyn, wenn beydes gleich trocken ist. Ich weiß, daß vor einigen Jahren ein gewisser Mann mit Brennholz handelte, und dasselbe an geringe Leute nach dem Gewicht verkaufte. Viele legten ihm solches als einen Geiz aus. In der That aber war kein besseres Mittel,

Nie-

Niemanden zu übervortheilen, als dieses, wenn sonst der Preis nach der Beschaffenheit des Holzes und nach den Regeln der Billigkeit eingerichtet war. Endlich muß ich noch anmerken, daß das Wasser, worin ich meine Täflein eingeweicht hatte, wie ohnedem vom Eichenholze schon bekannt ist, braun wurde. Es mußten also denselben einige färbende Theile dadurch entgehen, und folglich mußten sie, nach einer neuen völligen Austrocknung, leichter werden, als sie zuvor gewesen waren; und so verhielt sichs auch, dasjenige Täflein das zuvor 142 Asse gehabt, wog nun nur 135, und also sieben Asse weniger.

Von der Schwere der Hölzer hängt übrigens größtentheils auch ihre Härte ab. Je schwerer ein Holz, desto compacter ist es; desto mühsamer muß es auch werden, dasselbe zu durchschneiden, indem man noch einmal so viel Holztheilchen trennen und von einander absondern muß, als bey einer noch einmal so leichten Holzart. Indessen kommt bey dieser Härte auch viel auf die Beschaffenheit, auf die Structur und das Gewebe seiner Theile an. Dasjenige, das viel ölichte Theile enthält, welche die Holzfasern geschmeidig machen, muß sich leichter bearbeiten lassen, als ein anderes, das mehr aus spröden oder zähen Erdtheilen besteht. Die Härte des Holzes hat aber auch wieder einen großen Einfluß auf die Politur desselben. Je härter es ist; desto schöner ist der Glanz, den es zurückwirft. Es hat alsdann wenig Poros, welche die Lichtstrahlen verschlucken könnten. Denn warum reiben die Tischler das nußbaumne Holz mit einem gewächseten Tuche? damit sie die Zwischenräumchen ausfüllen, und also dem Ganzen eine vollkommen ebene und ununterbrochene Fläche geben. Doch kann diese Politur freylich auch noch von andern, mir unbekannten Ursachen herrühren; so wie selbst im Steinreiche mancher weiche Marmor eine bessere Politur, als mancher andere weit härtere Stein annimmt.

Endlich habe ich weiter nichts, als nur noch ein Paar Anmerkungen über oben angeführte Holzarten hinzu zu fügen. Das meiste von den schweren Hölzern ist ausländisch Gewächs. Vermuthlich giebt es in beyden Indien auch leichte Hölzer, wie selbst unter den hier angezeigten einige sind; aber doch finden wir bey uns und in noch nördlichern Gegenden keins, das dem Ebenholze am Gewicht gleich käme. Es frägt sich also, warum in den heißen Ländern das schwerste Holz wächst? Allein diese Frage scheint mir vorjetzt fast noch eben so problematisch zu seyn, als die: warum in den heißen Ländern die Vögel und Schmetterlinge mit viel lebhaftern, schönern und brennendern Farben geschmückt sind? Es kann seyn, daß die Hitze die ölichten Feuchtigkeiten häufiger auflöst und auszieht, (daher auch die harzigen Hölzer, wo ich nicht irre, am gewöhnlichsten in den nordischen Gegenden gefunden werden,) und daß

sich

sich an deren Stelle mehr schwere Erdtheilchen ansetzen, näher zusammen treten und dichter werden. Das leichteste unter allen hier angeführten ist die Pappel. (Denn den Stamm einer blühenden Aloe und den Kork habe ich nur obenhin mit in die Reihe gesetzt; da jener eigentlich nur ein Strunk und dieser eine Rinde ist.) Dies Holz ist also noch mehr, als viertehalb mal leichter, als das Ebenholz, oder es verhält sich zu jenen wie 19 zu 71. Was vor mannigfaltige Stuffen folgen nicht allein unter den verschiedenen Arten, sondern auch sogar in einer jedweden Eigenschaft der natürlichen Dinge unsrer Körperwelt!

Anfragen.

1.

Der Spelz ist ein sehr ergiebiges Korn. In hiesigen Gegenden hat man einen Versuch damit gemacht, und eine gute Ernte davon gehabt. Der Sommerspelz läßt sich sehr leicht und gut ausdreschen. Aber mit dem Winterspelz hat es nicht glücken wollen. Bey allem Dreschen haben sich die Körner eher entzwey schlagen, als aus der Aehre bringen lassen wollen. Man wünschet also zu wissen, was für einen Handgriff man zu gebrauchen habe, um das Korn aus den Aehren zu bringen, ohne es zu zermalmen.

St. P.

2.

Manche Hauswirthe sind der Meynung, daß das schwarze Rindvieh nicht so dauerhaft, als das rothe, und daß es im Sommer mehr von den Fliegen verfolgt werde, als das Rindvieh von andern Farben. Ist solches in der Erfahrung gegründet? oder nur ein Vorurtheil, wie es zu seyn scheint? In manchen Gegenden Deutschlandes zieht man viel schwarzes Rindvieh zu, und von Italien, wo die Fliegen, wegen der großen Hitze im Sommer, weit schlimmer als in hiesigen Gegenden, ist bekannt, daß es fast lauter schwarzes Vieh daselbst gebe, und man selten Rindvieh von andern Farben sehe.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Freytag, den 27ten November 1778.

Geschichteerzählung, wie ein Ertrunkener wieder zum Leben gebracht worden.

Ein Knabe von zwölf Jahren, eines hiesigen Gärtners Sohn, Namens Richter, fiel den 28ten May 1777 in die vor Göttingen vorbey fließende alte Leine. Dieser Fluß war damals von dem anhaltenden und starken Regen noch so sehr angelaufen, daß er an den mehrsten Stellen mit dem Ufer egal, und an einigen Orten, wo solches etwas niedrig, mehr oder weniger übergetreten war.

An einer Stelle wo das Wasser aus seinem Ufer getreten war, wateten eine Anzahl von 10 bis 15 Knaben, deren keiner über zwölf Jahr alt zu seyn schien.

Ich gieng ohngefähr an diesem Wasser hinunter, und kam an den Ort, wo diese Knaben sich in dem Wasser lustig machten. Ein Beckerbursche von 18 bis 20 Jahren schwamm mit vieler Fertigkeit in dem vollen Strome herum, und dieser mochte vielleicht verursachen, daß die andern Knaben ihr Augenmerk mehr auf ihn richteten, als daß sie sich vor der Tiefe des Wassers hätten in Acht nehmen sollen.

Ich setzte meinen Gang weiter fort, und in weiter Entfernung von dieser Stelle, begegneten mir zween Studenten, welche an dem Ufer herauf spatzirten, indem ich hinunterwärts nach der Maschmühle zu gieng.

Kaum waren wir einen guten Büchsenschuß aus einander, so hörte ich auf einmal ein heftiges Geschrey; ich sah mich um, und bemerkte, daß solches von den Knaben herkam, die einer um den andern herum liefen und schrieen, konnte aber, weil ich schon zu weit entfernt war, nichts verstehen. Wie ich aber den vorerwähnten Beckerburschen, der kurz vorher aus dem Wasser gestiegen, und in Begriff sich wieder anzuziehen war, auf der andern Seite sich sehr geschwind auskleiden, im vollen Laufen sein Hemd ausziehen und ins Wasser springen sah; so schloß ich, daß eines von den Kindern ins Wasser gefallen seyn müßte. Ich betrog mich auch nicht in meiner Meynung.

nung. Ich lief also was ich laufen konnte zurück, um die beyden Studenten, welche mir begegnet waren, wieder einzuholen, und fragte sie um Rath, wie des Kindes Rettung anzustellen sey. Der Beckerbursche schwamm mit der größten Geschwindigkeit hinter dem Verunglückten durch, und die andern Knaben liefen mit kläglichem Geschrey neben ihm am Ufer her. Ich konnte es sehr genau sehen, daß er ihn etlichemal ertappte: der eine Student, der neben mir stand, bemerkte es gleichfalls; der andere konnte aber kaum auf zehn Schritte in die Ferne sehen. Der Beckerbursche ergriff den Nothleidenden einige mal, drückte ihn aber mehr unter das Wasser, als daß er ihn aufwärts hob, weil er seiner Hände selbst nicht wohl entbehren konnte, auch schon zu matt geworden war, da seine Beinkleider, Strümpfe und Schuhe, welche er in der Eile anbehalten, ihm das Schwimmen in dem schnell fließenden Wasser sehr erschwerten. Kurz, er machte es so gut, wie er konnte.

Mit dem größten Schrecken sah ich, daß er ihn endlich mitten im Strome verlassen mußte, und kaum konnte er selbst noch das Ufer erreichen.

Nun blieb der Knabe immer länger und länger unterm Wasser und zwar mitten im Strome. Ich rief dem Beckerburschen zu, er möchte an dem Strome herunter laufen, und in der Gegend, wo ich stand, hineingehen, und nochmals versuchen, ob er ihn nicht da auffangen könnte; er erwiederte aber, wie er froh wäre, daß er nur selbst wieder heraus sey, an dem Orte wäre es noch tiefer, und der Strom flösse zu schnell. Ich gab ihm die besten Worte, allein weder diese, noch Drohungen, verfiengen nichts bey ihm.

Ich stand hart auf dem Ufer welches etwas in den Fluß trat, so daß ich auf dem Flusse hinauf sehen konnte. Das Wasser floß hier mit der größten Geschwindigkeit vorbey und stieß auf diese Ufereeke wo ich stand. Ich wollte mich entkleiden und in den Strom springen, wurde aber davon abgehalten.

Selten konnte man nun von dem Verunglückten noch was sehen, und nur zuweilen wo das Wasser noch geschwinder floß, bekam man einen Arm oder Bein zu Gesichte. Ohngefähr funfzig Schritte von mir sah ich abermals ein Bein und bemerkte, daß ihn das Wasser auch auf die Ufer-ecke oder wenigstens nahe vorbey treiben würde. Andere schwimmende Körper die alle an dieser Ecke weggetrieben wurden, machten mir dieses wahrscheinlich.

Die Kinder, welche neben ihrem im Wasser liegenden Cameraden schreyend herliefen, kamen mir nun immer näher, und wie sie von ihm einmal etwas zu sehen bekamen, so riefen sie um Hülfe. Ich sah nunmehro an der Stelle, wo ich stand, immer steif ins Wasser, ob ich ihn nicht bemerken könnte, wenn er sich mir nähern würde; erblickte ihn auch bald zu meiner gro-

großen Freude. Jetzt durfte ich nun nicht lange mehr zaudern, denn das Wasser floß hier besonders schnell. Da ich nun nicht glaubte, daß es an dieser Stelle so tief seyn würde, als ich nachmals wirklich fand, so that ich einen guten Schritt mit dem rechten Fuß ins Wasser, fand aber keinen Grund, mit dem linken Fuße blieb ich noch auf dem Ufer. Ich lag nun fast ganz horizontal über dem Wasser und faßte bis über den Ellenbogen hinein, und war auch so glücklich den Knaben bey den Haaren zu ergreifen. Kaum konnte ich noch rufen, daß man mich halten möchte. Die Kinder und der eine Student ergriffen mich bey dem Beine und der linken Hand, und zogen mich sammt dem Knaben glücklich heraus, mitlerweile der andere Student sich entfernt hatte, um eine Stange oder Haken zu holen.

Ich legte nunmehro den Knaben, der ganz und gar kein Zeichen des Lebens von sich gab, horizontal auf die Erde nieder, doch mit dem Kopfe etwas höher wie mit den Lenden. Ich fand die Augen aus ihren Höhlen hervorgetrieben, der Mund war weit geöffnet, die Zunge sehr aufgeschwollen, und hieng über die Hälfte heraus, die Lippen waren ebenfalls aufgeschwollen, und hatten, so wie die Zunge, eine dunkelrothe Farbe, welche mehr ins Schwärzliche fiel, dabey war der Mund und die Nasenlöcher mit vielem Schaum bedeckt. Die Blutadern am Kopfe und im Gesichte waren sehr aufgetrieben; er hatte weder Empfindung, noch Bewegung, weder Athem, noch Schlagen einiger Pulsadern oder des Herzens, auch keine Wärme mehr. Zum Unglück hatte ich nichts bey der Hand um ihm eine Ader öffnen zu können; auch war keiner von uns mit Pfeife und Taback versehen, daß man ihm Tabacksdampf in den After hätte einblasen können. Ich fieng also an, seine Kleidungsstücke auszuziehen, den Hosengürtel, die Kniebänder, die Halsbinde und den Halskragen des Hemdes, welches alles so außerordentlich fest, daß ich nicht vermögend war einen Finger darunter zu bringen, zu lösen. Wie dieses in der größten Geschwindigkeit geschehen, so blies ich ihm Luft durch den Mund ein, und drückte ihm allemal die Brust nieder, um die Luft wieder herauszuschaffen und das natürliche Athemholen nachzuahmen. Ich drückte und rieb den Unterleib und die Brust unaufhörlich, so wie auch den Rückgrad. Die Luft stieß jedesmal mit einem röchelnden Tone wieder heraus, wenn ich die Brust und den Unterleib niederdrückte. Ich fuhr fort wechselsweise den Rückgrad, Brust und besonders den Unterleib zu reiben und Luft in den Mund einzublasen; da ich denn, zu meiner größten Freude, als ich diese Behandlung ohngefähr zehn Minuten fortgesetzt hatte, wahrnahm, daß er anfieng einen Finger zu bewegen. Es dauerte darauf nicht lange, so bemerkte ich die Bewegung mehrerer Finger und auch des Fußes. Im Gesichte konnte ich zwar noch keine

Veränderung merken. Nunmehr bekam ich mehr Muth und setzte mein Reiben und Einblasen unermüdet und anhaltend fort, worauf es denn geschah, daß sich die Augen wieder in ihre ordentliche Lage zurückzogen, die Lippen und die Zunge wieder klein wurden, und der Knabe ein schwaches Leben wieder blicken ließ; ich konnte nun auch einen schwachen Pulsschlag des Herzens wahrnehmen, wenn ich die flache Hand darauf legte. Er gab Laute von sich, die aber zuerst nicht anders kamen, als wenn ich ihm die Brust und den Unterleib drückte. Nach und nach bewegte er seinen ganzen Körper wieder, und es war, als erwachte er aus einem tiefen Schlafe.

Er sah mich mit unverwandten Augen an, fieng endlich laut an zu weinen, aber ohne Thränen zu vergießen. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde der Knabe durch zwey Gehülfen nach Hause geführt; wo er sich ein wenig dünne Feuchtigkeit ausbrach, die er vielleicht vorher zu sich genommen haben mochte.

Wie lange er im Wasser gelegen, kann ich nicht genau bestimmen, doch sage ich nicht zu viel, wenn ich eine Viertel Stunde annehme. Die Länge, die er im Wasser herunter geflossen, beträgt über vierhundert Schritte.

Ich pries die Vorsehung, die mich zu einem so angenehmen Dienste gebraucht hatte.

Nordheim.

August Diederich Sommer,
Wundarzt.

Bemerkungen über die Mortalitätsliste in Chester im J. 1772. Vom Dr. Haygarth.

(Philosophical Transactions. T. 64.)

Ein wahres und genaues Register der Sterblichkeit, und der Krankheiten, die den Menschen in ihren verschiedenen Altern am schädlichsten sind, muß sowohl für den Politiker, als für den Philosophen und Arzt sehr wichtig seyn, weil ein jeder von ihnen sich bemühet, das Wohl der Menschheit zu befördern, und dem Elende derselben abzuhelfen.

Ein Schriftsteller, dessen Geschicklichkeit in der politischen Arithmetik sehr groß ist, hat einige Gründe angegeben, welche vermuthen lassen, daß England seit 70 Jahren beynahe ein Viertheil seiner Einwohner verloren hat. Genaue Register der Sterblichkeit, verbunden mit andern verwandten Untersuchungen, können diese Meynung gewiß machen oder widerlegen, und mithin eine Frage entscheiden, welche für die ganze Nation äußerst wichtig ist.

Die Lehren von den Wittwen- und Todtencassen, von Leibrenten, und viele andere für die bürgerliche Gesellschaft erheb-

erhebliche Fragen, hängen bloß von genauen Verzeichnissen ab, welche die Dauer des menschlichen Lebens in den verschiedenen Lagen sowohl in der Stadt als auf dem Lande zeigen. Der flüchtigste Blick auf die folgenden Tabellen wird deutlich zeigen, wie unrichtig jede Berechnung in dieser Materie seyn muß, die man aus den Verzeichnissen von London oder anderer beträchtlichen Städte gemacht hat, wenn man sie auf die Einwohner dieser Stadt anwenden will.

Chester, mit Städten von gleicher Größe verglichen, ist außerordentlich gesund. Man könnte verschiedene Ursachen angeben, welche es so sehr gesund machten; aber ich bemerke hier nur im Allgemeinen, daß es mit großer Wahrscheinlichkeit der trocknen Lage, der heitern Luft, dem klaren Wasser und der allgemeinen Mäßigkeit der Einwohner könne zugeschrieben werden.

Im August 1772 wurden die Einwohner von St. Michael, welches eins von den neun Kirchspielen ist, worin man Chester vertheilt hat, und das gerade mitten in der Stadt liegt, mit großer Genauigkeit gezählt. Man fand 151 Familien, 127 Häuser, 246 Männer, 372 Fauenzimmer, mithin überhaupt 618 Einwohner, 166 Ehepaare, 41 Wittwen, 21 Wittwer, und 137 Kinder unter 15 Jahren. Mithin ist die Anzahl der unverheyratheten Personen, die über 15 Jahre sind 253. Hieraus erhellt auch, daß beynahe $4\frac{4}{5}$ Personen in einem Hause wohnen; daß das Verhältniß der Frauenzimmer zu den Mannspersonen ist wie 62 zu 41, oder beynahe wie 3 zu 2; daß die Wittwen sich zu Wittwern beynahe wie 2 zu 1 verhalten; daß die Zahl der Verheyratheten wenig mehr als ein Viertel von den Einwohnern ausmacht, da doch gewöhnlich sonst Ein Drittel vom Ganzen verheyrathet ist. Getauft sind in den letzten zehn Jahren zu St. Michael 147, oder 14,7 jährlich. Gestorben aber sind in der nemlichen Zeit 127, oder 12,7 jährlich. Das Verhältniß der jährlich Gebornen zu den Einwohnern ist also beynahe wie 1 zu 42, und der Gestorbenen beynahe wie 1 zu $48\frac{2}{3}$. Im J. 1772 starben in diesem Kirchspiele bloß 9 Personen, mithin war in diesem Jahre das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden weniger als 1 zu 68. Dieses muß staunen machen, wenn man bemerkt, daß in den größten Städten, wie London, 1 von $20\frac{3}{4}$ jährlich stirbt; und daß in Städten von mittler Größe, wie Leeds, 1 von $21\frac{3}{5}$, und in Northampton und Shrewsbury, die beyde kleiner sind als Chester, jährlich 1 von $26\frac{2}{5}$ stirbt. Diese Thatumstände sind wahr und gar keinem Zweifel ausgesetzt. Sie sind aber so außerordentlich, daß man nicht wagen darf, die Beobachtungen, welche man bloß über einen kleinen Theil der Einwohner gemacht hat, nach der Analogie auf die ganze Stadt anzuwenden. Denn ohnerachtet kann man keine Verschiedenheit der Luft, des Wassers, oder einen andern Um-

stand annehmen, welche dieses Kirchspiel gesünder machten, als den übrigen Theil der Stadt. Wie fern diese Thatumstände zufällig gewesen sind, werden die folgenden und andere verwandte Untersuchungen lehren.

In den letzten acht Jahren vor 1772, sind in Chester jährlich 385 geboren, und 375 gestorben. In diesem Jahre 1772 war die Anzahl der Gestorbenen 379, die aber nicht mitgerechnet, welche ums Leben kamen, als das Pulvermagazin aufgieng. Wahrscheinlich sind die Folgerungen, die aus den folgenden mit der größten Sorgfalt verfertigten Tabellen gezogen sind, keinem beträchtlichen Irrthum unterworfen; und wären auch welche darin: so können sie in der Fortsetzung dieser Berechnung in wenigen Jahren sehr richtig verbessert werden.

Die folgenden Beobachtungen sind eine Probe von den Folgerungen, welche alsdenn mit mehrerer Gewißheit aus solchen Mortalitätslisten können gezogen werden.

Aus den hinten folgenden Listen, welche das Alter anzeigen, in welchem die Einwohner starben, erhellt, soweit man der Beobachtung von Einem Jahre trauen kann, daß in der ganzen Stadt einer von 31,1 jährlich stirbt. Dies Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden ist wahrscheinlich zu groß, weil die Anzahl der Gebornen im Durchschnitt die der Gestorbenen übersteigt; ein Umstand, welcher wieder einen Beweis abgiebt, daß der Ort ungewöhnlich gesund ist. Mehrere Umstände bestätigen diese Bemerkung.

Die Hälfte der Gebornen in London stirbt unter $2\frac{1}{4}$ Jahren; in Wien unter 2; in Manchester unter 5; in Norwich unter 5; in Northampton unter 10 Jahren. In Chester aber war dies mal die Hälfte der Gestorbenen 20 Jahre alt.

Von allen Kindern, die in dieser Stadt geboren werden, lebt eins von $5\frac{1}{7}$ bis ins 70ste Jahr, und 1 von $15\frac{3}{4}$ erreicht 80 Jahre; dagegen in Northampton 1 von $21\frac{1}{3}$; in Norwich 1 von 27, und in London 1 von 40 bis ins 80ste Jahr leben.

In dem Hotel Dieu, einem großen Hospital zu Paris, stirbt mehr als 1 von 5 von allen, welche darin sind; in dem St. Thomas und St. Bartholomäus Hospital in London 1 von 13; in dem Chester Hospital von seiner Stiftung 1755 an bis 1772 incl. 1 von $25\frac{1}{6}$.

Die vierte Tabelle wird in Einem Blick den verhältnißmäßigen Zustand der Gesundheit in dieser Stadt und einigen andern von verschiedener Größe auf das deutlichste zeigen. Es ist angenehm aus dieser Tabelle zu sehen, daß die Einwohner von Chester in den jüngern Jahren Wahrscheinlichkeit haben länger zu leben, als die von Northampton, Norwich, und vorzüglich weit länger, als di Einwohner von London. Aber wem sie 70 Jahre erreicht haben, so ist die Länge des Lebens an allen diesen Ortn beynahe gleich.

Es ist der Mühawerth, zu beobachten, um wie viel läger Frauenzimmer leben als Mannspesonen. Dieser Umstand

stand ist durch vorhergehende Bemerkungen über diesen Gegenstand gegründet, und durch das folgende Verzeichniß bestätigt (Tabelle 1.) In dem letzten Jahre starben 12 Wittwer und 53 Wittwen, das ist vier mal so viel. 2 Männer und 18 Frauenzimmer starben zwischen 80 und 90 Jahren. Ueber 90 Jahr alt starben 4, und zwar lauter Frauenzimmer.

Es ist gewiß sowohl für den Kranken als für den Arzt äußerst wichtig zu wissen, in welcher Periode des Lebens eine Krankheit den Menschen am schädlichsten ist. Und ob eine solche Untersuchung gleich mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden ist: so ist doch der Nutzen davon so einleuchtend, daß es zu bewundern ist, daß noch keiner den Anfang gemacht hat, einen für das menschliche Geschlecht so wohlthätigen Plan auszuführen.

Die Tabelle von den Krankheiten (Tabelle 2.) ist mit der möglichsten Genauigkeit verfertigt. Im Anfange des Jahres wurde ein Verzeichniß der dieser Stadt schädlichsten Krankheiten mit einer kurzen und deutlichen Beschreibung derselben gedruckt. Die ganze medicinische Facultät hatte den Geistlichen jedes Kirchspiels schriftlich oder mündlich Nachricht gegeben, an welcher Krankheit die Kranken gestorben waren. Die beträchtlichsten Irrthümer in dieser Tabelle werden bey den Kinderkrankheiten gemacht seyn, weil Kinder nicht fähig sind, ihre Leiden zu beschreiben, und weil man bey dergleichen Krankheiten selten die Hülfe eines Arztes verlangt. Der Artikel von Convulsionen ist vorzüglich verdächtig; denn wenn ein Kind ein Fieber hat, oder sonst krank ist, und sich Verzerrungen der Gesichtszüge, welche Angst ausdrücken, oder ungewöhnliche Bewegungen der Augen zeigen: so nennen die Ammen diese Krankheit sogleich innere Convulsionen.

Die Engländer geben den Namen Schwindsucht gern andern Krankheiten, als der Lungenkrankheit, welche die Aerzte doch nur mit jenem Namen belegen. Man ist auch sehr besorgt gewesen, die Schwäche der Kinder und die Schwäche des Alters von einander zu unterscheiden, welche gewöhnlich mit der Auszehrung verwechselt werden. Und um allem Irrthum vorzubeugen, hat man aufs stärkste gebeten, keine Krankheit Schwindsucht zu nennen, wenn sie nicht mit Husten verbunden war.

Ohnerachtet dieser Sorgfalt, alle andere Krankheiten, so viel als es Vorurtheile erlaubten, von der Schwindsucht zu unterscheiden, muß man doch erstaunen, daß zwischen dem 10. und 50sten Jahre mehr Menschen an der Schwindsucht sterben, als an allen andern Krankheiten; das heißt, in der Periode des Lebens, wo die Fähigkeiten und Kräfte des Leibes sowohl als der Seele sich in der größten Stärke zeigen. Es wird daher eine Untersuchung von der äußersten Wichtigkeit für die Gesellschaft, die Ursache davon

zu entdecken, um der Bösartigkeit einer Krankheit zuvorzukommen, die so schreckliche Verheerungen unter den Menschen macht. Die Scropheln waren als die gewöhnlichste Ursach der Schwindsucht in Verdacht; aber diese Krankheit ist in Chester lange nicht so gemein, als an den meisten andern Orten. Man könnte es höchst wahrscheinlich machen, wenn die Grenzen dieser Abhandlung es erlaubten, daß die häufigste und schädlichste Ursach der Schwindsuchten in dieser Stadt und in den umliegenden Gegenden der Schnupfen ist, welcher Husten verursacht, und manche Wochen oder Monate ganz vernachläßigt, und nie für gefährlich gehalten wird, bis er unheilbar geworden ist.

Wir haben keine Sümpfe nahe bey der Stadt, welche die Luft anstecken; daher kennen wir keine Durchfälle, und nur wenige intermittirende oder remittirende Fieber, wenn nicht wenige ungewöhnliche Zufälle diesen Namen verdienen. Dieser Umstand könnte deutlich dargethan werden, um die Beobachtung zu bestätigen, daß Sümpfe die Ursache jener Krankheiten sind; eine Meynung, welcher vor kurzem ein sehr gelehrter Schriftsteller widersprochen hat.

Vor mehr als 30 Jahren hielt man das Friesel hier in der Stadt und in der Nachbarschaft für epidemisch, aber es ist von den geschicktesten Aerzten höchst wahrscheinlich gemacht, daß der Ausbruch desselben selten oder niemals gefährlich ist, und daß es gewöhnlich oder beständig durch verschlossene warme Zimmer, zu viele Bettdecken, hitzige Medicin oder Diät verursacht wird. Ist dies allgemein wahr, so ist sehr zu wünschen, daß Friesel aus dem Verzeichnisse der Krankheiten gänzlich mögen verbannt seyn. Es muß jedem edlen Herzen, und jedem Freunde dieser Stadt, viel Vergnügen verursachen, wenn man findet, daß nur ein einziges Friesel dies Jahr tödtlich gewesen sey. Sollte dies nicht mit großer Wahrscheinlichkeit der Methode zugeschrieben werden können, welche man vor kurzem in Behandlung der Fieber angenommen hat, da man frische Luft in die Zimmer läßt, und solche Mittel gebraucht, welche kühlend sind und der Fäulniß wehren.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Montag, den 30ten November 1778.

Schluß der Bemerkungen über die Mortalitätsliste in Chester im Jahr 1772. Vom Dr. Haygarth.

Es ist zu bemerken, (Tabelle 3.) daß die gesündesten Monate in diesem Jahre Julius und August waren, und daß im November die meisten Krankheiten herrschten. Der Herbst und Winter waren tödtlicher als der Frühling und Sommer, und zwar fast in dem Verhältnisse von 3 zu 2. Daß im Sommer nicht so viele sterben als im Winter, ist ein Thatumstand, der durch verschiedene Beobachtungen, die sowohl auf dem Lande als in der Stadt gemacht sind, bestätigt wird. Ein sehr großer Philosoph hat durch eine Reihe von Erfahrungen, die mit erstaunendem Scharfsinn angestellt sind, unter andern nützlichen und bemerkungswürdigen Entdeckungen, auf eine sehr überzeugende Art bewiesen, daß die Luft, die durch den Athem der Thiere und durch Fäulnisse verderbt ist, durch Vegetabilien wieder gesäubert wird, so daß sie wieder zum Athemholen und zur Erhaltung des thierischen Lebens taugt. Ist es daher nicht wahrscheinlich, daß Vegetation unter andern Ursachen bewirkt, daß der Frühling und Sommer so merklich gesünder sind, als die übrigen Jahrszeiten?

Die einzige Krankheit, welche dies Jahr allgemein epidemisch war, war der Keichhusten, welcher im August anfieng, und, da er die übrige Zeit des J. 1772 fortdauerte, eine große Menge von Kindern in der ganzen Stadt befiel. Gegen das Ende des Jahrs hörte diese Krankheit fast ganz auf. In Leverpool wurde der Keichhusten im May epidemisch, und hörte im November erst auf. Aus der Tabelle von den Krankheiten erhellt, daß die meisten Kinder, welche daran starben, unter 2 Jahren waren. Brechmittel und Tartarus emeticus thaten vortreffliche Dienste, da sie sowohl den Husten als das Fieber linderten. Wenn man bemerkt, daß die schwächsten Kinder ohne viel Mühe brechen, da die Natur sich oft dieses Mittels bedient, um sich zu helfen, und daß Tartarus emeticus in Wasser aufgelöst keinen starken Ge-

schmack hat, so daß man ihn ohne Schwierigkeit den Kindern eingeben kann: so ist es höchst wahrscheinlich, daß dies Mittel noch mehrere Leben gerettet haben würde, wenn es allgemeiner gebraucht worden wäre.

In der zweyten Tabelle hat man zu den gewöhnlichen Namen der Krankheiten noch die Kunstnamen gesetzt. Die Ordnung ist von einem berühmten Professor gemacht, um den Aerzten deutlichere Begriffe beyzubringen, und die einander ähnlichen Krankheiten zu ihrer wechselseitigen Erläuterung neben einander zu stellen.

I. Tabelle. Gestorben.

Alter.	Mannspersonen.	Frauenzimmer.	Alter.	Unverheyrathete Mannspersone	Ehemänner.	Witwer.	Mädgen.	Ehefrauen	Wittwen.	Ueberall.
Unter 1 Monat	8	6	20–25	2	1		6	2		11
Zwischen 1 2 Monaten	3	2	25–30	1			5	5	1	12
2 – 3 Monat.	6	5	30–35	2	2		2	3	1	10
3 – 6 Monat.	5	13	35–40		1		2	2	2	7
6 – 9 Monat.	5	8	40–45	1	2		2	3		8
9 Monate und 1 Jahr	7	13	45–50	2	4	1	1	4	1	13
1 – 2 Jahre	22	29	50–60		13	2	4	3	4	26
2 – 3 Jahre	6	13	60–70	1	7	2	3	11	8	32
3 – 4 Jahre	2	3	70–80	3	11	7	4	4	18	47
4 – 5 Jahre	6	3	80–90		2		4		14	20
5 – 10 Jahre	5	3	90–100						4	4
10 – 15 Jahre	4	2								
15 – 20 Jahre	2	8								
Ueberall von obigem Alter	81	108	Ueberall	12	43	12	33	37	53	190
								Hiezu . .		108
								. . . .		81
								Ueberhaupt		379

II. Tabelle.

II. **Tabelle.** Krankheiten.

I. Fieber.	Unter 1 Jahr.	1 bis 2	2 bis 3	3 bis 5	5 bis 10	10 bis 15	15 bis 20	20 bis 30	30 bis 40	40 bis 50	50 bis 60	60 bis 70	70 bis 80	80 bis 90	90 bis 100	Ueberhaupt.
Anhaltende Fieber. (5)	3		1	1	2		2	1	3	3	1	4				21
Faulfieber. 5. 6.								1	1							2
Kalter Brand. 7.											1		1			2
Seitenstiche. 12.								1								1
Entzündung der Därme 16										1						1
Entzündung der Nieren 19.													1			1
Rheumatismus. 22.							1									1
Zahnschmerzen beym Ausbruch der Zähne. 198.	2	1														3
Gicht. 23.												1				1
Rose. 24.	1															1
Blattern. 26.	4	2	4	4	2											16
Masern. 28.		2														2
Friesel. 29.									1							1
Schwindsucht. 35.	2	3	2		2	4	6	12	10	6	9	3	3			62
Blutungen. 37.								1		1						2
II. Nerven-Zufälle.																
Schlagfluß. 40.								1		1	1	1	3	1		8
Lähmung. 41.										1	1	4	3			9
Entkräftung der Kindbetterinnen. 42.								1	1							2
Unverdaulichkeit. 43.									1	1	1					3
Zuckungen und Jammer. 48. 50.	50	16	5	3		1					1					76
Engbrüstigkeit. 52.										1	3	10	10	2		26
Keichhusten. 53.	12	15	3	2	1											33
Koliken. 55.													1			1
Cholera. 56.								1								1
Tobsucht. 63.								1								1
III. Bleichsuchten.																
Darrsucht der Kinder. 65.	3	9	3	2												17
Zur folgenden Seite	77	48	18	12	7	5	9	20	17	15	18	23	22	3		294

Krankheiten.

	Ueber 1 Jahr.	1 bis 2	2 bis 3	3 bis 5	5 bis 10	10 bis 15	15 bis 20	20 bis 30	30 bis 40	40 bis 50	50 bis 60	60 bis 70	70 bis 80	80 bis 90	90 bis 100	Ueberhaupt.
Transport.	77	48	18	12	7	5	9	20	17	15	18	23	22	3		294
III. Bleichsuchten.																
Darrsucht der Greise. 66.											2	5	22	17	4	50
Bauchwassersucht. 71. 75.										3	4	2	1			10
Wasserkopf. 72.				1				1								2
Englische Krankheit. 79.	3	2	1	1												7
Scropheln. 80.						1		1								2
Gelbsucht. 87.													1			1
IV. Oertliche Krankheiten.																
Krebs. 114.										1		1	1			3
Geschwüre der Urinblase. 134.												1				1
Unbekannte Krankheiten.	1	1			1		1			1	1					6
Zufällige Todesfälle.								1		1	1					3
Ueberhaupt	81	51	19	14	8	6	10	23	17	21	26	32	47	20	4	379

Morborum genera.

Classis I. Pyrexiæ.

G. 5. 6. Typhus synochus.
G. 5. Typhus carcerum.
G. 7. Sphacelus.
G. 12. Pleuritis.
G. 16. Enteritis.
G. 19. Nephritis.
G. 22. Rheumatismus.
(Sauvag. G. 198. Odontalgia dentitionis)
G. 23. Arthritis.
G. 24. Erysipelas.
G. 26. Variola.
G. 28. Rubeola.
G. 29. Miliaria.
G. 35. Phthisis.
G. 37. Menorrhagia lochialis.

Classis II. Neuroses.

G. 40. Apoplexia.
G. 41. Paralysis.
G. 42. Syncope (puerperalis)
G. 43. Dyspepsia.
G. 48, 50 Convulsio. Epilepsia.
G. 52. Asthma.
G. 53. Pertussis.
G. 55. Colica.
G. 56. Cholera.
G. 63. Mania.

Classis III. Cachexiæ.

G. 65. Tabes, atrophia infantilis.
G. 66. Atrophia senilis.
G. 71. 75. Ascites. Anasarca.
G. 72. Hydrocephalus.
G. 79. Rachitis.
G. 80. Scrophula.
G. 87. Icterus.

Classis IV. Locales.

G. 114. Cancer
G. 134. Ulcus (Sauvag. G. 266. Pyuria)

III. Tabelle.

III. Tabelle.

Gestorben	Männer.	Weiber.	Ueberhaupt.	
im Januar	22	19	41	105 im Winter
— Februar	15	21	36	
— März	11	17	28	
— April	13	12	25	83 im Frühlinge.
— May	11	19	30	
— Junius	10	18	28	
— Julius	6	18	24	72 im Sommer.
— August	13	10	23	
— September	7	18	25	
— October	12	26	38	119 im Herbst.
— November	20	26	46	
— December	13	23	35	
	153	226	379	

Ehen, — — 154.
Geboren männlichen Geschlechts 192.
— Weiblichen Geschlechts 229.
Ueberhaupt — — 421.

IV. Tabelle.

Jahre	Chester.	Northam.	Norwich.	London.
0	21¼	9¼	5	2¾
3	55⅔	43½	43¼	34½
5	58½	46½	47	40
10	60	50	52¼	44
20	63	53¼	55¾	47½
40	69	62½	63⅓	58
50	71½	67½	67	65
60	73⅔	72¾	71⅓	70½
70	77	78	77	77

Wiederum etwas vom Gummi-Gajac.

Und wenn auch einige Leser dieses Magazins, nach gerade alle Aufsätze vom Podagra und der neuen Curart desselben, weil sie von diesem Uebel vor der Hand nichts zu fürchten haben, verwünschen sollten, so werden dennoch diejenigen, welche billiger denken, fernern Anzeigen von Versuchen, die mit dem Gummi-Gajac angestellt worden, gern einen Platz in diesen gemeinnützigen Blättern gönnen.

Nach den, durch den Herrn Leibmedicus Zimmermann im 58ten Stück des Magazins von diesem Jahre bekannt gemachten Briefen, haben sich Fürsten und Herren des Gajac-Harzes mit dem besten Erfolg bedient, und es hat solches eine Menge Menschen von einer bisher für unheilbar geachteten höchst schmerzlichen Krankheit befreyet. Mag es doch immer kein Specificum für alle Podagristen seyn, sondern nur einer gewissen Art derselben helfen! Wie viel würde man nicht gewinnen, wenn sich solche durch fortgesetzte Erfahrungen bestimmen ließe. Der folgende aus dem Journal encyclopedique

clopedique von diesem Jahre entlehnte Aufsatz zielet dahin, und wird keiner Rechtfertigung nöthig haben, da ein Zimmermann die Bekanntmachung fernerer Erfahrungen mit dem Gummi-Gajac wünschet.

* * *

Es ist sehr schwer, wo nicht gar unmöglich, die Natur des Podagra das man zuweilen mit Rheumatismen und Scorbut verwechselt, zu erforschen. Und wenn gleich alle practische Aerzte darinnen übereinkommen, daß dasselbe öfters ein Werkzeug sey, dessen sich die Natur bedient das Blut zu reinigen, so müssen sie doch zugleich gestehen, daß sie die größten Hindernisse solches zu behandeln und zu heilen finden.

Die Auflösung des Gummi oder vielmehr des Harzes des Gayacbaums im Taffia, hat die Aufmerksamkeit derjenigen Personen die von dieser grausamen Krankheit gemartert werden seit zwey Jahren auf sich gezogen. Aber die Wirkungen des Mittels sind nicht immer gleich glücklich gewesen.

Diejenigen Personen denen solches die besten Dienste geleistet hat, sind vollleibig, und von weicher, feuchter und starker Constitution gewesen a). Junge Leute, und solche die trocken und mager sind, müssen sich spirituöser Arzeneyen in einer Krankheit wo die Nerven die größte Rolle spielen, gänzlich enthalten.

Wir sind überzeugt, daß der Gajacbaum in der That kräftige Bestandtheile zur Cur des Podagra und der podagrischen Flüsse in sich enthält, finden jedoch, daß sich dessen Harz mit unsern Liqueurs nicht leicht vermischen läßt, wenn solches nicht vorher in einem spirituösen Vehicul von der Natur des Taffia oder auf andere Weise aufgelöst worden. Indessen würde es wichtig für den Erfolg dieses Heilmittels seyn, wenn 1) das Gayacharz in den Laboratorien der Apotheker zubereitet würde, und man 2) statt des Taffia ein ander Auflösungsmittel wählte. Es ist wirklich ausgemacht, daß man kein Vertrauen zu dem Gayacharze haben kann, das im Handel und Wandel herum geht und davon man das Pfund für 12 oder 15 Mattier (Sols), weil solches größtentheils mit Ziegenharz vermischt ist, kauft b).

Unserm Bedünken nach würde diese Auflösung viel gewinnen, wenn sie in Aether marinus geschähe c), der nach dem Recept, welches der Herr Baron von Bormes der königlichen Akademie der Wissenschaften überreicht hat, zubereitet wäre. Dies ist eine sehr kost-

a) Eine ähnliche Bemerkung hat Herr D. Rüling im 10ten Stück des Magazins gemacht. Anm. des Uebers.

b) Sollte diese Verfälschung wohl nicht die Ursach seyn, daß diese Arzeney zuweilen die erwartete Wirkung nicht gethan? Anm. des Uebers.

c) Und NB. dadurch ihre natürliche Wirkung nicht weggekünstelt würde. Anm. des Uebers.

kostbare chymische Operation, deren sich viele praktische Aerzte mit großem Vortheil gegen die Gicht, sogar in solchen Anfällen dieser Krankheit bedient haben, wo sich Bewegung und Empfindung verliert, und wo Erstarrung und Ohnmacht aufs höchste gestiegen. Man gebraucht sie mit großem Vortheil anstatt der mineralischen Wasser, die wie bekannt eine gewisse Quantität Meersalz enthalten. Wenn man nun eine Dose Gayacharz von vier Quentchen (de 4 gros) in einer Unze Aether marinus auflöset, so könnte man davon alle Morgen nüchtern 24 bis 36 Tropfen auf ein Stückchen Zucker fallen, solches in einem halben Glase Wasser zergehen lassen, und bey den Anfällen des Podagra zu sich nehmen, überhaupt aber sich nach den Vorschriften seines Arztes richten.

Eine Flasche von solcher Zubereitung, worein anderthalb Unzen gehen und die sich ohngefähr fünf Wochen lang hält, kostet 12 Livres (3 Rthl.).

Wir können nicht umhin an diesem Orte der Wirkungen zu gedenken, welche die Zubereitung des Extracts des harzigten Gayac-Gummi gehabt, die Herr Martin, Apotheker zu Paris, wohnhaft auf der Straße Croix des petits Champs, auf die uneigennützigste Weise in dem Journal encyclopedique, und in dem Blatt Avis divers (15ten April 1777. S. 455.) bekannt gemacht hat, und wovon er mit Vergnügen Abschrift geben wird, wenn man das Briefporto übernehmen will.

Von diesem Extract, welcher alle Hauptheile der Rinde und des Holzes des Gayacbaums enthält, macht man Dosen von 24 Gran mit Zucker vermischt, vertheilt solche in drey Pulver, verdünnet jedes mit einem Löffel voll Wasser, und nimmt solche von einer halben Stunde zur andern. Man trinkt nach jedem Pulver einen leichten mit Zucker versüßten Aufguß von Senf (Genepi), und kann sich dieser Arzeney mitten im Paroxysmus ein oder zwey mal bedienen, außerdem kann man mit einer Dose die aus 36 Pulvern besteht, zwölf Tage auskommen.

Es wird damit drey Monat lang solchergestalt fortgefahren, daß man monatlich eine Dose aufbraucht, trinkt darauf vier Tage lang jeden Tag ein Quartier abgeklärte Molken, und nimmt am fünften Tage ein Laxiermittel von Aloe und seifenartigen Pillen, deren man sich jedoch beym Anfall der Krankheit nicht bedienen darf.

Der Herr Marquis Turgot, welcher nach seiner gewöhnlichen Gütigkeit gegen seine Vasallen zu ihrem Besten eine Quantität von diesem nach vorbeschriebener Art zubereiteten Heilmittel mit nach seinem Gute, an welches das Gut des Herrn Vicomte von Angerville gränzet, gebracht, hat veranlaßt, daß dadurch ein alter Kutscher des letztern gerettet worden.

Die-

Dieser unglückliche Podagrist mußte seit zwanzig Jahren alle Jahre hindurch drey bis vier Monate lang zu Bette liegen. Sein Zustand war höchst traurig. Er litt ungemein an den Augen. Alle Gelenke seiner Finger waren voll von Knoten, und sein Uebel wurde immer größer, da es ihm sogar auch den Kopf einnahm. Auf Anrathen des Herrn Marquis von Turgot, bedienete er sich obiges Heilmittels. Eine einzige Dose war hinreichend ihm die bösen Feuchtigkeiten aus den Augen zu vertreiben, und den Kopf frey zu machen. Er hat den Gebrauch seiner Füße so gänzlich wieder erlangt, daß er damit laufen kann.

Während seiner Cur rieb man ihn täglich Morgens und Abends mit Essentia arthritica, die aus verschiedenen gewürzhaften Pflanzen verfertigt wird, und darin die Seife das Hauptingrediens ausmacht. Man erwärmte selbige ein wenig, und legte ihm darein getauchte Compressen auf die geschwollenen Theile, bediente sich jedoch derselben in dem Anfall des Podagra nicht, sondern gebrauchte alsdann simple Bähungen, oder machte Umschläge von Eibischwurzel, Hollunderblüte, Camillen und in Milch gekochten Brodtgrumen. Man gab ihm lindernde Clystiere, ließ ihn nichts als Milchspeisen genießen, und sich gewürzter und gesalzener Essen sowohl als des Kaffe, der abgezogenen Wasser und schwerer Weine enthalten.

Es ist gut, wenn man seinen Tischwein mit Wasser vermischt, oder, wenn es seyn kann, gar keinen trinkt.

Wir können hier noch uns auf den Herrn Baron von Suslef berufen, dem vorbeschriebenes Heilmittel gleichfalls die größten Dienste geleistet hat.

Der Preis einer Dose, die zwölf Päckchen Senf (Genepi), eine Flasche Essentia arthritica, 36 Päckchen von dem Extract des harzigten Ganac-Gummi, und eine Portion seifenartiger Aloepillen enthält, kostet 12 Livres.

Göttingen. J.

Anekdote.

Im Speisesaal der Carthause zu Granada ist die Haltung der Osterlamms-Mahlzeit abgebildet, aber statt des Osterlamms liegt ein Fisch in der Schüssel, weil die Carthäuser es für unglaublich halten, daß ein ächter Israelit in den Fasten Fleisch gegessen habe. Siehe P. Wolfgang Bayers (eines Ex-Jesuiten) Reise nach Peru. 1776.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Freytag, den 4ten December 1778.

Schreiben an den Herrn Verfasser der Betrachtungen über die Findelhäuser im 37sten und folg. St. des Magazins.

Mein Herr,

Ich habe Dero Abhandlung mit vielem Vergnügen gelesen, und ich gestehe sehr gerne, daß ich daraus meine Gedanken über diesen Gegenstand mehr berichtiget habe. Ohne Bedenken würde ich sie also größtentheils unterschreiben. Dem ohngeachtet bin ich mit Ihnen in der Schlußfolge, daß es noch problematisch sey, ob Findelhäuser dem Staate nützlicher oder schädlicher sind, nicht einig. Hören Sie die Einwendungen desjenigen der sie unter den gehörigen Einschränkungen sehr nützlich zu seyn erachtet. Ihnen ist es um Wahrheit zu thun, und ich werde mich dabey hüten, derjenigen Achtung zu nahe zu treten, die man jedem denkenden Schriftsteller schuldig ist.

Zuvörderst gestehe ich die Wichtigkeit des Arguments, das von der ohnfehlbaren Verschlimmerung der Sitten hergenommen ist, falls das Aussetzen der Kinder, sie mögen ehelich oder unehelich seyn, uneingeschränkt verstattet wird. Wäre diesem sittlichen Verderben schlechterdings nicht zu steuren, dann weg mit allen Findelhäusern! Sie haben indeß selber die nöthigen Vorsichten und Einschränkungen angegeben, um dieser Unordnung vorzubeugen, und dadurch den Grund selber, wenn er gegen die Findelhäuser gebraucht werden soll, entkräftet.

Einen andern Hauptgrund finden Sie in der großen Sterblichkeit, die unter Kindern solcher Häuser herrscht, daher sie der Bevölkerung eher nachtheilig als vortheilhaft wären. Von den unehelichen Kindern sagen Sie (S. 593.) daß die wenigsten bis zum 15ten Jahre kommen, sondern vorher wegsterben! — Gesetzt, es wäre dies von unehelichen Kindern völlig richtig; so würde daraus auf die ehelichen noch nicht zu folgern stehen, da Sie selber verschiedene sehr gute Ursachen angegeben: warum uneheliche mehr als eheliche sterben (S. 595.), die aber insgesammt nicht auf die Rechnung der Findelhäuser gesetzt werden kön-

können. Eben so wenig würde ich die sehr starke Anzahl Kinder, die im Charitéhause zu Berlin schon im ersten Monate gestorben, dahin setzen. Man müßte die Kinder ganz unvernünftig behandeln und beynahe verhungern lassen, (und das geschieht dort gewiß nicht,) wenn ihr Tod den Einrichtungen selber zur Last gelegt werden sollte. Auch diesen Erfolg erkläre ich aus jenen Ursachen die vor der Entbindung hergehen. — Die französischen Erfahrungen (S. 598.), da das 27. Kind nur zu seinen männlichen Jahren kommt, oder auch das Beyspiel (S. 600.) beweisen freylich, daß die Einrichtungen solcher Häuser höchst elend seyn müssen: Niemand indeß verlanget solche unvernünftige Anstalten in Schutz zu nehmen. Aber sie müssen doch auch nicht als unzertrennlich mit Waisenhäusern angesehen werden. Die Erfahrungen (S. 599.) zu Grenoble, Lyon, sind schon weit vortheilhafter. Sterben von 100 Kindern nur 25 oder 37, und die übrigen kommen auch nur bis zum 15. Jahre, dann ist alles geschehen, was man von einem solchen Hause nur verlangen kann, und die Einrichtungen müssen vortrefflich seyn. So gar wird man sich nicht sonderlich zu beschweren haben, wenn auch das 60. Kind sterben sollte, zumal wofern viele uneheliche darunter seyn sollten, deren größerer Abgang vorhin schon bemerkt ist. Ich bin mit den beyden ersten Proportionen, falls bis zum 15. Jahre gerechnet ist, darum zufrieden, weil: *bey der gewöhnlichen Erziehung, die von Aeltern selber geführt wird, eben so viel dahin stirbt.* Werden also in Findelhäusern eben so viele Kinder bis zum 15. Jahre gebracht, als bey der Erziehung der Aeltern selber im gemeinen Leben geschieht, dann wird Niemand die Findelhäuser aus diesem Grunde verwerfen, und unter die künstlichen und verdeckten Ursachen der Entvölkerung zählen können. Um diesen wichtigen Punkt ins gehörige Licht zu setzen, müßte man wissen: wie viel Kinder bey der ordentlichen Erziehung der Aeltern selber vor dem 5. 10. 15. Jahre u. s. w. sterben? und wie viel mithin am Leben bleiben? Die Vergleichung dieses Verhältnisses mit der Sterblichkeit in den Findelhäusern wird alsdenn nicht schwer seyn. So bald die Sterblichkeit der Findelhäuser mit der Sterblichkeit im gemeinen Leben einerley ist, oder doch nicht sonderlich höher steigt, so ist die Ehre der Findelhäuser gerettet, und alles geschehen, was man verlangen kann. Dies hoffe ich durch die folgende Tabelle deutlich zu machen. Sie ist ein Auszug aus einer größern, die ich vielleicht übers Jahr, wenn ich ein volles Jahrhundert liefern kann, bekannt mache. Meine Absicht bey deren Ausarbeitung vor verschiedenen Jahren war: ganz genau zu erforschen, in welche Jahre des menschlichen Lebens die größte Sterblichkeit hinfalle? Zu dem Ende nahm ich das Kirchenbuch einer Landgemeine vor, und machte über die Verstorbenen eine Tabelle: in welchem Jahre des Lebens ein

ein jeder verschieden? Ich fand daß von 1717 bis 1767 in 50 Jahren überhaupt 1053 vorstorben waren. 44 todt geborne Kinder dieses Zeitraums setzte ich in meiner Tabelle nicht an, weil sie noch nie unter der Zahl der lebenden Menschen in Rechnung gekommen waren. Von diesen 1053 Personen waren verstorben:

Jahre		in 50 Jahren	Jahre		in 50 Jahren
im 1	—	181	im 10	—	11
2	—	77	11	—	5
3	—	46	12	—	14
4	—	40	13	—	7
5	—	24	14	—	5
6	—	21	15	—	2
7	—	22	16–20	—	21
8	—	17	21–25	—	26
9	—	6	26–30	—	24

Das übrige der Tabelle lasse ich weg. Alle diese Personen lebten auf dem Lande, waren von Landleuten erzeugt, und auf dem Lande von ihren Aeltern (Waisen etwa ausgenommen) erzogen. Vornehme, deren verzärtelte Erziehung auf das Leben der Kinder hätte Einfluß haben können, sind gar nicht darunter. Man fingire daß alle die 1053 Personen an Einem Tage geboren wären; so würden vor Ablauf des ersten Jahres schon 181, das heißt beynahe das 6. Kind verstorben seyn, oder um nach 5 Jahren zu rechnen:

Vor Endigung des		5. Jahres	368.	folglich von 100 ohngefähr			$35\frac{1}{2}$.
—	—	10.	— 445.	—		—	$42\frac{1}{2}$.
—	—	15.	— 478.	—		—	$45\frac{1}{2}$.
—	—	20.	— 499.	—		—	$47\frac{1}{2}$.
—	—	25.	— 525.	—		—	50.
—	—	30.	— 549.	—		—	$52\frac{1}{2}$.

Diese Tabelle zeigt ganz deutlich: wie groß die Sterblichkeit der Kinder in allen verschiedenen Altern bey derjenigen Erziehung und Pflege sey, die Aeltern selber auf ihre Kinder verwenden. Dies giebt uns also den sichersten und ohnfehlbarsten Probierstein in die Hand, wornach wir die Sterblichkeit in Findel- und Waisenhäusern untersuchen können. Sind z. E. von 100 Kindern, die im ersten Jahre ihres Lebens aufgenommen sind, am Ende des 5. Jahres nur $35\frac{1}{2}$. verstorben, und $64\frac{1}{2}$ am Leben; so müssen die Einrichtungen des Hauses vortrefflich seyn, indem sie eben so viele Kinder durchbringen, als bey der häuslichen und älterlichen Erziehung geschieht.

höher zu bringen, halte ich wider den Lauf der Natur zu seyn. Nach eben diesem Fuß ist die Untersuchung am Ende des 10. 15. 20. Jahres u. s. w. anzustellen. Hier wünsche ich nun daß Tabellen da seyn, oder auch noch von einem großen Waisenhause geliefert werden möchten, wo die verstorbenen Kinder nach ihrem verschiedenen erreichten Alter in eine Tabelle, nach Maaßgabe der obigen, gebracht würden. Die Vergleichung mit obiger Tabelle würde genau zeigen: ob Waisenhäuser der Bevölkerung hinderlich oder nützlich sind? Die obigen Angaben von Grenoble sind, da Sie das Alter der Verstorbenen nicht genau, sondern bloß durch ganz frühes Absterben bemerken, zu dieser Vergleichung nicht hinlänglich. Hier bleibt mir also, um die Nutzbarkeit der Findelhäuser zu erweisen, eine Lücke, die ich nicht ausfüllen kann, wo ich mich begnügen muß den Weg gewiesen zu haben, um hierunter zur völligen Gewißheit zu kommen.

Meine obige Tabelle könnte indeß leicht Jemand verdächtig vorkommen, da nach derselben, welches sehr auffallend ist, die Hälfte aller Menschen vor dem Schlusse des 25. Jahres sterben soll. Vielleicht, möchte man sagen, ist sie von einer Gemeine genommen, wo der Tod recht herrscht: wo eine ungesunde Gegend, schlechte Verpflegung der Kinder u. s. w. Statt findet, wenigstens kann die Volksmenge sich nicht mehren, vielmehr muß sie, falls sie nicht sonst Zuschuß kriegt, aussterben! – Ich antworte: Es sind während dieser 50 Jahre in obiger Gemeine 1237 geboren, und nur obige 1053 gestorben, mithin 184 Köpfe gewonnen. Beweises genug, daß so wenig an ein Aussterben zu denken, daß vielmehr die Volksmenge zunimmt! Meine Tabelle wird daher nicht verdächtig seyn können.

Ich bleibe den Waisenhäusern noch immer geneigt, da ich ihren Schaden noch nicht erwiesen finde, ihr Nutzen in Absicht der Bevölkerung hergegen vielleicht völlig dargethan wird, falls man die obige desiderirte Tabelle hätte, und da zu der Erziehung mancher unehelicher, älterloser, oder auch blutarmer Kinder auf keine bessere Art Rath geschafft werden mag. Manches davon wächst in Wildheit und ohne Aufsicht auf, wird nachher ein Bösewicht, und nachdem es Unheil genug in der menschlichen Gesellschaft angerichtet, muß ihn der Staat mit schweren Kosten an den Galgen kaufen, was nicht geschehen seyn würde, falls es mit wenigen Kosten im Waisenhause erzogen wäre. Aber freylich mag ich die Waisenhäuser nicht anders als unter folgenden Einschränkungen und Vorsichten vertheidigen:

1. Man nehme keine Kinder unter 6 Jahren ins Waisenhaus, vielmehr lasse man sie bis dahin auswärts erziehen, zahle ein gutes Kostgeld dafür, und ertheile eine Prämie, wenn am Ende des 6. Jahres die Kinder gesund ins Haus geliefert werden. Aufsicht während dieser Zeit versteht sich.

2. Die Häuser müssen nie in Städten,

ten, sondern allemal auf dem Lande liegen. Woher kommt der fast allgemeine Unsinn durch ganz Europa, daß man immer Städte zur Anlage wählet? Die Gesundheit der Kinder, ökonomische Gründe u. s. w. fordern das platte Land.

3. Man nehme nie mehr als etwa 500 Kinder in ein Haus auf. Je kleiner je besser. Die Aufsicht wird sonst zu schwer, die Luft durch die Menge verdorben u. s. w.

4. Man packe des Unterrichts halben nie alle Kinder in Ein Zimmer zusammen. Classenweise die Kinder abgetheilt: jeder Classe 1 oder 2 Stunden Vor- und Nachmittages gegeben, und dann eine Classe nach der andern vorgenommen. Während dem Speisen, wenn alle oder doch die mehrsten an einem Orte beysammen sind, muß man auf gute Luftzüge und Oeffnungen bedacht seyn. Die Schlafkammern sind nicht zu überhäufen. Der Landmann schläft frey an der Hausflur, und ist gesund.

5. Man führe die Kinder zum Akker- Garten- Tabacksbau und andern Handarbeiten z. E. zur Korbmacherey u. s. w. an. Um Lust zur Arbeit zu erwecken, muß dieser Gewinn ihnen als Tagelohn zufließen, wovon sie einige Kleinigkeiten selber erhalten, um ihnen Sparsamkeit beyzubringen. Eine Spielzeit in freyer Luft muß zugestanden werden.

6. Die gar zu große Sparsamkeit im Essen, Trinken, Kleidung und Pflege, ist sehr oft eine starke Ursache ihrer großen Sterblichkeit, oder wenigstens des bleichen- und kränklichen Ansehens. Verzärtelung wird damit nicht empfohlen. Freylich erfordert oft die schlechte Einnahme eine solche knauserige Haushaltung, aber besser ist nichts thun, als bloß zur Hälfte. Alle oftmals große Kosten dienen im letztern Falle doch nur bloß den Kirchhof, und nicht den Staat zu füllen.

Unter diesen und mehr andern Einschränkungen und Vorsichtsregeln finde ich Waisenhäuser immer dem Staat sehr nützlich, und sogar in unserer Welt unentbehrlich, so wie Kranken- Zucht- und Arbeitshäuser aus eben diesem Grunde nöthig sind. Freylich wäre es ein Glück für die Welt, wenn wir aller dieser Anstalten entbehren könnten. Ich sehe ein prächtiges Kriegesschiff vom ersten Range; ein weislich eingerichtetes Zeughaus mit Cartaunen, Bomben und andern vielfältigen Werkzeugen des Todes und der Verwüstung. Ich bewundere alle diese Einrichtungen; billige deren Vervollkommung, halte sie und alle darauf zu verwendende große Ausgaben nothwendig, und seufze doch am Ende: wie gut wäre es, wenn die Welt alles dies nicht brauchte!

W. V.

Welches wäre das beste Mittel den Verfall und das sehr gemeine Concursmachen der Unterthanen zu verhüten?

Die Ursache des Verfalles der Unterthanen wird entweder außer ihnen, oder in ihnen selber anzutreffen seyn. Außer ihnen wäre sie, wenn an einander hängende große Unglücksfälle von Seuchen an Menschen oder Vieh, Kriege oder andere Landplagen, oder unerträgliche und langwierige Auflagen, ihr Vermögen zu Grunde richteten, in welchen Fällen man ihnen jedoch gemeiniglich mit Erlassungen ihrer Abgiften aufzuhelfen sucht. Doch auch da, wo die genannten Ursachen sich nicht befinden, nimmt man Mangel und Noth bey vielen, wo nicht gar den meisten Landeseinwohnern wahr, deren Ursache vielfältig bey ihnen selber ist. Der mit Gold und Seide prahlende Stutzer hat oftmals eben so sehr seine Plage von den andringenden Gläubigern, als der arme Bauer solches erfährt. Nahrung und Kleidung setzet beyde in Verlegenheit, und beyde wollen sich eben so wenig nach ihrer Decke strecken, und eben so wenig nach ihrem rechten Maaße messen, als diejenigen Kinder, denen noch immer eine Aufsicht und väterliche Erziehung nöthig ist. Sind die Unterthanen nun wirklich großentheils als solche Kinder anzusehen, die von sich selbst ihr wahres Wohlergehen nicht besorgen, sondern dem Lauf der Welt zu ihrem größten Schaden folgen: so werden die solchem Uebel wehrenden landesväterlichen Anordnungen eine wahre Wohlthat für die Unterthanen seyn, die alle Gutdenkende sehnlich wünschen, und worüber sie sich freuen müssen. – Ein gewisser Landesherr verbot schon vor etlichen Jahren dem ganzen Bürger- und Baurenstande den Gebrauch alles Kaffee, sogar bey Karrenschiebenstrafe, und diese Strafe ward nicht nur gedrohet, sondern auch wirklich vollzogen. Dies scheint ein sehr harter Zwang der menschlichen Freyheit zu seyn. Wie aber, wenn das Wohlergehen unbesonnener Kinder nicht anders als durch harte Zwangsmittel zu erhalten steht: ist dann die Strenge des Vaters nicht besser als die zügellose Freyheit der Kinder? – Je näher der Bauer an den Städten wohnet, desto mehr findet man, daß er in der Nahrung und Kleidung ausschweift. Will er sich gütlich thun: so trinkt er Kaffe, da er doch für seinen Vortheil und Gesundheit weit klüger handelte, wenn er dafür eine Kanne Bier anschaffte. In seidenen Zeugen und silbernen Tressen ahmet das Frauensvolk der Bauren den Bürgern seit langer Zeit stark nach; nur die Formen bleiben größtentheils unterschieden. Der Bürgerstand aber setzt sich den Adel zum Muster und sucht ihm, in dem Ansehen wenigstens, zu gleichen.

chen. Denn die Mode, dies wunderbare Geschöpf, das gemeiniglich von der Erfindung etlicher Künstler oder Handwerker entsteht, muß doch nothwendig auch von der Genehmhaltung und Annahme der Angesehenen im Lande abhängen. Diese, so denkt der Nachahmungsgeist, diese müssen am besten verstehen wie zu leben sey. Diese sind es, auf welche er seine Blicke richtet. Die Mode dünkt daher dem Menschen ein unvermeidliches Gesetz zu seyn; und freylich ist man, um dem großen Haufen nicht lächerlich zu werden, in vielen Stükken gezwungen, manche lästige, kostbare und wirklich nachtheilige Gebräuche mit den meisten zu übernehmen. Da frägt man nicht erst: Schicket es sich für deine Umstände und Vermögen? Hat doch die Modensucht die langen Schleppen, so fürstliche Personen sich nachtragen lassen, bis auf den Bürgerstand erniedriget, der, da er keine Schleppenträger halten kann und darf, den Erdboden mit seinen Schleppen fegte. Aber – die meisten unsers Standes halten sich so; alle tragen Seide, silberne Tressen und so ferner; thun wir es nicht, so werden wir ausgelacht; setzen wir uns in Schulden, auch das ist Mode. Eulisie, die Braut eines Handwerkers, glänzet auf ihrem Hochzeitstage in Seide und Silber, so sie nachgehends doch nicht wieder hervorbringt, sondern mit Schaden zu verkaufen oder zu versetzen genöthiget ist. Welch ein Trost dabey! Ich kann nicht dafür; wir können denen von unsers Gleichen nicht nachgeben. – Wer könnte nun diese tyrannische Beherrscherinn der Menschen, die Mode, zähmen? – Etwa Exempel einer entgegen gesetzten vortheilhaften Lebensart derer, denen man am meisten nachahmet? Wohl nicht gänzlich. Denn es ist doch billig, daß die Ordnung in den menschlichen Ständen sich auch im Aeußerlichen zeige, und der Herr nicht eben so zu leben scheine, wie sein Knecht. – Oder sollten nicht die schweresten Auflagen auf ausländische Kleidungs- und Nahrungsstücke, der Modenseuche wehren? Allein die Arglist findet auch da Auswege, und die Begierde nach dem, was weit her und also auch kostbarer ist, scheint nur dadurch zu wachsen. – Was ist denn also übrig? Ohne Zweifel Gesetze, die den Bürger- und Baurenstand, als die zahlreichsten, mit genauer Aufsicht und wirklichen Strafen zu seinem wahren Besten, das man sonst nicht einsehen will, zwängen, und die verderblichen unter den Moden abschaffeten. Denn was würde daraus entstehen, wenn zum Exempel den gedachten beyden Ständen gänzlich untersagt würde, seidenes, silbernes, goldenes Zeug und Tressen zu tragen? Kein anderes Uebel, als daß einige Kaufleute von dem menschlichen Uebermuthe etwas weniger bereichert, aber auch durch wenigere im Rest bleibende Schuld-

ner

ner betrogen würden; daß weniger Aufwand und Bedürfniß des Lebens erfordert, und also mehr Vorrath zu unumgänglichen und nützlichen Ausgaben gesammelt würde, mithin auch die nothwendigen Auflagen zum gemeinen Besten desto leichter herbey geschaffet werden könnten.

Nachricht.

Von dem Herausgeber des Göttingischen Taschen-Calenders ist uns folgendes zur Bekanntmachung eingesandt worden:

Auf der 74ten Seite im 5ten Abschnitt des Anhangs zum Calender für das Jahr 1779, ist aus einem Versehen, ohne weitere Einschränkung gesagt worden: Der Regenbogen dürfe nie elliptisch gezeichnet werden, da man doch sieht, daß die perspectivische Vorstellung desselben von der Vorstellung des Umrisses der Kugel, deren in eben dem Abschnitt gedacht wird, nicht verschieden seyn kann. Die Meynung war, der Regenbogen, so wie er gewöhnlich gesehen wird, dürfe nicht durch Ellipsen vorgestellt werden, deren lange Achsen senkrecht auf den Horizont stünden, wie ihn doch gemeiniglich die Mahler zeichnen, und wie er in den Kupferstichen zu verschiedenen Werken über die Naturlehre vorkommt. Vom Regenbogen, wie er von hohen Gebirgen, oder unter dem Staubbach betrachtet, bey gewissen Lagen des Auges und der Sonne aussehen könne, war so wenig die Rede, als von Höfen um die Sonne und den Mond.

Anecdote.

Dem Advocaten Corvelen, welcher eben gute Freunde zu Tische hatte, meldete sein Bedienter athemlos, daß sein Reitpferd herunter in den Keller gegangen sey, und daß es kein Mensch wieder herauskriegen könne. Der Advocat leerte sein Glas und sprach: Du Dummkopf, ists sonst nichts? Du darfst es ja nur auf Bouteillen ziehen.

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Montag, den 7ten December 1778.

Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 87te Stück.)

Zweyter Brief.

So sehr man sich bey Ihnen über unsere neuen Säuren, Erden und Metalle verwundert, so viel und noch viel mehr, befremdet es uns, daß sich, zufolge Ihres Schreibens, unter den Chemisten noch immer einige befinden sollen, welche die Lehre vom Gas nicht begreifen können, ja sogar öffentlich dawider schreiben und sich beschämen. Gehören denn mehr als fünf Sinne dazu, dieses einfältige Ding zu begreifen? Hat denn keiner von diesen Herren noch jemals ein Stück Kreide in einer Retorte gebrannt, womit eine Vorlage mit Kalkwasser durch einen Darm vereinigt gewesen, welcher in der Mitte mit einem Bindfaden zusammen gezogen worden? Hat keiner gesehen daß unter der Brennung, diejenige Hälfte des Darmes, welche an die Retorte stößt, sich mit einer elastischen Materie angefüllt, und daß diese Materie, wenn solche durch die Auflösung des Bindfadens Freyheit bekommen, sich in die Vorlage zu begeben, den daselbst im Wasser aufgelösten Kalk niedergeschlagen hat? Hat keiner nach vollbrachter Operation gefunden, daß die Kreide leichter geworden und sich in lebendigen Kalk verwandelt, das Vorgeschlagene hingegen am Gewichte zugenommen und der niedergefallene Kalk nun die Eigenschaften der Kreide hat? Kann denn keiner von diesen Herren schliessen, daß die Kreide in der Brennung etwas verloren, der niedergeschlagene Kalk aber etwas angenommen habe, und daß die durch den Darm passirte flüchtige Materie, welche unsere Chemisten Gas, fixe Luft und Luftsäure nennen, durch ihre Absonderung die Kreide in Kalk, (Calx pura,) durch ihre Verbindung aber, den im Wasser aufgelösten ätzenden Kalk in milden (Calx gasata,) verwandelt habe, und daß dieses Ding die Ursache der beyderseitigen Veränderung sey? Aber vielleicht sind diese Herren bange vor dem Kohlenstaub, oder gar feuerscheu? Gut, laßt sie seyn, so frage ich, ob denn Niemand von ihnen versucht, ein wenig Kreide, weiße Magnesie, crystallini-

stallinisches Laugensalz u. s. w. in irgend einer von den bekannten Säuren aufzulösen, und die sich entwickelnden elastischen Dünste mit Kalkwasser aufzufangen, und gesehen, daß dieses sich decomponirt und in allen Stücken wie obiges verhalten hat? Sollten diese Chemisten sich etwa vor den fressenden Säuren gefürchtet haben? Ich will auch dieses annehmen, denn möchte ich aber wohl wissen, ob keiner noch jemals eine Bouteille gährendes Bier oder Most auf vorerzählte Weise mit dem im Wasser aufgelösten ätzenden Kalk verbunden und einen Niederschlag von mildem Kalk erhalten habe? Und hat man dieses, kann denn Niemand davon einen Schluß machen, daß die Materie, welche sich hier in der Auflösung und Gährung entwickelt hat, sich mit dem ätzenden Kalk verbunden habe und solchen wieder milde gemacht? Kann einer denn noch zweifeln, daß die Materie welche hier eben dasjenige Product wie oben hervorgebracht, auch eben dasselbe Gas seyn müsse? Kann einer davon noch läugnen, daß solches in der dazu gebrauchten Kreide, Magnesie, Laugensalze, Bier oder Most sich befunden? Finden sich wohl Leute, welches dieses nicht sehen können? Ich frage ferner, hat keiner von diesen Zweiflern oder Ungläubigen das abgeschiedene Gas mit andern Dingen als Kalkwasser verbunden, und gesehen, daß solches z. B. reines Wasser in flüchtige Sauerbrunnen verwandelt, diluirte Lacmustinctur roth färbt, aufgelöste ätzende Laugensalze in milde verändert, solche crystallisirt, und besondere Arten von Neutralsalzen damit hervorbringt, Kieselliquor, Auflösungen von verschiedenen Seifen und Schwefellebern decomponirt? Und wenn man dieses gesehen, braucht man denn mehr als gesunden Menschenverstand zu haben, um sich zu überzeugen, daß dieses Gas eine Säure sey, und zwar weil sie mit Eigenschaften begabet, welche keine von den andern bisher bekannten Säuren besitzt, eine von allen übrigen verschiedene Art ausmacht? Und verdient denn nicht derjenige Mitleiden, welcher vorbenannte Erscheinungen der fetten Säure, dem Phlogiston, der Luft, oder Gott weiß, wem zuschreibt? Hat denn jemals einer durch Zusetzung oder Absonderung dieser Dinge, wenn solche reine gewesen, Wasser in Sauerbrunnen verwandelt, Lacmus roth gefärbt, ätzende Laugensalze und Erden milde und milde ätzend gemacht, Kieselliquor, Seifen und Schwefelleber decomponirt? Man antworte einmal auf diese Fragen, und kann man dieses nicht, weßwegen schreyt man denn? Kommt es in der Chemie bloß aufs Schreyen und Raisonniren an? Beweist nicht eine einige Erfahrung mehr als alle Theorien, und wenn sie auch noch so gut ausgesonnen sind? Und wozu helfen denn alle diese Sandgebäude und Schneemänner? Zu nichts, als daß, wenn sie sich beym ersten Regen oder Sonnenschein einstürzen, sie sodann zur Schande des Baumeisters und Künstlers darnieder liegen.

So

So unbegreiflich es aber für uns ist, daß eine Sache, welche sich doch allen fünf Sinnen darstellt, von einigen noch kann geläugnet werden, so ungereimt kommt es uns hingegen vor, wenn andere mit diesem Gas alle Begebenheiten in der Welt erklären, und solches zur Ursache von Erscheinungen machen wollen, daran diese Materie im geringsten keinen Antheil hat. Ist es denn nöthig, daß ein Arzneymittel wider alle Krankheiten helfen muß, besonders wenn man einen so guten Vorrath an mehrern hat? Glaubt man vielleicht dieser Lehre mehr Ansehen zu geben, wenn man solche mit Phantasien vermehrt? Oder bildet man sich etwa ein, daß unser Gas ein Unding werden möchte, wenn es nicht die Ursache von Wärme und Kälte, Bliß, Donner, Hagel, Schnee, Regen und Eise sey? Hat denn wohl Jemand die Lehre Ihres Landsmanns, des seligen Herrn von Haller, von der Reizbarkeit für falsch gehalten, weil er damit die Röthe des Blutes und Weiße der Milch nicht erkläret hat? Oder ist die Meynung Ihres ehemaligen Lehrers, des Ritters von Linné, von der Befruchtung der Pflanzen, deßwegen ein Mährchen, weil solche nicht deutlich macht, warum ein Kürbis oft viele Pfunde schwer ist, oder ein Gerstenkorn nur ein Gran wiegt? Im geringsten nicht. Eben so wenig ist es uns eine Schande, daß wir die Vermehrung des Gewichts in der Calcinirung der Metalle, die Entstehung verschiedener Farben und mehrere solche Dinge, mit unserem Gas nicht erklären können, und wenn es einige gethan haben, so ist dieses ein Zeichen, daß sie von einer Sache geschrieben, welche ihnen weniger bekannt war, als sie billig hätte seyn sollen, oder daß solche in der Hitze und Uebereilung mehr gesagt haben, als sie beweisen können. Indessen da es nichts seltenes ist, daß ein Schriftsteller ein wenig zu viel von seiner Lieblingsmaterie sagt, so wollen wir dieses so genau nicht nehmen, sondern solches für dieses mal übersehen. Hoffentlich wird doch keinem deswegen in Sinn kommen, unser Gas zu verwerfen oder an seinem Daseyn zu zweifeln, und, wegen der diesem Wesen fälschlich zugeschriebenen Wirkungen, seine wahren Eigenschaften zu läugnen. Denn ein anderes ist ja doch Gas, und ein anderes seine Vertheidiger und ihre Uebereilungen.

Sie bemerken in Ihrem Schreiben noch eine andere Sekte von Chemisten, ich meyne diejenigen, welche das Gas für eine bey dessen Austreibung gebrauchte veränderte Mineralsäure halten. Sollten diese Leute so etwas im Ernste sagen! (welches ich freylich nicht glauben kann,) so möchte ich wohl einmal von ihnen wissen, wie es denn zugeht, daß unser Gas, wenn man reine gearbeitet hat, sich beständig gleich und einerley ist, man mag auch noch so verschiedene Säuren zu seiner Absonderung gebraucht haben, oder woher das Gas aus der Kreide und Magnesie, welches wir bey ihrer Bren-

Brennung erhalten, und dasjenige, welches uns das gährende Bier liefert, bey dessen Entwicklung wir doch keine Säure nöthig haben, herkommen, oder warum ein mit Scheidewasser ausgetriebenes Gas den im Wasser aufgelösten ätzenden Kalk niederschlägt und dieser nicht wie Calx nitrata aufgelöst bleibt? vermuthlich geht dieses alles doch natürlich zu?

Wer ist denn der große Scheidekünstler, welcher das Gas für ein aus Luft und einer feinen Säure zusammengesetztes Wesen ausgiebt, und hat er denn seine Meynung auch schon bewiesen? Hat er ein reines Gas schon in diese zwey Bestandtheile zerlegt, und aus diesen ein solches wieder zusammen gesetzt? Kann er dieses, so ist freylich an der Wahrheit seines Satzes nicht zu zweifeln. Kann er solches aber nicht, so ist seine neue Lehre weiter nichts als eine bloße Vermuthung; und ist sie nicht mehr, so dünkt mich, daß es noch immer besser ist zu glauben, ein Ding, welches bisher noch kein Mensch in seine Bestandtheile hat zersetzen können, sey einfach, als zu sagen, es bestehe aus Luft und Säure und solches nicht beweisen können.

Nun noch eins und denn auch kein Wort mehr von dieser Sache. Wissen Sie wohl, daß Ihr Lieblingsautor Salomon das Gas schon gekannt und dessen Entwicklung in der Bereitung eines der vortrefflichsten Medicamente, welches jemals die Chemie erfunden, ich meyne die leider nun beynahe unbekannte Soda acetata, oder sogenannten Terra foliata Tartari crystallisata, schon bemerkt, und in seinen Sprüchen 25, 20. beschrieben hat? Sollte dieses nicht eine Ursache bleiben, daß in Zukunft einige diesem Gas mehr Gehör geben werden, wenn sie wissen, daß kein Engländer der Erfinder davon ist? Von den Franzosen glaube ich dieses ganz gewiß. Was meynen Sie, verdiente nicht dieses Gas, daß man es Salomoneum nennte? Aber ich erinnere mich, daß Sie schon eine Pflanze für Ihren königlichen Naturforscher bestimmt haben, und freylich, wenn es gewiß ist, daß er alle Gewächse vom Pinus Cedrus auf dem Libanon, bis auf das Bryum truncatulum, das an der Wand wächst, gekannt hat, (welches doch so mancher Botaniste mit Füßen tritt, ohne es einmal zu bemerken, vom Kennen will ich gar nichts sagen,) so verdient er dieses mit allem Recht besser als jenes, denn ich glaube, daß es sodann wohl unstreitig, daß seine Kenntniß in der Botanik, um ein gut Theil größer, als seine chemische gewesen ist.

Schenninge, den 24ten Oct. 1778. M. Mohr.

Un-

Anmerkung, von Jemand, zu dem obigen Briefe.

Freylich ist ein solches Wesen, das Gas, wie der Verfasser des obigen Briefes es nennet, nicht zu läugnen. Durch die Destillation, Auflösung, und Gährung liefern dasselbe viele Körper. Aber, diese viele und oft sehr verschiedene Körper, liefern sie ganz gewiß immer ein und dasselbe? Ist, zum Beyspiel, das Salpetergas denen mit Hülfe des Vitriol- und des Salzsauren zu erhaltenden völlig gleich? Doch es mag seyn. Aber, wenn das Gas von einer einfachen Natur und eine Säure ist: ist dann nicht zu verwundern, daß ätzender Kalk durch dasselbe wieder zu mildem rohen Kalk, und nicht vielmehr zu einer Art Selenit, zu einem zwar schwer- aber doch auflöslichen Mittelsalz wird? Daß in Kalkstein, in Metallen, in zur Gährung fähigen Körpern Flogiston sey, wird doch nicht Jemand läugnen. Wohin aber kommt denn bey der Destillation, bey der Auflösung, bey der Gährung, dieses Flogiston? Verloren geht es doch wohl nicht, da es in dem Gas eine Säure antrifft, und es sich so gern an Säuren hängt. Also wäre das Gas kein einfaches, sondern ein neben dem Wasser und Luft, aus Säure und Flogiston zusammen gesetztes Wesen; und ist es dieses, so entsteht bey den Erscheinungen, die das Gas hervorbringet, die Frage, ob solches Wirkungen der Säure, oder aber des Flogistons des Gas seyn. Wo das Gas etwas den Sauer- und Stahlbrunnen ähnliches hervorbringt, da ist, wenn gleich nicht allein, seine Säure gewiß im Spiel: hergekommen mag diese Säure seyn, wie und woher sie wolle. Wenn ich aber ätzenden Kalk in milden Kalk durch das Gas sich verwandeln sehe, so scheint mir solches aus des Gas Säure nicht so erklärbar, als aus desselben Flogiston zu seyn, dessen Vermögen, ätzende Dinge abzustumpfen oder zu versüßen, uns genugsam bekannt ist: wie selbst, bey Bereitung der Seifen, die gemeine Erfahrung zeigt. –

Sehr müßte ich irren, oder der lange von mir gehoffte Zeitpunkt ist endlich nun da, wo der Streit über fette Säure und feste Luft, der indessen gelegentlich viel Gutes gestiftet hat, seine Endschaft erreichen wird; und dazu wünsche ich denn unsern Chemisten, die lieber arbeiten als schreiben, von Herzen Glück: zumalen es ihnen darum doch nicht an Beschäfftigung mangeln wird, da noch wichtige Räthsel genug aufzulösen übrig sind, die jedoch vielleicht großentheils schon aufgelöset wären, dächten, arbeiteten, und sähen unsere Chemisten alle, wie, mit wenigen, ein Scheele.

Hannover, im November 1778.

Zusatz des Herausgebers.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anmerkung, welche bey der Lesung des vorhergehenden Briefes, aus der Feder eines Kenners geflossen, demselben hiermit beyzufügen. Ich glaube, einer Sache, an deren Wahrheit oder Unwahrheit dem Naturforscher, dem Physiker, dem Chemisten, dem Arzt, dem Oekonom und tausend andern so viel gelegen ist, können nicht zu viel Einwürfe gemacht werden, und solche, wie diese, können nicht anderst, als einem jeden, dem es bloß, wie mir, um die Wahrheit zu thun ist, angenehm seyn.

Nun ist es an meinem Freunde Mohr, die ihm gemachten Einwürfe zu widerlegen. Da derselbe aber etwas weit von mir entfernt, und ich ungewiß bin, ob seine Geschäffte es ihm erlauben werden, mir so bald wieder zu schreiben, so will ich allhier in seine Stelle treten und die ihm vorgelegten Fragen, kürzlich zu beantworten suchen.

Die erste Frage, ob das durch verschiedene Säuren entwickelte Gas sich beständig gleich und immer ein und dasselbe sey? kann ich allerdings bejahen, und jeder welcher dasselbe aus reinen Körpern z. B. durchsichtigem Kalkspath, mit reinen, nicht rauchenden oder phlogistisirten, Mineralsäuren, austreibt und zum Ueberfluß noch durch Wasser gehen läßt, wird ebenfalls, wie ich, beständig die gleichen Eigenschaften an ihm bemerken.

Die zweyte Frage, ob nicht zu verwundern, daß ätzender Kalk durch das Gas, welches doch von einfacher Natur und eine Säure sey, zu mildem rohem Kalk, und nicht vielmehr zu einer Art Selenit, zu einem zwar schwer aber doch auflöslichen Mittelsalz werde? fällt meines Bedünkens so gleich weg, wenn man sich erinnern wird, daß der milde Kalk wirklich ein solches Salz ist, welches, wenn es mit Gas genau gesättigt, sich schwerer als ätzender Kalk und kaum merklich, wenn es aber damit übersetzt ist, sehr leicht in Wasser auflösen läßt, welches man deutlich an dem hiesigen kalkhaltenden Brunnenwasser sehen kann, das frisch ganz klar ist, so bald aber das überflüßige Gas durch das Aufkochen davon gejagt worden, gleich eine Menge von mildem Kalk fallen läßt. Es kommt also dieses Salz hierinnen nicht nur mit dem Selenit, sondern mit noch vielen andern Mittel- und Neutralsalzen überein, welche sich schwerer als ihre Bestandtheile auflösen lassen, und meistens mehr Wasser zu ihrer Solution erfordern, wenn sie ganz gesättigt sind, als wenn der eine Theil noch überschlägt.

Auf die dritte Frage, wohin das Phlogiston bey der Destillation, Auflösung und Gährung hinkomme? antworte ich nur kurz, daß es sich bey jeder Absonderung allemal wieder mit demjenigen Körper verbinde, welcher die größte Verwandtschaft mit ihm hat, (denn verloren geht vermuthlich in der Welt nichts,) wenn es sich mit Gas

Gas verbindet, so entsteht ein Gas phlogisticatum; ein aus Gas und Phlogiston zusammengesetztes Wesen, das ist, ein von reinem Gas, ohngefähr wie Schwefel vom Vitriolsauren, verschiedenes Ding.

Die letzte Frage besteht darin, ob die Erscheinungen welche ein Gas phlogisticatum hervorbringt, Wirkungen der Säure oder des Phlogistons seyn? Ich antworte darauf, daß jederzeit diejenige Materie die Ursache von einer Erscheinung ist, welche diese für sich allein hervorbringen kann. Da ich nun mit reinem Gas, Wasser in Sauerbrunnen und äzenden Kalk in milden u. s. w. verwandeln kann, mit Phlogiston aber nicht, so möchte wohl das erstere den mehrsten Antheil an der erfolgten Veränderung haben. Und was die Erklärbarkeit anbetrifft, so scheint es mir eben so begreiflich zu seyn, daß reines Gas äzenden Kalk milde macht, als wenn es das Phlogiston thäte, zumal wenn ich sehe, daß eine jede reine Säure, äzenden Kalk und Laugensalze eben so milde und noch milder macht, als es irgend ein Oel (welches nach Scheele aus Gas, Phlogiston und Wasser besteht,) in der Bereitung der Seife thut.

Hannover, den 13[ten] Nov. 1778.

Etwas auf die Anfrage im 85ten St. dieses Magaz. S. 1359.

Marco Polo, nicht Poli, aus Venedig, (Marcus Paulus Venetus,) reisete etwa im J. 1271, mit seinem Vater Nicolaus und dessen Bruder Maffei oder Matthäus, über Constantinopel nach der Tatarey, an den Hof des großen Khan, Kublay, zu Kambalu, im Lande Kathay, (nachdem jene beyden Brüder von dem J. 1250, da Marcus ohngefähr erst geboren wurde, bis 1269, schon einmal eine Reise in die Tatarey gethan hatten,) und kam 1295 wieder nach Venedig. – So verhält sich eigentlich die Sache. – Was das für ein morgenländischer Hof gewesen sey; was für eine Gegend in Asien durch Kathay verstanden werde; und endlich wo die Stadt Kambalu liege, wird hiebey gefragt.

Schon der jüngere Hübner hat im zweyten Theile seiner Geographie S. 532. 550. gezeigt, daß Kathay das nordliche China, (Tschina,) und Kambalu dessen Hauptstadt Pe-kin, bedeute: welches die Allgem. Welthist. im 24[ten] Theile, (dem 6[ten] der neuen Hist.) S. 339. bestätigt, und hinzu thut, daß die Russen a) diese Benennungen

a) Der Jesuit Magellanus schreibt, China würde von den westlichen Tatarn und von den Chinesen selbst Hara (Kara) Kitay, oder die schwarze Barbarey genennet; und daher führte es auch bey den Russen den Namen Kitay: einige Nachbaren aber verderbeten das Wort, und hießen es Kathay; also nenneten es die Einwohner von Indostan Katayo. Man muß aber bemerken, daß dieser Name von den Mongolen oder Mogulen (östlichen Tatarn) nur den Provinzen an der nordlichen Seite des gelben Flusses und denen daran stoßenden tatarischen Landschaften beygelegt worden sey, welche vormals die Kin-Tataren be-

nungen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts beybehalten hätten. Und so schreibt auch der im J. 1692 von Moscau nach China abgeschickte Gesandte E. Y. Ides gleich im Anfange seiner Reisegeschichte, man hätte beschlossen, ihn an den großen Bogdaikhan, oder Regenten des berühmten Königreichs Kitay, bey uns Europäern gemeiniglich China genannt, abzuschicken; und hernach die Kitaischen Länder, der Kitaische oder Chinesische Hof. Von Kambalu wird in der Allgem. Welth. noch verschiedentlich geredet, und im 25ten Theile (der neuern Hist. 7ten Theil) S. 85. gezeigt, daß das Wort auf Tatarisch eigentlich Khan-Balek (oder Königsstadt) b) heißen müsse; wie ichs dann auch in einigen unten anzuführenden Reisebeschreibungen wirklich geschrieben finde.

Als Marco Polo seine Reise dahin that, eroberte eben der Tatarische, oder vielmehr Mongalische Kaiser Kublay, ein Enkel des Jenghiz-Khan, (Chingiz oder Dschingis-Khan,) Stifters dieser Dynastie, das Reich China: wobey unsere Reisende, in Belagerung eines Ortes, ihre Dienste sollen angetragen haben, Europäische Maschinen anzulegen, von welchen 300 Pfund schwere Steine geworfen werden könnten; wie die Allg. Welth. im 22ten Theil S. 68. aus der Reisebeschreibung des Marcus Polo anführt. Sie waren auch deswegen, und besonders Marcus, der zu vielen andern Diensten gebraucht wurde, die lange Zeit ihres Aufenthaltes dem Kaiser lieb und werth, und wurden ungern entlassen. Nach vielen Beschwerlichkeiten langten sie über das Indische Meer, als die ersten Europäischen Beschiffer desselben, durch Persien und die Türkey, mit Ehre und Reichthümern beladen, wieder zu Venedig an.

Des Marco Polo Reisebeschreibung selbst liefert die Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, im 7ten Bande, auf der 423. und folgenden Seiten, in einem ziemlich ausführlichen Auszuge, mit Anmerkungen wegen der Oerter und stark eingewebten Fabeln: wo auch noch mehr Reisen nach Kathay, nebst einer Reisekarte über diese Gegenden, vorkommen. Die Geschichte des Tatarisch-Chinesischen Kaisers Kublay oder Hupilay, den die Chinesische Geschichte Schi-tsu nennet, stehet weitläuftig in der Allgem. Welthist. im 22ten (4.) Theile von S. 49. bis 113.

Hannover. J. C. Winter.

besessen haben ꝛc. — Solches nennten die von jenen herstammenden Mantschuer oder östlichen Tartarn, kurz vor ihrer Eroberung Nikan Kovom (Nika Korum,) das Land der Barbaren. Allg. Hist. der Reisen 6ten B. an der 7ten Seite.

b) Es ist also dieses Wort so wenig der eigentliche Name des Orts, als Pe-king, welches die nordliche Residenz bedeutet, weil hier der ordentliche Sitz des Kaisers ist, der sich um das Jahr 1405 von Nan-king, oder dem südlichen Hofe hieher gewendet hat, um die Bewegungen der Tatarn besser beobachten zu können. Der rechte Name dieser Hauptstadt des ganzen Reiches ist Schun-tyen-fu. Allg. Hist. der Reisen 6. B. an der 12. S.

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Freytag, den 11ten December 1778.

Versuch über die Berechnung der Tontinen.

Wären Versorgungsanstalten von derjenigen Art, zu welchen die Tontinen und steigenden Leibrenten gehören, auch nicht ein so fruchtbarer Gegenstand der Finanzwissenschaft geworden, als sie wirklich sind, so würden sie doch schon ihres vortrefflichen Zweckes wegen aller Aufmunterung und Berichtigung werth seyn. Allein wenn sie in geübten Händen oft ein unfehlbares, immer aber ein sehr gelindes Mittel zu den ansehnlichsten Finanzoperationen sind, wenn sie eben daher in manchen Staaten eine große Ausdehnung erhalten haben, und von ihrer Einrichtung das Wohl und Wehe vieler Menschen abhängt, so wird jede Erscheinung, welche sich in ihrer Geschichte zeigt, dem Freunde des Menschengeschlechts wichtig, und diese Aufmerksamkeit ist auch hier vielleicht eine nicht unergiebige Quelle nützlicher Betrachtungen.

Wenn man den natürlichen Hang des Menschen, sich in Zukunft ein ruhiges Leben zu verschaffen, die Leichtigkeit mit welcher alle Arten Leibrenten-Gesellschaften zu diesem Zwecke zu führen scheinen, und die großen Vortheile welche sie versprechen, in Betrachtung zieht, so erstaunt man billig über ihre wenige Allgemeinheit, und den gar eingeschränkten Gebrauch, welchen wir davon machen. Besonders aber wird dieses Phänomen in Betracht der Tontine, einer so einfachen und menschenfreundlichen Anstalt, dem ersten Ansehen nach unbegreiflich, und der Wunsch, die Ursachen dieses scheinbaren Widerspruchs zu entdecken, ist zu verzeihen.

Der erste Argwohn möchte vielleicht auf den Credit, jenen eigensinnigen Genius der Politik, fallen. Denn was muß er sich nicht alle zu Schulden kommen lassen! Allein der Umstand, daß die creditlosesten Länder nicht selten ihre Tontinen am ersten completiren, hingegen da, wo Geld und guter Glaube im Ueberflusse sind, Institute von der Art, oft ohne Beyfall bleiben, giebt zu erkennen, daß man auch dieses mal den Credit unschuldig angeklagt habe. Weit gegründeter möchten wir jenen tadelhaften Einrichtungen, wo-

wodurch entweder den Interessenten der Beytritt erschweret, das Aequivalent ihrer Einlage nicht gereicht, oder gar ein Theil des Capitals ihnen entzogen wird, die Schuld auflegen, wenn ich mich überwinden könnte, dergleichen Misgeburten unter die Classe der Leibrenten-Institute zu rechnen. Aufs gelindeste beurtheilt, gehören sie in das Geschlecht der feinen Betteley, und kommen hier also gar nicht in Betrachtung. Denn was wir in diesem Abschnitte von Tontinen reden, wollen wir, mit Ausschließung aller noch so fein ausgedachten Plane, nur bloß von solchen Einrichtungen denken, **welche das eingelegte Capital mit seinen Zinsen in dem Laufe gewisser der wahrscheinlichen Lebensdauer der Interessenten angemessener Jahre zurückzahlen.**

Institute von dieser Art können von dem Creditzustande ihrer Direction, oder des Landes worin sie sich etabliren, wenig verändert werden. Die Einfachheit ihres Plans setzt sie schon über alle Befürchtungen hinaus; Sicherheit muß schon in ihrer innern Einrichtung liegen, Betrug und Veruntreuung eines Depositi des Publicums aber wird niemals da befürchtet, wo oberliche Autorität die Anstalt wie billig in Schutz nimmt; und so bleibt denn nichts übrig als die Vermuthung, daß selbst in der gründlichsten Einrichtung der Tontinen verdeckte Ursachen liegen, welche den Eintritt der Interessenten erschweren.

Um zu ihrer Entdeckung den Weg zu bahnen, wollen wir uns auf einige Augenblicke in die Stelle einer Tontinencasse versetzen, alsdann die Situation des Tontinisten untersuchen, und endlich ihre gegenseitige Lage, so viel als möglich, zu beurtheilen suchen. Wenn eine Gesellschaft sich auf Tontinenfuß vereiniget, muß die Casse nothwendiger Weise einen Einschuß haben, welcher vermöge ihres Wesens auf die beste Weise zinsbar genützt, und mit Zinses-Zinsen, binnen den wahrscheinlichen Lebensjahren der Interessenten, in gleichen Terminen wieder zurückgezahlt werden soll. – Allein eben diesen Einschuß darf sie weder vermindern noch kürzen, und an keine Nebenvortheile denken. Aus dieser wahren Lage der Casse lassen sich die Vortheile der Interessenten leicht beobachten. Sie bestehen nicht allein in dem Vorzuge Zinses-Zinsen eines Capitals zu genießen, die er wegen Geringfügigkeit desselben, unter selbst eigener Disposition, nicht erwarten durfte, sondern auch in dem Vergnügen, eine Rente zu haben, die sich mit jedem Jahre vergrößert, und endlich in der sogar zu berechnenden Hoffnung, zuletzt eine das Einschuß-Capital vielfach übersteigende jährliche Revenüe zu ziehen. Gewiß sehr glänzende Erwartungen! Allein kaum nehmen wir einen andern Standpunkt an, so verlieren sie fast alle ihr Ansehen. Eine Rente, die gleich bey dem Eintritte des Interessenten anfängt zu laufen, muß natürlicher Weise anfangs sehr

sehr mäßig seyn, und kann nur in gar geringen Schritten wachsen. Dieser Umstand verbittert die Hoffnung sehr, und wird sogar abschreckend, wenn man genauer untersucht, in welchen Graden eine anfängliche Rente nach und nach zunimmt.

Gesetzt also daß 1000 **einjährige** in eine Tontine zusammen träten, jeder von ihnen 100 einschössen, und (die Dauer dieser Verbindung auf 90 Jahre angeschlagen,) die Einsätze mit den Zinses-Zinsen in 90 gleichen Zahlungen abgetragen werden sollten, so würde anfangs jeder Interessent nur $4\frac{12}{100}$ Thaler erhalten; diese Annuität wird nun freylich jährlich wachsen, – so lange wachsen bis sie endlich der Rente der ganzen Tontine gleich komme, und über 4000 Thaler beträgt; allein wann mag dieser Zeitpunkt seyn? Ganz natürlich läßt er sich entdecken, wenn man in Betrachtung zieht, daß die **Hälfte** aller meiner Mitintereſſenten abgestorben seyn müsse, wenn ich das **Doppelte** der anfänglichen Rente heben will. **Dreyviertel**, wenn das **vierfache**, $\frac{7}{8}$ wenn das **achtdoppelte**, $\frac{15}{16}$ wenn das **sechszehnfache** der ersten Annuität, auf meinen Theil fallen soll u. s. w. Sucht man nun diese Zeitpunkte nach der **Süßmilchschen** Tabelle des 474. §. so findet sich, daß ich erst

im 40ten Lebensjahre,	Hoffnung	zur Rente von	8,24	Thaler
— 63ten	—	—	16,48	—
— 73ten	—	—	32,96	—
— 80ten	—	—	zu 65,82	—

erlangt habe. Ich werde also einige und **achtzig** Jahre erreichen müssen, ehe ich einmal die dem Einsatzpreise gleich kommende Rente zu erwarten habe, und 95 Jahre hoffen, ehe mir die Totalrente der ganzen Tontine zufällt.

Diese ungekünstelte Folge vernichtet nicht allein alle die süßen Träume, welche man sich von einer durch die Tontine zu bereitenden Versorgung zu machen pflegt, sondern stellt auch die Gefahr des Tontinisten in ihrem wahren Lichte vor. **Vierzig Jahre**, die Hälfte meines ganzen Lebens, stehen 100 Rthlr. in Gefahr jeden Augenblick mit meinem Tode verloren zu werden, wenigstens ist die Hoffnung es zu erhalten der Gefahr des Verlierens gleich, und der Gewinn für alle das, ist die Vermehrung der anfänglichen Rente mit 4 Rthlr., und erst nach abermals erneuertem Risico von 10 Jahren, habe ich jährlich 16 Rthlr. zu erwarten. – Wahrlich das heißt viel vom Einsetzer verlangt, und wer es wagt muß ein Capitalist oder Spieler seyn. Die oft gepriesene Gemeinnützigkeit des Institutes fällt also hinweg, weil es nur für die **einzige** Classe der Begüterten ist, und sein Nutze wird noch dadurch verringert, daß die Zeit der gehofften Versorgung gar zu spät einfällt, die ganze Anstalt

aber wird ein Hazardspiel von der schädlichsten Gattung, indem es Leute verleiten kann, einen unverhältnißmäßigen Theil ihres Vermögens gegen eine entfernte Hoffnung und große Gefahr aufs Spiel zu setzen.

Ohne daß ich nöthig habe in diesem Tone weiter fortzufahren, wird man leicht einsehen, daß ich die schwache Seite des Institutes, und wahrscheinlicher Weise diejenige, welche seiner Allgemeinheit nachtheilig ist, getroffen habe. Selten wird zwar vom Publico, wenn es wählen soll, sein Interesse so genau aus einander gesetzt, allein ein dunkles Gefühl, daß es mit den anscheinenden Vortheilen nicht so ganz seine Richtigkeit haben könne, verbunden mit der Erfahrung, daß die Interessenten mancher Tontinen über ihre Hoffnung hingestorben sind, vertritt hier die Stelle der Schlüsse, und man begnügt sich lieber mit den kleinen aber sichern Zinsen, als nach großen aber gefährlichen Leibrenten zu geizen.

Jedoch eben diese Betrachtung hat mich völlig überredet, daß sobald man es dahin bringen könnte, daß:

1) **die Verfallszeit einer ansehnlichen Rente in der Tontine näher gesetzt;**

2) **das Risico des Einsatz-Capitales vermindert, oder gar aufgehoben würde;** die Tontine sich gar bald zu der allgemeinsten und nützlichsten Versorgungsanstalt hinaufschwingen möchte. Zwar scheinen beyde Forderungen, auf den ersten Anblick, in das Reich der Unmöglichkeiten zu gehören, allein bey genauer Ueberlegung möchten die Mittel zu ihrer Erfüllung so gar schwer nicht zu finden seyn.

In Rücksicht des **ersten** Wunsches wird ein Jeder der etwas Kenntniß von den Gründen dergleichen Rechnungsarten besitzt, leicht einsehen, daß die Hauptursache der in gemeinen Tontinen so weit entfernten Zeitpunkte zur Einhebung billiger Renten, bloß darin zu suchen sey, daß die Anstalt den Interessenten, sogleich nach dem Einschusse eine Annuität giebt, die ihnen wegen ihrer Geringfügigkeit, wenig oder nichts helfen kann, wenn sie aber bis auf eine gewisse Zeit bey dem Fond verbliebe, die Hebungszeit einer guten Rente um etwas Ansehnliches näher bringen möchte. Man nehme z. E. im vorhergehenden Falle an, daß vor dem 20ten Jahre Niemanden eine Rente gereicht werde, so wird in eben diesem zwanzigsten Jahre, jeder Tontinit, gegen 100 Rthlr. Einsatz, bereits eine Quantität von beynahe 15 Rthlrn. heben; da er nach der gewöhnlichen Einrichtung nur die Hälfte von diesen genießt, und diese 15 Rthlr. werden verhältnißmäßig mit dem Tode der Cointeressenten wachsen, und ihnen der Wahrscheinlichkeit nach

im 57ten Jahre schon eine Versorgung von	30	Rthlr.
im 71ten — — —	60	–
im 79ten Jahre aber, bereits über	120	–

versprechen.

Man

Man vergleiche diese Summen und Zeiten mit dem oben gegebenen gleichnamigten Beyspiele von gewöhnlichen Tontinen, so werden sich die Vortheile der Interessenten, welche sie sich durch die 20jährige Entbehrung einer kaum nennenswerthen Annuität erworben haben, leicht übersehen lassen.

Wenn man diese Betrachtung noch etwas weiter treiben will, so läßt sich zeigen, daß die Rente, welche Jemand nach dem Ablaufe gewisser Wartejahre heben kann, noch ansehnlicher wird, wenn sie nicht mit dem Tode der Cointeressenten **steigend**, sondern nach Maaßgabe des Alters der Tontiniten, am Ende der Ruhejahre, ein für allemal **auf Zeit seines Lebens bestimmt wird.** Ein neugebornes Kind würde nach dieser Voraussetzung, nach dem 30ten Jahre, gegen 100 Rthlr. Einsatz, eine **feste** Rente von $42\frac{2}{10}$ Rthlr. auf Zeit seines Lebens zu genießen haben, da es nach dem Verlaufe eben dieser 30 Jahre, erst auf eine **steigende** Annuität von $31\frac{6}{10}$ Rthlr. Rechnung machen könnte. Allein sobald man die Anstalt so weit verändern wollte, verlöre sie ihr Wesen, und artete von der Tontine zum eventuellen Leibrenten-Institute aus; sie büßete den reizendsten Theil ihrer Einrichtung ein, und der Einleger müßte der Hoffnung entsagen endlich einmal eine sehr große Rente zu erlangen. Wir schränken uns daher billig auf die einfache, mit einer Wartezeit verbundene Tontine ein, und damit man ihre Vortheile gegen den kärglichen Gewinn welchen die gewöhnliche Einrichtung darbietet, genau übersehen könne, wollen wir nachstehende Parallele über eine Epoche des Lebens entwerfen.

Wann Kinder von 0 Jahren (oder eben geboren) in eine Tontine zusammen treten, so hat der Interessent in beyden Arten von Tontinen, in verschiedenen Altern seines Lebens folgende Hoffnungen zu Renten, den Zinsfuß zu 4 von Hundert, und den Einsatz zu 100 angenommen a).

a) Um den Leser in den Stand zu setzen, mir in der Berechnung meiner Tabelle zu folgen, will ich hier nur mit wenigem anzeigen, daß ich die Columne A. oder die eventuelle Rente einer gemeinen Tontine auf die Art berechnet habe, daß ich ihre Dauer zu 90 Jahr angenommen, darauf die jährliche Pension gesucht, welche gezählt werden muß, um 10,000 Rthlr. als die Einschüsse von 100 Tontiniten, in 90 Jahren, mit Zinses-Zinse zu 4 von Hundert abzutragen. Diese jährliche Posten von 412 Thaler, vertheilt auf diejenigen, welche in jeder Epoche von 100 anfänglichen Interessenten noch lebten, giebt die Rente eines jeden.

Auf ähnliche Art berechne ich die Columnen der Abtheilung B. Denn nachdem ich die Summe gesucht, zu welcher 10,000 Thaler in den gegebenen Wartejahren angewachsen ist, läßt sich auch die Annuität, durch welche dieses angeschwollene Capital binnen den Jahren der noch übrigen Dauer der Tontine berechnen. Diese auf die Tontiniten vertheilt, ist die Rente jedes Individui. Auf solche

	A.	B.				
	In gemeinen Tontinen.	Bey der vorgeschlagenen Verbesserung nach Ablaufe von				
Lebensjahre.	steigende Annuität.	10 Jahren. steigende Annuität.	15 Jahren. steigende Annuität.	20 Jahren. steigende Annuität.	30 Jahren. steigende Annuität.	35 Jahren. steigende Annuität.
5.	6, 83					
10.	7, 18	11, 3				
15.	7, 53	11, 8	14, 4			
20.	8, 12	12, 2	14, 9	18, 4		
30.	9, 13	13, 7	16, 9	19 —	31, 6	
35.	9, 76	14, 6	18.	22, 9	34.	37, 9
40.	10, 64	15, 9	19, 6	24.	37, 1	41, 3
50.	13.	19, 5	23, 9	29, 8	45, 2	50, 4
60.	18.	27, 7	34.	42.	64, 3	71, 7
70.	36, 5	54, 6	67, 2	75, 5	127.	141, 4
80.	128, 12	193, 4	237, 3	292, 7	448, 4	512, 2
Höchste Rente wenn 100 in einer Classe sind. —	412	618	759	932	1422	1599

Wenn also eine 10jährige Wartezeit für die Kinder-Classe bestimmt ist, so wird der Tontinit in seinem 10ten Lebensjahre 11, in seinem 20ten 12, in seinem 70ten Jahre 54 Thaler jährlich zu erwarten haben, sind aber 35 Jahre als Ruhejahre voraus gesetzt, so ist die Rente im 35ten Jahre

37,

solche Art ist z. B. der Werth von 10,000 Thalern nach Ablaufe von 35 Jahren 39460 Thaler; die Dauer der Tontine aber, nach diesen 35 Jahren ist nicht höher als auf 55 Jahre zu berechnen, wenn ihre absolute Dauer nur auf 90 Jahre gesetzt wird. Eine jährliche Zahlung also, welche 39460 Thaler nebst den Zinses-Zinsen in 55 Jahren verzehrt, ist das Totale dessen was die Gesellschaft der seit dem 35ten Jahre noch existirenden Tontinisten in Gemeinschaft genießt. Jene ist 1599 Thaler; die dem Tode, bis zum 36ten Jahre entgangenen Tontinisten sind 42; aber $\frac{1599}{42} = 37$, als die Tontine eines jeden, welche durch den Tod der Mitinteressenten nach und nach auf 1599 Thaler anwachsen kann.

Uebrigens bitte ich zu bemerken, daß ich mich zu Berechnung des Anwachses des Capitals der Leibnizischen Methode bedient habe, zur Findung der Totalannuität aber, die in **Karst. Lehrbegr.** 2. Th. S. 285. befindliche Gleichung gebrauche, so wie ich endlich aus guten Gründen (**Grundgesetze der Natur** S. 141.) die Churmärksche Landtabelle, zu Bestimmung des mittlern Alters der Tontiniten gebrauche. **Anm. des Verf.**

37, im 40ten Jahre 41 Thaler u. s. f. Eine 10jährige Ruhe, ohne den Genuß einiger Rente, erhöhet ihren eventuellen jährlichen Betrag schon auf $\frac{1}{3}$ über die in gewöhnlichen Tontinen zu hoffende Annuität, und ein 30jähriger Stillstand macht, daß der Interessent, welcher diesen Zeitpunkt erlebt, dreymal mehr Einkünfte hat, als er sonst erwarten konnte. Nach eben diesen Grundsätzen wird auch die höchste Rente des letztlebenden vergrößert, und so wie solcher in einer gemeinen Tontine, aus der Classe der Kinder unter 1 Jahr, nicht mehr als 412 Thaler jährlich erwarten darf, so hat derjenige, welcher alle seine Mitinteressenten, nach 35 anfänglichen Wartejahren überlebet, schon 1599 Thaler jährlich zu hoffen, wenn er der letzte aus 100 ist. Jetzt scheint schon die Tontine eine weit schmeichelhaftere Gestalt zu haben. Allein aller dieser Vortheile ohngeachtet, bleibt das Institut nur bloß auf den Begüterten eingeschränkt, und ist höchstens in seiner jetzigen Lage als ein ziemlich unschuldiges Hazardspiel zu betrachten, so lange nicht die Gefahr das eingelegte Capital zu verlieren, ganz aufgehoben, oder wenigstens vermindert werden kann. Dieses ist also der zweyte der Gemeinnützigkeit der Tontine sehr wichtige Umstand, von welchem zu viel abhängt, als daß wir nicht einen Versuch machen sollten zu sehen, wie weit uns die Rechenkunst darin zu Statten kommen möchte.

Wenn man bedenkt, daß das Risico eines auf Tontinenfuß eingesetzten Capitals sich gegen die Einlage selbst verhalte, wie die binnen einer gewissen Zeit gestorbenen Personen, gegen die Zahl der anfänglichen Interessenten, so sieht man leicht, daß es wenigstens nicht unmöglich sey, eine Summe zu finden, wodurch ich ein eingesetztes Capital dergestalt versichern kann, daß es mir zurückgezahlt werde, wenn ich binnen der Assecuranz-Zeit sterbe. Denn jede Summe welche zur Zeit der Rückzahlung des versicherten Posten mit den Zinses-Zinsen dem Einsatz-Capitale gleich kommt, ist der wahre Werth des abzuhaltenden Risico. Wenn ich also die Assecuranz-Prämie für einen 30jährigen Mann auf gewisse Jahre berechnen wollte, so würde ich ein Capital suchen, welches sich zu dem versicherten, wie die in n Jahren, aus einer bestimmten Menge 30jähriger gestorbenen, zu den anfänglich lebenden verhielte. Dieses wäre denn eine Prämie, welche zur Zeit der Rückzahlung der versicherten Summe zahlbar und von den Interessenten aufzubringen wäre. Allein die Einrichtung dieses Instituts wird es erfordern, daß die Prämie sogleich beym Eintritte gezahlt werde. Ich suche also die mittlere Zahlungszeit der versicherten Pöste (welche alsdenn einfällt, wenn die Hälfte aller in der versicherten Zeit wahrscheinlich sterbenden todt ist,) und discontire die oben gefundene Prämie auf diese Zeit, so erhalte ich den Werth einer Summe, welche mit den Zin-

Zinses-Zinsen bis zur Zahlungszeit dem Risico gleich ist b).

Dieses wenige mag hinreichen zu zeigen, daß es möglich sey, die Gefahr eines in die Tontine eingesetzten Capitals mit augenscheinlichem Vortheile zu vermindern, so wie im unten bemerkten Beyspiele nur 8 Reichsthaler gewagt werden, wo sonst 100 in Gefahr waren. Allein obgleich diese Versicherung in ihrer jetzigen Gestalt die richtigste und ungekünsteltste ist, so erfordert sie doch noch eine Rechnungs-Operation, um zum allgemeinen Gebrauche bequemer zu werden. Es ist in manchen Fällen unbequem, daß die immer sehr ansehnliche Assecuranz-Prämie gleich auf Einmal neben der Einlage bezahlt werden soll, weil dadurch nicht allein der erste Zuschuß den Interessenten erschwert wird, sondern sie auch genöthigt sind, in der auf 10 Jahre pränumerirten Assecuranz-Prämie eine Gefahr zu übernehmen, deren sie bey der Einrichtung, daß der Versicherungs-Zuschuß auf Contributions-Fuß geschähe, enthoben wären.

Der Schluß folgt künftig.

b) Ein Beyspiel wird die Sache erläutern. Gesetzt ein **zwanzigjähriger** will 100 Rthlr. auf 10 an einander hängende Jahre, folglich bis zum 30ten Jahre seines Lebens dergestalt versichern, daß die ganze Summe seinen Erben ausgezahlt werde, falls er binnen den 10 Jahren der Assecuranz sterben sollte; so finde ich in der Churmärkischen Landtabelle das Verhältniß der binnen dieser Zeit gestorbenen, zu den anfänglich lebenden, wie 103 zu 1000. — Eben dieses ist also auch das Verhältniß der Assecuranzprämie zur versicherten Einlage. Oder wenn jeder Interessent 10,3 erlegte, so würde sich damit die Gefahr der Rückzahlung der Einlage von 100, an die zwischen dem 20ten und 30ten Jahre gestorbenen bestreiten lassen, wenn sie auch gleich alle im ersten Jahre mit Tode abgiengen. Da nun dieses nicht geschieht, sondern alle Jahre ohngefähr nur Einer aus 100 dieser 20jährigen Interessenten stirbt, der nach obigem Verhältnisse hinreichende Assecuranz-Zuschuß aber, nur erst alsdenn da zu seyn braucht, wenn die Rückzahlung geschehen soll, so würde den Interessenten zu nahe geschehen, wenn sie gleich bey ihrem Eintritte so viel zusammen bringen sollten als nur erst in einigen Jahren, nemlich zu der mittlern Zahlungszeit nöthig ist. — Man sucht also diese mittlere Zeit der Zahlung, welche für gegenwärtigen Fall $5\frac{1}{2}$ Jahr ist, und eine Summe, welche in $5\frac{1}{2}$ Jahren mit den Zinses-Zinsen auf 10,3 angewachsen ist, muß der gegenwärtige, oder gleich beym Eintritte der Interessenten zu erlegende Werth des Risico von 100 binnen dem 20ten und 30ten Lebensjahre seyn. — Im vorliegendem Falle ist solches die Summe 8,04; und das Resultat der Berechnung also: **Daß wenn ein zwanzigjähriger $8\frac{4}{100}$ Thaler,** *à fond perdu*, **im 20ten Jahre seines Lebens hingiebt, er dadurch 100 Thaler dergestalt versichert, daß sie bey seinem binnen den 10 Jahren erfolgten Tode an seine Erben zurückgezahlt werden.**

Anm. des Verf.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Montag, den 14ten December 1778.

Schluß des Versuchs über die Berechnung der Tontinen.

Das Problem ist also: *Jährliche Beyträge zu finden, deren mittlere Summe mit ihren Zinsen jener geforderten in eins zahlbaren Prämie gleich ist.*

Die ganze Sache hat meines Ermessens nicht die geringste Schwierigkeit, wenn man überlegt, daß nur die Größe der jährlichen Zahlung zu suchen ist, durch deren Abtrag und ihre Zinses-Zinse eine Summe zusammen gebracht wird, welche der oben bereits gestandenen totalen Versicherungs-Prämie aller Interessenten mit den 10jährigen Zinses-Zinsen gleich ist. – Solch eine Jahreszahlung auf den *mittlern Numerum* der Contribuenten vertheilt, giebt den jährlichen Beytrag eines jeden.

Wenn also im oben erwähnten Beyspiele 1000 20jährige zusammen treten und 8040 Thaler Assecuranz auf Capitalfuß zu bezahlen haben würden, so möchten diese 8040 Thaler eben so sicher auf Contributionsfuß gehoben werden, wenn sie jährlich $991\frac{76}{100}$ Thaler abtrügen. Diese auf 957 als die mittlere Zahl der jährlichen Contribuenten vertheilt, giebt etwas mehr als jährlich $1\frac{3}{100}$ Thaler auf jeden Kopf, als ein Aequivalent der $8\frac{4}{100}$ Thaler, welche auf Capitalfuß zu zahlen sind a).

Nach diesen Grundsätzen ist die nachfolgende

c) Um sich von der Richtigkeit dieser Berechnung zu überzeugen, braucht man nur folgende Betrachtung anzustellen. Man nehme an, die in eben angezogenem Beyspiele benannte 1000 Interessenten besäßen keine Mittel zur Aufbringung der erforderlichen 8040 Thaler, und verlangten einen Vorschuß den sie in 10jährigen gleichen Terminen mit den Zinses-Zinsen zurückzahlen wollten. So ist ein solcher Termin gerade $991\frac{76}{100}$ Thaler. – Im gegenwärtigen Falle ist die Assecuranz-Casse ein solcher Creditor, welcher seinen Schuldnern erlaubt die 8040 Thaler Capital in 10 Jahren mit $991\frac{76}{100}$ zu bezahlen. Diese sollen unter den Interessenten vertheilt werden, deren im ersten Jahre 1000, im letzten aber 908 leben. Ich werde also wenig irren, wenn ich die Zahl der Beytragenden auf 954, als das Mittel aus diesen annehme, und auf solche die $991\frac{76}{100}$ Thaler vertheile. Unter diesen Umständen werden anfangs mehr, am Ende der 10

folgende Tabelle, über die Assecuranz-Prämie bey verschiedenen Altern dergestalt berechnet, daß man den Betrag derselben, sowohl auf **Capitalfuß**, d. i. wenn die zur Versicherung hinlängliche Summe auf einmal bezahlt wird, als auch auf **Contributionsfuß**, wenn der Versicherungspreis in jährlichen Prästationen bestehen soll, von mir berechnet.

Ein Mensch von

Wenn er 100 auf folgende Jahre versichern will.	0 Jahren zahlet auf		5 Jahren zahlet auf		10 Jahren zahlet auf		15 Jahren zahlet auf		20 Jahren zahlet auf	
	Capit. Fuß.	Contr. Fuß.	Capital-Fuß.	Contr. Fuß.	Capit. Fuß.	Contr. Fuß.	Capit. Fuß.	Contr. Fuß.	Capit. Fuß	Contr. Fuß.
auf – 5.	38,7	10,7	8, 6	2,02	3.5	0, 8	3,4	0,78	4,4	1,01
— 10.	43.5	6, 9	11,14	1,45	6.	0,76	6,8	0,87	8,7	1,13
— 15.	45,2	5, 2	13, 6	1,33	8,4	0, 8	10,1	0,97	12,7	1,25
— 20.	47,4	4, 6	16.	1, 3	11,3	0, 9	12,9	0,04	18,3	1,27
— 25.	49.8	4, 3	17.	1,25	12,9	0,92	15,3	1,13	17,6	1,32
— 30.	52,6	4,17	17, 5	1,19	14,4	0,99	17,1	1, 2	19.	1,34

Auf diese Weise also hätten wir einen Weg gefunden, auf welchem nicht allein die Pensions einer Tontine, selbst bey dem niedrigsten Zinsenfuße sehr vergrößert, sondern auch die Gefahr des Einsatzes gegen einen mäßigen jährlichen Abtrag beynahe gänzlich entfernt würde. Jetzt sey es uns noch erlaubt, den Segen dieser Einrichtung in einigen Anwendungen praktisch zu übersehen.

Das reizendste Bild, welches man sich von einer Leibrente macht, ist die fruchtbare Idee, sich oder andern nach Ablaufe gewisser Jahre, durch die erlangte Hebung über alle Bedürfnisse hinauszusetzen. Allein wie unzureichend selbst Tontinen, die besten Verbindungen solcher Art, dazu sind, haben wir bereits oben gesehen. Ganz anders verhält es sich mit dem Institute, wenn es die oben detaillirten Veränderungen erlitten hat, und da es unsern Lesern leicht seyn wird, durch Hülfe der hier eingerückten Tabellen, die

Jahre aber, weniger als 991 Thaler in die Casse fließen, allein im Durchschnitte muß sich dieses meist heben. Es sey denn, daß man den Umstand, daß die Totalsumme der Durchschnitts-Beyträge, wenn sie durch alle Jahre discontirt und als augenblicklich zahlbar angesehen wird, kleiner ist als 8040, zu hoch anschlagen wollte; allein dieser Fehler ist gering, und nur bey langen Reihen von Versicherungsjahren merklich, weil er nach der größern oder kleinern Abweichung der wahren Contribuenten des ersten und letzten Jahres der Versicherung groß oder klein ist. Folglich bey 10 oder 15 Jahren wenig beträgt. Anm. des Verf.

die Gesichtspunkte zur Bestärkung dessen zu finden, so begnüge ich mich nur, als einen Versuch nachfolgende Anmerkungen anzuführen.

Gesetzt die Taufzeugen bey einem Pathen ohne Mittel, entschlössen sich ihm 100 Thaler zum Taufgeschenke zu machen, und diese mit dem Bedinge einer 20jährigen Ruhezeit in eine Tontine zu legen. Wenn jetzt der Vater sich noch zur Abhaltung der geringen Auslage von $4\frac{1}{5}$ Thaler jährlich verstände, würde er sich nicht allein des Rückfalls dieser 100 Thaler, im Fall des Absterbens seines Kindes vor dem 20ten Jahre versichern, sondern diesem auch die Hoffnung erwerben, alsdann eine jährliche Rente von $18\frac{2}{3}$ zu erhalten, welche zuletzt auf 932 Thaler anwachsen könnte. Wäre bey der Administration dieses Institutes zugleich die Verfügung, daß dem, die Wartezeit überlebenden Tontiniten, auf Verlangen jederzeit der Werth seiner Hoffnungen in einem Capitale ausbezahlt würde, so möchte diese Anstalt nicht allein einem Tontiniten von Gewerbe eine ansehnliche Summe zu seines Glücks Verbesserung in die Hände spielen, sondern auch zugleich eine Dotalcasse für Frauenzimmer abgeben. Gesetzt ein Frauenzimmer habe in eben berührtem Falle, bereits die Rente vom 20ten bis 25ten Jahre jährlich mit 19 Thalern genossen. Jetzt verheyrathete sie sich, und ihr Mann zöge das Capital, der Rente und ihren Erwartungen vor, so läßt sich berechnen, daß die Anstalt ihr für ihre im 25ten Jahre erhaltene Hoffnungen, ohne Schaden, beynahe 500 Thaler auszahlen, und sie mit dieser Aussteuer gänzlich abkaufen könnte.

Ich übergehe den Nutzen dieser Anstalt, in Rücksicht der Versorgung der Witwen, um ihre Anwendung auf die Beruhigung im Alter mit wenigem zu zeigen. Ein 30jähriger Mann, trete in ein Geschäfft, welches ihm nur bloß seinen Unterhalt – und auch diesen nur, so lange seine Kräfte dauren, verspricht; er entschließe sich 500 Thaler die er eben entübrigen kann, bey dem Institute unter der Bedingung niederzulegen, daß er nach Verlaufe von 30 Jahren, (folglich in seinem 60ten Lebensjahre,) die alsdann fällige Rente ziehe. Endlich versichere er das Capital, um es seinen Erben nicht entzogen zu haben, so wird ihm zwar diese Assecuranz jährlich gegen 13 Thaler kosten, allein in seinem 60ten Jahre kann er dagegen eine Tontine von ohngefähr 160 Thalern heben, die nicht allein jährlich anwächst, sondern sich noch allenfalls in eine feste Rente von 375 Thaler auf Zeitlebens verwandeln läßt, und den Einleger über die nöthigsten Bedürfnisse vielleicht hinaus setzt.

Endlich darf ich auch noch einen Nebenvortheil nicht unbemerkt lassen, den die mit der Tontine verknüpfte Assecuranz-Anstalt leistet. — Den nemlich, daß es jetzt gar leicht wird ein Capital zu dem Zwecke anzuleihen. — Die Assecuranz-Police giebt dem Anleiher hinlängliche Sicherheit, selbst nach dem Absterben seines Schul-

deners die vorgestreckte Summe zu erhalten. Eine unmittelbare Folge dieses Umstandes ist die erleichterte Completirung der Tontine selbst.

Pinnenberg. L. A. G. Schrader.

Ueber mein Grab.

Scheuche mich nicht zurück, wohlmeynender Schutzgeist, von dieser geweiheten Stätte. Siehe, der Todesengel steht schon von ferne und winkt mir. Sollte ich nicht einen Ort durch ernste Betrachtungen heiligen, den ich als das Ufer ansehe, von welchem ich in eine unaufhörliche Ewigkeit übergehen werde? Und dieser gekrümmte Rücken, dieses graue Haar, dieser keichende Husten, diese zitternden Hände, diese wankenden Füße, – alles erinnert mich stark genug an die nahe Zerstöhrung meiner zerbrechlichen Hütte.

Aus Erde war der erste Vater der Lebendigen gebildet, von dem auch ich, nebst allen andern Erdensöhnen, durch den urältesten Stammbaum meine Geburt herleite. Aus Erde bin ich selbst herangewachsen, von dem unsichtbaren Keime bis zu dieser Größe. Die Säfte, die ich an meiner Mutter-Brust trank, hatte eben derselbe Schooß der Erde bereitet, und noch lebe ich von der Frucht des Ackers, vom Brodte, das aller Menschen Speise ist. Und es sollte mich befremden, daß ich in den Staub wieder zurückfalle, aus welchem ich gebildet war? Nein; aus allen diesen Gräbern hier um mich herum schallet mir gleichsam die Stimme des Schöpfers entgegen: **Mensch, du bist Erde und sollt wieder zur Erde werden.**

Mausoleen mögen die Urne der Weltbezwinger umschließen. Was liegt in dem goldnen Gefäße, oder in dem künstlich gearbeiteten Marmor? — Staub vom Staube. — Helden, deren Schwert Völker zitternd machte! Zwiefache Särge von kaltem Metall bewahren eure Ueberreste. Aber, rühre sie an, kühner Wanderer! Und auf einmal zerfallen sie in Asche. Kann ich mehr begehren, als unser Vater Adam, der gestorben ist; mehr begehren, als Helden, die Trophäen verdienten.

O, scheuche mich nicht weg, wohlmeynender Schutzgeist, von dieser geweiheten Stätte! Ich will mich niedersetzen an diesen Grabhügel. Er ist gerade so hoch, meinen anlehnenden Arm zu tragen, auf welchen ich mein nachdenkendes Haupt stützen kann. Hier will ich mich noch einige Augenblicke bey den Todten verweilen. Es ist lange genug her, daß ich mich mit den unruhigen Lebendigen abgegeben, mit ihnen mich unterhalten, und unter denselben gewallfahrtet habe.

Jenen blühenden Jüngling durchlief ein kalter Schauder, als er die Vorboten des Todes fühlte. Noch glänzte in seinen Augen der Reiz der Welt mit unwiderstehlicher Schönheit. Das Rosenmädgen mit den Purpurwangen lä-

lächelte ihm lauter Wonne entgegen. Doch mußte er den finstern Weg des Grabes betreten. Ich habe länger, als ein halb Jahrhundert die Welt genossen. Ich habe die Reizungen derselben mit und ohne Schminke gesehen. Sollte ich nicht mit einer ruhigern Gelassenheit meine Sterbeglocke schlagen hören.

Jener **müde Pilgrim** hatte tausend Ungemach erfahren. Das Schicksal hatte ihm einen vollen Kelch der Leiden zugemessen. Centnerlasten drückten diesen Unglücklichen zu Boden, und preßten seinem beklommenen Herzen bange Seufzer aus. Wenn er mit zwiefacher Sehnsucht seine Hände nach dem Grabe ausstreckte; so war das nicht tapferer Muth. Meine Waagschale stand fast immer im Gleichgewicht der Leiden und der Freuden. Vielleicht hatten die letztern noch mehr den Ausschlag, als die ersten. Hier läßt sich noch eher der Ruhm einer muthigen Ueberwindung erkämpfen. Und in der That, wie thöricht würde ich handeln, wenn ich dies Leben nicht gern mit jenem vertauschen wollte, wo lauter Freuden, ohne Leiden, auf mich warten.

Jener **finstre Kopf** kannte nichts, als das bischen Erde, an welches er geheftet war. **Zehn** unbedeutende Kleinigkeiten fesselten seine ganze Seele. Was jenseit des Grabes zu hoffen ist, davon hatte er nichts als einige dunkle Ideen. War es Wunder, daß er murrete, als er den geliebten Erdenkloß verlassen sollte. Mich erleuchtet ein helleres Licht. Ich kenne eine bessere Welt, als diese. Nicht zehn Eitelkeiten, sondern **zehntausend** unnennbare Herrlichkeiten strahlen mir entgegen. Und ich sollte mich sträuben, und ungern die geöffnete Pforte betrachten, die mich zu diesen unnennbaren Herrlichkeiten überführt.

Zittre, du Lasterhafter! Erschrick, du Geiziger; Erbebe, ehrsüchtiger Stolzer; Entfärbe dich, schwelgerischer **Belsazer**! Der Finger der Versehung schreibt das **Mene, Mene** an eure Wände. Diese Nacht – Morgen – Uebermorgen wird man eure Seele von euch fordern. Ich zittere und erschrecke nicht. Daß ich nicht rein bin, das weiß ich: weiß, daß ich tausend und aber tausend mal gefehlt habe. Aber ich kenne den, der von keiner Sünde wußte und für mich eine geltende Gerechtigkeit erworben hat. Und nun getrost – getrost hinunter in die Tiefe der Erden, um aus derselben desto höher wieder erhaben zu werden.

Einst lag ich in einem tiefen Schlummer. Plötzlich erwachte ich auf meinem Lager. Alles um mich her finster, wie der Tod. Da dacht' ich: Wenn das die vier Wände wären, die deinen modernden Leib dereinst umschließen werden. Ich schlief wieder ein und sank in einen noch tiefern Schlummer. Plötzlich erwachte ich aufs neue, und das helle Tagelicht, und ein Strahl der schönen Morgenröthe, und das Zwitschern der Vögel, und die durchschimmernden grünen Zweige empfiengen meine gestärkten Blicke. Da dacht' ich nicht mehr ans Grab. Da verglich

ich meinen Zustand mit meiner künftigen Auferstehung. O, wie wird dir zu Muthe seyn, wenn der ewige Morgen anbricht! Wie glücklich wirst du dann diese drittehalb Stunden geschlummert haben.

Aber – meinen modernden Leib – sagte ich, welch ein fürchterlicher Gedanke! Fliehe aus meiner Seele, scheußlicher Anblick! Verwesung – demüthigendes Schicksal! Fäulniß und Moder und alle unangenehme Folgen derselben werden sich meines Körpers bemächtigen, so bald das Blut in seinen Adern zu stocken anfängt. Doch nicht so fürchterlich, als ich dachte. Modert nicht das Weizenkorn auch, ehe es zu dem schönen fruchtbaren Halme emporkeimt? Unfühlbar mag meinen erstarrten Gliedern begegnen, was da will. Die Hülle mag verderben, wenn nur der Kern erhalten wird. Das bin nicht Ich, das da modert. – Das ist das getragene Bild des Irrdischen, das Kleid, das ich abgelegt habe. Geht doch fast alles in der Körperwelt den Weg der gährenden Verwandlung. Laß die Puppenhülse mit dem zurückgelassenen Raupenkleide noch so ekelhaft aussehen. Ist doch der buntfärbige Schmetterling desto herrlicher, der aus diesem Kerker der Verwesung hervorflattert.

Aber der Schmerz, der mich auf meinem Sterbebette erwartet, – kann ein Haus ohne Krachen über den Haufen fallen? Eine solche Zerrüttung, wird die ohne Gefühl, ohne schmerzhaftes Gefühl vor sich gehen? Wunderliches Begehren! Kannst du ohne Laufen zum Ziele, ohne Kampf zum Siege gelangen? Was ist ein stundenlanger Schmerz gegen Jahrtausende voller Freuden. Und nicht Einmal Schmerz mehr! Ich sah einen Sterbenden. Er schlief so sanft ein, wie der müde Arbeitsmann im schwülen Mittage unter einem schattigen Lindenbaume. Darum lieb' ich eben mein Grab, weil da aller Schmerz schon überwunden, schon besiegt und – auf ewig vergessen ist.

Ha! wie wallen die unruhigen Sterblichen über diese Gräber weg! (denn vielleicht sind wenig Stellen des Erdbodens, wo nicht einmal ein Todter gelegen.) Der stolpert voll Gift im Herzen mit rachgierigen Verzerrungen seinem eingebildeten Feinde entgegen; der zerrauft sich die Haare, voll neidischen Gefühls, mit der Fackel der Zwietracht in der Hand; der geizt mit starren Blicken nach den gleißenden Schätzen, und sieht den abscheulichen Abgrund nicht, der vor seinen Füßen ist; der klettert voll ängstlichen Schweißes eine Stufe nach der andern auf einer zerbrechlichen Leiter in die Höhe, und mir ahndet schon sein Fall; der schlurft aus vollen Schalen den süßen Gift der Wohllust ein, und ich sehe schon, wie er hinwelkt in seiner Blüte? Wie ruhig lieg' ich hier an diesem beraseten Hügel! Wie viel ruhiger noch werde ich dann liegen, wenn ich noch drey Ellen tiefer schlafe.

Süßer Gedanke, der mich an meine hier zu erwartende Ruhe erinnert! Es ist wahr, wie in den Schicksalen der allermeisten, wo nicht aller Menschen;

so

so ist auch in den meinigen, mehr Gutes, als Böses gewesen. Aber doch auch mein bescheiden Theil Böses. Wie manche saure Mühe hat mein Angesicht schweißtriesend gemacht; wie manche Sorge hat mein Herz beklemmt; wie mancher Schmerz hat meine Gebeine durchdrungen; wie manche Thräne ist von meinen Wangen geflossen; wie mancher Seufzer aus meiner Brust gestiegen; wie manche halbe Nacht hab' ich ängstlich durchwacht; wie mancher Verdruß hat meine Zufriedenheit gestöhrt; wie manches Warten der Dinge mein Gemüth erschüttert; wie mancher Wurm meinen Kürbiß gestochen; wie manche fehlgeschlagene Hoffnung meinen Entwurf vereitelt? – Wenn ich nun im Grabe von allen diesen fehlgeschlagnen Hoffnungen, von alle dem Kummer, von allen den Sorgen, von allen den Schmerzen, Seufzern, Thränen nichts mehr empfinde. – Kann auch eine Herberge dem müdesten Pilgrimm in Arabiens Sandwüsten; ein sicherer Hafen dem unglücklichsten Schiffer willkommner seyn, als mir – das Grab?

Ich weiß es, daß euer Glück, ihr begüterten Erdensöhne, bey weitem einen bessern Schein hat. Eure geputzten Zimmer, eure bemahlten Tapeten, eure glänzende Kleider, eure wohl besetzte Tafeln, prächtige Gärten, witzige und muntere Gesellschaften, – wie unendlich weit stechen die hervor vor dem schauderhaften Anblick des Grabes. Ich habe auch dann und wann etwas von euern Freuden gekostet. Aber, weiser Salomo, wie wahr ist und bleibt dein Ausspruch! In die kostbarsten Palläste, in die muntersten Gesellschaften, unter die leckerhaftesten Speisen, kann sich Ekel und Verdruß einschleichen. **Es ist alles eitel.** Nur das Grab öffnet keinem Feinde der Ruhe den Zugang. Friede herrscht im Todesthale und ewige Stille im Reich der Schatten.

Weinet nicht, Lieblinge meines Herzens, wenn die goldene Kette zerreißt, die mich bisher mit euch verbunden hatte. Dreyßig mal dreyhundert Tage hat mich die Vorsehung unter euch erhalten, und nun sollte uns unsere Trennung schwer werden! Tausende können sich dieses Glücks nicht rühmen. Pflanzt Blumen auf mein Grab, – ein Bild meiner und eurer Vervollkommnung. Auf ewig werd' ich nicht Abschied nehmen. Unendlich viel mehr werdet ihr an mir, und ich an euch finden, wenn wir uns nicht in erträumten elysischen Feldern, in den Gefilden einer göttlich verheißenen glücklichen Ewigkeit, wieder sehen, wieder umarmen, wieder aufs neue mit diamantenen Banden vereinigen werden.

Was mein Grab nicht seyn soll? – Leicht zu beantwortende Frage. Nicht ein posaunendes Denkmal falscher oder erlogener Tugenden; nicht Wohnung eines Erblaßten, dem der vorübergehende Wandrer noch flucht; auch nicht Meisterstück der Kunst eines Marmorarbeiters, – nicht Metall, das der Zeit trotzt: sondern Erde, vermischt mit meinem zur Auferstehung geweiheten Staube. Ein Hügel, den der Rechtschaffene noch segnet und auf den der vorüberschlei-

schleichende Arme noch eine dankbare Thräne fallen läßt, das wünschte ich, daß das mein Grab seyn möchte!

Wie ist mir? Lagest du nicht auch hier, Ewiger in Menschengestalt? Auch blaß, wie ich seyn werde; auch kalt, – auch mit erstarrten Adern, auch ohne Empfindung. – Und ich wollte über Todtenblässe Schauder empfinden; und ich wollte nicht, wie Du, mit einem leinenen Grabtuche zufrieden seyn? Wälzt ihn immer über mich, den schweren Stein. – War jener nicht am dritten Tage, früh morgens, da die Sonne aufgieng, schon wieder abgewälzt? Drey Tage, oder Dreyhundert; drey Jahr, oder Dreytausend, für eine Ewigkeit, wenig Differenz! Der Finger, der jene Hüter wegschleuderte, wird auch meine Gebeine anrühren, und sie werden das Verwesliche, wie ein Schweißtuch, zurücklassen, unverweslich, unsterblich, unzerstöhrlich wieder auferstehen.

Tag unerklärbarer Freuden! Ohne dich mein Grab, – welch' ein Abgrund grauser Schrecken, – ein Wort, wie ein Schwert, das die Seele durchborte, eine Tiefe, fürchterlicher, als der Kerker, der je einen Sterblichen zu Tode gemartert. Ganz aufhören, zu seyn; ganz anfangen, vernichtet zu werden, welch' ein erschütternder Gedanke für ein Geschöpf mit einer Menschenseele! Umsonst, was Du gethan. – Umsonst, was Du gelitten. – Umsonst, was Du gekämpft, was Du gewünscht, was Du gehoffet hast? Alles, alles umsonst? Grab! wie würd' ich zurückbeben von deiner Schwelle, wenn ich den Gedanken denken müßte! Nur mit äußerstem Zwange würde mein sich sträubender Fuß hinabgleiten in die Tiefe. – Aber, so belebt eine andere Hoffnung meine Seele. Was schadet's, wenn ich mich in der finstersten Nacht auf mein Lager werfe. Weiß ich doch, daß ich zu einem hellern Tage wieder erwachen werde.

Zu einem helleren **Tage**? Nein, zu einer **ewigen** und über alle Maaßen wichtigen Herrlichkeit. Göttlicher Gedanke! Ich küsse dich, Erde, daß du meine Gebeine zu diesem Tage wieder hergeben sollst. Wenn da das Getümmel von tausend mal tausend Lebendiggewordenen um mich her, – und der verklärte Menschensohn, – und die strahlende Wolke dieses Richters der Welt – und die viel tausend Heiligen mit allen Cherubim und Seraphim, sich meinen Augen darstellen werden. – Gott! was für ein herrlicher Anblick! Doch, was will ich sagen? Hats auch ein Auge gesehen, ein Ohr gehört, oder ists in eines Menschen Herz kommen, was dann geschehen wird? Laß dichs nicht vorwitzig gelüsten, meine Seele, hinter den Vorhang zu schauen. Stehe vielmehr auf von diesem Lager; gehe wieder hin unter die Lebendigen, so lange es dem gefällt, der über die Zahl deiner Tage zu gebieten hat. Lerne ferner weise, klug und vorsichtig zu seyn. Hoffe, arbeite und sey wachsam. Dann warte, aber mit offenen Augen, auf den Tag, der zwar der letzte deiner hiesigen, aber auch der erste unter den glänzendsten aller deiner künftigen Tage seyn wird.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Freytag, den 18ten December 1778.

Andreäa, eine neue Pflanzengattung.

Quäcunque Vegetabilia in fructificationis partibus differunt, observatis observandis, non sunt combinanda.

Linné, Philos. Botan. §. 166.

Einer etwas genauern Bekanntschaft mit meinen Mitgeschöpfen, besonders mit einem Theil des Pflanzenreiches, den Cryptogamisten, habe ich es zu verdanken, daß einige derselben mich etwas von ihren Heimlichkeiten sehen ließen, welche sie bisher meinen Vorgängern verborgen hatten.

Ich habe deswegen die Ehre, daß den Freunden der Botanik hier eine neue Gattung aus meiner Lieblingsclasse, vorlegen kann, und hoffe, daß solche von ihnen gütigst aufgenommen werde.

Wenn ich das Glück habe, daß dieser kleine Beytrag zur Naturgeschichte den Kennern derselben nicht unangenehm seyn wird, so werde ich bald mit mehrern aufwarten.

Andreäa.

Perichätium squamosum.
  Squamä lanceolatä, carinatä, imbricatä.

Stylopodium nullum.
Calyptra conica, brevissima.
Thecaphorum longitudine Perichätii.
Coniócium oblongum, subtetragonum, quadrisulcatum.
  Apophysis turbinata.
  Valvulä quatuor, carinatä, angulares, Basi Apophysi, Apicibus Conjunctorio adnatä.
  Suturä laterales, medio sursum deorsumque versus dehiscentes.
  Conjunctorium obtusiusculum.
  Dissepimentum nullum.
  Styliscus cylindricus.
  Spora subtilissima.

Nach dem Sexualsystem unsers unvergeßlichen Lehrers von Linné, gehört diese Gattung in die vier und zwanzigste Classe, und wird daselbst in der dritten Ordnung den ersten Platz einnehmen.

Pflanzenkenner werden leicht aus den gegebenen Kennzeichen sehen können, warum ich eine neue Gattung ma-

machen müssen, und den Anfängern in der Botanik kann ich nichts weiters sagen, als daß ich kein schon bekanntes Genus finden konnte, mit dem ich dieses, ohne der Natur Gewalt anzuthun, hätte vereinigen können.

Daß ich dieser neuen Gattung den Namen Andreäa gegeben, geschah zur schuldigen Erinnerung meines verehrungswürdigen Gutthäters, dessen Beystand und Aufmunterung ich so vieles zu danken habe. Es ist dieser Menschenfreund, der hiesige Apotheker Hr. Andreä, welcher durch seine gründliche Kenntnisse in allen Theilen der Naturgeschichte, und edlen Bemühungen zur Ausbreitung nützlicher Wissenschaften, einem jeden bekannt ist.

Eine Beschreibung der unter diese Gattung gehörigen Art, ihre Synonyma, nebst Bemerkung der Heimath und mehr hieher gehöriges, werde ich ein andermal mittheilen.

Hannover. F. Ehrhart.

Avertissement.

Der vor einigen Jahren verstorbene Engländer **Philip Miller**, gewesener Gärtner der londonschen Apothekergesellschaft zu Chelsea, und Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften in London, wie auch der botanischen Akademie zu Florenz, ist nicht nur, wie der gelehrte Verfasser des Hausvaters urtheilt, **das Oberhaupt von allen Gärtnern dieses Jahrhunderts**, sondern ich getraue mir so gar, ihn **das Oberhaupt von allen Gärtnern, die je gelebt haben**, zu nennen. Sein großes **Gärtnerlexicon** ist über alles, was je über diesen Gegenstand geschrieben ist, eben so sehr erhaben, als vor zwey tausend Jahren des **Carthaginienser Mago** acht und zwanzig Bücher von der Landwirthschaft, über alle übrigen ökonomischen Schriften aller Griechen, Carthaginienser und Römer erhaben waren. Und gleichwie Columella den Mago **den Vater der Landwirthschafts-Wissenschaft** nennet, so ist es Herr Miller im höchsten Grad würdig, daß man ihn den **Vater der Gartenwissenschaft**, — den Englischen Mago — nennet. Von seinem **Gärtnerlexicon** haben zwar die deutschen Gartenfreunde eine deutsche Uebersetzung, welche der selige D. Huth im Jahre 1750 nach der 5ten Engl. Auflage in zwey Theilen in Folio heraus gab, und welche, nach der im Jahre 1768 herausgekommenen, ganz umgearbeiteten, und nach dem Linnéischen System eingerichteten, auch sehr vermehrten 8ten Engl. Auflage abermal in den Jahren 1769 bis 1776 in vier Quartbänden also herausgegeben ist, daß die neuen Zusätze jedesmal an dem gehörigen Orte eingerückt sind. Auch ist sein vortrefflicher **Gärtnercalender** nicht nur in dem, zu der ersten deutschen Ausgabe im Jahr 1758 hinzugekommenen dritten, die Zusätze der 6ten Engl. Auflage enthaltenden Theile, vom seligen D. Huth in einer deutschen Uebersetzung geliefert, sondern

dern schon im Jahre 1750 ist derselbe, nach der 8ten besondern Engl. Auflage desselben, zu Göttingen in einer deutschen Uebersetzung in Octav herausgegeben. Aber – weder zur Ehre des gelehrten Verfassers der Urschrift, noch zum völligen Nutzen der Leser. Denn beyde Uebersetzungen sind, wie ein jeder der Sache kundiger aus der Vergleichung derselben mit der Urschrift sehen wird, von Männern gemacht, welche von dem Gegenstande, mit welchem sie es wagten, sich abzugeben, keine hinreichende Kenntnisse gehabt zu haben scheinen. Daher kam es, daß sie bey aller ihrer rühmlichst bekannten anderweiten Gelehrsamkeit und bey aller ihrer Stärke in der englischen Sprache, höchst fehlerhafte Uebersezzungen lieferten; Uebersetzungen, aus denen man in vielen Fällen ganz und gar nicht, in noch mehrern Fällen aber nicht anders, als mit unbeschreiblicher Mühe errathen kann, was der Verfasser eigentlich sagen wolle; Uebersezzungen, aus denen ein im Gartenwesen noch unerfahrner, wenn er nicht einige botanische Kenntnisse hat, ohne Beyhülfe anderer Gartenbücher den Gartenbau zu lernen, sich vergebens bemühen wird; Uebersetzungen, welche solchen Lesern, für welche Miller zunächst geschrieben hat, – Gärtnern von Profession, – fast gar nicht, und aufs höchste solchen Lesern etwas zu statten kommen können, welche nebst einer bereits erlangten ziemlichen Einsicht in das Gartenwesen, auch gute Kenntnisse der Botanik haben. Da inzwischen Miller über alles, was irgend in die Gartenwissenschaft einschlägt, so vollständig, lehrreich, gelehrt, und doch zugleich so deutlich geschrieben hat, daß – aus der Urschrift wenigstens – nicht nur ein jeder im Gartenbau noch ganz unerfahrner sich mit leichter Mühe über alle Theile der Gartenwissenschaft belehren, sondern auch ein jeder im Gartenbau schon geübter seine Kenntnisse auf eine angenehme Art daraus vermehren, – ja, selbst ein geschickter Kunstgärtner neue Einsichten daraus schöpfen und allenfalls eine Reise nach England dabey ersparen kann; da auch sein Gärtnerlexicon das einzige Werk in seiner Art ist, und die in demselben gegebenen Vorschriften zur Wartung der Küchen- Obst- und Blumengärten, der Gewächshäuser, der Plantagen u. d. gl. – weil sie auf physicalischen Grundsätzen beruhen, – größtentheils auch auf das Clima von Deutschland angewandt werden können: So würde den Gartenfreunden in Deutschland, welche das englische Original nicht lesen können, eine neue brauchbare Uebersetzung desselben nicht anders, als angenehm seyn können, – besonders, wenn sie so eingerichtet würde, daß sie für einen einfältigen sowohl als für einen klugen Leser, für einen Ungelehrten sowohl als für einen Gelehrten, für einen Non-Kenner des Gartenbaues eben sowohl als für einen Kenner desselben, für Kunstgärtner sowohl als für ihre Herrschaften, für den Reichsländer und Schweizer eben sowohl, als für den Niedersachsen, – mit Einem Worte, wenn sie allgemein brauchbar wäre. Soll aber eine sol-

che Uebersetzung wirklich so allgemein brauchbar werden, so ist sie gewiß nicht Eines Mannes Werk. Denn wer wird sich rühmen können, von allen den Gegenständen, die im Miller vorkommen, so vollständige Einsichten zu haben, als doch zur Verfertigung einer allgemein brauchbaren Uebersetzung nothwendig sind? Es mag einer den Küchen- oder Obst- oder Blumengarten, oder Ackerbau auch noch so gut verstehen, und die dahinein schlagenden Artikel gut übersetzen können, darf er sich deswegen auch an die das Gewächshaus, oder die Plantagen, oder den Weinbau betreffenden Artikel wagen? Und wer etwa von diesen letztern eigene praktische Kenntnisse hat, und sie also gut übersetzen kann, wird der darum jene dem ersten Anblicke nach weniger auf sich habende Artikel, wenn er sich nicht ganz besonders auf dieselben gelegt hat, gut zu übersetzen wissen? So lange sich also nicht **einzelne** Männer, ein jeder an eine Uebersetzung des **einzelnen** Theiles der Gartenwissenschaft machen, auf welchen sie sich so gelegt haben, daß sie von demselben eigene practische, und zugleich genugsame botanische Kenntnisse haben, so lange ist und bleibt das vortrefflichste unter allen über diesen Gegenstand jemals geschriebenen Büchern, – Millers Gärtnerlexicon, – für Deutschland noch immer das, was es bisher gewesen ist, – ein verborgener Schatz, nach welchem man, wenn man die Urschrift nicht lesen kann, in den bisherigen Uebersetzungen gräbet und gräbet, ihn zu finden glaubt, und am Ende doch nur blinzende Steine statt guten Erztes ausgräbt. Eine solche von **einzelnen** Männern verfertigte Uebersetzung **einzelner** Stücke des Millerschen Werks würde zugleich den Vortheil verschaffen, daß, – da sich die bisherige neueste Uebersetzung des ganzen Werks, welche ungebunden 16 Thaler, und das englische Werk, welches in London gebunden 3 Pf. Sterl. 3 Schill. Engl. kostet, nur wenig Gartenfreunde anschaffen können, – Millers vortreffliche Anweisungen in mehrere Hände kämen, und sich dann jeder Leser nur den **einzelnen** Theil, der in sein Fach schlägt, anzuschaffen brauchte. Aus dieser Ursache gab schon im Jahre 1766 der einsichtsvolle Verfasser des Hausvaters den Rath, daß, bey einer damals zu erwartenden neuen Uebersetzung einer neuen englischen Auflage, nicht das ganze Millersche Werk wörtlich übersetzt, sondern aus demselben **abgesonderte Abhandlungen** gesammelt werden möchten, eine für den Küchen- die andere für den Obstgarten, eine dritte für die fremden Gewächse, u. s. w. Die löbliche ökonomische Gesellschaft zu Bern hat zwar auf eine solche Weise eine **vollständige Anleitung zur Pflanzung, Erziehung und Wartung der Fruchtbäume, aus Millers englischem Gärtnerlexicon. Bern 1764.** gr. 8., und eine **vollständige Anleitung zur Pflanzung und Wartung der vornehmsten Küchengewächse, aus Millers englischem Gärtnerlexicon. Bern 1766.** gr. 8. zum Druck befördert. Theils aber sind beyde aus der zuvor gedachten Huthi-

schen

schen Uebersetzung abgedruckt; theils ist die letztere Sammlung nicht vollständig genug, maaßen sie nur zwanzig Artikel enthält: theils haben beyde Sammlungen, seit dem das Millersche Werk in der letzten englischen Ausgabe ganz umgearbeitet, und um ein großes vermehrt und verbessert ist, zufälliger Weise von ihrem Werth sehr viel verloren. Eine neue und vollständige Ausgabe der Millerschen Arbeit, selbst über diese beyden Theile des Gartenbaues, würde also nichts überflüßiges seyn.

Ich wage es, den Gartenfreunden in allen den Ländern, in welchen die deutsche Sprache geredet wird, jetzt eine solche besondere Ausgabe der den **Küchengartenbau betreffenden Artikel aus Millers Gärtnerlexicon**, im Verlage des unten benannten Herrn Verlegers, anzukündigen. Die Art und Weise, wie ich diese **vollständige Anleitung zur Wartung aller in Europa bekannten Küchengarten = Gewächse, aus Millers englischem Gärtnerlexicon** einrichte, ist folgende: 1) Ich mache die Uebersetzung nach der letzten noch bey des Verfassers Leben 1768 zu London in groß Folio herausgekommenen 8ten englischen Auflage des Gardeners Dictionary, welche nun, da derselbe todt ist, nach der mir von den Verlegern gewordenen Nachricht, nicht weiter verändert, auch vorerst nicht wieder neu aufgelegt werden wird. Und weil der Verfasser in der noch bey seinem Leben 1771 zu London in groß Quart gedruckten 6ten Auflage seines Abridgements oder Auszuges aus seinem großen Werke, hie und da etwas geändert, und einige botanische Fehler, welche sich noch in die letzte Auflage des großen Werks eingeschlichen hatten, u. d. gl. verbessert hat; weil derselbe auch in der 1775 zwar erst nach seinem Tode vollendeten, laut der Vorrede aber noch von ihm selbst besorgten 16ten Auflage seines Gärtnercalenders, abermal verschiedenes verbessert hat: So trage ich solche Verbesserungen, sollten sie auch nur anscheinende Kleinigkeiten betreffen, jede an ihren Ort in die Uebersetzung ein; gleichwie der selige Verfasser, wenn er es erlebt hätte, eine 9te Auflage des großen Werks besorgen zu müssen, solches selbst auch gethan haben würde. Und auf diese Weise liefere ich den Text ungleich vollkommener, als in den bisherigen Uebersetzungen hat geschehen können; ja, in gewisser Maaße vollkommener, als er in der Urschrift selbst ist. 2) Wörtliche Uebersetzungen, in denen die Worte und Perioden der Urschrift dem Leser gleichsam zugezählt werden, sind, weil jede Sprache ihr eigenes hat, welches sich in andern Sprachen mit eben den Worten nicht gut ausdrücken läßt, meistens sehr unverständlich. Damit also meine Uebersetzung so deutlich werde, daß auch jeder unstudirter Leser den Vortrag ohne Kopfbrechen verstehen könne: so bemühe ich mich, alles so auszudrücken, wie ich es nach meiner Art zu schreiben ausgedrückt haben würde, wenn ich das Original selbst geschrieben hätte. 3) Ich liefere jeden den Küchengarten betreffenden Millerschen Artikel ganz, und lasse nichts vor-

ben, als den botanischen Charakter der Pflanzen, weil dieser allemal das ganze Genus betrifft, dessen Species der Verfasser beschreibt, ich aber nur von den in den Küchengarten gehörenden Speciebus eine Uebersetzung liefere. 4) Was ich in der Uebersetzung liefere, sind a) die den Küchengarten betreffenden allgemeinen Artikel, z. E. Küchengarten, Dünger, Erde, Mistbeet u. d. gl. Dann folgt b) alles, was in dem, in dem großen Werk befindlichen Gärtnercalender für den Küchengarten enthalten ist; welches ich aber nicht aus diesem selbst, sondern aus der viel neuern und vollständigern 16ten besondern Auflage des englischen Gärtnercalenders von 1775 übersetze. Darauf folgt c) die besondere Anleitung zur Wartung einer jeden einzelnen Gartenpflanze; und zwar so wohl aller derer, deren Wartung in den beyden Theilen meiner Küchengartenbriefe beschrieben ist, als auch einiger anderer, welche nur in englischen, gewöhnlich aber nicht in deutschen Küchen gefordert werden, und endlich noch einiger, die weder in englischen noch deutschen, sondern nur in französischen Küchen üblich sind: auf welche Weise denn diese Uebersetzung ein ganz vollständiges Küchengartenbuch seyn wird. 5) Die Pflanzen selbst werden, weil jede andere Abtheilung derselben noch größere Unbequemlichkeiten mit sich führt, nach dem deutschen Alphabet rangiret. Und weil ich in der, in der Ostermesse d. J. herausgegebenen 3ten Auflage des 1ten Theils meiner Küchengartenbriefe eine jede Gartenpflanze unter dem Namen aufgeführt zu haben glaube, der ihr allgemeinster Name ist, und die Autorität älterer nicht zu verwerfenden Schriftsteller vor sich hat, so führe ich jede Pflanze unter dem Namen auf, den sie in den Gartenbriefen hat. 6) Bey jeder Pflanze führe ich a) die deutschen Benennungen an, welche dieselbe in andern Provinzen Deutschlands und in der Schweiz hat, so weit mir solche aus den vorhandenen Gartenschriften zur Wissenschaft gekommen sind; dann auch b) aus dem Miller den eigentlichen englischen, und aus den besten französischen Gartenbüchern den eigentlichen französischen Namen einer jeden Pflanze, und vielleicht auch die eigentlichen holländischen Benennungen, wenn ich mich davon aus der holländischen Uebersezzung des Miller hinreichend werde belehren können; damit das Buch auch denen brauchbar sey, welche die Sämereyen aus England, Frankreich oder Holland zu verschreiben belieben. Alle diese Benennungen der Pflanzen werden im Register mit aufgeführt, und dadurch das Buch, so wohl für alle Gegenden, wo die deutsche Sprache geredet wird, brauchbar, als auch zum Nachschlagen in englischen, französischen und holländischen Büchern bequem gemacht. 7) Die botanischen Beschreibungen der Pflanzen, welche Miller in lateinischer Sprache entweder aus dem Linné hergesetzt, oder selbst gemacht hat, wie auch ihre botanischen Benennungen, setze ich wörtlich her, ohne sie jedoch deutsch zu übersetzen, – weil dieselben denen, die keine botanische Kenntnisse haben, in der deutschen Sprache eben so unverständlich sind, als sie es denen sind, wel-

welche zwar die lateinische Sprache, nicht aber die Botanik verstehen. Weil aber Miller dem Linné nicht durchgehends folgt, sondern oft eigene Namen giebt, so füge ich die Linnéischen Benennungen allezeit, und – wo es, um eine Pflanze, zur Vermeidung aller Zweydeutigkeit, recht kenntlich zu machen, nöthig ist, – auch wohl andere z. E. Bauhinische oder Tournefortische Benennungen an. Und dadurch denke ich, das Buch auch den Liebhabern der Botanik angenehm zu machen. 8) Miller handelt alle Gattungen einer Pflanze unter Einem Titel ab, z. E. alle Arten von Kohl unter dem Einen Titel Brassica; er setzt erst die sämmtlichen Arten einer Pflanze nach ihrer botanischen Beschreibung und Benennung, und nach ihren englischen Namen her; und handelt denn von einer jeden meistens nicht unter ihrem Namen, sondern unter der Nummer, welche sie in der Classification der Arten hat, und dann von der ersten, von der andern u. s. w. dann oft wieder von der fünften, von der zweyten u. s. w. Dies verwirret den Leser, und setzt ihn in die unangenehme Nothwendigkeit, sich immer die Zahl zu merken. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, lese ich aus jedem Abschnitte, z. E. aus dem Artikel Brassica alles zusammen, was jede einzelne Art desselben angeht, und durch den ganzen Abschnitt oft sehr durch einander zerstreuet ist, und bringe jedes unter seinen eigenen Titel zusammen, damit der Leser alles auf einmal vor Augen habe, z. E. weißen Kopfkohl, Blumenkohl, Braunkohl, Kohlrabi u. s. w. Und außerdem theile ich alles wieder in besondere §§. ab, welche jeder seine besondere Ueberschrift bekommen, damit der Leser gleich alles auffinden könne, was er eben jetzt zu wissen begehrt, 9) Verschiedene Küchenpflanzen sind, so viel ich weiß, in Deutschland unter den beym Miller vorkommenden Namen nicht bekannt, z. E. Foreign Musk Cabbage, Small Russia Cabbage, Borecole u. d. gl. Diese Namen nur den Worten nach zu übersetzen, würde den Leser nicht befriedigen. Um denn alle solche Pflanzen bestimmt kenntlich zu machen, habe ich mir die Sämereyen dazu aus England kommen lassen, um selbst zu sehen, was jede derselben entweder bey uns für eine Pflanze sey, oder, wenn es eine bey uns nicht übliche, und doch der Wartung würdige Pflanze ist, zu ihrer Einführung in Deutschland Gelegenheit zu geben. 10) Wo es nöthig ist, mache ich unter dem Text praktische Anmerkungen; unterdrücke aber, wo es irgend der abgezielten allgemeinen Brauchbarkeit des Buches ohnbeschadet geschehen darf, alle Anwandlung zum Notenmachen, weil ich theils dem Leser diesmal nicht meine eigene, sondern Millers Arbeit vorlegen will, theils das Buch gern auf so wenig Bogen, als es nur möglich ist, liefern möchte. 11) Werde ich am Ende eines jeden Abschnittes ganz kurz anführen, wo man in andern guten und brauchbaren Gartenbüchern über jede Materie nachschlagen könne. 12) Wenn ich die in dem Miller vorkommenden Gartengeräthschaften z. E. Hacke, schmale Hacke, Glasglocke u. d. gl. bey der jetzigen Unsicherheit der Schiffahrt so zeitig aus England

land bekommen werde, daß sie vor der Ausgabe des Buches in Kupfer gestochen werden können: so wird es den Lesern vermuthlich nicht unangenehm seyn, wenn sie für einige Kupfertafeln einige Groschen mehr zu bezahlen haben. 13) Werde ich den Gartenfreunden, statt einer Vorrede, einen Versuch einer Geschichte des Küchengartenbaues, von den Zeiten der alten Aegyptier her, bis auf unsere Zeiten, – wenigstens die dazu seit mehr als zwölf Jahren von mir gesammelten Materialien, vorlegen; dann auch zugleich von den mannigfaltigen in den vorigen Uebersetzungen befindlichen und dieselben unbrauchbar machenden Fehlern, welche jetzt anzuführen der Raum nicht verstattet, Exempel angeben. Und endlich 14) wird das ganze Buch recht correct abgedruckt werden, weil der Herr Verleger sich dazu verstanden hat, mir jeden einzelnen Bogen mit der Post zur letzten Correctur zusenden zu lassen.

Läßt mir Gott Leben und Gesundheit, und dieser erste Versuch findet den Beyfall des Publicums, so folgt demnächst vielleicht eine eben so eingerichtete Uebersetzung der den Blumengarten, vielleicht auch der den Obstgarten betreffenden Millerschen Artikel. Und da ich diesen ersten Versuch gern so brauchbar einrichten möchte, als es möglich ist, so würden einsichtsvolle und patriotisch gesinnete Gartenfreunde mich ihnen sehr verbindlich machen, wenn sie mir, binnen der Subscriptionszeit, über die etwanige bessere Einrichtung desselben, ihre Gedanken gefälligst – gelegentlich – mitzutheilen belieben wollten. Uebrigens ersuche ich diejenigen, welche die gegenwärtige Ausgabe durch eine gefällige Subscription zu befördern geneigen wollen, und denen ich dieses Avertissement nicht selbst zugesandt habe, sich deshalb an die nächsten Buchhandlungen ihres Orts zu wenden. Dannenberg im Fürstenthum Lüneburg, den 17ten Sept. 1778.

F. H. H. Lueder, Superint.

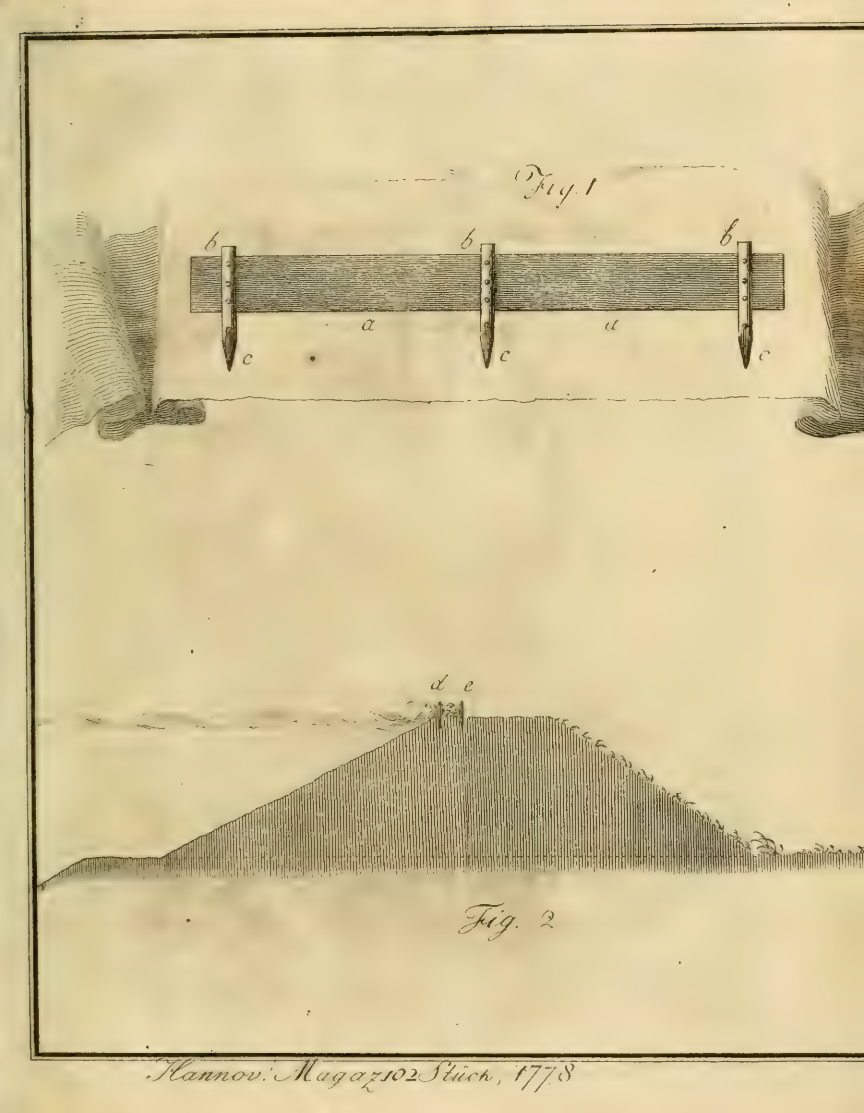
Dieser Theil wird etwa anderthalb Alphabet stark, in groß Octav mit gutem Papier und Druck erscheinen. Die Herren Subscribenten erhalten das Alphabet für 2 Mark Lübsch, oder 18 ggr. in Louis d'or. Für ein Exemplar auf Schreibpapier wird pro Alphabet $\frac{1}{3}$ mehr bezahlt, es werden aber nicht mehr gedruckt als bestellt werden. Die Exemplare werden resp. bis Hamburg, Lüneburg, Braunschweig, Frankfurt am Mayn oder Nürnberg, Leipzig und Stralsund, franco geliefert. Wer für 12 Exemplar sammelt, erhält das 13te frey. Die Subscription nimmt von jetzt ihren Anfang, und wird gegen Ostern 1779 geschlossen, weil um Fastnacht der Anfang des Drucks gemacht wird.

Um die Postfreye Einsendung der Namen aller Subscribenten, welche dem Buche werden vorgedruckt werden, gegen Ostern, so wie überhaupt um die gütige Aufnahme und Beförderung dieser Unternehmung bittet der Verleger

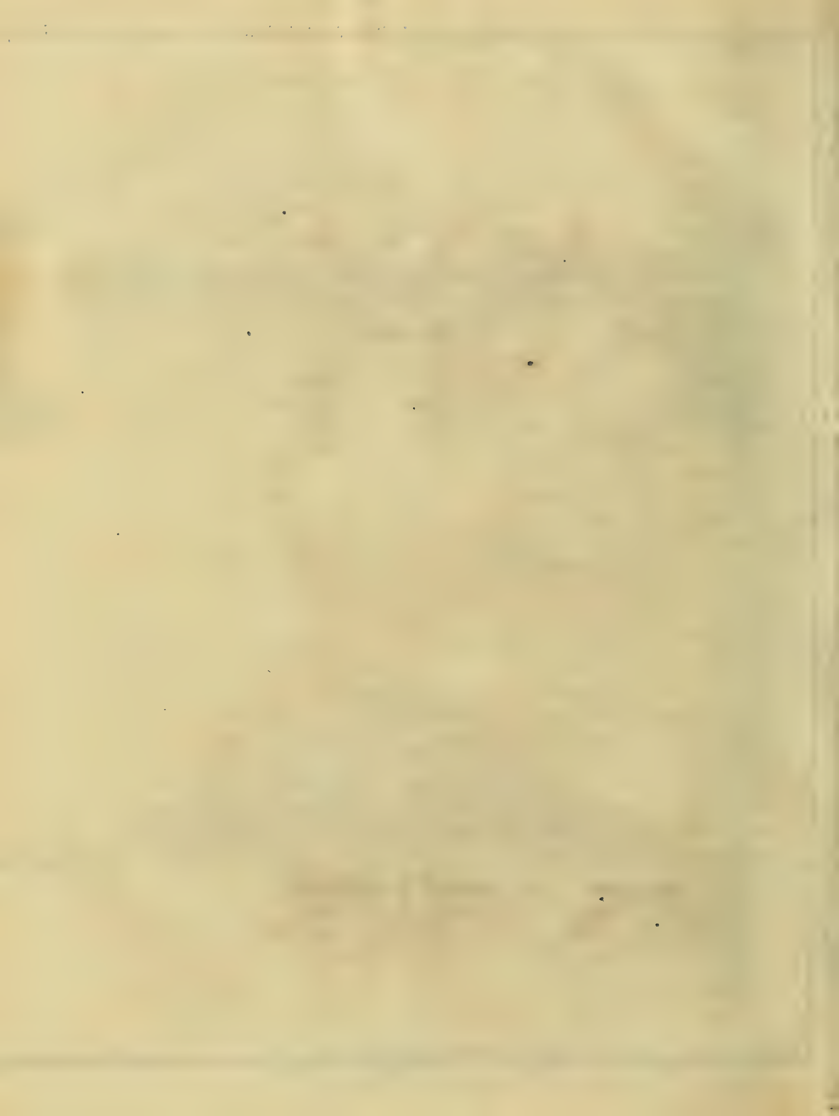
Lübeck, den 2ten Oct. 1778.

Christian Gottfried Donatius,
Buchhändler.

In Hannover wird im Intelligenzcomtoir Subscription angenommen.



Hannov: Magaz. 102 Stück, 1778



Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Montag, den 21ten December 1778.

Von Eisdämmen, oder Eisstopfungen.

(Hierbey ein Kupferstich.)

Da Eisdämme und Eisstopfungen so oft auf unsern bedeichten Strömen und Flüssen vorfallen, so mannigfaltiges Unheil in unsern Marschländern anrichten, so viele Noth und Elend für die Landeseinwohner nach sich führen, und nicht selten uns mit dem schrecklichsten Unglück drohen; so wäre zu wünschen, daß man sich mit Eifer und Aufmerksamkeit äußerst angelegen seyn ließe, die Ursachen zu untersuchen, wodurch solche Eisstopfungen entstehen, und welche Mittel vorhanden seyn möchten, ihnen vorzukommen und sie zu vernichten. Man findet zwar wohl hin und wieder einige Beobachtungen und Anmerkungen darüber von vorigen Zeiten, doch lange nicht so genau und ausführlich, als es eine so wichtige Angelegenheit in allem Betrachte verdienet, noch von der Art, daß man den erwünschten Nutzen daraus ziehen, und den verlangten Gebrauch davon machen könnte.

Eis, wird nach den Lehren der Naturkündiger genannt, wenn so viele Feuertheile aus den Zwischenräumen des Wassers entwischen, daß die eigentlichen Wassertheile sich unmittelbar berühren können, zusammenhängen, und also aus dem flüßigen Körper des Wassers, ein fester wird. Weil auch die durch das Wasser eingezogene Luft, gleichfalls durch die Kälte in engern Raum zusammen getrieben wird, so ist sie im Stande, hin und wieder aus den Zwischenräumen des Wassers zu entgehen; unzählig viel solcher Ueberläufer begegnen sich unter einander, diese vereinigen sich und formiren Blasen, diese steigen in die Höhe, und indem sie aufsteigen, setzt sich das Wasser zusammen, und diese Blasen frieren ein. Daher ist das Eis voller großer und kleiner Blasen. Noch mehr, die Luft wurde zwischen dem Wasser von der anziehenden Kraft der Wassertheilchen, welche ungemein groß ist, heftig zusammen gedrückt; da nun die Luft aus ihrem Gefängniß entgangen, so breitet sie sich mit großer Heftigkeit

aus, und verursacht, daß das gefrorne Wasser einen größern Raum einnimmt, als das flüßige.

Ein **Eisdamm** besteht in einer außerordentlich großen Versammlung von Eisschollen, welche, nachdem sie sich in- auf- und unter einander geschoben, bis zu einer mit den Deichen gleichen, ja noch ungleich größern Höhe, unbeweglich in sich selbst, an den Ufern, und auf dem Grunde und Boden der Flüsse fest gesetzt, alsdann in der ganzen Breite des Flusses, sich von einem Ufer zum andern erstreckt, oftmals in einer Länge von mehr denn einigen tausend Ruthen, ja zuweilen von 2 bis 3 Stunden Weges. Nicht selten bringt die Natur sogar zu Einer Zeit, auf einem und demselben Flusse mehrere dergleichen Eisdämme zu Stande, da dann dieserwegen die Noth um so viel allgemeiner wird. Dies war z. E. der unglückliche Fall, noch vor wenigen Wintern, an unserer Oberelbe.

Von **Eisbahnen** ist hier also nicht die Rede. Diese sind nicht bloß ein Werk der Natur, sondern auch der Kunst, und werden von derselben an solchen Orten angelegt, wo die Fahrt über einen Fluß, mit der Fähre, oder Fährde, im Winter durch das Eis unterbrochen wird. Wie wenig aber auch diese den Ufern, und daran befindlichen Wasserwerken gleichgültig seyn können, davon schreibt der Herr Ober-Consistorial- und Oberbaurath Silberschlag in dem 107ten Stücke der Leipziger Oekonomischen Nachrichten vom J. 1757 unter andern folgendes: „Sobald der Fluß sich zugesetzt, werden in dem Eise hin und „wieder Löcher aufgehauen, Stroh „darüber und dazwischen gelegt, und „das Wasser über eine solche Bahn „hingegossen; dieses frieret an, und „es entsteht gar bald eine Eisbrücke, „und zwar von der Stärke, daß auch „die größten Lastwagen sich derselben „anvertrauen können. Aber ach! was „für große Gefahr wächst daher den „Brücken und andern Wasserwerken „zu! Wenn alles wieder aufgethauet „ist, so bricht auch endlich die Eisbahn auf. Schollen von mehr als „Ellendicke schießen mit der Geschwindigkeit des Stromes auf die Brükkenpfeiler der nächsten Brücke los, „werfen die oft recht armseligen Eisbrecher über den Haufen, und verursachen in einer Stunde an Brücken, „Ufern, Mühlen und Fahrzeugen, einen so großen Schaden, der den Gewinn, welchen der Fährpächter an „seiner Eisbahn gehabt, hundertmal „übersteigt. Billig sollte daher Niemand berechtigt seyn, eine Eisbahn „zu gießen, bevor er dargethan, daß „er im Stande sey, seiner Hände Werke wieder dergestalt in Nichts zu verwandeln, daß es keinen Stromnachbar beschädigen könne.„

Unmittelbare Folgen der **Eisdämme** sind, daß das Wasser hinter denselben, wo nicht gänzlich, doch größtentheils aufstauet, oder wieder zurücktritt, indem demselben der Durchzug unter dem Eise schwer gemacht, oder auch wohl ganz und gar benommen wird,

wird, und daß folglich der Fluß daselbst, und weiter Stromwärts hinauf, durch das immittelst beständig von oben herunter kommende Wasser, plötzlich aufschwellt, und zwar oft in der Maaße, daß sich das Wasser über die gewöhnliche Höhe der Deiche weit hinweg stürzt, und alsdann dieselben dadurch, oder auch durch den so viel mächtiger gewordenen Seitendruck, bis zu den ansehnlichsten Tiefen durchbricht, da denn sofort darauf die eine Verwüstung der andern folgt.

Deiche dagegen auf beständig so viel höher und stärker anlegen und unterhalten zu wollen, wäre ein gar zu trauriges, zu kostbares, und dennoch ohnmächtiges, ja unthunliches Mittel, wie jeder der mit Deich und Dämmen auch nur einigermaaßen bekannt ist, oder darüber nachdenken will, mir leicht einräumen wird. Und wer weiß die endliche Höhe anzugeben, zu welcher ein Fluß, in solchen Umständen, oft gar plötzlich anzulaufen vermag? So lief z. E. die Elbe im Winter 1777 bey einer Eisstopfung vor dem Dorfe **Dreyhausen**, Amts Winsen an der Luhe, in Zeit von drey Viertel Stunden fünf Fuß auf, und zu **Strachau**, Amts Hitzacker, in fünf Minuten sogar zwey Fuß; unterhalb dieser so gefährlichen Eisstopfung aber, blieb dabey das Wasser ruhig in seinen gewöhnlichen Ufern.

Die vornehmsten Ursachen der Eisstopfungen oder Eisdämme müssen in den vielen Krümmen und Biegungen der Ströme und Flüsse; in den verschiedenen in der Bahn derselben befindlichen ein- und ausspringenden Winkeln, die oft sowohl ein Werk der Kunst als Natur sind; in den vielen Sandbänken und Untiefen, Inseln, Werdern und Vorländern; in zu nahen und zu vielen Bedeichungen, oder hohen und engen bergigten Ufern; in der plötzlichen Erweiterung sowohl als Beengung des Stromes überhaupt; und kurz in aller Unregelmäßigkeit des Bettes, und der Bahn derselben gesucht werden. Hiedurch setzen sich die treibenden Eisschollen in ganzen Feldern fest, und versammeln sich an- und auf einander, bis daß sie die ganze Breite des Flusses einnehmen.

Die Art und Weise wie Eisstopfungen entstehen, ist also allenthalben folgende: Beym Frostwetter frieren auch endlich die Flüsse. Weil aber die ganze Oberfläche derselben nicht auf einmal zufrieren kann, oder wenn sich das Eis auch angesetzt, dennoch durch die beständige Bewegung des Wassers, und Wirkung des Windes auf demselben, wieder losgeht und zerbrochen wird, so erfolgt darauf bald eine Menge von Eisstücken, die man Eisschollen nennt. Einige derselben, und zwar gemeiniglich die leichtesten, treiben langsam längs den Ufern, und bleiben hin und wieder in den Biegungen und Winkeln derselben fest sitzen. Doch der größte Theil, und gemeiniglich die schweresten, folgen dem Striche des schnell laufenden Stroms, d. i. sie treiben größtentheils in der Mitte des Flusses, außer wenn der Strom auf

die Winkel und Biegungen der Ufer anläuft, da sie denn davor aufgetrieben werden und sich festsetzen. Wenn sich nun der Fluß in der Gegend plötzlich erweitert, und also der Strom a) in demselben geschwächt wird, verliert das Eis, welches nach dem Versuche des Mariotte ohnehin nur um $\frac{1}{112}$ Theil, leichter wie das Wasser ist, das Vermögen zu schwimmen, wird daselbst aufgehalten und versammelt. Die schwereren Eisschollen, oder diejenigen welche geschwinder gehen, erreichen jene wieder, und treiben an und auf einander. Dies geschieht um so leichter, da sich die mehrste Zeit in den weiten Plätzen der Flüsse, Untiefen, Sandbänke, Werder und Inseln finden, wogegen sie anstoßen, sich festsezzen und aufhäufen. Bleibt es beym Frieren, so wird die Menge der Eisschollen noch weiter vermehrt, sie werden größer und dicker; die Fluth treibt bey heftigen Winden nicht allein oft eine Menge derselben wieder zurück und stromwärts hinauf, sondern der Fluß wird auch dadurch zugleich gestauet, oder zu einer gewissen verderblichen Ruhe gebracht, und endlich wird derselbe davon so sehr angefüllt, daß in demselben fürs Treiben der Eisschollen weiter gar kein Raum mehr übrig bleibt. Indem nun die Zusammenrückung und Sinkung der Eisschollen vor sich geht, erreichen sie endlich den Grund, und setzen sich auf demselben fest: zuerst an den Ufern, Vorländern, Werdern, Sandbänken und Untiefen, hernach auch tiefer in den Strom, und zwar bis zur größten Tiefe des Flusses, als woselbst der stärkste Eisgang ist, bis endlich sowohl die ganze Tiefe als Breite desselben damit besetzt ist. Gemeiniglich eräuget sich dies, wie schon gesagt, in derjenigen Gegend des Flusses, wo derselbe von einer ansehnlichen Breite auf einmal enge wird, indem die Breite keinen hinreichenden Andrang vom Strome, nicht Geschwindigkeit oder Kraft genug hat, um das aufgethürmte Eis weiter fortzubringen, oder unter dasselbe durchzudringen. Wenn nun in der Maaße der Fluß mit Eis angefüllt ist, geschieht es zwar wohl, daß durch die Ungleichheit und mehrere Kraft des Stroms, oder durch Sturm und Wind, sich hin und wieder eine Oeffnung zeigt, wodurch ein Theil des Wassers Luft bekömmt: aber es wird das Eis aus solchen Oeffnungen, auf das übrige zunächst belegene getrieben und geschoben, wodurch dieses nur noch dicker und schwerer gemacht wird, und diese Aufthürmung der Eisschollen zeugt gemeiniglich die fürchterlichsten Eisberge, die dann weiter gar nicht versetzt werden können; die übrigen

a) Um allem Mißverstande zwischen den Wörtern Fluß und Strom vorzubeugen, erinnere ich hier, so wie schon bey andern Gelegenheiten geschehen, daß ich mit Herrn Silberschlag u. a. m. unter letzterem Worte bloß die fortrinnende Bewegung des Wassers verstehe, als welche auch in Seen und Meeren Statt findet; unter ersterm Worte aber, den ganzen Canal mit Wasser und Ufern. Man wird gar leicht unverständlich, wenn man eine solche Bedeutung nicht annimmt.

gen Oeffnungen aber werden gar bald wieder verstopft, es sey nun daß sie selbst befrieren, oder durch neu hinzu gekommenes Eis wieder besetzt werden.

Zuweilen trägt es sich zu, daß ein solcher Eisdamm anfänglich, wenn derselbe noch nicht sehr groß ist, noch sehr fest sitzt, durch die vermehrte Kraft des Stromes fließend wird, und gänzlich als ein einzelner Körper wegtreibt, bis daß er in einer engern Gegend sich um so fester wieder niederläßt. Alsdann ist gemeiniglich die größte Gefahr vor Deichbrüchen und Ueberströmungen, weil der Eisdamm, wenn er sich auf die Art bewegt, die größte Gewalt gegen die Ufer und Deiche ausüben kann, und weil das Wasser, im Fall er sich wieder niederläßt, mehrere Gelegenheit hat, um entweder zur Seite, oder unter, oder durch denselben, sich plötzlich einen Weg zu bahnen.

Jeden Augenblick wird nunmehr der fürchterliche Eisdamm größer. Die antreibenden Eisschollen thürmen sich wie Berge, sowohl gegen die Ufer und Deiche, als gegen den Eisdamm hinauf, und werden vermittelst des gemeiniglich dazwischen befindlichen Schnees, auch fortdaurenden Frostes, des Stromes und Windes, in denselben gleichsam eingemauret, so daß sich derselbe, sowohl in der Länge, Höhe als Breite, außerordentlich vergrößert, und oft kaum anzugeben steht, wo sich ein solcher Eisdamm endige. Diese Vergrößerung wird um so gefährlicher, wenn es in den öberen Stromgegenden bereits Thauwetter ist, mitlerweile daß es in den näher bey der See belegenen niedrigern Gegenden annoch zu frieren fortfährt. Alsdann kommt plötzlich das sogenannte **Wachswasser** b) in einer außerordentlichen Menge, mit einer erschrecklichen Geschwindigkeit, und mit vielen und schweren Eisschollen gegen den Eisdamm zu stürzen, und drohet alles zu verwüsten. Der in dem Flusse erzeugte Eisdamm bleibt inzwischen ruhig sitzen, bis daß sich endlich das Thauwetter auch in den Stromwärts niedriger belegenen Gegenden einstellt, und der Fluß unterwärts Raum bekömmt. Dann weicht und quellt er nach und nach durch, vermittelst der Kraft des abfließenden Wassers, der Winde und Fluthen, und bricht darauf in großen Stücken durch, wovon nunmehr wieder jedes besonders fließt. Oft aber entstehen hieraus nur neue Aufthürmungen der Eisschollen, die in ungeheurer Größe und Menge herunter treiben, von einer Seite zur andern, und die Deiche bey dem hoch angeschwollenen Flusse, durch ihren gewaltsamen und alles erschütternden Anfall, und durch ihre heftige Reibung mit der äußersten Gefahr drohen. Alles was sie in, und zunächst der Strom-

 bahn

b) Holl. Opperwater, Bovenwater, ist dasjenige Flußwasser, welches von den öbern Gegenden, der See in einer außerordentlichen Menge zufließt, wodurch die Flüsse oft plötzlich anlaufen. So wie im Gegentheil Fluthwasser dasjenige ist, welches sowohl bey gewöhnlichen als Sturmfluthen, aus der See gegen den gewöhnlichen Strom hinauf fließt, und ihn also auch dadurch anschwellt.

bahn antreffen, Untiefen, Sandbänke, hervortretende Winkel der Ufer; alle Arten von Wasserwerken, werden mitlerweile aufs gewaltsamste angegriffen, verändert, verwüstet, vernichtet, und wohl gar aus der Tiefe mit hinweggeführt.

Dies ist nun ein gar schwaches und unvollkommenes Bild von einem gar schrecklichen und mächtigen Auftritte der Natur. Es läßt sich jedoch aus allem diesem gar wohl abnehmen, daß so gefährlichen Eisdämmen nach Möglichkeit in Zeiten zuvorzukommen, sie abzuwehren, und wenn sie sich bereits gesetzt haben, sie zu vernichten, für jede Stromgegend ein Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit sey. Ein gewisser Holländer schreibt jedoch noch neulich hierüber, leider wahr genug, daß bis hieher aller Menschen Vernunft, Kraft und Versuch hiezu nur eitel sey, so daß dabey nichts weiter übrig zu bleiben schiene, als bloß zu leiden, zu hoffen, und zu beten.

Ein Eisdamm vergeht von Natur wieder, so wie er von eben derselben entsteht, nemlich durch den Anwachs des Wassers, und durch die Geschwindigkeit oder Stärke des Stroms, welcher den Eisdamm nach und nach hebt, durchquellet, zerreißt, und die Trennung desselben in kleinen Theilen verursacht; wozu denn das Thauwetter um so mehr beyträgt, je mehr Schnee zwischen den Eisschollen in dem Eisdamm gewesen. Nimmt die Durchquellung oder Durchseigung des Wassers nur ein wenig zu, so ist schon Hoffnung zu einer gänzlichen Vernichtung des Eisdammes, denn die Durchseigung vermehrt sich darauf sichtbarlich, vertreibt das sich zuerst festgesetzte Eis, und macht das übrige fließend, wodurch dann endlich ganze in einander gefügte Körper von Eisschollen, plötzlich aus einander ziehen und wegtreiben. Sitzt ein Eisdamm stromwärts so hoch hinauf, daß die Fluth unterwärts nicht daran reichen kann, so vermag die Auflösung desselben nur bloß von oben, durch den Andrang des Stromes und Anlauf des Wachswassers zu erfolgen. Sitzt aber der Eisdamm stromwärts so weit hinunter, daß ihn die Fluth erreichen kann, welches jedoch weit seltener ist, so ist ungleich weniger dabey zu befürchten, und sichere Hoffnung vorhanden, daß die erste Sturmfluth die Eisstopfung, es sey nun auf einmal, oder nach und nach, hebet, zertrennet, und wieder fließend macht, wozu denn auch das Wasser, das hinter der Eisstopfung angeschwollen war, mächtig hilft, und solchergestalt mit vereinigten Kräften, aufs erwünschteste und sicherste dasjenige zu Stande bringt, was dem menschlichen Verstande viel zu hoch, und für dessen Kräfte viel zu schwer war. Glücklich in der That, daß die allmächtige Vorsorge uns solchergestalt oft auf eine besondere, ja wundervolle Art, selbst durch Sturm, Strom und Fluthen, aus der dringendsten Gefahr errettet, mitlerweile der menschliche Verstand auch hiebey seine Grenze findet. Nichts desto weniger ist es Pflicht und rühmlich, daß auch der Mensch auf ein dazu vermögendes

Mittel ernstlich und eifrig bedacht bleibt. Nicht selten hat man durch anhaltendes Suchen Dinge gefunden, die lange zuvor unmöglich schienen. Noch täglich sehen wir den menschlichen Verstand Grenzen übersteigen, die ihm die Natur vorgeschrieben zu haben schien. Und wer vermag seine wahre Grenzen anzugeben?

Verschiedene Mittel hat man auch bereits seit einiger Zeit an die Hand gegeben, und zum Theil wirklich in Ausübung gebracht, nicht so sehr um Eisdämme, wenn sie bereits da sind, nach Möglichkeit zu vernichten, sondern vielmehr die zuerst angeführten Ursachen und Folgen derselben, so viel nur möglich, billig in der ganzen Strombahn, allenthalben aus dem Wege zu räumen und erträglich zu machen. Da diese Mittel aber noch lange nicht zureichen, so dürfte man wahrscheinlich, den jährlich so offenbar drohenden Gefahren sicherer dadurch ausweichen, wenn man längst den in diesem Betrachte jährlich am gefährlichsten liegenden Gegenden, hin und wieder sogenannte **Overlaate**, d. i. besonders bedeichte Ueberfälle, Ueberläufe oder Ableitungen anlegte, die aus dem oberwärts den Eisdämmen aufs äußerste angeschwollenen Flusse, das drohende Wasser gleichsam abzapfen, und unterwärts den Eisdämmen, der durch Fluth und hinreichende Breite dort frey und offen genug bleibenden Strombahn, wieder zuführen, in sofern es nemlich die Lagen der Gegenden irgend zulassen können c). Nur Schade, daß solche so kostbar, und außerdem in so mancherley Betracht unvollkommen, ja selten möglich bleiben. Gleichwohl habe ich dergleichen **Overlaate** längst den Flüssen, bey meinem Aufenthalte in Holland, verschiedene wirklich gefunden, aber ich muß auch gestehen, größtentheils von gar unvollkommenem Nutzen.

Cornelius Velsen d) verdient auch hierüber in mehrerm nachgelesen zu werden, als aus dessen 3ten Hauptstück S. 177. ich noch folgende drey Wahrnehmungen hersetzen will: Erstlich, daß wenn Wasser und Eis nur in dem nächst belegenen untern Theil der Strombahn gehörigen Raum findet, alsdann oberwärts nicht leicht Eisdämme zu befürchten sind. Zweytens, desgleichen da von Eisdämmen wenig oder vielmehr gar nichts zu befürchten sey, wo die gewöhnliche Fluth beynahe eben so mächtig als die Ebbe ist; oder in einer Stromgegend die so gar weit nach der See hinunter liegt, daß in derselben das salzigte Meerwasser hinauf treten kann, denn daselbst wird in Flüssen das Eis viel leichter zerbrechlich, wenn es Widerstand findet e): der

c) — Angustiæ, ad quas fere semper obstructiones contingunt: *solum remedium* ibi consisteret in angustiis amplificandis, aut ut *aquæ a parte superioris fluminis, supra aggerem depressiorem aliorsum derivarentur*: id quomodo in aliquibus fluminibus per nostram patriam fluentibus, construendum foret, docuit vir incompar. *s'Gravesandius*. Vid. *Petrus van Bleyswyck* Dissertatio: Specimen physico-mathematicum inaugurale de Aggeribus. Lugd. B. 1745. 4. Imgleichen Resolutie van de Heeren Staeten van Holland, vom 12ten Jul. 1730.

d) Siehe desselben *Rivierkundige Verhandeling*, afgeleid uit Waterwigt en Waterbeweegkundige Grondbeginse'en, en toepasselyk gemaakt op den Rhyn, de Maas, de Waal, de Merwede en de Leck Harlingen, mit Kupf. 1768. 8. 2te Edit.

e) Gleichwohl mag freylich das Eis in den Weltmeeren, zumal bey beyden Polen, mächtig und schrecklich genug seyn. Unter 80½ Grad am Nordpole, als so weit man bis jetzt gekommen, war das Eis 24 Fuß 10 Zoll dick, und 2 Fuß 3 Zoll über dem Wasser erhoben. Siehe A Voyage towards the Northpole, undertaken by his Majesty's Command 1773 By Capt. Const. Joh. Phipps. Am Südpole, dem sich der berühmte englische Capitain Cook gleichfalls vor einigen Jahren, auf Befehl Sr. Großbritannischen Majestät, bis auf 71 Grad 10 Minuten, d. i. weiter als je ein bekannt gewordener Mensch, genähert hat, mag es in dem Betrachte noch weit schrecklicher aussehen. Schon unter 49 Grad 45 Minu-

der auf dem Wasser ungleich mächtiger werdenden Winde, dortiger Gegend, nicht einmal zu gedenken.

Drittens, daß wenn sich Eisdämme wirklich gesetzt haben, alsdann natürlicher Weise der obere nicht eher Platz machen kann, so lange der unterste noch sitzt; und daß daher in unsern Gegenden, zur Befreyung von Eisdämmen kein besser Mittel ist, als heftige Nordwesten Winde, die das Wasser von unten den Fluß hinauf führen, die Eisdämme erschüttern, und durch die mächtige Bewegung des Wassers und Windes dieselben zersprengen, zerreißen und zerstücken.

Außer erst gedachter freylich so viel nur möglich zu machenden Wegräumung der Ursachen des Uebels selbst, und den vorbeschriebenen **Overlaaten**, hat man noch ein drittes Mittel wider Eisdämme und Eisstopfungen, vermittelst sogenannter Aufkistungen, wodurch die Kappe nothleidender Deiche plötzlich um einige Fuß erhöhet werden kann. Es ist zwar auch dies Mittel, so wie dasjenige, welches in Ueberfällen besteht, nur freylich bloß ein Palliativ-Mittel, gleichwohl ungleich thunlicher, sicherer und wohlfeiler. Es wird daher auch in den Holländischen Provinzen zur Zeit der Noth wirklich zur Hand genommen, und zwar auf folgende Art: Man nimmt Dielen oder Bretter, von Tannen- oder anderm Holze, Fig. I. 18 Fuß lang, 2 Fuß breit, und 2 Zoll dick. Diese werden an der einen Seite a der Länge nach zugeschärft, und 2 oder 3 Pfähle b, die 4 Fuß lang und verhältnißmäßig dick sind, tüchtig daran befestiget. Unten werden diese Pfähle mit kleinen, aber scharfen eisernen Schuhen oder Spitzen c versehen. Solche Bretter nennt man in Holland gemeiniglich Pinnplanken. Jeder Deichhalter gefährlicher, den Eisstopfungen besonders ausgesetzter Stromgegenden, ist daselbst verpflichtet, beständig doppelt so viele Bretter zu haben, als überhaupt die Länge seiner Deiche beträgt, und damit hieran zur Zeit der Noth niemals Mangel sey, ist er bey jeder Deichschaue solche am Deiche vorzuzeigen schuldig. Fehlt es zu irgend einer Zeit daran, wird er dafür unabittlich bestrafet. Die Pinnplanken werden zur bestmöglichsten Erhaltung mit Theer oder Oelfarbe bestrichen, und um sie nach der so nöthigen Ordnung, zur Zeit der Noth, ohne allen Aufenthalt brauchen zu können, wird auf jedem Stücke die Ziffer gemahlt, nach welcher es Stromwärts der Reihe hinunter folget.

Tritt nun das Wasser bey Eisdämmen und Eisstopfungen plötzlich bis zu einer bedenklichen Höhe, so wird nach dem Profile eines in der Maaße nothleidenden Deiches Fig. 2. in möglichster Eile, unmittelbar an der äußern Kante der Deichkappe, ein 2 Fuß hoher Damm, nach den Umständen 2 oder mehrere Fuß breit, folgendergestalt vorgerichtet: Zuerst schlägt man mit Handrammen und Schlägeln die äußerste Reihe der Bretter d, und sofort auch die landwärts befindliche Reihe e hinein. Indem dies geschieht, werfen und stampfen andere zugleich Mist, Erde, Stroh, Busch, u. d. gl. m. je nachdem solche Materialien nur in Eile zu haben, zwischen diesen Brettern, und verhöhen dadurch plötzlich den Deich wenigstens um 2 Fuß. Damit der nothleidende Deich der Länge nach gedeckt werde, läßt man die Enden der Pinplanken, zu beyden Seiten jedesmal um ein Paar Zoll vor einander vorbey treten. Solchergestalt habe ich unter andern in Holland bey Ameiden am **Leck**, im Winter 1770 eine ganze unabsehliche Deichgegend, mit vielen Städten und Dörfern, vor der offenbarsten Wassersnoth glücklich gedeckt gesehen.

Der Schluß folgt künftig.

Minuten, traf man daselbst Eismassen an, die Herrn **Forsters** Schätzung nach, ohngefähr 2000 Fuß lang, 400 breit, 200 hoch, und wahrscheinlich 1800 unter dem Wasser waren. Siehe A Voyage round the World, in his Britannic Majesty's Sloop, Resolution, commanded by Capt J. Cook, during the years 1772, 73, 74 and 1775. by G. Forster, in two Volumes. London 4. I. Band 1777.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Freytag, den 25ten December 1778.

Schluß der Abhandlung von Eisdämmen, oder Eisstopfungen.

Man wende mir hierbey nicht ein, daß ein nur ein Paar Fuß hoher und eben so breiter Damm, unmöglich so gar viel vermögen könne. Wer mit Deichen und Dämmen bekannt ist, weiß es, daß zur Zeit der Noth eine solche vermehrte Höhe, füglich alles entscheiden kann, denn gemeiniglich kömmt es alsdann nur noch auf wenige Augenblicke an, ob bey dem bereits zu einer so außerordentlichen Höhe angeschwollenen Flusse, der Deich, oder der Eisdamm springen müsse. Dies habe ich noch am Ende des letzten Winters zu Artlenburg, Amts Lauenburg, erlebt. Ja ich war, allen übrigen Umständen und bisherigen Erfahrungen nach, so gewiß hievon überzeugt, daß ich zuletzt, da der Deich wenig oder gar nicht gefroren war, die Landseite desselben selbst angreifen ließ, um nur noch eine weitere Verhöhung plötzlich zu Stande zu bringen, indem das Wasser bereits anfieng, oben auf den Deich zu treten. Um Mitternacht sprang mit großem Geräusche der fürchterliche Eisdamm, und plötzlich hatten wir beynahe nur Sommerwasser wieder vor dem Deiche.

Mit dem sogenannten **Sandpfade**, welches auf vielen holländischen Deichen, an der Landseite der Kappe, gemeiniglich 2 Fuß hoch, unten 5 bis 6 Fuß, oben aber nur 2 bis 3 Fuß breit, vorgerichtet wird, erreicht man obige Absicht nur selten, wenn auch gleich diese Aufhöhung aus noch so guter Kleyerde besteht. Gemeiniglich ist von einem solchen Pfade, zur Zeit der Noth, wenig oder gar nichts vorhanden. Es verfällt von selbst, wird abgetreten, abgefahren, oder auch gar vorher schon zu Ausbesserungen der Deiche nach und nach verbraucht. Viel sicherer ist es dafür, den ganzen Deich selbst um so viel höher zu machen, und damit gleichwohl auch dabey die gesuchte Ersparung erreicht werde, die Kappe des Deiches in der vermehrten Höhe von der Seite des Landes, nach der Seite des Stromes etwas schräge ablaufen zu lassen. Alsdann aber müßte auch vorbeschriebene Aufkistung, mehr nach der Land- als Stromseite der Kappe geschehen, obgleich sol-

che sonst an der letztern Seite vorzurichten, aus der Ursache vorzüglicher, weil man dahinter im Trocknen die Aufkistung nöthigenfalls, auf eine kurze Zeit, noch weiter verhöhen und verstärken kann.

Ein viertes Mittel würde vielleicht seyn, wenn man einer wichtigen Stromgegend, die von Eisdämmen oder Eisstopfungen ihrer gefährlichen Lage nach, oftmals heimgesucht wird, oberhalb einen benachbarten kleinern oder sogenannten Binnenfluß, der mit wildem Moorwasser angefüllt ist, auf eine oder die andere Art zuleiten könnte, wenn auch gleich dabey die bisherige Mündung eines solchen Flusses mit ansehnlichen Kosten, zu dieser Absicht weiter stromwärts hinunter verlegt werden sollte: ich setze jedoch billig dabey zum voraus, daß alle übrige Umstände solches zugleich anrathen und verstatten können. Die Erfahrung selbst lehrt es, daß nicht allein ein solcher Binnenfluß gar selten, auch nur auf der Oberfläche gänzlich stark zufrieret, sondern daß derselbe auch noch fast jedesmal auf eine unabsehliche Entfernung, selbst in derjenigen Strombahn in welche er sich ergießt, diese wenigstens auf dem Grunde vom Eise frey und offen erhält. Dergleichen kleinere Flüsse sind in unserer Nähe die Aue, **Seeve**, **Bille** und **Alster**. Nur Schade, daß dergleichen Gelegenheiten selten sind, und daß sie auch gegentheils den wichtigen Nachtheil bewirken, daß indem sie in der Gegend den Hauptstrom auf dem Grunde, wider gänzliche Eisstopfungen offen erhalten, auch gemeiniglich dadurch einen sehr mächtigen Anlaß zu den verderblichsten Abbrüchen nahe vor den Deichen und Ufern geben.

Wollte man mir hier die Einwendung machen, daß z. E. durch die Stadt Gorcum in Südholland, die **Linge** in die **Merwede** fließt, und gleichwohl gleich unterhalb dieser Stadt, selbst an der Uferseite derselben, nichts wie Sandbänke, Inseln und Werder in der Bahn der Merwede, ja nur etwa 250 Ruthen unterhalb Gorcum, der 1050 Ruthen lange, bis hinters Dorf **Hardinxvelt** gehende Overlaats-Deich, befindlich sey; so muß ich freylich gestehen, daß hier wirklich ein außerordentlicher Umstand vorhanden. Die vielen gegen Hardinxvelt über, in der ganz Holland zum Zittern gebrachten sogenannten Elisabethsfluth vom Jahr 1421, seitwärts am linken Ufer, beynahe unzählbar durchgerissenen Kanäle a), wodurch die Merwede sich ihren Weg bis zur See, noch auf den heutigen Tag, um nichts geringers denn $\frac{1}{3}$ verkürzt, und acht mal so vielen Fall erlangt hat, kann aber auch wahrlich hier, eine ganz besondere Ausnahme machen, wie ich in meinem **Schreiben aus Holland, über die Versandung der dortigen Flüsse**, und zwar im 1ten und 2ten Stücke dieses Ma-

a) Ueberhaupt gemeiniglich das Bergse-Veld, oder der vertrunkene Zuidhollandse-Waard genannt.

Magazins vom J. 1771 weiter auszuführen gesucht habe. Hier entstanden damals noch weit mehrere und größere Probleme in der Bahn der Flüsse, und Verwirrungen derselben aus einem Jahrhunderte ins andere.

Es ist noch ein besonderer Fall übrig, der fünftens helfen könnte, jedoch nur freylich bey ganz besondern dazu eintretenden Umständen, und wenn man sonst keine Hülfe mehr zu finden wüßte. Er besteht darin: zuweilen trifft man vorzüglich wichtige, mit den volkreichsten Städten, Flekken und Dörfern versehene Stromgegenden an, die fast jeden Winter den schrecklichsten Eisstopfungen ausgesetzt sind, und deren Deiche gleichwohl, ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und übrigen Lage nach, unmöglich völlig dagegen gesichert werden können. Läge nun die Gegend oberhalb in jedem Betrachte ungleich sicherer, wäre sie wenig oder gar nicht bewohnt, so würde man in diesem besondern Falle allerdings wohl thun, zur Rettung der erstern Gegend, in einer angemessenen Entfernung, oberhalb derselben, durch Kunst und Natur eine gewisse Stromenge zu veranlassen und zu unterhalten, in welcher sich das Eis nothwendig ehender, als weiter unterhalb der so volkreichen und blühenden Gegend festsetzen müßte. Freylich gehört aber auch dazu, vorher zu wissen, daß die Seiten und der Rücken, entweder vermittelst natürlicher Anhöhen, oder besonders dazu aufgeworfener Deiche und Dämme, die man ohnehin in bedeichten Ländern häufig antrifft, und Seitwenden, Flügel- und Schirm- Kuhr- Kaje- und Achterdeiche, oder auch wohl Land- Feld- und Binnendeiche zu nennen pflegt, hinreichend gedeckt sey.

Endlich, so ist auch noch vor kurzem der Bataafschen Genootschap der Proefondervindelyke Wysbegeerte zu Rotterdam b), zur Vorbeugung und Verhinderung der Eisdämme in den holländischen Flüssen, ein Mittel von ganz anderer Art an die Hand gegeben worden c), das in der That sonderbar genug ist, jedoch der besonderen Wichtigkeit

b) Siehe deren Verhandelingen I. Th. Rotterdam 1774. 4.

c) Auch geben die Herren de Geer und Illeson in dem 1774 herausgekommenen 15ten Theil der Verhandelingen von der Harlemschen Maatschappye der Wissenschaften einen Entwurf an, wie man den Eisdämmen in den holländischen Flüssen vorbeugen solle, ich habe aber diesen Theil noch nicht erhalten können. R. E. Schillings Nachricht von der unterhalb der Stadt Bremen im Winter 1771 erfolgten Verstopfung des Weserstroms, und nachher geschehenen Aufeisung desselben, Bremen 1772. 8. gehört auch hieher, wobey jedoch des Herrn Etatsrath von Hunrichs 2ter Th. der practischen Anleitung zum Deich- Siel- und Schlengenbau, Cap. IV. p 710. bis zu Ende nachgelesen zu werden verdient. Ferner des schon angeführten Herrn Silberschlags 107. Stück der Leipziger ökonomischen Nachrichten vom J. 1757. woselbst unter andern im Kleinen von ihm angestellte Versuche, zur Zerschmetterung des Eises durch Bomben, und besonders Minen, so lehrreich als angenehm beschrieben werden.

tigkeit des Gegenstandes wegen, wohl zu verdienen scheint, näher erwogen zu werden, ob es gleich freylich, aus mehr denn Einer Ursache, auch noch unvollkommen genug bleibt.

Dieser Vorschlag besteht nun darin, daß man des Winters, so bald es anfängt anhaltend zu frieren, queer über die Breite des ganzen Flusses, Tannenbalken legt, zu beyden Seiten der Ufer fest gemacht, und an einander hinreichend verbunden. Man schlägt dabey vor, dergleichen Balken längst dem ganzen Theile des Flusses vorzurichten, der Eisstopfungen ausgesetzt ist, und zwar auf verschiedene, oder gleiche Entfernungen, von funfzig, hundert, oder mehr oder weniger Ruthen, je nachdem es die Umstände zu erfordern scheinen, und so hoch an dem Flusse hinauf, als man es gut finden, und sich darüber vereinigen möchte. Stellt sich darauf das Thauwetter ein, und die Strombahn fängt an unterwärts vom Eise wieder frey zu werden, soll man die Balken, so geschwind nur möglich, stückweise losmachen und wegnehmen, und damit von unten nach oben anfangen. Hiedurch sucht man nun nichts geringers zu bewirken, als daß der Fluß gleich beym Eintritte des Frostwetters, überall und fest befriere, so daß dadurch keine besondere Eisschollen entstehen, und daß man folglich, nach der hier gleich anfänglich voraus gesetzten Beschreibung von der ganzen Entstehung des Uebels, auf diese Weise Eisdämme oder Eisstopfungen solle verhüten können. Nähere Ueberlegungen und Erfahrungen mögen auch dies einfache Mittel, so wie die übrigen, empfehlen, verbessern oder auch verwerfen. Mir genügt es alles dies dazu angezeigt, und vielleicht dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, daß über eine so wichtige Landes-Angelegenheit, mit glücklicherm Erfolge weiter nachgedacht wird.

Harburg. N. Beckmann.

Zufällige Gedanken.

Eine Parallele zwischen großen Leuten obenhin machen ist sehr leicht. Man darf nur ihre Geschichte nachlesen und hinter einander durch schreiben. Aber eine genaue Parallele, und daraus eine richtige Berechnung ziehen, oder ihr Verhältniß gegen einander zuverläßig angeben, das ist nicht leicht.

Ein grübelnder Kopf kann sein Verdienst haben, aber selten um sich selbst. Er zergrübelt mehrentheils sein eigenes Vergnügen und Zufriedenheit, indem er sie, so wie die übrigen Gegenstände seiner Grübeley, sorgfältig zergliedert. Eine Operation, welche beyde ohne Zerstöhrung und Vernichtung ihres Daseyns nicht ausstehen können.

Das Bestreben sich um seine Welt verdient zu machen ist eine außerordentlich rühmliche Laufbahn. Aber die

die Geschichte seiner Vorgänger muß man nicht zu sorgfältig studiren, wenn man Muth behalten will vorwärts zu gehen. Wenigstens muß man sich nicht genau erkundigen was ihre Belohnung war.

Ein gelehrter Machtspruch und ein witziger Einfall können beyde einen starken Eindruck machen, – aber im Grunde alle beyde nichts entscheiden.

Man bearbeitet sich gegenwärtig stark, den Teufel und Henker aus der Welt wegzuphilosophiren. Mit welchem Succeß, wird die Zeit lehren. Nur vor der Hand kann unsere Welt weder den Einen noch den Andern füglich entbehren.

Vornehm und berühmt wünschen alle zu werden: und Niemand weiß was er wünscht, als bis er seinen Wunsch erreicht hat.

Die Hoffnung ist eine ungetreue Maitresse, die uns hundert mal hintergangen hat, die wir aber aller ihrer großen und kleinen Betrügereyen ohngeachtet abzudanken uns nicht entschließen können, weil wir sie zu reizend finden.

Keine Politessen und Geschenke sind denkwürdiger, als welche die alte und neue Welt einander gemacht haben. Jene gab uns die Lustseuche, und wir ihr dagegen die Blattern. Schicklicher konnten sich Tod und Hölle kaum beschenken.

Man klagt daß es in der Welt so verkehrt zugeht, und im Grunde hat man Ursach sich zu wundern, daß es darin noch so ordentlich hergeht.

So wie wir die Geschichte gewöhnlich studiren, scheinen wir dabey keine andere Absicht zu hegen als alte Neuigkeiten zu erfahren und eine Menge von Narren, Dummköpfen und Bösewichtern kennen zu lernen. Dazu, dächt ich, brauchten wir uns die Köpfe nicht zu zerbrechen, oder die Augen zu verderben. Wir dürfen nur fleißig in große Gesellschaften gehen, oder allenfalls nur aus dem Fenster gucken.

Alles was einmal Geschmack und Beyfall gewonnen hat, treiben wir so weit, daß wir es am Ende übertreiben. Daran liegt nun eben nicht viel, wenn man bloß auf den Zeitverlust sieht. Die Welt muß was haben, womit sie sich beschäfftiget, und die Zeit bey dieser oder jener Puppe verloren, kommt immer auf eins hinaus. Aber wenn wir uns die Schande des Rückweges ersparen und auf einem neuen noch nicht hinlänglich gebahnten Wege weiter und sicher fortgehen wollen, so, dächt ich, wäre es das Beste, nicht zu rasch, sondern etwas langsamer zu gehen.

Große Unternehmungen haben mehr Glanz und machen Aufsehen, kleine und unbemerkte aber haben gemeiniglich mehr Nutzen für die Menschheit, die bey jenen oftmals sehr gelitten hat.

Es ist sonderbar, daß große Reichthümer die Schande ihrer Erwerbung bedecken, und noch sonderbarer, daß dieser Erfolg um so viel gewisser ist, je aufgeklärter und verfeinerter die Zeiten sind.

Politur ist unstreitig das Charakteristische einer gesitteten Nation. Aber

zu viel Politur ist wieder ein Merkmal das nicht viel taugt. Einmal vergißt man darüber leicht sich um den innern Gehalt der Masse gehörig zu bekümmern, wenn man zu viel auf den äußerlichen Glanz sieht. Sie ist uns immer gut, wenn sie nur glänzt. Und ist der innere Gehalt gut, so reibt sich immer was davon durch das beständige Poliren ab.

Zu viel und zu wenig Empfindsamkeit sind Naturfehler von einer verschiedenen Seite, die aber in der Mitte zusammen stoßen und einerley Effekt thun, nemlich den der damit behaftet ist unthätig und unbrauchbar machen. Bey zu vieler Empfindsamkeit darf er sich in nichts mischen, weil er zu leicht aufgebracht, und wie eine Spinne durch den geringsten Windstoß erschüttert wird; und bey zu weniger kann er sich nicht bewegen, weil ihm die gehörigen Nerven fehlen, und er wie ein Kloß, durch seine angeborne vis inertiæ auf seiner Stelle fest gehalten wird.

Warum hat ein gewohntes Gut für uns nicht mehr den vorigen Reiz? – Warum will es uns nicht recht mehr schmecken, wenn wir eine Zeitlang mit gutem Appetit gegessen haben?

Ein jeder will herrschen, ein jeder will haben, und doch verstehen die wenigsten die Kunst zu befehlen und zu gebrauchen.

Was ist die Ehre? Zu Zeiten etwas, sehr oft aber nichts als höchstens so ein grillenhaftes Ding wie die Mode, wovon wir das Leere und Lächerliche vollkommen einsehen, ohne uns dennoch ihren frivolen Gesetzen ganz entziehen zu können.

Den wilden und ungeselligen Zustand der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verfassung vorziehen, ist unstreitig philosophischer Queersinn und Disputirsucht. Aber die häufigen und drückenden Mängel unsrer bürgerlichen Einrichtung nicht sehen oder empfinden, verräth ein schwaches Auge und sehr dicke Haut.

Verstand haben ist gut, und eine Sache ohne die wir wenig brauchbar sind. Aber zu viel Verstand haben ist oftmals nicht gut, wenigstens nicht für den Besitzer. Gerade so viel als man in seiner Lage nöthig hat, nicht mehr und nicht weniger, ist am besten.

Wer mir meine Fehler ohne Schmeicheley und Rückhalt sagt, ist mein Freund: aber ich zweifle, daß er es lange bleiben werde, wenn er sie mir zu oft und zu trocken sagt.

Oft dünkt uns eine Neigung ganz erstorben, die doch nur im tiefen Schlaf oder in einer kleinen Ohnmacht liegt. Bey der Semiotik des Herzens ist dieses ein wichtiger Artikel, wobey wir uns mit großem Schaden oft eben so sehr als die Aerzte bey den Todeszeichen irren.

Die vermehrten Bedürfnisse verbinden die Menschen immer genauer und enger mit einander, wie einige Staatswirthschafter behaupten. Das ist wahr; aber sie verbinden sie auch oft so genau und enge, daß sie sich kaum für einander regen oder Athem schöpfen können.

Die Klage, daß es wenig Freunde in unsern Tagen giebt, die die Probe hal:

halten, ist sehr allgemein, aber auch sehr fade, und gehört unstreitig zu den alltäglichen Klageliedern, die wir so häufig und gedankenlos anstimmen. Einmal ist es in diesem Punkt nie viel anders gewesen; – und dann sind wir auch nicht befugt, Proben zu verlangen die wir nicht gegeben haben. Vorschuß kann man nie als Recht und Schuldigkeit fordern.

Wenn tiefsinnige Wahrheitsforscher vielfältig den rechten Weg verlieren, so verdienen sie zwar den Spott nicht, der dieserhalb von seichten Köpfen über sie ausgegossen wird, welche zu dergleichen Verirrungen nicht fähig sind. In der Tiefe fehlt das Licht und der Irrthum ist da fast unvermeidlich. – Aber daß diese Herren ihre Göttinn am liebsten in düstern Spelunken aufsuchen, wovon es ungewiß ist, ob sie da jemals einen Fuß hingesetzt, geschweige denn ihre Wohnung aufgeschlagen habe, – scheint eher eine kleine Salzlauge zu verdienen. Die Nachteule auf dem Kopfe der Minerva ist mir immer etwas anstößig, und als eine hieroglyphische Satyre auf die tiefsinnige Philosophie verdächtig gewesen.

Hercules bändigte den Neid erst am Ende seiner Laufbahn. Wer irgend etwas Aehnliches auszuführen denkt, muß sich auf einen langen Streit mit diesem Ungeheuer gefaßt machen.

Viel große Philosophen haben sich die Köpfe über der Frage zerbrochen, wie das Uebel zuerst in die Welt gekommen ist? Die Frage ist groß und schwer, aber bey weitem nicht so interessant als die, – wie es wieder herausgebracht werden kann?

Ein kaltes Lob ist selten was wir wünschen. Wenigstens sind wir damit nur sehr mittelmäßig zufrieden. Und doch ist es im Grunde einem warmen und mit Enthusiasmus verbreiteten vorzuziehen. Es ist wahrer, und also dauerhafter. Ein warmes Lob erhalten wir nur so lange wir beliebt und Mode sind; aber ein kaltes Lob ist das Lob der Feinde und der Nachwelt.

Es kann nicht fehlen, alles was wir zu viel und zu genau untersuchen, müssen wir verhältnißmäßig schlechter und weniger interessant finden: so wie eine zu oft gesehene Gegend, so schön sie seyn mag, uns zuletzt alltäglich wird, und wenig Anziehendes für uns behält.

Bey allen großen und kleinen, guten und schlechten, Universal- und Special-geschichten, Memoiren, Anekdoten, Biographien, u. d. gl. die geschrieben sind und noch geschrieben werden, kann ich mich nicht überzeugen, daß wir irgend eines Menschen Geschichte genau kennen, als unsere eigene. Und auch mit dieser ist es nicht so ganz ausgemacht, ob wir sie ganz und recht genau kennen.

Der Welt in einem von ihren bösen Anfällen widersprechen, oder sie zurecht weisen wollen, ist ganz verlorne Arbeit. So lange der Paroxysmus währt ist es am besten, sie machen lassen und ihr nichts sagen. Aber wenn er sich gelegt hat, und die guten Intervallen gekommen sind, dann ist es Zeit. Hier läßt

sie

sie sich eher bedeuten und besinnt sich sogar zuweilen.

Wenn man die ewigen Zänkereyen und Raufereyen der Menschen im Großen und Kleinen ansieht, wie sie einander in den Weg treten, stoßen, chicaniren und zu Boden stürzen, so sollte man beynahe dem Hobbes mit seinem allgemeinen Kriege Recht geben: nur würde man nicht so wohl mit ihm den Grund davon in der menschlichen Natur, als vielmehr in dem Gedränge der gesellschaftlichen Verbindung zu suchen haben, welche bey ihrem vielen Guten auch das unvermeidliche Uebel bey sich führt, daß wir einander zu nahe stehn, und oft auf dem Halse liegen, welches denn freylich nicht den besten Vertrag hervorzubringen pflegt.

Woher kommt es, daß bey dem vielen Guten, so in der Welt von jeher gesagt ist, wir dennoch in vielem so sehr zurück, und noch nicht weiter in der Ausführung sind? – Unter andern auch wohl daher, weil zu oft und zu lange gesagt wird.

Es ist eine alte und allgemeine Klage, daß die Glückseligkeit so schwer gefunden werde. Daran ist nun freylich viel Wahres, aber es kann auch wohl seyn, daß wir oft die Glückseligkeit sehr verkehrt, und da suchen, wo sie nicht zu finden ist, – oder auch, daß wir etwas suchen, was auf unserer Erde ganz und gar nicht zu finden ist.

Wir betrachten mit erstauntem Blick den Verfall berühmter Nationen, und ergrübeln davon mit vieler Mühe die Ursach. – Ist es denn wohl ein Wunder, wenn die aufgethürmte Welle wieder fällt, oder der Wind den zusammengeweheten Sandhügel wieder zerstreuet?

Patriotismus in einem despotischen Staat kann wohl nicht viel mehr seyn, als die Neigung des Galeerensklaven zu seiner gewohnten Stelle auf der Ruderbank.

Wer das was er ist und hat, nicht vorzüglich zu schätzen weiß, und die Sucht nach neuen Erwerbungen oder Lagen nicht einzuschränken versteht, der kann auf eine dauerhafte Zufriedenheit nur immer Verzicht thun.

Daß wir zu spät klug und zu früh alt werden, ist eine Wahrheit die wir uns leicht und früh genug sagen könnten; die wir uns aber gern so lange als möglich verschweigen, und gemeinlich nicht eher sagen als bis es zu spät ist.

Unsere Gesetze gleichen einem Gebäude, welches nicht nach Riß und Plan, sondern nach verschiedenen Zufällen, Bedürfnissen oder Phantasien nach und nach aufgeführt, oder vielmehr zusammen geflickt ist, so daß unmöglich eine andere als die winkelichte und unförmliche Figur, ein bizarres Gemische von Antikem, Gothischem und Neuem, herauskommen konnte welche da steht.

Die langsamen Fortschritte der Menschheit seit so manchem Jahrtausend geben eine sichere Anzeige, daß wir entweder nicht auf dem rechten Weg sind, oder nicht viel weiter kommen können.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Montag, den 28ten December 1778.

Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben.

Da so viele unserer Geschäffte, so manche von unsern Belustigungen durch die Witterung gehindert und befördert, erschwert und begünstiget werden: so ist wohl kaum Jemand, der sich nicht eine vorläufige Kenntniß davon wünschen möchte. Der Landmann und der Schiffer haben indeß wohl das meiste Recht, diesen Wunsch am stärksten zu fühlen; und von jenem mögen sie ohne Zweifel hauptsächlich herrühren, die häufigen Vermuthungen über Wind und Wetter die unter uns bekannt sind, denen wir trauen und nicht trauen, die wir zutreffen und fehlen sehen. Der Einfluß der Witterung in den Ackerbau ist so wichtig, daß sie alle unsere Aufmerksamkeit verdient, aber ihr Gang auch so weit und so unsichtbar, daß wir doch nichts weiter können als vermuthen. Ich würde es widerrathen, wenn die Sache weniger wichtig wäre; und ich widerrathe, sich mehr als Vermuthung zuzutrauen, weil sie so verborgen ist; aber die Vermuthung selbst widerrathe ich nicht, da sie schon öfter Untersuchungen befördert, Erfahrungen zu nutzen gelehrt, und als Wegweiserinn zur Gewißheit gedient hat. Hier ist noch eine zu den vielen, die wir bereits haben: **Sollte nicht auch der Krieg einen Einfluß in die Witterung haben?** Vielleicht jetzt zur rechten Zeit, (Gott gebe! zur Unzeit;) angebracht. Sie kann schon lange da gewesen und widerlegt seyn, ich weiß es aber nicht. Man kann sie vielleicht mit Gründen tödten, so stirbt – eine Vermuthung. Läßt man sie inzwischen gefälligst bis zur Erfahrung leben: so vergeht sie ohne Mühe von selbst, oder wird unsterblich.

Die schöne Abhandlung im 78ten St. dieses beliebten Magazins: **Anmerkungen über die Passatwinde und davon abhängende Witterung**, hat den Vorsatz, obige Vermuthung bekannt zu machen, sehr befördert, da sie so manches enthält, was ich sagen mußte, und nun übergehen darf, in der Voraussetzung daß belobte Anmerkungen noch im Gedächtnisse, oder leicht wieder zu finden sind. Anführen will ich sie, der Kürze wegen nicht, ich setze sie aber voraus.

Man wird zugeben, daß die Anhäu-

fung der Dünste in einer Gegend eine Bewegung der Luft verursachen könne. Machen sie da, wo sie sich häuften, die Luft kälter, als die entfernte ist: so werden sie die Ausdehnung derselben nach der wärmern Gegend veranlassen; und wenn viele warme Dünste irgendwo die Luft verdünnen: so wird die entfernte kältere sich hieher bewegen.

Nun häuft ohne Zweifel der Krieg die Dünste, und unter den zufälligen Ursachen ihrer ungewöhnlichen Menge in einer Gegend ist er vielleicht die stärkste, die wirksamste. Ich will nur die vornehmsten Veranlassungen ihrer Vermehrung nennen.

Wo ein Krieg ausbricht, da vergrößert sich die Anzahl der bisherigen Bewohner einer vielleicht nicht großen Gegend gleich auf einmal bey hundert tausenden. Sie kommen nicht zusammen, um sich ruhig einander anzusehen, sie sind in beständiger Bewegung, oft in der heftigsten, ermattendsten Bewegung des Leibes, auch wohl der Seele, die auch den Schweiß vermehren kann. Die Eingebornen des Landes werden durch sie mit unruhig, Angst und Flucht und Arbeit treiben ihnen mehr Ausdünstungen aus, als wohl sonst erfolgt wären. Je mehr Menschen, desto mehr können und pflegen zu erkranken, wenn auch keine Ansteckung entsteht; und oft soll der Kranke durch vermehrte Ausdünstung genesen: Blut fleußt fast täglich, und manchen Tag in abscheulicher Menge; wer wird es ohne die heftigste Anstrengung verlieren? Die Gebliebenen werden begraben, aber zuweilen nicht alle, vielfältig nicht so frühe, daß man nicht vorher ihr Bette der Ehren schon von Ferne wittern könnte, gemeiniglich nicht tief genug, und so dicht auf und an einander, daß, der Versicherung nach, ein Schlachtfeld noch viele Jahre nachher von den Irrwischen, diesen Kindern starker Ausdünstungen, kenntlich gemacht wird.

Der Krieg erfodert eine Menge Pferde, nicht bloß für die zahlreichen Reuter, sondern auch Behuef des Gepäckes, der Zufuhr, der Benachrichtigungen. Es kann wohl seyn, daß im Kriege eine Gegend tausendmal mehr Pferde hat, als in Friedenszeiten da gehalten werden mögen. Das Pferd dünstet scharf in der Ruhe, wie viel schärfer in so häufiger, angestrengter Bewegung! Es fällt häufig von Verblutung und Ermattung; in beyden Fällen muß es stark vorher ausgedünstet haben. Es wird beygescharrt, aber nicht so oft, nicht so geschwind wie der Soldat; vielfältig nur, wenn es über der Erde zu unleidlich werden will, gemeiniglich flach, locker, und wie sie bey einander herliegen, daher sie oft der Hund wieder aufgräbt.

Eine so große Menge von Menschen und Pferden, kann die Gegend, wo sie der Krieg zusammen führt, allein nicht nähren, sie braucht Zufuhr. Es wird daher aus der Ferne eine beträchtliche Anzahl von Vieh allerley Art in eine Gegend getrieben, die eine Weile gefuttert und geweidet, auch wohl einmal verfolgt und erhitzt, endlich geschlachtet, wenn es der Feind nicht tödtet und un-

unbrauchbar macht. Wie viel weniger reinlich und haushälterisch mag beym Schlachten im Kriege verfahren werden; und wie viele Ausdünstungen aus der Menge und dem Schicksale dieser Thiere! Ein großes Heer braucht viel mehr Korn, als die Gegend, wo es steht, gewinnen kann, braucht starke Zufuhr. So wohl die durch die Menge von Menschen, Pferden und Wagen, die sie leisten, vermehrt die Dünste, als es das Magazin thut, das sie füllt, wenn auch das Korn trocken hinein kommt und sich darin nicht brennt. Wie stark der Backofen riecht, folglich dünstet, weiß jedermann. Zu Brodt und Fleische gehört noch eine große Menge anderer Lebensmittel, die wir Vorspeise aus dem Pflanzenreiche nennen, und Getränke von mehr denn einer Art. Es dünstet alles, wenn es auch nicht verdirbt, nicht verdorben wird; wie sich oft genug begeben mag. Wie viel Heu braucht die Menge von Pferden? Sein Geruch ist bekannt. Es wird zugefahren, gerührt, in Haufen gepackt, brennt sich, aus einander geworfen, und häufig zerstreut, wenn es auch keinen Feind erfährt, der doch sonst sein Verderben gern befördert.

Vielleicht wird weniger gepflügt, wo der Krieg herrscht; aber doch gewiß die Erde mehr geöffnet und gerührt, als der ruhige Ackerbau im Frieden erfodert hätte. Man gräbt nach Wasser im Lager, verschanzt sich, wo man steht, wirft Batterien auf, dämmt Flüsse ab, öffnet Laufgräben, macht Minen, sprengt sie, legt Festungswerke an u. s. w. Geöffnete Erde dünstet strenger als berasete, und tiefe Oeffnungen können mancherley mächtige Dünste losmachen. Sollten sie sich nicht merklich vermehren, wo viel und tief in der Erde gewühlt, wo sie so häufig durch einander geworfen und zusammen gebracht wird, was sonst nicht bey einander lag? Vermischung der Erdarten löset mehr auf, als beachtet wird.

Mehr Holz wird unstreitig im Kriege gebraucht und gehauen, als im Frieden nöthig gewesen und geschehen wäre. Die ungleich größere Anzahl von Menschen erfodert, daß mehr gekocht, gebacken, gebrauet, gewaschen wird. Erwärmung am Feuer braucht der Soldat oft auch, wenn er zu Felde liegt: wie viel mehr, wenn er gegen den Winter noch zu Felde liegen muß! Schwerlich wird dieser Holzverbrauch aufs räthlichste eingerichtet. Man findet nöthig, sich mit Pallisaden zu verwahren, Verhacke zu machen, ein Holz durchzuhauen oder anzuzünden, Brücken oder Flösse zu bauen, und wieder herzustellen, was der Feind verderbt hat. Wie viel Holz wird im Kriege mehr gefällt, gespalten und verbrannt, als in Friedenszeiten! Wie nun ein frisch gefällter Baum merklich dünstet: so füllt vielmehr der Rauch die Luft mit Dünsten an, da er von so viel mehr Stellen und so häufig von nassem Holze aufsteigt. Welch ein Dampf, wenn Bagage, Brücken, Waldungen, Magazine, Dörfer, Städte, — fürchterlich zu sagen! — gezwungen werden zu brennen! Wie viele und welcherley Dünste werden hier mit einander in die Höhe getrieben!

Dazu kömmt noch das Pulver. Ein Fingerhut voll kann schon ein Zimmer mit sehr merklichen Dünsten erfüllen. Wie viel mögen ein Paar große Kriegesheere bey wichtigen und unwichtigen Vorfällen in einem Feldzuge in die Luft jagen! Wie viel mag vor einer Festung, die eine monatliche scharfe Belagerung aushält, angezündet werden! Sollte eine solche Menge von Pulver, in einer nicht gar großen Gegend verschossen, die Dünste über ihr nicht sehr vermehren, die Luft damit füllen?

Ich glaube, daß eine dieser Dunstquellen reichhaltig genug sey, eine Anhäufung zu verursachen. Man nehme es aber zusammen, was große Kriegesheere mit ihrer fürchterlichen Bewegung und traurigem Schicksale, was viele tausend scharfer Treibung fähige oder fallende Pferde, was eine Menge von allerley zugefahrnen und zusammengehäuften Lebensmiteln, was häufige und tiefe Oeffnungen und Vermischungen der Erde, was ein öfterer, dicker, stinkender Rauch von so mancherley Dingen, was ein beynahe unaufhörlicher, oft undurchsichtlicher Pulverdampf, was dies alles, in einer mäßigen Gegend vereiniget, und was ich, Gottlob! nur des Friedens erfahrner, nicht weiß oder ausgelassen habe, was dies alles für eine Menge von Dünsten zeugen muß; und urtheile nun, ob sie nicht der Krieg vermehren und in einem Revier anhäufen muß.

Angehäufte Dünste in einer Gegend sind ohne Zweifel allein schon vermögend, die reinere, leichtere Luft vor sich wegzudrängen, werden ihr aber, so bald sie vor ihnen weicht, von andern wieder gedrängt, folgen müssen. Wohin wird sich indeß die durch Dünste ausgedehnte Luft ausbreiten? Wenn der Widerstand von allen Seiten gleich ist, so wird sie sich nach allen Seiten gleich ausbreiten; ist das nicht, so wird die Ausbreitung dahin erfolgen, wo der wenigste Widerstand ist. Da dies letzte immer der Fall seyn wird: so kann schon die bloße Menge von Dünsten einer Gegend einer andern Wolken zuschicken und dadurch Einfluß in ihre Witterung äußern.

Dies wird noch einleuchtender, wenn wir bemerken, daß der Krieg, der die Dünste häuft, sie auch bewege. Nach ihrer elastischen Kraft drängt sich die Luft dahin, wo der wenigste Widerstand, wo sie verdünnt ist. Die Wärme treibt die Luft aus einander, und warm mag ein sehr großer Theil der Dünste seyn, die der Krieg veranlaßt. Denn wie viel vermehrtes Feuer gehört nicht noch zu seinen Wirkungen! Es ist schon berührt und ohnehin bekannt, daß ungleich mehr nothwendiges Feuer brennen muß, wo so viele tausend Menschen mehr essen und sich erwärmen wollen. Je mehr Pulver angezündet wird, desto mehr kleine und große Flammen fahren in die Luft. Und nun noch die verheerende schreckliche Flamme, die hier ein Magazin zerstöhren, dort eine Waldung vertilgen, hier ein Dorf strafen, da eine Stadt zur baldigen Uebergabe zwingen soll. So öfteres, so vieles, so großes Feuer, muß das nicht die Luft erwärmen, verdünnen, einen beständigen

gen Ab- und Zufluß der dickern Luft verursachen, sie folglich in Bewegung sezzen, und gleichsam hinter sich herlocken?

Bey jedem Schalle wird die Luft zusammen gedrückt und wieder ausgedehnt. Wie reich ist aber nicht der Krieg an Getöse! Wenn auch das manchfaltige Geschrey von Menschen und Pferden zu schwach wäre, wie es doch wohl nicht seyn mag, die Luft zu bewegen: so wird man es wohl nicht unglaublich finden, daß es das Pulver kann, welches täglich, manchen Tag so häufig, und zuweilen viele Tage hinter einander im Ueberflusse verschossen wird. Ohne Zweifel kann hiedurch so viel Bewegung der Luft verursacht werden, daß daraus ein starker Zug nach einer Gegend, wo der wenigste Widerstand ist, erfolgt.

Kein Krieg ohne Bewegung, ohne heftige Bewegung. Es wird wohl nirgend mehr handthiert, häufiger gegangen, stärker gefahren, schneller geritten, als wo große Heere gegen einander handeln. Sollte sich dies beständige, ausgebreitete, geschwinde Zurücktreiben der untern Luft nicht auf die obere ausbreiten, und weit umher eine Bewegung darin veranlassen? Nun, was denn noch daran fehlt, und die Bewegung der Gewehre, Säbel, Fahnen u. d. gl. nicht zusetzen können, das wird die schnelle Kugel ergänzen, die so gewaltsam die Luft theilt, daß sie sie dem, welchen diese Luft faßt, schädlich, ja tödtlich machen kann. Sie müßte so elastisch, wie sie ist, nicht seyn, wenn sie sich durch eine so unzählbare Menge Kugeln, wie manchen Tag durch sie hin und her gejagt werden, in Bewegung nicht setzen ließe.

Aus diesen Voraussetzungen, daß der Krieg die Luft mit Dünsten erfüllt, daß diese Dünste größtentheils warm sind, daß in demselben ungleich mehr Feuer, als ohne ihn, in die Luft fährt, und daß durch ihn die Luft sehr viel mehr bewegt wird, als sonst geschehen wäre — hieraus wird folgen, daß die mit vielen warmen und andern Dünsten angefüllte, mithin oft verdünnte, und oft bewegte Luft den aus andern Ursachen in der Ferne entstandenen Zug oder Gang derselben an sich locken, ihn daher von seiner sonstigen Richtung etwas ableiten und in die Gegend des Krieges führen wird, und daß der nach dem Kriegesschauplatze geleitete Zug der Luft, wenn sie sich hier gehäuft und mit seinen Ausdünstungen gleichsam beladen hat, sich von da wieder in die wärmere Nachbarschaft ausbreiten und der die vom Schauplatze des Krieges aufgestiegenen Wolken zuführen wird.

Wenn man nun, nach diesen Voraussetzungen, einen Einfluß des Krieges in die Witterung zu vermuthen wagen will; so versteht sich leicht, daß dies nicht allgemein geschehen könne, sondern daß man so wohl auf den zu jeder Jahrszeit natürlich gewöhnlichen Zug der Luft zu sehen habe, als man die Lage seines Vaterlandes gegen die Gegend, wo der Krieg geführt wird, vor Augen haben müsse, und daß folglich alle Vermuthungen, so wahrscheinlich sie auch scheinen möchten, trügen,

so bald sich der Kriegsschauplaß, und damit unsere Lage gegen denselben ändert. Da sich nun das leicht zutragen kann, so wird der Beobachter der Witterung und des Krieges erst am Ende eines Jahrs sprechen können, ob der geführte Krieg in die gehabte Witterung einen Einfluß gehabt haben möchte, oder nicht. Damit ist nun aber fürs nächste Jahr wieder dem Landwirthe nicht gedient, als dem es gleich viel zu seyn pflegt, wodurch die günstige oder ungünstige Witterung, die vorbey ist, befördert seyn mag; er möchte lieber wissen, wie vermuthlich die Witterung des künftigen Sommers, worauf ihm so viel ankömmt, seyn dürfte. Vielleicht ist die ganze Vermuthung, die ich hier vorzulegen wage, der Aufmerksamkeit eines Beobachters nicht werth, vielleicht findet er sie am Schlusse eines Jahrs, das der Krieg bezeichnete, ganz ungegründet, vielleicht können sie erst verschiedene Jahre zu einiger Wahrscheinlichkeit erheben, oder zur gänzlichen Unwahrscheinlichkeit herabsetzen; sicher ist es daher besser, ohne diese noch wohl nicht angestellten Beobachtungen nicht zu vermuthen. Der Meynung bin ich; aber welcher ist der Landwirth? Er ist erstlich sehr neugierig auf die bevorstehende Witterung, und daher keiner Vermuthung abhold, so kühn, so unwahrscheinlich sie auch immer gewagt seyn mag. Er hat überdas doch einigen Grund, auch die gewagteste Vermuthung zu beobachten, weil keine leicht auf dem Lande ohne die Kraft ist, den eilfertigen, immer wohlthätigen Fleiß zu befördern, die und jene immer heilsame Vorsicht zu empfehlen, die und jene Einrichtung zufälliger Weise zu veranlassen und zu begünstigen. Er hat endlich auch nicht ganz unrecht zu sagen: in Ansehung der Witterung kann Niemand mehr als vermuthen; ob ich diese oder jene Arbeit ehe vornehme, so oder so einrichte, dazu bestimmt mich vielfältig die bloße, kahle Vermuthung über die Witterung; hats Niemand gewagt darüber zu vermuthen, so muß ichs selbst, ich allein wagen, und wage es blöder, wankender, als einem andern nach; es könnte doch so kommen, wie die bekannt gemachte Vermuthung besagt, es anders erwarten gründet sich doch auch nur auf Vermuthung; also nur heraus damit! Warnen soll sie mich wenigstens und zum Fleiß ermuntern, folglich nicht schaden, denn es ist nur Vermuthung, sondern nützen.

Bey alle diesem nicht ungerechten Wunsche, etwas von der künftigen Witterung voraus erwarten zu dürfen, gehört doch viel Dreistigkeit dazu, über die Grenzen der Vermuthung im geringsten zu schreiten; und die sind enge. Hier ist, was innerhalb derselben etwa gewagt werden dürfte! Wer sie erweitern kann, thue das.

Würde künftigen Sommer der Krieg in Böhmen und der Nachbarschaft fortgesetzt: so läge sein Schauplaß dem Niedersächsischen Kreise Süd-Ost. Auf die Lage des Vaterlandes gegen das Kriegleidende Land muß vorzüglich Rücksicht genommen werden. Nun ist im eigentlichen Vorsommer, vom März bis in den Junius, der Wind von Nord-West zu erwarten, der also von Niedersachsen

sachsen nach Böhmen zieht. Hätte hier nun der Krieg die Luft schon durch warme Dünste verdünnt: so würde der Zug desto schärfer dahin gehen, und wir hätten daher einen strengen Nordwestwind mit seinem bekannten Ungemache, Nässe und Kälte, zu besorgen. Sollte er aus unbekannten Ursachen aber schleunig aufhören, dann könnte die durch ihn in Böhmen angehäufte und durch den Krieg mit Dünsten erfüllte Luft leicht einen Rückzug aus Südost hieher nehmen, die dann wohl warme Regen und Gewitter mitbrächte. Daß dies nur von Niedersachsen gelten könne, und z. B. in Ungarn ganz anders seyn möchte, muß ich nochmals um derer willen erinnern, die auf die Lage der Länder nicht Acht haben. Wäre der Wind mehr oder ganz westlich, nicht aber sehr heftig: so stünde gleichfalls, aber mit viel geringerer Wahrscheinlichkeit, auf denselben ein südostlicher mit der schon genannten Begleitung zu erwarten, der sich wiederum doch eben so schwach, vermuthen ließe, wenn der Frühlings-Passatwind mehr Nord- oder ganz östlich wäre. Die meiste Vermuthung, in dem angenommenen Falle des Kriegsschauplatzes und des natürlichen Luftstrichs, bleibt indeß für einen anfänglichen scharfen Nordwestwind, und nachmaligen lauen, auch wohl schweren Südostwind.

Im Sommer, vom Julius bis September, da der Passatwind südwestlich aus natürlichen Ursachen seyn sollte, könnte ihn der angenommene Fall des Krieges, wenn der Wind nicht heftig wäre, für uns hier leicht südostlich machen, oder wenigstens oft die Luft an sich ziehen, und uns daher einen häufigern Südostwind mit Wolken, als wir sonst im Sommer haben, zuschicken. Würfe sich der Südwind aus andern Ursachen gar mehr in Osten, dann könnten wir leicht einen heftigen anhaltenden Südostwind mit vielen Wolken haben, bis der Nordostwind im Herbste aus begreiflichen Ursachen wieder die Oberhand gewönne.

Man sieht leicht, daß sich diese Vermuthungen aus dem angenommenen Satze weiter, als ich gewagt, ausdehnen ließen, und mit größerer Dreistigkeit ganz weit auszudehnen wären. Ich bin aber schon zu weit gegangen, wenn mich die Erfahrung widerlegt, und immer weit genug zum fernern Gebrauche der Hypothese, wenn die Erfahrung für mich seyn sollte. Der Kriegsschauplatz ist veränderlich, und man erfährt leicht, wohin er verlegt wird. Es dürfte daher besser seyn, ohne Rücksicht darauf Vermuthungen herzusetzen, die aus jeder Lage eines kriegleidenden Landes im Vaterlande gemacht werden könnten. Hier sind einige!

Es ist wahrscheinlich, daß der Wind in dem nächsten Lande, worüber er in das kriegleidende zieht, stärker als in dem weiter entfernten weht, weil der Krieg die Luft durch warme Dünste verdünnt, und daher den Zufluß der dickern dahin ziehenden Luft beschleunigt, oder desto schneller macht.

Es kann wohl seyn, daß, wenn keine entfernte Ursachen zur Bewegung der Luft in einiger Stärke vorhanden sind, der Krieg die kältere Luft an sich zieht,

und

und also einen Wind aus einer kältern Gegend in die, wo er herrscht, verursacht.

Da der Krieg die Luft an sich zieht, und die, in welcher er geführt wird, mit Dünsten erfüllt, so kann es wohl geschehen, daß sie durch die Anhäufung, Bewegung und Schwere in der kriegleidenden Gegend wieder zurück in die Gegend, woher ihr Zug kam, getrieben wird, oder, daß der Wind, der eine Weile über uns weg nach der Kriegsgegend hin geweht hat, eine Zeitlang von daher wieder zu uns kömmt.

Bey einer ziemlichen Windstille wäre zu vermuthen, daß sich die schwere und oft bewegte Luft der Kriegsgegend nach einer wärmern hin ausdehnen, oder, daß in diesem Falle ein Nord- oder Nordwest- oder Nordostwind bloß aus dem Kriege entstehen, in den gegen Süden gelegenen Ländern wärmer wie sonst seyn, in den dem Kriegs Schauplatze nordlich liegenden Ländern aber seine Natur behalten werde.

Endlich ists nicht unglaublich, daß jede aus der Kriegsgegend zu uns kommende Luft wärmer, feuchter, auch wohl gewitterreicher seyn möchte, als sie etwa sonst aus dieser Gegend zu seyn pflegt.

Uebrigens gebe ich gern zu, daß große Gebirge, Gewässer und Waldungen, daß verschiedene Kriege zu gleicher Zeit, daß andere nahe oder ferne wichtige Vorfälle, auf der Erde, die beachtet oder nicht beachtet werden, daß die besondern überwiegenden Umstände dieses vor jenem Kriege, daß der oft abwechselnde Zug der Heere aus einem Lande ins andere, daß die eigene Natur, oder die Lage eines Landes an der See u. s. w. diese Vermuthungen hie und da ändern und gar gegenseitig machen können; und gebe daher noch vor der Erfahrung zu, daß sie sich leicht widerlegen lassen. Kann durch die Widerlegung eine andere Vermuthung, die von der Erfahrung begünstiget wird, befördert werden: so soll mir es eben so lieb seyn, Veranlassung hiezu gegeben zu haben. Bestätiget es sich durch Beobachtung, daß der Krieg Einfluß in die Witterung hat: so wird es sich ziemlich bald ergeben, wie der Einfluß für das Land sey, worin der Beobachter wohnt.

So leicht ich nun die Vermuthungen, die ich aus diesem Einflusse gezogen, preis geben will: so leicht kann ich doch die, daß der Krieg in die Witterung Einfluß habe, nicht aufgeben. Da sie unstreitig nach der Erfahrung sehr verschieden ist; da sie das nicht wohl seyn könnte, wenn sie die von der Erde aufsteigenden, häufigern, oder seltenern Dünste, dieser oder jener Natur, nicht zu verändern vermöchten; und da große immer geschäftige Heere, wenn sie sich Jahr und Tag in einer mäßigen Gegend aufhalten, ohne Zweifel ungleich mehr Dünste in die Luft schicken, als ohne sie aus dieser Gegend aufgestiegē seyn würden: so glaube ich für eine Vermuthung Grund genug zu habē.

Daß ich bloß vom Kriege zu Lande geredet habe, brauche ich kaum noch zu erinnern. Ob der Seekrieg ohne allen Einfluß in die Witterung sey, ist mir nicht ganz unwahrscheinlich. Schwächer wird er aber, oder unmerklicher wenigstens ohne Zweifel seyn, weil er seine Gegend öfter ändert, und ungleich weniger Dünste in die Höhe treibt.





